DAS BUCH DER WELT

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Digitized by Google

Digitized by Google

Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre ꝛc.

Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1846.

Digitized by Google

Druck von Carl Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

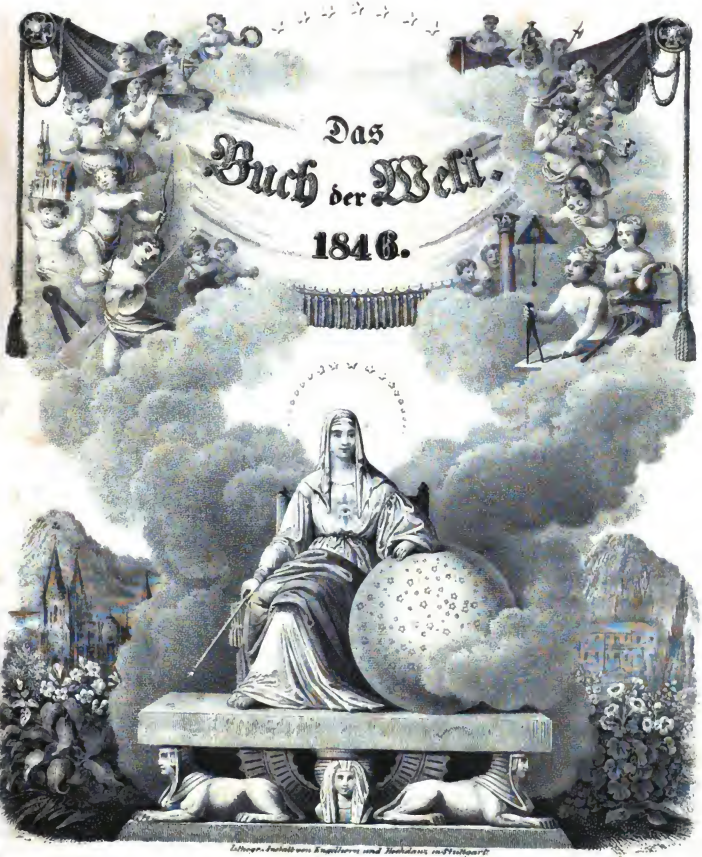
Lecchi Gardasee

Pestum

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Stuttgart, bei Carl Hoffman

Digitized by Google

AC30
B5
1846

Der Garda-See mit der Insel Lecchi, in der Lombardei.

(Taf. 1.)

Die Lombardei, dieses liebliche, gartenähnliche Land, gehört zu den schönsten, fruchtbarsten und gesegnetsten Theilen der österreichischen Monarchie, und bildet dessen südwestlichste Gränzprovinz. Im Norden wahres Gebirgsland, das von mehreren Alpenzügen bedeckt wird, die sich nach Süden abstufen, allmählig in Hügelland übergehen und endlich in die schöne lombardische Ebene verlaufen, die den ganzen südlichen Theil des Landes von Ticino bis an den Garda-See und die venezianische Gränze einnimmt, — gleicht das ganze Land einem irdischen Paradiese, das von natürlichen Gränzen eingeschlossen wird. Die Graubündtner oder rhätischen Alpen, die sich vom Bernhardin nach Tyrol ziehen, bilden nach der Schweiz zu die Gränze, und in deren Hauptzuge erhebt sich das Tambenhorn, eine prächtige Felspyramide, die gegen 10,000 Fuß hoch, auf der Alpe Tambo mitten aus Gletschern steil emporsteigt, und weithin über die Ebenen der Lombardei, der nordwestlichste Gränzhüter der Provinz, bis Mailand herabschaut. Weiter nordöstlich liegt der hohe Splügen, der nur eine Einsattlung zwischen dem Tambenhorn und dem, schon ganz in Graubündten liegenden, schwarzen begletscherten Suretto bildet, und von hier aus streicht der lombardische Hauptast der rhätischen Alpen vom Bernhardin südlich und südwestlich, und verbreitet sich zwischen den Seen von Como, Lugano und Locarno in mehreren Zweigen aus, die im Pizzo di Gino auf 6,972 Fuß aufsteigen, und nach dem Adda zu, im Spalino, selbst eine Höhe von 10,170 Fuß erreichen. Die lombardischen Alpen, welche die Gränze gegen Tyrol bilden und sich endlich in die Ebene der Lombardei hinabkrümmen, in welche sie mehrere Zweige aussenden, erreichen ihre höchsten Gipfel zwischen der Adda und dem Oglio, und haben außer dem von Tyrol heraberschauenden Ortles, das Wormser- oder Stilfser-Joch, und einer Menge gleichhoher Gipfel, den Legnona, der, über 8,600 Fuß hoch, eine herrliche Aussicht über die unermeßlichen Ebenen der Lombardei bis Mailand, über die Seen von Como und Lugano, über das Valtellin und die Kette des Bernina bietet. Der Anblick dieser gletscherreichen Alpen mit ihrem ewigen Schnee aus der ewig grünen, herrlichen Ebene der Lombardei ist ungemein erhebend, und die zahlreichen Pässe, die über dieselben führen, theilweise mit großen Kosten zugänziger gemacht. Anmuthige, herrliche Thäler eröffnen sich zwischen den Bergreihen, und unter diesen nimmt ohne Zweifel das Valtellin, sowohl wegen seiner Schönheit als Fruchtbarkeit, einen der ersten Plätze ein. Es erstreckt sich längs der Adda beinahe durch zwanzig Stunden ohne Unterbrechung aufwärts, und bildet größere oder kleinere Amphitheater, je nachdem es sich mehr verengt oder erweitert. Bald laufen gigantische Berge und sanft abhängende Hügel bis zum reizenden Ufer der Adda, bald ziehen sie sich wieder landeinwärts und bilden stundenlange Halbzirkel und die schönsten Ebenen. Die Ufer des Flusses, die Hügel, die Thäler, die Abhänge, die Gipfel der Berge sind mit Kirchen, Dörfern, Höfen, Hütten, Villen und palastähnlichen Bauwerken besäet, die gleichsam aus den Weinreben- und Kastanienwäldern herauszuwachsen scheinen, und das Valtellin zu einem kleinen Paradiese machen; im Norden desselben liegt die Wormser-Landschaft, mit den Thälern von Furba und Pedenos, die sich mit den schönen Hügeln von Trepall schließen, und aus dem Valtellin erstrecken sich zahlreiche Nebenthäler nach Norden und Süden, die an Fruchtbarkeit mit dem Hauptthale wetteifern. Zahlreiche Grotten und Höhlen trifft man im Kalksteingebirge, namentlich in der Nähe des Comersees, bei Rovena, Moltrasio, Grianta u. a., von denen die Pertuggio della volpe, bei Rovena, die tiefste und geräumigste ist. Herrlich bewässert, und mit Ausnahme einiger kleinen Bäche, die nordwestlich dem Rheine zufließen, durchaus dem Stromgebiete des Po angehörend, bietet das nördliche Gebirgsland eine Unzahl von Wasserfällen und ansehnliche Seen, die am Ausgange der Alpen fluthen. Die westlichsten derselben, der Lago maggiore mit den barromäischen Inseln, der See von Lugano, der Comersee mit dem Lecco-See, der Chiavenner-See, der mit dem Comersee durch einen schiffbaren Kanal zusammenhängt, der Iseo- und Idro-See, werden von allen Reisenden, die aus der Schweiz nach

M326158
Digitized by Google

Italien wandern, besucht, seltener aber der Garda-See, der durch großartige Naturumgebungen sich besonders auszeichnet, mit seiner nördlichen Spitze weit nach Tyrol hineinstreift, und der größte aller italienischen Seen ist. Von Riva bis Peschiera hat er eine Länge von 35 Miglien, seine Breite beträgt zwischen 5 und 12 Miglien; die Höhe seines Wasserspiegels ist 242 Fuß über dem Meere, seine Tiefe außerordentlich wechselnd. Am bedeutendsten ist sie im Norden, nicht weit von Campion, und zwischen Castelletto und Gargnano, wo sie über 1,800 Fuß beträgt. Die Umgebung des Sees besteht aus hohen, malerisch gruppirten Bergen, die mit lieblichen Thalgründen wechseln, welche durch reiche Fruchtbarkeit sich auszeichnen. Aus dem See selbst erheben sich drei Inseln: die Isola de frati oder Lecchi, welche die größte ist, Tremollone und Isoletto, letztere nur ein kleiner Felsen. Von Süden her zieht sich, westlich von Peschiera, die Halbinsel Sermione als ein schmaler Landstrich tief in den See hinein, der eigentlich die Vertiefung des Thales der Sarca bildet, und außer diesem Flusse noch eine Menge von Alpenbächen in sich aufnimmt, von denen der Toscalona, die Timalga und Brasa, die beträchtlichsten sind. Im Winter friert der See niemals zu; im Frühjahre aber, beim Schmelzen des Schnees, steigt er immer um mehrere Fuß. Sein sehr reines und klares Wasser ist von blaugrüner Farbe und bietet zwei merkwürdige Phänomene dar: aufsteigende Luftbläschen, und unterirdische Wasserströmungen. An der östlichen Seite der Halbinsel Sermione sieht man, wenn der See ruhig ist, an fünf verschiedenen Stellen lange Reihen von Luftblasen, welche sprudelnd aus einer Tiefe von mehr als 200 Fuß zur Oberfläche emporsteigen, einen Geruch von faulen Eiern verbreiten und, nach den damit vorgenommenen Untersuchungen, aus kohlensaurem Gas und geschwefelten Wasserstoffgas bestehen; das Wasser um diese Bläschen herum soll säuerlich schmecken, bei kalter Witterung rauchen und von den Fischen gemieden werden, welche, wenn sie zufällig hingerathen, betäubt zur Oberfläche heraufkommen und leicht gefangen werden können. Eine Miglie weiter nördlich in dem See steigt eine sechste Gruppe solcher Luftblasen empor, die wie die ersten wahrscheinlich durch die Zersetzung einer, unter dem Seeboden liegenden Schicht von Schwefelkies entstehen. Das zweite Phänomen des Garda-Sees, die unterirdischen Strömungen, wurden an mehreren Stellen beobachtet; sie erscheinen stets nach großen Stürmen, die, wenn sie durch Nordwinde veranlaßt sind, das Wasser von Süden nach Norden treiben, die umgekehrte Strömung aber verursachen, wenn die Stürme aus Süden kommen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt nach Pollini darin, daß die Winde, welche die Fluthen von einem oder dem andern Ende des Sees gewaltsam forttreiben, das Wasser zwingen, sich einen entgegengesetzten Lauf in den untern Schichten zu suchen, um das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, vorzüglich da, wo das Becken weniger breit ist. Wie schon oben gesagt, ist die Umgebung des Sees ausnehmend lieblich und romantisch; blühende Dörfer und gewerbfleißige Flecken liegen an seinen Ufern zerstreut; an der westlichen oder lombardischen Seite erhebt sich, hart am südwestlichen Ufer des See's, so daß seine Häuser zum Theil von den Wellen bespült werden, am Abhange eines niedrigen Hügels, der reinlich aussehende und durch seine Lage einen angenehmen Sommeraufenthalt gewährende Marktflecken Desenzano, mit seinen drei Kirchen, dessen Einwohner bedeutenden Weinbau, Fischerei, Gerberei und Kornhandel treiben, und dessen Hafen zur Ein- und Ausladung fast aller Waaren dient, die aus der Lombardei auf dem Garda-See verführt werden. Auch historisch berühmt ist die Gegend, da hier Kaiser Claudius II. im Jahre 269 den großen Sieg über die Alemannen erfocht. Weiter nördlich liegt am schmalen Ufer des Garda-See's, welcher insgemein die Riviera genannt wird, der gewerbsame Flecken Salò, der malerisch am innersten Ende einer Bucht am Fuße des Monte Pennino erbaut ist, ebenfalls drei Kirchen, ein Gemeindegymnasium, ein Salesianer-Nonnenkloster mit Mädchenschule und gegen 4,600 Einwohner hat, welche bedeutende Seidenkultur betreiben, Orangen- und Citronengärten unterhalten, Leinenzwirn und Leinen verfertigen und bleichen, Olivenöl und Oel aus Weinkernen bereiten, und einen ansehnlichen Ausfuhrhandel mit eigenen Erzeugnissen unterhalten. Am Eingange der Bucht liegt dem Dorfe San Fermo gegenüber im See die Insel Lecchi. Auf dem Wege von Desenzano nach Salò gelangt man zu dem weißen Vorgebirge Manerba, wo einst ein Tempel der Minerva stand. Weiter nordöstlich liegt, am Anfange der herrlichen und fruchtbaren Riviera, wo die Küste flacher, schöner und bevölkerter ist, Gargnano, ein freundlicher Ort mit einem kleinen Hafen, in welchem fortwährend viele Schiffe liegen, und dessen Einwohner sich durch Fischerei, Citronen- und Olivenbau ernähren. Die hübschen, zum Theil geschmackvollen Häuser dieses Fleckens, so wie die der Ortschaften Villa, Bagliaco und San Pietro gewähren, dicht an einander gereiht, das Ansehen einer schönen Stadt, die sich mit ihren Kirchen und Palästen, mit den schönsten Citronengärten wechselnd, in den Wellen des Sees spiegelt. Die Hügel, welche sich in sanfter Aufsteigung bis 200 Fuß über die liebliche Fluth erheben, sind mit hohen Lorbeerbäumen, Agaven, Oliven-, Feigen- und Granatäpfelbäumen, Oleander und Rosmarin bedeckt, die Mauern mit den schönen Blüthen der Kapern und mit Reben bekleidet. — Maderno, nördlich vom vorigen, war bis 1350 der Hauptort der Riviera; nahe dabei, wo ein wildes Klufthal sich am Monte Gau hineinzieht, soll der Sage nach die Stadt Benaco gestanden haben. Toscolano, an der Mündung des gleichnamigen Baches in den Garda-See, war zur Römerzeit als Tusculanum der Hauptort des Handels der Benacenser; jetzt ist es ein Dorf von 3,000 Einwohnern, die sich vorzüglich mit Papierfabrikation und einigen andern Gewerben beschäftigen. Die zahlrei-

Digitized by Google

chen, am Bache errichteten Papiermühlen zeichnen sich durch die Schönheit und Güte ihrer Papiere aus und veranlassen einen beträchtlichen Verkehr. Das nahe Bagliaco, am Seeufer, hat einen prächtigen Palast des Grafen Petrini, der hier eine ungeheure Musterwirthschaft mit gegen fünfzig Treibhäusern besitzt. Campion, wo das Ufer des Sees felsig und wenig bewohnt ist, hat eine Seidenspinnerei, und früher bedeutende Eisenhämmer, und bei Tremosine, welches auf einem nackten Felsengestade liegt, bricht man schwarzen Marmor, der weit verschickt wird. Nahe an der Tyrolergränze liegt Limona mit einem herrlichen Citronengarten, der einsam in einer romantisch-wilden Schlucht sich hinzieht. Man bezeichnet diese Gegend allgemein mit dem Namen Rivamal (böses Ufer). In Limone ward Andreas Hofer eingeschifft, als ihn die Franzosen nach Peschiera abführten.

Am südlichen Ufer des Garda-Sees liegt Rivoltella, bemerkenswerth wegen der römischen Alterthümer, die zu verschiedenen Zeiten zwischen hier und Peschiera gefunden wurden. Peschiera, seines reichen Fischfanges wegen so genannt, der südlichste Punkt des Sees, ist eine nicht unbedeutende Festung mit breiten Wassergräben, Zugbrücken und Wällen, einem Zeughause und Kasernen. Sie hat eine außerordentlich tiefe Lage, und ist theils vom See, theils vom Mincio und einigen Sümpfen eingeschlossen. Zwischen ihr und Rivoltella zieht sich die schmale Halbinsel Sermione in den See hinein und hängt durch eine schmale Landzunge mit dem Festlande zusammen. Die Halbinsel besteht aus drei Hügeln und enthält das kleine Fischerdorf Sermione mit schönen Feldern und Gärten, über welchem ein Kastell steht, und an der Spitze derselben schauen römische Ruinen, einst ein Besitz Catulls, in den See hinaus. Catulls Villa bildet ein Parallelogramm von 110 Toisen Länge und 50 Toisen Breite; der mittlere Theil der Vorderseite sprang mit einem rechten Winkel vor und hatte nur 25 Toisen Breite. Dieser Vorsprung lag auf einem Abhang gegen den See und wurde, wie die Ruinen noch zeigen, durch Pfeiler und Bögen getragen.

Fast noch lieblicher als der Westen ist das östliche oder venezianische Ufer des Garda-Sees, wo wir im Süden, bei Peschiera, zuerst Castel nuovo, theils in der Ebene, theils auf Hügeln gelegen, und über demselben die Trümmer einer alten Burg erblicken. Von da aus gelangt man nach Lapise, das, am Fuße fruchtbarer Anhöhen gelegen, einen guten Hafen hat, bedeutenden Fischfang treibt, und das nahe gelegene Verona mit Seefischen versieht. Nahe dabei liegt Calmasino malerisch auf einem Olivenhügel; weiter nördlich Bardolino, mit seinen gezackten Mauern und Thürmen, das weit in den See hervortritt, einen guten Hafen und lebhaften Verkehr hat, und bedeutenden Oelbau treibt; in der Villa Gianflippi befindet sich eine merkwürdige Sammlung alter Waffen. — Das Dorf Garda, von welchem der See den Namen trägt, ist das in den alten Heldenliedern berühmte Garten. Es wird hier bedeutender Olivenbau betrieben, und prachtvolle Villen sind in der Nähe errichtet. Ueber Garda erhebt sich ein hoher, mit Olivenbäumen bewaldeter Berg, der Rocca di Garda, mit den Spuren einer alten Burg; der vordere, steil gegen den See abstürzende Theil des Berges, hat die größte Aehnlichkeit mit dem Tafelberge des Kaps. Bei Costerman (Castra romana) am See, soll Catullus sein Lager gegen die Cimbern aufgeschlagen gehabt haben. Weiter aufwärts liegt, in einer schönen, fruchtbaren Gegend, San Vigilio am gleichnamigen Vorgebirge. Die Gegend ist außerordentlich lieblich, die bebauten Abhänge sind genau der Vormittagssonne zugekehrt, und die hohen Gebirge ein sicherer Schutz gegen die kalten Ost-, Nord- und Nordwestwinde. Die Bewohner dieser glücklichen Gegend kennen keinen Winter, der Frühling reicht sich an den Herbst und reift die Feigen, die jener zurückließ und welche die Wintermonate hindurch im Freien am Baume geblieben sind. Kapern und Reben umschlingen alle Mauern, zwischen den grauen Oliven erheben die schlanken Cypressen und die stolze Pinie ihr dunkles, immergrünes Haupt, und aus den Felsenritzen drängen sich Cactus und Agaven. Von hier gelangt man nach Torri, mit seinem Schern, aber etwas versandeten Hafen, das seines Marmors wegen berühmt ist; noch nördlicher liegt Malesine, mit einem Hafen und alten Kastell, und den größten Oelbäumen, die am See gefunden werden. Citronenbäume aber gedeihen weder hier, noch an einem andern Punkte des östlichen Ufers. Oberhalb des Orts erhebt sich der Monte Baldo, auf dessen Gipfel die schöne Kirche Madonna della Coronna steht, zu welcher man auf einer Treppe von 700 Stufen gelangt. Der Berg scheidet das reiche Etschthal vom Garda-See, und bildet mit den gegenüber, im Osten liegenden Gebirgen, weiter aufwärts den Engpaß Chiusa, wo die Etsch wild und schauerlich durch die selbst gebrochene Kluft braust.

An der nördlichsten Spitze des Garda-Sees, in Tyrol, liegt das Städtchen Riva oder Reif, mit seinen engen und krummen Straßen, und seinem nur mittelmäßigen Hafen, der gleichwohl den Haupthandel für den Handel Tyrols mit den italienischen Städten am See bildet. Die Umgegend ist reich und fruchtbar, Orangen und Oliven werden allgemein gebaut, und Landwirthschaft, Seidenkultur, Baumölbereitung und der Fischfang im See, sind die Haupterwerbszweige der betriebsamen Einwohner. Auf Tyrolergebiet liegen ferner noch am See: Torbole, ein Fischerdorf an der Mündung der Sarca, und Ponal, am westlichen Ufer, mit dem sehenswerthen Wasserfalle des Ponal.

Die Insel Lecchi, die unsere Tafel zeigt, ein liebliches Eiland, das dem Dorfe San Fermo gegenüber, im See liegt, hat die Gestalt eines Halbmondes, dessen Spitzen nach Westen und Süden, die Wölbung nach Nordost gekehrt ist. Ihre Länge beträgt 2,620, ihre Breite in der Mitte 323 Fuß. Früher befand

Digitized by Google

sich auf derselben ein Tempel des Jupiter, später ein Kapuzinerkloster, mit welchem eine theologische Schule verbunden war, die so besucht wurde, daß der Gründer derselben, ein Glied der alten Familie Lecchi, das Kollegium erweitern, und ein Amphitheater zu Nutz und Frommen der zahlreichen Schüler anlegen mußte. Kollegium, Kloster und Hörsaal sind jetzt dahin, und haben einer reizenden Villa Platz gemacht, die jetzt Privateigenthum des Grafen Lecchi, wiederum vom Nachkommen des ursprünglichen Gründers des Klosters bewohnt wird.

Virgil und Dante haben die Reize des Garda-Sees, die Schönheit und Einsamkeit der Insel Lecchi besungen, erst seit einigen Jahren aber haben dieselben die gebührende Anerkennung gefunden, und wenige Theile Italiens werden von reisenden Künstlern, Freunden des Alterthums und Liebhabern einer romantischen Natur gegenwärtig mehr besucht, als diese. An jeden Punkt des maleriſchen Garda-Sees knüpfen sich historische Erinnerungen, Legenden und Sagen, die theilweise in das klaſſiſche Alterthum hinaufreichen, und gleich einem Paradiese breitet sich der reizende Waſſerſpiegel vor dem Auge des Wanderers aus, der noch wenige Tage vorher von riesigen Gletschern und Eisfeldern umgeben war.

Die Ruinen von Paestum.

(Taf. 1 b.)

Ein Besuch des alten Lucaniens war längst von uns verabredet worden; Neapel und seine herrliche Umgebung hatten wir hinlänglich genossen, den paradieſiſchen Golf vom Kap Miseno bis Sorrento nach allen Richtungen in Fischerbarken durchschnitten, und manchen Abend und manche Nacht waren wir mit den Fischern hinausgezogen, hatten an ihrem Fange Theil genommen, und halb träumend in ihren Booten ihren Gesängen gelauscht. Unsere Skizzenbücher waren gefüllt; wir hätten in Rom nicht geglaubt, hier, wo Tausende vor uns bereits alle Winkel durchkrochen hatten, und kaum ein Punkt ohne Aufnahme geblieben war, solche Ausbeute zu machen. — Wir Landschafter glaubten Italien mit seinem südlichen Himmel schon durchaus zu kennen, und fanden hier erst, wie sehr wir noch Lehrlinge waren. Der sanfte Hauch, der weiche Duft, der die ganze Natur hier umzieht, lehrte uns in einer Stunde mehr, als die Akademie mit allen Profeſſoren in Jahren gethan, und bei unsern Studien waren uns die ermunternden oder tadelnden Urtheile der Landleute und Fischer wichtiger, als der Jubel und Beifall der Kritiker in unsern deutschen Kunstausstellungen, die nur von Schule und Kunst schwatzen, und leider nur zu oft nur angelernte Kunst und angelernte Schule kennen, während doch die unverkünstelte Natur, das reine Gefühl, der beste Richter und Beurtheiler ist. Den rauchenden Vesuv mit seinen prachtvollen Umgebungen hatten wir wiederholt bestiegen, in den Weinlauben der blühenden Dörfer und Villen, die sich längs seinem Fuße und den Berg aufwärts ziehen, uns oftmals gelabt, Herkulanum und Pompeji mit ihren reichen unterirdiſchen Kunstſchätzen hatten uns schon öfters angezogen, bei weitem aber nicht so erwärmt und begeistert, als die lebendige Natur, und ein Tag auf Procida, Ischia oder Capri war uns genuß- oder lehrreicher gewesen, als eine Woche zwiſchen den halbverfallenen Bauwerken, die durch Gells und Winckelmanns Beschreibung großartiger vor unserer Phantaſie standen, als in der Wirklichkeit. Die Zeit nahete heran, wo wir wieder nach Rom zurückkehren wollten; dießmal aber sollte nicht die Landstraße über Capua, Aquino und Paläſtrina gewählt werden, auf welcher wir nach Neapel gepilgert waren, sondern eine nach dem Norden beſtimmte Barke sollte uns nach Gaeta führen, von wo aus wir die Küstentour nach Terracina, und von dort durch die Pontiniſchen Sümpfe, über Veletri und Albano nach Rom machen wollten. Wir mußten als Künstler diese Route wählen, damit uns nach dem paradieſiſchen Genuſſe unter Neapels Himmel, Rom, wiederum das alte ewige Rom erschien. Das Heimweh nach dem Paradiese hätte uns sonst aufgezehrt, und die trifte Steppe zwiſchen Terracina und der Weltſtadt sollte der Dämpfer werden, der uns Rom wieder so erblicken ließ, als wie wir das erste Mal die Alpen überſtiegen hatten.

Noch einen Blick aber mußten wir in das alte Lucanien werfen; hatten wir Herkulanum und Pompeji gesehen, konnten wir unmöglich heimkehren, ohne die Ruinen Paeſtums gesehen, gemeſſen und skizzirt zu haben. Wir wanderten zwei Tage bis Salerno, denn überall fanden wir herrliche Studien, und zu einladend waren die freundlichen Villen, die Orangengrotten, Weingelände und Melonenbeete, die unter dem üppigen Laubwerke die weißen blendenden Wände der Landhäuſer oft ganz verbergen. Der Vesuv war überall unser treuer Begleiter, die Straße mochte sich winden wie sie wollte, stets bildete er den Hintergrund der Landschaft. Zu Nocera de Pagani am Sarno übernachteten wir, nachdem wir vorher die Kirche Santa Maria maggiore della Colonne, die unfern der Stadt liegt, und früher ein Tempel der Cybele gewesen war, beſichtigt hatten. Es iſt eine wohlerhaltene Rotonde, die auf einer doppelten Reihe antiker Säulen ruht, und gewährt einen gar lieblichen Anblick. Das Städtchen selbst iſt freundlich und weitläufig gebaut, viele der Häuſer mit Gärten umgeben, und die Wohnung des Bischofs das nobelste Bauwerk des Orts. Den Nachmittag des zweiten Tages überſtiegen wir den Höhenzug, der sich vom Monte Puſiagone nach Sorrento zieht, als Landspitze in's tyrrheniſche Meer hervorſpringt, und mit seinen steilen Felsenwänden der Insel Capri gegenüber schroff endet. Salerno, die Hauptſtadt der Provinz Principato Citeriore, des alten Lucaniens, lag zu unsern Füßen, im innersten Winkel des großen Golfes, der sich halbmondförmig

Digitized by Google

von Capri bis zur Punta di Licosa im Süden zieht; unzählige Küstenfahrzeuge und Fischerboote, die wie dunkle Punkte mövenartig mit ihren weißen Segeln aus der grünen Fluth emportauchten und bei jeder Wendung im Schatten des geblähten Leinens verschwanden, durchschnitten den ausgedehnten Spiegel, der nach dem Horizont lichter werdend, mit dem Dome des Himmels zu verschmelzen schien. Die ziemlich steile Straße windet sich in vielen Krümmungen in das paradiesische Thal hinab, das von drei Seiten von lieblichen Bergen eingeschlossen wird; von einer schroffen Felsenhöhe schaut eine alte normännische Feste auf die Stadt, und zeigt deutlich, wie die alten Eroberer des Römerreiches die geeignetsten Punkte aufzufinden wußten, von welchen aus sie mit geringen Kräften die Besiegten im Zaume halten konnten. — Salerno ist mit einer Mauer umgeben, durch welche vier Thore führen; die Bauart ist ziemlich regelmäßig, vorzüglich aber enthält die Straße am Meere und der Kai schöne, ja selbst prachtvolle Gebäude. Unser leichtes Gepäck hatten wir bei einem Landsmann untergebracht, der uns nach Paestums Ruinen geleiten sollte, uns vorher aber zu einer Kirchendurchwanderung für den nächsten Tag einlud, und den Rest des wundervollen Abends verbrachten wir in einer Gondel im Hafen, der nicht viel mehr als eine unsichere Rhede ist, unter Gesängen der Heimath. Das wundervollste Mondlicht ergoß seine Strahlen über die sanft gekräuselte Fluth, und erst nach Mitternacht kehrten wir in die ziemlich beschränkte Wohnung unseres Freundes zurück, wo die Flur unser Bett, und unsere Reiseranzen als Kopfkissen die einzige Bequemlichkeit war, die sich uns bot. Der anbrechende Morgen kam uns erwünscht, und die von allen Thürmen tönenden Meßglocken, und die lebhaften, nicht unmelodischen Stimmen der Verkäuferinnen, die ihre Waaren nach der Stadt brachten und, von Haus zu Haus gehend, ausriefen, lockten uns gar bald von unserer harten Lagerstätte. Doch ein junger Künstler, und obendrein ein Deutscher, kümmert sich um dergleichen Kleinigkeiten nicht; wir erfrischten uns am Springbrunnen im Hofe, dem allgemeinen Waschplatze sämmtlicher Hausbewohner, und traten dann unsere Wanderung durch die Stadt an, deren Straßen alle mit Lava gepflastert sind. Die sechszehn Kirchen der Stadt bieten herrliche Altargemälde, einige der Klöster herrliche Schätze, das ausgezeichnetste Baumerk aber, das auch durch seinen Reichthum den ersten Rang einnimmt, und in welchem die Hälfte der Bevölkerung der Stadt hinlänglichen Platz finden könnte, ist doch die herrliche Kathedrale, die im elften Jahrhundert von den Sarazenen zerstört, prachtvoller als früher wieder hergestellt wurde, auf Säulen von Porphyr ruht und einen ächt antiken Mosaikfußboden hat, der aus einem der Tempel zu Paestum hierher verleat wurde. Die Bildhauerarbeiten sind ausgezeichnet, und unter den köstlichen Grabdenkmälern ist wohl das des Papstes Gregor VII. eines der schönsten und interessantesten. Von der Kathedrale aus zogen wir zum Fischmarkt, sicher dem reichsten Punkte zu Skizzen des italienischen Lebens, abgesehen von der Mannigfaltigkeit der verschieden gestalteten Meerbewohner, die hier theils zum Verkauf ausliegen, theils schon gebraten den Gaumen reizen. Im Freien genossen wir hier unser Mahl, erfrischten uns an einigen Schnitten saftiger Wassermelonen, und wanderten durch die reizende, herrlich bebaute Valle malina, dem Benediktinerkloster Sta. Trinita di Cava zu, das, in einer schroffen Bergschlucht gelegen, eine reiche Bibliothek und eine wunderherrliche Gemäldesammlung bietet. Die Nacht verweilten wir im Kloster, unter erheiternden Gesprächen, bei einem trefflichen Weine und einem etwas weicheren Lager, als die letzte Nacht, und brachen mit dem Grauen des nächsten Morgens auf, um über Eboli nach Paestum zu gelangen. Durch die Bergschlucht führt ein schmaler gefährlicher Fußsteig zu einer hochgelegenen, ausgedehnten, steppengleichen Ebene, auf welcher man nirgends Anbau sieht, wo weder Weingärten noch Orangenbaine, noch Maisfelder gedeihen, und wo nur jahrelche Viehbeerden, kräftige Büffel, üppige Weide finden. Eboli ist, trotz seiner Ausdehnung und seiner fünf, zum Theil nicht üblen Kirchen, ein armes Städtchen, dessen Bewohner nur vom Ertrag der Viehzucht leben und mit der Weberei grober Tücher sich beschäftigen, und die Umgebung des unansehnlichen Ortes ist eine Campagna im Kleinen. Schwerlich findet man im sonnigen Italien eine Gegend, die einsamer und traurlger wäre.

Ein kaum bemerkbarer Fußpfad führt von Eboli nach den Riesentrümmern des alten Paestum, der einst so mächtigen Sybaritenstadt, die in einer öden, sumpfigen, nur von wenigen Menschen in elenden Hütten, aber von vielen Büffeln bewohnten Gegend liegt, durch welche sich der schleichende Selo windet, der durch seine versteinernde Eigenschaft den Alten schon als Silarus bekannt war.

Die Ruinen selbst sind wirklich großartig, und nur merkwürdig, daß selbige so lange unbekannt bleiben konnten, da man sie von Salerno aus mit bewaffnetem Auge sehen kann, das Städtchen Capaccio nicht weit von ihnen entfernt ist, und die calabrische Straße unfern von ihnen vorüberzieht. Hirten, die auf der Ebene weideten, und deren Büffel sich in den Ruinen verlaufen hatten, waren die ersten Entdecker, und lenkten die Aufmerksamkeit eines jungen Künstlers auf dieselben, der von Capaccio aus Ausflüge machte, um Skizzen für seine Mappe aufzusuchen.

In einem Umkreise von zwei Miglien zeigt sich die ehemalige Ausdehnung der Stadt in den ungeheuren cyklopischen Mauern, welche aus Steinen von 20 Fuß im Quadrat ohne Mörtel zusammengefügt, südlich und östlich noch eine Höhe von fünfzig, und sechszehn Fuß in der Breite haben. Von den vier Thoren, welche ursprünglich den Eingang bildeten, steht noch zum Theil das eine an der Ostseite. Das Innere der Stadt selbst zeigt nur einen ungeheuren Trümmerhaufen, aus dem sich mächtig in kolossaler Gestalt

Digitized by Google

der Tempel des Neptun, die größte und am besten erhaltene Ruine, der Tempel der Ceres, und eine große Halle, eine Basilika, erhebt.

Der große Tempel des Poseidon oder Neptun liegt in der Mitte, zeigt noch ein vollständiges Gebälke und ist ein Pyknostylos Hexastylos Peripteros Hypäthros, d. h. ein engsäuliger Tempel mit sechs Säulen an den Fronten und zwölf Säulen an den Seiten, und im Innern des Heiligthums mit zwei Reihen Säulen und einer zweiten Säulenstellung darüber, so daß das Innere sich in drei Schiffe theilt, von denen das mittelste unbedeckt war. Der Tempel ist 195 Fuß lang und 79 Fuß breit, und sein Baustyl edel und einfach.

Der Tempel der Ceres liegt links, ziemlich entfernt vom vorigen, und bildet einen Peripteros Hexastylos, der eine Menge Abweichungen von der altdorischen Architektur in den Hohlkehlen am Säulenhals sowohl, als in den Säulen der Vorzelle-Basen zeigt. Er ist 107 Fuß lang und 47 Fuß breit; der Echinus ist schön gebildet, am Architrav ein Eierstab, und die Hängeplatte ist statt der Dielenköpfe mit vertieftem Cassettenwerk geschmückt. Nach Ottfr. Müller soll das Bild der Ceres oder Demeter im innern Thalamos oder Gemache gestanden haben, und die Nachzelle ganz von Mauern umschlossen gewesen sein, wovon indessen gegenwärtig nicht die geringste Spur mehr vorhanden ist. Ueber das dritte, zur Rechten des Neptuntempels befindliche Bauwerk und dessen Bestimmung ist schon viel leeres Stroh von Gelehrten gedroschen worden. Müller und Kugler erklären es für eine Stoa, oder einen Säulengang nach Art der Basiliken, nur daß es zwei Schiffe hat; Hirt hält es für einen Doppeltempel der Dioskuren, wir aber, und gewiß mit größerem Rechte, für den geeignetsten Platz, um über die Vergänglichkeit aller menschlichen Schöpfungen nachzudenken. Es hat neun Säulen an den schmalen, achtzehn an den langen Seiten, und das Innere wird von einer Säulenreihe durchzogen. Der Fries ist ohne Triglyphen; der Wulst der Kapitäle oder Echinus ladet in einer wulstigen Linie aus, unter welcher eine reichverzierte Einkehlung ist. Das Bauwerk selbst ist 177 Fuß lang und 75 Fuß breit. Die Gebäude selbst sind sämmtlich dorisch, und ihr Hauptcharakter ein und derselbe; sie zeugen von sehr hohem Alter, und obgleich weder ihre Erbauer, noch die Zeit, in welcher sie errichtet sind, bekannt ist, scheinen selbst die sicilianischen Tempel bedeutend jünger zu sein, und die athenischen, nach dem Urtheile bauverständiger Künstler, in eine viel spätere Zeit zu fallen. Bei allen drei Bauwerken haben die Säulen sämmtlich eine Höhe von vier unteren Durchmessern, die Kapitäle mit eingerechnet; die Verjüngung, so wie die Ausladung des Kapitäls ist sehr stark, und das Gebälk von zwei Fünftel der Säulenhöhe äußerst schwer. Die Kannelüren sind ächt dorisch mit scharfen Stegen, die Mehrzahl der Säulen haben keine Basen, und nur die der Vorzelle des kleinen Tempels einen Pfühl mit Riemchen.

Das Material der Ruinen ist der gewöhnliche Landstein der benachbarten Gebirge; eine Art harten Kalksteins, der an manchen Stellen löcherig und mit Muscheln durchsetzt und von weißgelblicher Farbe ist. Die übrigen vorhandenen Trümmer scheinen einer späteren Zeit anzugehören, und die Ueberwölbung eines Thores, der Kanal der Wasserleitung in dessen Nähe, und die Spur eines Amphitheaters, rein römisch zu sein.

Wir blieben zwei Tage und zwei Nächte in den Ruinen, zeichneten, träumten, verdarben manche Stunde damit, Hirt, Kugler und Müller, die Leiter unsrer Kunstbildung, die wir in unsern Ranzen mit uns herumschleppten, an Ort und Stelle zu prüfen und nachheten zu lernen, fanden aber in der That mehr praktische Lebensweisheit unter den rohen Hirten, deren spärliches Mahl wir theilten, als uns die Schulweisheit dieser Heroen der Kunstgeschichte gelehrt. Wir beten nach, was wir aus Alten und Neuen erfahren: wie die Stadt Paestonia, das Paestum der Römer, eine Kolonie der Sybariten gewesen sei, die nach Strabo und Herodot schon in der 60. Olympiade kunsterfahrene Männer gehabt habe; wie die Lucanier die Sybariten Paestums vertrieben, und später selbst durch eine römische Kolonie verdrängt worden seien. Wie Virgil und Claudian den Ort sehr geliebt und unter den Rosen desselben, durch die er sehr berühmt gewesen, verweilt, und wie außer ihnen, Ovid, Properz, Martial und Ausonius die zweimal blühenden Rosen Paestums besungen hätten. Das Mittelalter war weniger poetisch: die Sarazenen plünderten, die Normannen beraubten die Stadt, und als die beweglichen Schätze der Einwohner verschwunden, die letzteren selbst zerstreut oder vernichtet waren, schadete der Eifer der Christen den ehrwürdigen Resten des Alterthums mehr, als die Wuth der Ungläubigen, und Robert Guiscard, der Herrsteller der Kathedrale in Salerno, führte Sculpturen und andere Zierden von hier hinweg, um damit die Kirche San Matteo zu schmücken.

Die Rosen Paestums sind verschwunden, ein einziges sumpfiges Weideland dehnt sich jetzt stundenweit nach allen Richtungen aus, und wo die Dichter des Alterthums die Lieblichkeit der vegetativen Natur besungen, kämpfen jetzt halb verwilderte Büffel, und traurig hallt das Echo aus den Trümmern vom Dröhnen ihrer Hufe.

Der schwimmende Hirsch *).

Nachdem wir uns eine Woche auf höchst angenehme Art mit dem Forellenfang beschäftigt hatten, konnten wir uns nicht entschließen, die Quellen des Hudson wieder zu verlassen, ohne ein ordentliches Hirschtreiben gehalten zu haben, an dessen Ausführung

*) Aus „Wilde Scenen, von Ch. Hoffmann," a. d. Engl. v. Fr. Gerstäcker.

Digitized by Google

uns bis jetzt nur die Abwesenheit von Cheney's Hunden, die mit einem andern Jäger in einem entfernten Theile jagten, verhindert hatte.

Nachdem wir eines Morgens mit Sonnenaufgang gefrühstückt, nahmen wir daher, von John Cheney, einem andern Jäger, Linus Catlin, und unserm gastfreundlichen Wirth begleitet, am Einfluß des Sanford-see's unsere verschiedenen Stellungen ein. Cheney sollte mit drei Hunden den Hirsch von einem benachbarten Bergrücken auftreiben, Catlin sich im Kahn hinter einer der Inseln halten, und wir Uebrigen wollten dem Ort gegenüber, wo wir glaubten, daß der Hirsch sich in's Wasser stürzen würde, im Canoe seine Ankunft erwarten. Ehe Catlin, der einer jener ruhigen Burschen zu sein schien, die wenig sprechen und viel thun, in sein Fahrzeug stieg, schlug er eine junge Birke um, streifte, zwei ausgenommen, alle Zweige ab und bog die beiden übrig gebliebenen so zusammen, daß sie am Ende der Stange eine Schlinge bildeten. Er selbst hatte keine Büchse und legte diese Waffe in das Hintertheil des Kahns, während er sich fertig machte, vom Lande zu stoßen. Diese Vorbereitung schien aber nicht den Beifall Cheney's zu haben.

„Was, Linus, Ihr wollt doch nicht den Hirsch in einer Schlinge fangen?“

„Und warum nicht?“ sagte Catlin, indem er sich niedersetzte und die Ruder in die Ruderlöcher legte.

„Weil ich's für weibisch halte,“ sagte Cheney; „denn ein Mann, der einen Hirsch nicht beim Schwanze halten kann, sollte auch gar nicht jagen.“

„Aber, John, Ihr könnt doch einen fetten Bock nicht so lange am Schwanze halten, bis Ihr ihm die Kehle mit Eurem Jagdmesser abgeschnitten habt.“

„Kann ich nicht? was Ihr doch sagt! Wenn ich nicht wüßte, daß ich's noch eben so gut mit andern vermag, wie ich's früher mit Tausenden gemacht habe, so möchten die Thiere meinethalben im Frieden gehen, ehe ich einen mit einer Schlinge ersäufte.“

Der ruhige Catlin schob jedoch seinen Kahn, ohne ein Wort zu erwiedern, in den Strom und trieb mit diesem abwärts, während wir ihm augenblicklich folgten und Cheney, seinen Hunden pfeifend, im Dickicht verschwand.

Die Kähne blieben einige Zeit lang nahe beisammen, und wir landeten an einer freundlichen Uferbank, einen Korb mit etwas Brod und Gemüse nebst einem eisernen Kessel unter die Bäume tragend, da uns Cheney fest versprochen hatte, daß wir auf jeden Fall an diesem Morgen einen Hirsch bekommen sollten, und wenn er ein Dutzend aus dem Walde heraustreiben müßte. Nachdem unser Kahn hierdurch erleichtert war, ruderte Catlin nach der immer noch eine Meile entfernten Insel, während wir, als wir seine in der Sonne glitzernden Ruder einige Minuten beobachtet hatten, um eine vorstehende Landspitze glitten, wo wir unser Canoe unter dem Schatten der überhängenden Bäume verbargen und, auf dem Grase ausgestreckt, mit gespannter Aufmerksamkeit die ersten Anzeichen eines nähernden Wildes erwarteten.

Der See wurde von einem leichten Winde gekräuselt, was gerade nicht vortheilhaft für uns war, da wir einen Hirsch, der nur in einiger Entfernung von uns das Wasser annahm, nicht hätten sehen können, wobei noch das unaufhörliche Geschrei der Holzhäher wie der immer wechselnde Ruf des Loon so störend dazwischentönte, daß uns leicht das Klaffen der verfolgenden Hunde hätte entgehen können. Diese Töne des frühen Morgens verstummten übrigens, als sich die Sonne über den Berggipfeln zeigte und den Schaum der silbernen Wellen auf der sandigen Uferbank mit glänzenden Strahlen durchschoß. Das leise Plätschern des Wassers gegen einen in den See hinausragenden Felsen war bald das einzige Geräusch, das die lautlose Stille unterbrach.

Meine Gefährten unterhielten sich mit leiser Stimme, und ich lag etwas getrennt von ihnen, die wilde Schönheit der Scene betrachtend und die sonderbaren Conturen der Dialgebirge mir gegenüber bewundernd, als ich das leise Knicken eines Zweiges an der andern Uferbank vernahm und, mit meinen Augen den Wasserrand überfliegend, einen edlen Hirsch entdeckte, der am Lande hinschwamm. Die Uebrigen sahen ihn wenige Sekunden später, und wir Alle erwarteten mit athemlosem Schweigen seine Entfernung vom schützenden Walde, um an ihn heran zu rudern und ihm den Rückweg zu diesem abzuschneiden. Das Wild dachte übrigens nicht daran, in so früher Morgenstunde den See zu durchschwimmen; es war den Hunden weit voraus und hatte augenscheinlich seine Zuflucht nicht deßhalb zum Wasser genommen, weil es hitzig verfolgt wurde, sondern nur, um seine Feinde von der Spur zu bringen und später auf seiner eigenen Fährte zurückzukehren. Aus diesem Grunde hielt es sich dicht unter der steilen Uferbank, dann und wann zu dieser hinaufsehend, um einen Platz zu entdecken, an dem es landen und in des Waldes Dickicht zurückkehren könnte. Ein solcher Platz fand sich gerade uns gegenüber in einer kleinen Schlucht, und obgleich es fast unmöglich schien, es jetzt noch, ehe es diese erreichen würde, von dort abzuschneiden, beschlossen wir doch in demselben Augenblick, wo wir seine Absicht erriethen, wenigstens den Versuch zu machen.

Jeder Sitz war natürlich schon vorher im Canoe bestimmt, und wir krochen, um nicht die Aufmerksamkeit des Hirsches zu erregen, so geräuschlos und schnell als möglich hinein und glitten leise hinter die kleine Insel Inch-Hamisch, die nur wenige Schritte von unserem Cours lag, bis wir unter ihrem Schutz aus allen Kräften an den Rudern liegen konnten. Wie ein Pfeil schoß das leichte Fahrzeug durch die plätschernden Wellen, und der Hirsch würde, wären wir nur hundert Schritte weiter vorgewesen, wenig Aussicht zur Rettung gehabt haben, da wir alle mit der Bootführung vollkommen vertraut waren. Unsere Hoffnung verließ uns auch nicht, so lange ihn die Insel unsern

Digitized by Google

Blicken entzog; gerade aber, als wir unter diesem Schutz hervortauchten, hatte er das Ufer erreicht, und ärgerlich ruhten wir an unsern Rudern, um ihn zu beobachten, wie er aus dem See heraussties. Es war ein herrlicher Anblick, als er, zuerst den Boden berührend, seinen stolzen Nacken aus dem Wasser emporhob, während ihn wenige Schritte auf das trockene Land brachten, das er so ruhig betrat, als ob keine Verfolger in der Nähe wären. Seine Geweihe dann auf die Schultern zurücklegend, um den sich über ihm wölbenden Zweigen auszuweichen, setzte er mit einem Sprung über einen umgestürzten Baumstamm und verschwand im Dickicht.

Zu der Stelle zurückblickend, wo er den See zuerst berührt hatte, sahen wir einen von den Hunden auf dem Felsen stehen, der mit gehobener Nase den entschwundenen Feind zu winden versuchte. Das kluge Thier sah uns nach der Schlucht rudern, und sich ebenfalls in den See stürzend, schwamm es derselben Stelle zu, die es auch in dem nämlichen Momente erreichte, in welchem unser Canoe den Kies berührte. Ein Augenblick genügte, den Hund wieder auf die Fährte zu bringen; mit freudigem Geheul schlug er an, und weiter und weiter schallte sein Gebell, bis es, als es schon fast verhallt war, sich wieder näherte, und jetzt auch die beiden andern Hunde herbeilockte, die indessen einem zweiten Hirsch gefolgt waren, nun dieselbe Fährte annahmen und fröhlich mit einstimmten. Das Echo in dem obern Theile dieser Seen ist das schönste, das ich je gehört habe, und da der Morgenwind sich jetzt gelegt hatte, wurde es auf allen Seiten durch diese wilde Musik erweckt. Der Hirsch strebte unbezweifelt dem Einfluß des Sees zu, und in der That, ehe wir nur weit genug hinausrudern konnten, um jene Stelle, an welcher er wahrscheinlich übersetzen würde, zu übersehen, war er schon hindurch, und kaum noch konnten wir für einen flüchtigen Augenblick die Hunde erkennen, die durch das wilde Gras auf einer Landzunge am gegenüberliegenden Ufer ihm nachsetzten.

„Ihr mögt nun den Hirsch verloren geben," sagte unser Wirth; „er ist nach dem Hendersonsee hinüber, und das Beste wird sein, einen andern aufzujagen."

Seine Worte waren kaum verhallt, als ein klarer Ruf durch den Wald schallte, und gleich darauf sahen wir John Cheney, der uns von dem Ufer aus, das wir eben verlassen hatten, zuwinkte.

„Blitz und Tod, was macht ihr da, während der Hirsch den See hinuntergeht?"

„Hinunter? Er ist gerade am obern Theile hinüber, Mann, und jetzt nach dem Hendersonsee zu."

„Nein! sag' ich Euch! kein Hirsch wird den Weg nehmen, wenn das Wasser so hoch ist, daß er sich beim Durchschwimmen in den Büschen verwickeln müßte. Ich kenne ihre Natur, und dieser ist um das untere Ende des Sees gerannt, um von dort nach dem Berge, von dem ich ihn aufgejagt habe, zurückzuschwimmen."

Dabei watete Cheney, ohne uns näher heran zu lassen, in das Wasser, sprang in das Canoe, ergriff ein Ruder, und fort glitten wir wieder in rasender Schnelle über die Wellen. Die Folge bewies, daß er Recht gehabt hatte. Der Hirsch, nachdem er den Einfluß des Sees durchschnitten, machte einen Bogen von einer oder zwei Meilen und sprang, ehe wir noch die Hälfte der Seelänge rudern konnten, nahezu einer kleinen Schlucht, gerade der Insel gegenüber, an welcher Catlin mit seinem Kahne hielt, wieder in's Wasser.

Wohl bekannt mit dieser Jagd, hielt sich der Jäger, höchst kaltblütig, so lange verborgen, bis der Hirsch frei im See schwamm, dann aber umschoß er ihn mit solcher Schnelle, daß er sich nach derselben Insel wenden mußte, welche er eben verlassen hatte. Catlin war jedoch zu schnell für ihn und warf die Schlinge über sein Geweihe, ehe er den Boden berühren konnte. Dieser aber, ein schwerer gewichtiger Bursche, machte, sich gefangen fühlend, einen letzten verzweifelten Sprung in das tiefere Wasser, mit welchem er den Jäger augenblicklich aus dem Boote nach sich riß. Catlin erfaßte jedoch noch glücklicher Weise eins der Ruder, welches in einem Stück Rindsleder ding, anstatt in den gewöhnlichen Ruderlöchern zu laufen, und hielt sich dadurch an dem Kahne fest. Seine Lage wurde aber ziemlich bedenklich, da der Bock, die Offensive ergreifend, mit seinen Vorderläufen nach ihm schlug und ihn wieder unter's Wasser drückte. Er tauchte diesmal jedoch mit dem Ruder zwischen sich und seinem Gegner empor und erhaschte, während er mit der Rechten den Bootrand ergriff, die Schlinge, welche seiner Hand entschlüpft war, in demselben Augenblick, als der Gefangene mit dem Geweih nach ihm stieß und sein Hemde aufriß. Ehe der zur Verzweiflung getriebene Hirsch übrigens seinen Stoß, der den kühnen Jäger vernichtet haben würde, wiederholen konnte, hatte dieser sich in den unterdessen halb mit Wasser gefüllten Kahn geschwungen, und das Erste, was ihm in die Hand kam, ergreifend, schlug er dem wütbenden Thiere damit über den Schädel und machte gleich darauf mit dem Messer seinen Leiden ein Ende.

Ehe wir die Kämpfenden erreichen konnten, war das Thier verendet; um Catlins lecktes Boot zu erleichtern, nahmen wir seine Beute in unser Canoe, und als wir an einem früher ausgewählten Fleck gelandet, wurde unsere ganze vereinte Kraft in Anspruch genommen, den schweren Hirsch die steile Bank hinaufzuziehen und dort an einen jungen Baum so zu hängen, daß ihn Cheney nach allen Regeln der Kunst aufbrechen konnte.

Um das flackernde Feuer war jetzt eine Inmans Pinsel würdige Gruppe versammelt, bei der der triefende Catlin, welcher sich zu trocknen bemühte, und Cheney, mit der feisten Beute vor sich, der, indem die Hunde das Blut von seinen Füßen leckten, dann und wann in seiner Arbeit einhielt, um uns mit seinem Jagdmesser auf einige ganz besonders fette Stellen aufmerksam zu machen, die Hauptfiguren abgegeben haben möchten.

Die Kartoffeln waren indessen entweder ganz ge-

Digitized by Google

1846 Lith. v. Engelhorn u. Hendang in Stuttg. 2

Digitized by Google

röstet oder mit verschiedenen saftigen Fleischstücken in den Kessel zum Kochen gethan, und da wir vergessen hatten, Becher mit uns zu bringen, so höhlte Cheney's Art in gar kurzer Zeit einige sehr kunstreiche Gefäße für uns aus, die in derselben Zeit zum Dienst bereit standen, als mehrere saftige Steaks, auf den Kohlen ausgebreitet, gahr genug waren. Einige Tropfen Cognac fanden sich noch für Jeden von uns in einer alten Flasche; weiche wollene Decken lagen auf elastischen Zweigen ausgebreitet, kein Geschäft, keine Arbeit erinnerte uns an die schwindenden Stunden, und Erzählungen und Anekdoten früherer Jagdabenteuer aus diesen Gebirgen mit praktischen Verhandlungen darüber, welcher Theil der Jagdbeute die delikatesten Fleischstücke liefere, verlängerten die Mahlzeit bis Sonnenuntergang.

Die Giraffe.

(Taf. 2.)

Diese interessante Thiergattung, welche Oken der zwölften Zunft der zweiten Stufe, den mittleren Haarthieren zuzählt, Cuvier aber als fünfte Gattung der achten Ordnung aufführt, wird einzig in Afrika gefunden und belebt alle wüsteren, wenig bewohnten Strecken jenes, in seinem Innern noch so unbekannten Welttheils, in welchem es in allen heißeren Ländern, von Nabesch an bis an die Gränzen der Kapkolonie familienweise, seltener aber in kleinen Heerden angetroffen wird. Die Karroo des südlichen Afrika, die Steppen im Norden des Oranjeflusses, die an Mimosen reichen Ländereien der Beschuanen, die Raubstriche der Wüste und einzelne Oasen in derselben, sind der Lieblingsaufenthalt der Giraffe, Camelopardalis giraffa, die das größte oder vielmehr höchste aller Landthiere, sich durch den ungewöhnlich langen Hals, und dadurch, daß der Widerrist bedeutend höher als das Kreuz ist, von allen andern Wiederkäuern wesentlich unterscheidet. Der Bau des Thieres ist eigenthümlich: Kopf und Rumpf sind verhältnißmäßig klein; die Erhebung des Kopfes beträgt bei ausgewachsenen Individuen 17—18, die Höhe des Widerrists 10, die des Kreuzes 8—8½ Fuß. Der Hals hat eine Länge von 6—7 Fuß, der Kopf nur 18—20 Zoll. Auf letzterem erheben sich bei beiden Geschlechtern zwei gerade, kurze, selten über 8—10 Zoll lange, kegelförmige Hörner oder vielmehr Hornzapfen, die mit Haut und Haar bedeckt sind, schwach nach hinten geneigt erscheinen, nicht zur Vertheidigung, sondern zum Niederbrechen der Aeste und Zweige dienen, und lebenslänglich bleiben. Bei den Männchen steht auf der Mitte der Stirn, zwischen beiden Hörnern auf einem Zwischeiben ein Höcker, der sich gegen 3 Zoll erhebt, und bei dem Weibchen fehlt. — Die Färbung der Giraffe ist gelblich, das Haar kurz, überall mit großen grauen, braunen oder gelbrothen, eckigen Flecken besäet und bildet auf dem Nacken eine kleine, grau und gelbe Mähne oder vielmehr einen kurzen Kamm. Der Kopf ist außerordentlich zierlich, die Augen groß und lebhaft, das Maul klein, die Zunge lang, runzlich, rauh wie eine Raspel, sehr schmal und schmutzig; die Beine und Füße sind fein gebildet, die Kniee rund, da das Thier zu knieen pflegt, wenn es sich hinlegt, von Haaren entblößt, und an der Brust befindet sich eine Schwiele. Der Schwanz ist wie der eines Rindes, doch weniger stark; der Gang des Thieres ist ungemein schnell, ziemlich ausdauernd, seine Flucht aber, da es ein natürlicher Paßgänger ist, der beide Füße einer Seite zugleich vorsetzt, und beim Laufen fortwährend den langen Hals von vorn nach hinten, wie in einem Schaukel bewegt, ziemlich schwerfällig und plump; mit einem guten Jagdpferd ist es aber stets einzuholen. Scheu und sanftmüthig vertheidigt es sich nur, wenn es nicht mehr entfliehen kann und zur Verzweiflung gebracht worden ist, seltener mit den Hufen als mit den Vorderknieen, mit denen es kräftige Stöße auszutheilen, und öfters seinen Feind niederzustoßen vermag. Seine Nahrung besteht nur in Vegetabilien, vorzüglich im Laub einer Mimosenart, des sogenannten Kameeldorns, den Spitzen von verschiedenen Baumzweigen; Gras frißt es nur selten, und dann nur das Stachelgras der Karroo oder Wüsten. In der Gefangenschaft genießen sie Alles, was man ihnen reicht, Mais, Roggen, Gerste, geschrotene Bohnen, Milch und Schilfheu, am liebsten aber knabbern sie an jungen Baumzweigen und Buschwerk. Jung eingefangen sind sie leicht zu zähmen, doch haben sie sich bis jetzt in der Gefangenschaft noch nicht fortgepflanzt. Die Weibchen werfen nach zwölf Monaten nur ein Junges, haben aber am Euter stets vier Striche. Bis jetzt ist nur eine Art der Giraffe bekannt, und die Abweichungen in der Größe und Farbe beruhen nur auf den verschiedenen Altersstufen.

Patterson, Le Vaillant, Lichtenstein, Denham und Rüppel, welche die Giraffe in verschiedenen Theilen Afrika's zu beobachten Gelegenheit hatten, waren die Ersten, die zuverlässige Nachrichten über dieses Thier mittheilten. Die neuesten Beobachter sind Harrys und Newman, welch' letzterer auf seinen Jagdzügen im Norden des Gariep, viele erlegte. — „Unsere Karavane, erzählt Newman, bestand aus zweiundzwanzig Karren, deren jeder mit acht Ochsen bespannt war, Eigenthum von drei Boer-Familien, die im Kafferlande sich anzusiedeln beabsichtigten und mit ihren Heerden, die über zweitausend Stück Rinder zählten, und dreiundachtzig Hottentottenknechten und Mägden, gut bewaffnet das bisher feindliche Gebiet der Kaffern, auf Einladung der Groß-Namaquas, betraten. Ich hatte mich dem Zuge angeschlossen und beabsichtigte bis Lattaku vorzudringen und von dort aus zu Lande über Port Natal nach dem Kap zurückzukehren. Die Boers hatten bisher am südlichen Ufer des Orange-Rivers gehaust. Eine mehr als vier Monate anhaltende Dürre hatte aber die Weiden so versengt, und den Fluß so seicht gemacht, daß er kaum einem unbedeutenden Bache glich. Der Uebergang über denselben bot wenig Schwierigkeiten, mehr dagegen das Hinaufbringen der Karren auf das nördliche, hochgelegene Ufer. — Unsere Gesellschaft zählte, außer den farbigen Dienstleuten, elf erwachsene, weiße Männer, die alle beritten waren, dreizehn Frauen und Jungfrauen, und vierzehn Kinder unter zwölf Jahren, die auf den Karren Unterkommen gefunden hatten. Die ersten drei Tage unserer Reise zogen wir über dürre, mit braunem, dürftigen Grase bekleidete Ebenen und wellenförmige Höhen, die wo möglich noch weniger Erfrischungen boten, als die Flächen. Nur selten begegneten wir in den Niederungen Tümpel brakischen Wassers, das von den Büffeln mit Wollust genossen wurde, für uns selbst hatten wir auf den Karren Wasser mitgenommen, leider nahete dasselbe aber schon am dritten Tage seinem Ende, und die Heerden mußten in kleine Abtheilungen geschieden und die Karren getrennt werden, die in Zwischenräumen von halben Tagen einander folgen sollten, damit wir nicht alle zusammen der Verschmachtung entgegen gingen. Van den Hoorn, mit seinen beiden ältesten Söhnen, Rup-

Digitized by Google

Wir wollen nun einfach den Inhalt der für unsern Zweck passenden Geschichten wiedergeben, und bei jeder einzelnen Erzählung den Ursprung derselben mittheilen, so weit nämlich derselbe bekannt ist und sich unwiderleglich nachweisen läßt.

Die Geschichte von Fortunat, seinem Glückssecksel und Wünschhütlein *).

Vor alter Zeit wohnte einmal in der Stadt Famagusta auf der Insel Cypern ein junger Mann von alter vornehmer Abkunft, mit Namen Theodor. Seine Eltern hatten ihm große Reichthümer hinterlassen, und so lebte er als ein thörichter junger Mensch in Herrlichkeit und Freuden, und vergeudete viel Geld in nutzloser Verschwendung. Seine Freunde und Verwandte sahen mit Betrübniß sein leichtfertiges Leben, und suchten vergebens ihn zu bessern. Als alle ihre Rathschläge von ihm verachtet wurden, suchten sie ihn endlich zu überreden, sich zu vermählen, indem sie glaubten, daß eine kluge und verständige Frau ihn am leichtesten auf den rechten Weg werde bringen können. Theodor heirathete denn auch wirklich eine schöne Jungfrau, welche seine Freunde für ihn ausgewählt hatten. Sie hieß Gratiana, und war nicht nur außerordentlich schön, sondern auch klug und tugendhaft.

Eine Zeit lang lebte nun Theodor in der That still und eingezogen. Er liebte seine Gemahlin, und Alle meinten, er habe sein früheres wildes und regelloses Leben gänzlich vergessen. Aber sie vergaßen, daß der Mensch sich nur schwer vom Pfade des Leichtsinns abzuwenden vermag, wenn er ihn einmal eingeschlagen hat und nicht ein recht starkes und gottesfürchtiges Gemüth besitzt.

Nach etwa einem Jahre, an dessen Ende ihm seine Gemahlin ein Söhnlein geschenkt hatte, welches in der Taufe Fortunat genannt wurde, fing Theodor sein vormaliges leichtsinniges Treiben wieder an, und trieb es bald ärger als zuvor. Er nahm eine Menge von Knechten an, kaufte herrliche Rosse für schweres Geld, gab große Festlichkeiten und Turniere, und ritt an des Königs Hof, ohne sich um Weib und Kind daheim zu bekümmern. So kam es, daß er nach und nach all' sein Hab und Gut verschwendete, und daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als Alter, Armuth und Elend.

Mittlerweile war der kleine Fortunat zu einem schönen und stattlichen Jünglinge herangewachsen, trat zu seinem Vater und sagte:

„Vater, du bist jetzt arm und alt, und ich bin jung, stark und gesund. Es ist wohl an der Zeit, daß ich selbst für mich sorge, und so will ich denn in fremde Lande reisen und mich nach einem guten Dienste umsehen. Es gibt noch genug Glück in der Welt, und ich denke, daß es mir schon gelingen wird, mein Theil daran zu erwerben. Was dich anbetrifft, lieber Vater, so brauchst du ja nur zum Könige zu gehen und ihn um eine Bedienung anzusprechen. Er wird dir eine solche nicht verweigern, denn du bist ihm immer treu und gewärtig gewesen, und du kannst alsdann ohne Sorgen mit der Mutter leben. Ich danke Euch, daß Ihr mich so weit erzogen habt, und übrigens seid um mich außer Sorgen."

So sprach der Jüngling, setzte seinen Falken auf die Faust, und ging hinaus, dem Meere zu. Am Strande sah er eine venetianische Galeere im Hafen liegen, und erinnerte sich, gehört zu haben, daß sich darauf ein Graf von Flandern befände, der zwei Knechte durch den Tod verloren habe. Sogleich stellte er sich dem Grafen vor, bot ihm seine Dienste an, und bat ihn, daß er ihn doch mit sich nehmen möge. Der Graf legte ihm mehrere Fragen vor, und da ihm die Antworten des jungen Fortunat und seine hübsche Gestalt gefielen, so hieß er ihn mit sich gehen und bestieg mit ihm das Schiff. Da dieses sogleich abfegelte, so gewann Fortunat keine Zeit, von den Eltern Abschied zu nehmen, und mußte zu seinem Leidwesen ohne ihren Segen davon gehen.

In dem Dienste des Grafen benahm sich Fortunat so wohl, daß er sehr bald die ausschließliche Gunst seines Herrn gewann, der ihn allen seinen übrigen Knechten und Dienern bei weitem vorzog. Als Fortunat dieß bemerkte, wurde er nur noch eifriger in seinem Dienste, und sann Tag und Nacht darauf, es seinem Herrn recht zu machen, war früh Morgens der erste, welcher ihm aufwartete, und Abends der letzte, welcher sich zur Ruhe begab. Das entging seinem Herrn nicht, und er begünstigte ihn so sehr vor den andern Dienern, daß diese einen heimlichen Groll gegen Fortunat faßten, ihn hinter seinem Rücken schalten, und gerne seiner wieder ledig geworden wären.

Als der Graf in sein Land heimkehrte, wurde er mit lautem Jubel empfangen, denn er war ein guter und frommer Herr, und sein Volk liebte ihn. Kurz nachher vermählte er sich mit einer Prinzessin von Cleve, und das Hochzeitsfest wurde mit ausnehmender Pracht gefeiert. Es wurden da Rennen und Turniere gehalten und Ritterspiele aller Art getrieben. Unter all' den Edelknechten nun, welche die zum Feste geladenen Fürsten und Herren mit sich gebracht hatten, war wiederum Keiner, der durch zierliches und gewandtes Wesen den Herren und Damen so wohl gefallen hätte, wie Fortunat. Sie machten ihm reiche Geschenke, und zeigten ihm ihre Gunst auf eine Weise, welche von neuem den Aerger und Neid der Kameraden Fortunats rege machten. Und als der Jüngling nun vollends auch beide Preise gewann, welche vom Grafen, der ein Stechen der Diener und Knappen veranstaltet hatte, ausgesetzt worden waren, da wußten sie sich vor Grimm kaum zu fassen, ob sie gleich nicht wagten, dem Fortunat ihren Groll zu zeigen; denn sie fürchteten ihn, weil er bei dem Herrn in so hoher Gunst stand.

Eines Abends waren sämmtliche Knechte des Gra-

*) Verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich einem englischen Volksbuche, das zum Theil aus den „Gesta Romanorum" geschöpft hat.

Digitized by Google

sen in der Halle bei einander, und nur Fortunat fehlte; da hatten sie denn Gelegenheit, ihren Groll gegen den jungen Welschen unter einander laut werden zu lassen. Und ein gereizter alter Reiter, Rupert hieß er mit Namen, dachte sich eine List aus, durch welche er Fortunat aus ihrer Mitte und aus der Nähe des Grafen zu entfernen hoffte, ohne daß man merken könne, wer ihn aus dem Schlosse vertrieben habe.

„Wenn Ihr mir," sagte er zu den anderen Gesellen, „zehn Kronen gebt, so will ich ihn so weit fortjagen von hier, daß er in seinem Leben sich nicht wieder bei uns blicken läßt."

Die Diener, welche die Klugheit des alten Rupert kannten, schossen sogleich die verlangte Summe zusammen, und nun schmeichelte der listige Knecht dem arglosen Fortunat allewege, lud ihn zu sich ein auf seine Kammer, traktirte ihn mit Wein und Leckereien, und ließ nicht nach, bis er das volle Vertrauen des betrogenen Jünglings gewonnen hatte. Da sagte er ihm, daß er gehört hätte, der Graf habe Arges gegen ihn im Sinn, und setzte Fortunat so in Furcht, daß dieser heimlich in der Nacht ein Roß bestieg und ohne anzuhalten davon ritt, bis er nach Calais gelangte. Hier begab er sich zu Schiffe und segelte nach England hinüber. Der alte Rupert aber log dem Grafen vor, Fortunat sei in seine Heimath gereist, weil er dort unverhofft eine große Erbschaft gethan habe.

In London, wohin Fortunat seine Schritte richtete, traf er ein paar Landsleute, mit denen er aufgewachsen war, und schloß sich mit großer Freude an sie an. Sie lebten mit einander herrlich und in Freuden, spielten und tranken, und es dauerte nicht lange, so hatten sie Alle ihr Geld vergeudet. Die beiden Landsleute mußten in ihre Heimath zurückkehren, und Fortunat sah sich gezwungen, um sein Leben zu fristen, bei einem Kaufmann in Dienste zu treten. Dieser Kaufmann, welcher Geronimo Roberto hieß, merkte bald, daß sein neuer Diener viel Geschick und Verstand habe, und stellte ihn daher beim Waarenlager an, daß er für das Einpacken der Waaren in die Schiffe und das Auspacken aus denselben Sorge tragen sollte. Da nun die Schiffe in großer Entfernung von der Stadt vor Anker zu liegen pflegten, so brachte Fortunat die meiste Zeit auf dem Hin- und Herwege nach dem Hafen außerhalb des Hauses seines Herrn zu.

Nun hielt sich zu jener Zeit in London ein junger Florentiner, Namens Andreas, auf, dessen Vater ihn mit großem Gute ausgeschickt hatte, um Handelsgeschäfte zu unternehmen. Der Jüngling gerieth aber auf schlechte Wege, brachte das ihm anvertraute Geld durch, und forderte immer neue Summen von seinem Vater, indem er ihm vorspiegelte, daß er sie zu vortheilhaften Geschäften benutze, bis er ihn zu einem armen Manne gemacht hatte. Hierauf begab sich Andreas nach Welschland zurück, entschlossen, jede Gelegenheit zu benutzen, um wieder zu Glücksgütern zu gelangen. In Turin hörte er von seinem Wirthe, daß in dieser Stadt ein englischer Edelmann Schulden halber gefangen gehalten würde. Dieser Edelmann stand in London in hohem Ansehen, und Andreas besuchte ihn daher und sagte ihm, daß er nach London zurückzugehen gedächte und gern etwas für seine Befreiung thun wolle, wenn der Edelmann es wünsche. Dieser, hoch erfreut, gab ihm den Auftrag, den Kaufmann Geronimo Roberto aufzusuchen, und ihn aufzufordern, ihm Hülfe zu leisten. Das Geld wolle er, der Gefangene, dreifach zurück erstatten, wenn er nur erst seine Freiheit wieder erlangt hätte. Auch bat er Andreas, seine Anverwandten in London aufzusuchen, damit diese für ihn Bürgschaft leisten möchten.

Andreas versprach Alles, und glaubte den Auftrag zu seinem Vortheile ausführen zu können. Er suchte Roberto in London auf, und dieser hätte wohl dem gefangenen Edelmann geholfen, wenn er nicht voll Mißtrauen gegen den Boten gewesen wäre, den er als einen leichtfertigen Menschen kannte. Er sagte zu ihm: „Geh' zu den Verwandten des Edelmanns und an des Königs Hof, und wenn du mir gute Bürgschaft bringen kannst, so will ich das nöthige Geld vorschießen."

Andreas folgte dieser Weisung, fand aber überall taube Ohren, und Niemand wollte dem Gefangenen Beistand leisten. Während er sich aber am Hofe des Königs herumtrieb, fand er Gelegenheit, Manches zu hören, was er zu seinem Nutzen auszubeuten gedachte. So vernahm er, daß der König seiner Schwester, der jüngst vermählten Herzogin von Burgund, einen kostbaren Diamantenschmuck schicken wolle, den er bereits einem getreuen Edelmann zur Besorgung übergeben habe. Diese Nachricht benutzte Andreas sogleich, um sich den kostbaren Schmuck zu verschaffen. Er lockte mit List den Edelmann in Roberto's Haus, fiel in der Abwesenheit des Kaufmanns über ihn her, erstach ihn, und suchte nun nach dem Schmucke, welchen der Edelmann, wie er hoffte, bei sich tragen würde. Er fand ihn aber nicht, vielmehr entdeckten Roberto und seine Diener den im Hause begangenen Mord, und er stellte den Mörder darüber zur Rede.

„Ich habe mich nur meines Lebens gegen den Ritter gewehrt," entgegnete der Böswicht. „Der Schuft überfiel mich, weil er großen Raub bei mir zu finden dachte, und da meinte ich, es sei besser, ich brächte ihn um, als daß er mich erwürgte. Seid klug und macht kein Geschrei davon, sonst kommt Ihr nur in Gefahr, weil man Euch für meinen Spießgesellen halten wird. Ich will den Leichnam in den Brunnen werfen, und wenn man kommt, und nach dem Edelmann fragt, so antwortet, er wäre nach Tische mit mir fortgegangen, und Ihr hättet seitdem nichts mehr von ihm gehört."

Diesen Vorschlag ging Roberto thörichter Weise ein; Andreas aber that nach seinen Worten, warf den Leichnam in den Brunnen und begab sich auf die Flucht, so daß man seiner nicht mehr habhaft werden konnte.

Der gemordete Edelmann wurde bald vermißt.

Digitized by Google

Der König fragte nach dem Schmucke, welchen er ihm übergeben hatte, und der Schmuck war nirgends zu finden. Die Frau des Ermordeten sagte aus, ihr Gatte sei in Roberto's Hause zu Tische gewesen und seither nicht wieder gekommen. Roberto's Haus wurde durchsucht, und hier fand man den Leichnam im Brunnen. Sogleich wurde Roberto und mit ihm seine ganze Dienerschaft gefangen genommen, und der König glaubte, daß sie den Mord begangen und dem armen Edelmanne den vermißten Schmuck geraubt hätten. Auf der Folter gestanden Geronimo und seine Diener den ganzen Hergang der Sache, nur Fortunat nicht, weil er, während der Mord geschah, im Hafen und nicht im Hause gewesen war. Da aber die Gefangenen über den Schmuck keine Auskunft geben konnten, so befahl der König, sie Alle aufzuhängen, welches Urtheil auch an ihnen vollzogen wurde. Nur allein Fortunat entging dem Tode, weil die Uebrigen einstimmig bezeugten, daß er an jenem Tage bis zum Abend im Hafen beschäftigt gewesen und also vollkommen unschuldig sei. Der Richter glaubte der Aussage und ließ Fortunat laufen, was er auch keineswegs bereute, indem einige Zeit nachher der Schmuck in dem Hause des Edelmanns gefunden wurde, wo ihn derselbe unter einem Bette sorgfältig versteckt hatte.

Fortunat segelte indeß nach Frankreich hinüber, und war von Herzen froh, daß er das Land im Rücken hatte, wo er von so großer Gefahr bedroht gewesen war. Da es ihm an Gelde mangelte und er trotz allen Suchens keinen Dienst finden konnte, so blieb ihm nichts übrig, als sein Leben durch Betteln zu fristen. Er durchwanderte auf solche Weise einen Theil des Landes und kam nach der Bretagne, wo er in einen wilden Wald gerieth, aus dem er sich nach tagelangem Umherirren nicht wieder herauszufinden vermochte. Gegen Abend kam er an eine alte Hütte, und meinte schon, als er sie von weitem sah, hier werde er Menschen finden. Doch diese Hoffnung wurde getäuscht, und er mußte froh sein, daß er überhaupt nur ein Obdach für die Nacht gefunden hatte. Am anderen Morgen ging er weiter, quer durch den Wald, und rechnete darauf, daß derselbe doch endlich aufhören müsse. Aber je weiter er kam, desto wilder und unwirthlicher ward es ringsum, und Hunger, Durst, Furcht vor wilden Thieren und die immer getäuschten Hoffnungen quälten ihn dermaßen, daß er beinahe in Verzweiflung gerieth. Endlich, als der Abend wieder hereindunkelte, vernahm er das Rieseln einer Quelle, ging dem Geräusche nach, und erquickte sich wenigstens einigermaßen an dem frischen Trunke, welchen er aus dem rieselnden Bächlein schöpfte. Dann warf er sich dicht daneben auf das Waldmoos, und war beinahe schon eingeschlummert, als er auf einmal durch das wilde Brummen eines Bären wieder aus der Ruhe geschreckt ward. Hurtig kletterte er auf einen nahen Baum, und sah von hier aus, wie von allen Seiten eine Menge wilder Thiere zu der Quelle kamen, um daraus ihren Durst zu löschen. Sie bissen einander, und drängten einander von dem Brunnen weg, und stießen ein mächtiges Geheul aus. Plötzlich witterte ein Bär den Menschen auf dem Baume, und fing sogleich an, hinauf zu klimmen, um ihn herunter zu holen. Fortunat gerieth in große Angst und stieg von Ast zu Ast immer höher hinauf, um dem grausamen Thiere zu entrinnen; dieses aber ließ nicht nach und folgte Jenem, bis er nicht mehr weiter entrinnen konnte. Da zog Fortunat in der Verzweiflung das kurze Schwert, welches er an der Seite trug, und stach damit den Bären mehrere Mal in den Kopf. Die Bestie wurde wüthend und schlug mit den beiden Vordertatzen heftig nach dem Jünglinge, verlor aber dabei das Gleichgewicht, stürzte unter schrecklichem Gepolter von dem Baume herab, und erhob gleich darauf ein so greuliches Geheul, daß selbst die wilden Thiere an der Quelle erschraken und in den Wald davon liefen. Fortunat stieg vom Baume herab, stach den Bären vollends todt, und trank von seinem Blute, was ihn ungemein erquickte. Darauf legte er sich unter dem Baume auf den Leichnam des getödteten Feindes, und versank in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst am nächsten Morgen wieder erwachte, als die Sonne hell durch die Bäume schien.

Da er die Augen aufschlug, sah er eine schöne Jungfrau vor sich stehen. Sie fragte ihn nach seinen Schicksalen, und warum er aus seiner Heimath in die weite Welt gezogen sei?

„Um das Glück zu suchen," erwiederte Fortunat.

„Nun, wohlan, du hast es gefunden," sagte lächelnd die Jungfrau. „Ich bin Fortuna, die Göttin des Glückes, und kenne dich wohl, da dein Name Fortunat ist. Sechs Tugenden kann ich meinen Günstlingen verleihen, Weisheit, Reichthum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben. Wähle du eine davon, sie soll dir gewährt sein."

„Wohlan, so gieb mir Reichthum!" entgegnete Fortunat, ohne sich lange zu besinnen.

Alsbald reichte ihm die Jungfrau einen Seckel und sprach: „Nimm diesen Seckel! So oft du hinein greifst, in welchem Lande du auch seist, wirst du zehn Goldstücke in ihm finden, wie sie in dem Lande gelten. So lange du lebst, wird die Kraft dieses Seckels nicht versiegen, und auch deine Kinder sollen sich seiner Tugend noch erfreuen. Erst mit dem Tode des letzten deiner Kinder versiegt der Schatz. Halte den Seckel werth und in Ehren, damit du ihn nicht verlierst und ein Anderer des Glückes theilhaftig werde, welches für dich bestimmt ist."

Fortunat dankte voller Entzücken für die Gabe der Jungfrau und fragte, was er thun könne, um das Glück zu verdienen, dessen er gewürdigt sei. Da sagte Fortuna mit milden Worten: „Es freut mich, daß du ein dankbares Gemüth hast, und so befehle ich dir denn, daß du jedes Jahr an dem Tage, wo du den Seckel empfingst, eine arme sittsame Jungfrau aussteuern mögest. Und zwar sollst du die Eltern und die

Digitized by Google

Jungfrau mit neuen Kleidern beſchenken, und außerdem der letztern einhundert Goldſtücke geben.“

Fortunat verſprach, dieß getreulich zu halten, und hierauf geleitete ihn Fortuna aus dem öden Walde hinaus, wo er auf eine befahrene Straße gelangte. Hier nahm ſie von ihm Abſchied, und Fortunat wanderte fröhlichen Herzens fürbaß, indem er ſein gutes Glück pries, das ihn einen ſo herrlichen Schatz hatte gewinnen laſſen.

Auf einmal fiel ihm ein, ob auch die Jungfrau ihn nicht am Ende getäuſcht und nur zum Narren gehabt habe. Haſtig griff er mit der Hand in den Seckel, und ſiehe da, zehn blanke Goldkronen funkelten ihm leibend entgegen. Da war er frohen Muthes, trat in eine Herberge, und befahl mit kecker Stimme dem Wirthe, aufzutragen, was irgend Küche und Keller vermögten. Fortunat ließ ſich's wohl ſein, bezahlte Alles mit blankem Golde und wanderte nach einigen Tagen weiter, bis er in ein kleines Städtchen kam, bei welchem ein hohes Schloß lag. Hier wollte er ſich ein Pferd kaufen, und fragte den Wirth, ob dazu nicht Gelegenheit wäre?“

„O ja,“ erwiederte der Wirth, „ein Roßkamm iſt hier angekommen mit vielen herrlichen Pferden, und unſer Herr, der Waldgraf, hat ſchon mit ihm gehandelt. Er wollte vier Roſſe kaufen, der Preis war ihm aber zu hoch, und der Handel zerſchlug ſich.“

Fortunat pochte auf ſeinen Geldſeckel, und ſagte übermüthig, was dem Grafen zu theuer wäre, könne er wohl geben, und ließ den Roßkamm rufen, dem er dieſelben Pferde abkaufte, welche dem Grafen ſo wohl gefallen hatten. Darüber ergrimmte dieſer, der die ganze Sache erfuhr, ließ den Fortunat gefangen nehmen und warf ihn in ſein Verließ. Nur mit genauer Noth gelang es dem Jünglinge, ſich zu befreien, indem er dem Grafen gute Worte gab und ſich erbot, ihm die Pferde zum Geſchenke zu machen. Heimlich aber bereuete er, ſo unvorſichtig geweſen zu ſein, und ſtatt des Reichthums nicht lieber Weisheit von der Jungfrau Fortuna erbeten zu haben. Auch nahm er ſich vor, in Zukunft bedächtiger zu handeln, und ſich ſeines thörichten Uebermuthes gänzlich zu begeben. Und daran that er ohne Zweifel ſehr wohl.

Als er nun aus der großen Gefahr, in welche ſeine Unvorſichtigkeit ihn geſtürzt hatte, befreit worden war, dankte er inbrünſtig dem lieben Gott, und machte ſich wieder auf, bis er in die Stadt Andegavis gelangte, wo der Herzog von Bretagne Hof hielt. Hier verweilte er, denn es ſtanden große Feſtlichkeiten bevor, weil ſich der Herzog mit einer Königstochter vermählen wollte. Ein großes Turnier ſollte gehalten werden, und Fortunat, welcher große Luſt hatte, es mitzumachen, kaufte ſich ein paar ſtattliche Roſſe, nahm einen Knecht in Dienſt, und lebte herrlich und in Freuden. Er ging und ritt zu Hofe, und der Wirth in der Herberge, wo er wohnte, hielt ihn hoch in Ehren, weil er viel Geld drauf gehen ließ und Alles freigebig mit gutem, rothem Golde bezahlte.

Eines Tages ſaß Fortunat mit vielen anderen edlen Herren an der Wirthstafel, und es kamen, wie gewöhnlich, allerlei Spielleute, Sänger und anderes Volk, um den Herren Kurzweil vorzumachen, und ſie um eine Gabe von ihrem Ueberfluſſe zu bitten. Auch ein alter Edelmann trat an den Tiſch, klagte den Herren ſeine Armuth, und erzählte, daß er viele Jahre in der Welt herumgezogen, mancherlei Schickſale erlitten, und jetzt auf dem Wege in ſeine Heimath Hibernien begriffen wäre. Nun ſei ihm aber ſein Gut ausgegangen und er bäte um eine Beiſteuer, damit er ſeine Reiſe fortſetzen könne.

Der alte Edelmann hatte ein treues und redliches Geſicht, und geſiel dem jungen Fortunat ſo wohl, daß er ihn in ſeine Dienſte nahm, um jederzeit einen erfahrenen Rathgeber in ſeiner Nähe zu haben. Der Alte erhielt reichen Lohn für ſeine Dienſte, und hing ſo treu ſeinem jungen Herrn an, daß dieſer nie bereute, ihm ſein Vertrauen geſchenkt zu haben. Sie machten mit einander große Reiſen durch alle Welt, und erlebten mancherlei abſonderliche Abenteuer, wovon ich Euch nur Eines erzählen will, das ſich in der Stadt Konſtantinopel zutrug. Hier gelangte Fortunat mit ſeinen Dienern, deren er jetzt ſehr Viele hatte, in eine Herberge, und lebte, wie gewöhnlich, als ein großer Herr, dem es zu keiner Zeit an Gelde mangelt. Der Wirth aber war ein Spitzbube, und obgleich Fortunat jedesmal, wenn er die Herberge verließ, ſeine Kammer zuſchloß, wußte der Schelm doch hinein zu kommen; denn hinter der einen Bettſtelle befand ſich ein Brett in der Wand, welches leicht herausgeboben werden konnte. Auf dieſem Wege gelangte er in das Gemach, und durchſuchte öfter als einmal das Gepäck ſeiner Gäſte, in der Hoffnung, großes Gut zu finden, das er ſich anzueignen gedachte. Er täuſchte ſich aber, und meinte, ſeine Gäſte möchten wohl all ihr Geld bei ſich, in die Wämmſer eingenäht, tragen.

So ſchlich er denn einſt in der Nacht, wo Alles im erſten Schlafe lag, in die Kammer, und durchſuchte die Kleider, die vor den Betten lagen. Er fand nur wenig; doch an dem Gürtel Leopolds, des alten Edelmanns, hing ein Beutel mit fünfzig Goldſtücken, den er abſchnitt. Zuletzt fiel er über Fortunats Kleider her, und dachte hier gewiß die beſte Ernte zu thun. Er fand den Zauberſeckel, welcher an das Wamms angenähet war, und ſchnitt ihn eilig ab; da er aber fühlte, daß er nichts enthielt, ſo warf er ihn ärgerlich unter die Bettſtelle. Ehe er ſich wieder fortmachte, öffnete er noch ein Fenſter, damit es den Anſchein hätte, als ob ein Dieb von außen eingeſtiegen wäre.

Am nächſten Morgen erwachte der alte Leopold zuerſt, ſah das offene Fenſter und ſchalt die Diener, welche es offen gelaſſen hatten, wie er meinte. Da dieſe aber hoch und theuer verſicherten, daß ſie unſchuldig wären, ahnte er, daß ein Dieb im Zimmer geweſen ſei, und griff nach ſeiner Geldtaſche, die er natürlich nicht fand. Auch Fortunat fühlte hurtig nach

Digitized by Google

seinem Seckel, stieß einen lauten Schrei aus, und fiel besinnungslos vor Schrecken in das Bette zurück. Da ward die Verwirrung der Diener noch größer, als vorher, doch brachten sie durch Waschen und Reiben ihren Herrn nach einiger Zeit wieder zu sich. Indem kam der Wirth herbei, und fragte, was das Schreien und Wirthschaften zu bedeuten habe? Da sagten sie ihm, daß ihnen diese Nacht all ihr Geld gestohlen worden sei. Der listige Dieb schalt sie aus, und trat dann zu Fortunat, der noch immer bleich und entstellt im Bette lag und kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Warum geberdet Ihr Euch so kläglich?“ fragte er ihn. „Ist es denn so viel, was Ihr verloren habt?“

„Ach, um das Geld ist es mir nicht,“ erwiederte Fortunat, „nur um den Beutel, den der Dieb von meinem Wamms abgeschnitten hat. Es befand sich ein Zettel darin, der eine Anweisung auf eine große Summe Geldes enthielt. Der Zettel kann noch dazu Niemandem etwas nützen, denn nur an mich selbst wird die darauf bezeichnete Summe ausbezahlt.“

Da dachte der Böswicht, er müsse dem Fremden wieder zu dem Zettel verhelfen, damit er, wenn Jener ihn zu Gelde gemacht hätte, die große Summe auch in seine Hände bringen könne, stellte sich deßwegen ganz gerührt, und forderte die Knechte auf, doch zu suchen, ob nicht der Beutel noch irgendwo zu finden wäre. Die Knechte gehorchten ihm, und siehe da, der Seckel fand sich. Fortunat nahm ihn hastig zu sich, und probirete ihn sogleich unter der Bettdecke, um sich zu überzeugen, daß er seine alte Kraft noch nicht verloren habe. Vor Freuden hätte er laut aufschreien mögen, als er, wie gewöhnlich, die Goldstücke in seiner Hand fühlte. Doch beherrschte er sich, damit Niemand Verdacht schöpfen solle, denn er war klug genug gewesen, die Wunderkraft des Seckels keinem Menschen zu offenbaren, nicht einmal dem alten Leopold, obgleich er demselben sonst in allen Stücken vertraute.

Der Wirth dachte nach einigen Tagen, nun wäre es wohl Zeit, sich nach dem Gelde Fortunats umzusehen. Er schlich bei nächtlicher Weile wieder in die Kammer; aber anstatt des Geldes, fand er den Tod, den er wohl verdient hatte. Der alte Leopold, der seit dem ersten Ueberfalle nur mit einem Auge schlief, hörte den Dieb kommen, und schlug blind mit dem Schwerte auf ihn ein. Er traf ihn zum Tode, und damit sein Herr nicht in Ungelegenheit kommen möge, trug er ihn auf seinem Rücken aus dem Gemach und warf ihn in einen tiefen Brunnen. Am anderen Morgen aber machte sich Fortunat auf, und verließ mit seiner ganzen Dienerschaft Konstantinopel, ohne daß irgend Jemand Verdacht gegen ihn geschöpft hatte.

Nachdem Fortunat beinahe die ganze Welt bereist und viele seltsame und wunderbare Dinge erlebt, auch treulich das Versprechen gehalten hatte, alle Jahr eine Jungfrau mit vierhundert Goldstücken auszusteuern, kam ihm endlich das Gelüsten an, sich auch wieder einmal nach seiner Heimath umzusehen, und daselbst seine Tage zu beschließen. Als er heim kam, fragte er zuerst nach seinen Eltern, mußte aber zu seiner Betrübniß vernehmen, daß sie schon längst gestorben seien. Nun miethete er ein großes Haus in Famagusta, seiner Vaterstadt, nahm noch mehr Knechte und Mägde an, und zeigte sich in allen Stücken als ein überaus reicher Mann. Das Gerücht von seiner Rückkehr verbreitete sich bald in der ganzen Stadt, und Jedermann pries ihn, besonders da er seines Vaters Schulden bezahlte, und sich gegen alle Leute freigebig bewies. Bald nach seiner Ankunft baute er sich einen prächtigen Palast, der sogar den Palast des Königs von Cypern an Glanz und Schönheit überstrahlte, vermählte sich auf den Wunsch des Königs mit der Tochter eines Grafen Nimian, und bekam von ihr zwei Knaben geschenkt, von denen der ältere den Namen Ampedo, der jüngere den Namen Andolosia erhielt. Er erzog diese seine Söhne mit aller Liebe und großem Fleiß, und hatte seine herzliche Freude an beiden, obgleich sie von sehr verschiedener Gemüthsart waren; denn Ampedo war ein stilles, in sich gekehrtes Kind, während Andolosia einen kecken und leichten Sinn offenbarte.

Nach etwa zwölf Jahren fing dem Fortunat der Aufenthalt in Famagusta an, ein wenig langweilig zu werden, und er sehnte sich darnach, noch einmal die Welt zu bereisen und die fernen Länder der Heiden zu besuchen, wohin er in seiner Jugend nicht gekommen war. Seine Gattin sträubte sich zwar, besonders weil mittlerweile der alte treue Leopold gestorben war, aber Fortunat ließ sich nicht zurückhalten, sondern sagte seiner Gemahlin und seinen Kindern Lebewohl, bestieg ein Schiff, das er zu seiner Reise besonders hatte ausrüsten lassen, und segelte frohen Muthes davon.

Glücklich gelangte Fortunat nach Alexandrien in Aegypten, wo er sich durch seine Freigebigkeit viele Freunde erwarb, setzte seine Reise zu Lande weiter fort, durchwanderte Persien, Indien und Calecut und kehrte nach einer Abwesenheit von zwei Jahren durch die Wüste nach Alexandrien zurück. Hier erwartete er die Ankunft seines Schiffes, welches er mittlerweile der Fürsorge eines tüchtigen Kapitäns anvertraut hatte, damit derselbe Handelsgeschäfte in andern Ländern betreiben solle. Das Schiff kam an, und brachte Fortunat einen Brief von seiner Gemahlin, worüber er sich sehr freute. Er ließ ohne Zögern die Schätze, welche er von seiner Reise mitgebracht hatte, in das Schiff bringen, und schickte sich eben zur Heimkehr nach Famagusta an, als er eine Einladung vom Sultan erhielt, welcher den reichen und freigebigen Fortunat nicht abreisen lassen wollte, ohne ihn, wie es schon öfter gesehehen war, noch einmal zu bewirthen. Nach aufgehobener Tafel führte der Sultan seinen Gast in die Schatzkammer, um ihm ein Kleinod zu zeigen, dessen Gleichen, wie er sagte, in der ganzen Welt nicht mehr zu finden, und das von unschätzbarem Werthe sei. Und unter dem Bett zog er einen Kasten hervor, nahm aus demselben ein ganz unscheinbares Filzhüt-

Digitized by Google

1816

3.

Digitized by Google

chen, an welchem kein Haar mehr zu sehen war, und sagte zu Fortunat: „Sieh, dieser Hut ist mir lieber, als alle meine Kleinode, denn wenn ich diese auch nicht hätte, und besäße nur dieses Hütchen, so könnte ich mich doch in den Besitz aller Herrlichkeiten der Erde setzen.“

Fortunat fragte, worin denn die Tugenden des kleinen Hutes bestänben, und der König antwortete: „Es hat die Tugend, daß, wenn man es aufsetzt, man alsbald an jeden Ort gelangt, an welchen man hin begehrt. Auf diese Art macht es mir viel Kurzweil, und oft schon hat es mir treffliche Dienste geleistet.“

„Könnte ich nur den Hut erlangen,“ dachte Fortunat; „der würde herrlich zu meinem Seckel passen.“ Und laut sagte er zum Sultan: „O, Herr, das Hütlein ist gewiß recht schwer, da ihm so große Kraft innewohnt.“

„Nicht schwerer, als jeder andere Hut,“ entgegnete der Sultan, und hieß ihn sein Barett abnehmen, worauf er ihm selber den Hut aufsetzte. „Habe ich nicht Recht?“ fragte er.

„Gewiß, Herr,“ erwiederte Fortunat, — „wahrlich, ich hätte nicht gemeint, daß der Hut so leicht wäre, und Ihr so thöricht, ihn mir aufzusetzen!“

Zugleich wünschte er sich in seine Galeere, befahl seinen Leuten, die Segel aufzuspannen, und fuhr mit vollem Winde davon.

So hatte er zu seinem Seckel das Wünschhütlein erlangt, und der Sultan sah es nie wieder, so eifrig er sich auch, wie die Geschichte meldet, darum bemühte.

Fortunat kam glücklich in Famagusta wieder an, und lebte noch manches Jahr gesund und zufrieden. Als er den Tod herannahen fühlte, ließ er seine Söhne zu sich kommen, zeigte ihnen die beiden Kleinode, sagte ihnen, welche Tugenden ihnen innewohnten, und befahl ihnen, sie nicht zu trennen, und Niemandem in der Welt das Geheimniß derselben mitzutheilen. Darauf ermahnte er sie noch, alle Jahre eine Jungfrau mit vierhundert Goldstücken auszusteuern, empfahl ihnen brüderliche Liebe und Einigkeit, und schloß sodann seine Augen zum ewigen Schlummer. Seine Söhne ließen ihn herrlich bestatten, und genossen dann die Glücksgüter, die ihnen ihr Vater hinterlassen, auf die Weise, wie in der Geschichte von Fortunats Söhnen zu lesen ist, welche ich Euch nächstens erzählen werde.

Der Reiher.

(Taf. 3.)

Unter allen Vögelgattungen scheint keine mehr über den ganzen Erdball verbreitet zu sein, als die des Reihers, der in allen Welttheilen zu finden ist, und in seinen vier europäischen Arten früher ein Hauptgegenstand der hohen Jagd, nur von fürstlichen Personen und dem hohen Adel geheizt werden durfte, zu welchem Behufe man mit großen Kosten Falken aus Island und dem Norden kommen ließ, und der Falknerei größere Aufmerksamkeit widmete, als jetzt an manchen Orten noch den Schulen und überhaupt dem Unterrichte der Jugend.

Der Reiher ist ein melancholischer, dabei aber scheuer, flüchtiger Vogel, der sich vor allen andern Sumpfvögeln durch seine Gestalt und durch vier polsterartige, mit seidenartigem Flaum besetzte Stellen an den Seiten der Brust und des Hinterleibes auszeichnet. Obgleich überall in Europa zu Hause, scheint er nur im mittleren Theile dieses Welttheils ein Standvogel zu sein, im Norden aber nur in Gesellschaft zu wandern und weit umher zu streichen. Sein Lieblingsaufenthalt ist das Wasser, wo er an den Ufern der Meere, Flüsse und Seen nach Nahrung ausgeht, sich aber auch eben so gern in großen, mit Schilf, Rohr und Binsen besetzten Sümpfen und Morästen des mittlern, namentlich aber östlichen Europa's niederläßt, und dort den Winter über zubringt. Offenes helles Wasser ist ihnen am liebsten; hier steht man sie oft Stunden lang träge und mit eingezogenem Halse und Kopfe bis an die Kniee unbeweglich im Wasser stehen; theilnahmlos scheinen sie im Schlafe versunken, bei dem geringsten Geräusch aber verlängern sie augenblicklich ihren dünnen Hals und bleiben steif und mit gerade in die Höhe gerichtetem Schnabel stehen, so daß man sie in dieser Stellung leicht für einen Pfahl ansehen könnte; unvermerkt wenden sie den Kopf, um sich umzusehen, und noch ehe der nahende Feind den Vogel zu erkennen vermag, erhebt er sich mit gemessenen häufigen, aber langsamen Flügelschlägen, um sich, wenn die Gefahr nicht dringend ist, auf dem nächsten Ufervorsprung niederzulassen, oder um auf dem Gipfel des ersten besten Baumes von neuem Beobachtungen anzustellen. Der Gang des Reihers ist langsam und abgemessen, der Flug schön und leicht. Beim Auffliegen schlägt er stark mit den Flügeln, im Geradefortstreichen aber weniger, schießt dagegen majestätisch durch die Lüfte, wobei er den Hals so stark Sförmig zurückbeugt, daß das Genick sich dem Anfang des Rückens nähert, und die Füße weit nach hinten in gerader Linie ausgestreckt sind. Im Fluge erscheinen die Flügel stets gebogen, und das Ellenbogengelenk immer höher als der Rücken, wodurch man schon am Fluge die Reiher von den Störchen unterscheiden kann, da diese die Flügel ganz anders halten. — Die Nahrung des Reihers besteht größtentheils in Fischen, die er mit Leichtigkeit zu fangen weiß, in Fischlaich, Fröschen, Süßwasserconchylien, Mäusen und allen Arten von Insekten, Würmern und Schnecken; gravitätisch steht man ihn im seichten Wasser umherspazieren und seine Nahrung gleichsam auflesen; gewöhnlich aber steht er mit eingezogenem Halse im Wasser, und erhascht seine Beute durch Hervorschnellen seines Schnabels. Im Sommer, wo es ihm nie an Nahrung fehlt, wird der Reiher oft außerordentlich fett, im Winter dagegen,

Digitized by Google

wo er sich in sumpfige Gegenden zurückzieht und die offenen Seen und Flüsse nur abwechselnd besucht, magert er sehr ab, und viele kommen dann vor Kälte und Hunger um. Meist zu bestimmten Stunden geht der Reiher seiner Nahrung nach, und gewöhnlich sind es die Vormittagsstunden, die er zu seiner Atzung wählt. Lebende Wesen genießt er nicht, sondern tödtet seine Beute stets durch Schnabelschläge, ehe er sie verschluckt.

Der Reiher nistet auf Bäumen oder Felsenabsätzen in der Nähe von Gewässern, an Flüssen, Seen oder am Meere, öfters auch im Schilfe, zuweilen gesellschaftlich. Das Nest ist groß, flach, beinahe wie ein Storchsnest; besteht äußerlich aus starken Reisern, die nach innen immer dünner werden, und ist oben mit Schilfgras und weichen Stoffen bedeckt. Die Brutzeit beginnt Ende April oder Anfangs Mai, wo die Weibchen 3—4, verhältnißmäßig kleine, weiße oder blaßgrüne, dünnschalige Eier legen. Die Jungen, die vom Weibchen allein in drei Wochen ausgebrütet werden, werden von den Alten sehr zärtlich behandelt und beschützt, und bis sie selbst fressen können, mit Nahrung aus dem Schlunde versorgt. Das Jugendkleid ist von dem Alterskleide sehr verschieden. Am jungen Vogel des grauen Reihers, gemeinen oder Fischreihers, Ardea cinerea, den unsere Tafel zeigt, der bei uns am häufigsten vorkommt und in ganz Europa, Nord-Asien und Nord-Afrika heimisch ist, ist der ganze Oberkopf und der Hinterhals grau, und nur am Nacken sind einige schwärzliche längere Federn; der Vorderhals ist weiß und dunkelbraun gefleckt; der Unterleib, die Seiten und Schultern sind rein weiß; der Schnabel ist dunkel schwarzbraun, die Unterkiefer grünlich strohgelb. Erst im dritten Jahre erscheint das Alterskleid, dessen Hauptfarbe bläulich-aschgrau ist. Stirn und Scheitel sind dann weiß, der weiße Vorderhals mit schwarzen Tropfen besetzt, und das Genick mit einem Federbusch von drei bis vier schwarzen, langen, zerschlissenen Federn geziert, die mit einem schwarzen Streif in Verbindung stehen, der auf beiden Seiten über den Augen anfängt, und eine dreieckige Einfassung des weißen Scheitels bildet. Die Seiten des Halses sind röthlichgrau, und laufen nach unten in 7—8 Zoll lange, schmale, spitzig gewundene Federn aus, die wie Stacheln über die Brust herabhängen. Die Schultern und Seiten des Unterleibes sind schwarz, da aber jede Feder des letztern an der äußern Seite schwarz, an der innern Fahne dagegen weiß ist, zieht sich über den ganzen Unterleib ein weißer Streifen. Der Schwanz ist abgerundet, kürzer als die Flügel und aschgrau von Farbe; die Unterdeckfedern desselben und die Schenkel sind weiß. Die schmalen zerschlissenen Schulterfedern sind nach oben sammetschwarz, abwärts grau, und bilden mit den silberartigen Spitzen über die Deckfedern der Flügel lange, schmale, silberartige Bänder. Der Schnabel ist in dieser Altersperiode vorn wachsgelb, die hintere Hälfte ziegelroth mit durchschimmerndem gelben Grunde. Im Juli und August bereits streichen die Jungen, noch im Nestkleide, an den Seen, Teichen und Bächen herum, und werden von den Alten zum Fischfang gewöhnt. In dieser Zeit gefangen, lassen sie sich leicht zähmen, sind aber weniger gelehrig als die Störche, und gegen Unbekannte außerordentlich bissig. Alt gefangen wehren sie sich tüchtig mit dem Schnabel, stellen sich dabei gerade in die Höhe, sträuben die Kopffedern, verfolgen mit ihren lebhaft glänzenden rothgelben Augen jede Bewegung ihres Gegners, biegen den Hals zurück und schnellen unter furchtbarem Geschrei den Schnabel nach dem Feinde, den sie oft gefährlich zu verwunden wissen. — Im Norden Europa's streichen sie schon Ende August umher, sammeln sich im September in Flügen von 20—30 an den Teichen, und ziehen endlich im Oktober fort, um im März bereits wieder zurückzukehren. Die schwarzen Nackenfedern wurden früher außerordentlich geschätzt, und dieses Schmuckes wegen zur Zeit, wo die Falkenbeize noch in der Uebung war, auf die armen Reiher Jagd gemacht. Ihr ungenießbares, übelriechendes Fleisch figurirte auf den Tafeln der Könige als Schaugericht, wurde aber, selbst das der Jungen, nie genossen. Die Jagd auf Reiher ist ungemein schwer, da der Vogel äußerst scheu und vorsichtig ist, und größtentheils an schwer zugänglichen Orten sich aufhält, wo er nur selten hinterschlichen werden kann; im Fluge jedoch, besonders des Abends, kann er leicht von guten Schützen heruntergeholt werden. Einen Nutzen gewährt der Reiher, außer den, früher durch die Mode in Aufnahme gekommenen Federn des Stutzes, nicht; der Schaden dagegen, den er in Brutteichen anrichtet, ist bedeutend, und viele derselben wurden oft ganz von ihm entvölkert.

Linné fügte der Gattung Reiher die Kraniche und Störche bei, die mit Recht von ihr getrennt wurden, und eben so die Schnepfen und Sonnenreiher und die Klaffschnäbel. Oken zählt sie als neunte Gattung den langhälsigen Sumpfvögeln bei, vereinigt mit derselben aber wiederum die Störche, Kraniche und den Jabiru, die aber wesentliche Gattungsverschiedenheiten zeigen, wie Cuvier und Temminck deutlich nachweisen, welche die Reiher als zwanzigste Gattung der Ordnung Wadvögel, Grallatores, aufführen, und sie in die dritte Familie der reiherartigen Vögel, Ardeadeae, einreihen. Die Gattungszeichen, namentlich die der Zehen und Flügel, sind wesentlich von denen der Störche und Kraniche verschieden, und nur im Familiencharakter sind sie übereinstimmend. Bei allen Arten, deren man gegenwärtig siebenunddreißig kennt, ist der Schnabel stark, gerade oder nur wenig gebogen, sehr zusammengedrückt, spitz auslaufend, vorn etwas ausgeschweift; die Seiten der Laden sind scharf; die obere Lade gefurcht; der Rachen tief gespalten; die kleine Stelle zwischen Schnabel und Auge ist nackt; die Schenkel sind bei einigen Arten bis an die Läufe befiedert, bei andern halb nackt; die Läufe und Schienen sehr lang und dünn; von den drei Vorderzehen ist die mittlere sehr lang und an der innern Seite kammför-

Digitized by Google

mig gezähnelt; die äußere Zehe, so wie die lange Hinterzehe, ist mit der mittleren Zehe an der Wurzel durch eine Haut verbunden. Die zweite und dritte Schwungfeder der Flügel sind am längsten. Das Jugendkleid ist bei allen Arten vom Alterskleide unterschieden, die Geschlechter hingegen sind am Gefieder nicht zu erkennen. Sie mausern sich nur einmal im Jahre. Manche Arten sind im Alter auf dem Rücken mit langen, schmalen, zerschlissenen Federn geziert, die sich nach der Mauser später als die andern Federn wieder erzeugen. Nur einige Arten tragen Federbüsche, und die schmalen Federn dieser, so wie bei einigen Arten die des Rückens, wurden früher sehr zum Putz gesucht, und waren eine Zeitlang ein kostbarer Handelsartikel.

Cuvier und Temminck scheiden die Gattung, die in ihren Arten über alle Theile der Erde verbreitet ist, in zwei Abtheilungen: die dünnhälsigen oder eigentlichen Reiher, und in die dickhälsigen Reiher oder Rohrdommeln.

Die erste Abtheilung, deren Hals zunächst der Brust mit langen, schmalen, oft zerschlissenen Federn geziert ist, enthält außer dem von uns hier abgebildeten grauen Reiher, der die schwarzen Reiherfedern liefert, an europäischen Arten, die auch zuweilen in Deutschland gefunden werden: den Federbusch- oder großen Silberreiher, Ardea egretta, dessen lange Schulterfedern die kostbaren weißen Reiherbüsche liefern; den kleinen Silberreiher, A. garzetta, der um die Hälfte kleiner ist, und dessen Schulterfedern daher auch weniger Werth haben, und den Purpurreiher, A. purpurea, der oben grau, am Halse und der Brust aber rostroth, purpurschillernd, und etwas kleiner als der graue Reiher, kaum drei Fuß hoch wird.

Die zweite Abtheilung hat einen etwas kürzeren Hals, als die verschiedenen Arten der vorigen, und dieser ist vorn und an den Seiten mit langen breiten Federn, hinten aber bei den meisten mit bloßem Flaum bedeckt. Auch diese Abtheilung bietet, wie die vorige, nur vier europäische Arten, die mehr Nachtvögel sind, und nie auf Felsen oder Bäumen, sondern stets im Schilf oder Gebüsch nisten. Die größte Art, die große Rohrdommel, Ardea stellaris, die gegen 2½ Fuß lang wird, braungelb von Farbe und schwärzlich punktirt und gefärbt ist, wird überall in Deutschland in Rohr und Schilf versteckt gefunden, und stößt während des Brütens, namentlich in der Dämmerung, jene furchtbaren Töne aus, die schon öfters den Aberglauben kräftig unterstützten. Die kleine Rohrdommel, A. minuta; die Rallenrohrdommel, A. ralloides, die im Alter einen mähnenartigen Federbusch hat, und der Nachtrabe oder Nachtreiher, A. nycticorax, der in der Jugend grau mit weißlichen Tropfenflecken ist, im Alter aber einen grünschwarzen Mantel und Scheitel, aschgraue Flügel und einen gelblichweißen Unterkörper, und im Genick drei schneeweiße, zusammengerollte steife Federn hat, die sich, wenn der Vogel aufgeregt ist, entfalten, kommen nur selten in Deutschland vor, und gehören nur dem südlichen und östlichen Europa und einem Theile Asiens an.

Seebilder.

Die Meuterei.

Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn,
Sondern erziehet sie in Zucht und Ermahnung zum Herrn.
Pauli's.

Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht,
Des Leuchte wird erlöschen in tiefer Nacht.
Salomon.

In Flanell gehüllt, bald auf eine Krücke gestützt, bald wild damit fechtend, hinkte der Oberst O Flaherty im Saal herum. In wilden Flüchen suchte er seinen Zorn auszurasen, da alles Lebendige sich vor ihm geflüchtet hatte, und er, wie eine Bestie an der Kette von der Gicht in's Zimmer gefesselt war. Hab' ich etwa nicht das Recht, polterte er, meine Pächter zum Teufel zu jagen, wenn die Hunde nicht zahlen wollen? Was schert es mich, ob die Brut krank ist! ich bin auch krank, sonst hätte ich die Alten todtgeschossen, als sie mich Menschenschinder schimpften, und die kleinen Bälge in's Wasser werfen lassen. Und für dies Pack wirft sich mein Sohn auf, spricht mir in's Gesicht von Menschenrechten, schießt meine Hirsche zusammen und läßt sie mit meinen Pferden diesen Canaillen hinfahren!

Mitten im heftigsten Strom dieser Deklamation trat Eduard, der Sohn, ein. Unmöglich wäre es, die Scene zu beschreiben, die zwischen dem tobenden Vater und dem heißblütigen Sohn jetzt stattfand; sie endete mit dem Verstoßen und Verwünschen des Kindes, das der Rasende in Gegenwart der hereingerufenen Domestiken, von drei aus Ostindien mitgebrachten Lastkaren peitschen lassen wollte, wobei Eduard seinen Vater zu Boden gestoßen und dem einen Asiaten mit dem Schüreisen des Kamins den Schädel eingeschlagen hatte.

In der Krähenhütte des Wildhüters fand der greise Hausmeister in dämmernder Abendstunde den Jüngling, den Kopf in die Hände gesunken, auf niedrer Bank. „Roverlu ist todt, Ihr Vater hat den Coroner kommen lassen, und mit Radschil und Bender vor ihm das Zeugniß böswilligen Todtschlags gegen Sie abgelegt," berichtete er mit thränenden Augen. Hier habe ich Ihre Kleider und etwas Geld, fuhr er fort, fliehen Sie, so schnell Sie können, nach London, wo es am schwierigsten sein möchte, Sie zu entdecken, bis die Wuth des Vaters verraucht ist, und der Tod des tückischen Asiaten vergessen; dann kehren Sie zurück zum alten Herrn.

Eher wollt ich mich hängen lassen, brauste der Ergrimmte auf, ehe dieser Tyrann nicht in Satans Krallen ist, kehre ich nicht wieder!

Digitized by Google

Ein böser Engel hatte das gräßliche Wort vernommen und in weiter Ferne ballte es sich zur Wetterwolke für das Haupt des Unseligen.

In der Hinterstube seinen Matrosenschenke saß Eduard O Flaherty, noch vor wenig Tagen ein beneideter reicher Erbe, jetzt ein verfolgter geächteter Mörder, unter lärmenden Blaujacken und verworfenen Dirnen.

He, Paddy, rief einer, leg dich einmal an den lockigen Burschen da, und guck ihm etwas in den Raum. Der hat Schmuggelgut gestaut, und fürchtet die Klammhaken.

Könnt auch in ehrlichem Gefecht eine Kugel an den Kiel gekriegt haben, brummte der Ire, er ist gut gebaut und getakelt, auch sieht sein Gallionbild so nett aus, wie der König auf einer Guinee.

Er sollte doch seine Nummer zeigen und die Privatsignale geben, meinte der Andere.

Höre, mein Junge, entgegnete der Matrose, du klappst deine Luke zu, und hältst Stille vorn und hinten auf Deck, sonst würdest du ein klein Blättchen Fünffingerkraut zu riechen bekommen.

Dann nahm er seinen Grog, und ging zu Eduard hinüber. Mit Gunst, Mister, begann er, Ihr sitzt nun schon den zweiten Abend so traurig da, als wär Euch das Schiff über Bord gefallen; kann man Euch mit Nichts helfen?

Eduard schüttelte trüb den Kopf.

An Geld fehlts Euch nicht, und wärs nicht ganz dumm, wenn Ihrs ein Wenig mehr verbergen wolltet, fuhr Paddy treuherzig fort, doch habt Ihr irgendwo einen Leck, zu dem nicht jeder Zimmermann den Pfropf hat. Was gilts, Euer Gegner hatte einen weichen Schädel und Euer Shillelagh war etwas hart —

Eduard fuhr sichtlich zusammen, und blickte erblassend dem Matrosen in die treuen Augen.

Dachts doch! lachte dieser; das hat aber doch nicht so viel auf sich, daß sich ein Bursch, der sechs Schuh hoch in seinen Strümpfen steht, darum viel kümmern sollte? Warum hat der Gentleman so dicke Schlafhauben getragen, daß sein Hirnkasten nicht fest werden konnte. Kommt mit mir auf den Agamemnon, der draußen auf einem Anker sich schwankt, dann können alle Schweißhunde der drei Kronen nach Euch schnappen, und fangen doch nichts. Verschwinde, sagt Bosko; der blaue Peter weht vom Top; morgen geben wir durch die Nadeln und alle Angst hat ein Ende!

Eduard überlegte. Welche Wahl blieb ihm? Er kannte Englands prompte Justiz zu gut, um auf etwas Anderes, als Deportation, im besten Fall, zu rechnen. Wie ist Euer Kapitän? fruz er.

Zoll für Zoll ein Ehrenmann, ein stolzes englisches Eichenherz, so freigebig mit seinen Schillingen, wie gerecht mit der Katze; der Lieutenant aber ist ein hochnasiger Spanier, vor dem Ihr Euch hüten müßt.

Noch lange schwatzten die Beiden, doch war Eduard so vorsichtig, blos zu sagen: er heiße Peters, und habe durch einen unvorsichtigen Streich im Boxen seinen Gegner getödtet, der mächtige Freunde habe.

Der Agamemnon war ein schönes Schiff von 44 Kanonen, und Sir Harry Blakwell wußte ihn zu regieren. Als Eduard Peters ihm vorgestellt wurde, ruhete lange sein durchdringendes Auge auf ihm. Ich wollte wetten, sprach er ernst, du seiest nicht zum Matrosen erzogen, und hoffe, keine Schlechtigkeit treibt dich in des Königs Dienst, denn jeder Platz auf dem Schiff ist ein Ehrenplatz, in der Kuhl und auf dem Halbdeck. Ich werde dich im Auge behalten! — Mr. Ribeira, wollen Sie den Anker aufholen lassen.

Die Spille drehete sich unter dem Taktschritt der Mannschaft, die Marssegel wallten herab und blähten sich voll, im Topmars lehnte Peters, mit nassem Auge nach der Küste seines, ihm verlorenen Vaterlandes blickend, bis seine weißen Felsen am Horizont hinabsanken. —

Wir übergehen zwei volle Jahre, in welchen Eduard Peters sich in manchem heißen Gefecht und durch stilles pünktliches Dienen die Achtung der Offiziere, die Liebe der Mannschaft zu erwerben wußte, und als Zahlmeistersgehülfe in der Constabelkammer waltete. Zwischen den Antillen kreuzte der Agamemnon, und hatte dem jungen französischen Kaiserreich schon manches gute Schiff abgenommen. Die Sonne sank mit der Pracht der Tropen in den Ozean, der wie eine Fläche geschmolzenen Goldes unter ihr erglühete, aber nicht dieß war es, was den kleinen rührigen Mitschipmen, der wegen irgend einem Affenstreich auf die luftige Höhe der Kreuzhölzer geschickt war, so lebhaft anzog; er glaubte drei feine Spitzen im blendenden Glast zu erblicken, und in Folge dieser Entdeckung wieder auf Deck zu gelangen. Endlich war die Sonne so weit gesunken, daß er sich von der Richtigkeit der Sache überzeugte, und: „Segel am Luvbug“ rief er hell herab. Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht, er ward sogleich herabgerufen und durfte, nachdem er Bericht erstattet, die Hände in den Hosentaschen, wieder auf der Leeseite des Decks herumstelzen. Dagegen stieg der erste Lieutenant hinauf, und Alles, was nur einigermaßen es wagen durfte, überzeugte sich von der Wahrheit der erfreulichen Neuigkeit.

„Auf mit dem Steuer,“ hallte der Befehl, die Segel boten ihre weißen Flächen dem Abendwind und nach wenig Minuten rauschte der Agamemnon rasch und kühn durch die glitzernden Wogen, die, ein zitternder Lichtstrom, an seinen Bugen sich brachen, und in der Drift des Kiels einen breiten Feuerstreifen zeichneten. Die Nacht folgt in jenen Breiten ohne Dämmerung dem Tage, und erschien den, von der blendenden Lichtfülle erschöpften Augen ziemlich dunkel, da gerade Neumond war. Kapitän Blakwell verfolgte das fremde Schiff unausgesetzt mit dem Nachtglas: er hoffte in ihm einen französischen Kaper zu finden, der unter dem Befehl eines sehr tapferen und gewandten Führers, rasch zwischen den Inseln umherschießend, dem engli-

Digitized by Google

schen Handel schon empfindlichen Schaden gethan hatte. Deßhalb hüllte der Agamemnon sich in all sein Linnen, und floh um Mitternacht mit der Schnelligkeit von zwölf Knoten vor dem Winde dahin. Das fremde Schiff ging in paralleler Richtung mit ihm, und schien ihn nicht zu bemerken. Endlich graute der ersehnte Tag, und der Fremde zeigte sich, etwa zwei Seemeilen entfernt, als ein Sechszigkanonenschiff, welches sogleich herausforderndes die drei Farben flattern ließ.

Hinauf mit Englands Kreuzen, Mr. Ribeira! rief der Kapitän. Alle Mann, fertig zum Gefecht! — Der Befehl war schnell erfüllt, denn die ganze Nacht schon hatte die Mannschaft des Agamemnon ihn ersehnt. Dann ward zum Frühstück gepfiffen, aber die Matrosen gossen die Eimer in die Speigaten, um nicht von ihren Posten gehen zu dürfen. Die Pulverkammer ward geöffnet, und indeß das Feuer in der Küche gelöscht ward, schleppten die Schiffsjungen die Munition zu den Geschützen. Ehe die Trommel dazu rief, war jeder Posten vom Nationalhaß besetzt.

Sieh nur, Peters, rief Paddy, wie munter die Froschfresser da herumhüpfen! Dürfte ich nur erst ein paar ganz kleine Krümchen Eisen hinüberwerfen, daß der Tanz einmal anginge.

Sie sind uns weit überlegen, entgegnete Eduard, und glauben deßhalb schon mit uns fertig zu werden, doch meine ich, sie könnten sich irren.

Ich wette eine Woche Grog gegen eine Portion Thee, schrie Pad geärgert, daß ich, ehe der Landwind bläst, zu jenen Kanonenluken herausgucke; nota bene, wenn meine Tischnummer nicht etwa gelöscht wird, wofür ein ehrlicher Kerl nicht kann.

Es wird manches gutes Herzblut kosten, das jetzt noch die Pulse schwellt, doch wird jeder Tropfen gern vergossen für Altengland.

So wars schon der Brauch bei der alten Jungfer Beß, meinte der Ire, wo gehauen wird, fallen Spähne. Hussa, der Munseer spielt aus, er muß seine soupe maigne schon gegessen haben — na, wollen sehen, wer den ersten Stich macht!

Feuer, Backbord! hallte das Sprachrohr herunter. Paddy brannte ab, und die große Marsstenge des Franzosen flog in Splitter.

Der Agamemnon benutzte Paddy's ersten Stich, um die verderbliche und überlegene Breitseite des Feindes zu vermeiden, und ihm vorzurennen, dann holte er schnell um, und legte sich quer vor seinen Spiegel, dem er seine volle Charge zusandte. Rasch aber war an jenem Bord das Wrack der Stenge geklärt, und nachdrücklich erwiederte die „Garonne" das Feuer; besonders thaten vier lange 36-Pfünder, die sie in den Bugen führte, dem englischen Takelwerk bösen Schaden, und streiften den Besanmast so, daß er sich zur Seite neigte, und das Schiff durch sein Gewicht mit hinüberzog. Weg den Mast, schnell weg! rief der Kapitän, der die Kanonen seiner einen Seite auf der Wasserlinie, die des entgegenstehenden Bords zerschmetternd auf seine Leute zurückrollen sah. Aber ehe noch das Kommando ihn zu dem gefährlichen Dienst aufforderte, hatte Peters, ein Enterbeil in der Faust, die Wanten erstiegen, wohin ihm zwei andere, kräftige Bursche folgten, mit gewaltigen Hieben warfen sie sich an den überhängenden Mast, der, obgleich die Mannschaft des Feindes ein heftiges Musketenfeuer auf sie eröffnete, nach Minutendauer krachte, schwankte, fiel. Von der hindernden Last befreit, richtete der Agamemnon rasch sich auf, und begann mit wilder Heftigkeit von Neuem das Gefecht. Vom Donner des Geschützes war der Wind, wie gewöhnlich, eingeullt, und beide Schiffe lagen todt gegen einander; da erschien Kapitän Blakwell im Raum. Die hinteren Kanonen ließ er nach vorn, die vordern nach hinten richten und nicht mehr gegen die Takelung, sondern zwischen Wind und Wasser des Feindes feuern. Dies Manöver hatte eine entsetzliche Wirkung auf den Rumpf der Garonne, auf einen Punkt gerichtet, im Innern sich kreuzend, hatten die Kugeln des Agamemnon fast ihre ganze Seite eingeschlagen und ihre Batterien zerstört. Und auf's Deck, wo die Franzosen sich drängten, hagelten die Kartätschen, bis die Tricolor herabsank in's Blut ihrer Kämpfer, und diese in den Raum hinab sich flüchteten. Eine der letzten Kugeln von der Garonne hatte dem Kapitän Blakwell einen schönen Siegertod gebracht, und Eduard Peters trug, selbst verwundet, die Leiche des Mannes in die Kajüte hinunter, dem er stets eine milde, auszeichnende Behandlung danken durfte. Tiefe Trauer herrschte auf dem Agamemnon: nicht im Siegesjubel, wie sonst, nach so manchem Gefecht, lautlos fast, wurden die Gefangenen herüber geholt, und der Garonne eine Besatzung zugesandt. Die Franzosen wagten nur leise, und nicht mit den eigenthümlichen, eckigen Theatergesten, diesen tiefernsten Gesichtern gegenüber, ihre sacrées und morbleus zu fluchen und nur Ein Antlitz schien sich zu beleben, nur Ein Haupt trug sich höher. — Mr. Ribeira, der erste Lieutenant, jetzt Kapitän Don Ribeira de Luxar Roredo Eneinna Barpas —

Auf der Rhede von Port Royal auf Jamaika warf, noch vor dem Morgengrauen des kommenden Tages der Agamemnon seinen Anker neben der blutigen, zerschmetterten Garonne, von deren Top stolz und kühn Englands Flagge über den französischen Farben wehete. Obwohl alle Beschädigungen am Bord der englischen Fregatte rasch hergestellt waren: so hingen ihre Stagen doch schlaff, die Segel waren nur halb gereift, und auf halber Mastbhöhe wallten die doppelten Kreuze. Alle Viertelstunden sandte eine Stückpforte den dumpfen Hall eines Schusses über die kräuselnde blaue Fläche hinaus, bis um vier Uhr Nachmittags die Schaluppe zur Steuerbordseite anlegte, und der Sarg des geliebten Führers, mit der siegreichen Flagge des Vaterlands bedeckt, in sie herabsank. Mit belegten Rudern und schwimmenden Augen, die sie nur verstohlen wischten, brachten sie zwölf Matrosen an's Land, indeß alle Schiffe und Kastelle des Hafens in Pausen den Ehrengruß donnerten, und die Flaggen

Digitized by Google

auf halbe Maſtköhen hißten. Zugleich ſtießen die Schaluppen mit den Offizieren von allen Schiffen ab, und reiheten ſich zum ernſten Zuge hinter der Lanſche des Agamemnon, in welcher ſeine Offiziere ihrem edeln Kommandanten folgten, zur langen kühlen Ruhe, nach manchem heißen Gefecht, mancher wilden Bö. Am Kay ward die Leiche vom Hafenkommandanten ſammt ſeinem Stabe, und dem Admiral der Station an der Spitze ſeiner Beamteten empfangen, und der Geiſtlichkeit übergeben, die ſie im langen Zuge zum Kirchhofe brachte und mit frommen Gebeten in die Gruft ſenkte.

Die Mannſchaft des Agamemnon hatte am andern Morgen jedes Tau angeholt, und ſchmuck und nett lag er da, ein ernſter, blank gerüſteter Held. In der Kapitänskajüte war Don Ribeira beſchäftigt, mit dem Schiffsſchreiber den Nachlaß ſeines Vorgängers aufzunehmen und einzupacken, damit ſie ihm geräumt werde. Es fehlte Kapitän Blakwells goldener Chronometer, ein Ehrengeſchenk der oſtindiſchen Kompagnie, nach Rettung mehrerer werthvoller Schiffe, die ein franzöſiſcher Kaper ſchon genommen hatte. Noch am Tage der Schlacht ſah man ihn in ſeinen Händen, und der Steward bethenerte, die Uhr neben dem Beſteck des Chirurgen, der die Kugel auszuziehen ſuchte, auf dem Tiſche geſehen zu haben. Nur Peters hatte die Leiche bewacht, und ward augenblicklich entboten.

Wo habt Ihr Kapitän Blakwells goldene Uhr hingethan, Mann? frug ihn barſch der Schreiber.

Ich kann mich nicht erinnern, je Kapitän Blakwells Uhr gehabt zu haben, entgegnete überraſcht der Befragte.

Sie fehlt hier, fuhr der Schreiber fort, und nur Ihr könnt ſie entfremdet haben!

Eduards Stirn erblich einen Augenblick, um in den nächſten Sekunden dunkel zu erglühen. Einen Blick warf er auf ſeinen Beſchuldiger, vor dem dieſer die Augen niederſchlug, wandte ſich dann ſtumm und ohne Gruß, und ging hinaus. Dieß Gefühl der tiefſten, entwürdigendſten Kränkung, und die ſtumme Verachtung, mit der ſie zurückgewieſen ward, galt dem Kapitän Ribeira für vollſtändigen Beweis. Peters ward in Eiſen gelegt und am andern Morgen, als überwieſener Dieb, an der Laufplanke vor der ganzen Mannſchaft ſchimpflich gepeitſcht; und doch war keines unter all den dreihundert Eichenherzen, das glaubte, Peters habe geſtohlen. Keiner wagte, aus Ueberzeugung oder Furcht vor den Kameraden, ihm die alte Achtung und Liebe zu verweigern, und die Exekution machte bei der vom Schmerz über ihren verlorenen Führer weichen Mannſchaft, einen bleibend übeln Eindruck, der hin und wieder ſich in ziemlich bitteren Vergleichungen erging.

Kapitän Ribeira ſonnte ſich behaglich im Gefühl ſeiner Würde und, wie ſein Landsmann Sancho Panſa, glaubte er „por ser dolcissima cosa el mandar y ser obedecido.“ Lange hatte er, als Ausländer, weder durch Kenntniſſe noch Tapferkeit gehoben, ſich in den niederen Graden herumgeſchlagen, und hatte die Bitterkeit des Gehorchens, der Zurückſetzung, den engliſchen Stolz, der ſeinen ſpaniſchen Hochmuth demüthigend beengte, knirſchend ertragen, und mochte es ſich jetzt kaum ſelbſt glauben, daß er der uneingeſchränkte Herrſcher eines ſchönen Schiffs mit ſeiner muthigen Bemannung ſei. Gleich jenem jungen Schullehrer, der, um ſich ſeiner neuen Würde zu verſichern, eine Doſe kaufte und ſchnupfte, damit die Kinder beim Rießen „Helf Gott, Herr Schulmeiſter,“ rufen möchten, ging es jetzt an ein ewiges, unnützes Befehlen und Leutescheren, welches die Mannſchaft des Agamemnon bisher nicht kannte. Kaum geſetzt, mußten die Segel gereft, und abermal gelöst werden; dies Tau war zu ſtraff, jenes zu ſchlaff, dieſe Kanone war geſeſſelt, wie ein Hochverräther — jene ſchlotterte in den Hoſen — und die armen Midſhipmen brachten die Hände gar nicht mehr in die Taſchen, obgleich jeder von ihnen bisher glaubte, der Menſch ginge nur darum aufrecht, damit er die Hände in die Taſchen der Beinkleider ſtecken könne.

Aber mitten in dieſem ewigen Treiben beobachtete ein großer Theil der Mannſchaft, ohne Verabredung, einen rothhaarigen Burſchen, den Gehülfen des Schiffsarztes, der Allen verdächtig war. An einem Tiſche im Kokpit ordnete er eben Charpiebäuſche für die Verwundeten, als Paddy O'Brian ſich zu ihm geſellte, und ihn bald veranlaßt hatte, von ſeinen beſuchten Univerſitäten u. ſ. w. zu ſchwadroniren.

Was iſt dies da für ein Ding, Miſter Paul, begann der Matroſe, ſteht ſchier aus wie meiner Großmutter Kaffeemühle ohne den Kaſten!

Wir Aerzte, entgegnete wichtig der Gefragte, nennen dieß einen Trepan, mit dem man die Schädelſtücke, die Eures Gleichen einſchlägt, ausſägt, daß ſie nicht das kommune Senſorium drücken.

Alle Hagel! das heiß ich ein ſchön ſtark Franzoſenmeſſer, bewunderte Paddy.

Schneidet aber ganz prächtig engliſch Ochſenfleiſch, und heißt eine Catiline.

Teufel, ſolch' nette Baumſäge hatte daheim unſer Squire nicht, der alle Fichten im Forſt veredeln wollte.

Nimm dich in Acht, Pad, daß ich dir nicht einmal einen Aſt damit ſtutze, lachte der Chirurg.

Aber, bei Nelſons Bart, was iſt das, du Hund! ſchrie Paddy, der fragend Gelegenheit genommen hatte, alles zu betaſten, und zog aus dem Charpiebeutel — Kapitän Blakwells Chronometer hervor.

An der Gurgel die eine Fauſt, in der andern die Uhr hochhaltend, ſchleppte Paddy den Ertappten fort zum Halbdeck, wohin ihm ſich eine lange Prozeſſion anſchloß. Komm nur, mein Kleinod, redete er ihm freundlich zu, wenn der Kapitän dich nicht hängen läßt, und des Bootsmanns Käthchen mit den vielen Stielen dir genug geſchmeichelt hat: dann will ich dafür ſorgen, daß Doctor Mac Lean alle Inſtrumente nach der Reihe an dir verſuchen kann, vorerſt das, womit man das komune Zenſorium aufhellt.

Kapitän Ribeira ſchien indeß von dieſem Beweiſe

Digitized by Google

seiner irrenden Menschennatur nicht sehr erbaut. Barsch fuhr er die Männer an, die in bescheidener Weise ihm ihre Freude über die, zwar von ihnen nie bezweifelte Unschuld Peters darlegten und dessen Ehrenrettung und eine freundliche Genugthuung, sammt exemplarischer Strafe des ausgemittelten Diebes für die natürlichen Folgen davon zu halten schienen. Statt dessen wurden scheltend einige Segelmanöver mit der ganzen Mannschaft kommandirt, und der Spitzbube blos sogleich vom Schiff entfernt, wie man am Abend vor Barbados die Anker fallen ließ. Am andern Morgen war Eduard Peters vom Schiffe verschwunden!

Lautlose Stille lag über dem Urwalde; im Wipfel der Palma real, der hoch aus dem Blättermeer aufragte, spielte leise der Nachtwind, und kaum hörbar buschte der Vampyr durch die Zweige. Das herrliche Sternbild des Kreuzes neigte sich zum Untergang, der Centaur, die Argo leuchteten in hehrer, dem Norden unbekannter Pracht vom schwarzblauen Himmel, dessen Horizont da, wo er mit dem fernen leuchtenden Meer zu verschwimmen schien, der Purpurschein des kommenden Tages säumte. Unter dem Ueberhang eines Porphyrfelsens lag leicht schlummernd ein Mann in Matrosentracht, die Büchse im Arm, den Riemen der Handhabe eines Tomahawk um das Faustgelenk, den Stutzsäbel und die schweren Pistolen im Gürtel. Da kamen leichte Schritte durch's Gebüsch, und dicht vor dem Schlafenden duckten sich drei derbe, wohlbewaffnete Neger unter die breiten Blätter einer Banane.

Hier sein den Platz, wo Bukramassa will schieß den Leguan, begann der Führer, aber Maronneger schießen zuerst die weiß Massa.

Jugurta muß haben gut Gewehr zu schießen Wild für sein Pikkaninni, und Mümma Gunya. Drum will er todtschlagen weiß Massa!

Massa San Luyar hat Raphaël angekettet vor dem Zuckerkessel am groß Feuer und geben nix Wasser. Raphaël haben gekriegt viel Durst und jetzt will trinken Blut von weiß Mann.

In diesem Tone ging das leise Gespräch noch lange fort, bis die Morgendämmerung kaum sich zeigend vom strahlenden Tag der heißen Zone verdrängt ward. Da ward es laut im Thale und ein munterer Jagdzug, drei Negersclaven und zwei Weiße, arbeitete sich durch's Gestrüpp. Zwei kleine kurzbeinige Hunde schlugen in einem dichten, von Lianen überflochtenen Busche an: sie hatten einen Leguan gefunden. Das Thier erkletterte mit Blitzesschnelle einen Baum, auf dessen unterstem, dicken Aste es ruhig sich streckte, den häutigen Rückenkamm hob und senkte, den blauen Kehlsack kollernd aufblies und mit unheimlichen Fauchen entleerte. Der wärmende Sonnenstrahl schien ihm zu behagen und, unbekümmert um das Kläffen der Hunde, blinzelten die kleinen stechenden Augen. Die Schützen winkten sich, beide Gewehre krachten zu gleicher Zeit auf die zähflebige Eidechse, die mit gellendem Laut herabstürzte zu den Hunden, denen sie mit den scharfen Krallen noch tüchtige Wunden riß. Kaum aber hatten die Jäger sie mit lautem Zuruf ermuntert, als die Maronneger hervorbrachen. Der Pflanzer sank, von dem Beilschlag seines entflohenen Sclaven, mit zerschmettertem Haupte nieder und alle drei wollten sich eben auf seinen Begleiter werfen, als der Matrose auf dem Platz erschien. Die Kugel seiner Büchse schlug in Jugurta's Brust, und fast im selbem Augenblicke spaltete sein Tomahawk Raphaëls Wollschädel, indeß ein derber Steinwurf ihn selbst an die Schläfe traf, daß er taumelnd sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Da wandte sich der Jäger, dessen Leben er muthig gerettet, zu ihm — Kapitän Ribeira, schrie Peters, und sank bewußtlos zusammen. Der Kapitän befahl aber mit kaltem Lächeln den drei mitgebrachten Negern, die theilnahmlos dem Kampfe zugesehen, den Deserteur zu binden und schnell auf sein Schiff zu schaffen; dann sah er erst nach der Leiche des Gastfreunds — und eilte hinab an den Strand, wo sein Boot ihn erwartete. Peters lag geknebelt unter den Dosten! —

Im Vorderschiffe des Agamemnon hatte sich eine Gruppe Matrosen zusammengefunden, und Eduard Peters Gefangennahme durch die eigene Hand des Kapitän war das Thema ihres eifrigen Gespräches. Die Männer, die des Kapitäns Boot gerudert, hatten von den Negern den Vorgang erfahren, und ihn der Mannschaft mitgetheilt.

Wäre ich der Kapitän, meinte Paddy, so oft ein steifer Wind in den Segeln wäre, oder auch sonst, wenn ich irgend Zeit hätte, schämte ich mich, wie ein frisch geschorener Pudel.

Der Kapitän ist schlechter, wie ein Hund, und kann mit dem Schämen sich eigentlich nicht einlassen: denn er würde sein Leben lang nicht fertig damit, brummte der Hochbootsmann.

Man sollte, begann ein Schotte, den Peters aus den Eisen befreien: denn wenn wir einem andern Schiffe begegnen, oder in einen Hafen laufen, so läßt er ihn wegen Desertion vor dem Feind zum Tod verurtheilen!

Mac Lean hat Recht! riefen mehrere durcheinander.

Ja, und bei der ersten Gelegenheit bringt man ihn an's Land, schrieen Andere.

Wenn der Doctor kömmt, ihn zu verbinden, so muß er eben die Pranken in die Manschetten stecken, daß der nichts merkt.

Der Doctor sagt nichts, versicherte Mac Lean, er ist von unserm Clan!

Also, vorwärts, wer ein ehrlich Eichenherz ist, rief Paddy O Brian, und ging festen Schritts voran. Nach fünf Minuten war Peters frei, und drückte den Kameraden stumm die harten Hände.

Doctor, frug Kapitän Ribeira nach einigen Tagen, wie befindet sich der verwundete Arrestant?

Leidlich, für die Zeit, Kapitän, entgegnete der Arzt, das Gemüthsleiden hindert die Heilung sehr!

Digitized by Google

Alſo Verdruß kann ſeine Geneſung verzögern? forſchte Ribeira mit tückiſchem Lächeln.

Mehr, Sir, war die Antwort, als die Kunſt ſie zu fördern im Stand iſt.

Wann pflegt Ihr ihn zu beſuchen, Doctor? ich will Euch begleiten!

Ich möchte Euch darauf aufmerkſam machen, ſprach ernſt der Arzt, daß dieſer Beſuch weder für meinen Kranken, noch für die Schiffsmannſchaft, am wenigſten aber für Euch erſpießlich ſein kann!

Doctor Mac Lean, ſchnarrte Ribeira, ich erlaſſe Euch alle Rathſchläge, wenn ich nicht krank bin! — Stumm entfernte ſich der Arzt; — der Kapitän aber ließ ſich vom Profos die Thür des Gefängniſſes öffnen, um am Anblick des Mißhandelten ſich zu weiden. Bei ſeinem Eintritt flammte Peters Blick, er ſprang auf, und klirrend fielen die nur zum Schein befeſtigten Feſſeln zu Boden. In den heftigſten Ausdrücken warf er ihm ſeine Ungerechtigkeit, Ehrloſigkeit, feige Grauſamkeit vor, und ſchwor, ihn zu erwürgen, wenn er nicht Waffen herbeiſchaffe, und ſich mit ihm ſchlage. Vor der engen, niedrigen Thür ſtanden dicht gedrängt, in finſterm Schweigen die Matroſen, aber ihre zornflammenden Blicke und die einzelnen Beifallrufe bei Peters Vorwürfen, ließen ihre Stimmung klar erkennen. Aus ihren Hinterreihen flogen plötzlich zwei Stühſäbel vor die Füße des Kapitäns, die Peters aufraffte, aus den Scheiden riß, und, den einen ihm hinbietend, den andern blitzend ſchwang. Die Luken waren geſchloſſen, und ſomit den andern Offizieren jede Näherung unmöglich gemacht; und ſtets drohender wurden die Zurufe der Mannſchaft, ſtets raſender drang der Tiefgekränkte auf ihn ein. Da verwirrte die ungeheure Angſt die Sinne des Kleinherzigen; erſchrocken erkannten die Zunächſtſtehenden ſeinen Zuſtand, und wichen zurück — er blieb wahnſinnig, bis zum ſpäten Lebensende! —

Im Hafen von Port Royal lag der Agamemnon; von ſeinem Hintermaſt wehete die gelbe Exekutionsflagge, auf dem Leebord des Mittelſchiffes war ein Gerüſt aufgeſchlagen und auf ihm ſtand, reinlich gekleidet, an der Seite des Geiſtlichen, der unglückliche Eduard Peters. Ich danke Euch, würdiger Herr, ſprach er ruhig und feſt, und traue feſt auf Euer gegebenes Wort, meinem alten Vater zu melden, ich ſei auf der See geſtorben, ohne ihm meinen ſchimpflichen Tod zu bezeichnen. Wer Vater oder Mutter flucht, deß Leuchte wird erlöſchen in dunkler Nacht — Gott mit Euch und Altengland! Die Kanone krachte, und am Ende der Raa ſchwebte — die Leiche!

Schmid.

Die Ordensbänder.

(Taf. 4.)

Unter den deutſchen Nachtfaltern, Papiliones nocturnae, welche die dritte Familie der Lepidopteren oder Schuppenflügler bilden, zeichnet ſich die vierte Gruppe, die der Eulen oder ſpinnerartigen Eulenfalter, Noctuae, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Arten vorzüglich aus. Die meiſt glatten, gewöhnlich dunkel gefärbten, öfters ſchön gezeichneten, ſeltener behaarten Raupen derſelben, haben meiſt 16 Füße, einige nur 14, oder gar nur 12; ſie leben auf Kräutern, nur die größeren Gattungen auf Bäumen, ſpinnen ſich meiſtens ein, und viele verwandeln ſich in der Erde. Die Flügel ihrer Falter bilden, über einander liegend, zuſammen ein Dreieck; der Flügelſtaub iſt ſehr glänzend und die meiſten haben auf den Vorderflügeln zwei Zeichen, ein nierenförmiges und ein rundes. Die Fühlhörner ſind einfach borſtenförmig oder unten nur fein gekerbt; die Saugrüſſel ſind lang; die Füße glatt und die hintern mit Dornen verſehen; der Hinterleib iſt nach dem Schwanzende zu dünner, und der Körper mehr ſchuppig, als haarig. Sie fliegen ſehr ſchnell; manche auch am Tage. Man benennt ſie deutſch nach den Pflanzen, auf denen ſie leben, bezeichnet ſie aber noch außerdem mit mannigfachen, größtentheils der Färbung und Zeichnung, oder der Mythologie entnommenen Namen.

Auf der gegenüber ſtehenden Tafel liefern wir die Abbildung von vier deutſchen, unter dem Namen der Ordensbänder bekannten Eulen, die, obwohl zu verſchiedenen Gattungen gehörend, und auf verſchiedenen Pflanzen lebend, nicht von einander getrennt werden ſollten. Die Raupen ſämmtlicher gehören den Franzenraupen an, die graulich oder bräunlich gefärbt erſcheinen, mit einem Zapfen auf dem achten Ringel, und Fleiſchwarzen mit Haaren an den Seiten verſehen ſind, ſich in einem Geſpinnſte zwiſchen Blättern verpuppen, und ſchöne Motten liefern, die die Zierde unſerer Sammlungen bilden. Man findet blaue, gelbe, rothe und ſchwarze Ordensbänder, und von dem rothen allein drei weſentlich verſchiedene Arten.

Das blaue Ordensband, auch Aeſchenеule oder Aeſchenmotte, Noctua fraxini, genannt, Fig. 2a, iſt einer unſrer größten Schmetterlinge, und hat öfters über 3 Zoll Flugweite. Der Leib deſſelben iſt ſchwarzgrau; die Vorderflügel ſind grau gewäſſert und mit drei zackigen Querbändern überzogen, deren zwei vordere gelb und ſtark ſchwarz geſäumt, das hintere weiß iſt; zwiſchen und vor denſelben befindet ſich ein gelber Flecken mit ſchwarzen Bogenſtrichen. Die Hinterflügel ſind rund ausgezackt, ſammtſchwarz oder ſchwarzbraun, und mit einem breiten, dunkel violetblauen Bande geziert. Die Raupe, Fig. 2b, iſt ochergrau, bald heller, bald dunkler, mit maſerigen Zeichnungen, trägt auf dem achten Ringel einen Höcker, ſtatt eines Zapfens, und findet ſich, vom Mai bis Juli, gewöhnlich auf Eſpen, Aeſchen

Digitized by Google

1816

Digitized by Google

und schwarzen Pappeln, seltener auf Buchen und Birken. Die Puppe, 2c, ist blau angelaufen und liegt in einem Gespinnste, zwischen zusammengezogenen Blättern. Die Verpuppung der Raupe beginnt Ende Juli; der Schmetterling selbst schlüpft in der zweiten Hälfte des Auguste aus. Ziemlich selten.

Das gelbe Ordensband, Brautjungfer oder Goldpflaumeneule, Noctua paranympha, Fig. 3a, ist kleiner als das vorige und hat selten über 2 Zoll Flugweite. Die Raupe, Fig. 3b, welche auf Pflaumen, Zwetschen, Schwarz- und Weißdorn lebt, ist gegen 2½ Zoll lang, aschgrau-braun, gelb und weiß punktirt und trägt auf dem vierten, achten und elften Ringel zapfenähnliche Verlängerungen, auf allen andern Ringeln vorstehende Wärzchen. Die Puppe, 3c, ist rothbraun, blau bestäubt, und ruht in einem feinen Gespinnste, zwischen Blättern. Die Raupe findet sich, obwohl selten, schon Ende April und Anfangs Mai; die Verpuppung beginnt im Juni, und vier Wochen nach derselben entschlüpft der Schmetterling, der einen bräunlichen Hinterleib, einen aschgrauen Hals und eben solche Oberflügel hat, die mit zwei hellen queren, schwarzgefäumten Zackenbändern geziert sind, zwischen denen einige gelbe, durch schwarze Striche geschiedene Flecken liegen. Die rundlichen Hinterflügel sind orangegelb mit zwei schwarzen Bändern, von denen das vordere fast einen Kreis bildet, das hintere aber getrennt ist, und nach der innern Seite zu einen schwarzen Fleck absetzt. Selten.

Das rothe Ordensband, auch die Verlobte, carminfarbige Bandphaläne, oder Baumweideneule, Noctua pacta, genannt, Fig. 1a, ist leicht mit der Vermählten und der Braut zu verwechseln. Die Raupe, Fig. 1b, welche im Juni und Juli auf der Baum- und Wollweide gefunden wird, ist grauviolet, dunkelroth punktirt, auf dem Rücken mit einem blauen Streifen überzogen, gegen drei Zoll lang, und am achten und elften Ringel mit zwei kleinen Zapfen versehen. Zur Zeit der Verwandlung spinnt sie sich, wie Fig. 1d zeigt, zwischen zusammengezogene Blätter ein; die Puppe, Fig. 1c, ist röthlichbraun, blau bestäubt; der Schmetterling entschlüpft nach 18—20 Tagen. Der Körper und die Oberflügel desselben sind grau, letztere braun gefleckt, und die Flecken durch schwarze Zackenlinien abgesetzt. Die Hinterflügel sind blaß carminroth mit zwei schwarzen Bändern, von denen das äußere, breitere, den ganzen äußeren Theil des Flügels überzieht und lichtbraun eingefäumt ist. Häufig.

Die Vermählte oder der Weidencarmin (Bachweideneule), Noctua nupta, welche ebenfalls als rothes Ordensband bezeichnet wird, ist auf den Oberflügeln von dunklerm Grau, und die braune Färbung so wie die Zackenlinien sind regelmäßiger, die Hinterflügel mehr scharlachroth. Die Raupe, welche auf der glattblätterigen Weide lebt, jedoch auch auf Linden, Espen, Rüstern und Erlen vorkommt, ist von gleicher Größe, wie die der vorigen, graulichbraun, walzig niedergedrückt, der Kopf oben gespalten, und der achte und elfte Ringel mit einem kurzen, an der Spitze gelblichen Zapfen versehen; sie spinnt sich zwischen Blätter in ein großes Seidengespinnst, in welchem sie sich schon nach drei Tagen in eine glänzend braune, blau eingestäubte Puppe verwandelt, aus welcher nach ein bis zwei Monaten der schöne Schmetterling entschlüpft. Seltner.

Noch disbinguirter ist die dunkelcarminrothe Färbung einer dritten Art des rothen Ordensbandes, der Braut oder des Eichcarmins, Noctua sponsa, deren Raupe nur zwei Zoll lang wird, der Schmetterling aber die Größe der vorigen Arten erreicht. Die Raupe lebt im Juni auf Eichen, ist stark geringelt und hat vom dritten Ringel an auf jedem eine kurze Spitze. Der Kopf derselben, so wie die hintere Hälfte der Ringel ist bläulichgrau, die vordere gelblich, und beide Farben sind durch eine dunkelbraune ausgezackte Querlinie geschieden. Die Puppe ist graulichroth beschlagen und hat einige Häkchen am Schwanze.

Das schwarze Ordensband, braune Bandphaläne, Noctua cristata, Fig. 4, hat gegen 2½ Zoll Flugweite. Der Leib, Ober- und Hinterflügel sind erdbraun, mit dunkelbraunen, heller abgesetzten Bändern, die durch Zackenlinien durchschnitten werden; feine gelbe Linien, die schwarz gesäumt sind, begränzen die Außenseite der Oberflügel; die Hinterflügel sind gelblich gesäumt, und die Säume mit schwarzen Linien eingefaßt. Die Raupe ist 2½—3 Zoll lang, schmutzigbraun, der achte und elfte Ringel mit einem Zapfen versehen, lebt auf Aeschen und Rüstern, im Mai und Juni, und spinnt sich im Juli zwischen Blättern ein; die Puppe ist braun, schmutzigweiß bestäubt. Der Schmetterling entschlüpft nach 3—4 Wochen. Ziemlich selten.

Spanien und sein Volk.

Durch eine hohe Gebirgskette von dem übrigen Festlande Europa's getrennt, springt im äußersten Südwesten desselben eine große Halbinsel vor, welche zwei Königreiche, Spanien und Portugal, in sich begreift, beide einst von hoher Bedeutung durch ihre wichtigen Kolonien, ihren ausgebreiteten Handel und ihren großen Reichthum. Das größte und wichtigste derselben ist Spanien, über dessen geographische und geschichtliche Einzelnheiten wir uns in diesem Aufsatze näher verbreiten wollen. Noch immer umfaßt die spanische Monarchie einen Flächenraum, welcher den des französischen Staates noch übertrifft, wenn auch ihre Einwohnerzahl bei weitem geringer ist, als die Frankreichs; noch immer zählt sie in allen Theilen der Erde Länder zu ihren Bestandtheilen, die zu den reichsten und gesegnetsten gehören, obgleich sie im Anfange unseres Jahrhunderts einen ungeheuren Verlust an Land und Leuten litt; noch immer findet sie reiche Hülfsmittel, beinahe unerschöpfliche Quellen des Wohlstandes in ihrem Innern, wenn sie auch nicht mehr mit

Digitized by Google

den ungeheuren Gold- und Silbergruben Mexiko's ihre gewaltigen Silberflotten befrachten kann: sie bedarf nichts als innerer Ruhe und einer geordneten Verwaltung, nichts als fleißiger Hände, um den gesegneten Boden zu bebauen und die verschiedenen Zweige menschlichen Gewerb- und Kunstfleißes zu betreiben, und bald wird sie in neuem Wohlstande erblühen.

Spanien wird größtentheils vom Meere umschlossen, gränzt gegen Norden an das atlantische Meer, gegen Nordosten an Frankreich, gegen Osten an das mittelländische Meer, gegen Westen aber an Portugal und den atlantischen Ocean; seine Südspitze bildet die den Engländern gehörige Felsenfeste Gibraltar, welche die Gewässer des Mittelmeeres abzusperren vermag von jeder Verbindung mit dem großen Weltmeere und mit vollem Rechte für 'unüberwindlich gehalten wird.

In seinem gegenwärtigen Umfange entstand Spanien zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts aus der Vereinigung von drei bis dahin getrennten Königreichen: Castilien, Aragonien und Navarra, deren jedes wieder in eine Anzahl kleinerer Herrschaften zerfiel, von denen die meisten einst gleichfalls Königreiche waren. Auf solche Weise entstanden 20 Verwaltungsbezirke, eine Eintheilung, welche erst in dem Jahre 1832 einer neuen wich, gemäß der die europäischen Besitzungen, mit Einschluß der zu ihnen gerechneten canarischen Inseln, in 49 Provinzen zerfallen.

Betrachten wir die Bestandtheile der spanischen Monarchie näher, so zerfällt nach der alten historischen Eintheilung das eigentliche Königreich Spanien in drei Hauptgebiete: 1) die Länder, welche zum ehemaligen Königreiche Castilien gehörten, bei einem Flächenraum von 6482 QMeilen 8,750,000 Einwohner zählend; 2) die Länder der früheren Krone Aragonien, zusammen 1610 QMeilen haltend, mit einer Einwohnerzahl von 2,970,000 Seelen, und 3) das ehemalige Königreich Navarra nebst den Baskischen Provinzen, mit 357 QM. und 719,000 Einw.

Das ehemalige Königreich Castilien zerfällt: 1) in das Königreich Neucastilien mit fünf Provinzen: Madrid, Toledo, Guadalajara, Cuenca und Ciudad Real; 2) in das Königreich Altcastilien mit sechs Provinzen: Burgos, Logruño, Santander, Soria, Segovia und Avila; 3) in das Königreich Leon mit fünf Provinzen: Leon, Valencia, Valladolid, Zamora und Salamanca; 4) in das Königreich Galizien mit vier Provinzen: Coruña, Lugo, Orense und Pontevedre; 5) in das Königreich Granada mit drei Provinzen: Granada, Almeira und Malaga; 6) in das Königreich Sevilla mit drei Provinzen: Sevilla, Xerez de la Frontera und Huelba; 7) in das Königreich Murcia mit zwei Provinzen: Murcia und Albacette; 8) in das Königreich Cordova, die einzige Provinz Cordova; 9) in das Königreich Jaen, gleichfalls nur die einzige gleichnamige Provinz enthaltend; 10) in das Fürstenthum Asturien, die Provinz Oviedo bildend, und endlich 11) in die Landschaft Estremadura, aus den Provinzen Badajoz und Cazares bestehend. Am bevölkertsten stellt sich, mit Ausnahme der Provinz Madrid, wo die Hauptstadt Spaniens die überwiegende Volkszahl bedingt, die Provinz Valenzia mit 1828 Einwohnern auf einer Quadratmeile, am volkärmsten die Provinz Cuenca mit nur 629 Seelen auf eine Quadratmeile heraus.

Das ehemalige Königreich Aragonien besteht aus: 1) dem Königreich Aragon mit drei Provinzen: Saragossa, Huesca und Teruel; 2) dem Königreich Valencia mit gleichfalls drei Provinzen: Valencia, Alicante und Castellon de la Plana; 3) das Königreich Mallorca, die balearischen Inseln umfassend, und 4) das Fürstenthum Catalusia mit vier Provinzen: Barcelona, Tarragona, Lerida und Gerona.

Das frühere Königreich Navarra mit den baskischen Provinzen begreift 1) das Königreich Navarra oder die jetzige Provinz Pampluna; 2) das Königreich Guipuzcoa oder die Provinz San Sebastian; 3) die Landschaft Alava oder die Provinz Vittoria; 4) die Herrschaft Biscaya oder die Provinz Bilbao, und 5) die Gruppe der canarischen Inseln.

Die einst so weitläufigen Kolonien schmolzen durch die Lostrennung der amerikanisch-spanischen Länder und das frühere Kriegsunglück im Süden Asiens auf 5036 Quadratmeilen mit 3,718,100 Einwohnern zusammen. Hievon kommen auf das Generalcapitanat Havannah, aus der Insel Cuba, der Insel Puerto-Rico und dem spanischen Antheil an den Jungfern-Inseln bestehend, 2504½ QM. mit 1,021,000 Einwohnern; auf das Generalcapitanat der Philippinen, zu dem die Bisayerinseln, die Babuyanainseln, die Baschieilande, die Marianengruppe, der Antheil an der Sundainsel Magindanao und der Antheil an der Philippineninsel Manila gehört, 2507 QM. mit 2,680,000 Einwohnern; auf die afrikanischen Besitzungen endlich, welche die vier Presidios und die Guinea-Inseln begreifen, 24½ QM. mit 17,100 Einwohnern.

Unter den Wohnplätzen heben wir besonders hervor: Madrid, die Hauptstadt der Monarchie, mit 203,000 Einwohnern: Barcelona mit 120 000, Sevilla mit 93,000, Granada mit 80,000, Cadiz mit 70,000, Valencia mit 65,000, Malaga mit 60,000, Cordova mit 57,000, Saragossa mit 46,000, Lorca mit 42,000, Murcia, Carthagena, Xerez de la Frontera und Palma mit mehr als 30,000, Ecija, Santiago, Alicante, Coruña, Valladolid, Santander mit 20,000 bis 30,000 Einwohnern. In den Kolonien sind Havannah, die Hauptstadt der Insel Cuba und der Antillen überhaupt, mit 138,000 Einwohnern, Puerto-Rico, die Hauptstadt der gleichnamigen Insel, mit 22,000 Einw., Manila, die Hauptstadt der Philippinen, mit 160,000, und Santa Cruz de Teneriffa, die Hauptstadt der canarischen Inseln, mit 10,000 Einw., zu erwähnen. Als namhafte Festungen bezeichnen wir hier Ciudad Rodrigo im Königreich Leon; Badajoz und Alcantara in Estremadura; Saragossa in Aragon; Cadix in Andalusien; Barcelona, Gerona und Figue-

Digitized by Google

ras in Catalonien, Pamplona in Navarra. Zu den Haupthäfen des Landes zählen: Santander in Altcastilien, Coruña und Ferrol in Galizien, Cadix, Algeziras und Malaga in Andalusien; Carthagena in Murcia; Barcelona in Catalonien; Valencia und Alicante in Valencia; S. Sebastian in dem Baskenlande. Ferrol, Carthagena und Cadix sind zudem noch als Kriegshäfen ausgezeichnet.

Es liegt nicht innerhalb der Gränzen unserer Aufgabe, die auswärtigen Kolonien Spaniens hier ebenfalls in Betrachtung zu ziehen, sondern wir beschäftigen uns lediglich mit dem Mutterlande, und erwähnen von ersteren hier nur kurz, daß namentlich die canarischen Inseln und die Havannah zu den reichsten und gesegnetsten Ländern der Erde gehören, wogegen letztere während der Regenzeit den Verheerungen des gelben Fiebers und andern schweren Krankheiten oft in furchtbarem Grade ausgesetzt ist.

Der Boden des Mutterlandes, welcher von drei, von den Pyrenäen auslaufenden, Hauptgebirgszügen von Osten nach Westen durchschnitten wird, ist größtentheils gebirgig, und bildet mehrere ansehnliche Hochebenen; unter seinen vielen bedeutenden Höhenzügen sind am wichtigsten: die im Lande der Basken in westlicher Richtung ziehende cantabrische Bergregion mit dem 10,320 Fuß hohen Felsberge Peñacanda; die Sierra de Gredos, deren höchste Spitze sich über 9900 Fuß erhebt; die Sierra de Gata und die Sierra de Francia, die sich als Wasserscheide zwischen dem Tajo und Duero auf dem fast ununterbrochen 2200 Fuß hohen Tafellande erheben, das beinahe die beiden Castilien umfaßt, einen Flächenraum von 4200 QM. einnimmt und gegen Süden wieder mehr abfällt; die Sierra de Toledo und Sierra de Guadeloupe zwischen dem Tajo und der Guadiana, welche nur eine Höhe von nicht ganz 5000 Fuß erreicht, während sich die Sierra Morena zwischen der Guadiana und dem Guadalquivir wieder 5500 Fuß erhebt, und der südlichste Gebirgszug, die Sierra Nevada, d. h. das Schneegebirge, sich durch seine hohen Gipfel auszeichnet, z. B. durch den Cerro de Mulhacen, 10,950, den Pic de Veleta 10,680 Fuß hoch.

Das ganze cantabrische Gebirge steht unter dem Einflusse eines gemäßigten, gleichförmigen Seeklima's, dessen jährlicher Mittelwerth ungefähr 16° Wärme beträgt, während die Wintertemperatur sich noch immer mehrere Grade über Null erhält, und nur auf kurze Dauer manchmal 5°—8° unter Null sinkt; eine große Feuchtigkeit der Luft und reichlicher Regen rufen eine herrliche Rasendecke hervor, obwohl sie sich keineswegs mit den weidereichen Alpentriften der Schweiz messen kann. Hier und im westlichen Theile Asturiens finden sich auch die ansehnlichsten Waldungen Spaniens, welche aber in neuerer Zeit außerordentlich gelichtet worden sind. Sie bestehen meist aus Laubhölzern und finden ihre Höhengränze ungefähr mit 4200 Fuß; weiter aufwärts bedeckt eine der schönsten Haidearten des südlichen Europa's ganze große Striche mit ihren blendend weißen, glockenförmigen Blumen. In den Ebenen und Thälern wechselt die Schwarzpappel mit der weißen Weide, der Esche und dem Apfel- und Wallnußbaum, während der Schlehen- und Brombeerstrauch lebendige Zäune bilden. Obwohl das feuchte Klima dem Oelbaum und dem Weinstock nicht förderlich sind, so findet sich doch der letztere selbst an den steilsten Berghängen, ja bei Oviedo findet man sogar schon die Dattelpalme und den Lorbeer.

Dagegen bilden die meisten Gebirgszüge Aragoniens baumlose nackte Höhen, ohne Haus, ohne grasreiche Fluren, ohne wohlbebaute Ackerfelder, meist nur bedeckt von niederem Wachholdergesträuch, und erheben sich mehr gegen Westen zu kahlen zackigen Spitzen, die nicht selten das ganze Jahr mit Schnee bedeckt sind. An ihren Fuß lehnen sich gegen Süden die sandigen Flächen der Mancha, auf die im Sommer von ihren steilen, alles Erdreichs entblößten Wänden die glühende Sonnenhitze, alles ausdorrend und verbrennend, zurückprallt. Tiefeingefurchte Thäler, schauerliche Schluchten und gefährliche Engpäße geben der ganzen Natur etwas fürchterlich Erhabenes, wie man es selbst in den hiel höheren und gewaltigeren Alpen nicht trifft.

Die Einförmigkeit der Hochebene von Neucastilien ist nur im westlichen Theile durch jenen Granitzug unterbrochen, welcher zwischen dem Tajo und der Guadiana hinzieht, ganz Estremadura unter verschiedenen Namen durchschneidet und, sobald er in Portugal eintritt, gegen das Meer hin verflacht. Kein grüner Rasen deckt hier den Boden, auf dem nur hie und da trockene Kräuter gedeihen, welche den genügsamen Schafen ein mäßiges Futter bieten; wenige schlecht bearbeitete Felder tragen meist Weizen und Gerste, und wechseln mit öden Einöden, deren niederes dunkelgrünes Gesträuch dieses Hochland charakterisirt, und mit gelb- und weißblühendem Ginster wechselt. Die Temperatur der weitausgedehnten castilischen Hochebene erhebt sich im Sommer zu einer wahrhaft glühenden Hitze, während der Winter rauh und selbst streng ist, denn hier wirkt die weniger Abwechslung unterworfene Seeluft, obwohl auf drei Seiten das Meer die Abfälle dieses Plateaus bespült, keineswegs mildernd ein. Die Atmosphäre ist rein und trocken, der Boden daher dürr, die Flüsse und Bäche wasserarm.

Die Sierra Morena, eine wahre baum- und häuserlose Bergwüstenei entschädigt den Reisenden durch die prachtvollen Blüthen des Landanstrauches, welcher ihren Sandstein und Thonschiefer überall bedeckt, und die ganze Luft mit dem herrlichsten Wohlgeruche erfüllt.

Die Sierra Nevada, deren Schneegränze auf der Nordseite 8500, auf der Südseite 9000 Fuß hoch beginnt, bildet sanftansteigende, gewölbte Rücken, ist an ihrem Fuße mit Oel- und Pomeranzenbäumen, höher hinauf mit Obstbäumen und üppigen Reben bepflanzt, auf welche ein blühender Kornbau folgt. Zwischen den reichen Ackerfeldern überrascht eine beinahe ganz deutsche Vegetation auf dieser südlichsten Spitze des

Digitized by Google

europäischen Continents, die sich durch Pappeln, Eschen, Weißdorn und wilde Rosen am hauptsächlichsten ausspricht.

Einen wahrhaft üppigen Pflanzenwuchs aber trifft man überall in den Thalgeländen und an den Flußufern, so wie in jenen Ebenen, welche sich zu beiden Seiten der größeren Ströme weithin ausbreiten. Neben der Dattelpalme und der Cypresse erfüllt der Duft der Orangenblüthe die Luft mit Wohlgerüchen; die mit Mais, Weizen, Gerste, Melonen und Küchengewächsen bestellten Felder, welche jedes Jahr eine doppelte, ja oft dreifache Ernte gewähren, sind durch den Oelbaum, diese Quelle des Reichthums südlicher Länder, beschattet; da und dort wird die Baumwollenpflanze und selbst das Zuckerrohr kultivirt, und ganze Wälder von Citronen-, Maulbeer- und Feigenbäumen nehmen den Wanderer während der glühenden Hitze des Mittags auf, und lassen aus ihrem dunklern Grün die rothen Blüthen des Granatbaums durchschimmern. Stachlige Agaven und Cactus bilden undurchdringliche lebendige Umzäunungen, und die schönen röthlichen Blüthen des Oleanders bezeichnen die Quellen und Bäche, welche von ihm üppig umrankt werden. Rosen, Jasmin, Rosmarin, Thymian, Veilchen und tausend andere wohlriechende Pflanzen hauchen ihre aromatischen Düfte aus, und von den rebenbekränzten Hügeln kann das Auge sich weiden an einer belebten, mit Dörfern und Städten malerisch besetzten Landschaft.

Die bedeutendsten Flüsse Spaniens zeigt nachstehende kleine Tabelle nach ihrem Stromgebiete und ihrer Stromentwicklung:

Name des Flusses.	Flächenraum des Stromgebietes in □Meilen	Direkter Abstand der Quelle von der Mündung	Größe d. Stromentwicklung	Größe d. Stromkrümmung	Die Krümmungen bilden vom direkten Abstand
		deutsche Meilen			
Duero	1828	65	110	45	7/10
Ebro	1569	67	105	38	1/2
Tajo	1360	90	120	30	3/10
Guadiana	1210	60	105	45	7/10
Guadalquivir	940	45	65	20	2/3

Unter den künstlichen Wasserstraßen verdienen Erwähnung: der Kaiser-Kanal in Aragonien, durch welchen die gefährliche Ebroschifffahrt vermieden werden soll; der Kanal von Castilien, der das Innere des Landes mit dem Duero zu verbinden bestimmt ist, beide aber unvollendet, und der Kanal von Manzares, welcher diesen Fluß mit dem Tajo verbindet.

Zu den bedeutendsten Quellen des Wohlstandes gehören die unerschöpflichen Bergwerke, die schon im Alterthume in großem Umfange betrieben wurden. Gold und Silber wurden in reichlicher Menge gewonnen, noch reicher sind die Blei- und Quecksilberadern, auch Eisen, Kupfer, Zinn, Galmei, Kobalt, Wismuth, deßgleichen Schwefel, Vitriol und Salpeter findet sich häufig, und Steinkohlen können fast in allen Provinzen gewonnen werden. Leider aber sind die vorzüglichsten Bergwerke verpachtet, oder sie werden nicht auf bergmännische Weise bearbeitet. Außerdem hat Spanien kostbare Marmor-, Alabaster- und Jaspisbrüche, und gewinnt eine Menge Salz.

Auch das Pflanzenreich vermöchte den Reichthum des Landes sehr zu mehren, wenn nicht so viele Hände dem Ackerbau durch die bürgerlichen Unruhen entzogen würden, die schon seit so vielen Jahren Spanien zu einem Schauplatze blutiger Gräuel machten, und noch immer in einzelnen Aufständen die gegenwärtig am Ruder stehende Parthei von Zeit zu Zeit beunruhigen.

Auf diese Weise aber liegt trotz der reichen Bodenprodukte, welche diese gesegneten Gegenden liefern, der Ackerbau noch so darnieder, daß die Ernte an Getreide nur für zwei Drittheile der Bevölkerung ausreicht, und das Fehlende durch Einfuhr ersetzt werden muß. Doch mag es als ein günstiges Zeichen betrachtet werden, daß seit der neuesten Zeit die Verkäufe von Grundbesitz ungehindert vor sich gehen, ja der Werth des Grundeigenthums gestiegen ist, denn in dieser Thatsache liegt der bündigste Beweis, daß die spanische Nation in die gegenwärtige Ordnung der Dinge Vertrauen setzt.

Ist der Ackerbau bis jetzt noch immer sehr vernachlässigt, so steht die Weinkultur in desto größerem Flor, und liefert alljährlich eine Ausfuhr von nahe 600,000 Eimern und einer großen Menge gedörrter Trauben (Rosinen). Malaga allein erzeugt in günstigen Jahren mehr als 300,000 Eimer Wein. — Einen weitern Handelsartikel geben die Färbekräuter und der Safran; außerdem werden nur noch Feigen, Orangen, Kapern und Mandeln ausgeführt.

Das Thierreich liefert die berühmten Merinoschafe, deren Zucht zwar namentlich durch die verheerenden Kriege mit Frankreich außerordentlich gelitten hat, dennoch aber noch immer sehr bedeutend ist. Am meisten geschätzt wird die Wolle von Segovia. Früher begaben sich die zahlreichen großen Heerden mit dem Beginn des Mai in die Gebirge, und eine Gesellschaft solcher Schafzüchter, die unter dem Namen Mesta bekannt war, hatte besondere, den Ackerbau beeinträchtigende Privilegien, z. B. daß sie ihre Heerden über alle Felder hintreiben durfte u. s. w., die jedoch jetzt sämmtlich aufgehoben sind.

Das schöne, kräftige Hornvieh, welches man früher in Spanien fand, wird nur noch in einigen wenigen Gegenden Asturiens, Galiziens und Estremadura's gefunden; in allen andern Provinzen ist die Rindviehzucht auf eine tiefe Stufe gesunken. Auch die einst so bedeutende Pferdezucht hat sehr gelitten. Schon zu den Zeiten der Römer waren die spanischen Pferde wegen ihrer Schönheit, Festigkeit und Schnelligkeit be-

Digitized by Google

rühmt, und durch die Araber wurden die einheimischen Rassen noch verbessert. Leider hat die später eingerissene Liebhaberei für die Zucht der Maulthiere die der Pferde immer mehr beschränkt, weßhalb auch einige spanische Könige, namentlich Philipp II., strenge, leider aber bald wieder aufgehobene Gesetze dagegen erließen. Nur in Andalussien vermochte durch das Maulthier nie das edle Roß verdrängt zu werden, deßhalb sind auch die Pferde dieser Provinz die schönsten und gepriesensten, und von hier wird der Bedarf für die Armee fast ausschließlich bezogen. Das, dem gebirgigen Boden des Landes so angemessene Maulthier kommt in der Mancha am schönsten vor.

Die Zucht der Ziegen ist im ganzen Lande verbreitet und gibt dem Spanier, außer dem wohlschmeckenden Fleische, die beliebte Ziegenmilch und die ihm fast unentbehrlichen Käse.

In Castilien und Leon herrscht eine ausgedehnte Bienenzucht, und dem Seidenwurm wird in mehreren Provinzen einige Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl sein, hier nur schlecht verarbeitetes Gespinnst, keineswegs gesucht ist.

Von wilden Thieren nennen wir hier noch: den Wolf, den Bär und die Gemse in den Pyrenäen und den cantabrischen Gebirgen, den gemeinen Affen auf Gibraltar, das Chamäleon bei Cadix, den Fuchs, die wilde Katze, den Marder, den Iltis und den Dachs. Rehe sind höchst selten; der Hirsch kommt gar nicht vor.

Wenden wir uns nun zu dem spanischen Volke.

Die Spanier sind ein Mischvolk, das von Urbewohnern der pyrenäischen Halbinsel, Celten, Römern, deutschen und arabischen Völkerstämmen herstammt. Ihrer Sprache dient zwar die lateinische zur Grundlage, sie hat aber eine Menge Wurzelwörter aus den Sprachen aller eben angeführten Völkerschaften in sich aufgenommen. Neben den Spaniern leben im Mutterlande noch: Basken, von Asturien bis an die Pyrenäen seßhaft, und etwa eine halbe Million Seelen zählend, die mit dem Spanischen das Französische verbinden, und sich so eine ganz eigene Sprache gebildet haben; Modejares, d. h. Abkömmlinge der Araber, meist in Granada, immer noch Spuren ihrer Nationalität tragend, an Zahl aber kaum 50,000; Zigeuner, welche sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert über die ganze Halbinsel verbreitet haben, wo sie unter dem Namen Gitanos bekannt sind, und trotz aller gegen sie erlassenen Verordnungen noch immer ihr nomadisches Leben fortführen, wie in ihrer indischen Heimath; Juden gibt es nur sehr wenige, da sie gesetzlich nicht geduldet werden.

Betrachten wir die Bevölkerung Spaniens in Hinsicht auf die verschiedenen Stände, so findet man $^1/_{11}$ derselben dem adeligen, $^1/_{11}$ dem geistlichen Stande angehörig. Der Adel zerfällt in drei Klassen: die Titulados oder den hohen, die Hidalgos oder den niedern Adel, und die hombres de pareja, welche für Dienste, die sie dem Staate geleistet haben, bloße Titelwürde erhielten. Die Städtebewohner, d. h. die Mitglieder des eigentlichen Bürgerstandes, welche ungefähr $^1/_7$ der Volksmenge ausmachen, haben die meisten mit gewissen Städten verknüpfte Rechte verloren und sich so dem persönlich freien Bauernstand genähert, der theils aus Eigenthümern kleiner Grundstücke, theils aus Pächtern der Krongüter und der Bestiftungen des Adels und der Geistlichkeit besteht, welche letztere aber in neuester Zeit als Staatseigenthum erklärt und zum großen Theil bereits verkauft worden sind, eine Maßregel, die zwar als Staatsstreich zu betrachten und mit einer gewissenhaften Gerechtigkeit nicht zu vereinigen ist, doch aber dadurch entschuldigt werden kann, daß das Vermögen der Geistlichkeit, welche nach angestellten Berechnungen 70 Millionen Thaler jährliches Einkommen hatte, in auffallendem Mißverhältnisse zu den vollkommen zerrütteten Finanzen des Staates stand, und nur bei den Schätzen derselben einige augenblickliche Abhülfe der dringendsten Verlegenheiten zu finden war. — Am zahlreichsten in Spanien ist die Klasse der dienenden Leute und der Tagelöhner, weil jeder nur etwas wohlhabende Mann es zur Erhaltung des äußern Anstandes für nöthig erachtet, eine zahlreiche Dienerschaft zu unterhalten.

Alle Spanier bekennen sich zur römisch-katholischen Religion, die allein als die im Staate geduldete erscheint. Die kirchliche Aufsicht führen 8 Erzbischöfe, denen 51 Bischöfe untergeordnet sind; die erzbischöflichen Kathedralen befinden sich zu: Toledo, San Jago de Compostella, Burgos, Saragossa, Tarragona, Valencia, Sevilla und Malaga.

Die geistige Kultur des spanischen Volkes, welche vordem auf solcher Höhe stand, nahm unter den schwachen Regierungen mehrerer auf einander folgenden Könige und den blutigen Kriegen mit Frankreich sehr ab, obwohl weder an Elementarschulen noch an Vorbereitungsschulen für den höheren Unterricht im geringsten Mangel ist, sind aber Umfang und Methode des Unterrichts noch weit hinter den Forderungen unserer Zeit zurück. Im Jahre 1833 gab es in Spanien 9558 Elementarschulen für Knaben und 3075 für Mädchen, die mit beinahe allen Klöstern verbundenen Klosterschulen nicht dazu gerechnet; ferner 776 lateinische Schulen für den höhern Unterricht, unter denen die acht königlichen Gymnasien am vorzüglichsten sind. In den letzteren werden die jungen Leute nach einem strenge vorgeschriebenen Unterrichtssystem zu dem Besuche der königlichen Kollegien und Seminare, wenn sie sich dem niedern geistlichen Stande oder dem Lehrfache widmen wollen, und zu dem der Universitäten, wenn sie eine andere Wissenschaft zu ergreifen wünschen, herangebildet; von den ersteren zählt man 56, von den letzteren 14, jedoch haben nur 8 Universitäten die Befähigung, alle Fächer vorzutragen, nämlich: Valladolid, Valencia, Saragossa, Salamanca, Sevilla, Granada, San Jago di Compostella und Cervera, während die übrigen sechs: Huesca, Oviedo, Toledo, Palma, Orchuela und Jlcala de Henares keine Lehrstühle der Medizin haben. Außerdem gibt es für bestimmte Lebens-

Digitized by Google

zwecke und Stände gleichfalls besondere Unterrichtsanstalten, wohin die Seminarien für junge Adelige zu Madrid, Barcelona, Segovia und Bergara, die Akademien und Schulen für die Erziehung von Offizieren und Seeleuten zu Madrid, Barcelona, Segovia, Cadiz, Carthagena und Ferrol, die Bergwerksschulen zu Bergara und Segovia, die Handelsakademien zu Cadiz und Alicante, die chirurgischen Institute zu Cadiz und Madrid, die Land- und Ackerbauschule zu Madrid u. s. w. gehören. Zur Ausbildung der Wissenschaften und Künste bestehen mehrere Akademien, die aber, mit Ausnahme der königlichen Akademie für Geschichte zu Madrid, wenig Erspriessliches geleistet haben, obwohl sie meistens im Besitz von reichen Sammlungen aller Art sind, und große Bibliotheken mit vielen wichtigen Handschriften zu Forschungen einladen.

Früher haben sich die Spanier in vielen Zweigen der Gelehrsamkeit, in der schönen Literatur und in der Kunst ausgezeichnet, namentlich aber in der Geschichte, der Poesie und der Malerei; aber diese Glanzperiode gehört schon längst der Vergangenheit an. So ruhmvoll dieses Volk durch seine edlen Ahnen vor uns steht, so tief gesunken müssen wir es in der Gegenwart erblicken; doch dürfen wir das geistige Erwachen dieser großen, mit vielen Fähigkeiten begabten Nation von der neueren Gestaltung der Verhältnisse, von dem Streben, jede Art geistiger Kultur kräftig zu befördern, nicht ohne Grund erwarten. Mit dieser zu hoffenden geistigen Entwicklung wird sich auch der sittliche Zustand des spanischen Volkes wieder heben, der gegenwärtig nicht im mindesten günstig erscheint, wenn man bedenkt, daß auf 8500 Spanier ein Mörder, auf 8400 ein Räuber und auf 3100 ein Dieb gerechnet wird, und daß die Gerichte eine große Menge von Verbrechern dieser Art nicht einmal in ihre Kerker bekommen, dieses Verhältniß sich in Wirklichkeit also noch viel ungünstiger herausstellt.

Hinsichtlich seiner Verfassung bildet Spanien eine konstitutionelle Monarchie, in welcher die Herrscherwürde in männlicher und weiblicher Linie erblich ist. In Bezug auf die vollziehende Gewalt sind die Rechte der Krone zwar unbeschränkt, an der Gesetzgebung aber nimmt das Volk durch seine Repräsentanten, die Cortes, Antheil. Diese theilen sich in zwei Kammern, die der Proceres, welche dem Oberhause, und die der Procuradores, welche dem Unterhause des englischen Parlaments verglichen werden können. Die Kammer der Proceres besteht aus erblichen Mitgliedern, den Granden von Spanien, aus der gesammten hohen Geistlichkeit und aus Mitgliedern, welche durch ihr Amt oder durch die königliche Gunst auf Lebenszeit in dieselbe berufen werden; ihre Zahl ist unbeschränkt. Die Kammer der Procuradores zählt blos vom Volke provinzweise gewählte Mitglieder, wobei auch die Antillen und die Philippinen vertreten sind. An der Spitze der Provinzial-Verwaltung stehen zwölf General-Kapitäne: für Neu-Castilien, Alt-Castilien, Catalunña, Aragonien, Valencia, Murcia, Navarra, Andalusien, Granada, Estremadura, Galizien und die Balearen, denen für die Polizeiverwaltung Civilgouverneure beigegeben sind. Jeder Bezirk hat für die Verwaltung der bürgerlichen und peinlichen Rechtspflege ein besonderes Gericht, an dessen Spitze ein Corregidore steht. Ueber diesen Bezirksgerichten stehen als zweite Instanz die königlichen Gerichtshöfe (audiencias reales), deren es im ganzen Lande 14 gibt, und von welchen man sich noch an das Obertribunal zu Madrid, die oberste Behörde in Appellationssachen, wenden kann. Die Gemeindeverwaltung ruht in den Händen der Magistrate, Ayuntamientos genannt, die aus einem Alcaden, einem oder mehreren Adjuncten, einem Procurator und mehreren Gemeinderäthen (regidores) bestehen; alle diese Beamte werden von den Gemeindegliedern gewählt, und bilden zugleich den untersten Gerichtsstand in allen unbedeutenden Rechtsstreitigkeiten.

Der Finanzzustand Spaniens ist im höchsten Grade zerrüttet; alljährlich übersteigen die Ausgaben die Einnahmen, und die Schuld von 17,849'581,904 Realen wächst von Jahr zu Jahr mehr an. Ist aber Spanien erst im Innern beruhigt und eine nur etwas weise und haushälterische Verwaltung bemüht, eine bisher fehlende Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen, so werden sich die Ausgaben sehr ermässigen, während die Einnahme-Quellen sich vermehren und erweitern, so daß der Staat sich bei seinen großen, inneren Hülfsmitteln in wenigen Jahrzehnten wieder erholt haben kann.

Die aktive Armee Spaniens wird auf 90,000 Mann angegeben, die von 40,000 Mann Reserven unterstützt werden; die Seemacht, einst der Schrecken der übrigen europäischen Staaten, ist fast auf Nichts herabgesunken und bestand zu Anfang des vorigen Jahres aus einem segelfertigen und zwei schadhaften Linienschiffen, vier ausgerüsteten und zwei in der Ausbesserung befindlichen Fregatten, zwei Corvetten, neun Briggs, drei Kriegsdampfschiffen, drei kleinen Dampfschiffen, fünfzehn Goeletten und neun kleinen Fahrzeugen. Die Hauptkriegshäfen sind Ferrol in Galizien und Carthagena in Granada.

Werfen wir jetzt noch einen kurzen Blick auf die politische Geschichte Spaniens. Seine Küsten wurden schon in den frühesten Zeiten durch phönizische Kolonien besetzt, und hochberühmt waren im grauen Alterthume Gades und Tartessus. Die reichen Bergwerke des Landes wurden schon zu dieser ältesten Zeit ausgebeutet; noch mehr unter der Herrschaft Carthago's, in dessen Hände sie nach dem Sinken des phönizischen Handels kamen. Damals erhob sich das reiche und mächtige Neucarthago, mit dessen Fall das ganze Küstenland und der größte Theil der inneren Provinzen unter die Botmäßigkeit der Römer kam. Nur die muthigen Gebirgsbewohner wurden niemals von diesen Herren der ganzen damals bekannten Welt unterjocht. Zu dieser Zeit soll die pyrenäische Halbinsel über 30 Millionen Einwohner gezählt haben. Als

Digitized by Google

das große Römerreich theils in sich selbst zerfiel, theils durch Angriffe barbarischer Horden aus dem Norden und aus Asien Provinz nach Provinz verlor, wurde auch Spanien des Römerjoches, welches jedoch nie drückend auf ihm gelegen hatte, ledig, und bald entstanden mehrere Reiche neben einander, unter denen das der Westgothen das ansehnlichste war. Ihm machte die Schlacht bei Jerez de la Fondera ein Ende (711), und von jetzt an war ganz Spanien in den Händen der Araber, mit Ausnahme des nördlichen Gebirgslandes, dessen Bewohner der Macht des Islams, wie einst der römischen, spotteten. Cordova wurde die Residenz des neugegründeten Khalifats Spanien, und war bald in der ganzen gebildeten Welt durch seine glänzende Hochschule berühmt, und als der Sitz damaliger Wissenschaft anzusehen.

In Nordspanien hatten die Christen unterdessen wieder mehrere bedeutende Eroberungen gemacht, und eigene kleine Reiche gebildet; so entstanden Castilien, Aragonien und Asturien. Unter den Herrschern, welche sich damals auszeichneten, nennen wir hier Pelaja, der die flüchtigen Gothen um sich sammelte und den ersten Grund zu den neuentstehenden christlichen Staaten legte, Alfons I., König von Asturien, der den Arabern 34 Schlachten lieferte, und Alfons III., welcher sich große Verdienste um die Ausbreitung der christlichen Religion erwarb. Im Jahre 1037 wurde Asturien mit Castilien vereinigt, und so bald der mächtigste christliche Staat auf der ganzen Halbinsel; um diese Zeit lebte Don Rodrigo Diaz de Vivar, der unter dem Namen Cid so hochgefeierte Held. Sein König, Ferdinand I., vertheilte das Reich unter seine drei Söhne, und so entstanden die Königreiche Leon, Galizien und Castilien. Isabella, welche 1474 den Thron von Castilien bestieg, war mit Ferdinand von Aragonien vermählt, dem Eroberer Granada's. In demselben Jahre, in welchem diese letzte Feste der Mauren in die Gewalt der Christen fiel, 1492, entdeckte der Genueje Columbus, unterstützt von Isabella, Amerika, oder vielmehr die Inselgruppe der Antillen, für Spanien; aber dieses große neue Besitzthum trug später nicht zum Glanze, sondern vielmehr zur Verarmung und Entvölkerung des Mutterlandes bei. Denn Tausende, welche in die neue Welt zogen, um in diesem unbekannten Lande auf leichte Weise Reichthümer zu sammeln, wurden den Gewerben und dem Ackerbau entzogen, die ohnedem durch die Vertreibung der Mauren viele fleißige Hände verloren hatten. Selbst die Silberflotten, welche ungeheure Schätze an edlen Metallen dem Mutterlande zuführten, trugen zu dessen Verfall bei, denn Niemand wollte mehr arbeiten, seit es leicht geworden war, als müßiger Diener irgend eines Reichen ein müheloses aber unthätiges Leben zu führen. In die Zeit Karls V., des mächtigsten Monarchen der damaligen Welt, der seinen Befehlen in drei Welttheilen Geltung verschafft hatte, fallen die blutigen Heldenthaten des Cortez, welcher Mexiko eroberte, und Pizarro's, der das Goldland Peru entdeckte. Philipp II., welcher 1556 von seinem, der Krone entsagenden Vater das Reich erhielt, und nur zu häufig die Religion als Deckmantel despotischer, grausamer Handlungen mißbrauchte, sah sein Land nach und nach verarmen, und hinterließ bei seinem Tode, trotz aller reichen Zufuhren aus Amerika, 140 Millionen Dukaten Schulden. Auf den talentlosen Philipp III., unter dem 600,000 Morisko's, die fleißigsten Bewohner Spaniens, der letzte Rest der überwundenen Araber, vertrieben wurden, folgte der gleich schwache Philipp IV., welcher sich von den unterdessen mächtig gewordenen Niederlanden eine Kolonie nach der andern entreißen lassen mußte, so daß Spanien das Bild eines gänzlichen Verfalls darbot. Unter Philipp V., der gegen Frankreich und England gleich unglücklich kämpfte, zählte Spanien, das noch unter maurischer Herrschaft 18 Millionen Einwohner ernährt hatte, nicht einmal mehr 8 Mill. Seelen; aller Handel war vernichtet, Ackerbau und Gewerbethätigkeit fast überall verschwunden.

Die Eroberung des Landes durch die Franzosen im Jahre 1808 rief einen furchtbaren Rachekrieg gegen die verhaßten Ausländer, welche sich durch schmähliche Verrätherei des Thrones bemächtigt hatten, in's Leben, und Joseph Napoleon, der am 20. Juli seinen Einzug in Madrid gehalten hatte, mußte in wenigen Tagen seine Residenz wieder verlassen. Die Spanier wurden von England mit Geld und Truppen unterstützt, verloren zwar immer in offener Feldschlacht den Sieg, aber bekämpften in einem unaufhörlichen Guerillakriege den Feind mit der äußersten Hartnäckigkeit und Wuth; da galt keine Schonung, und nicht selten mußte das Gift die Stelle der Waffe vertreten. Als nach dem verzweiflungsvollsten Kampfe endlich auch Saragossa in die Hände der Franzosen gefallen war (1809), schien der Krieg seinem Ende nahe zu sein; da wurden die Truppen Napoleons, welche unterdessen auch in Portugal eingerückt waren, von Wellington geschlagen, und plötzlich hatte sich das Kriegsglück gewendet. Durch die Schlacht bei Vittoria (1813) verloren die Franzosen alle bisher errungenen Vortheile wieder; Spanien war befreit von der Fremdherrschaft, und rief seinen alten König Ferdinand wieder auf den Thron. Aber das Land hatte ungeheure Verluste erlitten, und Ferdinand, ein schwacher Fürst, war nicht der Mann, in einer Zeit allgemeiner Umgestaltung die Interessen der Krone und des Landes auf gleiche Weise zu wahren. Empörung folgte auf Empörung, die größten und reichsten Provinzen in Amerika rissen sich los und erklärten sich unabhängig, das Ansehen der öffentlichen Gewalt sank von Tag zu Tag mehr, und endlich verfiel das unglückliche Land in einen Zustand völliger Anarchie, der sich in einen blutigen Bürgerkrieg auflöste, als nach Ferdinands Tod (1833) seine vierte Gemahlin, die Neapolitanerin Maria Christine im Namen ihrer unmündigen Tochter Isabella die Zügel der Regierung ergriff. Denn des verstorbenen Königes Bruder, Don

Digitized by Google

Carlos, machte gleichfalls Ansprüche auf die Krone, und wurde in denselben von mehreren Provinzen, namentlich aber von den auf ihre bedrohten alten Rechte so eifersüchtigen Basken lebhaft unterstützt. Hiezu kam noch die große Geldnoth der Regierung. Endlich sah sich Don Carlos nach 3jährigem, mit allen Gräueln der Erbitterung geführtem Kampfe genöthigt, sich zurückzuziehen und nach Frankreich zu flüchten; an der Spitze der Regierung stand sein Besieger, der kühne und thatkräftige Espartero, und auch Maria Christine suchte in Frankreich eine Zufluchtsstätte. Doch auch der zum Regenten erhobene Espartero ward von einem losbrechenden Aufruhr zur Flucht gezwungen, und nun betrat, nach der 1844 erfolgten Volljährigkeitserklärung der Königin Isabella, Maria Christine den spanischen Boden wieder. Ganz ist die Ruhe noch immer nicht hergestellt; da und dort versuchen aufrührerische Partheien ihr Haupt zu erheben, und erst die Zukunft wird zeigen, wie sich Spanien gestalten wird.

P. Theuerle.

Der Tunnel.

Wir verstehen unter diesem Begriff einen unterirdischen Weg, der durch ein festes Tonnengewölbe gesichert, eine Höhe durchschneidet, und so könnte man die Stollen jedes Bergwerks, den Durchschnitt des Pauslipps bei Neapel eben so richtig zu den Tunnels zählen, wie die Eisenbahnen ihre unterirdischen Strecken.

Der Tunnel im auszeichnenden Sinn ist aber nur der unter der Themse durchführende Weg, den der beharrliche Brunel vor Kurzem vollendete.

London, auf beiden Seiten der Themse erbaut, wird durch sechs Brücken: die Westminster-, London-, Blakfriars-, Vauxhall-, Southwark- und Waterloobridge verbunden, welche der Passage nur nothdürftig genügen und die Schifffahrt hemmen. Bereits 1807 wurde daher nach Brunels Plan begonnen, die Südseite oder Southwark, unter der Themse hindurch, mit der City zu verbinden. Die Schwierigkeit des Unternehmens selbst aber, und der europäische Krieg, den Napoleon entzündete, ließen das Projekt in den Hintergrund treten. 1824 trat Brunel aufs Neue mit seinem Plan hervor, der so viele Theilnahme erweckte, daß er bereits 1825 das Werk beginnen konnte. Man teufte einen Schacht durch das Geröll des Stroms, bis man acht Fuß unter seiner tiefsten Stelle, in der Thonschicht des Londonclays, horizontal, gegen die Mitte geneigt, fortgrub. Aber mehrmals brach die Last der Wogen die noch so künstliche Zimmerung und drohete den Arbeitern den Tod; so am 18. Mai 1827 und 12. Januar 1828. Ungeschreckt aber ließ sich Brunel in einer Taucherglocke auf den Grund des Stroms hinab, verstopfte den Bruch, und ließ das eingedrungene Wasser auspumpen. Doch die Geldmittel der Gesellschaft erschöpften sich, und halb vollendet mußte der Meister sein Werk verlassen. Erst 1835 konnte er die Arbeit wieder beginnen. Ein eiserner beweglicher Schild schirmte seine Minirer, und tausend Hindernisse hätten wohl Jeden, nur Brunel nicht, ermüdet. Oft unterbrochen ging das Werk, wenn auch langsam, doch stätig vorwärts — und lohnt jetzt durch seine Vollendung.

Es ist ein Tonnengewölbe von Quadern mit zwei parallelen Fahrwegen, deren jeder nur in einer Richtung benutzt wird. Rechts und links sind elegante Trottoirs für die Fußgänger; das Ganze ist 1300 englische Fuß lang, und wird mit Gas erleuchtet. An beiden Enden sind bequeme flache Auffahrten, und erst vor Kurzem beehrte Königin Victoria den Tunnel mit ihrem Besuch. Zu Fuß ihn durchwandernd, kam sie an eine feuchte Stelle, wo das schadhafte Erdpechpflaster weggenommen war. Augenblicks aber legte ein junger Händler, der dort unter den Wogen des Stroms und dem Kiel der Schiffe feil hielt, einige ostindische Tücher darüber, auf welche die jugendliche Königin lächelnd trat. Sie erinnerte sich wohl ihrer Vorfahrerin Elisabeth, der in ähnlicher Verlegenheit der Graf Esser den seidenen Mantel unterbreitete.

Müller.

Räthsel.

Zweite Abtheilung: Beschreibende Räthsel.

Wie heißt der Schmuck, den Viele suchen?
Meist ist sein Geldwerth sehr gering,
Sein innrer Werth wohl auch verdächtig,
Weil oft an schlechtem Platz er hing.

Er kleidet sich in manche Formen
Von Heilgen, Menschen, Thieren ein;
Der heilge Geist und Christus mußten
Sogar ihm ihre Namen leihn.

Er gleicht dem feineren Gepräge,
Das oft ein falsch Metall verhehlt,
Und doch den Werth des ächten zeiget,
Wenn der Probierstein dir nicht fehlt.

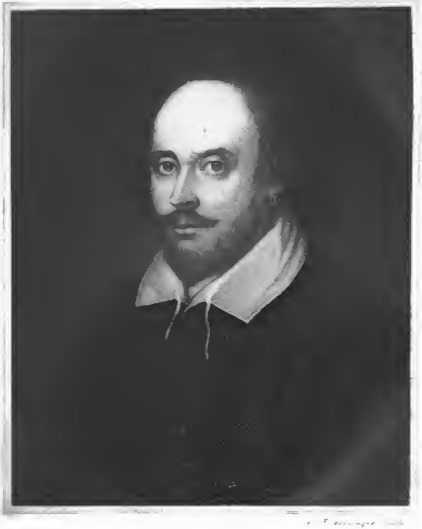
J. G. Kaiser.

Auflösung: 4. 5. 17. 14. 17. 4. 5. 13.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Shakespeare.

(Mit Portrait.)

William Shakespeare wurde am 23. April des Jahres 1564 zu Stratford, am Fluß Avon in Warwickshire, geboren, und war der älteste Sohn eines dortigen bemittelten Wollhändlers, der zugleich das Metzgerhandwerk trieb. Man wählte ihn zum Rathsherrn und später bekleidete er für einige Zeit selbst die bürgermeisterliche Würde. Ueber die Jugendjahre Shakespeare's schweigt die Geschichte fast gänzlich. Es ist nur so viel bekannt, daß sein Vater John Shakespeare theils durch das schnelle Anwachsen seiner äußerst zahlreichen Familie, theils durch andere Unglücksfälle in seinem Wohlstande so weit zurückkam, daß ihm sogar ein höchst unbedeutender wöchentlicher Beitrag zur Rathskasse lästig fiel, und er deßhalb aus der Liste der Rathsherren gestrichen wurde. Daß sich die Eltern unseres Dichters unter solchen Umständen nicht viel um die Erziehung ihrer Kinder bekümmern konnten, ist begreiflich. Indeß schickte der Vater unsern William eine Zeitlang in die Freischule seines Orts, wo er einigen dürftigen Unterricht in der lateinischen Sprache erhielt. Für die Erlangung anderer wissenschaftlicher Kenntnisse war damals in derartigen Unterrichtsanstalten Englands nicht gesorgt.

Als er einigermaßen herangewachsen war, scheint er das Gewerbe seines Vaters übernommen zu haben, und schon in seinem siebenzehnten Jahre verheirathete er sich mit der fünfundzwanzigjährigen Tochter eines gewissen Hathaway, eines nicht unvermögenden Mannes, der zu Shottery, in der Nähe von Stratford, wohnte. Seine Gattin schenkte ihm nach einem Jahr ein Mädchen, Susanna, und zwanzig Monate später Zwillinge, eine Tochter Judith, und einen Sohn Samuel, welche den 6. Februar 1585 getauft wurden.

Der große Dichter mußte sich wohl bald bei einem seines Genies ganz unwürdigen Handwerk unbehaglich fühlen. Mißmuth und Unzufriedenheit, und eine wegen zu großer Geistesverschiedenheit der beiden Gatten nicht ganz glückliche Ehe verleitete ihn auf Abwege. Er gerieth in die Gesellschaft leichtsinniger junger Leute, die ihn einigemal veranlaßten, in dem benachbarten Thiergarten zu Charlecot auf Wilddieberei auszugehen. Der Eigenthümer desselben, Sir Thomas Lucy, belangte ihn darüber vor Gericht, und der Sage nach vertheidigte sich unser Dichter in einer sehr giftigen, aber nicht mehr vorhandenen Ballade. Das reizte den Zorn jenes Edelmannes nur noch mehr, der jetzt alles aufbot, um ihn die ganze Strenge der gegen solche Frevel sehr harten englischen Gesetze fühlen zu lassen. Die Furcht vor dem bösen Ausgange seines Prozesses und die wachsende Abneigung vor seinem rohen Gewerbe, dazu noch Schulden und widerwärtige häusliche Verhältnisse bewogen ihn endlich, sein Haus in Warwickshire auf eine Zeitlang zu verlassen und sich heimlich nach London zu begeben.

Dieser Entschluß wurde von ihm im Jahre 1586 oder 1587 ausgeführt.

In London glückte es ihm, einen Verwandten aufzufinden, durch den er die Stelle eines Call-boy, eines Aufrufers erhielt, dessen Geschäft es war, den Schauspielern durch Ausrufung ihres Namens während der Darstellung ein Zeichen zum Auftreten zu geben. Andern Nachrichten zufolge soll er sogar anfangs während der Vorstellung vor dem Schauspielhause die Pferde gehalten haben. Bald jedoch bahnte er sich, seinen innern Beruf fühlend, selbst den Weg auf die Bühne, wo er durch seine glücklichen Darstellungsgabe bald den Beifall des Publikums erlangte. So ward er nach und nach, von Stufe zu Stufe, bis in die höhern Cirkel der Gebildeten und Gelehrten gezogen, und lernte das Leben in allen seinen Formen kennen. Klar trat ihm jetzt sein höheres Ziel vor Augen; von Begeisterung entflammt ergriff er die Feder und es entstand sein Heinrich VI. (ungefähr um das Jahr 1590). Beifall und Bewunderung krönten den ersten dramatischen Versuch des Dichters, der nun eine lange Reihe unsterblicher Werke folgen ließ. Selbst die Königin Elisabeth zählte sich unter seine Verehrer und Beschützer. Oefters besuchte sie die Bühne, wo sich Shakespeare den Doppelkranz, als Dichter und Künstler, um die Schläfe wand, und gab ihm wiederholte Beweise ihrer Gnade und ihres Beifalls. Einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigte sie den Charakter Falstaffs in den beiden Theilen Heinrich IV., den auf ihren Wunsch der Dichter nochmals in den „lustigen Weibern von Windsor“ auf die Bühne brachte. Shakespeare war gegen seine hohe Gönnerin nicht undankbar, sondern gab ihr durch verschiedene schmeichelhafte Anspielungen auf ihren Ruhm und ihre Schönheit Beweise seiner Erkenntlichkeit. Auch der König Jakob zeichnete den Dichter sehr aus. Unter seinen andern Gönnern und Wohlthätern ist besonders der Graf von Southampton zu nennen, der ihn einmal bei einem Kauf, den er vorhatte, mit 1000 Pf. Sterling beschenkte, eine Thatsache, die durch des Dichters so verbindliche Aeußerungen in den Zueignungsschriften seiner Gedichte „Venus und Adonis“ und „Lucretia“ ihre Bestätigung zu erhalten scheint.

Sehr edel handelte Shakespeare gegen den nachmals gleichfalls berühmt gewordenen Ben Jonson. Dieser hatte nämlich der Direktion des Globe-Theaters seinen ersten dramatischen Versuch überreicht und um die Aufführung gebeten. Doch man sah das Stück kaum flüchtig an und wollte es ihm schon zurückgeben, als sich Shakespeare in's Mittel legte. Shakespeare las das Manuscript, fand es gut, und setzte die Aufführung durch. Das Stück gefiel und Jonsons Glück als dramatischer Schriftsteller war für immer begründet. Jonson, ermuthigt durch diesen günstigen Erfolg, warb bald mit Shakespeare um die Krone des Beifalls, und nicht ohne Glück, da seine pedantische Dichtungsweise dem verkehrten Geschmack der damaligen Zeit mehr zusagte, als die freien,

Digitized by Google

kühnen Ergüsse des Shakespeare'schen Genius. So vertraute Freunde auch die beiden Nebenbuhler Jonson und Shakespeare zeitlebens blieben, so entstanden doch wegen ihrer ganz verschiedenen Richtung zwischen ihnen öfters kleine Reibungen. Shakespeare war Romantiker, und Jonson Classiker. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Jonson entzweite sich wegen eines seiner Lustspiele mit den Mitgliedern des Globe-Theaters, was ihn bewog, ein Kindertheater zu errichten. Dieses fand von Seiten des Publikums als etwas Neues großen Zulauf. Es gehörte zum guten Ton, dieses Theater zu besuchen, und da Jonson glaubte, daß nur er mit seinem Kindertheater auf dem rechten Wege sei, und daß die andern Schauspieler alle in der Irre gingen, so konnte Shakespeare nicht wohl unterlassen, dagegen zu arbeiten, was er besonders in der bekannten Stelle seines Hamlet that. Doch verhallte seine Stimme, denn das Publikum war nun einmal verblendet und neigte sich auf die Seite der kritischen Partei, an deren Spitze Jonson stand. Bald widmete man Shakespeare nicht mehr die frühere Aufmerksamkeit, was die Brust des Dichters mit bitteren Empfindungen erfüllte, und seine Schöpferkraft zu lähmen schien. Da er sah, daß seine Blüthezeit in London vorüber sei, so zog er sich 1613 in tiefer Verstimmung in seinen Geburtsort Stratford zurück, wo er bis zu seinem Tode in ländlicher Abgeschiedenheit lebte. Dort hatte er sich schon früher ein geräumiges Haus gekauft. Den Rest seines Vermögens legte er gleichfalls in und um Stratford in Grundbesitz an, dessen Verpachtung ihm eine jährliche, für die damalige Zeit bedeutende Rente von etwa zweihundert Pfund Sterling abwerfen mochte.

Hier lebte der Dichter im Umgange mit sich selbst, mit wenigen vertrauten Freunden und seiner ihm über alles theuern Tochter Susanna ruhig und zufrieden, und wahrscheinlich beschenkte er die Welt von hier aus mit einem seiner vortrefflichsten Werke, mit der „zwölften Nacht," welches Drama er im Jahre 1614 vollendete. Noch rüstig an Körper und Geist hätte er jetzt bei völliger Muße und in angenehmen Verhältnissen noch manches Herrliche erzeugen können. Aber die Vorsehung wollte es anders. Gerade nach so eben zurückgelegtem zweiundfünfzigsten Lebensjahre, an seinem Geburtstage, entwand sich Shakespeare's Geist seiner irdischen Hülle. Er starb in seinem Hause zu Stratford den 23. April 1616, und wurde unter dem Chor in der Hauptkirche zu Stratford feierlich beigesetzt. Ein einfacher Grabstein bezeichnet den Ort, der seinen Staub verbirgt, und auf ihm steht die Inschrift:

„Good friend, for Jesus sake forbear
To digg the dust enclosed here;
Blest be the man, that spares these stones,
And curst be he that moves my bones."

D. h.

„Um Jesu willen, Freund, laß ab,
Den Staub zu wühlen von diesem Grab;
Heil dem, der schonet diesen Stein,
Fluch dem, der störet mein Gebein!"

Dem Grabe gegenüber, an der innern Mauer der Kirche ward ihm einige Jahre später ein einfaches Denkmal, größtentheils von Marmor, im Style seiner Zeit errichtet, welches ihn stehend vorstellt, ein Kissen vor ihm, eine Feder in seiner rechten Hand, und unter seiner linken ein aufgerolltes Papier. Am Fußgestelle befinden sich folgende Zeilen:

„Judicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet."

Außerdem sind noch einige englische Verse beigefügt. Diese Büste wird unter allen Verbildlichungen des Dichters als diejenige betrachtet, welcher der Vorzug der Aehnlichkeit gebühre.

Hundert und fünfundzwanzig Jahre nach Shakespeare's Tode, zu einer Zeit, wo die Begeisterung Englands für seinen Barden, vorzüglich durch Garrick's Meisterspiel geweckt, den höchsten Grad erreicht hatte, ward dem Dichter ein würdiges Denkmal allgemeiner Verehrung in der Westminsterabtei zu London errichtet.

Seine Wittwe lebte noch sieben Jahre nach ihm. Außer ihr hinterließ er zwei verheirathete Töchter.

Die Hütte, wo er geboren war und seine Kindheit verlebt hatte, das Haus, wo ihm, in dem Kreise der Liebe und Freundschaft die letzten Lebenstage entschwanden, die Kirche, wo seine irdischen Ueberreste ruhten, wurden Wallfahrtsorte für alle Classen seiner zahllosen Verehrer, und noch jetzt pilgern jährlich Tausende zu jenen geweihten Stätten.

Im Hofe von Shakespeare's Wohnung zu Stratford stand noch vor nicht langer Zeit ein mächtiger Maulbeerbaum, den der Dichter mit eigner Hand gepflanzt hatte, und welcher deßhalb in außerordentlichen Ehren gehalten wurde. Der letzte Besitzer jenes Hauses, Namens Gustrell, dem das unablässige Herbeiströmen von Menschen lästig fiel, entschloß sich, um diesen Pilgerfahrten ein Ende zu machen, den ehrwürdigen Baum der Axt zu überliefern. Gustrell hatte das Holz zur Feuerung spalten lassen; doch kamen mehrere Stücke davon in die Hände eines Stratforder Uhrmachers, der sie zu Zahnstochern, Nadelbüchsen und ähnlichen Gegenständen verarbeiten ließ und dann verkaufte. Da strömten Hunderte herbei, denen kein Preis zu hoch schien, um noch einen Splitter des seit anderthalb Jahrhunderten gestandenen, nun gefallenen Baumes zu erhalten, dem Shakespeare's Hand die Weihe der Heiligung gegeben hatte.

Shakespeare dachte von seinen Werken so bescheiden, daß er schwerlich ahnte, sie würden einst bei der Nachwelt die Anerkennung finden, die ihnen geworden ist. Nur zwanzig seiner Dramen erhielten noch bei Shakespeare's Lebzeiten durch den Druck eine allgemeine Verbreitung. Die erste eigentliche Sammlung seiner Werke erschien sieben Jahre nach seinem Tode. Auf längere Zeit wurde er fast vergessen; nur

Digitized by Google

erſt zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts wandte ſich ihm Englands Aufmerkſamkeit wieder von neuem zu.

Das Verdienſt, den Dichter in Deutſchland eingeführt zu haben, gebührt Leſſing, der 1750, den Shakeſpeare gleich einem flammenden Schwerte in der Hand, gegen den verkehrten Geſchmack ſeiner Zeit zu Felde zog, und die Nebelwolken des Vorurtheils zerſtreute, welche Deutſchland ſo lange verhindert hatten, die Herrlichkeit des Dritten zu erkennen. Leſſings durchdringende Stimme verſchaffte Shakeſpeare bald einen würdigen Ueberſetzer. Es war Wieland. Nach ihm folgten Eſchenburg, Lenz, Schröder, Schlegel, Benda, Voß, Tieck und Andere.

Was ſollen wir noch über die einzelnen Werke des großen Genius hinzufügen? Sie ſind jetzt faſt in Aller Händen und leben in Aller Herzen. Man leſe und genieße ſie, dann wird man am beſten ihre Herrlichkeit erkennen. Wenn Voltaire den tragiſchen Schwung Shakeſpeare's mit dem Wiehern des Pferdes oder mit dem Bellen eines Metzgerhundes vergleicht, ſo erregt das nur unſere Verwunderung; jetzt iſt faſt jeder Gebildete einer andern Meinung. Wie ganz anders lauten da die ſchönen Worte Schlegels über Shakeſpeare, mit denen wir wohl paſſend ſchließen:

„Dieſer tragiſche Titane," ſagt Schlegel, „der den Himmel ſtürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeſchylus, unſer Haar emporſträubt und unſer Blut vor Schauder gerinnen macht, beſaß zugleich die einſchmeichelnden Lieblichkeiten der ſüßen Poeſie; er tändelt kindlich mit der Liebe, und ſeine Lieder ſind wie ſchmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in ſeinem Daſein, und die fremdartigſten, ja ſcheinbar unvereinbarſten Eigenſchaften beſtehen in ihm friedlich neben einander. Die Geiſterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihm niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überſchauender Weisheit ein Schutzgeiſt höherer Art, läßt er ſich zu den Menſchen herab, als wüßte er nicht um ſeine Ueberlegenheit, und iſt anſpruchslos und unbefangen, wie ein Kind."

E. Ortlepp.

Das Staatsgefängniß von New-York.

Als ich das erſtemal in New-York war, äußerte ich gegen Dr. Brown, einen berühmten Arzt dieſer Stadt, den Wunſch, das daſige Staatsgefängniß oder Zuchthaus (State-prison, or penitentiary house) zu beſuchen. „Ich weiß," ſagte ich zu ihm, daß ihre Beſſerungsanſtalten eine beſondere Aufmerkſamkeit, vorzüglich von Seiten der Europäer, verdienen; bei allen Ihren Einrichtungen werden Sie von Grundſätzen der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit geleitet, welche zwar in Europa anerkannt ſind, aber vielleicht in noch langer Zeit keine allgemeine Anwendung finden werden. Bei uns fühlt man zwar auch alle Mängel der gegenwärtigen Einrichtung der Gefängniſſe, aber während wir nichts thun, als darüber zu debattiren und Gutachten einzuholen, handeln Sie, legen Hand an's Werk, und verbeſſern die Fehler, die Sie bemerken; Sie heben die Mißbräuche auf, ſobald ſie ſich zeigen; die Erfahrung klärt Sie auf und Sie wiſſen die Lehren derſelben zu benutzen."

Der Doktor ſah mich verwundert an. „Hier bedarf es nur geſunder Vernunft," antwortete er, „und ſollte dieſe bei Ihnen, in Betreff der geſunkenen Brüder nicht vorherrſchend ſein? — Schon manches habe ich zwar bereits von den Einrichtungen Ihrer ſogenannten Zuchthäuſer gehört, was nicht gerade mit der geſunden Vernunft übereinzuſtimmen ſcheint; indeſſen, da dieſe eine Eigenſchaft iſt, von der man ohne Eigendünkel ſprechen darf, glaube ich doch, Ihnen auch in dieſer Hinſicht ganz unſere Amerikaner zeigen zu müſſen. Bevor wir nämlich in irgend eine Unternehmung eingehen, prüfen wir ihren Zweck genau, und hierauf die Mittel, welche am beſten dazu führen, und da erhalten bei uns ſtets die einfachſten und kürzeſten Mittel immer den Vorzug. Daſſelbe iſt bei unſern Gefängniſſen der Fall. Was will die Geſellſchaft bezwecken, wenn ſie eins ihrer Mitglieder zur Haft verurtheilt? — Leicht iſt auf dieſe Frage die Antwort: einmal will man, daß die Geſellſchaft für ein ihr angethanes Unrecht Genugthuung erhalte, damit die Furcht vor der Strafe Verbrechen dieſer Art verhindere, und zweitens, daß die Strafe ein Mittel zur Beſſerung für den Schuldigen ſei, welcher, nach einem gewiſſen Zeitraume wieder in Freiheit geſetzt, leicht von neuem einen ſtrafbaren Gebrauch von ihr machen könnte, wenn nicht ſeine Neigungen und Angewohnheiten verändert worden wären."

„Das iſt der Zweck, hier ſind die Mittel. Die bei uns beſtehende Einrichtung der Gefängniſſe führt die Gefangenen dahin, daß ſie ihre alten Angewohnheiten vergeſſen, und ihre Pflichten kennen und lieben lernen. Ungerechtigkeit, Willkür, ſchlechte Behandlung ſind aus unſern Zuchthäuſern verbannt, denn dieſe erfüllen die Seele, ſtatt ſie für Reue empfänglich zu machen, mit Bitterkeit und Groll. Die Gefangenen, welche beſtändig zu einträglichen Arbeiten gebraucht werden, beſtreiten mit ihrem Verdienſt die Unkoſten ihrer Haft, kennen die Gefahren des Müßigganges nicht, und bereiten ſich Hilfsquellen für eine beſſere Zukunft vor."

„Aber es würde zu viel Zeit erfordern, Ihnen dieſe Dinge alle im Einzelnen zu erzählen; es iſt weit beſſer und leichter, wenn Sie ſelbſt prüfen. Das Beſte iſt vortrefflich, unſer Staatsgefängniß nicht weit, laſſen Sie uns nach demſelben gehen; Sie ſollen Alles ſelbſt ſehen, und dann urtheilen."

Auf dem Wege dahin ſprachen wir noch mancherlei über die Urſachen und Wirkungen der Verderbtheit der Menſchen, und Doktor Brown entwickelte die trefflichſten Anſichten: „Die Laſter ſind Krankheiten der

Digitized by Google

Seele," sagte er unter anderm, „welche selten unheilbar sind, aber man muß sie zu behandeln und ihnen vorzubauen wissen. Wenn ich Muße hätte, würde ich eine Abhandlung über die Heilkunde des menschlichen Herzens schreiben, welche geschickteren Männern, als ich, zum Beispiel dienen würde. In unsern Gefängnissen suchen wir, neben der genauesten Sorge für den Körper, die Seele zu heilen, und der Erfolg entspricht beinahe immer unsern Wünschen. Die Gefangenen werden unterrichtet, müssen sich einer regelmäßigen Lebensweise fügen, werden zur Arbeit gewöhnt, und unter hundert Individuen, die aus dem Gefängnisse gehen, gibt es nicht vier oder fünf, die nicht wieder rechtschaffen geworden wären. Dieses Resultat ist der bündigste Beweis für die Trefflichkeit unsres Systems."

Kaum hatte der Doktor diese Worte geendigt, als wir am Eingang des Gefängnisses ankamen. Die Hauptfaçade dieses Gebäudes geht auf die Greenwich-Straße; sie ist 204 Fuß lang. Von jedem Ende laufen zwei Flügel nach dem Hudson zu, und endigen sich an zwei andern Flügeln von geringerer Größe. Ueber die Grundmauer erheben sich zwei Stockwerke von angemessener Höhe, und über das mit Schiefer gedeckte Dach ragt eine zierliche Kuppel empor. Die Mauern, welche aus behauenen Steinen von dunkler Farbe gebaut sind, passen zur Bestimmung des Gebäudes; ihr Anblick allein kündigt den Aufenthaltsort des Verbrechens und der Reue an. Der nördliche Flügel schließt einen sehr großen, von Gallerien umgebenen Saal ein, der als Gefängnißkirche oder Betsaal dient.

Ein aus Ziegelsteinen erbauter Schuppen breitet sich über den Hintergrund eines geräumigen Hofes, und faßt alle Werkstätten des Gefängnisses in sich. Im innern Hofraume sind zwei Brunnen angebracht, die herrliches Wasser geben, und in demselben Hofe befindet sich ein großes ausgegrabenes Bassin, in welchem sich während des Sommers die Gefangenen baden. Gegen Mittag ist ein Garten von angemessener Ausdehnung angelegt. Der Umfang des Ganzen bedeckt einen Raum von nahe acht Morgen.

In demselben Augenblicke, als der Eingang für uns geöffnet ward, wurden wir von Herrn Patterson, einem der sieben Aufseher des New-Yorker Besserungshauses, einem vertrauten Freunde des Doktor Brown, auf eine verbindliche Art bewillkommnet. Diese Aufseher (Trustees) werden von dem Gouverneur und seinem Rathe ernannt, und müssen nach dem Gesetze wenigstens einmal monatlich eine Kommission bilden. Diese Kommission wählt bei jeder Versammlung zwei ihrer Mitglieder aus, welche unter dem Titel Visitatoren die allgemeine Aufsicht über das Gefängniß führen. Sie haben zu untersuchen, ob die Gefangenen mit Menschlichkeit und Gerechtigkeit behandelt, ob Ordnung, Anstand und Reinlichkeit aufrecht erhalten werden. Sie hören die Klagen der Gefangenen an, und entscheiden provisorisch über alle Beschwerden, beobachten den Charakter und moralischen Zustand der in Haft Gehaltenen, verwarnen die Bösen und Widerspenstigen, ermuntern die Guten, und statten regelmäßig dem Centralbureau ihre Berichte ab.

Herr Patterson, welcher neuerdings zum Visitator erwählt worden war, sagte uns, daß er sich eben die Note über die Anzahl der Gefangenen, die Art ihrer Arbeiten, die Menge der Kranken, endlich über alle merkwürdigen Ereignisse, die sich seit einem Monate in dem Umfange des Gefängnisses zugetragen, habe zustellen lassen. Er hatte so eben die Bestrafung eines Hüters angeordnet, welcher in einem Augenblicke des Zornes einen Gefangenen mißhandelt hatte.

Während wir uns mit dem Aufseher unterhielten, kündigte ihm ein Hüter des Gefängnisses die Ankunft eines neuen Gefangenen an. „Nie haben wir etwas Aehnliches gesehen," fügte er hinzu; „nur nach dem kräftigsten Widerstande konnte man sich seiner bemächtigen, und um dahin zu gelangen, waren zwölf Mann nöthig, von denen er drei schwer verwundet hat. Obgleich er jetzt gebunden ist, sträubt er sich doch fortwährend, und man kann sich ihm nur mit Vorsicht nähern."

„Und wo ist er jetzt?" fragte der Aufseher. — „Auf der Kanzlei, mit dem Inspektor, zwei Hütern und vier Konstabels."

Ich werde nie das Schauspiel vergessen, das sich unsern Augen darbot, als wir den Kanzleisaal betraten. Ein junger Mensch von zierlichem Wuchse und dem edelsten Gesichte, welches die krampfhafte Bewegung eines wüthenden Unwillens nicht ganz hatte entstellen können, stand vor uns. Aufmerksam betrachtete ich ihn. Seine feurigen Augen kündigten ein glühendes Temperament an. Eine leichte Schmarre neben der linken Augenbraune, vermehrte den Ausdruck seiner Physiognomie. Seine hellkastanienbraunen Haare ließen die Weiße seiner Haut noch mehr hervortreten. In allem war er so ausgezeichnet, daß ich ihn noch jetzt aus dem Gedächtniß malen wollte, wenn ich den Pinsel führen könnte.

Dem Unglücklichen waren Hände und Füße mit starken Stricken gebunden und zwei Mann, denen die Angst auf den Gesichtern gemalt war, hielten ihn. „Löset ihm die Bande!" sagte ernst der ehrwürdige Aufseher.

„Bedenken Sie wohl, was Sie zu thun im Begriff sind," antwortete der Konstabel. „Er ist ein Wüthender, der, wenn er in Freiheit kommt, fähig ist, Alles im Gefängnisse todt zu schlagen. Weit besser würde es sein, da er jetzt noch gebunden ist, ihn ohne alle Umstände in ein finsteres Loch zu werfen, und ihn dort tüchtig hungern zu lassen, denn er ist wie ein wildes Thier, das man nie zähmen wird."

„Sprechen Sie nicht so;" erwiederte ihm der Aufseher; „treten sie keinen Menschen mit Füßen, selbst wenn er sich noch so sehr verirrt hätte; — doch, geben Sie mir den Berichtzettel des Gefangenen!"

Der Konstabel stellte ihm hierauf ein Papier zu, welches ganz kurz die Erzählung des Verbrechens, wegen dessen der Gefangene verurtheilt worden war, die Umstände seines Prozesses und eine Darstellung seines

Digitized by Google

Charakters enthielt, die nach den über sein früheres Leben geschöpften Erkundigungen entworfen war.

Nachdem Herr Patterson den Berichtzettel aufmerksam gelesen hatte, sprach er: „Heinrich Fitz-Allan! ich werde Sie aus Ihren Banden lösen lassen; versprechen Sie mir aber zuvor, sich jeder Gewaltthätigkeit zu enthalten. Sie würde nur vergebens sein, Sie selbst aber strengeren Maßregeln aussetzen, die Sie recht gut vermeiden können."

„Ich verspreche nichts," antwortete der Gefangene mit wildem Tone; „ungerechte und barbarische Menschen, befreit mich vom Leben, das ist der einzige Dienst, den ihr mir erzeigen könnt!"

„Zweifeln Sie daran, daß Sie mit Recht verurtheilt worden sind? Haben Sie Patrick Burke, Ihren Landsmann, nicht angefallen, haben Sie ihn nicht in Lebensgefahr gebracht?"

„Die Gesetze haben mir Gerechtigkeit versagt, ich habe sie mir selbst zu verschaffen gewußt, ich habe mein natürliches Recht gebraucht."

„Das Recht, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, besteht nur in dem fernen Westen, welchen die Indianer bewohnen und unter diesen, nicht aber unter gut eingerichteten Gesellschaften."

„Ich habe mein Vaterland verlassen, um eine Beleidigung zu rächen; ich glaubte die Freiheit in diesem so gepriesenen Freistaate zu finden, aber man hat mich hier in Banden geworfen!"

„Das Verbrechen hat Sie hineingebracht, die Gerechtigkeit hält Sie darin, und nur die Reue kann Sie daraus befreien! Glaubten Sie denn, die Freiheit, ungestraft Verbrechen begehen zu können, unter uns zu finden?"

„Ich fühlte, daß ich zu befehlen geboren war, und bin hier Sklave."

„Ein Sklave des Lasters, ja, das gebe ich zu; doch nur die Tugend vermag die Ketten dieser Knechtschaft zu brechen."

„Was wollt ihr aus mir machen?" rief er mit leidenschaftlichem Tone.

„Einen rechtschaffenen Menschen," fuhr Patterson mit ernster, sanfter Stimme fort, „einen guten Staatsbürger; Ihnen Gedanken der Gerechtigkeit beibringen, Ihnen ehrbare Gesinnungen einflößen, die Wildheit und Rohheit ihrer Sitten mildern, und Sie an Ordnung und Arbeit gewöhnen."

„Was sagen Sie? Sie sprechen von erzwungenen Arbeiten?"

„Nein! Sie selbst werden um Arbeit, wie um eine Gunst bitten!"

„Niemals!"

„Noch ehe drei Tage vergehen. Aber Sie werden leiden und ihre Lage betrübt mich."

„Bedauern Sie mein Schicksal?"

„Von ganzem Herzen; und ich wünschte, es lindern zu können." Hier warf Herr Patterson von neuem die Blicke auf den Berichtzettel, sprach leise mit einem der Konstabel, kehrte dann zum Gefangenen zurück, und sagte mit starker Stimme: „Unglücklicher! Sie verzweifeln und haben eine Mutter!"

Bei diesen Worten erlitten die Gesichtszüge des Jünglings eine plötzliche Veränderung. Die Erinnerung an seine Mutter war in das Innerste seines Herzens gedrungen, und ungeachtet aller Anstrengungen, sie zurückzuhalten, drangen große Thränen aus seinen Augen.

„Befreit ihn von seinen Stricken," sagte Patterson mit bewegter Miene, „es ist nichts mehr zu fürchten, ich stehe für Alles."

Heinrich Fitz-Allan beobachtete ein dumpfes Stillschweigen. Die Knoten seiner Stricke waren so fest zusammengezogen, daß man sie zerschneiden mußte. Als man damit fertig war, sagte der Aufseher zum Hüter: „Sie sehen, daß die Kleider dieses jungen Mannes zerfetzt sind, und sein Körper mit Staub bedeckt ist. Führen Sie ihn in das Bad, und geben Sie ihm eine saubere Kleidung, dann bringen Sie ihn zurück. Fitz-Allan! folgen Sie diesem Manne, und denken Sie daran, daß Sie eine Mutter haben."

Bei diesen, mit väterlichem Tone gesprochenen Worten, senkte Heinrich das Haupt, und ging hinaus, ohne ein einziges Wort vorzubringen.

„Er ist besiegt," sagte der Aufseher zu uns; „ich habe aus seinem Berichtzettel ersehen, daß seine Mutter in Broad-Street wohnt, und habe dorthin geschickt, sie aufsuchen zu lassen. Ihre Gegenwart wäre das letzte Mittel, das ich anwenden würde, ich glaube aber, daß wir es nicht nöthig haben werden, um zum Ziele zu gelangen. Ich möchte um vieles wetten, daß das Herz dieses jungen Menschen nicht ganz verdorben ist. Man schildert ihn im Berichte zwar als einen dem Spiele und der Liederlichkeit ergebenen Verschwender, und als einen jungen Mann, der der größten Excesse fähig ist, wir werden ihn aber eine, dieser Art von Krankheit angemessene, Lebensweise befolgen lassen. Die hitzigen Getränke sollen ihm untersagt werden; eine gesunde und erfrischende Nahrung soll sein Blut reinigen und abkühlen, eine regelmäßige Beschäftigung seine Einbildungskraft ordnen, und weiser Rath seinen Geist aufklären. Wir werden, hoffe ich, aus ihm einen ganz neuen Menschen machen."

Hierauf wagte ich ein Wort, und sagte zu dem Aufseher: „Aber er hat sich halsstarrig vorgenommen, nicht zu arbeiten!"

„Dieses hat sich bei uns schon oft ereignet," antwortete Patterson. „Wir haben aber Mittel, die Hartnäckigkeit derer, welche sich dieses vorgenommen haben, zu besiegen — die einfache Absperrung. Dieses geschieht in kleinen Zellen, von 6 — 8 Fuß Breite und 8 Fuß Höhe. Sie sind sehr reinlich, haben gehörige frische Luft, und werden durch das Licht erhellt, welches durch ein, acht Fuß hoch angebrachtes Fenster fällt; aber sie haben keine andern Möbel, als ein hölzernes Bett, eine Matratze, Betttücher und Decken. In diese Zellen sperren wir die Gefangenen, die sich zu arbeiten weigern. Hier genießen sie, jeder für sich in eine Zelle

Digitized by Google

verschlossen, die vollkommenste Muße, und verkehrten selbst mit dem schweigsamen Hüter des Tages nur einmal, wenn dieser ihnen ihre Nahrung bringt. Nie hat ein Gefangener bis jetzt, so halsstarrig und widerspenstig er auch war, diese gänzliche Abgeschiedenheit von jedem lebenden Wesen, diese Einsamkeit, diese Stille, welche von keiner menschlichen Stimme unterbrochen wird, länger als zwei Tage ertragen. Bald fordert er die Arbeit als eine Wohlthat, und nur sehr selten ist es, daß er sich zweimal dieser schrecklichen Absonderung aussetzt."

„Doch, welche Arbeit bestimmen Sie für diesen jungen Menschen?"

„Er mag selbst wählen! wir haben in unserm Besserungshause Webstühle, Werkstätten und Werkzeuge für Schreiner, Seiler, Bürstenbinder und Schneider. Andere Gefangene werden zum Sägen und Poliren des Marmors, zur Verfertigung von Schindeln aus Cedernholz, zum Gypsstoßen, Wollkämmen und Hanfbrechen verwendet, und die Schwächsten und Ungeschicktesten lesen und säubern Schaf- und Baumwolle, lange Pferdehaare und Werg. Jeder wird nach dem Maße seiner Arbeit bezahlt. Es sollte mich sehr wundern, wenn der neue Gefangene, der viel Kraft hat, nicht das Schreinerhandwerk wählen würde; dieses ist bei uns eins der einträglichsten. — Aber ich bemerke, daß man ihn wieder zu uns bringt; Sie werden ihn um vieles ruhiger und vernünftiger finden."

Fitz-Allan erschien wirklich wieder. Sein aufbrausendes Wesen hatte sich ganz gelegt, und keine Spur von Wuth entstellte die regelmäßige Schönheit seiner Gesichtszüge mehr. Die Tracht des Hauses, mit der er bekleidet war, ist reinlich, bequem und anständig. „Ich sehe Sie mit Vergnügen wieder," sagte der Aufseher zu ihm, „mein Freund, fassen Sie Muth! ich sehe, daß Sie erst drei und zwanzig Jahre alt sind, also haben Sie noch eine lange Zukunft vor sich. Ich habe erfahren, daß Ihr Gegner, Patrick Burke, außer Lebensgefahr sei; Sie werden sich also nur einer dreijährigen Haft zu unterziehen haben, und selbst die Dauer dieser Haft können Sie durch eine gänzliche Bekehrung und ordentliche Aufführung abkürzen. Ich werde Sie genau beobachten; der Gouverneur ist freundlich gegen mich gesinnt, und kann sein Vorrecht zu Ihren Gunsten benutzen, wenn Sie sich der Wohlthat der Freiheit würdig machen."

Als Herr Patterson eben diese Anrede geendigt hatte, stürzte sich eine bejahrte Frau, — es war die Mutter Fitz-Allans — mitten unter uns, und in die Arme des Jünglings. Wer vermöchte diese Scene zu schildern, wer die Seufzer einer Mutter wiederzugeben, welche ihren Sohn und sein Unglück beweint? — Jetzt brach die so lange zurückgehaltene Gemüthsbewegung des Gefangenen schrankenlos hervor. Ströme von Thränen flossen auf die greisen Locken seiner Mutter, der einzigen Freundin, die ihm auf der Welt übrig war. Von Schluchzen überwältigt, drückte er sie an seine Brust; bald nachher stieß er sie wieder von sich.

„Um Gotteswillen, entfernen Sie sich Mutter!" rief er mit schmerzlicher Stimme: „warum sind Sie nicht in unserer kleinen Wohnung geblieben, wo Sie in Frieden gelebt haben würden? Ach! immer finde ich Sie wieder bei mir, und nirgends, wo mich das Unglück hinführt, kann ich Ihnen entgehen. Warum schiffen Sie, bei Ihrem Alter, Ihrer Schwäche, über das Meer, um einem Sohne zu folgen, der seit seiner Geburt dem Mißgeschicke geweiht ist?"

„Mein Sohn! mein Sohn!" dieses waren die einzigen Worte der armen Frau.

„Kehren Sie nach Derrymore zurück, an den Ort, den ich so sehr geliebt, und den ich nie wieder sehen werde! Gehen Sie zurück zu unsern guten Nachbarn, welchen Sie so theuer sind, und sprechen Sie nie von mir mit ihnen. Lassen Sie mich hier vor Scham und Verzweiflung sterben."

„Nein! du sollst nicht sterben!" schrie die betagte Frau, indem sie krampfhaft die Hände des Sohnes ergriff. „Ich verlasse dich nicht mehr. Ich habe dich an meiner Brust ernährt, an meinem Busen gewiegt, und du sollst mir die Augen schließen!"

„Sie haben recht," sprach Patterson, „es sollte die Pflicht Ihres Sohnes sein, Ihren Muth aufrecht zu erhalten, und Sie sollten versuchen, ihm Kraft einzuhauchen. Trösten Sie sich alle Beide. Bewegen Sie Ihren Sohn, sich zu fügen und zu entsagen, dann wird dieses Unglück, welches so schrecklich scheint, für sie Beide vielleicht dereinst eine Quelle von Glückseligkeit. Sie sollen zwei Stunden haben, um sich ungestört mit ihm unterhalten zu können. Wenn diese Zeit verflossen ist," setzte der Aufseher hinzu, indem er sich gegen den Hüter wandte, „so führen Sie ihn in die Stube, die für ihn bestimmt ist, und unterrichten Sie ihn in seinen hauptsächlichen Obliegenheiten." — „Heinrich," sagte der Aufseher, indem er sich von neuem an Fitz-Allan wandte, „denken Sie daran, daß Sie hier unter der Herrschaft des Gesetzes stehen, und keine menschliche Macht Sie ihr entziehen kann. Ihre Mutter soll Sie wöchentlich zweimal besuchen; eine einzige schlechte Aufführung wird Sie aber dieses Trostes berauben."

„Gott segne Sie!" antwortete schluchzend die gute Frau, „Gott segne Sie! ich glaubte hier kein Erbarmen zu finden."

Wir gingen mit dem Aufseher hinaus, der zu uns sagte: „Ich sehe voraus, daß der Charakter dieses jungen Menschen uns Arbeit machen wird. Wohl liegt ein tiefes Gefühl in seiner Seele, aber ich fürchte, daß die Gewohnheit des Lasters, und die Heftigkeit der Leidenschaften sich lange gegen die Lebensweise sträuben werden, die er hier zu befolgen gezwungen sein wird. Ewig Schade! dieselben Eigenschaften, von denen er einen strafbaren Gebrauch gemacht hat, hätten ihn bei einer andern Richtung auf einen ehrenvollen Posten in der Gesellschaft erheben können. Ich gestehe, er interessirt mich, und ich werde ihn sicher nicht aus dem Gesichte verlieren."

Digitized by Google

„Seinen Aeußerungen nach, vermuthe ich," sagte ich zu Herrn Patterson, „daß er ein Irländer ist."

„Ihre Vermuthung ist gegründet," antwortete er mir; er ist zu Derrymore in der Grafschaft Clare geboren. Gefangene Irländer gibt es bei uns unter allen Fremden verhältnißmäßig am meisten, da im Allgemeinen ihre Erziehung mehr vernachlässigt wird. Doch, ich muß Sie verlassen; wir haben eine Aufseherversammlung, und ich liebe es nicht, auf mich warten zu lassen."

Nachdem wir von dem würdigen Manne Abschied genommen hatten, trennte ich mich von Doktor Brown, und kehrte nach meiner Wohnung, in die Pearlstraße zurück, indem ich über den Auftritt nachdachte, von dem ich Augenzeuge gewesen war; ich konnte aber den Wunsch nicht unterdrücken, später zu erfahren, was aus Fitz-Allan und seiner Mutter werden würde.

Vierzehn Tage waren seit diesem Auftritte vergangen, als ich von der Bowery, wo ich einen Freund besucht hatte, zurückkehrte und Herrn Patterson begegnete. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen bat ich ihn um Nachricht über unsern Gefangenen. „Ich hoffe," setzte ich hinzu, „daß er sich gut aufführt, und daß Sie mit ihm zufrieden sein werden!"

„Ich weiß nur zu gut, was geschehen wird," antwortete Herr Patterson; „dieser Mensch hat eine seltene Gemüthsart, und es werden noch große Anstrengungen nöthig sein, um seinen Charakter zu bändigen. Er ist Anfällen von Raserei ausgesetzt, deren Grund ich bis jetzt vergeblich zu entdecken suche, und die sich sicher auf eine sehr schmerzliche Rückerinnerung, auf eine tiefe Herzenswunde beziehen. Zudem ist er voller Stolz, und will sich nicht den Arbeiten unterwerfen, die er als eine Erniedrigung betrachtet. Seit drei Tagen schon erduldet er die einsame Einsperrung, und, was unglaublich scheint, er bezeigt noch kein Verlangen, aus ihr entlassen zu werden."

„Und was ist aus seiner unglücklichen Mutter geworden?"

„Sie verließ nach der ersten Zusammenkunft die Thürschwelle des Gefängnisses nicht. Ihr Sitz war die steinerne Bank, die bei dem Eingange ist, und ihre Wangen waren stets mit Thränen benetzt; sie schien nur darum zu leben, um den Augenblick zu erwarten, wo sie ihren Sohn wieder sehen würde. Die Ermüdung, die Unruhe und der Schmerz haben sie krank gemacht. Da sie in diesem Land fremd und ohne Schutz und Vermögen ist, so habe ich sie in mein Haus aufgenommen, wo sie täglich Nachrichten von ihrem Sohne bekommt, und von unserm Freund, Doktor Brown, aufs Sorgfältigste behandelt wird."

„Diesen Ausgang haben wir nicht vorausgesehen."

„Bei Allem muß man Geduld haben. Wenn dieser junge Mann der Hausordnung widerstrebt, die in unsern Besserungsanstalten eingeführt ist, so ist es nicht anders, als daß er ganz verdorben, und zu der Krankheit seines sittlichen Gefühls der Brand hinzugekommen ist. Dieses wäre freilich das erste Beispiel dieser Art; aber man kann in dieser Hinsicht noch nichts entscheiden. Wenn man an seiner Heilung verzweifeln wollte, dann müßten alle seine Gefühle verdorben sein. Er liebt jedoch, wie ich nicht zweifle, seine Mutter, und die kindliche Liebe verträgt sich nicht mit einer gänzlichen Verdorbenheit. Sie ist ein Vortheil über ihn, durch den es uns gelingen wird, ihn allmählig auf den Pfad des Heils zu bringen. Sie sehen, daß zur Leitung unserer Zuchthäuser einige Kenntniß des menschlichen Herzens gehört."

Nach Beendigung dieser Worte kamen wir am Thore des Besserungshauses an. Hier empfing uns Herrn Pattersons Tochter, ein junges Mädchen von einnehmender Gestalt und hübschen Gesichtszügen. Mit Ungeduld schien sie ihren Vater erwartet zu haben, als wenn sie ihm irgend ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen hätte; ich zog mich deßhalb zurück, nachdem ich Herrn Patterson für seine Mittheilungen gedankt hatte.

Einige Wochen nach den Ereignissen, von denen ich eben gesprochen habe, bestimmten mich verschiedene Umstände, New-York zu verlassen, und meine Wohnung in Boston aufzuschlagen. Jahre vergingen, und ich beschloß endlich nach Europa zurückzukehren; aber ehe ich dieses Vorhaben ausführte, wollte ich noch denjenigen Theil der Vereinigten Staaten besuchen, den ich noch nicht kannte, und wo möglich auch die Canada's durchdringen. — Auf dieser Reise sollte ich den Gefangenen von New-York wieder sehen!

Mit dem Doktor Brown hatte ich einen fortwährenden Briefwechsel unterhalten, und nach Verlauf von zwei Jahren von ihm die Nachricht erhalten, daß die Begnadigung Fitz-Allans unklugst bewilligt worden wäre. Heinrich hatte sich auf eine neuangelegte Farm bei Steensborough, an dem Ufer des Champlain-Sees zurückgezogen und betrieb dort den Landbau; später meldete mir ein Freund, daß der junge Mann Miß Hannah, die Tochter Pattersons, geheirathet habe, von der mir noch eine so schöne Rückerinnerung geblieben war.

Als ich die Karte der Vereinigten Staaten überflog, um die Route zu überblicken, die ich von Canada aus nach New-York zurücklegen hatte, fand ich, daß ich meinen Weg von Saint-Jean, am äußersten nördlichen Ende des Champlain-Sees, nach dem Hafen von Steensborough nehmen, und von dort aus ohne Mühe Albany und New-York wieder erreichen könnte. Der Name Steensborough rief in meine Seele Fitz-Allan und Hannah Patterson zurück. Ich nahm mir vor, sie im Vorbeigehen zu besuchen, und Aufträge von ihnen mit nach New-York zu nehmen. Meine Wanderung bot des Interessanten mancherlei; ich konnte mich gemächlich über alle besonderen Umstände meiner Reise verbreiten, und in der Stimmung, in der ich mich befinde, kann ich nur mit Anstrengung dieser Versuchung widerstehen. Ich würde das Vergnügen haben, auf meine Art den großen Wasserfall des Niagara, einen Sonnenuntergang auf dem Ontario-See,

Digitized by Google

und einige mir interessant scheinende Vorfälle zu erzählen, könnte von meinem Aufenthalte unter den Mohawks- und Seneca-Indianern reden, und über einige Jagdabenteuer mit ihnen berichten; aber es ist leicht möglich, daß ich euch ein andermal in den Stand setze, euer Urtheil darüber zu fällen — jetzt eile ich nach Skeensborough.

Meine erste Sorge war, mich nach Fitz-Allans Farm zu erkundigen. Man sagte mir, daß sie nur wenig Meilen entfernt sei, und beschrieb mir den Weg so genau, daß ich mich nicht wohl verirren konnte. Ich verschob indeß meinen Besuch bis auf den folgenden Tag.

An diesem — es war der 10. September — war herrliches Wetter; ich begab mich auf den Weg nach Fitz-Allans Farm. Sie liegt am Abhange eines Hügels, ungefähr dreitausend Schritte vom Champlain-See. Zwei dichte Magnolien- und Sassafrasgebüsche, die man mir beschrieben hatte, dienten mir dazu, die Gegend zu erkennen. Unterhalb des Hügels breiten sich ungeheure Viehtriften aus, die von einem kleinen Fluß durchströmt werden, der sich, nachdem er eine Schneidemühle getrieben, in den See ergießt. Ueber den Fluß ging ich auf einer hölzernen, zum Gebrauch für die Mühle erbauten Brücke, und bald bemerkte ich das Hauptgebäude der Meierei oder Farm. Zu ihm ging ich auf einem gewundenen, mit Ahorn- und Tulpenbäumen eingefaßten Wege hinauf. Als ich auf einem freien Platze von ungefähr zwanzig Morgen angekommen war, bemerkte ich zwei liebliche Kinder, die in Weidenkörbchen eine Art Heidelbeeren sammelten. Die Kinder entfernten sich bei meiner Ankunft nicht; das eine von ihnen, ein kleines Mädchen, betrachtete mich mit Aufmerksamkeit. Ich bewunderte die Frische ihrer Gesichtsfarbe und ihr blondes Haar, das in großen Locken auf ihre Schultern herabfiel. Ihr Bruder trat vor mich mit einer entschlossenen Miene, und fragte, ob ich zur Farm ginge, und als ich es bejahete, sprach er: „nun denn, so will ich die Mutter davon benachrichtigen," und fing an, nach dem Hause zu laufen. Ich näherte mich dem Mädchen, nahm sie bei der Hand und fragte nach ihrem Namen. „Ich heiße Harriet," antwortete sie, „ich will zu meinem Bruder gehen." — „Nun wohl! da gehen wir zusammen." Ich nahm sie auf meine Arme, ohne daß sie sich sträubt hätte, und begab mich nach dem Thorwege der Farm, wo ich von einer jungen Frau von ausgezeichneter Schönheit empfangen wurde. Sie hatte ein weiß kattunenes Kleid mit einem blauen Gürtel an. Es war Hannah.

„Ich bedaure," sagte sie, „daß das Mädchen Ihnen so viele Mühe macht. Treten Sie ein; Sie müssen ermüdet sein; ich will Ihnen mit einigen Erfrischungen aufwarten lassen."

Nach den gewöhnlichen Komplimenten trat ich in einen ganz saubern Saal, der mit Spiegeln, einem Fußteppich und Möbeln aus Mahagoniholz geziert war. Eine bejahrte Frau saß an einem Fenster und nähte; ihr zur Seite schlummerte ein Kind in einer hübschen Wiege. Alles in diesem Hause athmete Wohlhabenheit, Ruhe und Zufriedenheit. Ich konnte mich nicht enthalten, dieses gegen die junge Frau zu äußern, die mich betrachtete und die Spuren einer beinahe gänzlich erloschenen Rückerinnerung zu suchen schien.

„Diese Ruhe, diesen Anschein von Glück, welcher Ihnen auffällt," antwortete sie mit anmuthigem Lächeln, „verdanken wir meinem Manne, der jetzt eben einen Gang durch die Farm macht und bald zurückkommen wird; er ist es, der für unser Glück sorgt, und dieses Werk macht ihn selbst glücklich. Aber verzeihen Sie, wenn ich unbescheiden erscheine: mir däucht, als wenn ich Sie in vergangenen Tagen schon einmal gesehen hätte, denn nicht fremd sind mir die Züge ihres Gesichts und der Ton ihrer Stimme."

„Sie täuschen sich nicht," sagte ich zu ihr; „ich habe das Vergnügen gehabt, Sie zu kennen, so wie auch Ihren würdigen Vater, Herrn Patterson, den ich nach Beendigung meiner Reise in New-York wiederzusehen hoffe."

„Sie werden ihn in dieser Welt nie mehr sehen," antwortete Hannah seufzend; „es ist beinahe acht Jahre, daß mein Vater gestorben ist, und ich bin noch nicht über seinen Verlust getröstet. Gern hätte ich die große Freude gehabt, ihn in seinem Alter zu pflegen!"

Als sie diese Worte geprochen hatte, sah ich Heinrich Fitz-Allan hereintreten, den ich sogleich wieder erkannte. Die Sonne hatte sein Gesicht gebräunt, was seiner Physiognomie einen noch männlichern Charakter gab.

„Mein theurer Heinrich!" sagte Frau Fitz-Allan, „hier siehst du einen alten Freund meines Vaters, der um Gastfreundschaft bittet."

„Dieses ist eine Pflicht," antwortete er, „welche uns zu erfüllen angenehm sein wird." Dabei reichte er mir die Hand, welche ich gerührt drückte.

Während dieses Gespräches waren die Vorbereitungen zum Mittagsmahle beendigt worden; die Gedecke waren von ausgesuchter Sauberkeit; das Roastbeef fand ich herrlich, köstlich den Cyder; auch gab es einen trefflichen Heidelbeer-Pudding, welchen ich lobte, indem ich auf die Kinder blickte. „Meine Schwester und ich haben die Beeren gesammelt," sagte der kleine Knabe, „und unsere gute Mutter hat den Pudding bereitet."

Auch die alte Frau hatte ich wieder erkannt. Sie war das arme Weib, das mir als so vernichtet über das Unglück ihres Sohnes während seiner Haft erschienen war.

Als sich die Frauen und Kinder beim Nachtische zurückgezogen hatten, blieben wir, Fitz-Allan und ich, noch allein bei einer Flasche Port zurück, und er sagte zu mir, indem er mir einschenkte: „Ich habe einigen Zwang in ihren Reden bemerkt, als meine Frau und meine Mutter noch hier waren. Sie haben Herrn Patterson gekannt; wahrscheinlich ist es daher, daß Sie einen Theil meiner Geschichte wissen; aber dieses darf

Digitized by Google

1846. C.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sie keineswegs geniren. Sie können frei vor Hannah sprechen; sie hat eben so viel Vernunft, als Tugenden und Güte. Ich bin nicht mehr der stürmische Mensch, nicht mehr der Wüthige, der Lärm in der Welt gemacht hat. Sie sehen jetzt in mir einen ruhigen Familienvater und arbeitsamen Landwirth."

Hierauf rief ich ihm in das Gedächtniß zurück, daß ich Augenzeuge jenes Auftritts in der Kanzlei des Gefängnisses von New-York gewesen sei, und fügte hinzu, daß mir sein Unglück viel Interesse für ihn eingeflößt habe.

„Ich bin jetzt ganz anders geworden," erwiederte er mir lächelnd, „und ich muß jenen Tag als den glücklichsten meines Lebens betrachten. Er war der Anfang des Zeitraumes meiner Besserung und meines Glücks."

„Jedoch waren Sie," sagte ich, „von Ihrem Abenteuer sehr in Aufregung, und man schien wenig Hoffnung zu haben, Sie wieder in einen ruhigern Zustand zu versetzen."

„Das ist wahr," antwortete er. „Ich könnte Ihnen den Grund davon sagen; aber diese Geschichte würde zu lang sein, um Sie Ihnen in diesem Augenblicke erzählen zu können. Ich wünsche, daß Sie meine Farm besichtigen möchten. Diesen Abend will ich Sie mit den Hauptereignissen bekannt machen, die meiner Haft vorausgegangen und nachgefolgt sind. Sie werden sehen, welchen Gefahren ich entronnen bin, und wie sehr ich dem Himmel wegen der Gefangenschaft danken muß, die ich in jener Zeit als eine schreiende Ungerechtigkeit und ein rettungsloses Unglück ansah."

Wir gingen zusammen hinaus, und ich bewunderte das Gemälde, das sich unsern Augen darbot. Der See Champlain breitete sich weithin gegen Norden aus; ein leichter Wind bewegte sanft seine durchsichtigen Gewässer. Mit Sumach, Ahornbäumen, Schwarzweiden, Silberpappeln und virginischen Hainbuchen bedeckte Inseln gewährten dem Auge Ruhepunkte und machen die Aussicht mannigfaltig. Auf der östlichen Seite erheben sich hier und da Farmhäuser aus dem dichten Grün der Bäume; Heerden verschiedener Art irren in den Ebenen, oder hängen am Abfalle der Hügel, während sich im Osten ungeheure Felsenmassen von unregelmäßigen und phantastischen Gestalten zu gewaltiger Höhe erheben und den grünen Gebirgen zur Basis dienen, von denen der im Osten des Sees gelegene Staat Vermont seinen Namen erhalten hat.

Nachdem wir mit Muße dieses prächtige Panorama betrachtet hatten, durchstrichen wir die Felder und Waldungen, aus denen der Landsitz Fitz-Allans bestand. Keine der neueren Verbesserungen des europäischen Landbaues hatte er unbeachtet gelassen. Mit Vergnügen sah ich, daß an der Stelle der langen, landraubenden Zickzack-Einfriedigungen, lebende, mit Fruchtbäumen untermischte Hecken das Land umzogen; seine Bienenstöcke waren in der schönsten Ordnung und einladend aufgestellt, und seine Rinder und Schafheerden von ausgezeichneter Schönheit.

Der Abend nahete, als wir nach dem Farmhause zurückkehrten, und bald saßen wir traulich am Theetisch. Nach Beendigung des einfachen Abendmahles wendete sich Fitz-Allan an seine Frau und sagte zu ihr: „Hannah! unser Gast wünscht durchaus, daß ich ihm meine Abenteuer erzähle."

„Gut, mein Geliebter!" antwortete die junge Frau, „sein Wunsch muß befriedigt werden, denn ich bin sicher, daß bei dem Freunde unsres Vaters dieser nicht aus bloßer Neugierde, sondern auch aus wahrer Theilnahme an uns entsprungen ist."

„Sie täuschen sich hierin nicht," antwortete ich ihr rasch; „aber ich bin dabei auch auf meine Belehrung bedacht. Ich wünschte gern zu wissen, wie man glücklich wird."

Fitz-Allan fing an zu erzählen: „Ich bin zu Darrymore, einer kleinen Stadt in Irland, in der Grafschaft Clare, geboren. Mein Vater, der ein ansehnliches Vermögen besaß, trieb auf eine ehrenwerthe Art Sachwaltergeschäfte, und widmete meiner Erziehung manche Stunde; aber ich hatte das Unglück, ihn zu verlieren, bevor meine Vernunft ausgebildet war. Meine Mutter, übrigens eine herrliche liebenswürdige Frau, hatte kein Kind als mich, und ich brauche Ihnen da nicht zu sagen, wie sehr ich verzogen ward. Meine Launen waren für sie Gesetze, und ich übte in dem Hause eine unumschränkte Gewalt aus. Nicht ohne große Mühe brachte man es dahin, daß ich lesen, schreiben und leidlich rechnen lernte. Ich lief weit lieber auf dem Lande herum, und verübte Einfälle in die Gärten der Nachbarschaft. Ich ward über alle Maßen streitsüchtig; wenige Tage vergingen, wo meine Aufführung nicht zu Klagen Anlaß gab; zwar kamen diese meiner Mutter zu Ohren, aber es fehlte ihr selten an Gründen, mich zu rechtfertigen. So nahm ich an Unart, Stärke und Kühnheit zu."

„Ich hatte mein neunzehntes Jahr erreicht, ohne zu einer ernsten Beschäftigung angehalten worden zu sein, als einer meiner Vettern, Patrick Burke, der drei Jahre älter als ich war, von der Dubliner Universität zurückkam. Seine Ankunft erregte in unserer kleinen Stadt Aufsehen. Man betrachtete ihn als einen vollkommenen jungen Mann. Er hatte, wie man sagte, sich auf der Universität herrliche Kenntnisse erworben, und war ein ausgezeichneter Jurist geworden; er kleidete sich mit Geschmack, begleitete seinen Gesang mit der Guitarre, sprach französisch und machte selbst Verse; kurz, er war der Phönix Darrymore's und gab den Ton in unserer Gesellschaft an. — Frei gestehe ich es Ihnen, daß ich auf meinen Vetter eifersüchtig ward. Ich verkleinerte seine guten Eigenschaften, so viel ich immer konnte, und machte mich über die Talente lustig, die eine so allgemeine Bewunderung erregten. Ein glühender Haß entstand zwischen uns Beiden; aber der meinige war freimüthig, offen und ungestüm; ich sagte Alles, was ich auf dem Herzen hatte, Burke aber war ein Tuckmäuser und Heuchler. Er stellte sich, als wenn er mich bedaure, daß ich, wie er sagte, eine so schlechte Erziehung genossen hätte, und daß er kein

Opfer scheuen würde, um nur in seinem Vetter keinen so schlecht geleckten Bären zu sehen. Diese Rede ward mir hinterbracht, versetzte mich in nicht geringe Wuth, und ich wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, mich dafür auf eine ausgezeichnete Art zu rächen.“

„Aber eines Tages, als ich es am wenigsten vermuthete, sah ich ihn zu mir kommen. „Heinrich,“ sagte er zu mir, „warum sollen wir Feinde sein? Sie sind ein herrlicher Junge, und es fehlt Ihnen nur einige Weltkenntniß, um wie ich zu glänzen. Was machen Sie in Derrymore? Sie sind nicht dazu geboren, um sich Ihre ganze Lebenszeit hindurch in diese kleine Stadt zu begraben. Kommen Sie mit mir nach Dublin; Sie werden bald die Erfahrung bekommen, die Ihnen abgeht; Sie werden dort keine Langeweile fühlen, und dort glücklich sein, wie ein Prinz.“

„Burke's Rede nahm mich ganz für ihn ein. Meine Eitelkeit erhielt durch seine Lobsprüche Genugthuung; er goß Balsam auf meine Wunde, und ich fühlte, daß mein Betragen gegen ihn nicht vorwurfsfrei war. Ich war mehr leichtsinnig als böse, und drückte seine Hand, die er mir mit Herzlichkeit reichte.“

„Ich will Ihnen in der Welt als Führer dienen,“ hob er wieder an, „Sie werden sehen, die Vergnügungen einer großen Stadt sind von einer andern Art, als die Vergnügungen Derrymore's. Ich weiß zwar, daß Sie einige Zuneigung zu Ihrer Nachbarin, Sophie Graham, haben; aber dieses darf Sie nicht zurückhalten. Was wollen Sie mit einem geringen Mädchen aus der Provinz, die weder Geschmack noch Geist hat; während Sie bestimmt sind, großes Aufsehen in Dublin zu erregen!“

„Meine Eigenliebe war durch diese Worte gekitzelt worden, und ich ließ mich durch dieselben wie ein Gimpel fangen. Ich nahm den Antrag Patricks an und sprach mit meiner Mutter darüber, welche um so lieber einwilligte, da sie nicht zweifelte, daß ich großes Glück machen würde, und glaubte, es würde mich Jedermann mit den nämlichen Augen ansehen, als sie. Nur mußte ich ihr versprechen, regelmäßig alle acht Tage zu schreiben.“

„Jene Sophie, die Burke in seiner Anrede an mich erwähnte, war das hübscheste Mädchen in Derrymore; ihre einnehmende Schönheit, ihre Sanftmuth zogen mich zu ihr, und der Kontrast unserer Charaktere verhinderte sie nicht, mich mit Vergnügen zu sehen; ja ich gestehe selbst, daß sie über mich eine ziemlich große Herrschaft ausübte. Unglücklicherweise war sie abwesend, als Burke den Entschluß faßte, mich aus Derrymore zu schleppen. Er kannte sie auch, und ich hatte mir manchmal eingebildet, daß er sie nicht mit Gleichgiltigkeit ansah.“

„Meine Vorkehrungen zur Reise wurden bald beendigt. Meine Mutter gab mir alles Geld, über das sie verfügen konnte, und indem sie mich zärtlich umarmte, empfahl sie mir, meinen Aufenthalt in Dublin nicht zu lange dauern zu lassen. Als ich sie verließ, war ich lebhaft bewegt; beinahe schämte ich mich, meine Thränen nicht zurückhalten zu können, und betrachtete diese zärtliche Empfindung als Schwäche.“

„Während unserer Reise unterhielt mich Burke von nichts, als von den Vergnügungen der Hauptstadt: er werde mich Bekanntschaft mit Männern vom höchsten Stande machen lassen, und mit Frauen vom besten Tone. Ich könnte selbst, wenn meine Phantasie mich dahin zöge, die berühmtesten Schauspielerinnen des großen Theaters besuchen, was meine Bildung in kurzer Zeit vollenden würde. Ich verlangte nichts mehr, als mich nach einer so guten Schule zu bilden, und versprach ihm, lernbegierig seinen Rathschlägen zu folgen.“

„Ueberflüssig würde es sein, Ihnen im Einzelnen die Thorheiten, deren ich mich schuldig machte, und die schlechten Angewohnheiten, deren ich mich in Dublin befleißigte, zu erzählen. Die wichtigen Personen, von denen mir Patrick gesagt hatte, waren Spieler, Gauner, in alle Laster versunkene Menschen, und jene Damen vom besten Tone waren eben nicht mehr werth. Da ich jung und unerfahren war, so fiel ich in die Netze, die mir gestellt wurden; ich stürzte mich in alle Ausschweifungen; mein Geld war bald zersplittert; ich wandte mich an meinen Vetter, der mir das Spiel als eine unerschöpfliche Hülfsquelle anwies. Ich machte Schulden, spielte leidenschaftlich und war unglücklich; eines Tages glaubte ich zu bemerken, daß einer meiner Gegner sich unerlaubter Mittel bediene, um sich das Glück zuzuwenden; ich beschimpfte ihn öffentlich, zwang ihn, sich mit mir zu schlagen, und brachte ihm eine so gefährliche Wunde bei, daß ich ihn für todt hielt. Ich ward verhaftet und in ein Gefängniß geworfen.“

„Während der ersten Wochen meines Aufenthalts in der Hauptstadt hatte ich an meine Mutter zu schreiben nicht ermangelt; bald aber wurden meine Briefe seltener, und endlich versäumte ich diese Pflicht gänzlich. In meiner traurigen Lage schrieb ich an Burke, und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß er Dublin verlassen habe. Ich wandte mich an die, mit denen ich in Herrlichkeit und Freuden gelebt, und erhielt nichts als Komplimente über das, was sie „Heldenflamme“ nannten, und Ermahnungen zur Geduld. Ich verging vor Verdruß. Aber denken Sie sich meine gränzenlose Wuth, als ich davon unterrichtet ward, daß mich Burke selbst den Gerichten angezeigt hatte. Ich schwur, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreien.“

„Beinahe drei Monate blieb ich in dieser Lage, indem ich alles Trostes beraubt, von der ganzen Welt verlassen war, auf Stroh lag, das harte Brod der Gefangenen aß, den Brutalitäten der Gefangenwärter ausgesetzt, mit den gemeinsten Verbrechern in Eins geworfen war, und mein Endurtheil erwartete.“

„Ich weiß nicht, wie ich in einer so entsetzlichen Lage nicht meinen Verstand verloren habe. Ich erkrankte, ein hitziges Fieber nagte an mir, ich war in augenscheinlicher Lebensgefahr, und man war gezwungen, mich in ein Hospital zu bringen; mein Gedächt-

Digitized by Google

niß weiß nichts von dieser Versetzung; man hat mir nachher gesagt, daß ich mehrere Tage in Wahnsinn zugebracht. Als ich in einer Nacht wie aus einem Todtenschlafe erwacht war, fühlte ich eine Hand, die leise den kalten Schweiß abwischte, der mein Gesicht bedeckte; es schien mir, als wenn heiße Thränen auf meine Wangen fielen; ich schlug die Augen auf, und fand mich stark genug, mein Haupt zu erheben; eine Lampe brannte an meinem Bette, ich glaubte meine Mutter wie im Traume zu sehen. Meine Gedanken waren so verwirrt, daß sie sich an nichts festhesten konnten; ich fühlte nichts als eine unbestimmte süße Empfindung, als wenn ein Engel des Himmels sich neben mich gesetzt hätte. Gedankenlos nahm ich einen Trank zu mir, den man mir an die Lippen hielt. Kurz nachher neigte sich mein Haupt und ich sank in einen tiefen Schlaf."

„Dieser dauerte sehr lange, und als ich das Bewußtsein wieder erhielt, war es schon weit am Tage. Jetzt erkannte ich meine unglückliche Mutter. Meine Rückerinnerungen stellten sich wieder schaarenweise ein und malten mir wieder das Schreckliche meiner Lage vor. Ich schämte mich vor mir selbst, und die Freude, eine zärtliche Mutter wieder zu finden, war mit einer so großen Beschämung vermischt, daß ich meine Augen nicht aufzuschlagen wagte."

„Heinrich," sagte die treffliche Mutter zu mir, „ich will dir keine Vorwürfe machen. Gott erhalte dir das Leben, das ist Alles, was ich wünsche. Du weißt nicht, wie du mich betrübst, indem du meine Blicke meidest. Erhebe die Augen, mein Sohn, wenn du noch einige Liebe zu mir hast. Fasse Vertrauen, denke an nichts, als an deine Genesung. Ich bin glücklich, dich zu sehen, und bei dir zu wachen." — Diese zärtlichen Worte durchdrangen mein Innerstes; meine Augen füllten sich mit Thränen, und ich ward getröstet. Der Mensch, von dem ich glaubte, daß ich ihm das Leben geraubt, war von seiner Wunde geheilt, und ich hatte von der Strenge des Gesetzes nichts mehr zu fürchten. Meine Wiedergenesung dauerte lange, nur allmählig erhielt ich meine Kräfte wieder, und begab mich dann mit meiner Mutter zurück auf den Weg nach Derrymore."

„Oft hatte ich mich nach Sophie Graham erkundigt, und seit ich unglücklich war, schien es mir, als wenn ich ein viel größeres Interesse als früher an ihr nähme, aber meine Mutter war immer meinen Fragen ausgewichen; denken Sie sich daher meine schmerzliche Ueberraschung, als ich in Derrymore erfuhr, daß Patrict Burke, der während meiner Haft zurückgekehrt war, sich in die Familie Graham eingedrängt hatte. Das unglücklicherweise zu treue Bild, das er mit teuflischer Lust über meine Aufführung und meinen Charakter entworfen, hatte Sophiens Eltern empört; sie selbst hatte mich als ihrer unwürdig betrachtet und Burke's Anträgen Gehör gegeben. Wenige Tage vorher war ihre Vermählung gewesen, und Beide waren nach Cork gereist, woselbst Burke sich niederlassen wollte. — Ich kann Ihnen die Gefühle nicht schildern, die bei dieser traurigen Nachricht auf meinem Herzen lasteten. Jetzt sah ich das Spiel der Treulosigkeit, dessen Opfer ich gewesen war. Ich verwünschte die Menschen, die ich alle für so schlecht hielt, als die, welche ich bis jetzt hatte kennen lernen; ich verwünschte mich selbst, wenn ich an meine dumme Leichtgläubigkeit dachte. — Mein Geburtsort bot mir keinen Reiz mehr; berauschend hatte ich den Becher des Lasters geleert, Familienfreuden existirten für mich nicht mehr; mein ungebildeter Geist bot mir keine Beschäftigung; nichts hatte ich, als nur eine einzige fixe Idee: den Wunsch nach Rache."

„Schwer ist es, die ganze Stärke einer einzigen Idee zu begreifen; sie verläßt Sie niemals; sie stellt sich Ihnen in Ihren Träumen, sie stellt sich Ihnen wenn Sie wachen dar; sie macht sozusagen Ihre ganze Existenz aus. Sie ist, wie ich glaube, der erste Grad des Wahnsinnes."

„Obgleich ich entschlossen war, meinen Feind zu verfolgen, ihm aufzulauern, ihn anzufallen überall, wo ich ihn finden würde, und ihn mit meinen Händen zu zerreißen, besaß ich doch Verstellungskunst genug, dieses gräuelhafte Vorhaben zu verbergen, und durch erheuchelte Ruhe die Wachsamkeit meiner Mutter einzuschläfern, die mich mit der besorgtesten Zärtlichkeit beobachtete; heimlich stahl ich mich nach fünf Monaten von Derrymore hinweg und nahm meinen Weg nach Cork. — Verkleidet kam ich in dieser Stadt an. In einem Gasthofe am Hafen stieg ich ab, und ließ mir das Haus beschreiben, in welchem Patrict Burke wohnte. Tages nachher ging ich ganz keck dorthin und trat in das Sprechzimmer. Eine junge Frau — es war Sophie — erblickte mich, that einen Schmerzensschrei, und stürzte bewußtlos vor mir nieder. Ich rief nach Hülfe; eine alte Magd eilte herbei, und nur mit Mühe brachten wir die Bewußtlose in's Leben zurück. „Wie? sind Sie es?" sagte sie zu mir, als sie wieder zu sich kam; „was wollen Sie hier? Kommen Sie, um über mein Unglück zu spotten? Gehen Sie, ich kann Ihre Gegenwart nicht ertragen."

„Sophie!" sagte ich zu ihr, „Sie fällen ein hartes Urtheil über mich; ich komme nur Ihres Gemahles wegen hierher. Ich habe etwas mit ihm zu sprechen."

„Mein Mann ist nicht mehr in Irland; er hat mich wegen einer andern Frau verlassen; sie sind Beide in Amerika, und ich, wie Sie sehen, ohne Stütze und ohne Beschützer; nie werde ich wagen, zu meinen Eltern zurückzukehren."

„Burke war, nachdem er das Vermögen seiner Frau vergeudet hatte, nach Amerika gegangen. Sophie erzählte mir von der schlechten Behandlung, die sie erduldet hatte, und ich konnte mich nicht enthalten, ihr mein Bedauern zu äußern. Ich setzte sie in den Stand, einige Schulden zu bezahlen und zu ihrer Familie zurückzukehren, und war über mich selbst erstaunt, daß ich kein anderes Gefühl, als nur Mitleid, für sie

Digitized by Google

empfand; ein andrer Gedanke beherrschte mich ganz. „Sophie," sagte ich, als ich sie verließ, mit einem Tone zu ihr, der sie durchbebte, „Sophie, Sie sollen gerächt werden!"

„Nach der Abreise der Unglücklichen dachte ich auf Mittel, mich sobald als möglich nach den Vereinigten Staaten zu begeben; verabredete meine Ueberfahrt mit Kapitän Mc. Neil, vom Handelsschiffe Triton; ungünstiger Winde wegen verzingen aber drei Wochen, bevor wir den Hafen von Cork verlassen konnten. — Heftig bewegt war ich, als ich die steilen Ufer Irlands wie Dunstgewölke vor meinen Blicken verschwinden sah. Zum erstenmal empfand ich jenes tiefe Gefühl, das den Menschen an den Boden des Vaterlandes kettet und ihm das Herz beengt, wenn ihn sein Schicksal zu neuen Klimaten und unter einen unbekannten Himmel führt. Ich versank in eine langewährende Düsterheit, während welcher die buntesten aber auch betrübendsten Bilder in Haufen meinen Geist belagerten; ich rief mir Alles, selbst bis zu den Spielen meiner Kindheit zurück, und seufzte, wenn ich an meine verlassene Mutter dachte."

„Bis auf die Höhe der Bermuden hatten wir eine glückliche Fahrt; dort aber traten konträre Winde ein; bald verfinsterte sich der Himmel, die Wogen erhoben sich und ein heftiger Sturm brach über unsern Häuptern los. Die Gefahr war zwar nicht drohend, und die Erfahrung und Geschicklichkeit des Kapitän Mc. Neil verstattete der Furcht wenig Raum, doch die ungestümen und unregelmäßigen Bewegungen des Schiffes verursachten mir das größte Ungemach. Vorerst in der größten Aufregung und Leidenschaftlichkeit, ging ich durch den schrecklichsten Zustand der Erschlaffung in eine völlige Ermattung über. Ich war wie vernichtet und des Lebens satt, und würde es dem Dank gewußt haben, der mich in's Meer geworfen und so von dem unbeschreiblichen Leiden befreit hätte, von dem nur die Erfahrung allein einen Begriff geben kann. Ich begab mich in das Zwischenverdeck hinunter; unempfindlich gegen das Brausen des Ungewitters hatte ich mich beinahe ganz bewußtlos auf eine Matratze geworfen und meine Augen geschlossen, als mich eine mir wohlbekannte Stimme aus meiner Betäubung weckte, und in mir eine plötzliche Umwandlung hervorrief. Es war abermals meine arme, von mir verlassene Mutter, die sich, mir unbewußt, auf demselben Schiffe befand, das mich weit von ihr hinwegtragen sollte. — Durch Sophie hatte sie erfahren, daß ich zu Cork sei, war dorthin geeilt, und hatte sich unter Mc. Neils Passagiere aufnehmen lassen. Vor mir hatte sie sich verborgen gehalten, und wartete nur auf eine Gelegenheit, sich mir zu zeigen, ohne mich durch ihr Erscheinen zu heftig zu bewegen; da sie mich aber krank sah, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, mich zu trösten."

„Ich konnte nicht sprechen und begnügte mich damit, ihre Hände zu küssen. Sie legte mein ermattetes Haupt auf ihren Schoß. — „Glaubst du, Heinrich," hob sie an, „daß ich mich jemals von dir trennen könnte? Weißt du nicht, daß du der einzige Gegenstand meiner Gefühle bist, das einzige Band, das mich an das Leben knüpft? Wie könnte ich deine Abwesenheit ertragen? — Du hättest an den Schmerz denken sollen, der sich meiner bei der Nachricht bemächtigen mußte, daß du unser Land verlassen, um es vielleicht nie wieder zu sehen. Aber ich will mich über deine Aufführung nicht beklagen. Sei nicht muthlos, theurer Sohn! die Krankheit, die dich niederdrückt, droht keine Gefahr, und sie wird mit dem Sturm vorübergehen, der sich bereits zu beruhigen anfängt."

„Der Himmel hatte sich bald aufgeklärt; der heftig wehende Südwind wurde schwächer und schwächer und ging endlich in eine frische Kühlte aus Nordost über, die uns gar bald nach den Ufern der neuen Welt brachte. Wunderbar legte sich mein Uebel mit dem Uebergange des Sturms, und ich war völlig wieder hergestellt, als wir die Küsten Neu-Jersevs erblickten. Am andern Morgen liefen wir im Hafen von New-York ein, und ankerten an einem der unzähligen Werfte. Meine Mutter und ich stiegen sogleich an's Land, und mietheten nach kurzem Umherwandern eine kleine Wohnung in Broodstreet. — Obgleich meine Mutter schon öfters versucht hatte, in meine Pläne einzudringen, verhinderte mich meine Raserei doch nicht, die in mir brütende Rache mit einem dichten Schleier zu bedecken. Ich antwortete auf ihre Fragen, daß seit den Abenteuern in Dublin mir der Aufenthalt in Irland verhaßt worden sei, und ich ein Land vorzöge, wo eine völlige Freiheit herrschte, wo jeder der Herr seiner Handlungen, und Niemandem als sich selbst dafür verantwortlich wäre, und ich wolle mich zu irgend Etwas entschließen, wenn ich mit dem neuen Lande bekannter sein würde. — Indessen erkundigte ich mich heimlich nach dem Irländer Patrick Burke, und erfuhr zu meiner unendlichen Freude, daß er zu New-York wohne und ziemlich zurückgezogen in einem kleinen Hause des Bowery lebe. Heimlich ging ich dahin, die Oertlichkeit zu untersuchen; erst wollte ich ihn zum Zweikampfe fordern, die Furcht aber, daß er sich auf meine Herausforderung nicht stellen würde, und diese Beute, die ich über das Meer verfolgt, meiner Rache entgehen könnte, bestimmte mich, unerwartet vor ihn zu treten, ihn zu beschimpfen, zu schlagen und zu zwingen, sich zu vertheidigen."

„Dieses wüthige Vorhaben ward ausgeführt. Burke kam mit einer Frau gegen die große Straße New-Yorks herunter, als ich vor seinen Augen erschien. Von Ueberraschung bewältigt wich er zurück. Mit der äußersten Heftigkeit stürzte ich mich auf ihn und überhäufte ihn mit Beleidigungen. Als er sich von seinem ersten Staunen erholt hatte und mich unbewaffnet sah, wollte er von seiner Stärke Gebrauch machen. Da ich aber eben so kräftig und geschickter als er war, so wich ich seinen Schlägen aus; doch jeder der meinigen traf die Stelle, die er treffen sollte, und that seine gehörige Wirkung; er ward geschlagen, zerbläut, mit Blut bedeckt, strauchelte, stürzte nieder und lag bewegungs-

Digitized by Google

los. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich ihn nun mit Füßen trat. Das durchdringende Geschrei der Frau, die Augenzeuge dieses schrecklichen Kampfes gewesen war, hatte eine Menge Leute herbeigezogen. Man wollte sich meiner bemächtigen; vor Wuth außer mir, riß ich einen Pfahl, den ich in meiner Nähe bemerkte, aus der Erde und schlug blindlings auf Alles, was mich umgab. Nach einem langen und hartnäckigen Widerstande ward ich von der immer wachsenden Zahl meiner Gegner überwältigt und verhaftet. Meine Verurtheilung erfolgte sehr schnell. Sie stürzte mich in einen schwer zu beschreibenden Zustand von Raserei. — Was auf der Kanzlei des Gefängnisses vorgefallen ist, wissen Sie. Es bedurfte der ganzen Gewalt, welche das Andenken an eine sich aufopfernde Mutter über einen Sohn haben kann, um wieder einige Ruhe in mein Gemüth zu bringen. Aber das war noch ein ganz anderer Auftritt, als man mich zwingen wollte, zu arbeiten. Mit Unwillen stieß ich diesen Gedanken von mir, und zog die einsame Einsperrung vor. Hier faßte ich den Entschluß, mich dem Hungertode zu weihen. Während dreier Tage wies ich alle Nahrungsmittel von mir. Meine Kräfte wurden geschwächt, aber ich bestand nichts destoweniger auf meinem strafbaren Vorhaben. Mit Lust sah ich mich dem Augenblick nähern, wo ich für immer den irdischen Qualen des Lebens und der Marter der Gefangenschaft entrinnen würde. Herr Patterson ermahnte mich, Nahrungsmittel zu mir zu nehmen, eben so Herr Pownal, der gottesfürchtige Gefängnißprediger, der mit ihm gekommen war, aber ich blieb unbeweglich. Vergebens nahm man seine Zuflucht zu meiner Mutter, ihre Bitten hatten eben nicht mehr Gewalt über mich, ihre Thränen rührten mich eben so wenig, denn ich hatte mir vorgenommen, zu sterben."

„Mittlerweile hatte Herr Patterson meine, von einem schleichenden Fieber befallene und von Gram verzehrte Mutter in sein Haus aufgenommen. Man entschloß sich, gegen mich die letzte Mine springen zu lassen. Es war der vierte Tag meiner Einsperrung, als ich gegen acht Uhr Morgens die Thüre meiner einsamen Zelle öffnen hörte. Meine Mutter nahte, auf ein Mädchen gestützt, meinem Bette. Dieses Mädchen war meine theure Hannah. Sie erschien mir als einer der himmlischen Schutzgeister, die über die Schicksale der Menschen wachen. Niemals hatte sich das Mitleid mit dem Unglück unter einer lieblicheren Gestalt gezeigt, niemals waren so viele Reize mit einnehmenderen Tugenden vereinigt."

„Schlage die Augen nicht nieder, Hannah; meine Rede ist fern von Heuchelei; noch heute erscheinst du mir so als damals, wo dein erster Anblick in mir das Verlangen erregte, zu leben und mein Leben dir zu weihen."

„Heinrich! mein theurer Heinrich!" rief meine Mutter, „wenn du noch ferner mein Flehen nicht beachtest, werde ich diesen Schmerzensort nicht mehr verlassen, wir werden zusammen sterben. Ohne den Beistand dieses lieben Kindes hätte ich nicht zu dir kommen können; sie bedauert mein unglückliches Schicksal, du allein bist ohne Mitleid; sie vereinigt sich mit mir, um dich zu dir selbst zurück zu bringen. Kannst du so grausam sein, um unsere Bitte abzuschlagen?"

„Wenn es noch Zeit dazu ist," antwortete ich mit einer beinahe erstickten Stimme. Bei diesen Worten verschwand Hannah, und kam bald mit einem Becher frischer Milch zurück, den sie neben mich setzte. Mit aufmerksamem Auge folgte sie allen meinen Bewegungen, und als ich den Becher zu meinen Lippen führte, begleite ein sanftes Lächeln ihre Gesichtszüge. „Ihr Heinrich ist gerettet," sprach sie zu meiner Mutter."

„Als ich den Entschluß aufgegeben hatte, mich zu ermorden, ward meine Mutter ruhiger, und ihre Gesundheit bald wieder hergestellt. Bis zu dem Zeitpunkt, wo ich meine Kräfte wieder gewonnen, erlaubte man ihr, mich täglich zu besuchen. Hannah kam nicht wieder; aber ihr Bild hatte sich in mein Herz gegraben; ich sprach von ihr mit meiner Mutter; ihr theurer Name kehrte bei unsern Gesprächen immer wieder. Ich weiß nicht, welchen Hoffnungsstrahl die Zukunft vor meine Seele führte, aber das ist gewiß, daß ich eine Ruhe empfand, die nicht mehr Ermattung war, und mich zu allem Guten befähigt haben würde. — Durch meine Mutter hatte ich erfahren, daß Miß Patterson jeden Tag um Nachricht über mich fragte, und daß sie von mir erwartete, daß ich die neuen Pflichten genau erfüllen würde, die mir auferlegt wären. Diese Worte waren für mich hinreichend. Ich weigerte mich nicht mehr, zu arbeiten, und wählte die Arbeit, die am meisten Kraft und Thätigkeit erfordert, die Zimmermannsarbeit. Es machte mir Vergnügen, schwere Lasten zu bewegen, die Axt zu führen und ungeheure Eichen zu behauen. Diese Art Arbeit, welcher wenige der Arbeiter gewachsen waren, empfahl mich im Strafhause, und verschaffte mir eine Art Achtung von Seiten der andern Gefangenen. Jedesmal, wenn Herr Patterson sein Aufseheramt ausübte, verlangte er mich zu sehen, sprach ernst und liebevoll zu mir, unterhielt mich von den Vortheilen eines arbeitsamen Lebens, von der Seelenruhe, die eine ordentliche Aufführung verschaffe, und von dem, mit der Ausübung der Tugend verbundenen Glücke. Seine Unterhaltungen dauerten zwar stets nur wenige Minuten, aber sie ließen Spuren in meinem Geiste und Eindrücke in meinem Herzen zurück. — Herr Pownal unternahm es von seiner Seite, mir religiöse Empfindungen einzuflößen. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte ich mich wenig mit der Religion beschäftigt; ich dachte mehr an die Gegenwart, als an die Zukunft, hatte die größte Gleichgiltigkeit gegen allen Gottesdienst, und betrachtete im Allgemeinen die Priester als ehrgeizige, selbstsüchtige Menschen. Freimüthig gestand ich Herrn Pownal, was ich über diesen Gegenstand dächte."

„Doch ich bemerke," sagte hierauf Fitz-Allan, „daß ich mich in meiner Erzählung tiefer verwickelt habe, als ich anfangs Willens war; es wird spät und ich

Digitized by Google

will Ihre Neugierde nicht auf Kosten der einem Reisenden so nothwendigen Ruhe befriedigen. Morgen werde ich Ihnen den übrigen Theil meiner Abenteuer erzählen.“

Den andern Tag weckte er mich ziemlich spät. Ich begab mich in das Speisezimmer, wo ich die ganze Familie versammelt fand. Man zog mich scherzend über meine Trägheit auf, welche sich so wenig für einen Reisenden paßte, und muthwillig sägte Hannah bei, man sähe deutlich, daß ich den Geschmack der Europäer beibehalten hätte, und daß ich ein sehr schlechter amerikanischer Landwirth sein würde. Die Vertraulichkeit dieser Sprache machte mir Freude, und ich sah, daß man mich nicht als Fremden behandelte. Das Frühstück war aufgetragen; es war ein ächt amerikanisches Frühstück: Thee, Kaffee, frische Eier, mit Butter bestrichene geröstete Brodschnitte, geräuchertes Rindfleisch in Schnitten, frische Maiskuchen und eine Schale Milchrahm. — Als das Frühstück vorüber war, schlug mir Fitz-Allan einen Spaziergang nach dem Ufer des Sees vor, und fuhr, als wir das Haus im Rücken hatten, in seiner Erzählung fort.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich von der Religion sehr ungünstige Begriffe hatte und Herr Pownal sich bemühte, sie zu berichtigen. Seine Methode war einfach. Er ließ mich das Evangelium lesen, und hielt sich hauptsächlich bei Punkten der Moral auf. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, welchen Eindruck die Parabeln von dem ungerathnen Sohn und dem Samariter auf mich machten. „Finden Sie nicht,“ sagte er eines Tages zu mir, „daß die Vorschriften des Evangeliums Ihrer Vernunft genügen, und sich dem Wesen des Menschen als so angemessen zeigen, daß sie eher Rückerinnerungen als Belehrungen scheinen. Mit einer heiligen Kraft prägen sie sich ein und werden durch diese ewig bestehen. Erwägen Sie außerdem, daß das religiöse Gefühl es ist, was den Menschen von den andern Geschöpfen unterscheidet, welche ewig an die Erde geheftet bleiben, und ihren Blick nicht gen Himmel erheben. Der große Gedanke, daß es einen Gott gibt, ist die Seele und das Leben der menschlichen Gesellschaft, ist das Gestirn der Moral, das uns erwärmt und erleuchtet; wenn er verschwände, würden unsre Herzen zu Eis werden, und unsre Kenntnisse in dichte Finsterniß versinken.“

„Durch solche Reden zog mich unser Prediger allmählig in einen neuen Ideenkreis, und hauchte mir, indem er mich zum Nachdenken zwang, Gefühle für Ordnung und Gerechtigkeit ein. Er gab mir auch Bücher in die Hände, und meine Augenblicke der Muße waren der Lektüre der Geschichtschreiber, Dichter und Moralisten gewidmet. Mein Charakter ward allmählig milder, und auch ein andrer mächtiger Beweggrund belebte meine Studien: ich wollte mich meiner theuren Hannah würdig machen.“

„Diese Veränderung meiner Aufführung bewirkte, daß ich mehr berücksichtigt ward. Man erlaubte meiner Mutter, mich häufiger zu besuchen; sie unterhielt mich von Miß Patterson; auch sprach sie mit ihr von mir. Hannah wohnte jeden Sonntag dem Gottesdienst in der Gefängnißkirche bei. Zwar konnte ich nie mit ihr sprechen, aber ich sah sie wenigstens; manchmal begegneten auch ihre Blicke den meinigen, und ein einziger solcher Blick gab mir Muth für die ganze folgende Woche.“

„So verstossen mein Tage im Wechsel von Arbeiten und nützlich angewandten Mußestunden. In dem Maße daß mein Geist aufgeklärt ward, beruhigten sich die Leidenschaften, die mich bis daher gepeinigt hatten, machte das Schöne und Gute angenehmere Eindrücke auf mich, sah ich deutlicher den Zweck des menschlichen Lebens, legte mehr Werth auf Selbstachtung, und die Erfüllung meiner Pflichten ward mir Genuß. — So hatte meine Haft achtzehn Monate gedauert, als ein unerwartetes Ereigniß sie abkürzte. Es war eine finstere Decembernacht, und eine trockene und strenge Kälte. Gegen zwei Uhr des Morgens ward ich durch eine außerordentliche Bewegung, durch einen Tumult aufgeweckt, als wenn das Gefängniß der Schauplatz irgend einer großen Katastrophe wäre. Ich forschte nach der Ursache, als eine vom Winde getriebene Rauchwolke durch mein Fenster drang und meine Kammer anfüllte. Das Gefängniß stand in Flammen. Ich wollte hinaus, fand aber meine Zelle verschlossen. In der Verwirrung dachte Niemand an mich; mein Hilfsgeschrei würde ungehört in dem Tumulte verhallt sein; doch verzagte ich nicht. Ein ungebenner Hebel, der mir bei meinen Arbeiten diente, war mir zur Hand; ich ergriff ihn und führte damit heftige Schläge auf die Thüre. Ich bedurfte der ungewöhnlichen Stärke, mit der mich die Natur begabt hatte, um die starken Angeln dieser verwünschten Thüre zu erschüttern, und mir einen Ausweg zu bahnen. Mit meinem Hebel bewaffnet stürzte ich mich in den Gang; ich wollte eben die Treppe herab, als ein Schrei der Verzweiflung an mein Ohr schlug; es war die Stimme eines Greises, der in der benachbarten Zelle auch vergessen war. Obgleich die Gefahr sich näherte, konnte ich doch dem Verlangen nicht widerstehen, diesen Unglücklichen zu retten. Ich zersplitterte die Thür seines Gefängnisses, die nicht so fest als die des meinigen war, und bei dem Scheine der Flammen, welche unter seinem Fenster wallten, sah ich ihn auf sein Bett gelehnt und fast vom Rauche erstickt. Ich rief ihm zu, daß er mir folgen sollte; aber er blieb entweder vor Schreck oder aus Schwäche unbeweglich. Ich lud ihn auf meine Schultern und eilte nach der Treppe, von der das Feuer schon die eine Seite eingenommen hatte; rasch stieg ich hinab mitten durch den Rauch und die Feuerfunken, die mich unaufhörlich zwangen, die Augen zu schließen. In dem Augenblicke, als ich die Thüre erreichte, stürzte ein vom Feuer ergriffener Balken mit entsetzlichem Krach hinter mir nieder. Man hatte mich für verloren gehalten; von allen Seiten jauchzte man mir zu, als man mich wieder erscheinen sah. Herr Patterson, welchen die Gefahr herbeigerufen hatte, be-

Digitized by Google

fand sich unter den Umstehenden. „Heinrich!“ sagte er zu mir, „Sie haben ein gutes Werk verrichtet; Gott wird Sie dafür belohnen!“

„Das Feuer nahm mit Heftigkeit zu, und das Unglück vermehrte sich noch dadurch, daß das Wasser aller Behälter gefroren war. — Es ward beschlossen, daß die Verbindung des in Flammen stehenden Nebenflügels mit dem die Wohnungen enthaltenden Hauptflügel abgeschnitten werden sollte. Ich ergriff eine Axt und begab mich unter die Arbeiter. Bei großen Gefahren stellt sich natürlich jeder an seinen Platz, und eine einmüthige, wenn auch stillschweigende Bewilligung vertraute mir die Leitung des Werkes an. Mit Eifer widmete ich mich diesem Geschäfte; wir verdoppelten unsere Anstrengung, und es gelang uns, das Hauptgebäude zu retten. Ich ward gänzlich abgemattet, und meine rechte Hand war mir stark verbrannt worden. Als die Ordnung gänzlich wieder hergestellt war, ging ich in den großen Saal, wo ich die Aufseher des Gefängnisses, die Hauptmagistratspersonen der City um den Gouverneur Clinton selbst versammelt fand. Dieser ehrwürdige Patriot wandte sich mit freundlichen Ausdrücken an mich. „Ich weiß,“ sagte er zu mir, „wie Ihr Betragen in dieser Anstalt gewesen ist. Das Werk der Menschlichkeit, das Sie so eben erfüllt haben, die Dienste, welche Sie bei diesem traurigen Vorfalle leisteten, rechtfertigen den Gebrauch des Vorrechtes, das ich zu Ihren Gunsten ausübe. Sie sind von diesem Augenblicke an frei!“ Alle Anwesenden gaben ihren Beifall über diese Handlung der Gnade zu erkennen, und Herr Patterson sagte zu mir, indem er mir die Hand drückte: „Gehen Sie zu Ihrer Mutter; sie erwartet Sie in meinem Hause.“

„Ich will nicht versuchen, weder die Gefühle, die mich durchbebten, noch das Entzücken meiner guten Mutter zu schildern, als sie mich an ihr Herz drückte. Sie hatte Alles erfahren; Hannah war bei ihr; ich glaubte auf ihrem himmlischen Antlitz die Spuren einer heimlichen Bewegung zu bemerken, und von diesem Augenblicke gehörte mein Leben ihr ganz. — Doch, ich will Sie nicht mit Einzelnheiten ermüden. Durch meine Arbeit hatte ich mir eine ziemlich beträchtliche Summe erworben, die mir ausbezahlt wurde. Ich zog mich mit meiner Mutter in ein Haus der Greenwich-Straße zurück, wo ich eine Zimmerwerkstätte errichtete und mit Erfolg leitete. Meine Gesellen waren zahlreich, und es fehlte mir nicht an Arbeit. Ich lebte ehrbar und genoß in der Stadt einen hohen Grad von Achtung. Meine Mutter, eine gute Haushälterin, bestimmte meine Ausgaben. Herr Patterson besuchte mich häufig und sah mich gern bei sich. Hannah und ich, wir verstanden uns vollkommen; ich war frei, und die Aussicht auf mein Glück nicht fern. — In dieser Zeit zeigte sich das gelbe Fieber in New-York. Es richtete große Verheerungen an und erregte allgemeine Bestürzung. Wer nicht durch Geschäfte an die Stadt gefesselt war, floh aufs Land. Die Stadt ward entvölkert, doch vergrößerte sich jeden Tag die Zahl der Schlachtopfer. Jedes Haus, das von der furchtbaren Krankheit heimgesucht ward, wurde abgesperrt und in dem nämlichen Augenblicke verlassen. Alle Familienbande schienen zerrissen. Söhne verließen ihre Väter, Gattinnen ihre Gatten, selbst manchmal ihre Kinder; Niemand dachte an die Greise. Das Gefühl der eignen Gefahr verschlang alle Eltern-, Kinder-, Geschwister- und Dienerliebe, und gab einen Begriff von der völligen Auflösung der Gesellschaft. Nur einige beherzte Aerzte und ehrwürdige Prediger des heiligen Evangeliums trotzten allein der Gefahr, und brachten den Angesteckten einige Hülfe und einigen Trost.“

„Herr Patterson und Hannah gehörten unter die ersten, welche die Ansteckung erreichte. Ihre ganze Dienerschaft entfloh; sie blieben allein. Meine Mutter und ich eilten zu ihnen, um sie nicht wieder zu verlassen; ich wachte bei Herrn Patterson, meine Mutter sorgte für seine Tochter. Von dieser frommen Sorgfalt ruhten wir keinen Augenblick. Der Doktor Brown starb, und dieses vermehrte die Krankheit seines Freundes. Bald zeigten sich schreckliche Symptome an seinem Körper, seine Haut färbte sich, und seine Augen fingen an zu verlöschen. Denken Sie sich meine Verzweiflung, die ich gezwungen war zu unterdrücken. Ein brennender Durst, den kein Getränk stillen konnte, eine völlige Lähmung aller physischen Kräfte kündigten das traurige Ereigniß an, bei dem ich nicht zu verweilen wage. Herr Patterson sah mit Ergebung dem verhängnißvollen Augenblick entgegen. „Mein theurer Sohn,“ sprach er zu mir, „deine Hoffnungen sind vergebens, und fruchtlos gefährdest du dich, um mir das Leben zu erhalten. Fliehe dieses Land, diese Stadt, welche vom Zorn des Himmels heimgesucht wird. Meine Tochter ist dahin, und nichts bindet mich mehr an die Welt, als meine Freundschaft für dich.“

„Ihre Tochter lebt,“ antwortete ich ihm, „meine Mutter ist bei ihr, und steht für ihr Leben.“

„Dieses genügt,“ antwortete der gute Vater, und ein Strahl der Freude glänzte schwach in seinen Augen. „Das Opfer ist groß, aber es muß vollbracht werden. Gottes Wille geschehe! Mein theurer Heinrich, mein Sohn, ich empfeyle dir meine theure Hannah; sei ihr Beschützer.“

„Ich war bemüht, seine kalten Hände wieder in den meinigen zu erwärmen; ich flehte, daß er noch Hoffnung fassen möchte, als seine Glieder durch eine krampfhafte Zuckung bewegt wurden. — Ich war in Schmerz versunken; aber ich verließ die heiligen Ueberreste meines Wohlthäters nicht. Ich wollte nicht, daß sie in den entsetzlichen Karren gelegt würden, welcher des Tages zweimal die verschiedenen Quartiere New-Yorks durchlief, und an den gemeinschaftlichen Begräbnißplatz zurückkehrte, wo die Leichen alle unter einander in große Gruben geworfen wurden. Ich selbst legte die irdische Hülle des gerechten und wohlthätigen Mannes, dem ich Leben und Ehre verdankte, in den Sarg, benetzte sie mit meinen Thränen, und brachte sie auf den östlichen Gottesacker, wo ich sie selbst in

Digitized by Google

ihre letzte Wohnung legte. Sorgfältig bezeichnete ich mir die Stelle derselben, und ließ dort nachmals ein von Bäumen und Blumen umgebenes Grabmal errichten."

„Ohne Mühe werden Sie die Ereignisse, welche diesem großen Unglück folgten, errathen. Dank sei es der Sorge meiner Mutter, daß Hannah wieder genas. Sie erfuhr den von ihr erlittenen Verlust nicht eher, als bis sie wieder Stärke genug gewonnen hatte, um ihn ertragen zu können. Wir beschlossen, uns nicht mehr zu trennen, und nach dem schicklichen Zeitverlaufe ward unsere Vermählung durch unsern achtungswerthen Freund, Herrn Pownal, gefeiert. Der Aufenthalt in der Stadt war uns peinlich geworden. Ich kaufte diese Farm, wo wir glückliche Tage verleben, und wo die gesunde Luft uns vor jeder Ansteckung schützt, deren bloßes Andenken uns noch jetzt durchbebt, und die wir vorzüglich unserer Kinder wegen fürchten." —

Ich dankte Fitz-Allan für seine Gefälligkeit, mir seine Lebensgeschichte mitgetheilt zu haben, und bezeigte ihm meine Freude darüber, daß er nach so vielen Unglücksfällen Ruhe und Glück gefunden; den Tag über verweilte ich noch im Kreise seiner Familie und kehrte am Abend nach Skeensborough zurück, betrübt, das Land verlassen zu müssen, das sich bis jetzt als das gemeinsame Vaterland aller Unglücklichen bewiesen hat, dessen Bewohner und Regierungen den Werth des Menschenkapitals zu schätzen, und durch ihre zweckmäßigen Anstalten auch die gesunkenen Glieder der Gesellschaft zu nützlichen und brauchbaren Staatsbürgern heranzubilden wissen.

Nach Jay bearbeitet von Tr. Br.

Die Himbeere.

(Taf. 6.)

Der Himbeerstrauch (Rubus Idaeus, Lin.) hat sich bei uns jetzt so eingebürgert und wird so häufig in den Wäldern, besonders an steinigen, trocknen Orten, angetroffen, daß es scheint, als wäre er von jeher bei uns einheimisch gewesen. Als sein eigentliches Vaterland bezeichnet man jedoch, wie schon der lateinische Name angibt, die nordwestliche Küste von Kleinasien. — Er treibt in jedem Jahre, unmittelbar aus der Wurzel, viele dünne, gerade, holzartige, inwendig markige Schossen, welche in einem guten Boden eine Höhe von 4 bis 6 Fuß erreichen. — Im ersten Jahre sind die Triebe grün, haben feine Stacheln, gefiederte Blätter, die zu drei, auch zu fünf auf einem gemeinschaftlichen Blattstiele stehen, eirund, drei- bis fünflappig, oben glatt und hellgrün, unten weißwollig und am Blattstiele mit kurzen, röthlichen Stacheln versehen sind. — Im zweiten Jahre sind diese Triebe braunroth; sie entwickeln dann kleine Seitentriebe, an denen gegen Ende Mai oder im Anfang des Juni die Blüthen hervorbrechen. Diese haben einen offenstehenden, fünffach geschlitzten Kelch mit fünf Blumenblättern. Innerhalb des Kelches befinden sich mehr als 20 Staubfäden, und zwischen diesen viele kleine Fruchtknoten, die an einem kegelförmigen, fleischigen Fruchtträger sitzen. Die Frucht, welche im Juli und August reift, ist meist von rother Farbe. Sie besteht aus vielen runden, an einander gewachsenen Beerchen, deren jede ein Samenkorn in der Mitte enthält. Der Geschmack der Frucht ist eigenthümlich süß und angenehm; auch hat sie einen sehr lieblichen Geruch. Viele ziehen sie wegen der Zartheit des Fleisches und ihres gewürzhaften Saftes noch der Erdbeere vor.

Der Himbeerstrauch gedeiht in jedem Boden, wenn er nur nicht naß ist. Ein lockerer, frischer Boden sagt ihm am besten zu. Die Fortpflanzung und Vermehrung ist sehr einfach und kann sowohl durch die vielen Wurzelausläufer, als auch durch Stecklinge, welche in einem etwas feuchten Boden bald treiben und wachsen, bewirkt werden. — Da der Strauch den Boden sehr ausfangt, er auch um sich wuchert und die neben ihm stehenden Pflanzen verdrängt, weiset man ihm gewöhnlich den schlechtesten Winkel des Gartens an. Hier thut er indeß selten gut und bringt meist wenige und schlechte Früchte hervor. — Nur in einer freien Lage, in der Luft und Sonne auf ihn einwirken können, pflegt er recht reichlich zu tragen. Selbst in den Wäldern findet man nur an sonnigen, freien Stellen Stöcke mit vielen Früchten. Am besten schickt er sich auf die Rabatten an den Hauptgängen des Gartens. Hier, gleich den Rosenstöcken an einen Pfahl gebunden, erfreut er durch den Anblick der schönen, lieblichen Früchte, und scheint jeden Vorübergehenden zum Genusse derselben einzuladen.

Zur Anpflanzung ist das Frühjahr die beste Zeit. Die von alten Stöcken abgenommenen Ausläufer werden auf einige Zoll zurückgeschnitten und dann drei bis vier einzelne Pflanzen in ein Loch gesetzt. Läßt man den Pflanzen die Ruthen an den Stauden, wie es meist der Fall ist, so hat man zwar schon im ersten Jahre sich einiger Früchte zu erfreuen, diese bleiben aber meist unvollkommen und klein. Besser ist es, die Triebe, wie angegeben wurde, ganz wegzunehmen, die ganze Kraft der Staude wird dann zur Hervorbringung starker Ruthen verwendet, die im folgenden Jahre sehr reichlich tragen. Sollten sich mehr als vier Triebe entwickeln, so bricht man die übrigen beim Erscheinen aus. Auch in den folgenden Jahren läßt man nur immer vier der schönsten und kräftigsten Schossen stehen und nimmt die übrigen weg. Auf diese Weise wird dem Stocke das Umschwächern untersagt und er gezwungen, seine Kraft den stehenbleibenden Ruthen zukommen zu lassen, welche dadurch hoch emporwachsen, oft 8 bis 10 Fuß, und viele Fruchtaugen ansetzen. Den Sommer hindurch, wenn man die jungen Schmarotzer wegnimmt, wird der Boden zugleich etwas aufgelockert.

Damit der Strauch in seiner Fruchtbarkeit nicht nachlasse und die Früchte groß und schön werden, ist

Digitized by Google

Digitized by Google

es nöthig, daß man ihm jedes Jahr etwas Düngung zukommen lasse. Man kann diese im Frühjahr, wenn die Stöcke vom alten Holze, das Früchte getragen hat und abgestorben ist, gereinigt werden, zugleich mit verrichten. Am besten eignet sich dazu alter, verrotteter Schweinedünger. Die Fruchtbarkeit des Strauches wird dadurch ungemein befördert. Ein halb Dutzend solcher Stöcke bringt mehr Früchte, als fünfzig, die man an einem hundert Fuß langen Spalier erzieht. Sie gewähren zur Zeit der Reife einen sehr lieblichen Anblick. Die ganze Krone scheint mit einem rothen Tuche überspannt zu sein. Oft kann man sich ihres Reichthums kaum bemächtigen, denn wenn man heute alle reifen Beeren abgelesen hat, so bietet derselbe Strauch morgen wieder eine eben so große und oft noch größere Menge reifer Früchte zum Genusse dar.

Diese Tragbarkeit des Stockes dauert bei solcher Behandlung etwa 6 bis 8 Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit muß man sie von neuem auf andere Plätze anpflanzen, da die ihnen zukommenden Nahrungsstoffe im Boden verzehrt sind, was daraus hervorgeht, daß die Früchte kleiner werden. Man darf in diesem Falle nur mit den Rasenstücken wechseln, um auf lange Zeit wieder reicher Ernten sicher zu sein.

Auch als Hochstamm läßt sich der Himbeerstrauch ziehen, wenn man nämlich anstatt mehrerer Triebe im Frühjahr von den jungen Sprößlingen nur einen und zwar den stärksten und kräftigsten beibehält. Dieser erreicht bis Ende Juli eine Höhe von 6 bis 8 Fuß. Wird ihm alsdann die Spitze genommen, so bildet er, anstatt sich zu verlängern, Seitentriebe, die im nächsten Frühjahre zur beliebigen Kronenform geschnitten werden können. Eine schöne, gerade Stange dient dem Stamm zur Stütze. Im Sommer gewährt ein solches Bäumchen jedem Gartenfreund zur Zeit der Reife der Früchte einen sehr angenehmen Anblick.

Zur Anpflanzung sind folgende Sorten zu empfehlen:

Die große, rothe Himbeere aus Chili. Die Riesenhimbeere. Diese köstliche Frucht brachte zuerst ein Kapuziner aus Chili nach Oesterreich. — Sie ist noch einmal so groß, als die gemeine rothe Himbeere, zeichnet sich durch aromatischen Geruch und Geschmack, und besonders noch dadurch aus, daß sie keine Würmer bekommt, was bei den übrigen in der Ueberreife meist der Fall ist. Der Strauch treibt stark und ist recht dauerhaft.

Die rothe Antwerpener Himbeere, die große englische, zweimal tragende rothe Himbeere. Diese vorzügliche Sorte trägt zweimal im Jahre. Die erste Frucht reift im Juli und die zweite, welche an den jungen, im Frühlinge aus der Wurzel entsprossenden Trieben erscheint, im September und October. — Der Strauch trägt reichlich.

Die weiße englische, zweimal tragende Himbeere. Diese Frucht gleicht in Allem der vorhergehenden, nur ist sie weißgelblich.

Die immertragende oder Monatshimbeere. Sie ist vom Juni an bis spät in den Herbst mit einer Menge Früchte beladen, die denselben angenehmen Geschmack haben, wie die gemeine rothe Himbeere.

Die nordamerikanische schwarze Himbeere. Diese verdient schon des Contrastes wegen unter den rothen und weißen Himbeeren angepflanzt zu werden. Die Triebe sind blau beduftet und färben sich im Herbste himmelblau.

Die nordische Himbeere (Rubus arcticus). Sie hat die Größe der gemeinen rothen Himbeere, ist dunkelroth, süßsäuerlich, aromatisch und erquickend. Der Duft dieser Frucht übertrifft an Stärke den aller europäischen Obstfrüchte. In hitzigen, bösartigen Fiebern gewährt ihr köstlicher Saft, der kühlend und erfrischend ist, dem Kranken Labung und Stärkung. — Die Pflanze ist klein, etwa eine Spanne hoch, und läßt sich wie die Erdbeeren auf Beeten erziehen; doch müssen diese eine schattige Lage haben und vor dem Winter mit Moos bedeckt werden, da sie in ihrem Vaterlande, den gebirgigen und feuchten moosigen Gegenden von Schweden, Lappland und Rußland, denselben Schutz genießt und ohne diesen nicht freudig fortwächst und gedeiht.

Die wohlriechende Himbeere (Rubus adoratus), wird blos wegen ihrer schönen Blüthe als Zierstrauch in englischen Anlagen gepflanzt. Sie hat ihren Namen weniger von den Blüthen, als vielmehr von der wohlriechenden, fettigen Substanz, womit Stengel und Blattstiele überzogen sind. Die Stande treibt jährlich 5 bis 6 Fuß hohe, grüne, dornlose, mit kleinen, grünen Haaren besetzte Stengel, welche im Winter wieder absterben. Je mehr sich die Wurzeln im Boden verstärken, desto größer und stärker werden die Triebe und Blätter. Letztere sind oft 1 Fuß lang und breit, haben die Gestalt der Weintraubenblätter, sind anfangs schön dunkelgrün, später aber mit Gelb marmorirt. Die Blüthen, deren sieben bis acht an einem gemeinschaftlichen Blumenstengel stehen, haben fünf rosenähnliche, abgerundete Blätter von schöner, violettrother Farbe. Sie erscheinen von Johanni an bis um Jakobi, bringen aber, wenigstens in unseren Gegenden, keine Früchte, weßhalb der Strauch, wie schon angegeben wurde, in englischen Gärten, aber nicht in unsere Hausgärten, wo man gerne das Schöne mit dem Nützlichen verbindet, Anpflanzung verdient.

Die Himbeeren werden theils roh, theils mit Zucker eingemacht, genossen. Auch preßt man den Saft derselben aus und kocht ihn, mit Zucker versetzt, wobei er fleißig abgeschäumt wird, einigemal auf, füllt ihn in Flaschen, pfropft und verpicht sie und hebt sie auf. Er hält sich mehrere Jahre. Mit Wasser vermischt, gibt er ein sehr kühlendes, besonders für Kranke erquickendes Getränk. Zu Syrup eingekocht, benutzt man ihn zu vielem Backwerk, auch in den Apotheken zum Versetzen der Arzneimittel. Außer dieser Benutzung lassen sich noch die Himbeeren zur Bereitung eines vorzüglich angenehmen Weines verwenden.

Digitized by Google

Auch die **Brombeere** (Rubus vulgaris, fructonigro), das Schwesterkind der Himbeere, verdient in dieser Hinsicht noch Erwähnung. Unter allen Beerenarten ist sie die saftigste und eignet sich deßhalb vorzüglich zu Wein und Syrup. Wegen ihrer Gewürzhaftigkeit verdient sie auch häufiger zu Muß, zu Suppen ꝛc. benutzt zu werden. Ihr Geschmack ist schon roh sehr lieblich; er nimmt an Güte indeß noch zu, wenn sie eine Zubereitung erleidet. Die Früchte sind anfangs grün, dann roth, und bei völliger Reife glänzend schwarz. Man hat auch von diesem Strauche viele Abarten, die sich theils durch die Blätter, theils durch die Früchte ꝛc. unterscheiden.

Rubens.

Der weißschwänzige Seeadler.

Falco albicilla, Linné.

(Taf. 7.)

Dieser mächtige Vogel ist der einzige europäische Repräsentant einer Familie von neun verwandten Arten, die allen fünf Welttheilen angehören. Er ist nächst dem Aquila pelagica, Kalk, welcher auf Unalaschka und Japan die Stelle des obigen vertritt, der größte seiner Familie, und nur im Jugendkleide mit dem fast ausschließlich Nordamerika angehörigen weißköpfigen Adler (F. leucocephalus, Linné) zu verwechseln.

Das Weibchen ist 2 Fuß lang; Flügel 25¾ Zoll; Schwanz 13 Zoll; äußere Zehe 1 Zoll 10 Linien. — Männchen 2 Fuß 9 Zoll; Flügel 24 Zoll, Schwanz 12 Zoll. Oberschnabel 1 Zoll 1 Linie hoch, mit wenig ausgebogenen Seitenrändern und länglichen, schrägstehenden Nasenlöchern. Füße gelb, im Alter dunkler, die Krallen schwarz, Gewicht 6—10 Pfund.

Im Jugendkleide ist die Iris braun, der Schnabel schwarz; Wachshaut gelb; die Grundfarbe heller oder dunkler braun, in's Röthliche ziehend, am reinsten auf den Extremitäten, sonst mit Roth- oder Weißgelb gemischt. Die Schwanzfedern weißlich, braun besprizt.

Im mittlern Alter ist die Iris braungelb, die Wachshaut schwefelgelb, und der Schnabel beginnt, sich gelb zu färben; auf dem Schwanze breitet sich das Weiß weiter aus, und die Rückenfarbe zieht sich in's Graulche.

Im ausgefärbten Kleide zeigt ihn die Abbildung, es bedarf deßwegen keiner genauern Beschreibung desselben.

Der weißschwänzige Seeadler bewohnt die ganze mitternächtliche Halbkugel einer Erde vom hohen Norden innerhalb des Polarkreises, von Island und Lappland an bis zum Mittelmeer herab und bis unter sonst gleiche Breitegrade; er bewohnt ferner Grönland und soll auch in den Vereinigten Staaten Nordamerika's gemein sein; sodann lebt er im europäischen und asiatischen Rußland wo er zumal an der Wolga ungemein häufig ist), bis Kamtschatka, auf den Kurilen und Aleuten, in Japan und in Egypten und der ganzen Berberei. Er ist weit häufiger auf Island und Lappland als in Dänemark, Schweden ꝛc., übrigens zahlreich an der Ostseeküste und deren Inseln. Er horstet an der französischen, englischen und holländischen Küste noch regelmäßig, in Deutschland schon selten diesseits der Ostseeländer, und nur in einzelnen Paaren an großen Seen und Flüssen. Sehr häufig bewohnt er dagegen einen Theil der Mittelmeerestküste, nämlich die griechischen Inseln, Algier ꝛc. Damit zusammenhängend ist sein häufiges Vorkommen im Donaugebiete bis zum schwarzen Meere. Ich traf auf einer Reise von Ulm bis in die Türkei im Jahre 1838 viele an der Donau an; oberhalb Wien jedoch nur in einzelnen Paaren, von Wien abwärts, z. B. bei Müllendorf, schon mehrere, weiter hinab bis Baja, bei Apatin ꝛc. viele auf umgestürzten im Wasser liegenden Baumstämmen oder im blosen Sumpfe sitzend an; in Syrmien bis Semlin und von da an der Sava und der türkischen Gränze hinauf ist er einer der gemeinsten Raubvögel; eben so in der Moldau und Walachei bis zum schwarzen Meere, so weit die Ufer oder Ueberwässer dergleichen Horstplätze darbieten. In Syrmien bewohnt er die größern Sümpfe, welche manchmal größere offene Wasserflächen darbieten und an den Ufern mit ungeheuren Silberpappeln und andern hohen Baldbäumen bewachsen sind, zahlreicher als die Donau und Sava, so daß es nichts Seltenes ist, 6—10 Stück auf einem Aase beisammen anzutreffen. In der Schweiz kommt er zuweilen an den größern Seen, z. B. dem Wallerstatter See brütend vor, was in frühern Zeiten auch am Bodensee der Fall war. Gegenwärtig zieht er sich im Innern von Deutschland gewöhnlich nur im Winter, und zwar um so zahlreicher, je strenger dieser ist, indem er in gelinden Wintern gewöhnlich an den Seeküsten Nahrung findet, ohne in die Binnenländer einzudringen. Er ist deßwegen ein eigenthümlicher Strichvogel, der alljährlich seine Heimath verläßt und in größern oder kleinern Kreisen umherzieht. — Er streift gewöhnlich paarweise, oft auch in Gesellschaften von 6—8 Stück, da er geselligschaftlicher als andere Adler ist. Seine Lieblingsplätze sind da, wo es viele Hasen und große Füchse gibt, sei es im oder am Gebirge, in Thälern oder in Ebenen, an Meeres- oder an Flußufern, an Süß- oder Salzwasser; dabei verlangt er nur hohe Bäume mit dürren Gipfeln oder hohe, senkrechte Uferränder oder Felsen, um seinen Horst sicher anbringen zu können. Im Horste beschäftigt er seine Schlafsüchte regelmäßig, wozu er lieber hohe Bäume als Felsen auswählt, während er im Sommer nicht so wählerisch ist, wie oben gezeigt wurde.

In seinem Betragen weicht er von den edeln Ahlern, dem Stein- und Königsadler ab, indem er weder die edle Haltung, noch den trotzigen, unbändigen Muth und Kraft ankündigenden Blick derselben hat. Uebrigens wird ihm Freiheit mit Unrecht vorgeworfen, indem er Muth und Kraft zeigt, wenn er angegriffen oder verwundet wird, wie Beispiele genug vorliegen, und ich selbst gesehen habe. Dabei zeichnet er sich durch ungemeine Lebensfähigkeit aus, indem ein Schuß selten ihn zu tödten vermag. Auf ebener Erde trägt er den Körper ziemlich horizontal, den Hals aber aufgerichtet, beim Gehen vorstreckend und abwechselndgemeine einziehend, den Schwanz hängend, auf erhabenen Gegenständen, Felsen, Baumästen ꝛc. steht er aufgerichtet, wie die edeln Ahler, oft mit eingezogenem Halse, hängendem Schwanz und Flügeln, zumal am heißen Mittag, wo er nicht selten auf hohen Baumgipfeln seine Siesta hält. Sein Zug ist etwas langsam und schwerfällig, aber sehr ausdauernd. Mit ein paar Flügelschlägen gleitet er weithin, erhebt sich ebenso in Kreisen auf eine außerordentliche Höhe, wo er stundenlang ohne sichtbare Flügelbewegung umherschwebt. Niedrig über der Wasserfläche sieht man ihn oft minutenlang mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz ohne alle Bewegung auf einem Flecke, gleichsam in der Luft hängen, um sich eine Beute auszuspähen, auf die er dann plötzlich, wie der Fischadler, herabschießt. Im Zuge hat er das Eigene, daß er Kopf und Schwanz unter die Perpendikularlinie der ausgespannten Flügel herabsenkt.

Seine Stimme soll nach der Angabe der Ornithologen rauhkrächzend, weittönend, tief und hohl krauh-krauh, oder krarra dem Geschrei der Raben oder dem Bellen junger Hunde ähnlich klingen. So, wie ich die Töne auffaßte, klingt das Geschrei der alten Seeadler im Fluge: gäk gäk gäk göt göt göt, gjak gjak; auch aui, gui gui gui, wie ich bereits meine Reise: criri-criri-criri, dem der kleinern Raubvögel ähnlich, nur nach Verhältniß stärker. Die Jungen schreien weit häufiger, als die Alten. — Er ist weniger scheu, als die andern großen Ahlerarten und wird deßwegen weit öfter erlegt. Ich näherte mich einem alten Vogel, der auf einem hohen Heuschober saß, bis auf 60 Schritte, ohne ihn zu verscheuchen, mehrmals schlich ich mich auch unter Bäume, worauf er saß; eben so läßt er sich, wenn er mit der Verzehrung eines Raubes oder Aases beschäftigt ist, ziemlich nahe kommen. Uebrigens ist er doch gewöhnlich vorsichtig genug, besonders wenn er die Wir-

Digitized by Google

kung des Schießgewehrs kennen gelernt hat. Er scheint keinen Haß gegen den Uhu zu haben, wenigstens stieß er niemals nach meinem Uhu, den ich an seinen Wohnplätzen aufgestellt hatte, während Thurmfalken und Strandläufer mit großem Geschrei herbeiflamen. — Er läßt sich, alt gefangen, noch zähmen, jung aus dem Neste genommen wird er aber sehr zahm, so daß man ihn wie die Haushühner frei umherlaufen lassen kann. So sah ich in Semlin einen jungen, welcher im Frühjahr 1838 aus einem Horste am Ufer der Donau ausgenommen und mit schlechten Fischen und den Eingeweiden der Fische, welche gedroschen wurden, groß gefüttert wurde. Er war so zahm, daß er frei im Hof und auf der Straße umherging, auf die Dächer flog, die Fische von den Stangen stahl, wo sie zum Trocknen aufgestellt waren und die Hühner laufend auf der Straße fing, sich aber zurwillig streicheln ließ. Ein anderer junger, welchen ein Schweizer zur Schau umherirrung und der angeblich auf der Brünnsel auf dem Neste angeschossen worden war, benahm sich noch zutraulicher. Nachdem er aus seinem Kasten entlassen war, flatterte er lange mit seinen unverschnittenen Flügeln, lief umher und schwang sich hierauf auf seinen Kasten, wo er seine Umgebung mit größter Aufmerksamkeit betrachtete und sich überall betasten ließ, gegen Abend aber zur Ruhe stellte. Seine Gefräßigkeit, wenn er erhalten soll, war arg, der Körper ziemlich ausgerichtet, die Füße wenig sichtbar, der Hals fast senkrecht, auf dem Vorderkopf die Federn zu einer Polle erhoben; wie die Scheitelfedern sträubte er auch die Kinn- und Backenfedern, so wie nicht selten die des Hinterkopfs und Halses, wodurch der Kopf ein etwas eckiges Aussehen erhielt. Im starken Affekte ließ er die Kopffedern fast ganz sinken. Sein Blick hatte etwas Wildes Gutmüthiges. In meine Vögelsammlung gebracht, schaute er sich nach allen Richtungen verwundert um und betrachtete die ihm neue Erscheinung mit größter Aufmerksamkeit. Auf einmal entdeckte er einen Sperber, wodurch er so überrascht und erfreut wurde, daß er eilig auf denselben zulief, um ihm durch liebkosungen seine Freude zu erkennen zu geben. Dieser Vogel erhielt täglich 1½ Pfund Fleisch zur Nahrung.

Seine Nahrung ist nach den Jahreszeiten sehr verschieden, so wie auch sein Aufenthalt sie modificirt. Sie besteht im Sommer größtentheils aus Wasserthieren, nämlich Fischen, Wasservögeln und Seehunden. Unter ersteren fängt er besonders Seebasen, Hechte, Aale, Karpfen, Forellen, Lachse, Heringe, Makrelen, Schollen u. dergl., und besucht der Forellen wegen nicht selten die tief im Gebirge liegenden Landseen; sodann Gänse, Enten, Sturmvögel, Möven, Lummen, Taucher, Alke und andere Strandvögel, namentlich gern den Austernfischer; ferner junge Seehunde, Eisfüchse und Hasen. Gegen den Herbst zu begibt er sich mehr in das Innere der Länder und verfolgt hier Trappen, Wald-, Schnee- und andere Hühner, und hauptsächlich Hasen, die ihm nächst den Fischen die liebste Speise sind. Er greift übrigens jedesmal auch größere Thiere an, und schlägt Rennthier-, Rehkälber und Frischlinge, selbst alte Rehe und Seehunde, so wie zahme Hunde, Ziegen, Schafe, Ferkel und zahmes Geflügel, wodurch er im Norden, wo er häufig ist, in einen übeln Ruf gekommen ist. In Ungarn treibt er übrigens die Räuberei nicht so in's Große, weil es ihm nie an Fischen und Aas fehlt. Letzteres gibt er übrigens mit der gleichen Gier an, wie die Geier, und er verschont selbst menschliche Leichname nicht, wie ich aus Erfahrung weiß; daß er aber — außer beim Rauben seiner Jungen — erwachsene Menschen oder auch nur Kinder angegriffen hätte, habe ich nicht gehört. — Nicht selten verfolgt er die großen Möwenarten, um ihnen die erbeuteten Fische abzunehmen, muß aber den großen Raubmöven nicht selten seine eigene Beute überlassen. Ebenso begegnet es ihm nicht selten, daß er von großen Fischen, in deren Rücken er seine Krallen eingeschlagen hat, unter das Wasser gezogen und ertränkt wird. Daß er dem Fischadler seinen Rand abnähme — wie der amerikanische Aquila leucocephala — habe ich niemals bemerkt, es ist auch nicht wahrscheinlich, indem selten beide Arten beisammen wohnen. Er fängt Säugethiere und Vögel sowohl im Sitzen, als im Laufe und Flug, und ist deßwegen ein sehr gefährlicher Raubvogel, dem sein Opfer selten entkommt. Enten und Gänse vermögen sich nicht durch Tauchen, die Hühner und Hasen nicht durch Niederdrücken zu retten, deßwegen ergreift alles bei seinem Erscheinen die Flucht in die nächsten Gebüsche. Im strengen Winter muß er aber deßenungeachtet ziemlich hungern, und dann begnügt er sich gerne mit Hamstern, Ratten und Mäusen. Am liebsten geht er Morgens auf Raub aus, um in den heißen Stunden ruhen zu können. Seinen Horst erbaut er im März bald auf den höchsten Waldbäumen, bald in hohe Lehm- und Felsenufer, bald auch niedriger und an weniger unzugänglichen Orten, wie es gerade Gelegenheit gibt, da ihm eine reichlich gedeckte Tafel lieber, als die Sicherheit seiner Nachkommenschaft ist. Dieser Horst, der gewöhnlich zeitlebens benutzt wird, besteht unten aus armsdicken Prügeln, weiter nach oben aus dünnern Stäben und Reisern, und ganz oben aus dünnen dürren Reisern, in der flachen Vertiefung mit einigen Dunen des Adlers belegt. Der ganze massige Bau ist flach und so stark, daß ein erwachsener Mann darauf stehen kann, und dabei 6 Fuß weit, und wenn das Nest schon lange gebraucht ist, eben so hoch, da alle Jahre frische Reiser aufgelegt werden. Manche Adlerpaare sollen zwei solcher Nester besitzen und damit jährlich abwechseln.

Im April findet man darin zwei Eier, welche sehr klein, nur 3½ Zoll lang und 2½ Zoll breit, länglich eigestaltig, stumpfspitzig, in der Mitte am dicksten, außen grauisch kalkweiß, etwas in's Grüne ziehend, zuweilen mit braunröthlichen Flecken bespritzt, inwendig schön lichtgrün, außen dick und rauhschalig, mit großen Poren versehen und matt sind. Selten findet man drei Eier in einem Neste, jedenfalls aber werden nur zwei davon ausgebrütet, denn man bemerkt nie mehr, als zwei Junge. Die Jungen werden meist mit Fischen ernährt, und sind so heißhungerige Fresser, daß es den schlagmäßigen Eltern kaum fällt, dieselben zu ernähren; sie sollen deßwegen bald von jenen aus dem Neste gejagt werden, um ihre Nahrung selbst zu suchen. Uebrigens habe ich bemerkt, daß auch die ausgeflogenen Jungen ihre Eltern mit einem hellenden Hungergeschrei verfolgen und von diesen noch außerhalb dem Horste gefüttert werden.

Feinde hat der Seeadler außer dem Menschen wenige. Schmarotzerthiere bewohnen seinen Körper, und Raben und Raubmöven verfolgen ihn neckend oder jagen ihm zuweilen den Raub ab, aber einen ernstlichen Angriff hat er von diesen Thieren nicht zu fürchten.

Seine Jagd verlangt weniger Vorsicht und Mühe, als die des Steinadlers, da man nicht selten schußmäßig an ihn gelangen kann. Sein festes Gefieder und seine große Lebenszähigkeit erfordern aber einen scharfen Schuß, und er wird deßwegen am sichersten mit der Kugel erlegt. Ich hörte oft die Schrote abprallen, wenn wir auf ihn schossen, ohne ihn verwunden zu können. Am leichtesten wird er beim Aas erbeutet, wenn man dabei eine Hütte von Zweigen erbaut und darin versteckt auf ihn wartet. Eben so leicht ist er mit Fuchseisen zu fangen, wenn es mit einem Stück Aas gestellt wird.

Nutzen gewährt er außer seiner Haut und dem Gefieder keinen, dagegen ist sein Schaden, den er an der Jagd und Fischerei, in Thiergärten und an Hausthieren verursacht, sehr bedeutend, weßhalb ihm in kultivirten Ländern eifrigst nachgestellt und seine Erlegung durch ein ziemlich hohes Schießgeld belohnt wird.

L. Landbeck.

Deutsche Volksbücher.

Zweiter Artikel.

Die Geschichte von Fortunats Söhnen, und was weiter mit dem Seckel und dem Wünschhütlein geschah.

Als Fortunatus gestorben war, trauerten seine Söhne Ampedo und Andolosia ein volles Jahr um ihn, wie es sich ziemte. In dieser Zeit nun, wo Andolosia keine ritterlichen Lustbarkeiten betreiben durfte, waren ihm seines Vaters Bücher in die Hände gefallen, und

Digitized by Google

da er von den vielen Reisen Fortunats las, erwachte auch in seinem eigenen Herzen die Lust, sich in der Welt umzuschauen und eine große Reise zu unternehmen. Nach Ablauf des Trauerjahres also trat er zu seinem Bruder, theilte ihm seines Herzens Gelüste mit, und forderte ihn auf, sein Begleiter zu werden. Amydo bezeigte aber dazu nur geringe Neigung, und zog es vor, seiner Reichthümer und seines Glückes in Famagusta zu genießen, nach wie vor.

„Wohlan," sagte Andolosia, „so laß uns die Kleinode theilen."

Auch diesem Verlangen widerstrebte Ampedo, indem er seinen Bruder daran erinnerte, welche Befehle ihr verstorbener Vater wegen der Kleinode hinterlassen hatte. Andolosia aber bestand auf seinem Willen, und Ampedo gab nach langem Streite endlich nach. Die beiden Brüder vereinigten sich endlich dahin, daß Andolosia den Glücksseckel erhielt, und Ampedo das Wünschhütlein nebst zwei großen Truhen Goldes, welche aus dem Seckel gefüllt wurden, damit Ampedo nicht während der Abwesenheit seines Bruders Noth zu leiden brauche. Auch versprach Andolosia, nach sechs Jahren zurückzukehren, und seinem Bruder alsdann auf eine gleiche Zeit den Seckel zu überlassen, damit ihn Jeder auf seine Weise besthen und nutzen könne. Ampedo war Alles zufrieden, denn er hatte ein nachgiebiges Herz und ließ daher geschehen, was sein Bruder wünschte.

Als sich nun Andolosia im Besitz des Seckels sah, rüstete er sich mit schönen Pferden und zahlreichen Knechten, nahm von Ampedo Abschied, und reiste zuerst nach Frankreich an des Königs Hof, wo er sich durch seine ritterliche Gewandtheit und Tapferkeit, so wie durch sein artiges Wesen und große Freigebigkeit sehr auszeichnete, und mancherlei Abenteuer bestand. Von Frankreich segelte er nach England hinüber, und begab sich in die große Stadt London, woselbst der König Hof hielt. Hier bestellte er ein großes Haus, ließ Alles, was man bedurfte, im Ueberfluß einkaufen, hielt Hof, als wenn er ein mächtiger Fürst wäre, lud die Edeln von des Königs Hofe zu Gaste, gab ihnen Turniere und Festlichkeiten, und bewirthete sie in allen Stücken auf's Beste. Der König hörte von dem reichen Fremden, und ließ ihn fragen, ob er nicht Lust habe, an seinen Hof zu kommen. Andolosia zeigte sich sogleich dazu bereit, und als kurz nachher ein Krieg mit den Schotten ausbrach, focht Andolosia dem König, verrichtete große Heldenthaten, und machte seinen Namen im ganzen Lande berühmt. Bei der Heimkehr nach London wurde er mit großen Ehren empfangen, und der König selber lud ihn zu Gaste, und stellte ihn seiner Gemahlin und seiner Tochter Agrippina vor, welche als die schönste Jungfrau in England berühmt war. Da Andolosia sie erblickte, liebte er sie sogleich, und dachte bei sich selbst: „Ach, wenn ich nur von Königlicher Abkunft wäre, so wollte ich dem Könige so treulich dienen, daß er mir seine Tochter vermählen müßte! Und was wollte ich dann mehr?!"

Der Königin und ihrer Tochter zu Liebe gab er nun noch mehr Festlichkeiten, und lud sie mit allen ihren Damen und Edelfrauen in sein Haus, wo er sie so köstlich bewirthete, daß Jedermann darüber in Erstaunen gerieth. Nach Tische beschenkte er alle Anwesenden mit Kleinodien; die Königin aber und die Prinzessin erhielten das Beste und Kostbarste, und zeigten es dem Könige, der sich nicht wenig darüber verwunderte.

Als nun Andolosia das nächste Mal wieder an den Hof kam, sagte der König zu ihm: „Du hast meiner Gemahlin ein so köstliches Gastmahl gegeben; warum lubest du mich nicht auch dazu ein?"

Andolosia erwiederte, er hätte es nicht gewagt, und war sehr bereitwillig, auch den König zu bewirthen, wenn dieser sich herablassen wolle, sein Haus zu besuchen.

„Wohlan," sagte der König, „ich will morgen kommen, und zehn Begleiter mitbringen." — Darüber war Andolosia sehr froh, begab sich eilends nach Hause, und traf schleunigst Vorkehrungen, um das Gastmahl so prachtvoll als möglich zu machen. Auch fand der König am anderen Tage eine so herrliche Bewirthung, daß er und seine Begleiter sich nicht genug darüber verwundern konnten. Da dachte der König: „Ich muß diesem Andolosia ein wenig seinen Uebermuth brechen und ihn zu Schanden machen," — und ließ heimlich ein Verbot ergehen, es sollte ihm Niemand Holz verkaufen, damit er die Speisen nicht könnte zubereiten lassen. Darauf lud er sich abermals bei ihm zu Tische ein. Andolosia war über diese Gnade hoch erfreut, kaufte sogleich alles Nöthige ein und wollte den König noch besser bewirthen, als das erste Mal. Als er nun aber kein Holz zu kaufen bekam, und nicht wußte, womit er sollte kochen lassen, erschrak er nicht wenig. Indeß besann er sich bald, was zu thun sei. Er schickte sogleich zu den Kaufleuten herum, und ließ ihnen Nägelein, Muskatnüsse, Zimmetrinde und Sandelholz abkaufen, so viel sie hatten, ließ es auf den Herd schütten, es anzünden und die Speisen dabei kochen, als ob es gemeines Holz gewesen wäre.

Als nun die Zeit der Mahlzeit herankam, dachte der König daran, wie Andolosia in Verlegenheit sein werde, setzte sich auf sein Pferd, und ritt mit den Herren, welche ihn das erste Mal begleitet hatten, nach Andolosia's Hause. Als sie in die Nähe desselben kamen, spürten sie einen solchen Wohlgeruch in der Luft, daß sie sich wunderten, und je näher sie kamen, desto stärker ward dieser Wohlgeruch. Der König ließ fragen, ob das Essen bereit sei? Da kam Andolosia heraus, und lud den König ein, einzutreten und fürlieb zu nehmen, wie er es ihm bieten könne. Der König folgte seinem Wirthe ganz verwundert und fragte ihn, woher der Wohlgeruch aus seinem Hause komme. Da erklärte ihm Andolosia Alles, und der König erstaunte darob, und wurde noch viel köstlicher und reicher bewirthet, als das erste Mal.

Da er nun nach Hause kam, sagte er zu seiner

Digitized by Google

Gemahlin: „Woher kommt dem Manne dieses Gold? denn da ist kein Sparen, je länger je besser.“

Die Königin antwortete: „Ich weiß Niemand, der das Geheimniß enthüllen könnte, als Agrippina, unsere Tochter. Andolosia ist ihr hold, und ich zweifle nicht, er sagt ihr Alles, nach was sie ihn fragt.“

Der König sagte: „So mag sie zusehen, ob sie entdecken kann, welches die Quelle seiner Reichthümer ist.“ —

Sobald nun die Königin in ihre Gemächer zurückgekehrt war, ließ sie ihre Tochter rufen, erzählte ihr von dem ungeheuern Reichthum des Fremdlings, und sagte: „Du könntest wohl erkunden, woher das viele Geld stammt, denn er ist dir zugethan, und wenn er das nächste Mal an den Hof kommt, will ich dich mit ihm allein lassen, damit du mit ihm reden und das Geheimniß erforschen kannst.“ — Agrippina antwortete, sie wolle es versuchen.

Und Alles geschah, wie die Königin es voraus bestimmt hatte. Als Andolosia kam, wurde er mit der Prinzessin allein gelassen, und diese lockte dem bethörten Manne sehr bald das Geheimniß ab. Sie stellte sich an, als ob sie ihm in Liebe zugethan sei, und darauf zog Andolosia den Glückssekel hervor, enthüllte ihr das Wunder desselben, und nahm tausend Goldstücke daraus hervor, die er in der Prinzessin Schooß warf und ihr schenkte. Als die Prinzessin die Wunderkraft des Seckels auf diese Weise inne geworden war, trug sie großes Verlangen danach, den Schatz zu besitzen, und bethörte den Andolosia, daß er am Abend spät in ihr Gemach kommen solle. Andolosia versprach es mit Freuden, und bei der Nacht schlich er in des Königs Schloß, und wurde heimlich in das Zimmer der Prinzessin geführt. Die krebenzte ihm einen Becher Weins, den er leerte bis auf den Grund. Kaum aber hatte er dies gethan, so versiel er in festen Schlaf, denn die Prinzessin hatte einen starken Schlaftrunk unter den Wein gemischt. Eilig nahm sie nun dem überlisteten Manne den Glückssekel weg, that einen anderen, ähnlichen an dessen Stelle, und verließ das Zimmer heimlich lachend, indem sie sich freute, in den Besitz des Schatzes gekommen zu sein.

Am andern Morgen erwachte Andolosia, verließ mürrisch das Schloß und kehrte in sein Haus zurück, wo er die Nachricht empfing, daß sich in seiner Abwesenheit der König auf heute bei ihm zu Tische geladen habe. Sogleich wollte Andolosia, wie gewöhnlich, die Vorbereitungen zu dem Gastmahle treffen, und griff nach seinem Seckel, um seinem Haushofmeister das nöthige Geld zu den Ankäufen zu geben. Aber wie groß war sein Schrecken, als seine Hand leer blieb, anstatt wie sonst mit Goldstücken gefüllt zu sein. Er sah auf zum Himmel, er blickte von einer Wand zur anderen, er kehrte den Seckel um und betrachtete ihn von innen und außen, — aber da war kein Gold zu finden. Nun wollte ihm die Angst das Herz abdrücken, und er dachte an die Lehre, welche sein Vater Fortunatus ihm und seinem Bruder auf dem Sterbebette gegeben: daß sie, so lange sie lebten, Niemand von dem Beutel sagen sollten, — aber es war zu spät, und alle seine Pracht und Herrlichkeit war nun vorbei. Sogleich entließ er alle seine Diener, die sein Unglück nicht wenig betrauerten, und kehrte auf dem kürzesten Wege nach Famagusta zu seinem Bruder Ampedo zurück.

„Bruder,“ sagte er zu ihm, „ich habe dir eine schlimme Botschaft zu verkünden. Unser Glückssekel ist mir geraubt worden, nachdem ich so thöricht gewesen, das Geheimniß desselben der Prinzessin von England zu enthüllen. Sie ist der Dieb, und ich bin nun so voll Herzeleid, daß mir mein ganzes Leben zuwider ist.“

Ampedo erschrak nicht wenig über diese Kunde, die er als eine gerechte Strafe für den Fehler ansah, daß sie die letzten Befehle ihres Vaters so schlecht befolgt hatten. Doch sein gutes Herz ließ es nicht zu, daß er seinem Bruder um seiner Unvorsichtigkeit gezürnt hätte, sondern er tröstete ihn vielmehr, und verwieß ihn auf die beiden Truhen voll Gold, von denen sie bequem und behaglich bis an ihren Tod leben könnten.

„Nein, nein,“ sagte Andolosia dagegen, „ich werde den Seckel nimmer verschmerzen können, und ich wollte, du gäbest mir das Hütlein, damit ich ihn wieder erlangen kann, was ich zuversichtlich hoffe.“

Dagegen sträubte sich aber Ampedo mit Leibeskräften, und sprach: „Man sagt, wer sein Gut verliert, der verliert auch den Verstand; das kann man an dir merken. Nachdem du uns um den Seckel gebracht, möchtest du uns auch des Hütleins ledig machen. Mit meinem Willen sollst du es nicht von hinnen führen.“

Andolosia schwieg, und meinte doch wohl noch zu dem Hütchen zu kommen. Und durch List gelang es ihm auch, seinen Bruder zu täuschen, und sich in den Besitz des Hütchens zu setzen. Sobald er es auf seinem Kopfe fühlte, wünschte er sich nach Genua, und befand sich im Nu dort. Hier fragte er nach den besten und köstlichsten Kleinodien, welche die Kaufleute in der Stadt irgend hatten, und ließ sich dieselben alle in die Herberge bringen. Als man ihm nun eine große Menge brachte, so feilschte er um sie, legte sie zusammen in eine Wagschale, als wollte er sehen, wie schwer sie in's Gewicht fielen, und verschwand dann mit Hülfe seines Wünschhütleins plötzlich vor den Augen der Kaufleute, die vergebens auf ihre Bezahlung warteten. Wie in Genua, so that er auch in Florenz und Venedig, und brachte auf diese Weise die kostbarsten Kleinodien der drei reichsten Städte von Italien in seine Gewalt. Hierauf versetzte er sich nach London, miethete in der Nähe der Kirche, welche Prinzessin Agrippina zu besuchen pflegte, einen Laden, verkleidete sich und setzte eine falsche Nase auf, und wartete als Kaufmann, bis Agrippina mit einem großen Gefolge in die Kirche ging. In diesem Augenblicke winkte er die Kammerfrau der Prinzessin herbei, gab ihr zwei schöne Ringe zum Geschenk, und brachte sie so weit, daß sie die Prinzessin veranlaßte, den fremden Kaufmann in den Palast kommen zu lassen, um wegen der Kleinodien

Digitized by Google

mit ihm zu handeln. — Dieß war grade, was Andolosia gewünscht hatte. Die Prinzessin kaufte eine Menge verschiedene Dinge ein, wurde mit Andolosia, den sie in seiner Verkleidung nicht erkannte, Handels einig, und holte den Seckel herbei, um das Gekaufte zu bezahlen. Sobald dies geschah, setzte Andolosia voller Freuden sein Wünschhütlein auf, umschlang die Prinzessin mit den Armen, und wünschte sich in eine öde Wüste, wo keine menschlichen Wohnungen wären. Sogleich flog er mit der Prinzessin durch die Luft und gelangte auf eine verlassene Insel. Unter einem Apfelbaume mit köstlichen Früchten setzte er die Prinzessin auf den Boden. Sie war vor Schrecken ohnmächtig geworden, kam aber bald wieder zu sich, schaute bestürzt umher, sah die Edelsteine, welche sie gekauft hatte, in ihrem Schooße, den Glücksseckel an ihrem Gürtel, um sich die Wildniß, und neben sich den fremden Kaufmann. Sie fing bitterlich an zu weinen und rief: „Wo bin ich und wie bin ich hieher gekommen?“ Indem sah sie über ihrem Haupte die schönen Aepfel und sagte: „Ach Gott, ich bin so schwach, daß mir die Sinne vergehen, ich will schier verschmachten, reiche mir einen jener Aepfel, damit ich wieder ein wenig zu mir selber und zu Kräften komme.“

Da legte Andolosia die Kleinodien, welche er noch bei sich hatte, in ihren Schooß, setzte das Wünschhütlein auf ihr Haupt, damit es ihm beim Erklettern des Baumes nicht im Wege wäre, klimmte am Stamm in die Höhe, und sah sich nach den besten Aepfeln für die Prinzessin um. Agrippina weinte indeß still vor sich hin, und suchte sich auf das zu besinnen, was mit ihr vorgegangen und wo sie wäre. Da hub sie an zu seufzen und sprach: „Ach, wollte Gott, daß ich daheim in meiner Kammer wäre!“ Und kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so flog sie wieder durch die Lüfte, und befand sich in einem Nu wohlbehalten daheim in ihrer Kammer. Der König und die Königin, welche von ihrer Entführung schon vernommen hatten, waren voller Freude, und kein Mensch konnte sich das Wunder erklären, denn Niemand wußte von dem Hütchen, das die Prinzessin später achtlos unter ihr Bette warf.

Andolosia indeß, als er auf einmal die Prinzessin davonfliegen sah, stürzte vor Schrecken mit einem lauten Schrei vom Baume herab, und hätte sich vor Verzweiflung über seine Dummheit und Unvorsichtigkeit beinahe das Leben genommen. Den ganzen Tag und die ganze Nacht irrte er, wie wahnsinnig, herum, und verwünschte sein Schicksal, das ihm nichts, als nur das nackte Leben gelassen hatte. Am andern Tage aber gelangte er wieder an einen Apfelbaum, der voller reifer Früchte hing, und sein Hunger war so groß, daß er den Baum schüttelte, und zwei von den Aepfeln aß, die herunter fielen. Nicht lange, so hatte er eine Empfindung am Kopfe, als ob etwas aus demselben hervorkäme; er fuhr mit den Händen hinauf und faßte zwei lange Bockshörner, die waren ihm aus dem Kopfe emporgeschossen. Da gerieth er in neue Angst und Verzweiflung, und schrie so laut, daß ein alter Einsiedler, der seit vielen Jahren schon in der Wüste ein erbauliches Leben führte, herbeikam, und ihn in seinem großen Jammer beruhigte.

„Sei unbesorgt,“ sagte er zu Andolosia, — „die Hörner sollen sogleich wieder verschwinden.“ Und mit diesen Worten führte er ihn zu einem Apfelbaume, der nahe bei seiner Hütte wuchs, brach zwei Früchte davon, und hieß sie seinen Gast essen. Andolosia that es, und sogleich verschwanden die Hörner wieder von seinem Haupte.

Sobald Andolosia dies merkte, erwachte in ihm ein neuer Plan, wieder zu dem Besitze der ihm geraubten Kleinodien zu gelangen. Er steckte von den beiden Aepfelbäumen Früchte in seine Tasche, ließ sich von dem Einsiedler aus der Wildniß geleiten, und begab sich sodann auf den Weg nach London, wo er auch nach einiger Zeit glücklich ankam. Hier verkleidete er sich von Neuem, setzte sich auf die offene Straße, und bot mit lauter Stimme seine Aepfel zum Verkaufe aus, indem er ihre Tugend rühmte und behauptete, sie verliehen Schönheit und scharfen Verstand. Die Prinzessin Agrippina kaufte zwei von den Aepfeln, verspeiste sie, und alsbald schossen ihr die Hörner aus dem Haupte. Nun war sie in großer Angst, denn sie wollte lieber sterben, als mit den Hörnern zum Gespötte der Menschen dienen. Alle Aerzte in ganz England wurden gerufen, um sie von dem unwillkommenen Schmucke zu befreien. Aber keinem Einzigen von ihnen Allen gelang es.

Darauf hatte Andolosia nur gewartet. Er legte eine neue Verkleidung an, suchte die Kammerfrau der Prinzessin auf, und gab sich für einen Doctor aus, welcher die Hörner der Prinzessin fortschaffen könnte. Er wurde sogleich zu ihr geführt, und erblickte durch einen Zufall das Wünschhütlein, welches noch immer unter dem Bette Agrippina's lag. Er zog es heimlich vor, verbarg es mit großer Freude in seinem Gewande und dachte: „wenn nun nur auch der Glücksseckel bei der Hand wäre.“ Um ihn zu erlangen, verzögerte er die Kur, und sagte endlich, sie könne nur gelingen, wenn ein Arzneimittel herbeigeschafft würde, das aber ausnehmend kostbar sei. Sogleich holte Agrippina ihren Glücksseckel, um das Geld, welches Andolosia verlangt hatte, auszuzahlen. Andolosia aber setzte schnell das Wünschhütlein auf, ergriff die Prinzessin, wünschte sich in einen wilden Wald, wo keine Menschen wären, und verschwand alsbald mit seiner Beute aus dem Schlosse.

Als Andolosia in dem finstern Walde angekommen war, warf er seine Verkleidung von sich, und Agrippina erkannte in ihm mit großem Schrecken den Jüngling, den sie so hinterlistig betrogen hatte. Sie meinte, Andolosia wolle sie tödten, und bat um Gnade; dieser aber nahm ihr vorerst nur den Glücksseckel weg, hielt ihr eine derbe Strafpredigt, und führte sie dann in ein Kloster, wo er sie der Aebtissin übergab, damit sie in stiller Einsamkeit ihre Sünde bereuen und abbüßen könnte. Außerdem ließ er ihr zur Strafe die Hörner auf dem Kopfe, und verabschiedete sich dann mit dem

Digitized by Google

Wunsche, daß die Einsamkeit in dem Kloster ihr die ewige Freude erwerben möge. Agrippina bat weinend um Gnade, und flehete Andolosia an, daß er sie doch nicht ewig in dem Kloster schmachten lassen möge. Ihre Worte und ihre Thränen rührten Andolosia, doch sagte er nur die Worte: „Was Gott will, das geschehe!“ und ging seine Straße. Agrippina aber blieb im Kloster zurück, und war in ihrer Kammer fast immer allein. Hier diente sie Gott, so gut sie konnte; aber ihre Seele war nicht immer bei ihrem Gebete, und oft dachte sie des Glückssöckleins, dessen Tugend Andolosia ihr ebenfalls offenbart hatte, und wünschte sich sehnlichst den Besitz dieser Herrlichkeiten zurück.

Nachdem Andolosia von Agrippina Abschied genommen hatte, war er ein gar fröhlicher Mann, setzte sein Hütlein auf, und wünschte sich von einem Lande zum andern, bis daß er nach Brügge in Flandern kam, wo es ihm so wohl gefiel, daß er beschloß, sich längere Zeit aufzuhalten, und sich nach dem vielen Kummer, den er ausgestanden, einmal wieder recht zu pflegen und wohl zu thun. Er kaufte vierzig schöne Pferde, nahm eine Menge guter Knechte an, kleidete alle in Eine Farbe, und fing wieder an zu stechen und ritterliche Uebungen zu treiben. Dann ritt er durch Deutschland, besah die schönen Städte des römischen Reichs, ritt dann nach Venedig, Florenz und Genua, und kaufte unterwegs Alles, was er von herrlichen Kleinoden bekommen konnte, mit baarem Gelde auf. Darauf ging er mit seinen Knechten und Pferden auf ein Schiff und fuhr mit Freuden heim zu seinem Bruder nach Famagusta. Dieser freute sich, als er sah, daß Andolosia so herrlich geritten kam, und empfing ihn aufs Freundlichste. Andolosia erzählte ihm, auf welche Weise er auch das Hütchen verloren und dann alle beide Schätze wieder gewonnen hatte, und bot endlich seinem Bruder dieselben zum Gebrauche an. „Nimm sie,“ sagte er, „und laß dir wohl damit sein, habe Freude nach der Lust deines Herzens, ich will es dir gern ohne Neid gönnen und will dir nimmer darein reden.“ — Ampedo aber sagte: „Nein, ich mag den Seckel nicht; denn wer ihn besitzt, muß immer in Angst und Besorgniß schweben, wie ich auch in des Vaters Büchern gelesen habe, der durch den Seckel mehr als einmal in Gefahr seines Lebens gekommen ist.“ Andolosia lachte über die Besorgniß seines Bruders, behielt den Schatz und fing ein fröhliches Leben an, wie er dessen nun schon gewohnt war. Er war guten Muthes mit Stechen, Rennen und Tanzen, und erwarb sich bei seinen Mitbürgern große Ehre und Lob, so daß sie ihn baten, er möge fortan bei ihnen bleiben und Famagusta nicht wieder verlassen. Selbst der König war ihm wohlgeneigt, ließ sich von ihm seine Abenteuer erzählen, die er in verschiedener Herren Länder erlebt hatte, und fragte ihn endlich, ob er auch in England gewesen sei? Andolosia bejahte es, und mußte nun von der schönen Engländischen Prinzessin erzählen, welche der König zur Gemahlin seines Sohnes auserwählt hatte.

„Nun,“ sagte er, „sie ist verschwunden, und kein Mensch weiß Kunde davon, wo sie zu finden ist.“

Andolosia, welcher es schon bereut hatte, daß die Prinzessin so hart von ihm bestraft worden war, versprach dem Könige ihren Aufenthalt ausfindig zu machen, und hielt Wort. Er holte die Prinzessin aus dem Kloster ab, gab ihr von den Aepfeln zu essen, nach deren Genuß die Hörner verschwanden, brachte sie in ihr väterliches Haus und veranstaltete dann, daß sie nachher die Gemahlin des Prinzen von Cypern ward.

Bei der Hochzeit ging es hoch her. Andolosia war bei allen ritterlichen Uebungen, und that allezeit das Beste, so daß ihm Frauen und Herren oftmals den Siegespreis zugestanden. Als aber zuletzt ein Ehrenpreis demjenigen zugetheilt werden sollte, welcher während des ganzen Festes die meiste Ehre erworben, da gab man ihn nicht dem Andolosia, sondern einem Grafen Theodor aus England, weil derselbe mit der jungen Königin aus ihrem Vaterlande gekommen war. Andolosia achtete wenig darauf, und gönnte dem fremden Herrn diese Ehre gern. Alles Volk aber sagte laut, Andolosia hätte mehr als der Engländer den Preis verdient. Diese Rede kam vor den Grafen Theodor und verdroß ihn, so daß er seinen Neid und Haß an Andolosia auszulassen gedachte. Darum vereinigte er sich mit einem Grafen von Limosi, welcher Andolosia um seinen Reichthum und um die Gunst bei Hofe beneidete. Dieser Graf hatte auf einer kleinen Insel, nicht fern von Famagusta, ein Raubschloß, und die beiden Verräther beschlossen, Andolosia aufzulauern, ihn gefangen zu nehmen und auf das feste Schloß zu bringen, wo sie ihn so lange martern wollten, bis er ihnen Geld genug gäbe, daß sie Zeit ihres Lebens in Herrlichkeit und Freude zubringen könnten. Dieser schändliche Plan wurde auch richtig ausgeführt, und Andolosia, nachdem er seiner Diener beraubt worden war, auf das Raubschloß geführt, wo er gebunden und in einen tiefen Kerker geworfen worden ward.

Während nun Andolosia sich in solchen Nöthen befand, forschte Ampedo mit Angst und Sorge um den Verschwundenen, konnte aber keine Spur von ihm entdecken, obgleich der König selbst seine Bemühungen unterstützte. Da bemächtigte sich seiner ein tiefer Gram, und weil er glaubte, daß nur der Glücksseckel an allem Unheil Schuld sei, empfand er große Besorgniß, daß man auch ihm selber wegen des Wünschhütleins nachstellen werde. Dieser Gedanke erweckte in ihm solchen Grimm, daß er das köstliche Hütlein nahm, es in Stücken zerhackte und in's Feuer warf. Bald nachher, als er immer und immer keine Nachricht von seinem Bruder vernahm, wurde er vor Gram todtkrank, und obgleich alle Aerzte zu Hülfe gerufen wurden, konnte ihn doch Keiner erretten, und er starb.

Während dies geschah, marterten der Graf Theodor und der Graf Limosi den gefangenen Andolosia so lange, bis sie ihm das Geheimniß von dem Glücksseckel auf der Folter entrissen. Nun wollte Graf Theodor ihn tödten lassen, der Andere aber meinte, er sei

Digitized by Google

so fest geschlossen, daß er ihnen keinen Schaden mehr zufügen könne, und somit ließen sie ihn am Leben. Im Uebrigen aber vereinigten sie sich dahin, daß Jeder von ihnen den Seckel ein halbes Jahr haben sollte, und daß, wer den Seckel eben hätte, dem Anderen aus demselben so viel Geld geben solle, als dieser bedürfte. Nun war der Graf Limoſi der Aeltere, und erhielt deßwegen den Seckel für das erste Halbjahr.

Obschon nun die beiden Grafen des Geldes die Fülle hatten, so durften sie es doch nicht merken lassen und kein gar zu köstliches Leben führen, um nicht in Verdacht zu kommen. Graf Theodor lag seinem Gesellen indeß allezeit in den Ohren: Andolosia wäre besser todt als lebendig, damit sie nicht noch um den Seckel kämen. In seinem Herzen hatte er aber noch ganz andere Gedanken, denn er beabsichtigte, so wie der Seckel in seine Hände käme, damit zu fliehen, und ihn für sich allein zu benutzen. Er setzte dem Grafen Limoſi so lange zu, bis dieser endlich seine Einwilligung gab, daß Andolosia getödtet würde, und begab sich sodann voll Freude auf das Raubschloß, und ermordete den wehrlosen Gefangenen schändlich mit seiner eigenen Hand. Nachdem er diese abscheuliche That begangen, kehrte er an den Hof des Königs von Cypern zurück, um hier den Seckel in Empfang zu nehmen. Denn das erste Halbjahr, während dessen Graf Limoſi den Seckel behalten sollte, lief eben ab. Graf Theodor freute sich der begangenen Schandthat, und meinte recht klug gehandelt zu haben, denn er ahnte nicht, daß die Kraft des Seckels an das Leben der Söhne Fortunats geknüpft wäre. Nachdem er bei Hofe angekommen war, eilte er sogleich zum Grafen Limoſi, erzählte diesem mit kurzen Worten, wie er sie von ihrem Widersacher für immer befreit habe, und verlangte den Seckel, denn das erste Halbjahr wäre abgelaufen. Der Graf Limoſi holte willig den Seckel, brachte ihn und sagte: „So oft ich den Seckel in die Hand nehme, dauert mich der arme Andolosia; du hättest ihn nicht erwürgen sollen, er wäre von selbst bald gestorben.“ — Theodor nahm ihm den Seckel aus der Hand und sagte: „Ei was, ein todter Mann macht keinen Krieg!“ und zugleich fuhr er mit der Hand in den Beutel und — zog sie leer wieder heraus.

„Was heißt das?“ schrie der Engländer und hielt dem Grafen von Limoſi den Seckel hin. Dieser nahm ihn, fuhr mit der Hand hinein und heraus, drehte ihn um, besah ihn von innen und außen — es war der alte Seckel, aber ohne die alte Kraft. Die beiden Bösewichter sahen einander an und sprachen lange kein Wort, bis der Graf Theodor herausfuhr: „O du falscher Bube, willst du mich so schändlich betrügen und mir einen anderen armen Seckel geben für den goldreichen Seckel? Denkst du, ich werde mich so leicht von dir hintergehen lassen? Schaffe sogleich den ächten Seckel herbei!“

Der Graf von Limoſi versicherte hoch und theuer, daß dieser und kein anderer der rechte Seckel wäre, den er Andolosia abgenommen hätte, und daß er nicht wüßte, wodurch er seine Kraft verloren habe. Der Graf Theodor glaubte ihm nicht, und es kam zum Kampfe, indem sie ihre Schwerter zogen und feindlich auf einander losgingen. Das Getöse zog die Diener herbei, und als sie eintraten, fanden sie, daß der Graf von Limoſi zum Tode verwundet sei. Alsbald nahmen sie den Grafen Theodor gefangen und brachten ihn in festen Gewahrsam. Beide Bösewichter wurden vor den König gebracht, und verwickelten sich hier so in ihren Aussagen, daß sie endlich die ganze Wahrheit gestehen und die Ermordung Andolosia's bekennen mußten. Da ward der König um Andolosia von Herzen betrübt, und entbrannte gegen die Grafen, die ihn getödtet, mit seinem ganzen Zorn. Er befahl, daß die beiden Bösewichter sofort mit zerbrochenen Gebeinen auf's Rad geflochten würden, um so ihre Schandthat zu büßen. Dies Urtheil wurde vollzogen, und während dies geschah, wurde auf Befehl des Königs Andolosia's Leichnam aus dem Raubschlosse geholt, mit festlichem Trauergepränge nach Famagusta gebracht, und im Beisein der ganzen königlichen Familie in einer schönen Kirche beigesetzt, welche Fortunat hatte erbauen lassen. Hier lagen nun Fortunat und seine beiden Söhne bei einander in Einer Gruft. Der König und die Königin, Agrippina und ihr fürstlicher Gemahl betrauerten den armen Andolosia, und da Ampedo und Er keine Erben hatten, so nahm der König den von ihnen hinterlassenen Palast und alle Güter in Besitz. Da fand er in dem Palast noch große Reichthümer an Baarschaft und Kleinodien und kostbarem Hausgeräth, und der junge König wohnte mit seiner schönen Gemahlin in demselben Palaste bis zum Tode seines Vaters.

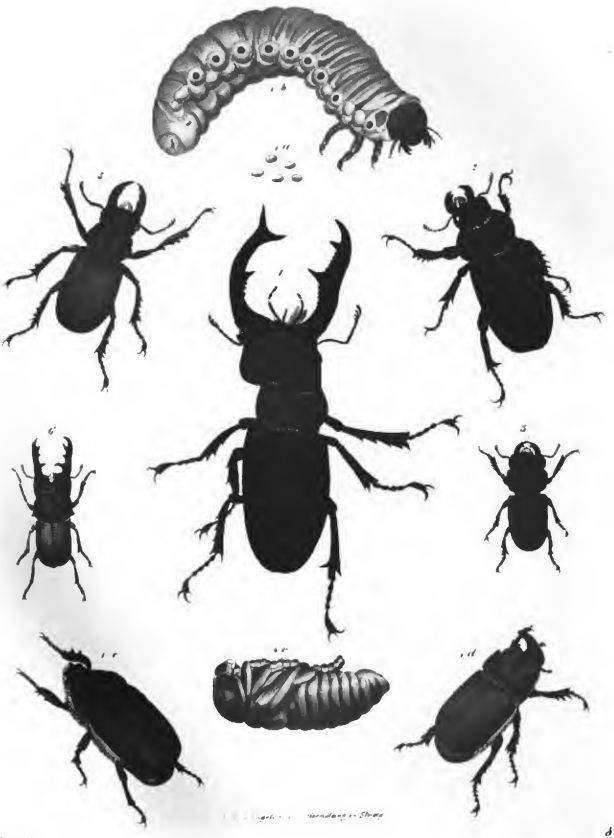
Und hiemit endigt die traurige Geschichte von Fortunats Söhnen, denen wohl ein besseres Schicksal beschieden gewesen wäre, wenn Andolosia zu rechter Zeit zu schweigen verstanden hätte. Schwer mußte er es büßen, daß er die letzten Ermahnungen seines weisen Vaters nicht befolgt, die dieser ihm doch so dringend auf seinem Todbette an's Herz gelegt hatte.

Die jungen Naturforscher.

(Aus a.)

Der Glaube, daß das Ausland größere Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten darbiete, als unser Vaterland, ist bei mir und meinen jungen Freunden, welche seit einigen Jahren eifrige Sammler der Naturschätze unserer Umgegend geworden sind, jetzt, nachdem wir den Reichthum der Heimath kennen gelernt haben, ziemlich verschwunden, und obgleich die ausgewählte Sammlung eines, kürzlich aus Surinam zurückgekehrten Naturforschers unsere Augen anfänglich bestach, die Größe und der schillernde Metallglanz der vor uns ausgebreiteten riesenhaften Schmetterlinge, die

Digitized by Google



Digitized by Google

sonderbaren Gestalten der Käfer unsere Begierde erweckte und den Wunsch in uns rege machte, gleiche Schätze zu besitzen, oder selbst einmal die Waldungen Surinams nach Käfern, die ausgedehnten Savannen nach leichtbeschwingten Seglern durchstreifen zu können, fanden wir doch, als wir nach Hause zurückkehrten und unsre selbst angelegten Sammlungen mit dem Gesehenen verglichen, daß, was Zeichnung, regelmäßige Mischung der Farben und sonderbare Gestaltung betrifft, die Klasse der Insekten in Deutschland eben so reich ausgestattet ist, als die des Tropenlandes, und dortige Sammler einzelne Repräsentanten gewiß eben so theuer bezahlen würden, als wir ihre, gleich Brillanten glänzenden Käfer und im Golde funkelnden Schmetterlinge.

Bis auf einzelne Ausländer, die zur Vergleichung und Vervollständigung der Gattungen aufgestellt wurden, sind die Sammlungen meiner jungen Freunde das Ergebniß ihres eigenen Sammlerfleißes, und für sie um desto wichtiger und belehrender, als sie beim Sammeln der einzelnen Gegenstände zugleich mit der Natur, der Lebensart und dem Haushalte der verschiedenen Thiere bekannt, und dadurch nicht nur Sammler, sondern Naturforscher im wahren Sinne des Worts wurden. — Manch' heitere Abendstunde haben wir Alten lauschend zugebracht, wenn die Kinder vor ihren Schmetterlings- und Käferkästen saßen, ihre selbstgesammelten Reichthümer wissenschaftlich ordneten, und sich ihre Bemerkungen darüber gegenseitig mittheilten. — Man glaubt es nicht, wie belehrend und unterhaltend diese Gespräche selbst für uns Aelteren waren, wie sehr wir erst dadurch auf den Reichthum der uns umgebenden Natur aufmerksam gemacht wurden, und wie die unbefangenen, ungekünstelt ausgesprochenen Beobachtungen der Kinder, uns mehr fesselten, als die blühendsten Schilderungen entfernt liegender Länder. — Vor unsern Augen eröffnete sich eine neue, wenn auch gekannte, doch fast gar nicht beachtete Welt, die nicht durch Landesgränzen eingeschlossen wurde, sondern sich mit tausend Verschiedenheiten, über den ganzen Erdball verbreitete. Der Umkreis einer Stunde, denn weiter erstreckten sich die Ausflüge der Kinder selten, bot eine Unendlichkeit neuer Gegenstände; überall war Leben, überall traten Wunder hervor, und die Art und Weise, wie die Kleinen die sie umgebende Schöpfung auffaßten, war uns die sicherste Bürgschaft für den Reichthum ihres Gemüthes, der nie verloren gehen kann.

Jeder Käfer, jeder Schmetterling, jede Fliege und Spinne gab Stoff zu langen Unterhaltungen, und die langen, sonst so traurigen Abendstunden des Winters, in welchen die Ergebnisse der sommerlichen und herbstlichen Exkursionen geordnet, bestimmt und von jedem der Kinder in ein besonderes Buch eingetragen wurden, vergingen eben so schnell, als die heiteren Freistunden der schöneren Jahreszeit, in welchen Garten, Wiese und Feld, die nahen Weinbergsgassen und der bewaldete Berg, so wie der am Fuße desselben ausgebreitete See, den Kindern reiche Ausbeute bot. — Die Liebe zur Natur war in den Kindern durch einen der Lehrer geweckt worden, der einzig seine Erholung im Freien, im Studium der Natur und ihren Wundern fand. Die Vakanztage, an welchen die Kinder mit dem Lehrer spazieren gehen durften, waren für sie stets Festtage; die Sammlungen belehrender Naturgegenstände, die er sich angelegt und den Kindern erklärend zeigte, waren für sie Gegenstände des Nacheiferns geworden, spielend bildete er sie zu Sammlern, und aus den Sammlern wurden, nachdem der Beobachtungsgeist einmal geweckt worden war, gar bald auch Forscher; wie hätten auch jugendliche Gemüther nicht von selbst zu Vergleichungen und Untersuchungen hingezogen werden sollen, wo ein Reichthum sich vor ihnen ausbreitete, den sie nicht hätten bewältigen können, wenn nicht die Natur selbst sie zu Vergleichungen aufgefordert hätte, denn nicht die Schule bildet Forscher, sondern die Natur selbst in ihrem Reichthum, der, um ganz aufgefaßt werden zu können, erleichternde Systeme als Anhaltspunkte verlangt.

Die verbreitetste Klasse des Thierreichs, die Insekten, waren der Hauptgegenstand, welchen die jugendlichen Forscher mit ihrem Lehrer verfolgten, und unerschöpflich war dieser an Werkzeugen und Hülfsmitteln, die Thiere in ihren eigenthümlichen Wohnungen aufzusuchen und zu überraschen. Kaum hatten die Sammler die Stadt im Rücken, als die Netzsäcke oder Fangbeutel an den Stöcken befestigt wurden, und jeder bemühte sich nun, während des Gehens, durch Hin- und Herschwenken des Netzes, so viele Käfer und andere Insekten zu fangen, als er nur konnte. Nichts entging den scharfen Augen der Forscher, und sie erhielten auf diese Art eine Menge merkwürdiger Thiere, die sie auf andere Weise nie erlangt haben würden, die theils unter den Blättern der Pflanzen oder in den Zweigen saßen, theils in den Kelchen der Blumen sich verborgen hatten. Viele derselben waren so klein, daß man sie im Fangbeutel nur an der hurtigen Bewegung erkannte; andere trugen die Farbe der Rinde, so daß man sie nicht auf derselben bemerkt haben würde, und wiederum andere hatten die Eigenschaft, herabzufallen, sobald man sie ergreifen wollte, und ohne das Fangnetz wären sie sicher der bloßen Hand entgangen. — Trafen die jungen Wanderer auf einen einzeln stehenden Busch, dann spannte der Lehrer schnell seinen Regenschirm auf, und schüttelte und klopfte so lange an allen Zweigen, bis es in dem untergehaltenen Schirm von Thieren aller Art wimmelte, wie in der Arche Noah's. Von Allen, von Raupen, Schmetterlingen, Spinnen, Käfern, Fliegen, Wanzen, Wespen, Libellen, kurz von Jedem wußte der Lehrer Interessantes zu erzählen und jedes dieser Thiere auf besondere Weise aufzubewahren und anzuspießen. Schmetterlinge, Fliegen, Wespen, Wanzen wurden durch den Hals gestochen, nachdem sie durch Zusammenpressen der Brust oder durch Schwefeläther getödtet worden, und dann in eine flache Schachtel eingereiht, die man bequem in der Tasche tragen konnte, und in welcher sich Nadeln von jeglicher Stärke befanden, die eigends zu diesem Gebrauch gefertigt waren. Die Spinnen kamen in Gläser mit Weingeist, ebenso die größeren Käfer.

Digitized by Google

Zur Aufnahme der Raupen dienten die blechernen Botanisirkapseln der Kinder, die zugleich die Futterpflanzen der Raupen fassen konnten, oder auch Schachteln mit trockenem Sande, in welche gleichfalls Larven und Puppen, die in der Erde leben, gethan wurden.

Oft habe ich diesen Exkursionen des Lehrers und der Kinder beigewohnt, und wünschte, daß die Vakanztage aller Schulen auf so wissenschaftlich belehrende Weise benützt würden; man würde auf keinen Fall mehr über zu geringe Aufmerksamkeit der Jugend zu klagen haben. Da war kein Ort und kein Gegenstand, der nicht untersucht worden wäre und nicht auch Beute gegeben hätte. Waren Blätter und Zweige der Bäume und größern Gebüsche abgeleert, so ging es an den Stamm oder die Wurzel; hier saßen auf den, von der Sonne beschienenen Stellen Fliegen mit herrlichen Farben, auf die der Lehrer mit geschickter Hand schnell ein Flornetz zu legen wußte, das in einen Rahmen von starkem Leder gespannt war, um sich leicht an die Rinde überall anzuschmiegen. Auf der Schattenseite befanden sich Raupen und andere Thiere, und aufgefordert, den Baum näher zu untersuchen, entdeckten die Kinder bald in allen Spalten und Ritzen lebende Wesen. Selbst in dem Moose am Fuße der Bäume, das sorgfältig abgelöst und auf einen Bogen Papier ausgebreitet wurde, oder in der lockern Erde an den Wurzeln zeigte sich mancher Käfer und manches sonderbar gestaltete Thier, von dessen Dasein und Bestimmung wir nie eine Ahnung gehabt. Fanden die Kinder einen abgestorbenen Baum, hatte sich an einem andern die Rinde losgeblättert, oder war der Saft herausgeflossen, so ging die Lust und Freude erst recht an. Das faule Holz diente schönen rothen Käfern mit glänzendem Kopfe und Halsschilde zum Aufenthalte, die von ansehnlicher Größe waren, und unter der Rinde wogte eine ganze Welt der merkwürdigsten Geschöpfe: starke Käfer mit langen gebogenen Hörnern, dicken hervorgequollenen Augen und scharfen Zangen am Munde; Ungethüme von Larven von abenteuerlicher Bildung; ganze Schaaren kleiner schwarzer und bunter Thiere, die große weite Sprünge machten, und dann friedliche Familien anderer, welche zwei rothe Bänder über den Rücken trugen, und so regelmäßige Reihen von hervorstehenden Spitzen und eingegrabenen Punkten zeigten, daß kein Künstler sie regelmäßiger hätte entwerfen können. An einer andern Stelle wurden Käfer entdeckt mit einer äußerst harten Bekleidung, aber so platt und zusammengepreßt, daß es unbegreiflich schien, wie die Lebenswerkzeuge des Thieres Raum in dem kleinen Körper finden konnten, und eine unzählige Menge anderer Wesen, Würmer, Asseln, Tausendfüße oder kleine walzenförmige Käfer, deren Larven so wunderbar regelmäßige Gänge in die Rinde der Bäume einfressen. — Aber der Lehrer hatte auch Augen wie ein Falke und eine Sicherheit im Auffinden, die fast einem Instinkte ähnlich war. Hatte sich irgendwo ein Schwamm gebildet, oder war ein Aeschen trocken geworden, so wurde es von ihm entdeckt und den Kindern gezeigt, und er wußte zugleich im voraus zu sagen, welche Arten Thiere sie daselbst finden würden. Am interessantesten schienen den Kindern die Pilze mit ihrer großen Menge von Bewohnern, die nicht blos an und in allen Theilen derselben, sondern sogar unten in der Erde an den Wurzeln leben und mit den herrlichsten Farben prangen. Fortwährend durch Neues angeregt und gefesselt, folgten die Kinder begierig und unermüdlich ihrem Lehrer, und immer zeigte er ihnen neue Wunder und Geheimnisse, und nichts war ihm zu gering und unbedeutend, um nicht als Lehrgegenstand dienen zu können. Ein todter Maulwurf war von mehreren großen schwarzen und gelbgefleckten Käfern umgeben, die sich eifrig bemühten, die Erde unter dem Leichnam auszugraben, und so allmählig eine Höhle für ihn zu bilden. Nach einigen Stunden, bemerkte der Lehrer, werden sie ihn ganz verscharrt und ihre Eier daselbst abgesetzt haben, damit es den kleinen Larven nicht an Nahrung fehlt. — Doch nicht nur im Wald und auf den Bergen spürte die junge Schaar mit ihrem Lehrer den geheimen Aufenthaltsörtern der so wenig beachteten Thierklasse nach, auch die Ebene im Thal, der kleine See mit seinen buschumwachsenen Ufern, die mit Blumen und saftigem Gras bedeckte Wiese, die von einem Waldbache durchrieselt wurde, längs welchem sich Erlen und Weiden zogen, boten der Merkwürdigkeiten manche, auf die der an Erfahrungen reiche Lehrer aufmerksam machte, und überrascht wurde das junge Völkchen, das schon gesürchtet hatte, mit dem Austritt aus dem Walde den Insektenfang beendigen zu müssen, als auch der Bach herrliche Zeugnisse der Größe Gottes brachte, die ihnen bisher unbekannt geblieben waren, und ich, der ihnen bei ihrem Ausfluge gefolgt war, und ihre Freuden theilte, machte mir Vorwürfe, es so oft versäumt zu haben, Herz und Geist an diesen Werken der Schöpfung zu laben und zu stärken. — Auch hier war, wie im Walde, eine belebte Welt. Am Ufer des Baches bewegten sich die niedlichsten Thierchen und spielten und haschten einander im Sande und verbargen sich unter dem Grase oder einem welkenden Baumblatte. Auf der Oberfläche des Wassers, wo sich in den Krümmungen seiner Ufer kleine Buchten mit stillen, ruhigen Spiegeln bildeten, tanzten Hunderte von Käfern im Schatten der Erlen, und ihre Flügeldecken schillerten, wenn sie aus dem Schatten hervorfuhren, im Glanz der sinkenden Abendsonne gleich Diamanten. Bald hatte jeder der kleinen Sammler einige dieser munteren Thierchen im Fangnetz, die unruhig und ängstlich einen Ausweg suchten, und als der Lehrer das Wasser durch Aufrühren des Schlammes trübte, kamen noch eine Menge anders gestalteter Käfer zum Vorschein, die sonst immer in der feuchten Tiefe leben. Bald stieg an einer breiteren Stelle der Lehrer zum Bach hinab und hob mehrere Steine aus dem Wasser, deren untere Seite dicht gedrängt voll lebender Wesen saß; sonderbare Larven mit vielfachen Hörnern, Scheeren und Schwänzen, deren Welt der Stein unter Wasser auf feuchtem Sande war; sie zappelten und sträubten sich, und wollten ihre Welt nicht verlassen, als die jungen Sammler sie in die

Digitized by Google

Weingeistgläser fassen wollten. Auch Käfer kamen aus der nassen dunklen Tiefe, in welcher sie sich unheimlich fühlten, als der sie schützende Stein durch die Hand des Forschers herausgenommen worden war. Als wir die Mündung des Baches erreichten, der seine Wässer dem See zuführte, mahnte die sinkende Sonne die Kinder zur Heimkehr, zuvor aber zeigte der Lehrer nach einem stillen Plätzchen im Wasser, das wie flüssiges Gold die Abendwolken zurück spiegelte; Millionen Mücken und Eintagsfliegen tanzten darüber hin, sich senkend und steigend. Der Grund des Wassers war mit dunklen Würmchen bedeckt, die unbeweglich lagen und kein Leben vermuthen ließen; wie aber das Glühen des scheidenden Sonnenlichts sie traf, so regten sie sich und zogen aufwärts im Wasser der Sonne zu. Immer durchscheinender wurde ihre Gestalt, immer leichter ihr irdischer Körper, und als sie die Oberfläche des Wassers erreichten, zerriß die dunkle Hülle, und Tausende leicht beschwingter Wesen eilten dem Lichte zu und mischten sich in die Schaar tanzender Genossen, um mit dem letzten Strahl der sinkenden Sonne und mit der einbrechenden Nacht das Ziel ihres Daseins, ihre Bestimmung erreicht zu haben.

Diese belehrenden Spaziergänge belebten die Wißbegierde der jugendlichen Sammler mehr, als tagelange Vorträge, sie lehrten ihnen die Güte und Weisheit des Schöpfers kennen, der aller Wesen Vater ist und keines seiner Geschöpfe vergißt. Von diesem Tage an war auch ich, wenn auch kein Forscher, doch ein Liebhaber, ein Freund der allbelebten Natur geworden, und schloß mich später noch manchmal den Ausflügen der Kinder an. — Ihnen hatten unsre jungen Forscher es auch zu verdanken, daß die Schätze des Auslandes, die fremde Sammler vor ihren Augen ausbreiteten, sie anfeuerten, die Reichthümer des Vaterlandes näher kennen zu lernen. Die Beschäftigung der prachtvollen Käfersammlung des surinamischen Reisenden, in welcher sich auch mehrere Hornkäfer befanden, führte sie von selbst auf die deutschen Repräsentanten dieser Gattung, zur Vergleichung wurden die selbstgeschaffenen Sammlungen hervorgeholt, die in denselben befindlichen Schröter, Horn- und Hirschkäfer, wie wir auf beiliegender Tafel sehen, zusammengestellt, und die Notiz, die jeder der jungen Forscher über die Exkursionen niedergeschrieben, hervorgesucht. — Es war ein genußreicher Abend für Alle, als die jungen Naturforscher abwechselnd ihre Vorlesungen begannen.

Auf einem unsrer Spaziergänge, zu welchem wir uns wie gewöhnlich, mit unserm vollständigen Apparat versehen hatten, beschlossen wir, das am Abhang des Berges sich hinziehende Eichenwäldchen nach Käfern zu durchforschen. Um so mehr hofften wir reiche Ausbeute hier zu finden, als ein starker Sturm, der wenige Tage früher gewüthet hatte, mehrere der alten Eichen umgestürzt haben sollte. Bald fanden wir den bezeichneten Ort, sahen den Baumriesen vor uns liegen, dessen Stamm zur Hälfte verfault, beim Fall in mehrere Stücken gebrochen war. Eine Unzahl kleiner Käfer und Würmer belebte das verfaulte, feuchte, mit einem gerbestoffhaltigen Kleber, der die Haut der Finger austrocknete und rauh machte, durchdrungene Holz, in welchem wir mit unsern Messern mit leichter Mühe herum wühlten, um immer neue Geschöpfe an's Tageslicht zu bringen, während andere mit ihren Schaufelstöcken die Erde an der Wurzel durchgruben, um wo möglich einen Hornkäfer zu Tage zu fördern. Unser Streben war nicht vergebens. Die Gräber fanden im Mulm der Eiche mehrere Dutzend Eier des Hirschschröters, die nicht über eine Linie lang, länglichrund und von gelber Farbe waren; mehrere sehr harte Ballen Erde von verschiedener Größe, auf welchen die kleinen Schaufeln bald abgesprungen wären, wurden unbeachtet bei Seite geworfen, später aber, da bei fernerem Ausgraben einer derselben zufällig gesprengt wurde und eine Puppe sich in demselben vorfand, sorgfältig wieder zusammengesucht und in den Blechkapseln aufbewahrt. Ein weiteres Nachgraben brachte mehrere Larven zu Tage, die Theils den Engerlingen der Maikäfer glichen, theils drei und vier Zoll lang und fast fingersdick waren. Noch betrachteten wir unsern Fund, als das Zetergeschrei eines unsrer Gefährten unsre Aufmerksamkeit auf sich zog; er hatte, um schneller zum Ziele zu kommen, eine Höhlung des Wurzelstocks von seinem fast ganz verfaulten Inhalt mit den Händen befreit, und dabei nicht einen Hirschkäfer, der Hirschkäfer aber ihn gefangen, ihn tüchtig mit den Hörnern an den Fingern gepackt, und der Arme stand da, hülfeschreiend und die Hand schüttelnd, um sich von dem unwillkommenen Gesellen zu befreien. Nur mit Mühe konnten wir ihn von seinem Peiniger erlösen, und diesen einstweilen in einer Schachtel unterbringen. Von jetzt an vorsichtiger, setzten wir unsere Nachforschungen behutsamer fort, und noch vier schöne Exemplare verschiedener Größe wurden uns bei diesem Ausfluge zur Beute. Erfreut zogen wir heim, wo unsrer ein neuer Fund harrte. Der Gärtner des benachbarten Gartens hatte einen Haufen fauler Holzerde, die er für seine Blumentöpfe in einem Winkel aufgeworfen, denselben Nachmittag umgestochen, und dabei Insekteneier, Larven, Puppen und Käfer gefunden, die er, um uns eine Freude damit zu machen, sammt und sonders in einen Topf gesteckt und für uns aufgehoben hatte. — Den ganzen Abend und noch den folgenden Tag hatten wir zu thun, unsern Fang kunstgemäß für die Sammlung zuzurichten. Eine besondere Art des Hirschkäfers, die in Schlesien heimisch ist, schenkte uns unser guter Lehrer, und durch des Vaters Güte wurde unsere Sammlung mit einem Ausländer bereichert, den wir hier zur Vergleichung mit aufgesteckt haben. — Die Erdballen, die wir am Fuß der umgestürzten Eiche ausgegraben hatten, erwiesen sich als Puppen des Feuerschröters oder Hirschkäfers. Die Larve, die nach den Berichten der Naturforscher sechs Jahre nöthig haben soll, ehe sie sich verpuppt, sucht sich unter der Erde einen lehmigen Boden aus und verfertigt aus diesem, mit Hülfe ihrer Gebißgange und Füße, einen länglichrunden Ballen von der Größe einer Hand, der so hart geknetet wird, daß

Digitized by Google

er einem gebrannten Thonstück gleicht. In diesen Ballen, welcher inwendig ganz glatt ist, bleibt sie vier Wochen, schrumpft dann zusammen, sprengt endlich die Haut am Kopfe entzwei und streift sich nach hinten. In mehreren der von uns geöffneten Ballen, die, je nach dem sie männliche oder weibliche Puppen entwickelten, größer oder kleiner waren, fanden wir bei der männlichen Puppe den Kopf auf die Brust geschlagen, so daß die Geweihe fast bis zum Schwanz reichten; das Weibchen war stets um ein Drittel kleiner, was um so merkwürdiger ist, als bei allen andern Insekten gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet, und die Weibchen immer die Männchen an Größe übertreffen; in einigen andern Erdballen fanden wir bereits vollständig ausgebildete Käfer. Die Puppen waren von verschiedener Färbung; einige weiß, andere gelblich, und wiederum andere hochgelb; die ausgebildeten Käfer selbst hatten bereits ihre Farbe, die vollkommene Härte der frei herumfliegenden Käfer dagegen aber noch nicht erlangt. Nach erlangter Ausbildung bleiben sie oft noch viele Monate lang in ihrer sichern Behausung, und durchbrechen diese erst im Frühjahr, um an dem braunen Saft, der den alten Eichenstämmen entfließt, sich zu laben, den Honigsaft der Eichenblätter mit ihrem Pinsel abzulecken, und in der Abenddämmerung mit großem Geräusch herum zu fliegen.

Der Redner endigte hiermit seinen Vortrag, und ein anderer der jungen Docenten ergriff nun das Wort, um die vor uns aufgesteckten Exemplare uns wissenschaftlich und systematisch zu erläutern: Der **Hirschkäfer** oder **Feuerschröter**, begann er, lateinisch Lucanus, und der hier Fig. 1 vorliegende Lucanus cervus genannt, ist mit seinen harten Hörnern, die mit drei scharfen Zähnen versehen sind, drei Zoll lang; das Weibchen desselben, Fig. 2, welches nur ganz kleine Hörner und ein ganz anders geformtes Kopfschild hat, weßhalb man es früher auch für eine ganz besondere Gattung hielt, ist bedeutend kleiner und kaum halb so groß. Beide sind rothbraun von Farbe; Kopf und Brustschild des Männchens aber schwarz. Nach Okens Eintheilung gehört der Hirschkäfer zur Zunft der **Erdkäfer** und bildet in dieser die dritte Gattung der Sippe **Baumkäfer**. Der Kopf des Männchens ist viel breiter als der Hals, schildähnlich ausgeschweift und sehr stark und kräftig, um die verhältnißmäßig schweren Hörner tragen und regieren zu können. Eine eigene Art Lucanus ist der **viereckige Hirschkäfer**, L. parallelopipedus, Fig. 3, welcher ganz schwarz von Farbe, und nur drei Viertel Zoll lang ist. Er hat nur kurze, nicht verzweigte Kiefern oder Zangen, an denen zwei kleine Zähnchen sind, und das Männchen, unser Exemplar, hat auf der Stirn zwei kleine Höcker wie Nebenaugen. Er lebt, wie der vorige, ebenfalls auf Eichen und stimmt in Sitte und Lebensweise ganz mit diesem überein.

In Schlesien heimisch, und nur selten im südlichen Deutschland vorkommend, ist der **Damhirschkäfer** oder **Damschröter**, L. dorcas, Fig. 5, den wir hier nur zur Vergleichung mit aufgesteckt haben. Er ist noch nicht so groß als das Weibchen des gemeinen Hirschkäfers, über den ganzen Körper schwarz gefärbt, und nur seine Decken und Kiefern, welche letztere vier kleine Zähne haben, sind rothbraun von Farbe. — Der **kleine Hirschkäfer**, L. femoratus, Fig. 6, ist kein Landsmann, sondern in Brasilien und überhaupt in Südamerika zu Hause; er wird nur wenig über einen Zoll lang, ist hellbraun gefärbt und seine etwas über einen halben Zoll langen Hörner tragen an der innern Seite sechs ungleiche Zähne; sein Brustschild ist breiter als das Kopfschild, und dessen Seiten laufen nach unten zu in spitze Lappen aus. Nahrung und Lebensweise desselben sind mir unbekannt.

Gemeiner als der Hirschkäfer, fuhr nach kurzer Pause unser junger Freund fort, ist bei uns in Deutschland der **Nashornkäfer**, Oryctes nasicornis, den wir hier, Fig. 4, in allen seinen Verwandlungen haben. Er hält sich gewöhnlich in fauler Holzerde auf und wird auf Zimmerplätzen und in Gärten, wo man die Wege mit Sägespähne überschüttet, öfters in Menge gefunden; in der Lebensweise stimmt er sehr mit dem Hirschkäfer überein. Männchen und Weibchen sind ziemlich von gleicher Größe und von rothbrauner Farbe, nur ist letzteres breiter und der Unterleib ist stärker behaart. Das Männchen, Fig. 4 d, hat auf dem Brustschild einen mit drei Zähnen besetzten Buckel und auf dem Kopf ein rückwärts gekrümmtes Horn, welches beides dem Weibchen fehlt. Das Weibchen, Fig. 4 e, gräbt sich, nachdem es kurze Zeit mit dem Männchen gesellig gelebt hat, im Juli oder August in die Erde, legt dort ihre Eier, Fig. 4 a, zerstreut umher, und stirbt. Die kleinen weißlichen Eier entwickeln sich außerordentlich schnell; schon im August bemerkt man ganz kleine weiße Larven mit röthlichen Kiefern, die nicht größer als Punkte sind, und einem Kopfe, der größer als der ganze Leib ist; von jetzt an schreitet ihr Wachsthum aber nur langsam vorwärts, und er bedarf mehrere Jahre, man sagt sogar fünf, ehe die Larve b ihre vollständige Größe erreicht hat. Vor der Verpuppung verlassen die Larven die Holzerde, graben sich in eine lehmhaltige Erde ein und machen sich dort eine glatte ovale Höhle, in welcher sie vier Wochen lang gekrümmt liegen und dann erst zur Puppe c werden, aus welcher die Käfer nach zwei Monaten ausschlüpfen. Verpuppt sich die Larve im August, so erscheint der Käfer noch in demselben Jahre im Spätherbst; verpuppt sie sich später, so bleibt der Käfer den Winter über in seiner Puppenhöhle verborgen, erscheint erst im nächsten Jahre und schwärmt im Juni langsam und schnurrend des Abends herum. — Fünf Jahre braucht dieses Thierchen zu seiner Ausbildung, um ein Käferdasein von kaum zwei Monaten zu erlangen; Ende Juli schon sterben die Männchen, die man im August öfters in Menge todt im Grase findet, und die Weibchen, welche bald nachdem sie Eier gelegt, von Milben bedeckt werden, dienen den Larven jener zur Nahrung, und deren kaum sichtbaren Eiern zum Aufenthalt. — Hierauf schloß der Redner seinen Vor-

Digitized by Google

trag, und Zuhörer und Docenten trennten sich mit dem Versprechen, bald wiederum auf gleiche Weise sich zu versammeln.

B. Zinzendorff.

Kurze Darstellung der wichtigsten Kulturpflanzen, welche zur Nahrung und Bequemlichkeit, zum Luxus und Handel der Völker dienen.

(Nach Meyen).

Der Jahrgang 1842 des Buches der Welt enthält einen Aufsatz über die Hauptnahrungsmittel des Menschen im Allgemeinen, und insbesondere in geographischer Rücksicht. Darin werden nun auch namentlich die bei uns kultivirten hauptsächlichsten Cerealien angeführt. In diesem Aufsatze sollen aber nicht blos die zur Nahrung des Menschen dienenden Kulturpflanzen, sondern auch die wichtigsten von ihnen abgehandelt werden, welche noch zur Bequemlichkeit, zum Luxus und Handel der Völker dienen, und häufig die Basis des Wohlstandes der letztern ausmachen. Die gewöhnlichsten Cerealien als hinlänglich bekannt übergehend, gehören zu den Nahrungsmitteln liefernden Kulturpflanzen noch: der Reis (Oryza sativa L.), der Mays (Zea Mays L.), die Mohrenhirse (Sorghum vulgare Wild.), die Quinoa (Chenopodium Quinoa W.), der Buchweizen (Polygonum Fagopyrum), die Kartoffel (Solanum tuberosum), die Aronswurzel (A. macorrhizon), die Manioca-Pflanze, die Batate oder Camote (Convolvulus Batatas L. und Ipomoea tuberosa L.), die Igname oder Yams-Wurzel (Dioscorea alata L.), der Brodbaum (Artocarpus incisa F.), der Pisang, der Oelbaum (Olea europaea L.), die Coccospalme (Cocos nucifera L), die Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.), die chilenische Palme (Molinaea micrococos Bert.), die Mauritius-Palme (Mauritia flexuosa L.), die Sagu-Palme, die guineische Oelpalme (Elais guineensis L.), die Weinpalme, die Wassernuß, die Kastanie (Castanea vesca Gaertn.), die brasilianischen Kastanien oder Juvias.

Der Reis. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Reis eines jener Cerealien ist, welches der größten Menschenzahl zur Nahrung dient, und eben so wahrscheinlich ist es, daß er vor Einwanderung der Europäer in Amerika ein Gegenstand des Ackerbaus war. Eine bedeutende Reiscultur findet im östlichen und südlichen Asien Statt, wo Reis das allgemeinste Nahrungsmittel bildet, dann aber auch im nördlichen Afrika, in Aegypten, Nubien, Persien, Arabien, in Kleinasien, in Griechenland, Italien und im Süden Portugals, Spaniens und Frankreichs. Durch die Europäer kam der Reisbau in Amerika in Aufnahme, und man obliegt ihm nun sowohl in der tropischen als supropischen Zone, ja noch weiter hinauf, und in Nordamerika ist seine Kultur so beträchtlich, daß er daselbst das allgemeine Nahrungsmittel wurde. Nicht minder bedeutend ist auch der Reisbau in Brasilien geworden, wo nach Reiseberichten eine einzige Provinz an 5—600,000 Alqueires produciren soll. Eine Hauptnahrung bildet der Reis in China und Indien, mißräth dort seine Ernte in Folge von Mißwachs oder wegen Insektenfraß, so erfolgt fast immer Hungersnoth und Tod. Da wo seine Kultur bedeutend stattfindet, also in den Tropenländern, gibt es auch verschiedene Varietäten, deren Gedeihen von der Beschaffenheit des Erdreichs abhängen soll. Hieher gehört z. B. der Bergreis oder Ladang, dann der Sumpfreis oder Sacouhe. Erstern säet man auf hohen Boden oder neu kultivirtes durch Abbrennung von Waldungen urbar gemachtes Land, letzteren aber in den gereinigten Schlamm natürlicher Sümpfe oder in eigene dieß mehrere Fuß getiefte Bassins, welche gehörig gewässert werden können. Die Ernte des Bergreises erfolgt etwa nach fünf Monaten, jene des Sumpfreises aber nach 3—4 Monaten. Seine Trennung von den Aehren ist, je nach den Gegenden, verschieden, auf Sumatra wird er mit den Füßen ausgetreten, indem man sich dabei an einer Bambusstange festhält. Das Erträgniß des Bergreises ist minder bedeutend als jenes des Sumpfreises, ersterer liefert 60—80fachen, letzterer 100—150fachen Ertrag. Die Benützung des Reises zu Speisen ist in jenen Ländern, wo seine Pflanzung im Großen betrieben wird, sehr mannigfaltig; abgekocht in reinem Wasser ist er für die Bewohner des östlichen Asiens Stellvertreter des Brodes. Sein Mehl dient zu den verschiedensten Zubereitungen, und seine Benützung zur Fabrikation starker gegohrner Getränke ist allbekannt. Die Chinesen brennen aus ihm den Samdschu, eine Art Wein, der, einem starken Arac gleichkommend, von ihnen trotz seiner furchtbar erhitzenden Wirkung, immer kochend heiß getrunken wird.

Der Mays. Sein Vaterland ist allein die neue Welt, wo er schon vor Ankunft der Europäer das hauptsächlichste Getreide war, und es auch in den Tropengegenden derselben geblieben ist. Seinem Gedeihen ist heiße und feuchte tropische Klima am zusagendsten, wesselbst er aber auch wohlfällig einträgt. Sind die Gegenden weniger fruchtbar, so liefert er 3—400faches Korn, und ein blos hundertfacher Ertrag gilt dann für eine schlechte Ernte. Weniger erträglich fällt er in der gemäßigten Zone aus, und noch geringer ist sein Erträgniß in kältern Gegenden, wo unsere Getreidearten an seine Stelle treten. Die Kultur des Mays fand ihren Weg schnell nach dem alten Continent, und verbreitete sich nach Indien, China, Japan, ohne daß man anzugeben vermöchte, wie dies geschah. Nach einer alten, in morgenländischer Sprache abgefaßten Schrift, die man in einer Copie besitzt, soll Japan den Mays schon vor 1700 Jahren besessen haben. Es ist aber sehr wahrscheinlich, wie er dahin gelangt sein soll, nämlich durch Hintreibung durchs Meer an die japanesische Küste, sehr unwahrscheinlich, und die Annahme, daß ihn die Portugiesen dahin gebracht haben, hat bei Weitem mehr für sich. Heutzutage findet der Anbau des Mays in allen Ländern der tropischen und der temperirten Zone Statt, wo europäische Kultur herrscht, ohne jedoch den Anbau anderer schon früher kultivirten Getreidearten zu überflügeln. Obwohl der Mays im heißesten Klima am besten gedeiht, so steigt er doch bis auf die höchsten Gebirge Amerika's, und man hat ihn auf einer Höhe von 8600 bis zu 12,000 Fuß gefunden. Analog unsern Getreidearten, zeigt auch der Mays mehrere Varietäten, bald durch Größe der Körner, bald durch Reifschnelle ausgezeichnet, jedoch wesentlich nöthig des Erdreichnisses, den Reis ausgenommen, keine Getreideart so sehr, wie gerade er. Sehr verschieden ist die Verbrauchsweise desselben bei den verschiedenen amerikanischen Völkern. Mancherlei Arten von Brod bereiteten schon die Peruaner und Mexikaner daraus, anderwärts in verschiedenen amerikanischen Ländern, dient er auch zu unterschiedlichen Zubereitungen, in Kuchen wird er ganz einfach blos mit Salz abgesotten, und der ganze Kolben von grauperähnlichem Geschmacke, zu Tische gebracht. Sein höchst bedeutender Verbrauch in Amerika's Tropenländern ist daraus zu ersehen, daß in Mexiko allein beim Beginne dieses Jahrhunderts an 1,600,000,000 Pfund konsumirt wurden, obwohl die Gesammtbevölkerung nicht mehr als etwa 5,000,000 Menschen betrug. Es wird dieß um so einleuchtender, wenn man bedenkt, daß dieses Getreide in grasarmen Gegenden als Mastthierfutter benutzt wird. Auf ähnliche Weise wie in China, wenn der Reis nicht gedeiht, tritt auch hier bei einer Mißernte gar leicht die größte Noth ein. Auch geistige Getränke werden aus dem Mays bereitet. So das Chicha der Peruaner, welches bald dem Weißbier, bald dem Cider ähnlich schmeckt, mit zunehmendem Alter sehr geistreich wird, und besonders auf dem Abhang der

Digitized by Google

Cordilleren sehr häufig ist. Da die Stengel des Mays äußerst vielen Zuckergehalt haben, so benützt man sie theils zur Bereitung eines syrupartigen Saftes von Honigkonsistenz, theils aber wird namentlich in Mexico das Pulque de Mahio daraus gewonnen, ein sehr wohlschmeckender Branntwein. Mehrere Varietäten des Mays, durch Höhe und Schönheit der Blätter ausgezeichnet, werden bei uns als Zierpflanzen gezogen. Südamerika enthält eine Menge solcher Varietäten, und das nördliche Chili liefert Maispflanzen, welche eine Höhe von 15 Fuß erreichen.

Die Quinoa. Sie kömmt zwar nur sehr beschränkt vor, ist aber für jene Gegenden, wo sie angebaut wird, ebenso wie Kartoffel ein unschätzbares Geschenk der Natur. Auf den Hochebenen des südlichen Peru, über die Höhen hinaus, wo Roggen und Gerste noch reifen, pflanzt man die Quinoa im Großen an, und unabsehbare Felder davon bedecken das Plateau von Cheuquito auf einer Höhe von 13,000 Fuß. Die Pflanze wird nur 3—4 Fuß hoch, trägt aber eine überaus große Menge von Körnern, die sehr mehl- und ölartig zugleich sind, und den Bewohnern der Hochebene des südlichen Peru neben der Kartoffel die gewöhnliche Nahrung liefern. Auch ihre Blätter, welche wie bei uns der Spinat genossen werden, liefern ein gutes Nahrungsmittel. Dann auch werden die Samen der Quinoa zwischen Steinen zerquetscht, als Suppe oder Brei gekocht, oder zu dem Mehl gerostet und bilden dann die Schokolade der Hochebene, oder man bereitet ein geistiges Getränk daraus, das unter dem Namen Chicha de Quinoa bekannt ist. Einige Abarten von der Quinoa sind nicht selten, und werden sowohl im südlichen Chili als in Peru kultiviert.

Der Buchweizen. Das Vaterland des Buchweizens scheint das nordwestliche China zu sein. Auf den mehr oder weniger hochgelegenen Plateaus des südlichen Asiens, werden von ihm verschiedene Arten gebaut, welche den dortigen Bewohnern die gewöhnlichste Nahrung liefern. In vielen Gegenden des nördlichen Europa's wird er mit großem Nutzen gebaut, indem er auch in ganz schlechtem Erdreich gedeiht. In uns kam er aus dem Innern von Asien, und war in Europa nicht vor Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bekannt. Eine andere Art des Buchweizens gedeiht in sandigem Erdreich, und kömmt im Süden Sibiriens jenseits des Baikalsees und am Jenisei wild vor. Sein Same wird dort, wie jener des Reises in Amerika, eingeerntet.

Die Kartoffel. Ueber sie hier Vieles zu sagen, scheint überflüssig, da es allgemein bekannt ist, wie sehr ihre Kultur als Nahrungspflanze in alle Verhältnisse eingreift, und durch die verschiedenartigsten Verwendungen, deren sie fähig ist, eine Quelle des Unterhaltes für Millionen wurde. Außerordentlich ist übrigens ihre Verbreitung, in ganz Europa, von Hammenfest in Lappland an, unter 71° N. Br., auf Island und den Farören wird die Kartoffel gepflanzt, und auf den niedern Plateaux von Indien, in China, Japan, auf den Südseeinseln und in Neuholland, wie auf Neu-Seeland ist ihre Cultur einheimisch. Daß die Kartoffel in Sachsen erst seit 1717 eigentlich kultiviert wird, in Schottland erst seit 1728, in Preußen seit 1738, und daß bei uns Gewalt von Seite der Regierungen angewendet werden mußte, um ihre Pflanzung im Großen durchzusetzen, ist bekannt. Wild wächst die Kartoffel in Chili und Peru, und es ist gewiß, daß ihr regelmäßiger Bau in Mexico erst durch die Europäer eingeleitet wurde. Europa aber erhielt die Kartoffel direct aus Amerika, wohl aber nicht zuerst durch Franz Drake, denn die 1584 nach Virginien gekommenen Kolonisten fanden sie daselbst und durch Schiffe, die 1586 aus der Bay von Albemarie zurückkehrten, kamen die ersten Kartoffeln nach Irland, somit wird die Geschichte von besagtem Franz Drake ziemlich fabelhaft, und es ist der Name des Mannes, welcher die größte aller Wohlthaten nach Europa brachte, verloren gegangen.

Die Aronswurzel. In den heißesten Tropenländern werden die Wurzeln verschiedener Arum-Arten höchst sorgfältig kultiviert, und geben dort das hauptsächlichste Nahrungsmittel ab. Sie erfordern einen sehr bedeutenden Grad von Wärme an ihrem Geburtsort, und enthalten ein scharfes ätzendes Princip, welches jedoch nur ganz locker der Substanz anhängt, und durch die weitere Behandlung der Wurzelknollen, durch's Trocknen, Kochen und Backen sich vollkommen verliert, so, daß die Wurzel alsdann durchaus kein allen nachtheiligen Eigenschaften frei wird. Die Arumarten werden auf den Sandwichinseln besonders häufig kultiviert, man nennt sie dort Taro, und die damit behauten Terrains Tarofelder. Letztere sind viereckig angelegt, einige Schuhe tief ausgegraben und zur Bewässerung durch fließendes Wasser eingerichtet. Diese Taroyflanze liefert eine Knolle, welche die Größe eines Kinderkopfes erreicht, und zubereitet der süßen Kartoffel ähnlich ist, sie jedoch an Geschmack und Nahrhaftigkeit übertrifft. Die Taro wird auf mannigfaltige Weise als Nahrungsmittel zubereitet, abgekocht oder gebraten wird sie mit Salz als Brod genossen, oder sie wird in Scheiben geschnitten und mit Fett gebraten, häufiger noch wird sie blos abgekocht und zu einem Brei gequetscht, dem man Wasser zusetzt und ihn einige Zeit gähren läßt. Dieser Brei, Poë genannt, ist ein Lieblingsgericht der Sandwichinsulaner. Die Blätter einiger Taroyflanze werden auch als Gemüse, wie Kohl, genossen, sind aber doch, da sie zu gehöriger schmackhafter Zubereitung viel Fett erfordern, so weniger in Gebrauch. Dagegen füllt man mit ihnen den Bauch eines zum Braten in der Erde bestimmten Schweins, und erhält so zum Fleisch noch ein recht schmackhaftes Gemüse.

Die Manioccawurzel. In Amerika's Tropenländern ist die Manioccawurzel oder Maniocpflanze eines der wichtigsten Nahrungsmittel, und es werden in Amerika zwei Arten davon gepflanzt, eine süße und eine bittere. Letztere hat eine durchaus unschädliche Wurzel, ersterer aber enthält ein schnell wirkendes Gift, was jedoch durch bloßes Ausdrücken der zerstoßenen Wurzel entfernt wird, welche nachher ein vollkommen unschädliches Mehl liefert. Letzteres dient zur Bereitung eines sehr nährenden und schmackhaften Brodes, „Cassava-Brod" genannt, wovon ein Pfund zur täglichen Nahrung eines Eingebornen hinreicht. Das unter dem Namen Tapiokamehl bekannte Handelsprodukt ist nichts anderes, als das aus der Manioewurzel gewonnene Stärkemehl, welches in Amerika auch statt des gewöhnlichen Mehles Anwendung findet. Eben daraus wird auch der bei uns bekannte Manihot-Sago bereitet. Das von geriebenem, gedörrtem und geräuchertem Manioc bereitete Mehl wird unzerstörbar, und ist daher in den Tropenländern und auf Reisen von großer Wichtigkeit. Bei großem Fleiß und Sorgfalt erfordert die Kultur der Maniocpflanze auch ein trockenes, erhabenes Erdreich; feuchte Niederungen erzeugen zwar sehr große Wurzeln, die indeß bald faulen, wenn der für die Ernte günstige Zeitpunkt überschen wird. Die Wurzelreife ist sehr verschieden je nach den Varietäten der Pflanze und der Wärmegrade. Eine in Brasilien vorkommende Spezies liefert schon in 6—8 Monaten eine große Wurzel, in Mexico sind hiezu meist 9 Monate erforderlich, und noch andere Arten verlangen zur vollständigen Reife und Ernte 15—18 Monate. Der giftige Saft der schon erwähnten bittern Maniocpflanze liefert, wenn er eingekocht wurde, eine schädliche, der eingedickten braunen Fleischbrühe ähnliche Substanz.

Die Batate oder Camote. Sie ist eine Pflanze der neuen Welt, und ihre Kultur war auf den Sandwichinseln lange vor Ankunft der Spanier und Engländer allgemein ausgebreitet. Die Batate erfordert große Wärme; man pflanzt sie in allen tropischen Gegenden, und da sie nur einjährig ist, so kann man sie auch außerhalb der Wendekreise überall da pflanzen, wo die Sonnenwärme jener unter den Tropen gleich ist. Selbst auf Neuseeland wird die Kultur der Batate betrieben. Ihre Wurzeln sind denen der Kartoffel sehr ähnlich, doch ist ihr Geschmack süßer, daher denn auch ihre Benennung: süße Kartoffel. Heißes und dabei trockenes Klima ist der Camote am zuträglichsten, ihre Wurzelknollen werden dann 2—3 Fäuste groß, sind mehrreich und bekommen ganz vorzüglichen Geschmack und über-

Digitized by Google

treffen die Kartoffeln. Dieser Wohlgeschmack erhöht sich, wenn sie in heißer Asche gebraten werden. In einem heißen und feuchten Klima gedeiht die Batate bei weitem nicht so gut, z. B. in Ostindien und im südlichen China, wo es gerade im Sommer regnet; die Wurzelknolle wird da, wenn man sie kocht, weichlich, kleisterartig, und hat einen unangenehmen süßlichen Geschmack. Es werden zwei Arten von Camoten kultivirt, deren eine gelbe, die andere aber weiße Knollen trägt, ihre Kultur ist ganz die der Kartoffel, die Knolle selbst ist gesucht als Nahrungsmittel der Völker nirgends von der Bedeutung, wie etwa bei uns Getreide und Kartoffel, oder wie in den Tropen Amerika's Manioc und Mais.

Die Igname oder Yamswurzel. Am allgemeinsten unter dem Namen Yams bekannt, wird diese Pflanze nicht nur in der ganzen tropischen Zone sowohl der alten Welt, als auch in der neuen, und auf den Südsee-Inseln, gebaut, und selbst noch tiefer gegen Süden hinunter. Diese Pflanze erlangt oft eine ungeheure Größe rücksichtlich ihrer Wurzelknolle. Auf Java, Manila, Sumatra, China, so wie überall in jenen heißen Gegenden wird diese nahrhafte Wurzel gebaut, und erreicht namentlich in einem heißen und feuchten Klima eine Größe von 30 — 40 Pfund, steht aber rücksichtlich des Wohlgeschmackes unter der Batate. In Cochinchina gibt es Yamswurzeln, welche 9½ Fuß im Umfange haben und an 474 Pfunde wiegen. Dieselben sind aber sehr faserig, und ihr Amylum wird zur Bereitung einer Art Sago verwendet. — Noch gibt es einige andere knollenartige Wurzeln, welche in verschiedenen Erdgegenden von den Menschen als Nahrungsmittel genossen werden, wir beschränken uns hier jedoch nur auf die bereits angeführten, als die vorzüglichsten, und lassen fortlaufend die wichtigsten Baumfrüchte folgen.

Der Brodbaum. Für die Bewohner der heißen Zone ist der Brodfruchtbaum eine der vorzüglichsten Nahrungspflanzen, welche ganz allein hinreicht, dem Menschen einen anhaltenden, eben so nahrhaften als angenehmen Lebensbedarf zu liefern. Obwohl das Vaterland des Brodfruchtbaumes sehr ausgebreitet ist, so gehört er doch nur der heißen Zone an, und er findet sich auf den Inseln des indischen Archipels und auf allen Inselgruppen der Südsee, welche innerhalb der Wendekreise liegen; jedoch kömmt er nirgends im wilden Zustande vor. Die Frucht liefert die angenehme Nahrung, beinahe rund erlangt sie nicht selten eine ansehnliche Größe, ist mattig, von einer etwas härtern Rinde umgeben. Sie enthält Samen, etwas größer als jene der wilden Kastanie. Der Brodfruchtbaum trägt sehr reichlich, die Früchte bedecken 8 — 9 Monate ununterbrochen denselben, reifen nach einander, und nur etwa drei Monate ist der Baum fruchtlos. In dieser Zeit leben die Indianer von den eingemachten Früchten. Die Frucht selbst wird, ehe sie ganz reif ist, abgenommen, die Rinde ist dann noch grün, das Mark aber schneeweiß und von lockerem schneeweißem Gewebe. Man schält nun die Frucht, wickelt sie in Blätter und backt sie, da sie roh ungenießbar ist, auf heiß gemachten Steinen. So geröstet oder gebacken hat die Frucht den Geschmack des Weizenbrodes. Ist die Brodfrucht ganz reif, so wird deren Mark breiartig, geht, wie kann auch roh genossen werden, indeß ist ihr Geschmack alsdann widrig. Das Erträgniß des Brodfruchtbaumes ist so bedeutend, daß drei Bäume einen Menschen acht Monate hindurch zur Genüge ernähren können. Auf vielen Inseln des indischen Archipels werden auch die Samen des Brodfruchtbaumes als Nahrungsmittel genossen, indem man sie röstet. Durch die Kultur entstanden sehr viele Varietäten des Brodfruchtbaumes, die sich durch Form der Frucht, durch Mangel oder Vorhandensein der Samen charakterisiren. Holz und Bast des Brodfruchtbaumes sind für die Bewohner der heißen Zone nicht minder von Nutzen. Ersteres ist weich und dient zur Verfertigung kleiner Kähne und verschiedener Hausgeräthe, auf letzterem aber werden Zeuge fabrizirt, welche jenen aus dem Papiermaulbeerbaum gefertigten ähnlich sind.

Der Pisang oder die Banane. Ist als eine der gewöhnlichsten und nährendsten Früchte der tropischen Himmelsgegenden zu betrachten. Reisende müssen sich jedoch an ihren Geschmack erst gewöhnen, dann erst werden sie denselben entsprechend finden. Es gibt von dieser Frucht sehr viele Varietäten, so hat man deren allein auf den Philippinen an siebenzig, deren jede wieder einen eigenen Namen führt. Bis jetzt hat man jedoch mehrere Arten der Gattung Musa genau bestimmt, von welcher diese vorzüglichen Früchte gewonnen werden, und es scheint selbst die gewöhnliche Banane einer Musa-Art anzugehören. Frühere Schriftsteller hielten diese Frucht für identisch mit den unbekannten Aepfeln des Paradieses, daher nannte man sie auch lange Zeit Paradiesäpfel. Ob die alte oder neue Welt allein das ursprüngliche Vaterland des Pisangs sei, kann zwar nicht vollkommen gewiß ausgesprochen werden, doch scheint mit vieler Wahrscheinlichkeit die tropische Zone der alten Welt hiefür angenommen werden zu dürfen, und es wird diese Annahme durch v. Humboldt, sodann durch Garcilasso de la Vega in seiner Comment. reales de los Incas I. pag. 282, fast ganz gewiß. Die Pisangplantagen sind äußerst leicht zu bearbeiten, denn ist die Frucht vollkommen reif, so braucht blos der alte Stamm umgehauen zu werden, damit sich nachher die Wurzelsprossen um so leichter und rascher entwickeln können. Letzteres geschieht dann auch gewöhnlich bald, so daß nach drei Monaten schon wieder Früchte vorhanden sind. Pisang man Schößlinge an, so kommen die Früchte weit später, meist im zehnten oder elften Monat zum Vorschein. Durchschnittlich liefert ein Pisangstamm 30 — 40 Pfund Früchte, doch auch 60 — 80, und da eine solche Pisangfruchternte viermal des Jahres stattfindet, was ein Erträgniß von wenigstens hundert Pfunden Frucht gibt, so wird der Pisang wohl schwerlich eine Nahrungspflanze seines Gleichen haben, welche auf so kleinem Raume eine eben so bedeutende Produktivität äußert.

Die Bereitung der Bananen ist ungemein modifizirt. Gewöhnlich wird die Frucht nach erlangter Reife roh genossen, nachdem, was leicht geschehen kann, sie von ihrer dicken Fruchthülle befreit wurde. Aber auch innerhalb ihrer Fruchthülle geröstet, wird sie häufig gegessen, und am wohlschmeckendsten wird sie, mit Butter gebraten. Abgesehen davon, daß der Pisang ein vorzügliches Nahrungsmittel, und zugleich für die ländlichen Wohnungen der Tropengegend eine eigenthümliche Zierpflanze ist, so wird er auch anderweitig den Bewohnern jener Himmelsstriche sehr nützlich. Tischtuch und Teller des Indianers bestehen aus Pisangblättern, soll irgend ein erlegtes Thier in der Erde gebraten werden, so dient das Pisangblatt zur Umhüllung, Sonnenschirm und Fliegenwedel sind aus demselben Material. Den größten Nutzen aber gewährt die Pisangpflanze durch ihre Fasern, welche, von ungemeiner Festigkeit und bedeutender Länge (7—8 Fuß), einen vorzüglichen Hanf und Flachs, ja noch feinern Stoff liefern, und bereits einen sehr wichtigen Gewerbszweig für die Bewohner der Philippinen abgeben, so daß schon ganze Schiffsladungen von den daraus gefertigten Waaren, insbesondere vorzüglicher Tauwerk, nach Europa ausgeführt wurden.

Der Oelbaum. Unstreitig eines der nützlichsten Kulturgewächse für die menschliche Gesellschaft, ist der Anbau desselben doch sehr beschränkt, und er breitet sich erst seit Amerika's Entdeckung weiter aus. Am meisten kultivirt wird der Oelbaum im südlichen Europa zwischen 44 bis 26° N. Breite. In Europa wird er bis 44½° N. Breite kultivirt, weiter hinauf findet man ihn nur in einzelnen Anpflanzungen und in sehr gut geschützten Lagen. Die Benützung seiner Frucht und des hieraus gewonnenen Oels ist so allbekannt, daß ein Weiteres hierüber anzuführen, überflüssig erscheint. Da, wo er vorzüglich gedeiht, wie z. B. auf Peru's Westküste, erreicht er eine Höhe gleich jener unserer Apfelbäume, sind dieser auch in seinen Früchten einen bedeutenden Verkaufsgegenstand auf dem Markte von Arequipa, wohin man sie in Kästchen von Palmblättern oder Schilf versbringt.

Die Cocos-Palme. Ausgezeichnete Schönheit der Form und große Nutzbarkeit haben diese mit vollstem Recht zur Königin der Wälder erhoben, und letztere Eigenschaft hat sie sogar zum Gegenstande mehrerer interessanter Schriften gemacht. Ihr Vaterland sind die alte Welt und die Südsee-Inseln, in Amerika kommt sie zwar auch vor, und zwar auf den westindischen Inseln und in Brasilien, es scheint jedoch, daß sie dahin nur übergewandert sei, wozu die Strömungen in den beiden großen

Digitized by Google

Meeren wesentlich beigetragen haben mögen. Durch sorgfältige Kultur kann die Cocos-Palme, andern Obstbäumen gleich, ebenfalls veredelt werden. Bei einem raschen Wachsthum, trägt sie schon im sechsten Jahre ziemlich viele Früchte, erwachsen dringt sie nicht selten an 200 Nüsse, und erreicht ein Alter von hundert Jahren. Bekanntlich ist in der reifen und frischen Frucht die, von allen Reisenden als ein kühlendes, wohlschmeckendes Getränk gerühmte Milch enthalten, die jedoch wasserhell ist, und einen süßlichen, und zwar etwas faden Geschmack besitzt. Später bildet sich der Kern in der Nuß, die Milch verschwindet, und so, mehr oder weniger milchig, bringt der Handel die Nüsse zu uns. Der Kern selbst ist in seinem Geschmacke dem der süßen Mandeln, hat aber einen Wohlgeschmack nicht, und wird später, wegen seiner zunehmenden Festigkeit, faß ungenießbar. Da innerhalb der Wendekreise, wo die Cocospalme wächst, zugleich auch die Zuckerpflanze kultivirt wird, so pflegen die verzuckerten Cocosfrüchte daselbst häufig genossen zu werden. Aus ihrem Kern wird durch Auspressen das vorzügliche Cocosnußöl gewonnen, welches zur Gasbeleuchtung ganz besonders sich eignen soll. Viele Völker endlich genießen das Oel roh; und die Milch selbst liefert wieder ein Oel durch's Kochen, welches, als von besonderem Wohlgeschmacke, statt der Butter dient. Ebenso liefert die Milch, nachdem man sie der Destillation unterwarf, einen Branntwein von ausgezeichneter Stärke und Feinheit, der jedoch nur selten Handelsartikel wird. Wegen ihrer ungemeinen Härte, und der hohen Politurfähigkeit, findet die Schaale der Cocosnuß mannigfaltige Anwendung, und selbst bei uns verarbeiten die Drechsler dieselben zu den verschiedenartigsten Kunst- und Luxusgegenständen. Da, wo sie wächst, dient die Schaale zu Trinkgefäßen, während ihre Fasern Schiffstaue, Bürsten, Decken ꝛc. abgeben. Die Blätter der Cocospalme liefern Zudecken, die Blätter selbst dienen als Beobachtungsmaterial, und aus den Blättern einiger anderer Palmarten wissen die Indier ein dem Flachse ähnliches Produkt zu gewinnen. Als Brennmaterial, welches die Hitze der Kohlen besitzt, verwendet man auf der Insel Lucon bei der Bereitung der irdenen Gefäße die faserige Hülle der Cocosnuß.

Die Cocospalme liefert, weil sie nur eine dünne Holzschichte hat, kein sehr brauchbares Baumaterial, dagegen sind ganze Palmstämme sehr dauerhaft, und eignen sich besonders zu Pfahlwerk, wie dieß aus den größern Gebäulichkeiten der Indianer ersehen werden kann, die sich derselben zu Pfosten bedienen. Das Mark soll ein vorzügliches Dungmittel, sonst aber unbrauchbar sein. Die jungen Triebe der noch nicht zu vollständiger Entwicklung gelangten jungen Blätter liefern den berühmten Palmkohl, der erhalten wird, indem man das Herz der Palme abschneidet, welches bei sehr bedeutender Größe oft zwanzig Pfunde schwer wird. Durch Gährung wird aus dem rohen Safte der Cocospalme der Palmwein gewonnen, der jedoch bald sauer wird, und deßhalb in besonders gut verschlossenen Gefäßen anstehwahrt werden muß. Auch Zucker wird aus dem Palmsafte bereitet, indem man lentern im rohen Zustande mit Kalk vermischt. Die Heilkräfte des Cocosnußöles werden sehr gerühmt, und in neuester Zeit bildet dasselbe den Hauptbestandtheil einer Waschseife gegen leichtere Flechtenformen.

Die Dattelpalme. Das Vaterland dieser Palme, welche ganz ungemein fruchtbar ist, und in Arabien und Aegypten sterilsten Gegenden mit ihren Früchten die Bevölkerung ernährt, dürfte wohl im nördlichen Afrika, in Aegypten, Syrien, Nubien und im glücklichen Arabien zu suchen sein. Künstlich verpflanzt findet man sie auch in Indien. Da sie sandiges, wasserreiches Land erfordert, so findet man sie nur unter diesen Verhältnissen in Afrika's großer Wüste. Da sie dann eben sowohl ein Nahrungsmittel für die Reisenden abgibt, als auch ein Futtermittel für Lastthiere. Die Dattelpalme ist getrennten Geschlechtes, daher muß der männliche Blüthenstand zur Befruchtung der weiblichen Blume aus jenen Gegenden beigebracht werden, wo männliche Bäume stehen. Diese künstliche Befruchtungsart war schon im Alterthum bekannt. Der rohe Saft dieser Palme liefert Wein, die jungen Blätter oder das Herz Kohl, und Blätter und Mark werden verwendet, wie jene der vorhergehenden Palme.

Die Chilenische Palme. Sie ist eine eigene Gattung, und soll früher in Chile ganze Wälder gebildet haben. Jetzt ist sie nur noch selten. Von ganz außerordentlicher Fruchtbarkeit, werden ihre Nüsterne gezuckert genossen, und als gesuchter Gegenstand nach Peru ausgeführt; die Kerne liefern ein feines schmackhaftes Oel, und Blätter, junge Schößlinge, Mark ꝛc. finden Anwendung wie bei der vorigen.

Die Mauritius-Palme. In mehr oder weniger großen Wäldern vereinigt, in sumpfigen Gegenden, am Ufer stehender Gewässer, in der Nähe von Strömen, findet sich diese Fächerpalme, am Ausflusse des Orinoco, im ganzen nördlichen Südamerika bis nach Peru ausgestreift; auch auf Guiana, Surinam und das nördliche Brasilien hindurch. Nach v. Humboldt liefert sie dem bis zieht unbezwungenen Stamme der Guarainen ein ausschließliches Nahrungsmittel. Ihre fächerförmigen Blätter, so wie ihre Fasern, werden zu Flechtwerk, Matten, Tauen und zur Bedachung benützt, und ihre Früchte, welche in ungeheuren Trauben, wie Tannzapfen von dem Gipfel herabhängen, roth gefärbt sind, schmecken wie vollkommen reife Aepfel. Der Saft der Mauritius-Palme gibt einen süßen, berauschenden Wein, und aus dem Stammmarke wird ein Mehl bereitet, welches in dünnen großen Scheiben wie Brod gebörrt, als wichtiges Nahrungsmittel verspeist wird.

Die Sago-Palme. Es gibt verschiedene Arten von Palmen, welche den Sago liefern, in großer Menge jedoch wird er von Sagus Rumphii gewonnen. Zur Bereitung des Sago werden die Palmstämme umgehauen, das Mark aus denselben herausgenommen, im Wasser zu kleinen Stückchen verrieben und endlich durch ein Sieb laufen gelassen. Sonst wird aus dem Sago auch noch ein sehr schmackhaftes Brod bereitet, das man zwischen viereckig ausgehöhlten Steinen backt.

Die Guineische Oelpalme. Aus der fleischigen Hülle, welche den Samen dieser Palme umgibt, wird mittelst Auspressen das Palmöl gewonnen, dessen Benützung in den Fabriken üblich ist. Von Farbe weiß oder gelblich, hat es die Consistenz der Butter, riecht wie Veilchen, und besitzt einen angenehmen zarten Geschmack. Da es ein bedeutender Handelsartikel geworden ist, so bildet es für die Tropenbewohner einen wichtigen Beitrag zur Vermehrung ihres Wohlstandes.

Die Weinpalme. Die Palmen, aus welchen ganz besonders Wein bereitet wird, finden sich an der Küste von Malabar und auf den niedern Plateaus von Indien, auf den Philippinen und auf Java, in Südamerika. Allein diese Weinbereitung ist nach v. Humboldts Nachrichten eine ganz andere, als jene bereits früher angegebene. In Ostindien wird besonders die Kultur der Fächerpalme, Palmyra, thätig betrieben, und es ist die Quantität des dort genossenen Palmweines sehr bedeutend. Diese Palmart aber hat ein sehr langsames Wachsthum, und sie liefert erst, wenn sie 30—40 Jahre alt geworden ist, den so beliebten vorzüglichen Palmwein.

Die Bassernuß. Sie bildet in Indien und China ein wichtiges Nahrungsmittel, und findet sich in den Seen dieser Länder in großer Menge. Die Bassernuß liefert einen öl- und mehlreichen Samen von besonderem Wohlgeschmacke, und gibt namentlich in China eine außerordentliche Ernte, wo man sie auch auf den Märkten als ein wesentliches Nahrungsmittel der Armen zum Kaufe ausgelegt findet.

Die brasilianische Kastanie oder Juvias. Die Kenntniß dieses ausgezeichnet schönen Waldbaumes, der äußerst wohlschmeckende nützliche Früchte liefert, verdanken wir v. Humboldt. Man findet ihn im Innern von Südamerika. Sein Stamm erreicht eine Höhe von 120 Fuß und 2—3 Fuß Durchmesser; die kugelig gestalteten Früchte sind groß, von einer harten holzigen Fruchthülle umgeben, enthalten 15—20 Nüsse, die, wenn sie noch frisch sind, angenehm schmecken, später aber wegen ihres bedeutenden Oelgehaltes leicht ranzig werden. Die Ernte dieser Frucht wird von den Indiern des Ober-Orinoco immer mit Festen beschlossen.

Später sollen diejenigen Kulturpflanzen abgehandelt werden, die mehr oder weniger Gegenstände des Luxus sind.

Walchner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gravesend

Bristol

Digitized by Google

Gravesend und Bristol.

(Taf. 9.)

Auf der gegenüberstehenden Tafel liefern wir unsern Lesern zwei liebliche Landschaften des, an reizenden Scenerien so reichen Königreichs England, Ansichten zweier Städte, die auch in merkantiler Hinsicht von außerordentlicher Wichtigkeit sind, und von denen die erstere, so unbedeutend dieselbe auch bis jetzt in ihrer Bevölkerung ist, als Ein- und Ausfuhrhafen Londons, eines Weltrufs genießt.

Gravesend, in der Grafschaft Kent, ist eine kleine, freundlich am Abhange des hohen rechten Ufers der Themse gelegene Stadt von etwa 340 Häusern, deren größere Hälfte sich dicht an der Wasserseite hinzieht und den Flußhafen umgibt, der hier durch eine sanfte Biegung der Themse gebildet wird. Die Stadt zählt über 5,000 Einwohner, die alle mehr oder weniger im Handel und der Schifffahrt beschäftigt sind, und entwickelt eine um so größere Handelsthätigkeit, als alle nach London gehenden Schiffe und deren Papiere hier untersucht werden müssen, und ein großer Theil derselben, zur Ersparung der Kosten, gleich hier seine Ladung löscht. Unzählige Dampfschiffe spielen fortwährend zwischen hier und London, und die Bewohner der Stadt, von denen sich fast die Hälfte von der Flußfischerei ernährt, und ein Theil der Bewohner der Umgegend, der durch seinen ausgedehnten Gartenbau sich einen Namen erworben hat, versehen einen Theil Londons täglich mit Fischen und frischen Gemüsen. Der Stadt gegenüber liegt das starke Fort Tilbury, das nach der Seeseite zu London vor jedem Angriff von Außen schützt, die Themse durchaus bestreichen kann, und jeden feindlichen Angriff auf die Metropole von der Wasserseite her, durch die Macht seiner Feuerschlünde verhindern würde.

Bristol ist die zweite Handelsstadt des britischen Reichs, eine City am Avon, eine Meile von dessen Mündung in die Severn, und bildet mit ihrem Weichbilde für sich allein eine kleine Grafschaft. Die City ist höchst unregelmäßig gebaut; der alte Theil derselben, der sich aus der Römerzeit herschreibt und schon lange vor Christi Geburt vorhanden gewesen sein soll, hat enge Straßen und düstere Häuser; die neue Stadt hingegen ist sehr gut gebaut und enthält zum Theil palastähnliche Gebäude und schöne öffentliche Plätze. Vorzüglich prachtvolle Bauwerke zeigt die Vorstadt Clifton in ihren beiden Halbzirkeln, die den Namen „Royal York Crescent“ und „Lower Crescent“ führen. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt zeichnen sich die Kirchen am meisten aus, und sollten billig von allen Reisenden, die Bristol berühren, besucht werden: die Kathedrale, ein gothisches Gebäude aus dem zwölften Jahrhundert, ist blos ein Theil jener schönen, unter Heinrich dem VIII. zerstörten Kirche; neben derselben befindet sich ein gothischer Thorweg, welcher in den zu beiden Seiten befindlichen Nischen mit vier steinernen Figuren verziert ist; derselbe ist im reinsten Style erbaut und führt in den Hof des bischöflichen Palastes, der ein geräumiges, jedoch unansehnliches modernes Bauwerk ist. Schöner und größer als die Kathedrale ist die Kirche St. Maria Radclif, die eine Länge von 239 Fuß hat und deren Decke sich durch ihre meisterhaften Skulpturen auszeichnet. Die Lordmayors-Kapelle, in welcher der Magistrat der City seinen Gottesdienst hält, ist ebenfalls im reinsten Styl erbaut, und die andern 16 Kirchen der Stadt zeigen ebenfalls mehr oder weniger Geschmack, und zeichnen sich wenigstens durch ihr Aeußeres schon vor den einfachen Kapellen und Bethäusern der Dissenters aus, deren man gegen dreißig in der City zählt. Die Börse ist ein einfaches griechisches Gebäude mit Säulengängen im Innern, und nach dem Muster der Londoner Börse, nur nach kleineren Verhältnissen, erbaut; die „Commercial Rooms,“ der Ort, wo sich alle Kaufleute zwischen 3 und 4 Uhr versammeln, um die Journale zu lesen, wo alle Schifferlisten ausgelegt sind, und eine kleine ausgewählte Bibliothek jedem Mitglied zum Gebrauche offen steht, wo wie auf der Börse, oft die größten Geschäfte abgeschlossen werden, welche der ausgebreitete Handel der Stadt mit allen Theilen der Erde nothwendig bedingt, sind ein wahrer Palast, mit einem prachtvollen Säulenportikus in der Froute, und einem hohen Saale in der Mitte; das Rathhaus, ein ganz neues, in dem einfachsten griechischen Style errichtetes Gebäude, dessen Hauptsaal durch eine Kuppel von oben erleuchtet wird, dann die Halle der literarischen Gesellschaft und der Konzertsaal, sind ebenfalls sehenswerthe Bauwerke. Das Schauspielhaus ist ein kleines unansehnliches Gebäude mit zwei Logenreihen, das wöchentlich nur viermal benutzt wird. An milden Anstalten, Schulen, großen Fabrik- und Manufakturgebäuden ist Bristol, welches 15,000 Häuser und nahe an 100,000 Einwohner zählt, ungemein reich, und die Mineralbrunnen-Anstalten zu Clifton und Hotwell, zwei Vorstädten in der unmittelbaren Nähe der City, werden alle Jahre sehr besucht und rivalisiren bereits mit dem nur wenig Meilen entfernten Bath.

Der Handel Bristols ist außerordentlich ausgebreitet und lebhaft, besonders mit Westindien, obwohl der Tonnengehalt der zum hiesigen Hafen gehörenden Schiffe nicht über 40,000 Tonnen beträgt, die Stadt selbst mithin, in Hinsicht ihrer Handelsmarine, erst den neunten Rang unter den britischen Seestädten einnimmt. Bei weitem größer ist die Tonnenzahl fremder, hier einlaufenden Schiffe, so daß mit Zurechnung dieser, Bristol die zweite Handelsstadt des vereinigten Königreichs ist. Schiffe von tausend Tonnen Gehalt können zur Flutzeit bis an die Kaien der Stadt gelangen; der Hafen ist einer der trefflichsten Großbritanniens, und die Flüsse Avon und Frome, welche ihn bilden, durch künstliche Schleusen und Dämme, zu einem Hafen-Bassin von fast drei englischen Meilen Länge ausgedehnt worden.

Der Fabrikfleiß der Stadt ist bedeutend, und fast der dritte Theil der Ausfuhren Erzeugniß Bristols

Digitized by Google

selbſt; Eiſenwaaren, Glas, Teppiche, Steingut, Meſſing, Draht- und Bleiwaaren, Baumwollenſtoffe ꝛc. produzirt die City in Menge, und daher das Wappen der Stadt, ein Schiff und eine Burg, ſehr paſſend mit dem Motto: virtute et industria umgeben.

Czinka Panna;

Erzählung nach Leſſings Gemälde: der Räuber und ſein Kind.

Nur ein ſcharfes Auge entdeckte an halber Höhe des Hügels, der aus weiter Grasebene ſich hob, die Wirbel eines leichten Rauchs; nur ein geübter Blick erkannte hier, in den Boden gegraben, mit Raſen gedeckt, mit ein paar Büſchen Sauerdorn verhüllt, die Hütte eines Zigeuners. Weit über die Thür herab hing das üppige Riedgras des Dachs, und verbarg beinahe den niedrigen ſchmalen Eingang. Drinnen, im engſten Raum — welche Armuth, welches Elend! Dumpfes, moderndes Stroh, auf ihm ein paar halbenthaarte Ziegenfelle in einer Ecke, bildete für die ganze Familie das gemeinſame Lager; ihm gegenüber ſtellten einige platte Feldſteine den Herd vor, auf dem eben in einem kupfernen Keſſel, der ganzen Kupfergeräthſchaft, ein Scharfhaſe, d. h. ein Igel, mit Knoblauch und Ziegentalg ſchmorte. Nächſt dabei kauerte ein widerlich häßliches altes Weib, drei Kinder balgten ſich, halbnackt, mit einem großen weißen Wolfshund, im fernſten Winkel aber, dem dunkelſten der ganzen Hütte, blickten zwei ſchwarze Augen ſchier ſchwärmeriſch aus dem ſcharfgeſchnittenen, edeln Antlitz eines Mannes im beſten Alter. Auf der Geige an ſeiner Schulter miſchten ſich die nachtſchwarzen, dicken Locken des Barts mit dem Haupthaar, und mild, klagend, aus dem Tiefſten des wunden ſtarken Herzens ſchienen die Töne zu quellen. An ſeine Knie ſchmiegte ſich der Lockenkopf eines etwa ſechsjährigen Mädchens von wunderbar ergreifender Schöne; nicht für das Treiben der andern braunen Truppe, nur für die klaren, wehmüthigen Klänge der Geige ſchien die Kleine Sinn zu haben, und ſchmerzlichzuckend deuteten die feinen Züge, daß ſie tief im kleinen Herzchen widerhallten. Doch wilder, immer wilder rauſchten die Töne, grelle Diſſonanzen, volle Laſſen bezeichneten zornempörten Kampfmuth, der in todgrollender Ohnmacht des Unterdrückten, Mißhandelten, endlich dahinſtarb, aus welcher tiefe, volle Choralaccorde ſich aufſchwingend, höhere Sphären ſuchten. Die Geige ſank von der Schulter des Mannes, und ſein Haupt in die ſtützende Hand. Das Kind hatte ſich der andern bemächtigt und ſpielte mit den ſchlaffen, feinen Fingern, denen ſie Namen gab und Märchen flüſternd erzählte.

Bicovich, kreiſchte die Alte am Herd, das ſtraffe fettige Haar aus der niedern Stirn ſtreichend, komm einmal, der Haas iſt fertig! Rovina, komm zum Eſſen! Deſcherde, ab, chas! —

Bicovich und die kleine Rovina ſchienen den Ruf völlig zu überhören, die drei andern kaffeebraunen Geſchöpfe ſprangen aber hurtig auf; chasme mās, Mardal! — gieb Fleiſch, Mutter — ſchrieen ſie. Der arme Scharfhaſe ward ohne große Kunſt tranchirt, wobei Deſcherde, der älteſte Bube, der der Alten ungeduldig unter's ſcharfe Meſſer griff, tüchtig geſchnitten wurde. Ehe zwei Minuten vergingen, war der Hund ſogar ſchon mit den Knochen fertig, und die Kinder wühlten ſich in's Stroh, Kachni, die Alte, kauerte in die warme Aſche des Herdes, eintönig uralte Sprüche murmelnd.

Rovina, mir Berini, mein Liebling, frug Bicovich nach einer Weile das ſchöne Kind, willſt du eſſen? ich habe weißes Brod, und ein Ei.

Nia, Mardat, nein, Vater, entgegnete ſie, möchteſt du mir lieber erzählen, was das für Bäume ſind, die Palmen, von denen Kachni ſpricht, wenn ſie Abends in der Aſche ſitzt.

Kind, nicht immer waren die Zentis das verachtete, verworfene Volk, was wir jetzt ſind. Vor Jahrhunderten lebten die Väter, ein mächtiges, reiches Volk, weit, weit im ſchönen Morgenland, und unter ſegenreichen Palmen ſtand der Thron ihrer geliebten Fürſten. Stolze Waldberge ſandten klare, kühle Quellen herab in's Land, in deren Bette Goldkörner rollten, welche die Kinder ſpielend ſammelten. Auf den Matten an den Bächen weideten zahlloſe Heerden, das Kameel beugte ſich, um ſeine Laſt zu empfangen, und der kluge Elephant mit dem gelenkigen Rüſſel war ihnen dienſtbar. Da kam aus Oſten ein unabſehbarer Schwarm wilden Volkes, als die Zentis in weicher Ruhe träumten, und nach dem Beiſpiele ihrer Nachbarn, abgefallen waren von den milden, alten Göttern, die nicht Blut, nur Früchte zum Opfer begehrten Und das wilde Volk vertrieb die Zentis mit ſcharfem Schwert aus ihrem Lande an den kühlen Goldbächen. Viele, denen die Gottheit gnädiger war, durften als Leichen es noch bedecken, die Andern flohen mit dem Fürſten Chroſono hinaus in die Weite, nach Weſten. Und als ſie hieher kamen, in's ſchöne Ungarland, wo der Hegyalla goldne Traube reift, wo die Tatra ihre Felſen hebt, wo die Theiß und der Szamos aus der Berge ewigem Schnee quellen, glaubten ſie ſich im theuren Vaterland, und ein großer Theil blieb hier, und mit ihm Chroſono, der Fürſt ſammt Lilga, ſeiner ſchönen Gemahlin; die andern zogen weiter, hinaus nach Deutſchland, und zerſtreuten ſich in alle Welt. Doch ſtehen ſie überall brüderlich zuſammen, wo ſie ſich auch finden mögen, und erhalten ſich die Sprache des Vaterlandes unter den Palmen. Auch der alte Fürſtenſtamm iſt nicht erſtorben; und jeder ſeiner Zweige trägt unter dem linken Arm die drei Elephantenzähne eingeätzt, die Stephan Botskai ſchier zum Wappen der ungriſchen Krone erhoben hätte, als er darnach kühn griff; und nur der Zorn der Gottheit mochte ſie ſeiner Heldenfauſt entreißen, als ſie ihm verzehrendes Fieber ſandte. — Das Kind hatte das linke, braune Aerm-

Digitized by Google

chen aufgehoben: Marbat, mein Vater, frug ſie, was hat man mir da eingeſtochen? Das Zeichen deiner fürſtlichen Würde über eine Horde elenden Geſindels, antwortete Bicovich mit tiefer Stimme: Czinka Panna, deine geraubte Mutter, iſt die letzte Fürſtin der Zentis! —

Der Hund erhob ſich knurrend, ſchnupperte zu einem verſteckten Luftloch hinaus, und begann dann zu bellen. Bicovich erhob den Lockenkopf, indeß Rovina ihm ein Meſſer, unter einem Herdſtein hervorgeholt, in die Hand ſteckte.

Iſt nicht nöthig, Berini, entgegnete er, ſie ſtreichelnd, es kömmt einer unſrer Leute, oder ein Sachſe, ſonſt würde Lufup nicht bellen; ein Zigeunerhund darf das gegen keinen Magyaren wagen, das haben ihn ſchon tauſend Mißhandlungen gelehrt! — Faſt zugleich erſcholl draußen der Gruß des Zentisvolkes: Latschu dur diebis, und erſt als Bicovich ihn erwidert, trat ein alter Zigeuner herein und neigte ſich, mit auf der Bruſt gekreuzten Armen, tief vor ihm und Rovina, der alten Kachni nur ein kurzes Kopfnicken zuwendend.

Ich war, begann er, auf dem Schloß des Grafen, wo große Geſellſchaft iſt, da hörte ich, wie der Haiduck des Herrn den Gulyas erzählte: morgen ſolle er dich holen und im hinteren Thurm am Fluß in das unterſte Gefängniß hinablaſſen, daß die Waſſerratten dich da freſſen; denn ſonſt ſei der Herr nicht ſicher vor dir. Da habe ich meine Tochter Pabina geholt, die er gern ſieht, daß ſie ihn mit Bilſenkraut toll macht, und wir endlich erfahren, wohin ſie Czinka Panna, dein Weib, geſchleppt haben.

Bicovich ſtand, jede Faſer angeſpannt, mit geballten Fäuſten da; Rovina aber ſchleppte eine ſchwere Büchſe aus dem Verſteck herbei; me ma rablis, Marbat, wir müſſen ihn tödten, Vater! flüſterte ſie mit leiſem, aber feſtem Tone. Da beugte ſich der ſtarke Mann zu ſeinem Kinde nieder, und, jede Bewegung zurückkämpfend, ſprach er ernſt: du haſt Recht, mir Berini, der Graf muß ſterben! —

Schnell war ein Ranzen mit Brod, Salz, hartgeſottnen Eiern und geräuchertem Wildprett gefüllt, eine Flaſche mit Slibowitz — Zwetſchenbranntwein — umgehängt, Dolch und Piſtolen im Gürtel befeſtigt und, die Büchſe in der Fauſt, verließ Bicovich die Erdhütte, die der Jammer der alten Kachni erfüllte. Neben ihm ſchwang Rovina einen gewichtigen Czakan mit einer Armkraft, die Niemand bei ihren zarten Formen vermuthet hätte. Wo treffe ich dich, mit Nachrichten von Pabina? rief der alte Zigeuner noch — — doch ohne Antwort war Bicovich mit ſeinem Kinde in der Nacht verſchwunden.

Mit wilden Flüchen forderte vor dem Herrenhauſe der Graf Tekélyi, der letzten Gäſte einer, ſein Pferd. Nagy, du Hund, ſchrie er, als endlich ſein Haiduck damit herantaumelte, tauſend Jahr ſoll der Teufel das Herz deiner Seele am Schwanz tragen, du biſt betrunken, wie ein Slavak. — Aber keine Antwort gab der Betäubte, ſelbſt als der Kantſchu ihm wiederholt über den Kopf ſauſte. Wie er endlich den Sattel erreicht hatte, und hinter dem Herrn in langem Trab davonflog, hatte er feſteren Halt gewonnen, als auf ebener Erde. Pabina, Schätzchen, murmelte er, wie iſt alles ſo roth in dieſer Nacht, wie iſt dein Slibowitz ſo ſtark! Ja, ja! der Graf hat Recht, ihr Zigeunerinnen ſeid hübſcher, wie Alle.

Selbſt das ſichere edle Roß des Grafen konnte auf dem bodenloſen Wege, den tauſend tiefe Fahrgleiſe, in jeder Richtung gekreuzt, durchfurchten, trotz Peitſche und Sporn, nur Schritt gehen. Bequem hing Nagy jetzt im Sattel, und nur ſelten ermunterte ihn der Nachtwind ſo viel, daß er den Blick auf ſeinen voranreitenden Herrn zu richten verſuchte, und ſich wunderte, daß er ihm, im Rauſch des Bilſenkrautes, rothglühend erſchien. Da krachte nahe ein Schuß, und der Graf ſank vom Pferde! Zugleich ward das des Haiducken vom Schlag eines Czakans auf die Stirn getroffen, bäumte ſich wild, und warf den unſichern Reiter weithin ab. Neben ihm ſtand, als er ſich zu ermuntern ſtrebte, eine kleine Geſtalt, die ihm eine Schlinge um den Hals geworfen hatte, mit beiden Füßen darauf ſtand, und ein Piſtol an's Ohr hielt. Lieg ſtill, flüſterte ſie dabei, oder ich drücke ab! Nagy ließ den Kopf in den Schlamm ſinken, und war in wenig Minuten feſt eingeſchlafen.

Der Graf war durch den Unterleib getroffen, wo, wie ſchon Homer wußte, der Tod am ſchrecklichſten naht. „Erleichtert Eure Seele,“ ſprach Bicovich, der ihm zu Haupten kniete, „wohin habt Ihr Czinka Panna, mein Weib, gebracht; Ihr ſeht, daß Ihr rettungslos ſterben müßt!“ „Auf Törzberg, im Burgenland,“ bekannte, von den Schauern des Todes erfaßt, der Verwundete. „Euer Blut auf das eigne Haupt!“ ſcholl's dumpf zurück, und wie Schatten entſchwebten zwei Geſtalten durch die Nacht. — Am Morgen fanden die Gulyas, die ihre Heerden auf flüchtigem Roß umtrabten, die entſtellte Leiche des Herrn, und dreißig Schritt davon ſchnarchte noch immer betäubt, ſein Haiduck. Der Richter glaubte ihn mit dem Mörder im Bund — nach acht Tagen ward er gehangen! —

In Siebenbürgen zeichnet ſich eine fruchtbare Fläche rings vom umliegenden Lande aus. Die Felder ſind eingehägt und auf ihnen wogt der goldne Weizen, ſteht der Kukuruz mit reichen langen Kolben, dehnen ſich die Reihen breitblätterigen, maſſen Tabacks mit der zierlichen Roſablüthe. Die Häuſer ſtehen reinlich, mit weißen Wänden und blanken Fenſtern, von dunklem Rebenlaub bekränzt, mit geordnetem Küchengarten davor, in welchem der Eigenthümer wohlgefällig die kräftigen, gutgepflegten Obſtbäume muſtert. Derbe blonde Kinder in reinlicher Tracht, balgen ſich auf dem Grasplatz vor der Thür, und die Mutter, die auf einer Bank am Hauſe ſpinnt, zankt — deutſch. Es iſt das Burgenland mit ſeinen dreizehn freien, deutſchen Marktflecken und Dörfern, in denen wohl 90,000 freie Sachſen wohnen. Der deutſche Orden, der zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ſeinen Hauptſitz in Ve-

Digitized by Google

nedig hatte, zog ihre Voreltern hier herein, und bauete feste Ringmauern um ihre Kirchen und sicherte das Land durch ragende Festen gegen die Raubzüge der Kumanen und Jazygen. Die Schwarzburg, die Heidenburg sind heute nur noch Schutthaufen und Mauerträmmer, und von der Marienburg steht nur noch ein einsamer Thurm, der das Wappen: die schirmende Maria über der dreithürmigen Feste, St. Georg im Lindwurmkampf und drei, auf einem Hügel betende Ritter im Harnisch — trägt. Rings um das gesegnete, fleißige Ländchen thürmt wild und zerrissen das Gebirge sich auf, wo ein Wallachenstamm, die Kalibaschen, ihre Heerden nomadisch hüten. Hier stieg Bicovich mit seinem Kinde den steilen Felspfad auf. Die Sonne brannte heiß, und, vom weiten Nachtmarsch ermüdet, war Rovina's elastischer Schritt wankend geworden. Komm, mein Kind, mein Herz, sprach der Vater, dort, die dunkle, zerklüftete Schieferwand bietet kühlen Schatten, und weichen Sitz das Farrenkraut am mosigen Block; da wollen wir rasten. Sie setzten sich, und bald war Rovina, an den Vater gelehnt, der schützend seinen Arm über sie schlang, sanft eingeschlafen. Die Büchse lag im andern, und die Hand stützte das kummerschwere Haupt. Aus der tiefen Felsschlucht herauf tönte das Rauschen der wilden Törz, die weithinab, eine Silberschlange, in's flache Land sichtbar blieb. Vom Bergwald, dem sie entquollen, schienen dunkle Erlen und graue Weiden das wildmuthige, brausende Kind begleiten zu wollen, bis Kronstadt mit ragenden Thürmen es aufnahm, und die Genossen der freundlichen Waldnacht zurückblieben. Dort, um die Thürme wogt das Menschentreiben: in sicherer Ruhe sucht dort, nach gesegnetem Tagwerk, der Gatte, der Vater die verdiente, erquickende Ruhe bei dem treuen Weibe, den geliebten Kindern, die ihm dankbar den Schweiß von der Stirn trocknen, und wetteifernd ihm kleine Freuden zu bereiten streben, denn er arbeitete, er sorgte ja für sie. Und gern beginnt er mit Taggrauen, nach frohem Gebet, wieder sein lohnendes Geschäft, denn: er sorgt, er arbeitet ja für sie, die im tiefsten Herzen sein sind. — — Und hier auf wildem Felsgrat, er, der Aermste, ohne Heimath schweifend; auf feuchtem Moos, das zarte geschwollene Füßchen zur Schonung auf das feingeformte Knie gelegt, schlummert sein Kind! Dem geraubten Weibe seines Herzens späht er nach, in rauher Felskluft, mit dem Mord auf der Seele! — — Was thaten Jene Gutes schon in der sorgsam geschirmten Wiege, was that er Böses, auf dem raschelnden Laub in der Höhle, wo er geboren ward, daß so entsetzlich weit verschieden ihr Loos? Er starrte hinab zu den schäumenden Wogen des Stroms, er hob das Auge zum lichten Blau des Aethers, und flüsterte leise das alte Wiegenlied:

Es löst das strenge Band der Noth
Ein milder Tod.
Da ruht nach wildem Kampf und Schmerz
Des Pilgers Herz.

Drum sei getrost, dort, wo die Sterne blinken,
Wirst dankend du am Throne niedersinken!
Nach wildem Schmerz,
Und mildem Tod!

Eine wunderbare Ruhe umfing ihn, und lindernde Thränen entquollen dem tiefsten Herzen, löschten die stürmende Gluth der Leidenschaften. Lange saß er so, den Schlaf seines Kindes bewachend, und blickte mit frommem Segenswunsch in's Thal hinab, ein ergebenes Gebet war seine Seele, ohne Laut und Wort.

Endlich erwachte Rovina; ein karges, doch kräftiges Mahl, ein Trunk aus klarer Quelle stärkte Vater und Kind zu muthigem Weiterwandern auf rauhem, ungebahnten Pfade. Bald hob ihr Ziel, die Törzburg, sich aus dem Thal. Rings starrte der Fels senkrecht empor, mit dem Gebirge nur durch einen so schmalen Grat zusammenhängend, daß nirgend auf ihm zwei Menschen neben einander zu gehen vermöchten. In halber Höhe des Blocks erreicht er den Burgfels, den man von dort durch eine hölzerne Treppe zugänglich gemacht hat. Oben wird diese durch eine mächtige eiserne Fallthür, die nur durch eine Kettenwinde gehoben werden kann, geschlossen. Durch sie kömmt der Wanderer in einen engen, trummen Mauergang, der noch durch drei Fallgatter abgesperrt werden kann, ehe er in den engen Burghof mündet, wo die Flinten der zwölf Mann Besatzung bei alten Waffen aus der Zeit der Erbauer, rostend stehen. Im unteren Stock wohnt der Kastellan, im zweiten der Notar des Kreises, und bei ihm war Czinka Panna, als wichtige Staatsgefangene untergebracht.

Gegen Abend erschien ein kleines Mädchen bei der Wache am Häuschen der Treppe, als gerade ein Hochgewitter die ersten schweren Tropfen mit dumpfem, rollenden Donner ausstreuete. Es bat, sich nur einen Augenblick vor dem Gewitter schirmen zu dürfen, nannte den alten Schnurrbart Dominus potentissimus, wußte so viel Neues aus den Städten, und bat so süß, daß es mit dem Wächter, wie der Sturm sich erhob, hinaufdurfte, zum Nachtlager auf der bequemen Pritsche, nachdem es sein Gulyas-Huß — Schafsteisch mit Sauerdornbeeren, Zwiebeln und Paprika — spanischen Pfeffer — getheilt. Dann aber begann sie zum langhaltigen Tanzbour, der in keiner ungrischen Wachtstube fehlt, so frische Lieder zu singen, so verlockende Weisen mit gespitzten Mäulchen zu pfeifen, daß sogar der Herr Wachtmeister mit lautem Jerins-Diobbo, den armlangen Schnauzbart ansfitreind drehete, und in den weiten, leichten Gatjihosen, mit klirrenden Sporen ein Solo exekutirte, welches nachzuahmen wohl kein französischer Balletmeister so keck wäre.

Am andern Morgen wollte die vereinsamte, von Langerweile gefolterte Familie des Schloßhauptmanns das junge Wunderthier hören und sehen, und bald war auch der Notar mit seiner Gattin herbeigelockt. In zierlichen Windungen hüpfte das schöne Kind mit verbundenen Augen durch das Netz herumgelegter Eier,

Digitized by Google

mit den Kastagnetten klappernd, und mit einem bunten Tuche in tausend lieblichen Wendungen wechselnd, daß man glaubte, einen Schmetterling über Blumen gaukeln zu sehen. Die Frage, woher? hatte sie mit dem Märchen beantwortet: sie habe sich von ihrer Truppe verloren, und wisse sie erst in drei Wochen wieder in Kronstadt aufzufinden. Bassa manelke! fluchte der Wachtmeister, so lange bleibst du hier, kleine Hexe, und gehörst zur Menage, so wahr ich Gregory Juranitsch heiße! — Am Abend des selbigen Tages schon zwängte sich Rovina durch eine Schießscharte oben im Thurm, und ließ ein weißes Tuch im Winde flattern, das Zeichen „ich bin bei Ihr,“ und aus dem Thal herauf tönte der gedehnte Pfiff eines Gabelweihen; dann schlüpfte die Behende herab, den in der Halle versammelten Schloßbewohnern lange, lange Märchen zu erzählen.

Rovina, puellula delectissima, flüsterte acht Tage nach der Gewitternacht der Wachtmeister, ich habe heute bis Mitternacht die Wache unten im Treppenhäuschen im Herrenhaus; auf jener Pußta aber, die du dort im Thal noch erkennst, ist eine gewaltig lustige Hochzeit, zu der ich wohl heimlich kommen könnte, wenn du klug sein möchtest! — Wenn Jemand bei Nacht hinauf will, etwa einer der Herren oder ein Beurlaubter der Leute: so ziehst du zwei Mal die Glocke, daß der Wachsthemde die Fallthür aufwindet. Fremde kommen nie —

Gern, gern Bäterchen, entgegnete das Kind, wenn nur der arge Wolf, der so bei Nacht heult, mir nichts thut.

Närrchen, überredete der Wachtmeister, du ißest im warmen Treppenhäuschen sicher, und süßen Mohnkuchen bringe ich mit! —

Schon bald nach Mittag erschien der tanzlustige Wachtmeister im Treppenhäuschen, entledigte sich der so kenntlichen Uniform, und schlich, leise wie ein Marder, den Fels hinab, und bald sah ihn die wachhaltende Rovina auf bereitgehaltenem Pferde das Thal hinaustraben.

Wie klopfte jetzt das kleine bange Herz in Furcht und Hoffnung; wie heiße Gebete sandte es auf zum Allvater, bis der Abend dämmernd herabsank! Dann erscholl gellender Eulenschrei am Fuß des Burgfelsens, und fernher antwortete schaurig das hungernden Wolfes heisres Geheul! —

Mit einbrechender Dunkelheit tönte die Glocke in der Wachtstube, und schnell drehete Niklas, der alte Kriegsknecht, die Winde. Klirrend legten sich die Ketten um die Spindel, und rasch sprang der Wachtmeister am Fenster vorbei, und rief: laß offen, ich komme gleich wieder! Niklas gehorchte, und bald kam Gregory, in einen Mantel gehüllt, zurück, und verlor sich im Dunkel des Mauergangs. Kaum aber hatte Niklas die Fallthür geschlossen, als abermal der Wachtmeister erschien. Teremetete, fluchte er, warum schließest du; auf! Ich glaubte, Ihr wäret schon hinab; es ist Einer in Eurem Mantel hinunter, keuchte Niklas aufwindend. Dann war's ein Deserteur, tobte Gregory, und war mit wildem Satz hinaus.

Im Wachthäuschen hatte Czinka Panna und Rovina zitternd, weinend, betend, die Sekunden gezählt. Da stürmte ein eilender Schritt daher — er war es, der theure Gatte, der Vater! Mit Hast warf er die Uniform ab, hüllte sich in die Burka, und winkte, zu folgen. Kaum aber hatten die Befreiten einige Schritte auf dem schmalen Felsgrat gethan, als ein Mann von der andern Seite nahete. Es war der Wachtmeister, der auf der Pußta mehrere Offiziere gefunden, deren einer ihn erkannt, und augenblicklich auf seinen Posten gewiesen hatte. Die sichere Aussicht auf die Padoggen, und die entrissene Lust hatte ihn bis zur Wuth aufgeregt, die kaum der Slibowitz zu steigern vermocht hatte. Wer da! brüllte er, dem erstarrten Bicovich gegenüber, und zog den krummen Handjar, erkannte aber eben so schnell die Tracht des Zigeuners, und stieß ihm die Waffe in die offene Brust. Fliehe! rief Bicovich, den Wachtmeister umkrallend, und in den Schlund zur Seite hinab rollten beide Körper! Nachpolternd stürzten einige lose Blöcke — dann war Alles lautlos — still — nur die Blätter der Eiche, die in den Felsspalt die knorrigen Wurzeln gekrammert hatte, flüsterten leise im Nachtwind! —

In dem wlachischen Höhlenkloster Skit la Jalomitza lebten lange Jahre zwei Nonnen von ausgezeichneter Frömmigkeit in demselben Höhlengemach, hoch an ragender, steiler Felswand. Sie hatten dem Kloster eine ziemliche Menge alter Goldstücke von unbekanntem Gepräge, und einen Goldschmuck mit schier unschätzbaren Edelsteinen übergeben, und täglich erschienen Zigeuner, die Wild, Butter, Honig und andere Spenden brachten. Beide gingen stets tief verschleiert, daß Niemand sich rühmen konnte, ihr Antlitz gesehen zu haben, obwohl sie, stets zusammen, an jedem Krankenbett erschienen und das Volk umher den Tränken, die sie bereiteten, Wunderkraft zuschrieb. Es war Czinka Panna und ihre Tochter Rovina, die letzten Fürstinnen der Zentis! —

Schmidt.

Carl XIV. Johann, König von Schweden und Norwegen.

(Nach dem Schwedischen)

Unter der Menge großer Geister, welchen die französische Revolution Gelegenheit gab, ihre Talente zu entfalten und die höchsten Stufen menschlicher Ehren und Würden zu erreichen, steht der erst jüngst verstorbene König von Schweden, Carl XIV. Johann, sowohl durch das Außerordentliche seiner Laufbahn als auch dadurch oben an, daß seine Macht in den, jenes große Weltereigniß beendigenden Stürmen nicht nur unzertrümmert, sondern sogar unerschüttert blieb. — Johann Baptist Julius Bernadotte wurde am 26. Ja-

Digitized by Google

nuar 1764 zu Pau im südlichen Frankreich, nicht weit vom Fuße der Pyrenäen, also in der Stadt geboren, welche auch Heinrichs IV. Wiege war. In seiner Jugend zur juridischen Laufbahn bestimmt, der sich sein Vater und sein älterer Bruder nicht ohne Auszeichnung gewidmet hatten, verließ er, einem unwiderstehlichen Hange zum Militärstand folgend, im Jahr 1780, wo er auch seine Eltern verlor, siebenzehn Jahre alt, seine Heimath und trat als Freiwilliger in das Regiment Royal-la-Marine. Zehn Jahre schon hatte er, beim Ausbruche der Revolution, als Soldat und Unteroffizier in Corsika und Marseille gedient; — vierzehn Jahre später war er Marschall von Frankreich. — In letzterer Stadt hatte Bernadotte Gelegenheit, sich durch eine Handlung auszuzeichnen, die eben so laut für seine Kühnheit als für seinen Edelmuth spricht. Ein wüthender Pöbelhaufen hatte nämlich den Obersten des Regiments, in welchem unser Held damals als Adjutant diente, den Marquis d'Ambert umringt und wollte ihn, als Aristokraten, der Rache des Volks zum Opfer bringen. Da stürzt Bernadotte hervor und entreißt und rettet ihn aus den Händen der tobenden Menge, indem er ihn nach dem Rathhause führt und unter den Schutz des Richters stellt. — Im November 1791 erhielt Bernadotte sein erstes Diplom als Lieutenant, und als das Regiment Royal-la-Marine, welches seither in Westindien gewesen, im Jahr 1800 nach Frankreich zurückkam, sah es seinen ehemaligen Adjutanten als General-en-Chef. Dieses rasche Steigen hatte Bernadotte seinen ausgezeichneten militärischen Eigenschaften, einer hinreißenden Tapferkeit und Beredtsamkeit, bei großer innerer Ruhe; der kühnsten Entschlossenheit, mit der hartnäckigsten Ausdauer gepaart; und endlich einer, die Rücksichten der Menschlichkeit gegen seine Untergebenen nie aus den Augen setzender Strenge zu verdanken, wozu sich überdieß noch brennende Ehrsucht gesellte, über der er jedoch nie die Klugheit vergaß, welche die Belohnung nicht aufsucht, sondern sich von ihr suchen läßt. — Zuerst versuchte er seine Waffen in der Rheinarmee unter Custine, und wurde sodann, nachdem er hier Beweise der Achtung von Seiten seines Chefs sowohl als seiner Kameraden erhalten hatte, als Oberst, mit dem Befehl über eine Halbbrigade, zur Nordarmee unter Pichegru versetzt. Als Beweis, welchen Einfluß er auf seine Truppen hatte und wie er sich Gehorsam zu verschaffen wußte, mögen folgende Beispiele dienen. Bei der fehlgeschlagenen Unternehmung der Nordarmee, die von den Oesterreichern belagerte Festung Landrecy zu entsetzen, erfährt Bernadotte, der den linken Flügel befehligte, daß eine Division ihren eigenen General erschossen habe und der Geist des Aufruhrs immer mehr um sich greife. Augenblicklich ertheilt er seinen Soldaten Befehl, sich aufzustellen, und redet sie mit einer solchen Energie an, daß sie nur mit Mühe davon zurückgehalten werden konnten, die Verbrecher selbst niederzuhauen. In einem späteren Gefechte, in welchem die Franzosen gleichfalls hatten weichen müssen, floh seine eigene Halbbrigade in Unordnung. Da warf er seine Epauletten mitten unter die Fliehenden und rief: „Ich bin nicht mehr euer Chef, wenn ihr euch entehrt!“ Seine Soldaten kehrten um und befreiten ein Regiment aus den Händen des Feindes. Ein ander Mal, als er bei der Sambre- und Maasarmee diente, stürzte er mit dem Degen in der Hand gegen ein Grenadier-Regiment, das in vollem Aufruhr den jungen, heldenmüthigen General Marceau zwischen sich schleppte, und befreite nicht nur diesen, sondern wirkte auch durch seine Worte und Blicke so sehr auf die Soldaten ein, daß diese sich unterwarfen und die Rädelsführer freiwillig auslieferten. Nach dem entscheidenden Siege bei Fleurus, am 26. Juni 1794, wurde der Oberst Bernadotte zum Brigade-General befördert, welchen Rang er sich zweimal vorher schon verdeten hatte, und zwar, wie es im Diplome hieß, „wegen glänzender Beweise von Tapferkeit und ruhmvoller Thaten.“ Er erhielt nun den Oberbefehl über die 10,000 Mann starke Avantgarde, schlug mit derselben den Feind bei Binsch und Heinsberg, so wie er auch in der Schlacht bei Juliers den Uebergang über die Roer gegen einen doppelt überlegenen Feind erzwang, worüber ihm der General Kleber die glänzendsten Lobsprüche ertheilte. Noch im selben Jahre wurde er zum Divisionsgeneral ernannt, nachdem er wesentlich zur Eroberung der Festung Maestricht mitgewirkt hatte. Im Feldzug von 1796 bei dem Heere Jourdans verwendet, befehligte er dessen Nachhut noch auf dem ungemein schwierigen Rückzug, der die Folge der Niederlage bei Würzburg war, mit der größten Auszeichnung, nachdem er schon früher, am 26. Juli 1796, 18,000 Oesterreicher mit 10,000 Mann geschlagen hatte. Zu Anfang des Jahrs 1797 erhielt Bernadotte von seiner Regierung den Befehl, dem italienischen Heere eine Verstärkung von 20,000 Mann zuzuführen. In Mantua sah er zum ersten Mal Buonaparte, den jugendlichen Besieger Italiens. Doch gleich das erste Zusammentreffen scheint eine Kluft zwischen diesen beiden Männern geöffnet zu haben, die, Folge einer Verschiedenheit des Charakters, der Ansichten und des Strebens, weder Zeit noch Bande naher Verwandtschaft je auszufüllen vermocht haben. Bei dieser Gelegenheit soll Napoleon über Bernadotte die Aeußerung gethan haben: „das ist ein französischer Kopf auf einem römischen Herzen;“ und der Letztere fühlte ohne Zweifel, wenn er sich auch nicht darüber aussprach, daß er einen zweiten Cäsar vor sich habe. Als er, nach dem Sieg am Tagliamento, wo er sich von Neuem auf das Ruhmvollste auszeichnete, mit einer selbstständigen Abtheilung zur Verfolgung des Feinds beordert wurde, zwang er nicht nur Gradiska, wo er reiche Beute an Gefangenen und Trophäen machte, ihm die Thore zu öffnen, sondern hatte auch, beim Abschluß der Friedenspräliminarien bei Leoben, am 18. April 1797, ganz Krain erobert. Als Gouverneur von Friaul, zu welchem ihn Napoleon jetzt ernannte, erwarb er sich dieselbe Dankbarkeit, die seine gerechte und menschliche Regierung überall ern-

Digitized by Google

tete. Ja, die Bewohner des Landes statteten ihm, als er sie nach drei Monaten wieder verlassen mußte, ihren öffentlichen Dank ab, wobei folgende Worte vorkamen: „Durch Ihre wohlthätige Fürsorge für unser Land haben Sie eine Ehre erworben, die um so größer ist, als sie Ihnen allein gebört und nicht wie die Ehre der Waffen von Ihren Offizieren und Soldaten getheilt werden kann."

Damit schließen wir den ersten Abschnitt der Laufbahn Carl Johanns, indem wir zu seinem Wirken als Feldherr und König übergehen.

Die Regierung, welche in Frankreich auf den Terrorismus gefolgt war, hatte nicht den mindesten Halt in sich selbst, und war in der That völlig von ihren Herren abhängig. Daß Napoleon selbst, vor seinem Abgange nach Italien, den Convent durch Kanonen gegen den Aufruhr der Pariser Sektionen hatte vertheidigen müssen, so wie Augerau's Militärrevolution im September 1797, machten es immer deutlicher, daß Frankreichs Schicksal durch einen Krieger bestimmt werden sollte; und wer dieser sei, darüber konnte auch nicht der mindeste Zweifel mehr herrschen, nachdem Napoleon von seinem abenteuerlichen Zuge nach Aegypten zurückgekehrt war. Die Verhältnisse hatten sich so gestaltet, daß nur noch die Wahl blieb zwischen der Cäsarischen Diktatur und der alten, mit den Ausländern verbündeten Monarchie. — Unter diesen Umständen scheint es unser Held gewünscht zu haben, seinem Vaterlande außerhalb seiner Gränzen dienen zu können; wenigstens bewarb er sich um das Kommando auf mehreren Kolonien. Allein verschiedene Zwischenfälle verhinderten seine gewünschte Anstellung, und er wurde nach dem Frieden von Campo Formio als Gesandter nach Wien geschickt. Einen spätern Antrag des Direktoriums hinsichtlich des Oberbefehls in Italien wies er zurück, als ihm dasselbe die verlangte Verstärkung verweigerte, doch nahm er das Kommando über eine Observationsarmee am Rhein an. Im Jahr 1799 öffnete sich für ihn ein neues Feld der Thätigkeit, wo er sich, neben seinen militärischen Talenten, auch als ordnender und schaffender Geist bethätigen konnte: es wurde ihm nämlich die Leitung des Kriegsministeriums übertragen, das, mehr als jeder andere Zweig der Verwaltung, durch die kraft- und haltlose Regierung in Verfall gerathen und gesunken war. Er bewies hier, was einem tüchtigen Manne, bei ernstlichem Wollen, auch in nur kurzer Zeit zu thun möglich ist. Die Nationalgarde wurde reorganisirt, die ganze disponible Truppenmacht an die Gränzen beordert, eine Aushebung von 91,000 Mann und 40,000 Pferden veranstaltet, endlich eine Armee am Niederrhein geschaffen, und dies Alles in einem Zeitraume von nur 2½ Monaten! Auch äußerte Bernadotte's Nachfolger, als er die von Massena und Brune gemachten Trophäen der Regierung überreichte: „Ich kann mir keinen Theil an diesen Siegen zumessen; sie sind durch meinen Vorgänger bereitet worden." Gewiß die größte Anerkennung seines Talents. Nach der Niederlegung des Ministeriums zog sich Carl Johann in das Privatleben zurück, dessen Glück er im vollsten Maße genoß, nachdem er sich am 16. August 1798 mit einer Schwägerin Joseph Buonaparte's, einer gebornen Clary aus Marseille, vermählt hatte. Allein obgleich jetzt mit dem künftigen Beherrscher von Frankreich verschwägert, nahm er dennoch nicht nur keinen Antheil an der Militärrevolution vom 18. Brumaire (9. November) 1799, sondern sprach sich sogar energisch gegen dieselbe „als ungesetzlich" aus. Dessenungeachtet übertrug ihm der nun zum ersten Konsul ernannte Napoleon den Oberbefehl im westlichen Frankreich, das er zwei Jahre lang mit eben so viel Gewandtheit gegen die Angriffe der Engländer schützte, als er Kraft und Klugheit in Bernhigung der so lange von innern Stürmen zerrissenen Vendée bewies.

Im Jahr 1804 ernannte ihn der Kaiser Napoleon zum Marschall von Frankreich, 1805 zum General en Chef über die Armee in Hannover und zum Statthalter in diesem Lande, und in Folge der Schlacht bei Austerlitz, im Jahr 1806, zum Prinzen von Ponte Corvo.

Seine Verwaltung in Hannover erwarb ihm, trotz aller Drangsale, die ein Krieg als unvermeidliches Gefolge mit sich führt, einen weit edleren Ruhm, als die Waffen allein verleihen können; und unter den Namen so vieler großer Krieger drang auch der zum Norden, welcher sich Liebe durch Gerechtigkeit und Milde verschaffte.

Im preußischen Kriege hatte er das Kommando über das erste Corps der großen Armee und eröffnete den Feldzug mit der Verdrängung der preußischen Vorhut bei Schleiz und Saalfeld, so wie er auch thätigen und ruhmvollen Antheil an der Schlacht von Jena nahm, obwohl ihm hier durch bindende Befehle keine Freiheit zu entscheidenden Bewegungen gelassen war. Er war es, der den General Blücher rastlos bis Lübeck verfolgte und diese Stadt mit Sturm nahm; doch bewies er auch bei dieser Gelegenheit die Menschlichkeit, welche ihm die Achtung aller Edeldenkenden erworben hat. — Während dieses Zugs gegen die Ostseeküsten gerieth das kleine Corps schwedischer Truppen, welches der Eigensinn Gustavs IV. Adolph in Lauenburg stehen gelassen hatte, auf der Trave in die Gefangenschaft des Prinzen. Es waren die ersten schwedischen Krieger, die ihn kennen lernten, und sie vergaßen ihn nicht.

Im russisch-preußischen Kriege erhielt der Prinz, nach dem Uebergang über die Weichsel bei Thorn, den Befehl über den linken Flügel der großen Armee. Er trennt durch seine Bewegungen die Russen und Preußen, bemächtigt sich Elbings und Braunsbergs, reinigt das ganze Land von der Weichsel bis Passarge und nimmt seine Stellung längs dieses Flusses. Als nach der Schlacht von Pultusk die Franzosen sich anschickten, ihre Winterquartiere zu beziehen, warf sich der russische Feldherr Benningsen mit seiner ganzen Truppenmacht überraschend schnell und unerwartet auf den

Digitized by Google

Vortrab des Marschalls Bernadotte, in der Absicht, dieses Corps von dem übrigen französischen Heere abzuschneiden. Allein dieser sammelte mit großer Geistesgegenwart seine an mehreren Punkten zerstreuten Truppen, schlug die Russen am 25. Januar 1807 bei Mohrungen, vereinigte sich mit Ney und verfolgte, indem er den zurückweichenden Feind langsam verfolgte, dem rechten Flügel Zeit, sich zu sammeln. In diesem Gefechte war der Prinz von einer Kugel nahe am Genick getroffen worden, was ihn jedoch nicht abhielt, nach wie vor die Schlacht zu leiten und auf dem Kampfplatz zu verweilen.

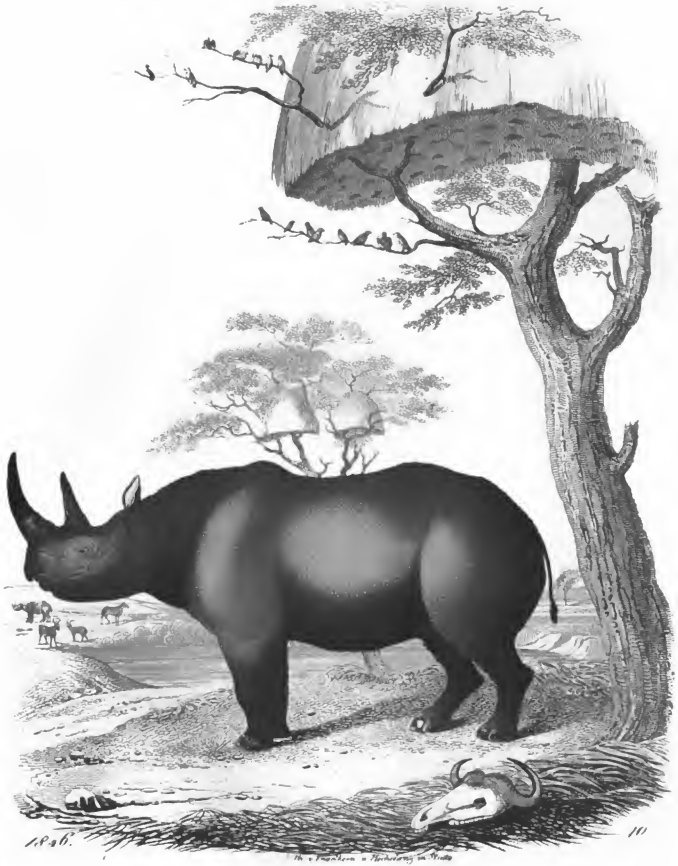
Einige Tage nach dem Frieden von Tilsit ernannte Napoleon den Prinzen von Ponte-Corvo zum Gouverneur über die Hansestädte. Er sollte von Hamburg aus die Mündungen der Trave, Elbe und Weser gegen den englischen Handel bewachen; und daß er in dieser harten Aufgabe, ohne gegen die ihm auferlegten Pflichten zu fehlen, bei seinen Untergebenen sich eine Liebe und Achtung erwerben konnte, die die Zeit nur vermehrt hat, ist nicht der geringste Beweis für die Wahrheit, daß keine äußern Umstände den Einfluß eines großen menschlichen Charakters vernichten können. Eine eigene Fügung des Schicksals ist es, daß während dieser Zeit der Mann, der später Schwedens Thron zieren sollte, den Auftrag erhielt, dieses Land, im Verein mit einer dänischen Truppenabtheilung, anzufallen. Doch kam dieses Vorhaben nie zur Ausführung, sondern gab nur der spanischen Division Romana, die mit zu Bernadotte's Corps gehörte, Gelegenheit, auf englischen Schiffen, von Fünen aus, in ihr Vaterland zu entkommen.

Beim Ausbruch des österreichischen Kriegs, im Jahr 1709, vom Kaiser zur Uebernahme des Oberbefehls über die sächsischen Truppen von Dänemark, wo er damals stand, nach Dresden berufen, empfing er hier einen schwedischen Abgesandten, der mit der Anzeige der vor sich gegangenen Regierungsveränderung die Bitte um einen Waffenstillstand verband. Diesen bewilligte nicht nur der Prinz, sondern befahl auch, alle an den Küsten der Ostsee landenden schwedischen Schiffe freundlich zu empfangen, worüber ihm der Kaiser übrigens seinen Unmuth nicht undeutlich zu verstehen gab. — In der blutigen Schlacht bei Wagram befehligte er das neunte Corps, das mit Ausnahme einer einzigen französischen Division, nur aus Sachsen bestand. Da nun das 25ste Bulletin diesen keine Gerechtigkeit widerfahren ließ, so ertheilte er ihnen in einer eigenen Proklamation das verdiente Lob. Dies nahm ihm indeß Napoleon höchlich übel und sie trennten sich mit gegenseitiger Unzufriedenheit; was jedoch den Prinzen nicht abhielt, nach seiner Rückkehr nach Paris, die Vertheidigung Antwerpens, auf Bitte der Regierung, zu übernehmen und alle Angriffe der Engländer kräftig abzuwehren. Die nach dem Friedensschluß mit Oesterreich erbetene Entlassung verweigerte ihm Napoleon nicht nur, sondern übertrug ihm auch die Verwaltung des Kirchenstaats, der jetzt dem großen Reiche einverleibt worden war. Der Prinz wollte dieses Vertrauen ablehnen, allein der Kaiser beharrte auf seinem Wunsche, und so wollte er binnen vierzehn Tagen abreisen, als ihm die Wahl der schwedischen Stände mitgetheilt wurde.

Der auf die Stufe von Schwedens Thron berufene Carl August war in der Blüthe seiner Jahre den frohen Hoffnungen seines Vaterlandes entrissen worden. Unter den glänzenden Namen, an denen die Zeit so reich war, war einer, — einer vorzugsweise — nach dem Norden gekommen, der mit der Größe der Thaten im Kriege den milderen Glanz der Tugenden verband, die den Frieden schenken und schirmen. Der König Carl XIII. schlug vor und die Stände Schwedens auf dem Reichstage in Orebro wählten einstimmig am 21. August 1810 den Prinzen von Ponte-Corvo zu Schwedens Kronprinzen, „als begabt“ — heißt es in ihrem Beschlusse — „mit den Tugenden und Eigenschaften, die uns eine gerechte Hoffnung geben, unter ihm eine gute Regierung und das Glück zu genießen, welches die Frucht einer gesetzlichen, kräftigen und das allgemeine Beste fördernden Verwaltung ist.“ Der König nahm ihn als Sohn an. Beide Beschlüsse wurden mit Briefen an Napoleon und den Prinzen, nach Paris geschickt. Beider Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der Kaiser gab seine Einwilligung und der Prinz nahm die Wahl an. Einige Verzögerung und Schwierigkeit verursachte die Entbindung vom Vasalleneide, welche Napoleon Anfangs gar nicht, und dann nur unter der Bedingung bewilligen wollte, daß der Prinz verspreche, nie die Waffen gegen Frankreich tragen zu wollen. Doch siegte endlich des Letztern Festigkeit, und der Kaiser entließ ihn mit den Worten: „Wohl, reisen Sie! mögen unsere Schicksale erfüllt werden!“ — Diese Wahl war von Napoleon weder bewirkt noch begünstigt worden, denn er hat selbst zugestanden, daß dieselbe für ihn in mehr als einer Beziehung nicht ohne Gefahren sei, und daß es ihn eine Aufopferung koste, seine Zustimmung zu ihr zu geben, was auch sehr erklärlich wird, wenn man die fortwährend zwischen Beiden herrschende Spannung in Betracht zieht.

So reiste also der Prinz zu Anfang October 1810 von Paris ab. Von Kassel aus übersandte er dem König die Versicherung, welche die schwedischen Stände von ihm verlangt hatten, und erfüllte somit die eine der vorgeschriebenen Bedingungen für die Gültigkeit seiner Wahl. In Helsingör erfüllte er die zweite, indem er dort in die Hände des Erzbischofs von Schweden, der ihm in Begleitung des Bischofs von Lund entgegengegangen war, das Glaubensbekenntniß der lutherisch-evangelischen Kirche ablegte. Am 20. October 1810 betrat er den schwedischen Boden in Helsingborg. Von den Worten, die er bei dieser Gelegenheit sprach, führen wir folgende an, weil sie eben so wahr als würdig seine Gefühle in diesem Augenblicke ausdrücken, wo so viele alte theure Bande zerrissen und ihm neue, so schwere Pflichten auferlegt wurden:

Digitized by Google



Digitized by Google

„Nicht die Hoffnung auf eine Krone," sagte er nämlich, „kann meinem Herzen so zarte Opfer ersetzen; ich werde nirgend anders Ersatz für sie finden, als in dem Glücke meines neuen Vaterlandes." — Zu den Deputirten der Stände, welche ihm bei Drottningholm entgegenkamen, sagte er: „Als ich den Fuß auf Schwedens Boden setzte, war ich schon vollkommen Schwede. — Ich beginne in diesem Augenblicke ein neues Leben, das ich Ihnen weihe." — In seiner Rede an die versammelten Stände äußerte er: „Ich habe den Krieg in der Nähe gesehen, ich kenne alle Geißeln desselben; es gibt keine Eroberung, die das Vaterland für das auf fremder Erde vergossene Blut seiner Söhne trösten könnte. Der Friede ist das einzige ehrenvolle Ziel einer weisen und aufgeklärten Regierung. Nicht die Weite der Gränze eines Staats macht seine Stärke und Selbstständigkeit aus, sondern seine Gesetze, sein Handel, seine Industrie, und vor Allem sein Nationalgeist. Schweden, das ist wahr, hat große Verluste erlitten, allein die Ehre des schwedischen Namens hat keinen Flecken erhalten. Unterwerfen wir uns dem Beschlusse der Vorsehung, und vergessen wir nicht, daß diese uns ein Gebiet verliehen hat, das für unsere Bedürfnisse hinreicht, so wie Eisen, um uns zu vertheidigen." — Wir führen diese Worte an, weil Karl Johann den darin enthaltenen Grundsätzen vierundzwölf Jahre lang mit unerschütterlicher Standhaftigkeit folgte und Schweden einen Frieden schenkte, der — vielleicht nicht genug geschätzt während des Genusses — nun das rührende Denkmal auf dem Grabe eines großen Kriegers ist.

Indem wir nun zum dritten Abschnitt unserer Darstellung, zur Schilderung des Wirkens Carl Johanns als König übergehen, wecken wir Erinnerungen, die noch zu frisch und neu sind, als daß wir wagen dürften, uns des Weiteren über sie zu verbreiten.

Schwerlich ist jemals eine starke Seele auf eine härtere Probe gestellt worden, als die war, durch welche Carl Johann seine und Schwedens politische Stellung bestimmte gegen seine eigenen und großentheils auch gegen die älteren Sympathien seines Volkes. Allein Napoleon trieb die Sachen so auf die Spitze und stellte so unerhörte Forderungen, unter welchen wir nur folgende nennen: die Kriegserklärung gegen England, obgleich dieses keinen Krieg mit Schweden wollte; das Verlangen schwedischer Matrosen für die französische Flotte; die Einführung des französischen Zolltarifs und französischer Zollaufseher in Schweden; den Vorschlag einer dem Rheinbund ähnlichen Konföderation zwischen Schweden, Dänemark und dem Großherzogthum Warschau, und ließ sich solche Gewaltthaten, wie z. B. Pommerns Wegnahme, die Gefangenhaltung schwedischer Truppen und der Kaperkrieg gegen Schwedens Handel, zu Schulden kommen, daß es Sache der politischen Nothwendigkeit wurde, sich auf die entgegengesetzte Parthei zu schlagen. — Wir enthalten uns aller Bemerkungen über das, was man bei uns die Politik von 1812 nennt, so wie jeder Beschreibung der unsterblichen Siege bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig, denn wer wollte es wagen, dies Alles in einigen Zügen darzustellen? Nur so viel erlauben wir uns zu bemerken, daß der Einfall der Verbündeten nach Frankreich so wenig in Carl Johanns Wünschen lag, als der völlige Sturz Napoleons.

Am 5. Februar 1818 bestieg er, nach dem Tode seines Vaters, den Thron, auf dem er übrigens, trotz des fortwährenden Friedens, die Ruhe nicht fand, die er, nächdem er denselben so ehrenvoll erworben und so kräftig geschützt, wohl verdient hätte. Doch enthalten wir uns jeder nähern Untersuchung über die Verhältnisse unter seiner langjährigen Regierung, so viel auch darüber zu sagen sein möchte, weil der Gegenstand uns noch zu nahe liegt, als daß er recht behandelt werden könnte. Möge die künftige Zeit hier das Wort führen. Was aber die Zeiten betrifft, welche Carl Johann in Schweden vorausgingen, so wird Jeder, der über das Verflossene eine Stimme hat, bezeugen, daß der Vergleich laut für ihn und das Glück seiner Tage spricht, und nicht geneigt sein, mit seiner Dankbarkeit zu feilschen.

Eine große Schwierigkeit, welche Vieles, ja vielleicht das Meiste erklärt, was man an seiner Regierung hat tadeln wollen, hat er zu bekämpfen gehabt, nämlich die unvollkommene Kenntniß der Sprache seines Volks, bei einer großen Beredsamkeit seiner eigenen. Und in Wahrheit, hätte er sich mehr verständlich machen können, er wäre auch mehr verstanden worden.

Er war als Mensch nicht ohne Fehler, allein diese hingen mit seinen guten und vortrefflichen Eigenschaften zusammen, — mit einer Sparsamkeit, die das Bedürfniß zu sammeln fühlte, mit einer Mildthätigkeit, die leider gar zu oft Undankbare machte, mit einem Gefühle des eigenen Werths, welcher zwar — das ist wahr — erkannt zu werden liebte; allein wer hat, wie er, den Tadel und die Ungerechtigkeit ertragen? Auf alle die Gefühle und Eigenschaften, welche den Grund und die Nahrung der menschlichen Gesellschaft unter allen ihren Gestalten bilden, auf die häuslichen Tugenden, die elterliche Liebe, die kindliche Ehrfurcht, die Freundschaft, die Treue, die Dienstfertigkeit, den Gehorsam gegen die Gesetze, die Vaterlandsliebe, setzte er den größten Werth, gleich wie er selbst in ihnen ein Muster war.

An Seele und Leib mit einer Stärke begabt, die ihn an die Gränze menschlicher Jahre führte, behielt er bis zum letzten Augenblick eine kraftvolle Thätigkeit. Der merkwürdigste Mann seiner Zeit unter denen, welche die großen Umwälzungen unserer Tage hinterlassen haben, zu allen Zeiten einer der Merkwürdigsten von den Wenigen, die durch Tugenden einen Thron erworben und befestigt haben, wurde er der Veteran unter Europa's Regenten.

Am 26. Januar 1844, an seinem einundachtzigsten Geburtstage, wurde er von einem Unwohlsein befallen, das seine Tage beendigen sollte. Zwar nach

Digitized by Google

dem ersten Anfalle der Krankheit schienen seine Kräfte sich wieder zu beleben, sanken aber allmählig, und am 8. März, nachdem er längere Zeit schon das Bewußtsein verloren hatte, war er nicht mehr. — Doch die Verwesung hat die alte Eiche nicht zerstört. Der Stamm lebt noch und wird in seinen kräftigen Schößlingen, zur Freude kommender Geschlechter, von der Heldenart der Wurzel zeugen, aus der sie entsprossen sind.

Das afrikanische Nashorn.

(Taf. 10.)

Nach dem Flußpferd und Elephanten ist das Nashorn das größte, vielleicht auch gar das furchtbarste Thier Afrika's. In seinem Aeußeren ist es wesentlich von dem ostindischen Nashorn oder Rhinoceros verschieden, dessen bräunliche, fast ganz nackte runzliche Haut an den Schultern und Schenkeln tiefe Falten beschreibt und gleich einem Mantel oder einer Rüstung den Körper des riesenhaften Thiers bedeckt, auch hat es zwei Hörner statt des einen auf der Nase, und der Kopf, der bei jenem gewölbter ist und höher getragen wird, ist bei diesem gestreckter, vom Genick gesenkt, und die Backenknochen und die untere Kinnlade sind mehr nach unten gewölbt. — Obgleich seiner schon in der heiligen Schrift Erwähnung geschieht, auch Plinius dasselbe bereits beschreibt, wurde dessen Existenz doch Jahrhunderte lang bezweifelt, bis unter den Reisenden der letztern Jahrhunderte, Flacourt, das afrikanische Nashorn zuerst wieder in der Saldanha-Bay am Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckte, und Kolb es in seiner Schilderung des Kaplandes nach eigener Ansicht ausführlich beschrieb. Von da an wurde es von allen Reisenden und Besuchern des südlichen Afrika bemerkt, so viele Abbildungen aber auch von demselben veröffentlicht wurden, sind doch fast alle unrichtig, und mehr oder weniger dem ostindischen einhörnigen oder dem sumatranischen Nashorn nachgebildet. Harrys, welchem wir unsre Abbildung entnommen haben, ist nach den Verscherungen unterrichteter Reisender der erste, der das Thier richtig abgebildet, und einer der wenigen, der dessen Sitten und Lebensart gründlich beachtete. Nach ihm ist das afrikanische Nashorn, Rhinoceros africanus, etwas kleiner als der Elephant, 11½—12 Fuß lang, 7—8 Fuß hoch, und sein Körperumfang soll an 12—14 Fuß betragen; von fern gesehen gleicht es dem Flußpferde, ist aber von diesem durch seinen gesenkten Kopf und die beiden Hörner unterschieden, von denen das erstere größere vorn auf der Nase steht, mit seinem Kern mit dem Nasenknochen verwachsen, und ursprünglich nach vorn aufstrebend, nach der Spitze zu etwas nach hinten gekrümmt ist, und eine Länge von 18 bis 24 Zoll, so wie an der Wurzel einen Umfang von 24 Zoll hat; das zweite kleinere Horn steht mitten auf der Hirnschale, gerade aufrecht, ist 8—12 Zoll hoch und endet in einer kleinen gewölbten Spitze. Der Kopf ist gegen zwei Fuß lang, vierkantig und vorn abgestumpft, die Oberlippe spitz zulaufend und den Rachen bedeckend, die Augen sind klein, blinzelnd, gleichen Schweinsaugen und stehen weit zurück, weßhalb das Thier beim Laufen auch fortwährend den Kopf rechts und links wirft, um den zurückzulegenden Weg besser verfolgen zu können. Die Farbe der runzlichen, oft zwei Zoll dicken Haut, die nur am Halse einige Falten wirft, ist nach dem Alter des Thieres verschieden, theils aschgrau oder lichtbraun, theils ganz dunkelbraun oder erdfarbig. Geruch und Gehör sind äußerst fein bei ihm, und ersetzen dem Thiere einigermaßen das kurze Gesicht, weßhalb sich ihm die Jäger auch nur unter dem Winde nähern können. — Man findet das Nashorn in allen Theilen Afrika's, von Habesch herab bis zum Kap, und Bruce, Sparmann, Le Vaillant, Gordon, Harrys u. A. haben es in allen, zwischen diesen beiden Endpunkten liegenden Landstrichen gejagt, letzterer aber namentlich viel Fabelhaftes widerlegt, was über dieses Thier im Umlauf war. Im Kaplande waren sie sonst sehr häufig, die zunehmende Kultur und die fortwährenden Verfolgungen haben sie aber zurückgetrieben, so daß man jetzt nur noch selten einzelne im Süden des Oranjeflusses findet.

Frazer, der in Gesellschaft von einigen Kaffern den Oranje überschritt, bemerkte in einem der Thalgründe fünf dieser Thiere, worunter zwei Junge, die grunzend und stöhnend den Uferschlamm mit ihren Hörnern aufwühlten, munter umhersprangen und in einem der Alten eine Art von Sicherheitswache ausgestellt zu haben schienen, denn derselbe befand sich im Eingange des Grundes, ging langsam von einer Seite zur andern, wobei er den Kopf rechts und links warf, die Nüstern aufblies, die Schnauze schnuppernd erhob und, die nahe Gefahr ahnend, plötzlich zurückeilte. Mit der Schnelligkeit flüchtiger Pferde brachen nun alle dem Flußufer zu; die Erde dröhnte unter ihren Füßen; schwache Mimosen und alles Buschwerk niederbrechend, suchten sie das Thal zu erreichen, wo Frazer und dessen Gefährten sich jagdfertig aufgestellt hatten. Eines der Jungen erlag den Hassagayen oder Wurfspießen der Kaffern, zwei Kugeln Frazers drangen in die Brust und den Unterleib eines der Weibchen, die, als sie eins der Jungen fallen sahen, sich um dasselbe schaarten, während das Männchen wüthend sich gegen die Angreifer wandte, die eilends die Flucht ergreifen und sich durch Hinanklimmen der schieferreichen, ziemlich steilen Felsenwand, auf welcher ihnen das Thier nicht folgen konnte, zu retten suchen mußten. Hier waren sie gezwungen, fast zwei Stunden zu verweilen, da das wüthende Männchen sie nicht herabließ, und die Weibchen, nachdem das verwundete Junge verendet war, mit grunzendem Geheul das Männchen beim Angriff auf die Felsenwand zu unterstützen suchten. Oft gelang es ihnen, 12—15 Fuß die Lehne heranzustürmen, immer aber brach der lockere Schiefer unter dem Gewicht ihres Körpers und der Kraft ihrer dreispaltigen

Digitized by Google

Klauen, und die gereizten Thiere stürzten mit dem Gerölle wieder hinab, durchfurchten gesenkten Kopfes in wilden Sprüngen einen Theil der Ebene mit ihren Hörnern, und kehrten dann um so wüthender zu einem neuen Angriff zurück, der dann eben so erfolglos als der frühere war. Die Hassagayen der Kaffern waren nutzlos verschleudert worden, einige Kugeln Frazers schienen wirkungslos gewesen zu sein, und nur die Höhe des Felsens, auf welchem sie jedoch der glühenden Hitze der Sonne ausgesetzt waren, gewährte ihnen Schutz. Das Blut des einen verwundeten Weibchens röthete das Gerölle am Fuße des Felsens, und der Schmerz der Wunde schien dessen Wuth noch zu vermehren, denn gerade dieses Thier war am eifrigsten beim Angriff; erst nach beinahe zwei Stunden stürzte es ermüdet und vom Blutverlust erschöpft auf die Knie, unter Grunzen und mit Stößen suchten die andern das Gesunkene aufzurichten, als aber alle Mühe vergebens war, stürzten sie auf das verendete Junge los und wendeten es mit den Hörnern um; als sie aber bemerkten, daß auch hier alles Leben verschwunden war, rannten sie wie besessen in das Thal des Oranje hinab, und waren bald hinter einem Felsenvorsprunge verschwunden. Jetzt erst wagte sich die Gesellschaft vom Felsen herunter, um sich der Jagdbeute zu bemächtigen. Das gefallene Weibchen war über zehn Fuß, der Kopf allein zwei Fuß lang, das vordere Horn war zwanzig, das hintere neun Zoll hoch, und beide an der obern Hälfte wie polirt. Die Kaffern machten sich sogleich darüber her, das beinahe anderthalb Zoll dicke, rauhe Fell abzuziehen, und die besten Theile des dem Schweinefleisch gleichschmeckenden Fleisches los zu schneiden; die Hörner, die aber keineswegs beweglich sind und auf die Seite gelegt werden können, wie Sparrmann behauptet, sondern sich nur mit dem Oberkiefer bewegen, reservirte sich Frazer mit sammt dem Schädel, und eilte, während die Kaffern mit dem Ausweiden beschäftigt waren, zu dem getödteten Jungen; dasselbe war 5½ Fuß lang und 4 Fuß hoch, das erste Horn war nur 7, das zweite 4 Zoll lang, und bei beiden schien der Kern noch nicht mit dem Horn verwachsen zu sein, da sie sich mit sammt der Kopfhaut bewegen ließen. Auch das Junge wurde abgezogen, ausgenommen und die besten Fleischstücken reservirt, und von beiden die Zunge ausgeschnitten, die von den Kaffern für einen der delikatesten Bissen gehalten wird. Sie ist nicht härter, als die Zunge eines Esels, und wenn abgezogen, so zart als die feinste Rindszunge, eine Fabel daher, daß das Nashorn mit derselben andere Thiere todt lecken könne. Nachdem die Zerlegung beider Thiere vollendet war, bereiteten sich die Kaffern vor, die Jagdbeute nach den Wagen zu bringen, die am Flusse unter Aufsicht der, die Zugochsen führenden Hottentotten geblieben waren, — allein welche Zerstörung erblickte Frazer und seine Gefährten! — Von den drei schwerfälligen Wagen lagen zwei umgestürzt, die vierzig Zugochsen waren verschwunden, und von den sechs Hottentottentreibern lag einer mit gequetschtem Fuß unter einem der Wagen, vor Schmerz wimmernd und halb verschmachtet, die andern waren entflohen. Nur mit Mühe gelang es den Anstrengungen sämmtlicher Begleiter, den Wagen zu lüpfen und den Verwundeten hervorzulangen. Nachdem Frazer denselben innerlich und äußerlich durch etwas Branntwein gestärkt, wurde aus seiner kauderwelschen Erzählung so viel klar, daß drei wüthende Nabals, der hottentottische Name für Nashorn, plötzlich auf den Kraal zugestürzt wären, die Hürden durchbrochen und die Wagen umgeworfen hätten; er habe sich hinter die Wagen geflüchtet gehabt und wäre von dem einen beim Umsturz eingequetscht worden; die Büffel, so wie seine Gefährten seien vor Schrecken nach allen Richtungen hin zerstoben, der Tingo Jumbo (der Teufel) müsse in den Nabals gewesen sein! — Nun war guter Rath theuer, — die Thiere hatten sich furchtbar gerächt, — der Reisende befand sich jetzt, ohne Zugvieh und ohne Treiber, achtzig Stunden weit von jeder europäischen Ansiedelung entfernt, in einem feindlichen Lande, mit dessen Bewohnern, den Kaffern, er erst Freundschaftsbündnisse abzuschließen willens war, und die mit acht Kaffern, die er um sich hatte, sollten ihm behülflich sein, in gutes Vernehmen mit ihrem König oder Oberhäuptling Griqua zu kommen. Zum Glück für Frazer waren die ihn begleitenden Kaffern noch zu sehr Naturkinder, zu ehrlich, offen und zu treu ihren Gebräuchen, als daß sie seine hülflose Lage benutzt, ihn geplündert und sich dann geflüchtet hätten; sie hatten ja Namen mit ihm getauscht, von seinem Tabak geraucht, von seinem Branntwein getrunken und mit seiner Butter und seinem Eisenocher ihre Haut gesalbt, und er hatte ja das gleiche gethan, von ihnen außerdem Hassagayen werfen lernen, trug eines ihrer Schakalfälle über seinen Rücken geschlungen, und hatte aus ihrem Farbebeutel sich Hände, Aerme, Gesicht und Nacken, gerade wie sie selbst, eingerieben; wie hätten sie ihm, ihrem Bruder, der in Freund- und Brüderschaft mit Griqua treten wollte, plündern oder seine Lage benutzen können! Alle machten sich bereitwillig auf, die Büffel und die Treiber aufzusuchen, und ihren Bemühungen verdankte es Frazer, noch vor dem Sinken der Sonne die größere Hälfte der Zugthiere und drei Treiber wieder innerhalb des Kraals zu wissen; am nächsten Tage stellten sich auch die zwei noch fehlenden ein, und bis auf drei Büffel, welche verunglückt sein mochten, fand man alles wieder zusammen. Unter mehreren Tagen war übrigens an kein Fortsetzen der Reise zu denken; die Beschädigungen der Wagen mußten, so gut es gehen wollte, ausgebessert werden; das Fleisch und die Haut der erbeuteten Nashörner wurde aus der Schlucht theilweise herbeigeschafft, denn eines Theils desselben hatten sich schon während der Nacht die Schakals bemächtigt, und ein großes Gastmahl, bei welchem die Hottentotten sowohl als die Kaffern sich als solche Eßkünstler bewiesen, daß sie im vollen Sinne des Worts sich nicht mehr bewegen konnten, beschloß feierlich Frazers erste Nashornjagd im Lande der Betschuanen.

Digitized by Google

Erst nach Verlauf einer Woche konnte die Weitereise angetreten werden, und von jetzt an, wo die Reisenden die wellenförmige Ebene des Binnenlandes betraten, verging selten ein Tag, wo sie nicht Nashörner, wenn auch nur einzelne, zu Gesicht bekamen. Lange Zeit verging hier indessen, ehe Frazer wieder eins zum Schuß bekommen konnte. Selten bemerkte er sie in trockenen Ebenen, vereinzelt unter Quagga's, Antilopen und Gnu's; wo er sie aber bemerkte, konnte er stets gewiß sein, Wasser in der Nähe zu finden. — Sobald die, auf der Reise den Vortrab bildenden Kaffern Nashörner entdeckten, gaben sie der Karavane stets ein Zeichen zum Stillhalten, und Frazer suchte mit den Jagdlustigen dann stets unter den Wind des Thieres zu kommen, was bei dem Nabal um so nöthiger ist, als das Thier, wenn es bei seinem scharfen Geruch gegen den Wind etwas Lebendiges wittert, gleich in gerader Linie darauf losstürzt, und dann nichts seine Wuth aufzuhalten vermag. Den Menschen wird es dadurch weniger gefährlich, weil diese nur ruhig stehen zu bleiben brauchen, und wenn das Thier bis auf 10 oder 12 Schritte nahe gekommen ist, nur zur Seite ausweichen dürfen, wo dann das Thier bei ihnen vorbeischießt und die Spur verliert, dem Zugvieh und den Wagen schadete es aber fast immer, und mancher der Büffel wurde von ihnen niedergerannt und durch die Hörner beschädigt. Konnten die Reisenden unter dem Winde sich einem Nashorn auf Schußweite nähern, so wurde es stets deren Beute, entdeckte es aber durch sein leises Gehör die nahende Gefahr, so eilte es immer mit der Schnelligkeit eines Wettrenners davon. Frazer beschlich öfters Nashörner, wenn sie Abends ihre Erdgruben, in denen sie den Tag über liegen, verließen, um ihrer Nahrung nachzugehen, die in den Zweigen von Mimosen und anderm Buschwerk besteht; konnte er sich ihnen auf 30—35 Schritt nähern, wo sie durch das Geräusch der brechenden Zweige seine Annäherung nicht hörten, so nahm er stets deren Auge zum Zielpunkt, und fast immer erlagen sie dann seiner Kugel; nur ein einziges Mal mißlang ihm der Schuß, wüthend stürzte das Thier, nachdem es vorher den Kopf hin und her geworfen, um nach seinem Feinde auszuspähen, auf seinen Angreifer los, brach die dünnstämmigen Mimosen wie Strohhalmen nieder, senkte den Kopf, durchwühlte furchtbar grunzend mit seinem Horn die Erde, überrannte einen, das Reservegewehr tragenden Hottentotten, dem es die Seite aufschlitzte und mit seinen Füßen ein Bein zertrat; nur mit Mühe konnte sich Frazer durch Seitensprünge retten; so wie das Thier seine Spur verloren hatte, warf es den Kopf von neuem in die Höhe, um durch Geruch und Gehör den Feind aufzuspüren, und wurde nun aus einem Angegriffenen zum Verfolger; eine halbe Stunde lang war Frazer in Lebensgefahr, und erst durch Hülfe der herbeieilenden Kaffern, die durch ihre Wurfspeere das Thier von ihm abtrieben und verwundeten, wurde er befreit, und das Thier selbst der Jäger Beute.

Tr. Bromme.

Die beiden Deutschen im Urwald.

Im October 1840 hatten zwei Deutsche von Little Rock in Arkansas aus einen nordwestlichen Cours eingeschlagen, um an dem kleinen Flüßchen „Cypreß“ (ungefähr 50 Meilen von Little Rock entfernt), sich eine Strecke Land zu besehen, das ihnen zum Verkauf angeboten und dabei bedeutend gelobt und gepriesen war.

In Amerika kommen aber die Leute aus aller Herren Länder zusammen, und Charaktere vereinigen sich dort, die im alten Lande sich selten oder nie gefunden, und wenn gefunden, nie vertragen haben würden. So auch unsere zwei Reisende, ein Apotheker und ein Schneider, die sich in der fremden Stadt, von lauter Amerikanern umgeben, selbst noch wenig oder gar nicht mit der Sprache vertraut, kennen gelernt und liebgewonnen hatten.

Der Schneider war ein leidenschaftlicher Jäger und kaufte sich, um recht jagdmäßig angezogen zu sein, in Little Rock ein paar Moccasins (dünne hirschlederne Halbstiefel) und Leggins (Kamaschen), auf die er mit nicht geringem Wohlbehagen bald über die eine, bald über die andere Seite seines Pferdes herunter sah; nichts in der Welt hatte ihn aber bewegen können, seinen hellblauen, sehr elegant ausgestatteten Frack abzulegen, mit dem er den Leuten auf dem Lande zu imponiren hoffte, indem er wohl wußte, wie kostbar Tuchkleider im Westen von Amerika seien und wie selten sich der Backwoodsman so hoch versteigt, einen feinen Tuchrock zu kaufen; dazu trug er einen hohen schwarzen Filzhut, aber losen Hemdkragen, weil er, wie er sich ausdrückte, im Walde „ungenirt“ sein wollte. Ueber die Schulter hing ihm eine sehr schöne englische Doppelflinte mit deutscher Jagdtasche, doppeltem Schrotbeutel, ein Pulverhorn mit Patentladung und ein Zündbüchsenaufsetzer.

Sein Gefährte war einfach, aber keineswegs jagdmäßig angezogen. Er trug einen dunkeln Ueberrock und eine braune Fellmütze, wie seine gewöhnliche Bein- und Fußbedeckung, ja er hatte nicht einmal ein paar Sporen angeschnallt, die einen wesentlichen Theil von des Schneiders Ausstaffirung machten. Auch er hatte übrigens eine Doppelflinte und deutsches Jagdzeug, schien aber wenig die Aufmerksamkeit zu theilen, mit der sein Kamerad fortwährend bald auf die Straße hinaus, bald hoch in die Bäume schaute, um entweder einen Bär oder einen Truthahn zu entdecken, indem bis jetzt seine Meinung gewesen war, daß das Zeug doch in Unmasse im Walde herumlaufen müsse.

Der Apotheker schien mehr auf der Erde umher zu suchen und den Pflanzen seine Aufmerksamkeit zu schenken, wegen deren er schon unzählige Male vom Pferd gestiegen war, um sie theils zu betrachten, theils mit der Wurzel auszugraben und in eine lange blecherne Kapsel, eine Art Herbarium, zu legen, die er in seiner Jagdtasche stecken hatte. — Sie waren am vorigen Tage von Little Rock ausgeritten und bei zwei jungen Männern, einem Deutschen und einem Russen,

Digitized by Google

übernachtet, die sich erst vor wenigen Wochen dort an der Straße angekauft und niedergelassen hatten.

„Dolle,“ sagte der Schneider plötzlich, seinen Gefährten anredend, welcher in einer Strecke von neun englischen Meilen, die sie bis jetzt zurückgelegt, wohl einige zwanzig Mal vom Pferde gestiegen war, — „Dolle, heißt mich Joseph, wenn Ihr nicht mehr an der Straße wie auf dem Pferde seid, Ihr verscheucht ja das ganze Wild, was wir treffen könnten, mit Eurem ewigen Auf- und Absteigen!

„Aber, du lieber Gott,“ sagte der also Angeredete, „wir sind schon wer weiß wie viele Meilen geritten, und haben noch nicht ein einziges Stück Wild, ja nicht einmal ein Eichhörnchen oder einen Vogel an der Straße gesehen.“

„Es kann doch aber jeden Augenblick kommen,“ entgegnete der Andere hitzig; „treten wir nicht mit jedem Schritt mehr in den Urwald ein und können jene Dickichte, die wir da vor uns sehen, nicht ganze Schaaren von Bären enthalten; aber aufrichtig gesagt,“ fuhr er fort, als Dolle wieder aufgestiegen war und sie langsam neben einander herritten, „ich habe mir den Urwald ganz anders gedacht, die Bäume sind ja nicht stärker und größer, als bei uns im Walde auch, und die paar Schlingpflanzen, die ich bis jetzt gesehen habe, doch kaum der Rede werth.“

„Ja wir sind aber auch in den Hügeln, Burg,“ entgegnete der Apotheker, „und noch dazu in sehr dürren, unfruchtbaren Hügeln, wo die Bäume nicht so besonders stark und groß werden — aber wahrhaftig — was ist denn das da vor uns?“

„Wo — wo?“ fragte der Schneider, indem er wie elektrisirt zusammenfuhr und mit den Sporen, an die er nicht gedacht hatte, den Bauch des Pferdes berührte, das, einen verzweifelten Satz machend, seinen Reiter unfehlbar abgeworfen haben würde, hätte nicht dieser mit wahrer Todesverachtung seine Flinte fallen lassen und sich um den Hals des Pferdes geklammert, wobei er seine Hacken glücklicher Weise so hoch heraufbrachte, daß die Sporen an die Satteldecke zu liegen kamen und das Poney nicht weiter beunruhigten, welches augenblicklich, da es keineswegs bösartiger Natur war und gerade seiner Sanftmuth wegen in Little Rock von ihm ausgesucht war, stillstand und seinem Reiter erlaubte, sich wieder im Sattel fest zu setzen.

„Aber Burg, Ihr werdet mit Eurem Gewehr noch ein Unglück anrichten, wenn Ihr es so fallen laßt,“ rief Dolle erschrocken, indem er sein Pferd zurücktrieb — „es ist ein Wunder, daß es nicht los ging, und der Lauf ist gerade nach mir zu gedreht!“

„Die verdammten Sporen,“ rief Burg, sich wieder im Sattel aufrichtend und vorsichtig, die Hacken nach außen, die Steigbügel suchend — „das ist nun schon das dritte Mal, daß es mir so geht, es bleibt aber ein Glück, daß ich so fest sitze, jeder Andere in meiner Stelle wäre sicher heruntergeflogen.“

„Sagt lieber, es ist ein Glück, daß Euer Pferd solch ein Schaf ist und stehen bleibt! ich bitt Euch, seht einmal Euren Bucephalus an, er ist wahrhaftig eingeschlafen.“

„Komm!“ rief Burg, dazu mit der Zunge schnalzend, indem er dem Pferd mit der geballten Faust auf den Hüftknochen schlug, sich aber wohl hütete, ihn mit den Sporen zu berühren, „komm!“ „glaubt übrigens ja nicht, Dolle, daß der Racker schläft wenn er die Augen zumacht, er sinnt nur wieder auf neue Sprünge, um mich aus dem Sattel zu bekommen.“

„Nun, so lange der Sattelknopf hält,“ lachte Dolle, „so lange hat's keine Noth — warum steigt Ihr aber nicht ab und nehmt Eure Flinte wieder auf, oder wollt Ihr sie liegen lassen, bis wir auf dem Rückweg vorbeikommen?“

„Heißt mich Joseph,“ sagte Burg ängstlich lächelnd, „wenn ich nicht der verdammten Sporen wegen bange bin, herunter zu steigen; es ist sonderbar, aber ich mag mich drehen und wenden, wie ich will, ich bin immer mit dem Hacken gerade da, wo ich nicht sein sollte.“

Dolle war unter der Zeit, gutmüthig genug, abgestiegen und hatte ihm das verlorene Gewehr gereicht, das Burg dankend annahm, und langsam setzten beide ihre Pferde wieder in Bewegung.

„Aber zum Henker,“ rief Burg, — „jetzt fällt mir erst wieder ein, warum mein Pferd so sprang; was hattet Ihr mir denn zu zeigen? war's ein Hirsch oder ein Bär? ich habe Nichts gesehen!“

„Die eigenthümliche Schlingpflanze, die sich dort am Baum hinaufzog,“ antwortete Dolle sehr ruhig!

„Und wegen einer erbärmlichen Schlingpflanze ein Aufhebens zu machen, als ob wunder was zu sehen wäre,“ rief Burg ärgerlich — „ich glaubte schon, es liefe ein Bär oder gar ein Panther über die Straße.“

„Nun, wir wollen jetzt dafür desto eifriger unseren Weg verfolgen,“ entgegnete Dolle, indem er sein eigenes Thier zu einem kleinen Trab antrieb, in welchem sein Gefährte nur mit Mühe nachkam, da ihm die Flinte, bei seinem Anhalten am Pferde, ungeheuer im Wege war.

Sie hatten nun den Abhang der „dividing ridge“ (theilenden Bergrückens) erreicht, wo der Weg sich außerordentlich steil in's Thal nach den Wassern des Fourche la Fave hinunterzog, und Burg hielt sein Pferd auf dem Gipfel an und bemerkte gegen seinen Gefährten, indem er auf den abschüssigen Pfad hindeutete — „Dolle, heißt mich Joseph, wenn ich meinen Hals hier riskire und auf dem Pferd sitzen bleibe — hier steig ich ab und führe es; das steht ja gerade aus, als ob man an einer Mauer hinunter reiten wollte.“

Dolle gab weiter keine Antwort, sondern that, wovon jener redete, und nahm sein Pferd am Zügel, trat aber an Burgs Pferd und bat diesen, ihm seine Flinte zu geben, bis er abgestiegen sei, es könnte doch ein Unglück geben.

Burg war es herzlich gern zufrieden, und kam mit ungemeiner Vorsicht, und zwar ohne das Pferd diesmal mit den Sporen zu berühren, auf die Erde, knickte aber, dort angelangt, augenblicklich zusammen,

Digitized by Google

als er mit seinen unbefohlten Moccasins auf einen schaefen Stein trat, und zwar aus dem einfachen Grunde, da nichts Anderes als scharfe Steine da lagen.

„Au!“ rief er, indem er sich den Fuß hielt — „die verteufelten Steine sind gar zu eckig hier!“

„Wer hieß Euch aber auch Moccasins anziehen,“ sagte Dolle ärgerlich, indem er voran den Berg hinunter ging; „Ihr seid Euer Lebtag gewohnt gewesen, rindslederne“ — „kalbslederne“ unterbrach ihn Burg, — „meinetwegen kalbslederne Stiefeln zu tragen, und jetzt kommt Ihr mit dem dünnen Zeug an, wo's Einem gerade ist, als ob man gar Nichts an den Füßen hätte.“

Burg entgegnete Nichts, folgte aber langsam und verbiß seinen Schmerz, wenn er auf einen gar zu kantigen Stein traf und dann rettungslos in die Knie sank; dabei rutschten ihm die Sporen fortwährend, da die Moccasins keine Hacken haben, unter den Fuß und er war schon zweimal recht ernstlich gefallen; unten am Berg aber, wo er sich selbst recht empfindlich wehe that, indem er in seinem eigenen Sporn hängen blieb, hielt er fluchend an und, indem er sich niederbeugte, die scharfen Eisen abzuschnallen, rief er wüthend: „Nein! und wenn ich in meinem Leben nicht wieder reiten soll, aber meine eigenen Glieder will ich mir doch nicht mit ihnen zerstoßen! so“ — sagte er, als er sie in die Jagdtasche schob — „so, da steckt bis ich euch wieder herausnehme, und das wird schwerlich geschehen, ehe ich wieder ein paar vernünftige Stiefel am Fuß habe.“

Die beiden Reiter waren jetzt wieder aufgestiegen und verfolgten den breiten Fahrweg, der sich von nun an im Flußthal hinzog und weiter keine Schwierigkeiten bot.

Nachmittags erreichten sie den kleinen Fluß Fourche la Fave, ließen sich übersetzen und erkundigten sich nun hier, nachdem sie etwas zu Mittag gegessen und ihre Pferde gefüttert hatten, nach dem Weg an die „Eypreß,“ zu dem Platze eines Farmers, Dennis, derselbe, dessen Land sie in Augenschein nehmen wollten.

„Well,“ sagte der Fährmann, eine starke, untersetzte Figur, indem er, als Beide wieder aufgestiegen waren, vor die Thüre trat und mit der Hand an seiner Fenz hinaufzeigte, „well — wenn Sie den Weg finden wollen, so müssen Sie hier an der Fenz hinauf reiten und dann da oben an der Ecke den Weg verlassen und wieder an der Fenz bleiben, bis an die andere Ecke, von da an sind die Bäume erst ganz frisch gezeichnet, und wenn Sie sich auf dem kleinen Fußpfad halten, können Sie gar nicht fehlen.“

Die Reiter dankten und folgten der Weisung des Mannes, fanden die frischen Baumzeichen und den Fußpfad, und mußten nun Einer hinter dem Anderen herreiten, da der Steg so schmal wurde und Büsche und Sträucher überall über ihn hinüber hingen.

„Hallo!“ rief Burg, als sein hoher Filzhut von einem kleinen Ast erfaßt und herunter geworfen wurde, „Hallo — die verdammten Bäume sollten sich lieber ganz über den Weg legen, ich habe so schon seit einer Viertelstunde mit der Nase auf dem Sattelknopf gelegen und im ersten Augenblick, wo ich mich aufrichte, ist auch mein Hut unten; aber sagt mir einmal, Dolle, wo führt denn der Weg hin, der Wald wird ja immer dichter und hier ist ja kaum noch eine Spur zu erkennen!“

„Ja, lieber Burg,“ sagte der Angeredete, indem er hielt und, selbst ein wenig zweifelhaft, umherschaute, „da fragen Sie mich zu viel, es muß aber wohl der rechte Weg sein, denn wir haben doch keinen anderen links oder rechts abgehen sehen.“

„Nun, ich will's wünschen,“ seufzte Burg, „aber ich fange doch an, mich nach Menschen zu sehnen, der Himmel sieht mir auch so verdächtig aus, weiter fehlte nun gar nichts, als daß wir auch noch einen tüchtigen Regen bekämen und uns dann verirrten — Brrrr“ — fuhr er sich schüttelnd fort — „die Nacht im nassen Walde mit meinem dünnen Frack.“

Schweigend setzten sie jetzt, jeder mit seinen eigenen Betrachtungen beschäftigt, ihren Weg fort und erreichten den Scheidungsgipfel der Fourche la Fave und „Eypreß“-Wasser, auf dem der Pfad über rauhe, gebrochene Steine und durch dichte Hickory- und Eichen-Dickichte eine Strecke hinführte, und sich dann wieder, einen steilen Abhang hinunter, in's Thal der Eypreß hinein zog.

„Dolle!“ sagte Burg, als sie einen Augenblick auf dem Gipfel hielten und das weite Thal überschauten, das dunkelgrün und schaurig in der nahenden Dämmerung und von schwarzen Wolkenschichten überhangen, vor ihnen lag, „Dolle, ich wollte, wir könnten irgendwo blauen Rauch aufsteigen sehen, dieses ernste Schweigen sagt meiner Constitution gar nicht zu; ich fühle mich unbehaglich; der Wald ist auch wie ausgestorben — sollte das nun ein Menschenkind glauben, daß wir von heute früh seit Tagesgrauen im Urwalde sind und noch kein Stück Wild, keinen Truthahn, ja nicht ein Eichhörnchen gesehen haben, sei es auch nur, zu versuchen, ob unsere Flinten losgingen; ich glaube wahrhaftig, ein Mensch könnte hier in der Wildniß mit größter Bequemlichkeit verhungern.“

„Ich würde es doch vorziehen, Blätter und Rinde zu essen, ehe ich es so weit kommen ließe,“ fiel Dolle kopfschüttelnd ein — „die Aussichten sind aber, hinsichtlich eines Nachtquartiers, sehr schlecht, denn unten im Thal ist's schon dunkel und hier oben auch nicht mehr so recht hell!“

„Meiner Berechnung nach müssen wir schon wenigstens zehn Meilen geritten sein, seit wir des alten Amerikaners Haus verlassen haben,“ sagte Burg beheuernd.

„Ja, und sieben sollten es nur bis zum nächsten Hause sein,“ bemerkte Dolle, indem er mit banger Besorgniß auf seine Taschenuhr sah, die leider seine Furcht, der einbrechenden Nacht wegen, nur zu sehr bestätigte, „kommt, Burg,“ fuhr er fort, indem er absties und

Digitized by Google

sein Pferd den steilen Berg hinunter führte, „laßt uns machen, daß wir fort kommen.“

Burg kam diesmal ohne Dolle's Hülfe herunter, und hinkte fluchend und jammernd und über seine Füße klagend, hinter dem Anderen her, bis sie am Fuß des Berges wieder aufsaßen und nun im scharfen Trabe an einem kleinen Bache, dessen Lauf der Weg stromauf folgte, hinritten. — Immer dunkler wurde es aber und immer drohender ballten sich von allen Seiten schwere Wetterwolken zusammen, die eine rauhe, unfreundliche Nacht fürchten ließen; die beiden Reiter jedoch trieben ihre kleinen Pferde immer stärker an, bis sie endlich bei einem Durchgang durch den Bach den Pfad wie Burgs Hut verloren. — Zwar fanden sie den letzteren nach angestrengtem Suchen wieder, der erstere war und blieb aber mit Dunkelheit bedeckt, und außer allem Zweifel war es jetzt, daß sie rettungslos die Nacht im Walde zubringen mußten.

„Ich will doch lieber einmal schreien,“ sagte Burg, und ehe Dolle etwas erwiedern konnte, kreischte er so fürchterlich und ohrenzerreißend, daß jener entsetzt zurücksprang und ihn um Gottes willen bat, aufzuhören.

„Wer, zum Teufel soll denn hier Euer Gequietsche hören? ruft laut oder gar nicht.“

„Aber ich kann ja nicht lauter schreien,“ rief der Schneider ärgerlich, „ich habe einen Fehler im Halse.“

„Nun, dann will ich's einmal versuchen,“ sagte Dolle und schrie aus Leibeskräften fünf oder sechs Mal, Niemand aber antwortete ihm, nicht einmal das Echo hielt es der Mühe werth, und sehr kleinlaut begannen nun die beiden Männer eine Berathung zu halten, was aus ihnen eigentlich die Nacht über werden solle.

„Hier im Thal bleib ich nun einmal auf keinen Fall,“ sagte Dolle, „hier ist's so öde und schauerlich, und die Bäume sehen alle aus, als ob sie Einem jeden Augenblick auf den Kopf fallen wollten.“

„Aber oben auf dem Berge zieht's so,“ wandte Burg ein, „und ich in meinem dünnen blauen Frack —“

„Wer hieß Euch aber auch den Lappen anziehen um auf Reisen zu gehen, und warum nahmt Ihr das Anerbieten des Deutschen, wo wir gestern Abend übernachteten, nicht an, als er Euch seinen Mantel borgen wollte?“ erwiederte ärgerlich der Apotheker, — „gut, bleibt hier unten im Thal, ich gehe aber auf den Berg, da sehe ich doch wenigstens was vorgeht.“

Mit dem Sehen war es übrigens nicht so ganz richtig, denn es wurde stockdunkel und ein feiner Regen begann naß und kalt auf die beiden unglücklichen Wanderer herunter zu träufeln.

Dolle machte jetzt wirklich Anstalten, den Berg wieder zu ersteigen, während ihm Burg, der keineswegs beabsichtigte, allein im dunkeln Thal zurückzubleiben, seufzend und über seine Füße klagend, die ihm in den scharfen Steinen wund geworden waren, folgte, doch rückten sie nur langsam vorwärts, da sie ihre Pferde führen mußten und jeden Augenblick in Dornen und Schlingpflanzen hängen blieben.

„Ihr beklagtet Euch ja heute, daß Ihr nicht genug Schlingpflanzen hättet,“ sagte Dolle, als Burg gerade in ein Dickicht gerathen war und vergebens in den dornigen Ranken nach seinem ewig verlorenen Filzhut suchte, „ich sollte doch denken, Ihr hättet deren gerade genug!“

„Nun, weiter fehlte mir gar nichts,“ klagte Burg mit weinerlicher Stimme, „als daß Ihr auch noch an zu spotten fangt; heißt mich Joseph, wenn ich noch eine heile Stelle an meinen Händen habe, und von den Füßen will ich gar nicht mehr reden, die habe ich aufgegeben; wenn ich wieder nach Little Rock komme, werde ich mir wohl müssen beide Beine abnehmen lassen.“

„Nach Little Rock kommen?“ klagte Dolle jetzt, „ach! wenn wir nur erst oben auf dem Berge wären, an Little Rock wollen wir noch gar nicht denken!“

„Nun,“ sagte Burg, der seinen Hut wieder gefunden und aufgesetzt hatte; „was da oben auf dem Berge so viel Großes und Schönes sein wird, weiß ich wahrhaftig nicht, ich wünsche mir weiter nichts, als daß wir erst wieder herunter wären!“

Dolle mochte im Ganzen Burgs Meinung sein und erwiederte nichts, sondern kletterte stumm und verdrossen an der steilen Bergwand hinauf, deren Gipfel endlich Beide, müde und matt, erreichten.

Das dünne Sprühen war jetzt in einen richtigen Regen ausgeartet, der sie total durchnäßte. Burg erklärte, sein Hut, sein Herz und seine Füße wären so weich wie Butter, und Dolle band sein Pferd an einen Strauch und setzte sich unter einen Baum, um wenigstens etwas geschützt zu sein.

„Ihr werdet Euch erkälten, Dolle,“ sagte Burg, „wenn Ihr Euch so in's nasse Gras setzt — brrrr, ich mag mich gar nicht anfassen, ich bin so feucht; und mein armer Frack,“ seufzte er, indem er wehmüthig die Hände faltete und zu Boden sah.

„Wenn nur wenigstens ein Stall hier wäre, wo man das Pferd hinein thun könnte,“ fuhr er endlich fort — „ich werde doch hier nicht die ganze Nacht stehen und den Zaum halten sollen?“

„Warum bindet Ihr es nicht auch an — da ist ja ein Baum dicht neben Euch,“ antwortete mürrisch Dolle.

Burg streckte den Arm mit dem Zaum aus, um den Rath zu befolgen, sprang aber mit einem Schmerzensschrei zurück und rief, die eine Hand sich mit der anderen haltend: „Donnerwetter, an dem Baum sind Spieße!“

„Es wird eine Akazie sein,“ meinte Dolle sehr trocken.

„Herr Dolle, ich verbitte mir alle Bemerkungen,“ sagte, im höchsten Grade aufgebracht, jetzt der Schneider — „wenn ich Sie nicht als einen todten Menschen betrachtete, denn Ihr nasser Sitz muß Ihnen jedenfalls eine tödtliche Erkältung zuziehen, so würde ich mich noch härter darüber äußern; ich aber nehme Gott und die Welt zum Zeugen, daß ich hier auf eine niede-

Digitized by Google

trächtige Art behandelt werde, und wenn mein Tod erfolgt, der fast unausbleiblich erfolgen muß, so bin ich schändlich — hinterlistig gemordet."

„Aber um Gottes willen, Mann, wen klagt Ihr denn solch' fürchterlicher Sachen an? sind wir denn nicht selbst schuld daran?" fragte Dolle.

„Wir? — Ich?" entgegnete verwundert der Schneider — „glaubt Ihr, ich wäre in diese Wildniß mit meinem blauen Frack eingedrungen, wenn ich vorausgesetzt hätte, daß kein menschliches Wesen darin existire? Hat nicht der verrätherische Fährmann von sieben Meilen gesprochen, und sind wir nicht wenigstens siebenzehn geritten und gewandert, und ich ohne Halstuch, mit Moccasins an den Füßen, die ich angezogen habe, um recht leise auftreten zu können, und jetzt gäbe ich meinen blauen Frack darum, wenn ich schreien könnte, daß mich die ganze Nachbarschaft hörte, (wenn dieser wüste Platz überhaupt eine Nachbarschaft hat)."

„So setzt Euch doch nur," sagte Dolle, „Ihr wollt doch nicht bis morgen Früh um sechs Uhr da stehen bleiben und philosophiren?"

„Morgen früh um sechs Uhr," murmelte der Schneider düster vor sich hin, „werde ich in einen Eiszapfen verwandelt an einem dieser Bäume lehnen, denn ich fühle, wie mein Herzblut schon gefriert, — ach guter Dolle," fuhr er weicher fort, „ich bin stets ein guter Mensch gewesen, ich habe Keinem wissentlich etwas zu Leide gethan, und jetzt muß ich hier so elendiglich, so ganz erbärmlich umkommen!"

„Hallo!" rief Dolle aufspringend, „jetzt habe ich einen guten Einfall, wir wollen uns in die Satteldecken wickeln und die Sättel hier unter den Baum legen und uns darauf setzen."

„Der Einfall kam von Gott," jauchzte Burg, während er zu seinem Pferde sprang und mit zitternden Händen am Sattelgurt desselben nach der Schnalle suchte, die er endlich fand und bald an Dolle's Seite, in die Decke eingewickelt, auf dem Sattel saß, um hier, frierend und schüttelnd, den Anbruch des jungen Tages zu erwarten.

Aber nicht lange hielten die beiden Unglücksgefährten das Sitzen aus, denn wie in Fieberfrost flogen ihre Glieder, und sie waren genöthigt, sich Bewegung zu machen, um nicht wirklich zu erstarren.

Der Apotheker sprang wie toll um den Baum herum, dem Schneider thaten aber die Füße so fürchterlich weh, daß er es, der scharfen Steine wegen, nicht wagte, und sich nur einen etwas ebenen und weichen Platz aussuchte, auf dem er fortwährend von einem Bein auf's andere hüpfte, auch ein paar Mal zu pfeifen versuchte, um seinem Gefährten glauben zu machen, daß er sich behaglich fühle, es blieb aber immer nur bei einem verunglückten Versuch.

Endlich dämmerte im fernen Osten der erste Strahl des neuanbrechenden Tages; der Regen hatte gegen Morgen nachgelassen und hie und da schaute ein Stückchen des klaren Himmels durch die wehenden Nebelschleier hervor.

Burg war, trotzdem daß er durch und durch naß sein mußte, gegen den Baum gelehnt, etwas eingeschlafen, als Dolle plötzlich das Krähen eines Haushahns zu vernehmen glaubte; er horchte, und wahrlich, von fern herüber scholl der entzückende Ruf, der die Nähe menschlicher Wohnungen, eines Feuers und einer Tasse Kaffee verkündete.

„Burg, Burg!" rief er, diesen schüttelnd. „Sieben Ellen," sagte, noch im Schlafe, der also Angeredete — „reichlich!"

„Burg! zum Henker mit Euren Ellen; dort kräht ein Hahn!"

„Ein Hahn?" rief Burg, der jetzt erschrocken die Augen aufschlug, und gar bald wieder die traurige Lage, in der sie sich befanden, begriff, „ein wirklicher Hahn?"

„Ja — horcht nur! Da wieder — und da drüben noch einer!"

„Und warum sitzen wir denn hier noch?" rief Burg, wie toll in die Höhe springend, — „etwa um zu sehen, wie sich die Landschaft bei Morgenbeleuchtung ausnehmen wird? he? warum fliegen wir denn nicht? — ach allmächtiger Gott!" unterbrach er sich da plötzlich, „mir sind ja die Glieder wie gelähmt und die Füße ganz geschwollen und naß wie die Schwämme — na die Doktorrechnung will ich sehen und die Visiten; der kann sich gleich auf acht Wochen bei mir einmiethen!"

Von freudigen Hoffnungen bewegt, sattelten jedoch jetzt Beide ihre Pferde wieder, was übrigens fast eine halbe Stunde dauerte, da es das erste Mal in ihrem Leben war, daß sie dies Geschäft selbst besorgten und Burg besonders behauptete steif und fest, der Sattelknopf gehöre hinten hin, da er sich sehr deutlich erinnere, daß er sich gestern an dem breiten Ende festgehalten habe; nach mehreren Versuchen jedoch brachten sie es zu Stande, führten ihre Pferde, die geduldig, an dergleichen gewöhnt, die ganze Nacht dagestanden hatten, den Berg hinunter, fanden den gestern Abend verlorenen Weg wieder, und erreichten nach einem stündigen Ritt, naß und erstarrt das ersehnte Haus, wo sie von dem alten Farmer freundlich aufgenommen und bewirthet wurden.

Burg aber war mehr todt als lebendig, und keine Macht der Erde hätte ihn an dem Tage herausbringen können, um das Land zu besehen, wegen dem er einige fünfzig Meilen geritten war; er schwur, er habe mehr von dem Land gesehen, als ihm lieb sei, und wolle in einer Stadt leben und sterben, das Landleben sei einmal nicht für ihn gemacht, und die Jagd in Arkansas so erbärmlich, daß es sich nicht der Mühe lohnte, eine Flinte mit hinaus zu nehmen.

Dolle besah sich nun die Farm, aber auch auf ihn hatte die Landpartie eine üble Wirkung hervorgebracht, und am nächsten Tage kehrten Beide, von einem Führer begleitet, der sie bis an den breiten, ausge-

Digitized by Google

1846

11

Digitized by Google

Digitized by Google

hauenen Weg bringen mußte, nach Little Rock zurück, wo es Burgs erstes Geschäft war, die Moccasins, in denen seine Füße so fürchterlich gelitten hatten, in ganz kleine Stücke zu schneiden, und sich dann in's Bett zu legen und Thee zu trinken, um von den schrecklichen Strapazen, die er erduldet, auszuruhen.

F. Gerstäcker.

Gentianen.

(Taf. II.)

Die Familien der Gentianen, Jussieus, von denen wir unsern Lesern einige vorführen, erheben sich nur einzeln und selten zum Wuchs des Strauches, sondern sind meist unbehaarte Kräuter, mit entgegengesetzten sitzenden, ungetheilten, meist ganzrandigen Blättern, ohne Nebenblätter. Die Zwitterblüthen entspringen aus den Blattwinkeln, oder sind gipfelständig, einzeln, oder zu Rispen gehäuft. Der Kelch ist einblättrig, 4—5-, nur selten 6- oder 8theilig, und meistens bleibend. Die einblättrige, bodenständige Blumenkrone ist weit trichter- oder tellerförmig, 4- oder klappig. Der Staubgefäße sind so viele, wie Kronenlappen; die Anthoren stehen einwärts, und sind zweifächerig, mit kurzer Rückenklammer. Der Eistock steht frei, ist zwei- oder vierfächerig, vielsamig. Der Griffel einfach oder gespalten, oft sehr kurz, die Narbe einfach, zweilappig oder zweitheilig. Die Frucht ist eine ein- oder zweifächerige, vielsamige Kapsel mit kugligen oder eckigen Samenkörnern, mit kleinem, in einem fleischigen Eiweißkörper eingehüllten Embryo.

Wir kennen über zwanzig Arten dieser schönen Pflanzen, die meist an Kalkgebirgen gesunden werden. Gebrauch wissen wir nur von der gelben zu machen, alle übrigen werden, wohl wegen der allen inwohnenden Bitterkeit, sogar vom Vieh und Wild verschmäht, blühen daher in ungestörter Pracht auf den Bergwiesen und öden Weiden.

Der gelbe Enzian, Gentiana lutea, Linn. Er wächst auf den Alpen und Voralpen von Tirol, Vorarlberg, Krain, zerstreut auf dem Schwarzwalde, den Vogesen und der schwäbischen Alp, bis nach Franken und Thüringen.

Er hat ovale ½ Fuß lange Blätter mit starken Rippen; die goldgelben Blüthen stehen in Wirteln über einander am 3—5 Fuß hohen Stiel, sind fünfspaltig; Blüthezeit: Juli und August. Die dicke, fleischige, 1—3 Fuß lange Wurzel ist außen braun und ringförmig gerunzelt, inwendig gelb, getrocknet bräunlich. In unsern Apotheken wird sie als rein bittres Mittel bewahrt. Frisch ist sie von widrigem Geruch, und auch betäubend, welches schon öfter den Verdacht der Verfälschung hervorrief. Zu verwechseln ist sie bei einiger Aufmerksamkeit indeß nicht leicht, doch wird das Pulver, was nicht selbst in der Apotheke bereitet ist, beinah stets mit werthlosen Stoffen gemischt sein, wie schon der Preis beweist, da das Pulver stets um ein Drittel wohlfeiler ist, wie die ganze Wurzel. Der wirksame Stoff ist ein schön gelbes Alkaloid: das Gentianin, ausnehmend bitter und im Magen ein Gefühl, wie Hitze erregend. In der Schweiz und Tirol bereitet man durch Destillation einen bittern Schnaps daraus; bei uns wird selten ein Bauer die schöne gelbe Blüthe sehen, ohne die Wurzel auszugraben und in den Branntwein zu thun, wodurch die schon nicht häufige Pflanze stets seltener wird.

Der rothe Enzian, Gentiana purpurea, Vill. Auf den schlesischen und böhmischen Alpen zu Haus, seltner in der Schweiz. — Aus der vielköpfigen, runden Wurzel erhebt sich der undeutlich vierkantige Stengel einen bis zwei Fuß hoch, mit drei bis vier Zoll langen Blättern am Boden besetzt, und trägt im Juli und August eine Blumenkrone, deren sechsspaltige Blüthen innen rein gelblich, außen reihenweise, dunkel purpur punktirt sind.

Der ungrische Enzian, Gentiana pannonica, Scop., blüht im August und September auf den südteutschen Alpen. Die Blumen stehen in Wirteln und gipfelständigen Büscheln, und sind schmutzig purpurroth mit Schwarz punktirt. Die Blätter sind spitz eiförmig.

Der punktirte Enzian, Gentiana punctata. L., ist an den Hängen der Subeten und der südteutschen Alpen nicht selten. Der vierkantige Stengel, mit stumpfgespitzt ovalen Blättern trägt im Spätsommer zolllange, gelbe, innen häufig schwarzroth punktirte Blumen.

Röhrig glockenförmig und vierspaltig ist die Blume bei folgenden:

Der Kreuzenzian, Gentiana cruciata, L., mit fußhohem Stengel, lanzettförmigen Blättern und himmelblauen bis violetten Blumen, deren Lappen sich kreuzförmig flach hinlegen. Er wächst an unfruchtbaren Berghängen in Süddeutschland und blüht im Juni und Juli.

Der Schwalbenwurzenzian, Gent. asclepiadea, L. Der stumpfvierkantige Stengel wird 2 bis 3 Fuß hoch und trägt bis 2 Zoll lange, schön himmelblaue, selten auch ganz weiße Blüthen.

Der gemeine Enzian, Gent. pneumonanthe, L. Auf sumpfigen Wiesen und Torflagern wird der vierkantige Stengel bis gegen zwei Fuß hoch, und trägt eine schöne Blumenähre von himmelblauen Glockenkelchen mit grünen Längsstrichen. Oft ist die Gipfelblume sechsspaltig. Blüthezeit: August und September.

Auf den höchsten Alpen von Krain und Steyermark gedeiht:

Gentiana Fröhlichii, Wulff, mit himmelblauen glatten Blumen, die sich im Juli entfalten, und

Gentiana frigida, Hänk, mit weißen, durchscheinenden, wie gefroren aussehenden Blumen.

Der Glockenblumenenzian, Gent. acaulis,

Digitized by Google

L., mit handhohem Stengel, an dem schön tiefblaue, dunkler punktirte Glocken hängen.

Der Frühlingsenzian, Gent. verna, L., Fig. 3. Man macht drei Unterarten, Gent. aestiva, vulgaris und brachyphylla, welche aber blos nach höherem oder niederem Standpunkt variiren. Von den höchsten Alpenwiesen bis zu den Hochweiden an der Schwabenalp leuchten im Frühling ihre schönen, lasurblauen Sterne.

Der gefranzte Enzian, G. ciliata, L., Fig. 2. Auf Kalkboden und hochgelegenen Weiden mit himmelblauen, zartgewimperten Blumen, in Süddeutschland.

Der Feldenzian, G. campestris, L., Fig. 1. Ein aufrechter, verästelter Stengel, der oft einen prachtvollen Strauß violetter Glockenblumen im Herbst entfaltet, und, gewöhnlich in Menge zusammen einen wunderschönen Flor auf öde Bergweiden breitet. Interessant ist, daß ihre im Schlund behaarte Blume oft vier- oft fünfspaltig ist.

Der langstielige oder Eisenzian, Gent. glacialis, blüht violett oder weiß an sumpfigen Stellen der höchsten süddeutschen Alpen, wie auch der, gleichfalls violett blühende Zwergenzian, Gent. nana, Wulff.

Weniger wichtig sind:

Gentiana amarella.
— pyramidalis.
— obtusifolia.
— germanica.
— nivalis.
— utriculosa.
— prostrata.
— imbricata.
— bavarica.
— pumila.

Schmid.

Die Halbinsel Krimm.

Diese Halbinsel, welche die Einwohner bald Krimm, bald Kurim Adossi nennen und die jetzt auch noch ihren alten Namen Taurien trägt, wird durch das schwarze und asowsche Meer gebildet und ist nur durch eine ungefähr sieben Werst breite Landzunge mit dem Kontinente verbunden. Sie liegt zwischen dem 45sten und 47sten Grade nördlicher Breite, und dem 50sten und 55sten Grade der Länge, und nimmt einen Flächenraum von 200 Werst sowohl in der Länge als in der Breite ein. Diese Halbinsel war schon zur Zeit der Argonauten, das heißt 1400 Jahre vor Christi Geburt bekannt. Ihre ältesten Bewohner waren die Taurier, welche durch die Kimmerier oder Kimbern in die südlichen und bergigen Theile der Halbinsel zurückgedrängt wurden; da sie sich aber in den Bergen festsetzten und behaupteten, so wurde die Halbinsel nach ihnen Tauria genannt. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt begannen die Griechen, sich auf derselben niederzulassen, und bauten daselbst die Stadt Bosporus, das heutige Kertsch, welches später Kaffa genannt wurde und jetzt seinen ehemaligen Namen wieder angenommen hat. Die Heraklier und Delier bauten die Stadt Cherson und trieben von da aus einen bedeutenden Handel nach allen Gegenden hin, wodurch ihre geographischen Kenntnisse nicht wenig vermehrt wurden. Im Jahre 480 vor Christi Geburt gründeten die von Mitylene herstammenden Archanaktiden in Bosporus und in einigen andern Städten einen monarchischen Staat, welcher 42 Jahre später in der Person des Spartacus unter die Herrschaft einer neuen Dynastie gelangte. Diese neuen Monarchen, welche allem Anscheine nach aus Thrazien herstammten, liebten und beschützten die Griechen, und machten sich im Lande durch ihre milde, weise Regierung beliebt; sie vertrieben die Szythen aus der Halbinsel, eroberten Theodosia und erweiterten auf diese Weise ihre Besitzungen. Ungefähr 380 Jahre vor Christus erstreckten die Taurier nach und nach ihre Herrschaft auf der ganzen Halbinsel und bekriegten das Königreich Bosporus, so wie den noch unabhängigen Staat Cherson, bis endlich im Jahre 112 vor Christi Geburt der große Mithridates, König von Pontus, die Taurier unterjochte und Meister der ganzen Krimm wurde. Ein Jahrhundert später drangen die Alanen in die Halbinsel, unterjochten die Könige von Bosporus und vertilgten nach einem sechszigjährigen Kriege die Taurier. Die Regierung dieser neuen Herren dauerte ungefähr anderthalb Jahrhunderte, aber in der Hälfte des zweiten Jahrhunderts wurden sie durch die Gothen verdrängt, und während der Herrschaft der letzteren, das heißt zu der Zeit des Diokletian und Konstantin des Großen, wurde das Christenthum in der Krimm eingeführt, wo nach und nach und in kurzer Zeit mehrere Bisthümer entstanden. Im Jahre 375 mußten sich die Gothen den Hunnen unterwerfen; aber sie zogen sich in die Berge, wo noch die Alanen hausten, wie auch nach Kertsch zurück, wo sie fortfuhren, von ihren eigenen Königen beherrscht zu werden. Am Ende des vierten Jahrhunderts endlich hörte das Königreich Bosporus ganz und gar auf. Nach dem Sturze der Hunnen drangen die Ungarn oder Magyaren im Jahre 464 in die Krimm und, nachdem sie, in Verbindung mit den Bulgaren, das Land zwischen dem Don und dem Dniester erobert hatten, kehrte ein Theil derselben nach Asien zurück und die Gothen, welche in Kertsch ansäßig waren, wurden durch die zurückgebliebenen Magyaren und Bulgaren gezwungen, ihre Ansiedelungen zu verlassen und nach Taman zu ziehen, wo sie eine neue Kolonie gründeten. In dem sechsten Jahrhundert entschloß sich der Kaiser Justinian, Taurien von dem Joche der Barbaren zu befreien; er schickte Truppen hin, verjagte die Magyaren und befestigte Cherson und Bosporus. Bis zu seinem Tode wurde die Ruhe in der Krimm erhalten, nach demselben wurde dieses unglückliche Land durch neue Unruhen zerrissen. Im Jahre 679 wurde die Krimm von den Kozaren unterjocht und die Bergbewohner sowohl als die griechischen Städter der Küste mußten ihnen

Digitized by Google

Tribut bezahlen; zwar empörten sich die ersteren gegen das Ende des achten Jahrhunderts, aber sie wurden geschlagen, behielten jedoch ihre eigenen Regenten. Im Jahre 840 gründete der Kaiser Theophilus eine Provinz oder einen Regierungsbezirk, Cherson, dem er alle griechischen Städte der Krimm einverleibte, denn, obgleich diese Völkerschaften den Kozaren einen Tribut bezahlten, so erkannten sie doch die Oberherrschaft des griechischen Kaisers an. Seit der Eroberung der Krimm durch die Kozaren hatte diese Halbinsel den Namen Kozarien angenommen, und der bergigte Theil derselben wurde immer nach dem Volke, das ihn bewohnte, genannt, das heißt, Gothien so lange er von den Gothen und Tsikhis, so lange er von Tsikthisischen Alanen besetzt war. Zu der Zeit der Kozaren gab es in der Krimm sehr viel Juden. Im Jahre 882 wurden die Kozaren sowohl aus der Krimm als aus allen ihren andern Besitzungen durch die Petschenegen vertrieben, kehrten jedoch bald zurück. Am Ende des zehnten Jahrhunderts fiel der Großherzog Sviatoslaw über sie her, schlug sie und nahm ihre Hauptstadt ein, welche auf der Landzunge Tamotorkie, jetzt Taman, gebaut war. Sein Sohn Wladimir, welcher die von seinem Vater gemachten Eroberungen noch weiter ausdehnen wollte, sandte im Jahre 988 eine Armee nach Taurien, nahm und plünderte Theodosia, und raubte die heiligen Gefäße der dortigen Kirche, die er nach Kiow sandte, um dort die Tempel seiner Gottheiten zu schmücken, einige Jahre nachher wurde er jedoch selbst zum Christenthum bekehrt und in Cherson getauft, wo er die Schwester des griechischen Kaisers Basileus heirathete und in Folge dieser Verbindung alle seine Eroberungen in der Krimm seinem Schwager, dem Kaiser, abtrat. Da die Kozaren jedoch noch nicht ganz aus der Halbinsel vertrieben, und sogar noch ziemlich mächtig waren, verband sich derselbe Kaiser Basileus im Jahre 1016 mit dem russischen Großfürsten Sviatopolk, griff mit ihm die Kozaren an und verjagte sie ganz und gar, worauf die beiden Sieger das eroberte Land unter sich theilten, indem sie übereinkamen, daß die Halbinsel unter der Herrschaft der griechischen Kaiser bleibe, die Provinz Taman aber Rußland angehören sollte. In der That wurde auch daselbst ein Fürstenthum errichtet, welches lange Zeit Besitzthum der russischen Fürsten blieb, bis es ihnen endlich durch die Polovtzi's entrissen wurde. Während einer langen Zeit war die Krimm der Schauplatz hartnäckiger Kämpfe, während dem sie bald diesem, bald jenem Fürsten zufiel, endlich wurde sie von den Polovtzi's erobert und blieb bis in's dreizehnte Jahrhundert unter der Herrschaft dieses Volkes. Als im Jahre 1237 die Polovtzi's von den Tataren besiegt wurden, mußten sie denselben auch die Halbinsel Krimm überlassen. Der berühmte Batu-Chan, der Enkel Tschengis-Chans, war es, der, nachdem er das große Reich des Captschack gegründet hatte, seinen Sohn Nogai gegen die Polovtzi's sandte; nach mehreren blutigen Kämpfen wurden sie von demselben unterjocht und die Krimm dem Reiche des Captschack einverleibt. Als dieses große Reich verfiel, blieb die Krimm unter der Herrschaft der nogaischen Tataren, bis der Chan Mangulei Chirei das Königreich Krimm bildete. Griechen und Gothen fuhren fort, den Tataren denselben Tribut zu bezahlen, den sie früher den Magyaren, den Kozaren und den Polovtzi's bezahlt hatten. Da der Handel der Tataren in diesem Lande hauptsächlich in der Stadt Krimm getrieben wurde, so nahm die ganze Halbinsel den Namen derselben an und behielt ihn während der ganzen Zeit der Herrschaft der Tataren. Die Genueser, welche im Jahre 1261 mit dem Kaiser Michael Palälogus einen Vertrag geschlossen hatten, nach welchem sie in allen griechischen Staaten zoll- und mauthfrei waren und die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere erlangten, benützten diesen Vortheil, um den ganzen Handel der Krimm an sich zu bringen, wodurch die Griechen und Venetianer, in deren Hände dieser Handel seit der Herrschaft der Lateiner in Konstantinopel gekommen war, ausgeschlossen wurden; diese Rivalität wurde die Ursache vieler blutigen Kämpfe, welche beinahe alle zum Vortheile der Genueser ausfielen. Während der tatarischen Herrschaft erlangten sie die Erlaubniß, große Waarenlager zu erbauen, und unter diesem Vorwande erbauten sie auf der Stelle des alten Theodosia die Stadt Kaffa, welche nach und nach befestigt und ein sehr bedeutender Handelsplatz wurde. Die Genueser erlangten in der Krimm eine solche Herrschaft, daß sie endlich den tatarischen Fürsten, welche als Statthalter die Provinz regierten, Gesetze vorschrieben und sie sogar nach ihrer Willkür absetzen ließen; mit einem Worte, sie wurden die wirklichen Beherrscher von Taurien. Von Kaffa aus, welches ihre Hauptstadt war, eroberten sie Soltaya (Nudack) und Tzembalo (Balaklawa). Die genuesische Herrschaft dauerte so lange als die Zerwürfnisse, welche damals zwischen den tatarischen Horden stattfanden; endlich gelang es aber den mit den Türken verbundenen Tataren, den Genuesern die Städte Kaffa (Soltaya), Tzembalo und Cano an dem Don abzunehmen und der Herrschaft derselben ein Ende zu machen. Im Jahre 1475 benützte Mahomed II. die Unruhen, welche damals in der Krimm stattfanden, sendete eine bedeutende Truppenmacht dahin, besiegte die Tataren, eroberte die Stadt Kaffa und bemächtigte sich der ganzen Krimm. Seit dieser Zeit blieb diese Halbinsel sozusagen in der Gewalt der ottomanischen Pforte; sie bestätigte die Wahl des Chan, setzte denselben zuweilen auch ab, hielt die vorzüglichsten Seehäfen der Halbinsel mit ihren Truppen besetzt, benützte die tatarischen Truppen unter der Anführung ihres Chans zu ihren eigenen Kriegen, und ließ mit einem Worte den Beherrschern dieses Landes nur einen Anschein von Macht, während sie selbst eigentlich in demselben regierte. Seit dieser Zeit wurde der Handel der Krimm ganz und gar zerstört, weil die Einfuhr in das schwarze Meer allen europäischen Mächten untersagt wurde. Seit dem Jahre 1783 endlich kam Rußland in den Besitz der

Digitized by Google

Krimm und erwarb sich die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, welche später auch andere Nationen erzwungen haben. Seit dieser Zeit blüht auch der Handel dieses herrlichen Landes mächtig wieder auf.

Außer ihrer schönen Lage ist die Krimm auch noch deßwegen sehr merkwürdig, weil sie von der Natur mit allen möglichen Schönheiten begabt ist. Sie erstreckt sich gegen Süden in ein klippenloses Meer, in ihrer Nähe liegen die besten Seehäfen Europa's und Asiens, und sie besitzt selbst einen Seehafen Sebastopol, der sehr gut und so groß ist, daß alle Schiffe Englands in demselben Platz finden könnten; auch hat das Land noch den Vortheil, daß es im Stande ist, mit den Produkten seines fruchtbaren Bodens eine große Armee mit Leichtigkeit ernähren zu können. Auf fetten Weiden sieht man zu allen Zeiten zahllose Heerden weiden, die Wälder enthalten eine ungeheure Menge von Wildprett, die Gärten sind voll von den vortrefflichsten Früchten, und die Weinberge geben einen reichen Ertrag. Seine Fruchtbarkeit rührt nicht nur von der Vortrefflichkeit des Bodens her, sondern von der hohen Temperatur, welche den Bewohnern der Krimm erlaubt, auf freiem Felde mehrere Pflanzen zu bauen, welche sonst nur in wärmeren Erdstrichen gedeihen. Während neun Monaten des Jahres genießt man in der Krimm das herrlichste Wetter. Der Frühling fängt schon im Februar an, die große Sonnenhitze, welche vom Monat Mai bis Ende August anhält, wird durch starke mächtige Regengüsse, wie auch durch nördliche Passatwinde, welche von zehn Uhr Morgens bis Abends sechs Uhr wehen, gemäßigt. Während der folgenden zwei Monate ist gewöhnlich der Himmel ungetrübt. Ende November tritt der Winter ein, welcher aber nicht streng ist und selten mehr als acht Grad Kälte bringt. Es ist auch schon vorgekommen, daß das Wasser in der Meerenge gefror, und im Jahre 1789 verspürte man 20 Grad Kälte. Im Allgemeinen sind jedoch diese Fälle höchst selten; die Natur ruht nur sehr kurze Zeit aus, und fängt schon, wie gesagt, im Februar an, sich in blühende Farben des Frühlings zu kleiden. Die Krimm bietet herrliche Gegenden und Naturscenen dar, und kann in dieser Hinsicht mit der Schweiz rivalisiren, ja es gibt mehrere Reisende, welche beide Länder genau kennen und der Krimm unbedingt den Vorzug geben. Besonders schön ist die Gegend von Cozlof und Kertsch, wo auch das Klima so gesund ist, daß hundertjährige Bauern dort keine Seltenheit sind. Es gibt jedoch einige Theile der Halbinsel, welche sehr ungesund sind, wie z. B. die Gegend des Siraschy, wo zuweilen ein abscheulicher Nebel herrscht. Dieser wird allerdings in sofern gemildert daß die Seeluft einen großen Theil desselben verjagt, aber die Fremden, welche sich der in dem Lande üblichen Diät und den herrschenden Gebräuchen nicht fügen wollen, werden sehr oft von einem Fieber angefallen, welches man das Krimmfieber nennt. Die Sümpfe von Taschlyk, östlich von Theodosia, sind noch viel ungesunder, so wie auch die Umgegend der Quelle des Flusses Carassu, der durch die Stadt Carassubajar fließt und die der Mündung des Flusses Cabarda, der sich in der Nähe von Balbeck in das schwarze Meer ergießt; alle diese Gegenden, welche früher auf sehr bezeichnende Weise der Kirchhof der russischen Armee genannt wurden, sind jetzt nicht mehr bewohnt. Im Herbste herrschen nach Sonnenuntergang starke Windstöße, welche eben so unangenehm und heftig sind, als der Sirocco in Italien und der Samum in Persien. Es gibt gewisse Winde, welche Augen- und Halskrankheiten hervorbringen, und andere, welche noch schädlicher sind, weil sie den Schweiß plötzlich zurücktreiben. Allen diesen Unannehmlichkeiten kann man jedoch leicht vorbeugen, wenn man die Gebräuche und die Lebensweise der Bewohner dieses Landes nachahmt.

Die Krimm ist eine Halbinsel, welche durch ein Entgegenwirken feindseliger Elemente, des Wassers und des Feuers, entstanden ist. Der südliche Theil derselben bietet Gruppen von calcinirten Felsen, Lava, Bimsstein und Glanzthon. Ueberall findet der Beobachter ausgelöschte Vulkane, und was diese verschont hatten, wurde durch die schrecklichen Erdbeben zerstört, welche durch die unterirdischen Feuer nur zu oft veranlaßt wurden. Von diesen großen Erdrevolutionen zeugen jetzt noch die ungeheuern Trümmer, die man auf der Oberfläche des Bodens sieht, und die Felsenmassen, welche in den Thälern liegen.

Die Gebirge der Krimm bilden drei unregelmäßige Ketten, die sich in der Richtung von Osten nach Westen erstrecken; am Eingange der taurischen Landenge, welche von den Griechen Tapfro, von den Sarmaten Perecop genannt wurde, erstrecken sich ungeheure Ebenen gegen das schwarze Meer, dann westlich gegen die Flüsse Bulganak und Salgier, und östlich gegen die Siraschy oder das faule Meer. Der Golf von Buges, welcher die Landenge von der einen Seite einschließt, wurde durch den Abfluß der Gewässer des Flusses Eorete gebildet, und ist nur sechs Werste von dem Meerbusen von Necropoi entfernt, welcher die Landenge auf der andern, westlichen Seite einschließt. Die Halbinsel Kertsch, welche einen Theil der Krimm ausmacht, hieß ehemals Sidernik, liegt sehr hoch über dem schwarzen und asowschen Meere und steht in Verbindung mit der Erdzunge von Arabat, welche einen geographischen Grad lang, drei Werste breit ist und auf der Seite des Kontinents durch die Meerenge von Jonitschi gebildet wird. Es wächst kein anderes Holz auf derselben, als Obstbäume, und sie wird von keinem Flusse durchzogen, auch befinden sich wenige Süßwasserquellen, aber einige Salzseen auf derselben. In der Nähe der Stadt Kertsch sieht man eine große Ebene, welche mit kleinen Anhöhen, den Gräbern ihrer ehemaligen Einwohner, besäet ist. Diese Stadt, welche ehemals die Namen Panticapia, Bosporus und Aspromonte trug, hat gegen Süden eine geräumige Rhede. Das Ufer, durch welches sie gebildet wird, ist von der Stadt Jenicale an bis an das Vorgebirg Akpuoum sehr steil, und nur in der Nähe der beiden Städte kann man

Digitized by Google

landen. Zwischen diesen Städten und dem asowschen Meere gibt es auf den Bergen kleine Salzseen, auf deren Oberflächen das Petrolium oder Naphta schwimmt, das die Einwohner in großer Menge einsammeln, und an dem südlich gelegenen Fuß dieser Gebirge befindet sich ein Sumpf, dessen Ausdünstungen auf das Dasein schwefelhaltiger Substanzen schließen lassen, welche vielleicht in der Folge eine Eruption herbeiführen könnten, wie dieses vor etlichen vierzig Jahren in der Insel Taman geschehen ist. Taklmisch, ehemals Cyprican, ist ein in das schwarze Meer hervorragendes Vorgebirge. Der bergige Theil der Krimm oder das eigentliche Tauris, liegt westlich von der Halbinsel Kertsch. Die Flüsse, welche von diesen Gebirgen herunterfließen und sich theils in den Sirasch, theils in das schwarze Meer ergießen, sind: der Salpier, die beiden Carasu, der Brutscha, der Zuia, der Beschleret, dann der östliche Bulganak, die drei Indals, der Subasch, der Tschuruksu, der Caracos, der westliche Bulganak, der Alma, der Catscha und die Cabarta.

Die vorzüglichsten Städte der Krimm sind Perecop, welches auf der Landenge selbst steht, Simpheropol, Baktschisarai, welches früher die Hauptstadt war, der Seehafen Jngerman, der Kriegshafen Sebastopol bei dem alten Cherson, das man früher unter der Tatarenherrschaft Aktiar nannte; der Seehafen Balaclawa Carasubajao, Starol-Crün, Subac, Theodosia, das alte Kaffa, Kertsch, das alte Ponticapea, Jemikol und Arabat, auf der Erdzunge gleichen Namens. Die Bergkette, welche sich von Theodosia an gegen die Seehäfen von Sebastopol und Belaclava erstreckt, läuft beinahe parallel mit dem südlichen Ufer des schwarzen Meeres, und durch sie wird eine kleine Landstrecke vor dem Nordwinde geschützt, welche man mit Recht das italienische Rußland nennen könnte. Drei Werste südlich, in der Nähe der Ruine von Chersou, befindet sich ein kleiner Seehafen, und fünfzehn Werste weiter erhebt sich die Landzunge St. Georg, ehemals Parthenika, auf welcher der im Alterthume so berühmte Dianentempel stand. Da ist es, wo man hauptsächlich in den Bergen vulkanische Ueberreste bemerkt, und etwas weiter von Balaclawa in der Nähe von Simeis steht man ungeheure Felsenblöcke, welche durch die unterirdischen Feuer, oder durch Erdbeben aufgeworfen worden sind. Jn der Nähe von Jalta und des Vorgebirges St. Nikita erhebt sich eine kleine Kette von Hügeln, die denjenigen nicht unähnlich sind, die man in der Nähe von Nizza sieht. An dem südlich gelegenen Fuße derselben, wo die Baumgärten gegen den Nordwind geschützt sind, zieht man Pomeranzenbäume auf freiem Felde, die Abhänge dieser Hügel sind mit blühenden Bäumen aller Art bedeckt, zwischen welchen man zahlreiche Heerden weiden sieht, und überall rieseln eine Menge von klaren, fischreichen Bächen herunter, welche die Ebene am Fuße dieser Hügel bewässern und fruchtbar machen. Vier Werste von Jalta steht das neue Orsova, ein Flecken, welcher von dem Kaiser Justinian befestigt worden war und früher Gorzabida, das heißt gebrochener Berg, genannt wurde. Die Ruinen des alten Orsova stehen auf einem einzelnen Felsen, der von allen Seiten vom Meere bespült wird, und nicht weit davon steht man die Stadt Parthenika, welche ehemals einen blühenden Handel trieb, und der Geburtsort des heiligen Johannes, des Bischofes von Gothland war. Etwas weiter steht das kleine Lampas, eine ehemalige Handelsstadt, deren Rhede die Spuren eines schrecklichen Erdbebens trägt; dann das alte Lampas, dessen alter Name Phurion war; diese Stadt war die zweite Festung, welche der Kaiser Justinianus auf der südlichen Küste von Tauris erbaute. An dieser Stelle flacht sich die erste Bergkette etwas ab und erhebt sich erst wieder bei Ustiuk, wo zwei hohe Felsen eine Art von Thor bilden, durch welches der Wind mit Ungestüm auf das Meer zu weht und die Höhle des Boreas bildet, welche einige alte Geographen dahin versetzen. Neun Werste weiter auf dem Vorgebirge Ai-Abat steht man die Ruinen eines Thurmes, den die Tataren Tschalan-Calo nannten, weil die Hirten in der größten Hitze mit ihren Heerden in demselben Schutz fanden. Jn der Nähe bei Sudak steht man ein anderes Vorgebirg, welches ehemals Corax genannt wurde. Hier ist es, wo die bei dem großen Lampas sich verlierende Bergkette sich wieder erhebt und erst in der Nähe von Theodosia in der Ebene ausläuft. Nördlich und östlich von letzterer Stadt beginnen die Ebenen der Halbinsel Kertsch. Die zweite Hügelreihe, welche mit der ersten beinahe parallel läuft, und die durch dieselben gebildeten Zwischenräume bedeckt oder ausfüllt, ist bei weitem nicht so hoch. Auf dem Gipfel eines ihrer Berge steht man die Ruinen von Doros, der ehemaligen Hauptstadt des Königreiches Theodosia, wahrscheinlich das ehemalige Clanos, von welchem Strabo spricht. Südwestlich von dieser Stadt, und ungefähr sechs Werste von ihr entfernt, findet man einen Bruch von seifenartiger Thonerde, welche die Türken Kil nennen und welche man gebraucht, um Stoffe aller Art zu waschen. Zehn Werste von Doros steht ganz vereinzelt der Berg Baba, der mit Holz bedeckt ist, und dessen Spitze aus einem einzelnen, beinahe senkrechten Felsen besteht. Ein anderer merkwürdiger Berg befindet sich in der Nähe des Flusses Cabarda. Er kann nur von einer Seite bestiegen werden, sonst bestehen seine Abhänge aus tiefen, unergründlichen Höhlen und Abgründen. Auf der Höhe des Berges befindet sich eine große, mit Bäumen bedeckte Ebene, und in der Mitte derselben steht man die Ruinen einer großen Stadt, welche ehemals die Residenz der Gothen war und von ihnen Mangut genannt wurde. Diese zweite Bergreihe wird durch den Berg Agnemnisch geschlossen, welcher einzeln dasteht und wenigstens sieben Werste lang ist. Ehemals erstreckte sich die Stadt Starol-Crim beinahe bis an den Gipfel, jetzt aber breitet sie sich blos längs des Fußes desselben aus. Von diesem Berge erblickt man die drei Meere, den Sirasch, das schwarze Meer und das asowsche Meer. Wenn man von Perecop aus nach Süden

Digitized by Google

zugeht, erhebt sich der Boden allmählig; zuerst gelangt man nach Simpheropol auf dem Flusse Saldier, später an eine Bergkette, in welcher man die Ruinen der Stadt Calamite, auf dem linken Ufer der Alma, und weiter ein langes, tiefes Thal findet, in welchem die Stadt Bakschsarei liegt; in dem östlichen Theile des Thales findet man einen von caraitischen Juden bewohnten Flecken, Namens Tschufut-Calesse. Auf der Spitze eines Felsens erblickt man das Schloß Kirkiel, die Residenz der ehemaligen Chane, welche man deßwegen auch die Chane von Kirkiel nannte.

Die Bevölkerung der Krimm, welche zur Zeit der Tataren so zahlreich war, hat seit der Zeit bedeutend abgenommen; die Auswanderung der Muhamedaner und die Versetzung der Griechen und Armenier, welche von der Kaiserin Katharina angeordnet wurden, um die Kolonien von Mariopol und Naki-Tschevon zu bevölkern, sind die hauptsächlichsten Ursachen dieser Abnahme; es leben jetzt in diesem Lande ungefähr viermalhunderttausend Einwohner. Ein Theil dieser Bevölkerung besteht aus Tataren, die Uebrigen sind Griechen, Juden, Armenier, Russen und Kaufleute aus verschiedenen Ländern von Europa. Die Tataren sind gutmüthig, gastfrei und führen ein ziemlich patriarchalisches Leben; sie sind noch wenig gebildet, und viele Laster, welche die Civilisation nach sich zieht, sind ihnen noch unbekannt. Von jeher ist die Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung und Erwerbsquelle gewesen, und auch jetzt besteht ihr Reichthum in ihren Heerden. Die Thiere, welche sie hauptsächlich ziehen, sind: Kameele, dreierlei Arten von Schafen, unter welchen sich die grauen Schafe befinden, deren Pelze so beliebt sind. Es werden jährlich über 30,000 solcher Lammsfelle ausgeführt, wovon die meisten nach Polen gehen, wo sie sehr gesucht sind und theuer bezahlt werden. Auch über 60,000 schwarze Lammsfelle werden jährlich aus der Krimm ausgeführt. In dem ganzen russischen Reiche gibt es keine einzige Gegend, welche für die Schafzucht so geeignet wäre, wie die Krimm; im Sommer weiden die Schafe auf den Bergen und Hochebenen, und den ganzen Winter können sie in den südlicheren Thälern unter freiem Himmel zubringen. Eine sehr ergiebige Gewerbsquelle sind die Ziegen, aus deren Häuten ein vorzüglicher Saffian bereitet wird. Die Büffel, das gewöhnliche Rindvieh und auch die Pferde werden von den krimmischen Tataren in Menge gezogen. Wilde Thiere gibt es in der Krimm nicht sehr viel; Bären kommen gar keine vor, aber in den Bergen gibt es noch Wölfe und Luchse. Das Hochwild ist selten, dagegen gibt es Rehe und Hasen in Menge. Das Meer liefert außer vielen Arten von Fischen auch eine kleine Gattung von Seehunden und Delphinen; in den süßen Gewässern der Krimm fängt man hauptsächlich Forellen, Barben, Atrupen und Barschen. In dem schwarzen und asowschen Meere werden Sidre und Heringe gefangen, auch der Mulet, dessen Eier ungefähr wie der Kaviar zubereitet werden, wird in großer Menge gefangen. An den Küsten kommt im Frühlinge eine kleine Art von Sardellen vor, und zwar in so großer Menge, daß nach den Aequinoktialstürmen das Ufer ganz und gar damit bedeckt ist. Dem Entomologen dagegen bietet die Krimm keine große Auswahl dar.

Bei der Versetzung der Griechen und Armenier nach Rußland verlor die Krimm beinahe ihre ganze Industrie, welche schon unter der Herrschaft der tatarischen Prinzen sehr abgenommen hatte, und auch jetzt noch findet man, obgleich die russische Regierung zur Hebung der Industrie schon sehr viel gethan hat, bei weitem noch nicht so viele Fabriken und Manufakturen, als man erwarten könnte. Die Hauptausfuhr in Manufakturwaaren besteht in Saffian, Filz, Seife und Kerzen; die übrigen Ausfuhrartikel sind Salz, Getreide, Soda, Butter und Hanf.

v. H—r.

Die Entwickelung der Fische.

(Taf. 12.)

Die Fische bilden bekanntlich die letzte Klasse der Wirbelthiere, stehen mit den Amphibien auf ziemlich gleicher Lebensstufe, haben aber auch mit den wirbellosen Thieren auffallende Berührungspunkte. Wie jene haben sie kaltes Blut, das nur wenige Grade wärmer als das Wasser ist, bewohnen nur das flüssige Element, und lassen ihre Eier durch die Wärme der Sonne ausbrüten. Eigenthümlich sind ihnen die Flossen, welche die äußern Gliedmaßen ersetzen, und ihre durch die Kiemen erfolgende Wasserathmung, die bei einigen der Amphibien, wie bei den Fröschen, nur im noch nicht ausgebildeten Zustande, oder als Nebenorgan des Athmens neben den Lungen vorkommt. Durch die äußere Gestalt, das Element des Aufenthalts, Sitte, Lebensart und geistige Fähigkeiten von allen andern der höhern Thierklassen unterschieden, übertreffen sie hinsichtlich der letztern dennoch die Amphibien, und bei manchen Arten findet man unverkennbare Spuren von Intelligenz, am meisten aber weichen sie durch die Art und Weise ihrer Fortpflanzung selbst von den Amphibien ab, mit denen nur Rochen und Hayen einige Uebereinstimmung zu haben scheinen. Wie alle andern Wirbelthiere sind auch die Fische getrennten Geschlechts, doch fehlen ihnen alle äußeren Geschlechtsorgane, und nur die obengenannten Knorpelfische, die zum Theil lebendig gebärend sind, besitzen Gebilde, die diesem Zweck entsprechen mögen. Die innern Organe der Männchen bestehen aus zwei zu beiden Seiten des Darmkanals liegenden, halb drüsenartigen, halb zelligen Säcken, die mit einer milchartigen Flüssigkeit angefüllt sind, sich zur Zeit der Fortpflanzung vergrößern, bedeutend anschwellen, dann fast die ganze Bauchhöhle einnehmen und sich durch zwei sehr kurze, bald aber vereinigende Abführungsgänge dicht hinter dem After öffnen. In der Bauch-

Digitized by Google

höhle der weiblichen Fische finden sich genau an derselben Stelle, die beiden, den Milchsäcken ganz ähnlichen, mit Eiern (Rogen) angefüllten Eierstöcke, die sich bei den meisten Fischarten unmittelbar nach außen öffnen, die zahlreichen Eier zusammen ausstoßen, dieselben dann aber auch wieder zusammen erzeugen. Nur einige Fische bilden hierin Ausnahmen, wie die Forelle, bei welcher sich die Eier nicht gleichmäßig entwickeln, und in deren Eierstöcken sich auch kein besonderer Ausführungsgang findet; die entwickelten, fast erbsengroßen Eier trennen sich bei derselben vom Eierstock, fallen in die Bauchhöhle, und werden aus dieser, durch eigenthümliche Oeffnungen derselben, neben dem After ausgeleert. Noch eigenthümlicher ist der Bau der Eierstöcke der Haien und Rochen, bei denen sich noch eigene lange Eiergänge vorfinden, die oft in einen wirklichen Uterus übergehen.

Der Frühling ist, wie fast bei allen Thieren, auch bei den Fischen die Zeit der Fortpflanzung, und diese fällt meist in die Monate März, April, Mai und Juni, wiewohl auch hier zahlreiche Ausnahmen vorkommen, einzelne Gattungen regelmäßig in andern Monaten ihre Laichzeit haben, und noch andere Fische je nach dem Alter zu verschiedenen Zeiten laichen, wie man dies namentlich bei dem Hering beobachtet hat, bei welchem die kleinern im Frühjahre, die größern im Sommer, die mittlern aber im Herbste laichen. Unsere Fluß- und Teichfische laichen fast alle in den Frühlingsmonaten, die Quappen Ende December und im Januar, der Schellfisch im Februar, der Dorsch im Januar und Februar, der Stockfisch und Hecht vom Januar bis zum April, die Lachsforelle im November und December; der lebendig gebärende Glattrocke bringt seine Jungen vom Mai bis September zur Welt, und der Hai vom März bis Ende August. Die meisten weiblichen Fische (Rogner) geben zur Zeit der Fortpflanzung ihre Eier von sich, wie die Frösche, sie laichen, und nur wenige, wie der Aal, die Aalmutter, das Vieraug, und einige der Haien und Rochen gebären lebendige Junge. Die Größe und Gestalt der Fischeier ist außerordentlich verschieden, bei einigen der größern Knorpelfische sind sie so groß wie Tauben- und Hühnereier, bei manchen Haienarten bis vier Zoll lang, viereckig und von einer lederartigen Haut umgeben; bei den Gräthenfischen sind sie sehr klein, beim Wels wie Hirsenkörner, bei der Forelle wie Erbsen; sie sind vollkommen rund, von verschiedener Farbe, beim Rothauge und der Plötze grünlich, beim Blei gelblich, bei der Zoppe röthlich, und durchaus mit einer klebrigen Gallerte überzogen. Der Dotter, welchen man deutlich im kleinsten Ei entdeckt, ist von gelblicher Farbe, liegt nicht in der Mitte, sondern mehr nach einer Seite zu und ist vom Weißen umgeben, zwischen welchem und dem Dotter sich eine halbmondförmige helle Stelle zeigt.

Die Menge der Eier, welche die Fische legen, ist sehr verschieden, deren Zahl aber immer außerordentlich groß. In einer Zoppe (Cyprinus balbrus) hat man 67,500, in einem Hering 68,656 Eier gezählt; im Rothauge 84,570, im Rothflosser 91,700, in einer Plötze (Blicca), die nicht über ein Pfund schwer wird, 108,000, im Blei 167,000, in einer noch nicht vier Pfund schweren Schleihe 297,000, in einer Steinkarausche 300,000, in einem dreipfündigen Karpfen 337,000, in dem gemeinen Sander 380,640, in einer Makrele 540,000, im Barsch 990,000, in einem Rochen und einer Scholle über eine Million, im Stör über drei Millionen, und im Stockfisch, je nach der Größe von 3 — 9 Millionen Eier gefunden. Die Aalmutter hat oft 200 — 300 Junge in ihrem Bauche, und fast eine gleiche Zahl produziren mehrere Haienarten. Um die Zahl der Eier in einem Fische zu berechnen, nimmt man sie sämmtlich aus dem Fische heraus, reinigt sie von anhängenden Gebilden so weit es möglich ist, wiegt sie und merkt sich das Gewicht an. Alsdann trennt man eine kleine Portion vom Ganzen ab, wiegt auch diese, zählt die darin vorhandenen Eier und berechnet darnach die in der ganzen Gewichtsmasse enthaltenen Eier nach der gewöhnlichen Proportionsrechnung. — Nur dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit haben die Fische ihre Erhaltung zu verdanken, da sie selbst von unzähligen Feinden ihrer Klasse verfolgt werden, Stürme und Ueberschwemmungen einen großen Theil des Laichs vernichten, und Raubfische und andere Thiere denselben in Menge verzehren.

Eine eigentliche Begattung findet bei den Fischen nicht statt, weßhalb die Eier nicht eher befruchtet werden können, als bis das Weibchen dieselben gelegt, d. h. gelaicht hat, und nur bei den Fischarten, welche lebendige Junge zur Welt bringen, scheint eine Befruchtung der Eier innerhalb des Leibes der Mutter vor sich zu gehen, und der Milch des Männchens, welcher von diesem in das Wasser gelassen wird, vom After des Weibchens aufgesogen zu werden, um so in den Eiergang desselben zu gelangen. Die Eierstöcke des Weibchens (Rogners) schwellen im Frühjahr an und veranlassen eine Spannung im Körper, die den Fisch antreibt, nach der Oberfläche des Wassers, an das Ufer oder an seichte, mit Pflanzen bewachsene Stellen zu kommen, um durch Reiben an diesen sich von der unangenehmen Spannung zu befreien. Aus dieser Ursache kommen die Fische oft in ungeheuren Schaaren aus der Tiefe des Meeres nach den sonnigen Ufern; viele der Seefische steigen in die Mündungen der Flüsse und gehen weit stromaufwärts, und selbst viele, ja die meisten der Flußfische, gehen zu dieser Zeit der Strömung entgegen, und steigen weit in die Quellenflüsse hinauf. Während dieses Aufsteigens entwickeln sich die Eier immer mehr und werden von den Rognern mit Leichtigkeit an Steinen, Wasserpflanzen, dem Ufer ꝛc. abgesetzt. Dieses Absetzen der Eier nennt man Laichen; die laichenden Weibchen werden stets von den Männchen, den Milchnern, begleitet, deren es im Durchschnitt eine größere Zahl als Rogner gibt. Muntrer als diese umkreisen sie stets dieselben, reiben sich an ihnen im schnellsten Vorbeischwimmen, und lassen, sobald jene den Laich abgesetzt haben, ihren wie eine Milch jetzt flüssig gewordenen Samen über denselben hinlaufen, wodurch dann die Eier

Digitized by Google

befruchtet werden. Dies der gewöhnliche Prozeß unserer Flußfische, von der nur der Lachs abweicht, der weit in die Flüsse, oft über Wasserfälle hinaufgeht, sich an einer passenden Stelle mit seinem Maule eine Vertiefung im Sande gräbt, und in diese, wenn sie groß genug ist, den unter einem Stein oder einer Baumwurzel ruhenden trägen Rogner durch Stöße hinein zu treiben sucht.

Die Entwickelung des Embryo im Ei geht, nach Blochs, an Karpfenlaich angestellten, Beobachtungen folgendermaßen vor sich: An den, an einer Wasserpflanze abgesetzten Eiern, Fig. 1, in welchen man durch ein Vergrößerungsglas den Dotter, Fig. 2 a, und die halbmondförmige Stelle b erblickt, bemerkt man schon am zweiten Tage, daß letztere etwas trübe wird, und sich in derselben von Zeit zu Zeit ein beweglicher Punkt zeigt; am dritten Tage bemerkt man an diesem Orte den Embryo als eine dichtere, mit dem einen Ende freien, mit dem andern aber im Dotter feststitzenden Masse, Fig. 3, in welch' letzterem Theile der Umriß des Punktes oder Herzens seine Bewegung verdoppelt. Am vierten Tage vermehren sich die Bewegungen des ganzen Körpers; am fünften Tage nimmt man schon bei gewissen Bewegungen des Körpers den Umlauf der Säfte in den Gefäßen wahr; am sechsten läßt sich die Wirbelsäule unterscheiden; am siebenten entdeckt man die Augen gleich zwei schwarzen Punkten, und durch ein Vergrößerungsglas stellt sich der Embryo wie in Fig. 4 dar. Die Bewegungen werden nun immer lebhafter; er wälzt den Körper hin und her, und durch das wiederholte Schlagen wird die Haut des Eies so dünn, daß sie endlich zerreißt und der Fisch mit dem Schwanz zuerst herauskommt, Fig. 5; bald wird durch die nun verdoppelte Bewegung auch der Kopf aus dem Dotter befreit, und nicht lange darauf tummelt sich der Fisch in seinem neuen Elemente, dem Wasser. Je nachdem die Wärme der Sonne größer oder geringer ist, geht die Entwickelung des Karpfen-Embryo in 7 — 9 Tagen vor sich, während die des Lachses gewöhnlich zwanzig Tage braucht.

Es gewährt ein angenehmes Schauspiel, die zartgeformten Thierchen, wie sie unter Fig. 6 (links in natürlicher Größe) erscheinen, munter im Wasser herumspielen zu sehen. Während der ersten acht Stunden ist ihr Wachsthum fast sichtbar, und erreicht in dieser Zeit die zweite Größe derselben Figur, von da an ist es aber kaum merklich, und überschreitet innerhalb der ersten drei Wochen nicht die dritte der angegebenen Größen. Am ersten Tage schon erblickt man außer den zwei schwarzen Punkten, den Augen, noch einen dritten, Fig. 7 und 8 a, der, wie die Vergrößerung nachweist, der Magen ist. Die Blutkügelchen im Herzen sind röthlich, werden aber weißlich, sobald sie in die Gefäße kommen; am zweiten Tage werden die im Herzen röther, in den Adern gelblich, und am dritten Tage erhalten sie eine hellrothe und in den größern Adern eine blaßrothe Farbe. Die Brustflosse ist schon am ersten Tage sichtbar; am dritten Tage erscheint die Schwanzflosse, Fig. 7 b, am fünften die Rückenflosse, und am achten die Bauch- und Afterflosse. Um dieselbe Zeit bemerkt man bei starker Vergrößerung schwarze Pünktchen, Fig. 8 b b, theils in länglichten, theils in rundengestrahlten Figuren, wie solche in Fig. 12 dargestellt sind, die ersten Umrisse der künftigen Schuppen, und an der Schwanzflosse bemerkt man nunmehr den halbmondförmigen Ausschnitt, Fig. 8 c. — Jetzt ist es ergötzlich, den kleinen Fisch unter einem zusammengesetzten Mikroskop zu sehen, und den Kreislauf des Blutes und der Säfte zu betrachten, wie selbiges in Fig. 9 abgebildet ist: nahe am Kopf steht man das Herz a, welches noch aus einem dünnen häutigen Sack besteht, sein Blut in eine sackförmige Schlagader b ergießen, die sobald sie es empfangen hat, sich zusammenzieht und es in die Aorta e befördert. Während der Pulsadersack sich zusammenzieht, führt die Hohlader i dem ruhenden Herzen neues Blut zu, welches es dem nunmehr stillstehenden Pulsadersack wieder einspritzt. Halspulsadern sind bei den Fischen keine vorhanden, sondern die große Pulsader geht gleich zu den in der Nähe liegenden Kiemen, und von da aus nach den übrigen Theilen des Körpers; da aber bei jungen Fischen die Kiemen noch nicht sichtbar sind, so steigt die Pulsader gleich nach dem Kopfe, kommt hinter dem Auge wieder hervor und läuft längs der Wirbelsäule wieder hinunter, e e, eine andere, d d, die aus der großen Pulsader am Kopfe entspringt, geht längs dem Bauche nach dem Schwanze zu hinunter, und aus der ersteren entsteht bei jedem Wirbelknochen eine kleinere Pulsader, f, die ihre Richtung nach den Rippen nimmt. Das Blut, welches in diese äußerst zarten Adern übergeht, sammelt sich theils in der obern, g, theils in der untern Hohlader, h, die beide hinter der Schwimmblase k in einem stumpfen Winkel i zusammentreffen, um von neuem das Blut dem Herzen zuzuführen. In Fig. 10 geben wir in a das Herz, in b den Pulsadersack bedeutend vergrößert; in Fig. 11 zusammenhängende Barscheier, durch das Mikroskop gesehen, und in Fig. 13 ein Stück Barschlaich, wie sich derselbe vor der Befruchtung mit der Milch zeigt.

Seebild.

Auf der Rhede von Barbados hatte der „Pfeil" seinen Anker fallen lassen, und wiegte sich in behaglicher Ruhe auf den klaren blauen Wellen, die in langer Diehnung an seinen schwarzen Seiten hinrollten. Die kühlen Morgenstunden hatte der erste Lieutenant dazu benutzt, einen jungen Midshipmen mit dem Langboot nach frischem Trinkwasser zu senden, und eben legte es sich zur Seite an. Aber, wie sehr sich die Mannschaft anstrengte, schiffmäßig an Bord zu kommen, es ging nicht! Die Leute taumelten, und Einer purzelte, so wie er das Deck betrat, schier über den Andern.

„An Bord gekommen, Sir!" meldete sich der Mid-

Digitized by Google

Digitized by Google

shipman dem Lieutenant, der, das Sprachrohr am kleinen Finger, ihn mit einem Gesicht empfing, vor dem eine ganze Mädchenschule davongelaufen wäre.

Bitte, Mister Grey, spazieren Sie gefälligst einmal die Fuge dieser Deckplanke entlang.

Der Jüngling gehorchte stumm, und sah nach vollendetem Mandver den Offizier hell und fragend an.

Wo, zum Teufel, Sie junger Hund, hat sich Ihre Mannschaft betrunken?

Keiner, Master Tompson, entgegnete mit der Offenheit des guten Gewissens der Angedonnerte, ist vom Strand und Bachufer fortgekommen, und hat etwas genossen, als die Milch einiger Kokosnüsse, die eine Negerin feilbot, und welche Erquickung ich den Leuten gewähren zu können glaubte.

Dacht ich's doch, schalt der Offizier, die Schlingel haben an Affen gesogen!

Es war sicherlich kein Affe in der ganzen Bucht — Außer Ihrer Mutter Sohn, den man nicht einmal zum Wasserholen gebrauchen kann.

Verzeihen Sie, Mr. Tompson, wagte der Arme noch zu entgegnen, ich hätte mir allerdings denken können, daß die Nußmilch bei dieser Hitze im Magen der Leute einen Gährungsprozeß mit lebhafter Alkoholerzeugung durchmachen würde: aber ich habe auch zwei Nüsse ausgetrunken, und bin doch so nüchtern, wie Pater Mathees selber.

Der Offizier brach in lautes Lachen aus. Wissen Sie denn noch nicht, frug er, daß die Negerweiber an den Küsten der Antillen die Kokosnüsse durch eins der natürlichen Löcher ausleeren, mit Rum füllen, und die Oeffnung mit Wachs zukleben? Dies nennen die Matrosen „an Affen saugen.“ *

Der junge Grey erinnerte sich jetzt, daß das Negerweib ihm nicht die Auswahl unter ihren Nüssen erlaubte, sondern sie ihm selbst aussuchte. Verdrießlich über die derbe Zurechtweisung, und mit Angst der Stunde entgegensehend, in der seine Mannschaft an der Laufplanke durch des Hochbootsmanns neunschwänzige Katze zur Mäßigkeit ermahnt werden sollte, lehnte er über den Backbord, und beobachtete die plumpen, und doch so raschen Bewegungen eines Hais, der schon seit mehreren Tagen der Drift des Schiffes folgte. Zwei Pilotenfische umspielten das gefräßige Ungeheuer, und ihre Annäherung oder ihr lockendes Vorschießen schien es zu lenken; da rauschte schwerer, träger Flügelschlag in der Luft, und aufblickend gewahrte der Jüngling einen großen Aasgeier seewärts ziehend. Er folgte seinem Flug, und sah, wie der Vogel auf einem schwarzen Pünktchen, welches, kaum bemerkbar, da schwamm, wo See und Himmel zu verschwimmen schienen, sich niederließ. Was mag der delikate Herr wohl dort in offner See ergattert haben, frug er sich selbst; einen umgekommenen Wal vielleicht, sonst möchte es wenig für ihn dort geben. — Quako, rief er einem Neger, der wie eine dunkle Bronzestatue, regungslos in der Sonne saß, hol mir doch mein Fernrohr!

Will Massa Grey sehn nach kleiner Boot dort?

frug der Ashantee, indem er ihm das Glas reichte, und wirklich glaubte der junge Mann durch den Tubus ein kleines offnes Boot schaukeln zu sehen. Die Hand grüßend am Hut machte er den Lieutenant mit seiner Entdeckung bekannt, der, nachdem er sich von ihrer Richtigkeit überzeugt, ihm befahl, mit der Jölle und vier Ruderern zu sehen, was es dort gebe.

Bald war man dem rhedelos von den Wellen geschaukelten Kahn nahe genug gekommen, um den Kopf eines Menschen auf seinem Dollbort ruhend, und den Aasgeier an ihm hacken zu sehen. Ein Flintenschuß und der Ruf der Matrosen verscheuchte wohl den Vogel, der sich krächzend vom ekeln Mahl erhob, um frech gleich wieder darauf herabzustürzen, brachte aber kein Leben auf dem Schiffchen hervor. Es ward mit einem Haken herangezogen — in ihm lag, außer der schon erwähnten Leiche in Matrosentracht, unter einem, über ein quer gelegtes Ruder gebreiteten Segel, der Körper eines, augenscheinlich erst vor wenig Stunden gestorbenen, schönen Knaben. Unter der Steuerbank hervor quollen wirre, heiße Laute eines zum Skelett ausgedörrten Menschen; die Knie zum Kinn hinaufgezwängt, schien die bleigraue Haut des Gesichts, wie Horn, zersprungen, und war mit schwarzen, getrockneten Blutstropfen gefleckt. Aqua, Aqua, lallte kaum verständlich die schreckliche Gestalt. Er ward in's Boot herüber gehoben und einige Tropfen Grog ihm behutsam eingeflößt, die ihn sichtlich erquickten. Auf den jungen Grey, der neben ihm kniete, richtete er das flehende Auge. El muchacho esta moriendo de sed, — o aqua! *) brachte er mühsam hervor. Der Jüngling versicherte mit weicher Stimme, daß für seinen Sohn auf's Beste gesorgt sei, und fuhr fort, ihm kleine Portionen des belebenden Getränks einzuflößen. Dexa me verlo entonces, oh Dios, dexa me verlo! **) flehete der unglückliche Vater, indem er versuchte, sich an den Bindnägeln der Ruder aufzurichten. Er sah hinunter in's Boot, in seines Kindes erbleichtes Antlitz. Ay de mi! seufzte er und sank todt zurück! Ueber den Leichen kreischte der gierige Geier; ihnen nach schoß der nimmersatte Hai, als sie, eine Stunde darauf, vom Bord des Pfeil unter frommem Gebet hinabglitten in die blauen, klaren Wogen! —

Dol·men und Men·hir.

Es ist wirklich gar nicht so übel, daß die Menschen hin und wieder ganz deutliche Anwandlungen von Verstand im Großen sogar zeigen, so z. B. daß das Land der soupe maigre und der Schnecken- und Froschschenkeldelikatessen jetzt grade mit der Heimath des

*) Der Knabe stirbt vor Durst, o Wasser!
**) O Gott, so laßt ihn mich sehen!

Digitized by Google

Roastbeef und Plumpuddings, Frieden hat, denn sonst hätte ich jetzt über meine Gefangenschaft in St. Malo so weinerlich zu schreiben das Recht, wie Sylvio Pellico, oder so verbissen, wie Trenk vom Spielberg. Nun aber durften wir auf unserer zerschellten Brigg so kühnlich zu St. Malo landen, wie zu Spithead. Da saßen wir nun bei Monsieur Frontail, der weiland officier de santé, nämlich sousaide eines Chirurgien de compagnie dans la grande armée, war, wie er uns oft schon armlang erzählt hatte. Wohl wanderten wir täglich hinaus, und sahen zu, wie man unserer „Waterwitch," die sehr unanständig auf der Seite lag und den blanken Spiegel wies, die geknickten Rippen flickte, aber helfen konnten wir nichts dabei. Die gute Gesellschaft war wie gewöhnlich, aber die schlechte excellent, wenigstens in einigen Exemplaren; so hielten wir uns denn an Letztere, wenn auch ein alter Marquis, der, wie er behauptete, „unzählige Mal" mit den weiland Bourbons davongejagt und ausgerissen war, hierin ein Zeichen sehr plebejer Abkunft finden wollte. Nichts desto weniger zogen wir am andern Morgen mit dem alten Jäger Raoul Ar-Braz wieder hinaus auf die Jagd, obgleich wir bereits alle Rebhühnerketten in der ganzen Gegend gesprengt und großentheils erlegt hatten.

Heute hatte der „alte Guillaume," wie in der Normandie und Bretagne ein gewisser Herr, der sich, wie Byron, durch einen Pferdfuß, und wie der heutige Geschmack, durch einen indezenten Zopf kenntlich macht, genannt wird — seinen eigenen Spaß. Ar-Braz schoß seinem Hühnerhunde, der eine Wachtel ausgemacht hatte und stand, ein paar Schrote in die Nase, wodurch dieser sich bewogen fand, solche gefährliche Vergnügungen nicht ferner zu unterstützen, sondern eiligst heim eilte. Ohne Hund eine Hühnerjagd ist wie eine Kammer ohne Präsidenten, wie eine ungesalzne Wassersuppe, die man zu schmälzen vergaß. — Was nun beginnen? umkehren, wie der Hund, um den ganzen schönen Tag mit Dominosteinen oder Würfeln zu klappern? Nimmermehr! lieber gehen wir grabaus, durch ganz Frankreich in die Taunusbäder, proponirte mein Kamerad, und spielen bei Benazet, bis uns die deutschen Zeitungen unter den „schauererregenden und herzzerreißenden Opfern der Spielwuth" nennen. Ist doch etwas zu weit für heute, meinte ich, auch habe ich nicht genug kleiu Geld bei mir; Raoul, weißt du nichts Besseres?

Wenn wir, schlug Der vor, durch den Wald vor uns gegangen sind, welches sich in drei Stunden thun läßt, so können die Herren den Mont St. Michel aus leidlicher Nähe betrachten, wo Fürst Polignac und noch andere der Crème fouettée aufbewahrt wurden, und zugleich können wir Gevatter Ancous Kirche sehen, wo alle Hexen, Gouls und Vampyre der ganzen Normandie ihre kostümirten Bälle abhalten.

Würdigster, entgegnete ich, es hat freilich völlig das Ansehen, als würde die Ballgesellschaft, welche du uns da nennst, nächstens wieder ganz rezipirt und emanzipirt bei uns sein, doch, wird sie uns, die durchwetterten Seebunde, empfangen wollen? wird nicht unsre, leider, sehr ruchlose Zweifelsucht, das Kostüm u. dgl. m. beanstandet werden, von den Damen Patronesses? Auch Dein Herr Gevatter könnte dadurch, beim besten Willen, brouillirt werden.

Ar-Braz betrachtete mich mit dem Ausdruck von scheuem Mitleid, welches uns in der Nähe von Geisteskranken gern beschleicht, schien sich aber zu berubigen, als er die Korbflasche mit Rum an meinem Gürtel entdeckte. Es sei, bemerkte er kurz, der Engländer Gevatter so gut, wie der Seinige; compère Ancou nenne man hier zu Lande den Tod! — Es war deutlich, daß längeres Fortfahren im spottenden, unverständlichen Ton unsern Kameraden und Führer zu demselben Manöver bringen würde, wie einige Schrotkörner seinen Hund; ich lenkte also ab, indem ich nach den Gouls, als mir völlig unbekannten Größen, frug. Nach einigem Sondiren meiner verdächtig gewordenen Geisteskräfte, und nachdem ich ihn nicht ohne Mühe meiner, allen Spottes baaren Wißbegierde versichert hatte, rapportirte Ar-Braz Folgendes:

Die Gouls oder Bruxas sind ohne Zweifel schlimmer, wie Hexen und Vampyre. Die Ersteren können doch nur quälen, und einem frommen Christen eigentlich gar nichts anhaben, und Letztere noch weniger; die Goul aber muß morden, und oft ihre eigenen unschuldigen Kinder! Am Tage erscheint sie wie die ehrbarste Hausfrau, kocht, wäscht, backt und flickt, wie Jede; und ist oft die Tochter der angesehensten und ältesten Familie. Meistens sind sie hübsch, denn der alte Guillaume hat Geschmack; doch sind sie stets an einer fatalen Stirnfalte, einem eigenen wilden Blick, und dem kenntlich, was wir beauté du diable nennen. Gewiß weiß man es indeß von Keiner, daß sie diesem Freikorps angehört, und Jeder, der so tollkühn sein würde, es nur laut zu vermuthen, wäre elendiglich verloren. Wenn sie eine Tochter haben, so suchen sie dieselbe zu ihren eigenen grausen Gelüsten zu erziehen, und machen sie, wenn sie erwachsen ist, zum Glied ihrer höllischen Schwesterschaft, die sie aber auch durch Mädchen zu rekrutiren suchen, welche gegen Sitte und Glauben lau geworden, ihnen zu wilden, zuchtlosen Tänzen folgten, und nicht eher inne wurden, wohin sie sich verirrten, bis in tollem Taumel ein Pakt mit dem eigenen Blut unterschrieben, und jede Umkehr unmöglich ist. Dann kann auch kein Priester, kein Heiliger mehr schützen und helfen; und so lange die Sterne des Jakobsstabs glänzen, gehört die Unglückliche der finstern Macht, wenn am Tage Niemand ihrer Familie das Entsetzliche nur ahnt. Verdrossen, oder mit wilder Lustigkeit versteht sie ihre häuslichen Pflichten, bis die Nacht herabsinkt und ihren Gatten in zaubrischen Schlaf senkend, die Goul sich in eine Fledermaus, Eule, oder dergleichen Spuk verwandelt, und zum teuflischen Ball fährt. Andere vergnügen sich am Ufer der See, an Sümpfen und Teichen, späte Wanderer irr zu

Digitized by Google

führen; durch Dorn und Rohr, über Moor und Fels hetzen sie den Armen, der blutig geschlagen und gekratzt, mit zerfetzten Kleidern endlich die Heimath findet, und die Hütte, in der sein Weib betend die höllischen Gouls verflucht; wiewohl es auch lose Gesellen geben soll, die ihren Zustand auf die Gouls schieben, wenn sie im Wirthshaus einander verzausten. Finden sie aber auf ihrem Fluge ein ungetauftes Kind, oder eines, das nicht mit St. Johannis Segen in's Bettchen gelegt wurde, an dem nicht drei Kreuze mit Kreide gemalt sind, so fächeln sie ihm mit den weichen Eulenfittichen Ruhe zu, und saugen allmählig sein Herzblut, bis es, stets abmagernd, endlich verstecht. Und wäre es ihr eigenes Kind, sie können nicht widersehen, ob ihnen am Tage der Jammer das Herz bricht, wenn die Nachbarinnen sich kreuzend sprechen: „das hat eine Goul gethan;“ sie freuen sich dennoch auf den Schmaus der nächsten Nacht. Darum sind oft die Gouls am fleißigsten, mit Beten und frommen Segen die Kinder vor sich selbst zu wahren; nur sind sie niemals freigebig gegen die Kirche und ihre heiligen Diener, woran Diese sie erkennen.

Mein Geführte schien große Lust zu haben, das Prytstable eines solchen Instituts, welches wir jenseit des Kanals leider noch entbehren, besonders für lustige Nachtschwärmer, Hebammen, die Kirche u. s. w. etwas zu beleuchten; doch eben lichtete sich jetzt der Wald, und hinter einigen zerstreuten Gruppen weißer Birkenstämme erschien ein etwa 300 Fuß hoher, einzelner Granitblock, und auf ihm die zwei Terrassen der weißen Festungswerke; aus dem altergrauen Donjon erhob sich ein spitziges Glockenthürmchen, von dem die drei Farben Frankreichs wehten. Rings umher eine fast stundenbreite, öde Sandfläche, über welche zur Zeit der Fluth die Meereswogen vier bis sechs Fuß tief daherbrausen, und jedes Grashälmchen wegfegen.

Wahrlich, rief Alfred, ein wahres Drachennest aus den alten Mähren, wo diesmal, zur Abwechslung, ein vom Glanz einer Krone bezauberter Prinz gehütet wird. — Keine Kanone trüge ihre Ladung über die schäumende Fluth auf diese Höhe; und nach einer Stunde stht jedes Plattboot spöttlich im Sande. St. Michel ist so fest, wie Gibraltar!

Das erkannte man auch von jeher, erwiederte Raoul. Schon die Druiden hatten auf dem Felsen ihr Wesen; später ward ein Kloster auf ihm gegründet. Ethelred, Englands zweiter König, verehrte es auf jede Weise; Heinrich II. machte dahin eine Pilgerfahrt, und traf dort mit Ludwig von Frankreich, dessen glänzendes Gefolge großes Aufsehen erregte, zusammen. Im Jahr 1203 ward das Kloster durch die heidnischen Bretonen überrumpelt und zerstört; 1226 aber war es schon wieder aufgebaut. Oft ward es seit der Zeit belagert, aber nie mehr genommen. Franz I. war 1518, Karl IX. 1561 hier; 1624 spendete der Herzog von Nevers dem Abte reiche Gaben, wie manche hohe Personen vor und nach ihm. Aus meinen Knabenjahren erinnere ich mich, unsern jetzigen König Louis Philippe dort gesehen zu haben. Er und seine Schwester, die Prinzessin von Orleans, besahen damals auch die in den Felsen gehöhlten Souterrains, in welchen sie auch ein abscheuliches Gefängniß von dicken eichenen Dielen fanden, in welchem der Gefangene weder stehen noch liegen konnte. Kardinal Richelieu hatte es für einen seiner Feinde bauen lassen, der auch sein Leben darin versammert hat; — der Prinz befahl, es zu zerstören; augenblicklich mußten Werkleute zur Stelle, und die Fürstin führte mit zarter Hand die ersten Schläge darauf. — Früher war der Fels um 180 Fuß höher; man trug aber seine Spitze ab, um Raum für größere Gebäude zu gewinnen.

Während eines einfachen Jagdmahls, welches wir unsern Waidtaschen entnahmen, erhoben sich plötzlich Poseidons weiße Wogenrosse über der Fläche, und bäumten sich mit wildem Ungethüm um die schwarze Granitwand. In einer Viertelstunde war der Boden, so weit das Auge reichte, zum brandenden Meer geworden! —

Endlich brachen wir auf, und zogen schweigend einen waldigen Rücken entlang, oft nach dem mont fier et orgueilleux hinüberblickend, wie Frau v. Sevigné ihn nannte. Da that sich plötzlich der Wald zum freien Platz auf, und mit Staunen traten wir in einen weiten Kreis mächtiger, roher Granitpfeiler, deren einige noch ungeheure Blöcke quer Thörmig auf der Spitze trugen, welche nur Riesenfäuste im Verein dort hinauf gehoben haben können. Einige dieser kolossalen Pilaster lagen umgestürzt an ihrer Stelle!

Raoul, riefen wir zugleich — was ist das?

Gevatter Ancou's Kirche, war die trockene Antwort, vor Zeiten ein heiliger Raum der Bretonen, ein Druidentempel! Die einfachen Säulen, welche sich auch einzeln bis 90 Fuß Höhe im Walde finden, heißen wir Dolmen; tragen sie aber noch einen Felsblock auf der Stirn, Menhir.

Aber seht, bei St. Hubert! dort kömmt Diane durch's Gebüsch, und hat sich besonnen und verziehen. Auf Messieurs! Waidmanns Heil! —

Schmidt.

Die Teufelsmauer.

Unter die erstaunlichen Werke, welche die Römer ausführten, gehört auch jener feste Gränzwall, den sie von den Donauufern bei Regensburg bis zu den Gestaden des Rheins unweit Köln erbauten, und der gewöhnlich unter dem Namen der Teufelsmauer bekannt ist. Kaiser Hadrian (reg. 118 — 137) entwarf hiezu den ersten Plan, als er diese äußerste Gränze persönlich besichtigte. Die Kaiser Markus Aurelius, Septimius und Alexander Severus und andere setzten das begonnene Werk fort und vervollkommneten es immer mehr, bis es endlich von Kaiser Probus zwischen 276 und 280 n. Chr. vollendet ward. In einem ununter-

Digitized by Google

brochenen Zusammenhang lauft die Teufelsmauer über 150 römische Meilen weit, fast immer kenntlich, oft 5—6, ja selbst an manchen Orten 10—12 Fuß dick, und nicht selten 5—10 Fuß über die Bodenfläche erhaben, über die steilsten Gebirge, über die schauderhaftesten Abgründe, durch Flüsse und Seen, durch Sümpfe und dichte Wälder, ein festes Mauerwerk, von Zeit zu Zeit mit Thürmen versehen, deren innere Rundung 60 bis 80 Schuhe betrug, und die wohl eben sowohl zu Beobachtungsposten als zur Vertheidigung gedient haben mögen.

Die anfängliche Bestimmung dieses Werkes war weniger Vertheidigung als genaue Gränzbestimmung. Zu dem letzteren Zwecke nämlich ließ Kaiser Hadrian von dem Orte an, wo die Donau aufhörte, die natürliche Gränzscheide zwischen dem gewaltigen Römerreich und dem unbezwungenen Theile Germaniens zu bilden, eine durch große in die Erde geschlagene Pfähle bezeichnete Linie herstellen, neben welcher ein Graben und ein zusammenhängender mauerähnlicher Erdwall herlief, weßhalb der Deutsche diese Gränzlinie Pfahl nannte, ein Name, der sich noch bis auf den heutigen Tag in vielen Ortsnamen benachbarter Dörfer erhalten hat, wie Pfahldorf, Pfahlheim u. s. w.; ja in manchen Gegenden wird dieses große Römerwerk noch immer Pfahlwerk, Pfahlrain, Pfahlhecke ꝛc. genannt. Den Namen „Teufelsmauer“ erhielt es erst durch die abergläubische Blindheit des Mittelalters, welche, geblendet von seiner damals noch sichtbaren Größe, glaubte, menschliche Kräfte könnten unmöglich zu Erbauung einer solchen Vertheidigungslinie hinreichen.

Als in der Folge die Alemannen, Burgunder und andere germanische Völkerstämme das Pfahlwerk überschritten und das römische Gebiet beunruhigten, kam an seine Stelle jene aus Steinen erbaute Mauer, deren wenige Trümmer noch heute unsere Bewunderung erregen. In ihrer Nähe wurden befestigte Lager errichtet und Kastelle erbaut, selbst außer ihrer Linie auf feindlichem Gebiete, wenn der Ort vollkommen zweckdienlich war. Eine Menge Grabhügel sowohl auf der deutschen als auf der römischen Seite, gewöhnlich in der Nähe von den Ruinen eines Lagers oder eines festen Schlosses, decken die Asche derjenigen, welche hier kämpfend fielen für das mehr und mehr sinkende Rom. Erst im fünften Jahrhunderte ward das Bollwerk durchbrochen und gestürzt.

Die ganze große, nach wohlüberdachtem Plane angelegte Vertheidigungslinie beginnt zwischen den bairischen Ortschaften Kelheim und Hienheim, wenige Stunden oberhalb Regensburg. Die erstere Ortschaft, am Zusammenflusse der Altmühl und Donau, war von den Römern mit den großartigsten Festungswerken vertheidigt; fünf Schanzen liefen zwischen den beiden Flüssen her, und noch heute, nach anderthalb tausend Jahren, hat die äußerste derselben bei einer Breite von 20 bis 30, eine Höhe von 50 bis 60 Fuß. Hienheim beinahe gerade gegenüber lag das feste Celeusum, von dem gleichfalls Spuren sichtbar sind. Von diesem ihrem Anfangspunkte geht die Mauer 58 römische oder ungefähr 12 deutsche Meilen weit in ganz gerader nordwestlicher Richtung über die heutigen Ortschaften Altmannstein, Zant, Küpfenberg, Erkertshofen, Raitenbuch, Oberdorf, Gündersbach, Gundelshain, Gunzenhausen (dem alten Mediarmis) und Löllenfeld, ohne sich durch ein noch so großes natürliches Hinderniß in ihrem Laufe hemmen zu lassen. Bei der letztern Ortschaft bildet sie, nunmehr plötzlich eine südwestliche Richtung einschlagend, einen stumpfen Winkel.

Sie geht nun über den sogenannten Markgrafenweiher und den Streithof an dem Dorfe Ehingen vorüber, durchschneidet die Mühle von Untermichelbach und tritt unweit Mönchsroth, das beinahe auf der Stelle der Castra Losodica erbaut ist, über die bairische Gränze. Im Württembergischen streicht sie nunmehr an Dambach, in dessen Nähe einst die Castra Septimiaca lagen, vorüber, berührt, immer in schnurgerader Linie fortlaufend, beinahe die Ortschaften Pfahlheim, Röhlingen, Dalkingen, Hüttlingen, Wasseralfingen und Fayenfeld, zieht sich über die Markungen von Tregach, Möglingen, Iginger, Herlikofen, Mutlangen und Wetzan, und gelangt endlich nach dem uralten Lorch, nachdem sie bei Möglingen ihre frühere Richtung in eine vollkommen westliche vertauscht hat. Unweit Wasseralfingen, nur wenige Schritte seitwärts von dem Weiler Buch, standen die Castra Aquileia.

Hart an Lorch beugt die Teufelsmauer nunmehr unter einem rechten Winkel nach Norden ein und bildet von hier an, wie sie bisher die Gränze des Reiches in Rhätien und für die Donaugestade war, eine solche für die Rheinlande und Obergermanien. Sie führt über Pfahlbronn nach Welzheim, gelangt dann nach Oberhall und beschreibt von hier aus einen gegen Norden ziehenden Bogen, die Ortschaften Murhard, Mainhard, Pfedelbach und Ochringen berührend, setzt hierauf über die Dörfer Bittelbronn und Westernbach ihren Weg nach Pfahlbach fort, geht nun nicht weit von dem letzteren Dorfe, zwischen Sindringen und Ohrenburg bereits zum zweitenmal über den Kocher, zieht an der Saline Unterhall vorüber und erreicht bei dem Dorfe Jaxthausen die Jaxt abermals, dann geht ihre Linie über Unterkessach und Liebenstatt, wo noch zwei Hügel den Namen oberer und unterer Römerberg führen, und gelangt hierauf nach Burken. Hier befinden wir uns bereits im Odenwalde und stehen wahrscheinlich auf der Stelle eines römischen Lagers, worauf theils der Name Burg, theils die vielen hier befindlichen Mauerüberreste hindeuten.

Der riesenhafte Gränzwall zieht sich nun nach dem Mainstrom, an dessen Gestade sich in dieser Gegend häufig Spuren von römischen Lagern finden, namentlich bei Heselbach, Bullau, Wirzberg, Billbronn und Breuberg. Die vielen in diesem Gebiete aufgefundenen, dem Merkur geweihten Votivstatuen deuten auf einen zahlreichen und wohlhabenden Handelsstand.

Nahe bei Aschaffenburg lief die Teufelsmauer über

Digitized by Google

Digitized by Google

den Main, zog sich in der Richtung von Damm und Pollau fort, überschritt dann die Kinzig und strich, an Rummelberg und Rommelshausen vorüber, nach Strömfels, ging hierauf in fast ganz westlicher Richtung nach den heutigen Ortschaften Hungen, Langsdorf und Arnsburg, bei welchem letzteren Ort sie gegen Süden einbeugt und nun über Leicastern, Hausen, Altfauernbach, Langenhain und Gickelsberg ganz nahe bei Homburg vorbeiführt. Zwischen letztgenannter Stadt und Frankfurt, nahe bei dem Punkte, wo das Dorf Heddernheim liegt, hatte Kaiser Trajan sein befestigtes Lager aufgeschlagen.

Von Homburg aus zieht sich die Teufelsmauer nach Langeberg und Arnoldsheim, nimmt bei diesem Dorfe eine westliche Richtung an und geht an den Ortschaften Hestrich, Orle, Adolphseck und Görgenthal nach dem Städtchen Langenschwalbach. Ueber Pohl, Marienfels, Schweighausen und Becheln führt sie von hier aus nach Ems, wo sie die Heilquellen, den Lieblingsaufenthalt der badelustigen Römer, mit starker Mauer umgab. Hier und nahe beim kleinen Feldberg, am obern Taurus, war sie am stärksten gezogen und beherrschte in diesen zwei Punkten jenen ganzen Gebirgsraum, zugleich die furchtbaren Sigambrer im Zaum haltend.

Hinter Ems erhebt sie sich aus einer schaurigen Bergschlucht gleich einer Himmelsleiter, zieht sich, auf dem Scheitel des Berges angekommen, gegen Welschneudorf und Oberlibert, läuft fast immer in ganz paralleler Richtung mit dem Rheinstrom, dringt durch den Montabäer Wald, und betritt das Siebengebirge, wo noch heute die Namen Siegburg, Drachenfels, Löwenburg u. s. w. auf ehemalige kriegerische Ereignisse hindeuten. Ueber Rengsdorf, Hammerstein und Rheinbreitbach läuft endlich das Riesenwerk an den Strom, nicht weit oberhalb Bonn, welcher von hier an die weitere natürliche Gränze bildet, wohlbefestigt bis hinab nach Köln, dieser uralten Stadt, im Jahre 51 n. Chr. von Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius, als Militärkolonie gegründet und daher Colonia Claudia Agrippinensium genannt.

Auf solche Weise waren die fruchtbaren Donaugestade von Regensburg bis an den Schwarzwald und die gesegneten Ufer des Rheins von den Neckar-, Jart- und Kocherquellen bis abwärts nach Köln gegen die Einfälle nordischer Barbaren geschützt. Die deutschen Provinzen dieses Gebietes waren dem Römerreiche einverleibt, ihre Bewohner diesen Herren der Welt verbündet und ihnen kriegspflichtig. Die ursprünglich auf einem großen Theil dieser Landstrecke wohnenden Markomannen waren bereits schon in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Augustus nach Böhmen aufgebrochen; die verlassenen Gegenden nahmen nunmehr, unter römischem Schutze, gallische Einwanderer ein, wie dies klar aus Tacitus hervorgeht, wenn er sagt: „Unter die germanischen Völkerstämme möchte ich die Bebauer der „Zehentlande“ nicht rechnen, obgleich sie sich jenseits des Rheins und der Donau niedergelassen haben, denn jeder leichtsinnige Gallier, unternehmend aus Armuth, hat sich auf diesem herrenlosen Boden angestedelt, und nun gilt dieser Landstrich nach Ziehung der Gränzmarke und Vorschiebung der Besatzungen als ein Winkel des Reiches und als Theil einer Provinz.“

Besitzlose, römisch-gallische Kolonisten waren also in diesem Theile Deutschlands zu Grundbesitz gelangt; sie brachten Getreide und landwirthschaftliche Kenntnisse, die sie von den Römern empfangen, mit über den Rhein, und sie waren die ersten, welche hier Feld- und Weinbau trieben; denn noch immer blieb der eigentliche Deutsche allem Landbau abgeneigt. — Aber auch andere Zweige römischer Gesittung fanden auf solche Weise Eingang in diesem Winkel Germaniens, namentlich Handwerke und städtische Gewerbe aller Art, die Baukunst und der Handel. Denn die bereits an römische Bedürfnisse gewöhnten Gallier, denen sich die italischen hier liegenden Truppen und vielleicht manche römische Ansiedler beigesellten, wollten die Bequemlichkeiten, welche sie diesseits des Rheins und der Alpen genossen hatten, hier nicht ganz entbehren; so entstanden Gebäude und Bäder, wurden Werkstätten errichtet, begann ein ziemlich ausgedehnter Handel in's Leben zu treten u. s. w. Dies beweisen auch die in unsern Gegenden ausgegrabenen Sculpturarbeiten und Inschriften, welche nicht blos der Ackerleute, sondern auch der Handwerker, der Kaufleute und Baukundigen erwähnen. Daß die Römer die Fruchtbarkeit dieses Bodens und den Werth dieser Besitzung überhaupt gehörig zu würdigen verstanden, erhellt am deutlichsten aus dem großen Vertheidigungs- und Beschützungswalle, dessen Lauf wir unsern Lesern beschrieben haben. Er war um so nothwendiger, als diese Gegenden bereits schon im ersten Jahrthunderte das Ziel von den Streifzügen der kriegerischen Gallen waren und sich diese von Zeit zu Zeit wiederholten, noch gefährlicher geworden durch die Verbindung dieses Volkes mit mehreren andern deutschen Stämmen, die zusammen unter dem Namen „Alemannen“ in der Geschichte bekannt sind, bis endlich diese Kämpfe mit dem für die Römer empfindlichen Verluste dieser schönen Provinz endeten.

Ueber das Verhältniß der Bebauer dieses Landstriches zum herrschenden Römerstaate mögen zugleich als Erklärung des oben gebrauchten Ausdruckes „Zehentland“ hier zum Schlusse noch einige Andeutungen stehen. Wir folgen hier den Worten des besonders in der Statistik seiner Zeit wohlbewanderten griechischen Geschichtschreibers Appian, welcher berichtet: „So wie die Römer Italien strichweise sich durch Krieg unterwarfen, nahmen sie jedesmal einen Theil dieses Gebietes für sich, bauten Städte auf demselben oder sendeten in die schon vorhandenen Städte Kolonisten aus ihrer Mitte, welche sie gleichsam als Wachposten betrachteten. Von dem durch Waffengewalt gewonnenen Lande theilten sie die bereits bebauten Felder sogleich unter die Kolonisten aus, oder verkauften oder verpachteten sie an dieselben, diejenigen Striche hingegen,

Digitized by Google

welche in Folge des letzten Kriegs unbebaut geblieben waren und in der Regel den größten Theil ausmachten, gaben sie sich nicht die Mühe, loosweise zu vertheilen, sondern sie ließen lediglich öffentlich bekannt machen, wer Lust und Liebe habe, könne sich darauf anbauen, mit Vorbehalt einer jährlichen Naturalabgabe des Zehnten von dem Getreideertrage und des Fünften von den Baumfrüchten. Denjenigen, welche Heerden halten wollten, wurde eine Abgabe an großem und kleinem Viehe angesetzt. Das thaten sie aber, um die Bevölkerung des italischen Völkerstammes, an dem sie große Arbeitsamkeit und Ausdauer wahrgenommen hatten, zu vermehren und in allen vorkommenden Fällen mit einheimischen Kriegern versehen zu sein."

Daß die Römer später dieses erprobte Kolonisationssystem, welches noch unsern Staaten zum Muster dienen könnte, auf alle Provinzen des Reiches übertrugen, ist bekannt; keine derselben hatte nicht wenigstens einige Städte mit italischem Rechte, d. h. Städte, deren Bewohner den Römern selbst in allen Rechten und sonstigen Beziehungen gleich standen, aufzuweisen. Es ist deßhalb kein Grund vorhanden, für den Theil Germaniens, von welchem wir reden, eine Ausnahme anzunehmen. Uebrigens zeigt die oben angeführte Stelle des Tacitus, so wie die Thatsache, daß Köln bereits in frühester Zeit italisches Recht hatte, hinlänglich, daß Rom das gleiche System auch auf diese Provinz angewendet habe.

Dr. Theuerle.

Bär und Panther.

(Taf. 12 b; Extra-Beilage.)

In den westlichen Urwäldern Amerika's hausen bekanntlich noch manche wilde und grimmige Bestien, die nicht selten sogar dem einsamen Ansiedler, wenn er nicht gut bewaffnet und immer auf seiner Hut ist, höchst gefährlich werden können. Man erzählt sich mancherlei Geschichten besonders vom Panther, einem der bösartigsten Geschöpfe, welche der Wald in seinem Dunkel birgt. Man fand ihn vor etwa dreißig bis vierzig Jahren an den Quellen des Susquehannah und Delaware bis zum Ontariosee und dem St. Lorenzstrom hinauf noch ziemlich häufig; jetzt aber sind sie, wie die Indianer, tiefer in die Urwildnisse zurückgedrängt worden. Der Panther ist ein schönes Thier von Gestalt, aber von unbändiger Wildheit und unersättlich in seinem Blutdurst. Nichts, ausgenommen allein das Kriegsgeschrei der Indianer, vermag einer Gränzansiedelung größeren Schrecken einzujagen, als das Geschrei und Winseln eines Panthers in der Gegend. Die Bestie bekriegt Alles und Jedes, und so groß ist die Pfeilschnelle seiner Bewegung und die Behendigkeit, mit der er die Bäume erklettert und im Verfolgen seiner Beute von einem zum andern springt, daß nur wenige Thiere ihm zu entrinnen vermögen. Der Panther ist gewiß vom Katzengeschlechte die hinterlistigste Art, grimmig, gefräßig, grausam, und jener edeln Züge, die man bisweilen dem Löwen zuerkennen muß, gänzlich bar.

Einer der mächtigsten Feinde dieses Raubthiers ist der Bär. Er und der Panther sind fast immer im Vertilgungskriege begriffen, und wo ein Zusammentreffen stattfindet, geht es selten ohne tödtliche Wunden ab. Es fällt mir da ein Vorfall ein, welchen mir ein glaubwürdiger Jägersmann, der ihn mit eigenen Augen beobachtete, einst erzählte. Ein großer, starker Bär hatte das Lager eines Panthers ausgewittert, fiel in der Abwesenheit der Alten darüber her und zerriß ihre Jungen. Die Pantherin kam bald zurück und ihm auf die Fährte. Blitzschnell setzte sie ihm nach, und der plumpe Bär sah wohl ein, daß er seinem gewandten Feinde durch die Flucht unmöglich entrinnen konnte. Er verlor daher auch keine Zeit und keinen Athem durch vergebliche Versuche, sondern suchte sich nur einen Kampfplatz aus, der ihm die meiste Hoffnung auf Erringung des Sieges versprach. Erst zog er sich vom Lager des Panthers weg, über eine tiefe Schlucht hinüber, prüfte dort mit besonnenem Blick Grund und Boden, und faßte endlich hoch auf dem Rande des Hohlwegs unter einer Felsabdachung in so vollkommen gedeckter Stellung Posto, daß er nur von vorne angegriffen werden konnte. Hier setzte er sich auf seine Hinterbeine, und erwartete ruhig den feindlichen Angriff. Es dauerte auch nicht lange, so ließ sich das gellende Geschrei der kinderlosen Panthermutter vernehmen, und gleich darauf erschien sie selbst an dem jenseitigen Rande der Schlucht. Ihre Augen sprühten Feuer auf den Bären, der, keineswegs eingeschüchtert, sie mit eben so grimmigen Blicken anglotzte. Vor Wuth rasend, stürzte die Pantherin endlich mit sicherem, wohl abgemessenen Sprunge auf den Bären ein, wurde aber mit einem so derben Hiebe von einer seiner furchtbaren Tatzen empfangen, daß sie halb besinnungslos in die Kluft zurücktaumelte. Der Bär verharrte indeß unbeweglich in seiner Stellung, obgleich er bei dem wüthenden Angriffe seiner Feindin nicht unverletzt davon gekommen war. Sie hatte ihm ein Auge ausgerissen, und er blutete gewaltig.

Der Panther raffte sich wieder zusammen, erkohr einen neuen Punkt zum Angriffssprunge, that, mit wild gesträubtem Haar, den Satz, und wurde auf dieselbe unerschrockene Weise empfangen. So gingen Angriff und Vertheidigung mit gellendem Gekreisch und dumpfem, drohendem Gebrumm eine Zeit lang in gleicher Art fort, bis es endlich dem Panther gelang, seine Klauen so tief in den Leib des Bären zu schlagen, daß eine abermalige Trennung bis zur endlichen Entscheidung des Kampfes unterbleiben mußte. Die Umschlingung war jetzt von beiden Seiten krampfhaft verzweifelt und das Ringen schrecklich. Von Jedem strömte das Blut. Bald war der Rachen des Einen im Schlunde des Andern, während ihre Krallen sich gegenseitig die Weichen

Digitized by Google

auf's Furchtbarste zerfleischten. Endlich verlor der Bär das Gleichgewicht, und die Streitenden rollten über einander in das Bett der Schlucht, wo der Kampf wohl noch eine Stunde fortgesetzt ward. Als Alles still wurde, fand der Jägersmann beide Ungethüme verendet, und recht eigentlich in einer Todesumarmung verschränkt liegen.

Eine andere Geschichte vom Panther ist folgende:

Ein Ansiedler, Namens Roger Bacon, kaufte sich im westlichen Amerika ein hübsches Wirthschaftsgut in der breiten Uferniederung eines Flusses, zusammt einem hinlänglichen Theil höher gelegenen Landes, das Ganze mit dem stattlichsten Urforste bedeckt, dessen Bäume so hoch waren, daß man fast zweimal hinaufschauen mußte, um ihre Wipfel zu erkennen.

Es war schon spät im Sommer, als Bacon sein neues Gut bezog, so daß er eben nur Zeit hatte, vor dem Eintritt des Winters ein Blockhaus aufzuführen und einige Morgen Landes von den hochstämmigen Bäumen zu säubern. Man warnte ihn, seine Hütte in der Niederung aufzubauen, und gab ihm die Gefahr zu bedenken, der er, im Falle eines starken Austretens der Flußgewässer im Frühling, ausgesetzt sei; aber Roger Bacon war ein eigensinniger Mann, und daher jede Warnung vergeblich. Der angeschwemmte fruchtbare Boden des Uferlandes eignete sich so viel besser zur Gartenbenutzung, als der Hügelboden, und die Aussicht, eine weite Schau über ein offenes, ebenes Gelände zu haben, schien ihm so reizend und einladend, daß er sich von seinem Vorsatze durchaus nicht abbringen ließ. Auch war die von ihm gewählte Baustelle wohl eine halbe Stunde vom Flusse entfernt, und lag außerdem, wie eine Insel, einige Fuß hoch über dem ganzen übrigen angeschwemmten ebenen Grunde; und dann, ein so kleiner Fluß — wie konnte der je so hoch steigen oder so weit austreten? O, darüber war er ganz ruhig. „Nun, Ihr werdet sehen," sprachen die Nachbarn, — „werdet die bittere Erfahrung schon machen im Frühjahr, wenn der Fluß nicht etwa anderswo hinaus fortläuft."

Unser guter Auswanderer hatte aber freilich keinen Begriff von der Menge Schnee, die in jener Gegend fällt, oder von der Größe der Wasserfluth, die auf sein reißend schnelles Schmelzen im Frühlinge zu folgen pflegt. Nun mußte zufällig im kommenden Winter ein außerordentlich tiefer Schnee fallen und der Märzmonat so kalt bleiben, daß die Sonne fast gar keine Gewalt über ihn hatte. Die Folge war, daß die ganze Schneemasse, anstatt nach und nach zu verschwinden, mit Einem Male auf einen warmen Aprilregen wegschmolz, wodurch der Fluß zu einer von den Ansiedlern noch nie erlebten Ausdehnung anschwoll. Der Schnee hatte so tief gelegen, daß nur ein geringer Verkehr unter den dünn gesäeten Bewohnern während des Winters unterhalten worden war, und Roger Bacon hatte fast so abgeschieden gelebt, wie ein Bär in einem hohlen Baume.

Während des erwähnten warmen Regens, der aus den Wolken wie eine Sündfluth auf die Schneemassen niedergoß, hatte unser Einsiedler wohl das reißend schnelle Zergehen des Schnees und das damit gleichen Schritt haltende Anwachsen des Flusses bemerkt, hielt sich aber immer noch für ganz sicher, und suchte bald nach Sonnenuntergang mit seiner gewohnten Gemüthsruhe und Unbekümmertheit sein einsames Nachtlager. Schon vor Mitternacht wurde er indessen aus seinem friedlichen Schlummer durch das Krachen der Bäume und das Rauschen der Gewässer aufgescheucht. Er sprang aus dem Bette, und — fand sich bereits knietief auf seinem eigenen Stubenboden im Wasser. Schnell warf er nur die nöthigsten Kleidungsstücke über, denn es war augenscheinlich keine Sekunde Zeit zu verlieren, und, was ihm noch schlimmer vorkam, es war viel zu dunkel, sich durch Flucht zu retten, selbst wenn die Wasserfluth es noch vergönnt hätte. Sein einziges Auskunftsmittel zur Rettung des Lebens bestand denn vor der Hand darin, auf den nächsten besten Baum zu klettern, und dort den noch viele lange Stunden entfernten Anbruch des Tages abzuwarten.

Ungeachtet der Tiefe und Gewalt der Fluth glückte es ihm, einen Baum zu erreichen und zu ersteigen, zwischen dessen Aesten er nun leidlich gesichert sich festsetzte. Es war übrigens eine grauenvolle Nacht. Das kalte Bad, das der Ansiedler so zur Unzeit genommen hatte, war nicht eben ein Zuwachs von Behaglichkeit, während aus dem Donnern der Gewässer und dem zeitweisen Krachen der Bäume sich mit leichter Mühe errathen ließ, daß der Strom seine Eisfesseln gesprengt und die Wasserfluth mit verstärktem Schwall und mit furchtbarer Schnelle und Gewalt heranrollte. Außerdem konnte die nächste Eisscholle in ihrem unwiderstehlichen Laufe den Baum, seinen einzigen Rettungsanker, mit fortreißen! Ein Glück, daß Roger Bacon, ein einfacher schlichter Mann, nicht eben mit der lebhaftesten Einbildungskraft begabt war, sonst hätten seine Leiden noch hundertfach größer sein müssen, als sie schon waren. Bei alledem war seine Lage bedenklich und peinlich genug.

Die längste Nacht muß indessen ein Ende haben, sagt das Sprichwort, und so dämmerte denn endlich der ersehnte Tag in Roger Bacons schlummerlose Augen. Die Finsterniß verschwand aber nur, um ihm die trostloseste und entsetzlichste Aussicht zu zeigen, auf der seine Augen jemals geweilt hatten. Fast das Erste, was er bei der zunehmenden Tagesbelle unterschied, war die Zerstörung seines Blockhauses, das auf den Fluthen schwamm, und bei seinem wüthenden Hintreiben bald in Stücke zerschellt ward, wobei die Balken, aus denen es zusammengezimmert war, in bunter Zerstreuung da hinaus und dort hinaus forttanzten. Weiter sah er das ganze Stromthal in eine nasse Wüste verwandelt, deren Gewässer mit unerhörter Kraft dahinschossen und auf ihrem wogenden Rücken mächtige Eisschollen nebst zerbrochenem Holzwerk und ausgerissenen Baumstumpen trugen, die bald in drehenden Strudeln herumwirbelten, bald, auf dem rasenden Strome

Digitized by Google

mit entsetzlicher Gewalt fortgerissen, — Alles in ihrem Laufe wegschlingen und zertrümmerten. Was ihm am Ende bevorstand, ob er auch auf Rettung hoffen dürfe, — über diese Fragen wagte er sich selbst keine Antwort zu ertheilen.

Dies Alles war jedoch noch nicht der ganze Umfang der Schrecken seiner Lage. Etwa eine Stunde vor Tagesanbruch hatte er nämlich ein gellendes Kreischen gehört, das mit jeder Wiederholung näher zu kommen schien, und nun endlich so deutlich wurde, daß er in ihm den Schrei eines Panthers zu erkennen vermochte! Witterte ihn die wüthende Bestie in der Luft, so war's ohne Zweifel um sein Leben geschehen. Er blieb nicht lange über diesen Punkt im Zweifel. Nach seinem Geschrei zu urtheilen, mußte sich ihm das Thier mit reißender Schnelligkeit nähern; und die unter ihm brausenden Fluthen boten ihm in dieser Noth keinen Schutz, da der Panther, von Baum zu Baum springend, fast so gut weiter kommen konnte, als ginge die Reise auf ebenem Boden. Endlich sah er das Schüttern der Aeste eines Baumes in nicht großer Entfernung! Welch' eine Lage für ihn! Unten ein mächtiges Chaos von Fluthen, tobend vor Ingrimm und auf ihrer wild bewegten Strömung gewaltige Eismassen und Holzstücke mit sich fortreißend, die ihn unfehlbar zerschmettern mußten, wenn er ja den Sprung in die nasse Tiefe wagte, — und dort drüben der blutlechzende Rachen des Panthers, von dessen Zähnen zermalmt zu werden er fürchten mußte.

Wieder ertönte ein gellender Schrei ganz in seiner Nähe, — wieder ein schütternder Baum und — wieder einer! Ein kurzer Augenblick krampfhafter Spannung ging dahin, und jetzt — bewegte sich der Leib eines Thieres halbdeutlich vor seinen angstgeschärften Blicken. Abermals sprang's, und wieder. Der furchtbare Augenblick der Entscheidung war gekommen: denn in einer Entfernung von kaum vierzig Ellen sah er in voller Schrecklichkeit ein riesengroßes Pantherthier, das mit katzenähnlichem Lauern auf einen mächtigen Baumast niederduckte, und augenscheinlich die Entfernung nach seiner Beute hin abmaß, ehe es den letzten Satz that. Aus großen, grünen, wuthblitzenden Augen glotzte es ihn schrecklich an, während sein weit aufgerissener blutrother Rachen, unter heiserem furchtbarem Knurren, eine Reihe Zähne schauen ließ, die einem armen Menschenkinde, das im nächsten Augenblicke von ihnen zermalmt werden konnte, nicht geringen Schrecken einzuflößen vermochten. Mit fieberhafter Gewalt umklammerte Bacon die Aeste, an denen er sich hielt. Das grimmige Thier stieß einen andern furchtbar gellenden Schrei aus, sein Haar sträubte sich, sein Rücken krümmte sich zum Bogen, sein Schweif begann jenes wirbelschnelle zitternde Drehen und Wedeln, das nimmer irrende Lossungszeichen des Endsprungs, während seine glühenden Augäpfel immer zornheißer entbrannten. Mit der Schnelle und Genauigkeit eines von sicherer Hand abgeschossenen Pfeiles that es den Sprung; doch mit einer furchtbaren Kraftanstrengung gelang es Bacon, dem dicken Ast, nach welchem der Panther zielte, gerade im rechten Augenblick eine solche plötzliche schütternde Schwingung zu geben, daß das Thier seine Krallen nicht zum sicheren Halt einzusetzen vermochte. Das Ungethüm versuchte sich zusammenzuraffen, vermochte aber den Ast mit den Hinterfüßen nicht zu berühren, und hing nun so an seinen Vorderklauen in voller Länge baumelnd über dem wilden tiefen Wasserschlunde. Bacon aber fuhr fort, den Baumast zu schütteln, und an dem Nachlassen des Thieres ließ sich bald deutlich abnehmen, daß es sich nur wenige Sekunden noch länger werde festhalten können. Der Panther erhob jetzt ein ohrzerreißendes Schreckensgeschrei, und im nächsten Augenblicke glitten seine Klauen machtlos ab, und grauenvoll aufheulend stürzte er in die Stromfluth hinab, die noch immer mit zunehmender Schnelligkeit brausend hinschoß. Das Ungethüm klammerte sich im Fallen einen Augenblick an einen gebrochenen Ast unten, wurde aber bald vom brandenden Gewässer hinabgespült und zwischen dem Eis und Treibholz mit fortgerissen, um nie wieder einem armen einsamen Stammbolz sei weit weggeschwommen war, daß man es wagen durfte, einen Nachen in den Strom zu lassen, wurde er aus seiner gefahrvollen Lage erlöst.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Der Schlangen-Scepter.

Ein Scepter, sein Reich ist in Lüften,
Doch ziemlich nahe den Grüften,
Sein Kröulein von rührigen Schlangen,
Die täglich nichts anders verlangen
Als Unterthanen zu jagen,
Doch muß man auf's Jagen sie tragen.
Die fliegenden Unterthanen
Verfolgt auf den lustigen Bahnen —
Sie sind auch recht impertinent —
Mit den Schlangen des Scepters Regent,
Und hebt vom Lager doch nicht
Des matten Körpers Gewicht.

J. G. Meier.

Auflösung: 4. 5. 17. 6. 11. 9. 5. 7. 5. 13. 22. 5. 4. 5. 11.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Michel Angelo.

(Mit Portrait, Taf. 13.)

Einer der talentvollsten und ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister war unstreitig Michel Angelo Bonaroti, mehr unter dem Namen Michel Angelo bekannt, der im Jahre 1474 auf dem Schloß Capreſe, im toskaniſchen Gebiete, wo ſein Vater Befehlshaber war, geboren wurde. Von Jugend an für bildende Künſte begeiſtert, wurden Dominicus Ghirlandajo und Bertoldo ſeine Lehrer, bald aber überflügelte der Schüler ſeine Meiſter, alle Staaten ſuchten ihn in ihren Dienſt zu ziehen, von ſieben einander folgenden Päbſten geliebt und hochgeſchätzt, wurde er gleichzeitig vom Kaiſer Karl V., König Franz I., und dem Sultan Soleymann mit Ehren, Aufträgen und Geſchenken überhäuft, und Rom, Venedig und Florenz wetteiferten mit einander, ihn in ihrem Dienſte zu feſſeln. Als Baumeiſter vollendete er den Bau der St. Peterskirche, als Maler lieferte er für die ſixtiniſche Kapelle des Vaticans ſein letztes Gericht; ſein großer Kupido, ſein Bachus und die berühmte, für das Grabmal Pabſt Julius II. beſtimmte Statue Moſes, ſind Meiſterſtücke, die ſeinen Ruf als Bildhauer auf immer erhalten werden. Als Maler zeigte er ſich kühn und erhaben; ſein ernſter Geſchmack verhinderte das Anmuthige, die Geſichtszüge ſeiner Figuren ſind ſtolz und unangenehm, ſein Kolorit iſt hart, ſeine Kompoſitionen aber voller Feuer, Stärke und Erhabenheit in der Idee. Kenner behaupten, daß ſeine in Rom geſchaffenen Werke behutſamer und weiſer ausgeführt ſeien, als die in Florenz, wo ſein Genie ausſchweifender geweſen wäre, und daß die allzuhebende Manier, ſeine Marmorwerke aus dem Groben zu hauen, ihn von der völligen Ausarbeitung vieler Stücke abgehalten habe. — Michel Angelo ſtarb zu Rom 1564, wo er in der Kirche der heil. Apoſtel beigeſetzt wurde; bald jedoch wurde durch ſeine Florenzer Freunde ſein Leichnam heimlich nach Florenz entführt, derſelbe dort in der Kirche zum heil. Kreuz begraben und dem verblichenen Künſtler ein prachtvolles Grabmal errichtet. — Seine Werke ſind vielfach nachgebildet worden, Rom und Florenz haben ſeine Hauptſtücke aufzuweiſen, faſt alle größeren Gallerien aber ſind im Beſitz einzelner ſeiner Schöpfungen.

Der Matroſe im Dampfkeſſel *)

Unſer Boot brauſte und keuchte den Miſſiſſippi hinauf, deſſen trübe, gelbe, lehmartige Fluth, von dem letzten Regen große, weiße Schaumklumpen mit fortführend, blitzeſchnell an uns vorbeiſchoß; das gewöhnliche träge Leben unter den Paſſagieren aber, vorzüglich an einem heißen Nachmittag, hatte einem ganz eigenen, regen Treiben Platz gemacht, und erwartungsvoll ſchanten Viele den Strom hinauf, wo ein zweites Boot, dem unſeren etwa eine Meile voraus, ebenfalls ſein Beſtes zu thun ſchien, ein Ueberholen von unſerer Seite zu vermeiden.

„Seid Ihr ſicher, daß das da drüben die „Flame“ iſt?“ frug einer der Paſſagiere jetzt einen vorbeigehenden Matroſen.

„Gewiß Männchen! ich wollt' ihre Schornſteine über den Miſſouri hinüber erkennen!“

„Und Ihr werdet ſie überholen.“

„Ob wir werden? ich ſage Euch Fremder, ſo gewiß mein Name Ben Blower iſt, ſo gewiß hat das letzte Theerfaß, was wir eben unter die Keſſel ſchoben, gerade genug „Vorwärts“ in uns gefeuert, um die „Flame“ entweder dort bei jener Landſpitze einzuholen, oder unſer Boot zum ewigen Frieden zu befördern.“

„Der Teufel!“ rief ein Dabeiſtehender, der indeſſen, beſonders bei dem Wettlauf intereſſirt, an dem, die Keſſel umgebenden, Sparrenwerk gelehnt hatte, „ich habe mir hier neben dieſem verwünſchten Pulverfaß einen hübſchen Platz ausgeſucht, den Spaß mit anzuſehen!“

„Nicht ſo ſchlimm, als wenn ihr drin ſtäkt,“ bemerkte Ben höchſt kaltblütig, als jener ſeinen Platz in beſonderer Eile verließ.

„Als ob er drin ſtäke? in was? in dem Keſſel?“ frug ich verwundert.

„Gewiß, kriecht man nicht öfters in die Keſſel, Männchen?“

„Es ſollte doch, meiner Anſicht nach, behaglichere Stellen auf einem Dampfboot geben.“

„Das iſt Recht — lacht mich auch noch aus; aber wartet nur, bis wir dieſen Spaß mit der alten „Flame“ überſtanden haben, und ich will Euch erzählen, in was für Patſchen ein armes Menſchenkind hineinkommen kann. Jedes Wort davon iſt wahr, — ſo gewiß ich Ben Blower heiße!“

Der erſehnte Wettlauf bewies ſich glücklicher Weiſe in der That nur als ein Spaß, und ich zündete mir mit der freudigen Hoffnung eine Cigarre an, ſie auch ausrauchen zu können, ehe unſerem Boot noch einmal die Gelegenheit würde, die Stärke ſeines Keſſels und das zähe Leben ſeiner Paſſagiere zu erproben, — Ben aber begann indeſſen, mit jenem Eifer, der oft magnetiſch durch das anfmerkſame Lauſchen des Zuhörers bei dem Erzähler entzündet wird, ſeine Geſchichte. —

„Ihr habt doch wohl die „Flame“ ſchon einmal früher geſehn, Fremder; vor ſechs Jahren war ſie ein „Durch und Durcher,“ das kann ich Euch verſichern; damals war ich Matroſe auf ihr; ja, Fremder, damals, wie ſie den großen Wettlauf mit dem „Go-liar“ hatte, gehörte ich zu ihr; Ihr habt auch vielleicht von dem kleinen Malheur gehört, durch das wir die Wette verloren? Sie erhoben deßhalb ein unmenſchliches Geſchrei zu jener Zeit, bei Lichte beſehn war's aber doch nichts, als ein Bischen geſpritztes heißes Waſſer; ein paar Bänder ſprangen, was zwei oder drei Platten um eine Kleinigkeit zu viel locker machte, und ein paar

*) Aus Hoffmanns „wilden Scenen.“

Neger, die nicht Grütze genug hatten, aus dem Wege zu gehen, verbrühte.“

„Gut! der Go-liar nahm unsere Passagiere an Bord und wir liefen bei Smaschers Landung an's Ufer, um die Kessel auszubessern und die armen Narren, die bei der Geschichte um's Leben gekommen waren, zu begraben. Dort lagen wir etwa dreißig oder sechsunddreißig Stunden, und machten Alles für ein nagelneues Auslaufen zurechte. Eigentlich hätte nun noch etwas Zimmermanns-Arbeit noth gethan, der Capitain sagte aber, daß wir diese eben so gut unterwegs machen könnten, und jetzt, da wir doch hart gearbeitet hätten und das Wetter häßlich war, den Nachmittag für uns haben sollten; am nächsten Morgen wollte er jedoch ganz früh Dampf erzeugen und blank, wie ein neuer Knopf, auslaufen. Da sich gerade keine Mäßigkeitsvereine an Smaschers Landung befanden, ging ich mit ein Paar der Unsern an's Land und wir ließen es uns dort recht ordentlich wohl sein.“

Ich will des würdigen Ben Abenteuer am Lande hier weglassen, und mit dem Uebrigen, da es doch nicht möglich ist, den wahren herrlichen Dialect desselben wieder zu geben, in meiner gewöhnlichen Art zu erzählen fortfahren.

„Die Nacht war, als ich das Verdeck unseres Bootes wieder betrat, rauh, stürmisch und kalt; der Bootsmann hatte deßwegen, anstatt Jemanden zur Aufsicht am Deck zu lassen, alles zugeschlossen und sich selbst in die Cajüte zurückgezogen; nur die Maschinenräume waren offen und die durch die Explosion abgesprengten Planken und Bretter noch nicht wieder durch neue ersetzt, die Dielen dabei naß und kein Plätzchen im ganzen, weiten Boot zu finden, das Schutz und Wärme gegen den immer heftiger werdenden Sturm gewährt hätte. Ich wollte schon das Innere des Bootes verlassen, um lieber in der freien Luft zu schlafen, als dem fürchterlichen Zug ausgesetzt sein, und tappte, mit vorgestreckten Armen, an der Maschine hin, meinen Ausweg zu suchen, da blieb mein Fuß an einem, im Wege liegenden eisernen Deckel hängen, ich stolperte und fiel mit einem Arm gerade in das „man hole,“ *) in das der Schmied am Tage hinein gekrochen war, um die Reparatur vorzunehmen; so tief gerieth ich aber mit den Armen hinein, daß ich meine Stirn ziemlich stark an den Kessel selbst rannte und mir sehr weh that. Sobald ich mich aber von dem Stoß erholt hatte, zögerte ich keinen Augenblick, das, wenn auch nicht bequeme, doch wenigstens gegen den Wind geschützte Lager in dem Kessel selbst, dem rauhen Unwetter draußen vorzuziehn, und kroch hinein. Der Platz war trocken und warm, und wäre das Lager nur ein klein wenig weicher gewesen, so würde ich ausgezeichnet gut gelegen haben, aber auch so schlief ich und schlief sanft. Erwähnen muß ich jedoch noch, daß ich, ehe ich die Augen schloß, meine Lage mehrere Male veränderte; im Anfang war ich bis an das hintere Ende gekrochen, später wieder einmal vorgekommen, wobei ich meine Hand vorne herausstreckte, um zu sehn, daß es noch offen sei, und endlich zog ich mich wieder an das entfernteste Ende, als den wärmsten Platz zurück. Es war vielleicht thöricht von mir zu glauben, die Oeffnung, durch die ich vor wenigen Minuten erst herein gekrochen, könnte schon zugemacht sein, ohne daß ich das Vorschieben des schweren Eisens gehört hatte, da noch dazu wohl Niemand mehr auf dem Boote, mich selbst ausgenommen, machte; der Schlag an die Stirn hatte mich aber ein Bischen angegriffen; überdieß konnte ich auch nie ertragen, in irgend einem Raume eingeschlossen zu sein. Es steigt mir immer gleich so heiß und wild nach dem Kopf, und Ihr mögt lachen, Fremder, ich glaube aber, ich würde in einer leeren Kirche ersticken, wenn ich erst einmal wüßte, sie wäre so zugeschlossen, daß ich nicht wieder hinaus könnte.“

„Ich habe schon Männer genug gekannt, die gerade wie ich, vielleicht noch schlimmer waren, Männer, die ordentlich wahnsinnig wurden, wenn sie sich auch nur im mindesten an irgend etwas gebunden glaubten, sich dagegen wie die Kinder leiten ließen, sobald sie den Druck nur nicht fühlten. Fremder, es gehören alle mögliche Arten von Menschen dazu, eine Welt zu bilden, und wir haben viel gute, wie auch recht viel schofeles, nichtsnutziges Pack hier im Westen; ich habe aber Burschen auf eben diesem Flusse hier gesehn, noch dazu ganz milde und sanft aussehende, die aber so carankteranterous waren, daß sie den Doktor über den Haufen geschossen hätten, der ihnen gesagt haben würde, sie müßten an der Krankheit, an der sie gerade litten, sterben und die auch, gerade im entgegengesetzten Fall, aus lauter Trotz abgestorben wären, wenn ihnen eben derselbe gesagt hätte, sie müßten leben. Ja Leute, die sich der guten Dinge auf dieser Erde so gern erfreuten, wie Ihr oder ich, die aber mit aller Gewalt über Bord geprungen wären, sobald ihnen einmal erst der Glaube gekommen, daß sie, gut oder übel, gezwungen sein sollten, hier auf Erden zu bleiben.“

„Donner und Bienen, wenn solch' ein Bursche beim Erwachen die Höhne hätte krähen hören, wie ich, tiefe Finsterniß um sich gewunden hätte, Finsterniß so dick, daß man sie fast mit einem Messer schneiden konnte, andere Laute, die ihm sagten, daß der Tag angebrochen sei, vernommen hätte und nun schnell und mit großmöglichster Anstrengung zum manhole gekrochen wäre und es ebenfalls schwarz wie das andere, verschlossen, eisern und undurchdringlich wie den übrigen, ihn umgebenden Sarg, mit nicht der winzigsten Oeffnung darin, um Luft und Licht hereinzulassen, gefunden hätte, — ja — ja — er müßte auf der Stelle ohnmächtig geworden sein, — wie ich — und ich schäme mich nicht, es irgend einem weißen Mann zu gestehn. —

Die dicken Schweißtropfen traten dem armen Burschen auf die Stirn, als er einen Augenblick in der Erzählung seiner fürchterlichen Geschichte inne hielt; er

*) Das ovale Loch am untern Ende der Kessel, was gerade groß genug ist, einen Menschen hindurchzulassen, um die Kessel inwendig zu reinigen, und das nachher mit einem schweren eisernen Vorsetzer und Klammern luftdicht verschlossen wird.

Digitized by Google

strich sich aber mit der Hand über die rauhen Gesichtszüge und fuhr, etwas ruhiger geworden, nach einer Weile fort:

„Wie lange ich so besinnungslos gelegen, weiß ich nicht; die Doktoren haben mir später gesagt, daß es mehr eine Art Schlagfluß, als Ohnmacht gewesen sein müsse, denn der Anfall ging zuletzt in Schlaf über — ja ich schlief, ich weiß das, denn ich träumte — träumte eine Menge Sachen ehe ich aufwachte; ich kann mich jedoch nur an ein Bild dieses Traumes deutlich erinnern, und das muß mir, gerade vorher ehe ich wieder meine Besinnung erlangte, vorgeschwebt haben. Mein Ruheplatz war die ganze Nacht, wie ich Euch schon sagte, das Ende des Kessels gewesen *), und ich träumte jetzt, daß das manhole noch immer offen sei und — (es ist mehr sonderbar wie lächerlich, wenn Ihr's mit dem anderen zusammenstellt), daß meine Beine sich durch den Marsch am vorigen Abend so ausgedehnt hätten, um bis an eben dies manhole und hindurch reichen zu können."

„Im Anfang (als ich mir im Traum die Sache überlegte) war es ein ungemein beruhigender Gedanke für mich, die Füße durch die Oeffnung gesteckt zu haben, denn ich konnte jetzt überzeugt sein, daß Niemand das manhole zu schließen vermochte, ohne mich vor allen Dingen zu erwecken. Bald schien es mir aber, als ob meine Füße, die draußen hingen, durch den Sturm und Regen durchnäßt wurden, ich fühlte das kalte Wasser, und eisige Kälte ging bald darauf von ihnen auch auf die andern Glieder über. Sonderbarer Weise ergriff diese Kälte nur die untern Theile meines Körpers. Ich lag auf dem Rücken und es muß eine Art Alp gewesen sein, denn ich wußte, daß ich träumte.

Ein fürchterlicher Reiz zum Husten gab mir endlich meine Besinnung und meine Kraft, mich zu bewegen, wieder. Das Wasser, das langsam um mich her stieg, war mir in den Mund gekommen und ich erwachte, um die regelmäßige Klänge der Pumpe, die es in die Kessel trieb, zu hören." —

„Meine ganze Lage — nein — noch nicht Alles — noch nicht — doch meine gegenwärtige Lage preßte mir mit einem Herz und Seele erschütternden Entsetzen zum Hirn; ich wurde aber nicht zum zweiten Mal ohnmächtig. Der betäubende Schreck, der mich das erste Mal ergriff, als ich das Fürchterlichste ahnte, machte jetzt einem belebenderen Gefühl Raum; ich schrie — selbst in dem Augenblick, in welchem ich aus meinem Schlaf erwachte. Die vorhergegangene Entdeckung der verschlossenen Oeffnung schien ebenfalls nur ein Theil meines Traums gewesen, und ich streckte meine Arme aus und schaute ängstlich nach dem Platz umher, durch den ich hereingekrochen war, ja, fühlte auf's Neue die fürchterliche Ueberzeugung zu gewinnen, ich sei eingeschlossen, und wiederum schrie ich, daß die Wände meines eisernen Sarges erbebten. Die dumpfen Töne der Pumpe schienen allein höhnisch meinem Ruf zu antworten, während sie meinen Hülfruf übertäubten."

„Endlich gab ich mich verloren — es ist der Kampf gegen unser Schicksal, der uns den Verstand verwirrt, so wir nicht mehr hoffen, fürchten wir auch nicht mehr — ich gab mich verloren und — wurde ruhig. Der Gedanke an meinen Tod, selbst an die Art meines Todes, fing an mir vertraut zu werden; es war überdieß gar nichts Neues mehr für einen Mann, auf solche Art zu sterben. Tausende sind auf den Grund des Meeres, in den engen Raum eines Schiffes eingeschlossen, hinabgesunken, haben verzweifelnd gegen die nur zu gut befestigten Luken angeschlagen und sind, mit dem Todesschrei auf den Lippen, niedergerissen; aber nicht nach Leben schrieen jene Unglücklichen, nein, nach dem Tod, um nur unter dem Auge, in der Luft des Himmels sterben zu können, auch ich konnte solchem Tod begegnen; ich sagte das, dachte es, fühlte es — fühlte es wenigstens eine Minute lang, oder wohl gar zehn Minuten, ich weiß es nicht, es kann auch nur ein Augenblick gewesen sein, es war jedoch eine Zeit, in der ich mich in mein Schicksal ergeben hatte. Aber, guter Gott, hatt' ich mich ihm in der Art ergeben, als es mir gleich darauf erscheinen sollte? — Fremder! ich fühlte, wie das Wasser, das meine Glieder umgab, heiß wurde, obgleich es jetzt noch nicht tief war — ich fühlte das und hörte in demselben Augenblick auch das Prasseln der Gluth, die dies Wasser in Dampf verwandeln würde, ehe es hoch genug steigen konnte, mich zu ersäufen."

„Ihr schaudert? — ja — es war schauderhaft; aber betäubte mich auf's Neue das Gräßliche meiner Lage? sank ich wieder kraftlos und ohnmächtig auf den eisernen Boden zurück? Nein — obgleich mein Hirn fieberhaft zuckte, obgleich das Blut im Herzen stockte — dort für immer zu stocken schien — wußte ich, daß ich zu heiser, zu matt sei, um noch schreien zu können, aber ich schlug — schwach erst und dann stärker, fast wahnsinnig mit der geballten Faust gegen die Wände des Kessels. Leute waren in der Nähe, die mein Klopfen hören mußten, konnte ich denn nicht das Scharren der Füße, das dumpfe Werfen der Holzscheite, ja sogar das Lachen der Leute hören, die Alle nur wenige Zoll von mir entfernt standen. Ich hörte es, aber das brausende Wasser, das meine Knie, heißer und heißer werdend, umgab, machte in dem dampfenden Kessel zu viel Geräusch, um meine schwachen Schläge gegen die eisernen Wände nicht zu übertäuben." —

„Bis jetzt hatte ich meine Lage mehrere Male verändert, nun aber zwang mich die stets wachsende Hitze des Wassers, bin und her zu plätschern, ganz hinausheben konnt' ich mich nicht, und still zu bleiben war ebenfalls unmöglich. Jetzt fühlte ich etwas mit dem Fuß — es war ein hölzerner Hammer, den der Schmied hier zufällig vergessen hatte; o, mit welcher Wollust ergriff ich das Werkzeug, mit welcher zuversichtlichen Hoffnung that ich damit die ersten Schläge

*) Die Kessel auf einem Boot, wie die „Flame," waren ungefähr 25 Fuß lang.

Digitized by Google

gegen die eisernen Wände meines Gefängnisses — wehe mir! kaum hatte ich einen Augenblick dem Erfolg gelauscht, als ich das Klappern der eisernen Thüren hörte, wie sie die Feuerleute aufrissen, um die Flamme zu nähren, die mich zu Tode martern sollte. Mein Klopfen blieb unbeachtet, obgleich ich das Werfen der unter die Kessel geschobenen Scheite und das Zuschlagen der eisernen Thüren, als die Höhlung gefüllt war, hören konnte!

„Blieb mir jetzt noch eine Hoffnung? — Ja! — neben dieser stieg zwar eine andere, schrecklichere Furcht auf, daß ich nämlich vielleicht selbst die Ursache würde, die mir einen sogar noch gräßlichern Tod, als lebendig gekocht zu werden, bereitete. — Hätte ich diesen Schlägel nur eine kurze Zeit, nur wenige Minuten früher entdeckt, — das blieb sich jetzt aber gleich, mit seiner Hülfe wollte ich, mußte ich zu dem letzten Mittel greifen, das mir übrig blieb — es war das Folgende:"

„Ich erinnerte mich, ein Spitzeisen in der Tasche zu haben, und in kürzerer Zeit, als ich hier brauchte, die gefürchteten Folgen meines Verfahrens anzudeuten, hatte ich es gegen eine der eisernen Platten gesetzt und mit Hülfe des Holzhammers hindurch getrieben. Das Wasser sprudelte aus der Oeffnung — ob sie es sahen? nein! eine hölzerne Wand verbarg den Strahl noch jetzt ihren Augen — es mußte erst über das Deck laufen, ehe sie den Leck gewahren konnten. Sollte ich, um die Oeffnung zu vergrößern, ein zweites Loch schlagen? das Wasser schien sich zu verringern; lief noch mehr ab, so war ich in Gefahr, es auf den eisernen Platten, die schon gegenwärtig meine Füße brannten, kochen und zischen zu hören!" —

„Ha! jetzt sehen sie's — ich höre Stimmen — sie rufen nach einem Brecheisen — die Planken krachen, als sie abgerissen werden — sie haben den Leck entdeckt — sie versuchen hinan zu kommen. — Guter Gott, warum löschen sie nicht erst das Feuer aus — warum rufen sie nach —"

„Fremder; seht Ihr den Finger hier? er wird nie seine natürliche Gestalt wieder erhalten, hat aber all' die Dienste geleistet, die ein Mensch von einem so geringfügigen Glied erwarten konnte. — Sir! das Loch wäre, einen Augenblick später, wieder verstopft worden, hätte ich nicht eben diesen Finger hindurch geschoben."

„Ich hörte den Schrei des Entsetzens, als sie ihn draußen bemerkten — hörte den Ruf, die Feuer zu löschen, die ersten Stöße der Kalt-Wasser-Pumpe; sie sagen auch, daß ich nicht besinnungslos gewesen wäre, als sie mich herausgeholt hätten, aber ich — ich weiß nichts weiter davon, bis sie mir später einen Julep an's Bett brachten — und der Julep! —"

„Nicht wahr, der kühlte?"

„Fremder!!"

Ben wandte sich ab und — weinte. —

Der Weinstock.

(Taf. 14.)

Obgleich, z. B. in der Wetterau, der edle Weinstock verwildert angetroffen wird und so fast in allen Ländern, wo man Weinbau treibt, so ist doch nicht anzunehmen, daß die Stammart, Vitis vinifera, von Anfang an bei uns einheimisch gewesen sei; China und Japan scheinen ihr Vaterland zu sein; dort wächst sie in großer Menge und in vielen Spielarten wild, gleich wie in Nordamerika die Varietäten der sogenannten Fuchstrauben, Vitis labrusca, von denen bereits mehrere veredelt und daselbst, namentlich in Pensylvanien, in Kultur sind und augenscheinlich für diesen Welttheil besser taugen, als unsere Traubensorten, deren Anbau dort zwar schon vielfach, aber bis jetzt noch nie mit vielem Glück versucht worden ist. Ohne Zweifel verdankt Europa die Bekanntschaft mit dem Weinstock den Phönizjern, diesem thätigen, umsichtigen Handelsvolke der Vorwelt, von welchem so manche schöne Erfindung ausgegangen ist. Sie sollen ihn schon in den frühesten Zeiten im mittleren Asien kennen gelernt und an ihre Küsten verpflanzt haben; von da sei derselbe weiter nach Kreta und Griechenland, und unter Romulus nach Italien gewandert. Nach der griechischen Mythe war es Dionysos oder Bachus, der die Menschen gelehrt habe, Reben zu pflanzen, den Weintrauben ihren Saft auszupressen und denselben aufzubewahren. Nach dem alten Testament war Noah der Erfinder des Weinbaues, nachdem die Sündfluth ihn verschont hatte, wodurch ebenfalls Kleinasien und Palästina als das Heimathland des Weines angedeutet wird. Die Kunst, Wein zu bereiten, scheint überhaupt eben im Gefolge der Kultur in's Leben getreten zu sein, welche die Religionen über die Völker gebracht haben, und so wie die meisten alten religiösen Gebräuche in ihren ersten Anklängen nach dem östlichen Asien hindeuten, so möchte wohl auch die Erfindung des Weinbaues dort zu suchen sein. Völker und Völker sind untergegangen, aber der Weinbau hat sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten und immer mehr veredelt; wie schon in den frühesten Zeiten die Wichtigkeit desselben von den Lenkern der Staaten erkannt worden, so ist er noch jetzt eine der hauptsächlichsten Erwerbsquellen in den Gegenden, wo Klima und Lage seinen Betrieb gestatten, und wird immer mehr Gegenstand der angestrengtesten Bemühungen, um ihn noch weiter zu vervollkommnen und immer einträglicher zu machen. Schon im Alterthum waren die Pflanzungen von Weinstöcken besonders geschätzt, und ihre Zerstörung mit hohen Strafen bedroht. Dem Damaskos, erzählt die griechische Mythe, der in seiner Verwegenheit die von Dionysos gepflanzten Weinstöcke umgehauen, habe man zum Lohn für seinen Frevel die Haut abgezogen und Weinschläuche daraus gemacht. In Spanien wird der Wein noch heut zu Tage in Thierfellen aufbewahrt. Und so groß war in späterer Zeit die Begierde nach Wein und nach den Ländern, wo Weinbau möglich,

Digitized by Google

daß sie ganze Völkerschaften in die südlicheren Gegenden hinzog, so daß sich die römischen Kaiser bewogen fanden, in den angränzenden Provinzen den Weinbau ganz zu verbieten, um die Lockung zu Einfällen in das Land nicht zu vermehren. Noch vor Julius Cäsars Zeit wurde er an den Küsten des südlichen Frankreichs versucht und verbreitete sich von da in das Innere und nach Spanien. Gegen das Jahr 300 sollen alsdann die Deutschen viele Wälder am Rhein ausgerottet und dort den Weinbau eingeführt haben.

Später reizte nicht allein das Bedürfniß des fast unentbehrlich gewordenen Getränkes zu dessen Kultur, sondern man fing an, den Rebstock allerwärts, wo er nur einigermaßen gedeihen konnte, anzupflanzen, um dem Volke einen Verdienst mehr zu verschaffen, der um so bedeutender war, als der Verbrauch eine weit größere Ausdehnung erlangt hatte, als jetzt. Jeder geringe Edelmann, jedes Kloster trachtete, sich irgend einen besseren Weingarten zum eigenen Gebrauch anzulegen, und es zeigten namentlich die geistlichen Oekonomieanstalten, von denen in früheren Zeitperioden überhaupt so viel Gutes für die Landwirthschaft ausgegangen ist, einen sehr feinen Takt in der Auswahl der zum Weinbau günstigen Stellen. So ist es gekommen, daß noch bis auf die neueren Zeiten, namentlich in den nördlichen Gegenden unseres Vaterlandes, die guten Lagen fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit sich befanden, und zwar nicht auf unerlaubte Weise; denn die Klöster und Stifte, als erste Kultivatoren der Einöden durften sich wahrlich doch auch die geeignetsten Plätze für ihre Pflanzungen aussuchen.

Nach den ältesten sicheren Nachrichten kann man annehmen, daß der Weinstock zwischen dem 20sten und 40sten Breitegrade zuerst angebaut worden ist. Jetzt wird zwischen dem 15ten und 51sten Grad der Breite Weinbau getrieben; in Deutschland steigt er sogar bis zum 53sten Grade. Aber je südlicher der Wein gewachsen ist, desto süßer, zuckerstoffreicher ist derselbe, und desto geringer sein Gehalt an Gährungsstoff oder Hefe; gegen den Norden aber vermindert sich der Zuckergehalt, und der Gährungsstoff vermehrt sich, so daß man von den schwachen, sauern, zuckerlosen Weinen der nördlichen Weingränze gegen Süden zu eine eigene Weincrescenz verfolgen kann, bis sich in den südlichsten Strichen der Zucker in den Trauben so sehr verdichtet, daß der wenige noch übrige Hefenstoff fast nicht mehr wirken kann, und der Most daselbst, um ihn nur zur Gährung zu bringen, in die Sonne gelegt oder mit Wasser verdünnt werden muß. Auch in Hinsicht des Aroma's läßt sich eine ähnliche Reihenfolge aufstellen, indem dasselbe nur das Produkt einer gewissen Stufe der Reife zu sein scheint. Ist diese noch nicht erreicht, so findet man auch noch kein Aroma; hat aber die Zeitigung diesen Punkt überschritten, so wird dasselbe mehr oder weniger durch den großen Zuckergehalt gedeckt. So kommt es, daß die Rheinweine auf der ganzen Erde ihres vorzüglichen Bouquets wegen einen besonderen Ruf haben und den süßen Südländern vorgezogen werden; auch bieten die nördlicheren Weine im Ganzen eine größere Mannigfaltigkeit dar, während die Südweine gleichartiger sind. Vieles mag übrigens in dieser Hinsicht auch von der Behandlungsweise abhängen.

Denn obschon die Gegenden, welche der östliche Theil des mittelländischen Meeres bespült, als die Wiege des Weinbaues anzusehen sind und die Rebe sich von dort über ganz Europa verbreitet zu haben scheint, so ist daselbst doch Alles beim Alten geblieben, und keine Verbesserung hat seit der langen Zeit in diesen Ländern Wurzel gefaßt. Eine größere Regsamkeit könnte den Weinbau dort bald auf die höchste Stufe treiben, da sich alle günstigen Umstände für ihn vereinigen. Nur ein einziges Hinderniß steht ihm entgegen, und dieses ist die Trägheit der unter solch' gesegneten Himmelsstrichen lebenden Menschen. Vom italienischen Weinbau läßt sich eigentlich nur mit Bedauern sprechen; er ist in diesem schönen Lande, einige wenige Gegenden ausgenommen, zu der untersten Stufe herabgesunken, d. h. man erntet, was wächst, ohne auch nur das Mindeste dafür zu thun.

Mehr gegen den Norden, und zwar vom 40sten Grad der Breite an gerechnet, erfordert der Weinstock schon einen sorgfältigen Anbau, wenn er gedeihen soll; er ist sowohl in Hinsicht der Lage als des Bodens empfindlicher, seine Ernten hängen von der Sommerwitterung ab, sind daher viel ungewisser, und es gehört zur Erzeugung eines vorzüglichen Produkts schon bedeutende Kenntniß und Erfahrung. Mit dem 45sten Breitegrad steigt diese Schwierigkeit immer mehr, die zum Weinbau geeigneten Lagen werden seltener und erreichen kaum noch mäßige Höhen, indem, was darüber liegt, selten mehr gedörig reift. Oft verlieren ganze Weingegenden ihre Ernten. Die Traube hat ganz andere Mischungsverhältnisse, als im Süden; der unausgebildete Zucker bleibt immer mehr als Säure und Gährungsstoff zurück, behält auch zu viel Wässerigkeit, und es wird daher, um gute Weine zu erzeugen, große Kunst und Aufmerksamkeit erfordert. Aber eben diese immer gespannte Aufmerksamkeit und dieser ewige Kampf mit dem Klima bewirkt wieder eine solche Steigerung in der Industrie, ein solch' unausgesetztes Raffinement, daß sich die Kenntniß in der Behandlung des Weinstocks in diesen nördlichen Gegenden weit über jene der südlichen Länder erhoben hat. So baut Frankreich bei weitem die Mehrzahl seiner berühmten Weine in der nördlichen Hälfte; die südliche hat deren weit wenigere aufzuweisen, und selbst dort noch sind gerade diejenigen Gegenden, welche gegen andere am ungünstigsten liegen, die berühmtesten, z. B. das Departement der Gironde. Es kommen ferner von Deutschland aus weit mehr berühmte Weine in den Handel, als von Italien, und auch in Ungarn, in diesem seiner Weine wegen so berühmten Lande, produzirt die nördliche Hälfte die meisten und besten derselben. Spanien und Portugal, die in Bezug auf den Weinbau von der

Digitized by Google

Natur am meisten begünstigten Länder Europa's, führen eigentlich nur eine geringe Menge Wein aus, der zwar in allen Welttheilen gekannt und beliebt ist, aber in Anbetracht, daß die größte Masse des Weines in Spanien durch die schlechte Behandlung fast ungenießbar und es zu manchen vortrefflichen Weinen im Innern des Landes an aller Gelegenheit zum Transport an die See fehlt, so ist der Weinbau Spaniens im Ganzen noch als in seiner Kindheit stehend, zu betrachten. Das Gleiche gilt auch von Portugal.

Dieser bedeutende Vorzug der nördlichen Weingegenden ist also nicht in der Lage, sondern lediglich nur in der größeren Industrie ihrer Bewohner zu suchen. Während die Weinbauern des Südens im Allgemeinen dem hergebrachten Schlendrian folgen und mit einer schlechten Kultur der Reben eine noch mangelhaftere Weinbereitung verbinden, findet man in den meisten nördlichen Weingegenden gerade das Gegentheil. Die südlichen Weinbauern sind allzusehr von der Idee befangen, daß sie ihrem günstigen Klima Alles überlassen können, und mittlerweile werden sie in ihrer Trägheit von den fleißigere Nordländern überflügelt.

Was übrigens die Verbreitung des Weinbaues im Allgemeinen anbelangt, so treffen wir in den nördlicheren Gegenden überall auf deutliche Spuren, daß derselbe früher noch an vielen Orten betrieben worden, wo er jetzt nicht mehr existirt. Der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt wahrscheinlich darin, daß man erst später und nach und nach die Eigenthümlichkeiten und den der Rebe zuträglichsten Standort kennen lernte, und sie an solchen günstigen Stellen ausschließend vermehrte, wogegen der mühsam und weniger sichere Weinbau an den ungeeigneten Stellen einbehrlich wurde. Etwas mag in späterer Zeit auch die verringerte Konsumtion mit beigetragen haben, namentlich als das Ritterwesen sich mehr und mehr beschränkte und die Klöster anfingen einzugehen; im Ganzen verfeinerte sich auch der Geschmack, so daß man später mit Gewächsen nicht mehr zufrieden war, welche von den Voreltern für köstlich gehalten worden. Auch die vermehrte Bierfabrikation hat das Ihrige gethan, und so wurde der Weinbau mehr und mehr da aufgehoben, wo er die Mühe gar nicht lohnte, sowohl der Quantität als vornämlich der Qualität nach; und es wäre nur zu wünschen, daß man in dieser Hinsicht immer noch weiter gehe, und wenigstens in den nördlichen Gegenden den Weinbau auf ebener Lage ganz aufgeben möchte.

Ob die bis jetzt bekannt gewordenen Traubensorten alle von derselben Art, der Vitis vinifera, abstammen, oder von mehreren bestimmt verschiedenen Species entsprungen seien, läßt sich noch keineswegs mit Sicherheit behaupten. Nur so viel ist gewiß, daß unsere sogenannten Heunische, Pufscheeren, Tokayer, so wie die ungarischen Edelsorten Furmint, Augster, mehrere Morillon u. dgl. von den übrigen bei uns in Kultur stehenden Varietäten wesentlich verschieden sind und deßhalb auch auf eine andere Abstammung schließen lassen. Ihr Saft ist wässerig, dünn und säuerlich, ihr Blatt dick und gewöhnlich filzig, ihr Wachsthum meist auffallend kräftig, und die Stöcke selbst zeichnen sich durch oft enorme Tragbarkeit aus; sie scheinen von Ungarn her zu uns gekommen zu sein. Dagegen sind die übrigen bei uns gebauten Sorten von im Ganzen süßlichem und schleimigem Safte, ihr Blatt ist mehr glatt, zart und nicht stark behaart, und ihre Tragbarkeit nicht gerade auffallend; auch haben die Beeren immer mehr oder weniger Consistenz. Erstere Sorten scheinen besser für den Süden zu passen, weil ihre größere Triebkraft und die Wässerigkeit der Trauben einer großen Hitze und Trockenheit mehr Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Die griechischen Korinthen zeigen auch große Aehnlichkeit mit den Beeren derselben, und wenn von diesen Sorten die bei uns bekannten Putscheeren, Heunische ꝛc. nicht eben als die besten Weintrauben gelten, sondern im Gegentheil unter die geringsten gehören, so beweist dies keineswegs, daß sie unter dem südlichen Himmelsstriche nicht eine weit höhere Ausbildungsstufe erreichen können. Als ächte Südländer haben sie sich eben mit dem Norden weniger befreunden können, und sind deßhalb, und zwar hauptsächlich in der Qualität der Trauben, zurückgeblieben; wie denn überhaupt eine rasche Verpflanzung von Rebsorten in weiter nördlich oder südlich gelegene größere Distanzen äußerst unzweckmäßig ist und nie gute Resultate ergeben wird. Wenn solche Uebersiedlungen gelingen sollen, müssen sie allmählig geschehen, d. h. in der Art, daß z. B. die südliche Sorte erst um einige Grade weiter nördlich, und wenn sie dort heimisch geworden, wieder weiter nach Norden verpflanzt wird und so fort. Denn die im Süden und in den nördlichen Weingegenden wachsenden Rebensorten sind auch in der inneren Organisation ihres Wachsthums wesentlich von einander verschieden; die Südländer haben eine längere Vegetationsperiode, d. h. sie brauchen nicht nur viel wärmere, sondern auch längere Zeit, bis sie ihre Zeitigung erlangen, als die in nördlicheren Gegenden einheimischen Sorten, erreichen deßhalb, nach dem Norden verpflanzt, ihre Reife nicht, und da es nun eine bekannte Erfahrung ist, daß, wenn eine Pflanze längere Zeit unter ihr ungünstigen Verhältnissen kultivirt wird, dieselbe sich überhaupt verschlechtert und ausartet, so läßt sich wohl erklären, wie die bei uns bekannten Südländer zu den schlechtesten Traubensorten gehören müssen. Das Umgekehrte ist übrigens auch richtig, d. h. wenn eine Pflanze aus einem für sie minder günstigen Klima in ein zuträgliches versetzt und dort längere Zeit kultivirt wird, so veredelt sie sich mehr und mehr. Nur darf auch in diesem Falle die Verpflanzung nicht plötzlich von einer Gegend in eine andere mit ganz verschiedenem, weit heißerem Klima geschehen; denn sonst können die Trauben den austrocknenden Sonnenstrahlen nicht widerstehen und liefern ganz syrupartige Weine, oder vertrocknen gänzlich, wie solches an Rieslingen wirklich beobachtet worden ist, welche in Italien an zu heiße Stellen angepflanzt wurden.

Digitized by Google

Aus diesem bedeutenden Einfluß des Klima's auf die ganze Natur einer Pflanze läßt sich denn auch leicht die Entstehung von mancherlei Traubensorten erklären. Die in so vielen Ländern verschiedene Behandlung der Reben, ihre mannigfaltige Versetzung in so vielerlei Lagen und Bodenarten mußten das Ihrige auch noch dazu beitragen, und endlich werden sie auch durch Kreuzung Bastarde aller Art gebildet haben. Von der Zeit an, wo die Verschiedenheit der Rebsorten mehr beachtet und ihnen vielleicht ein zu großer Einfluß auf die Qualität des Weines zugeschrieben wurde, riefen wohl auch die versuchten Verpflanzungen aus sehr entfernten Gegenden verschiedene Spielarten in's Leben. Schon die Römer kannten über fünfzig Traubensorten, wo doch der Rebstock seit seiner Verpflanzung aus Kleinasien damals noch nicht einmal die großen klimatischen Unterschiede erfahren hatte, welche er sich bei seiner späteren Einführung in Deutschland gefallen lassen mußte. Noch mehr, die Alten hatten auch bereits tüchtige Kenntnisse vom Verhalten der Rebsorten in Folge ihrer Verpflanzung in andere Gegenden, wußten namentlich schon, daß eine wesentliche Umänderung derselben darin bestehe, daß sie, je weiter gegen Norden gebracht, immer desto kleinbeeriger werden und weniger stark und üppig treiben, und kannten auch die kleinbeerigen Sorten bereits als die frühesten. Es ist deßhalb anzunehmen, daß sie bei der Ausbreitung des Weinbaues ziemlich planmäßig zu Werke gegangen und daß es keineswegs Zufall sei, daß jetzt die besten Traubensorten in den nördlichen Weingegenden vorzugsweise kleinbeerige sind; denn solche sind in der That die tauglichsten für kältere Gegenden, und verlieren sogar, geben namentlich einen geringeren Wein, wenn sie durch Kunst und Reiz zu üppigem Trieb und größeren Beeren gebracht werden.

Merkwürdig bleibt aber immer, wie einzelne Rebsorten nur in gewissen Landstrichen am besten fortkommen und gedeihen, andere dagegen eine weite Verbreitung erlangt haben. So sind unsere Elbingarten ziemlich allgemein in allen nördlicher gelegenen Ländern verbreitet; man findet sie von den Pyrenäen an durch ganz Frankreich, Deutschland und Ungarn, und ohne Zweifel ist diese Traubensorte eine der ersten gewesen, welche durch die Römer nach dem Norden gebracht wurden; denn sie hatten nach Columella bereits einen Helvola (Elbeln), auch einen Albuelis (Albe, Elbe, Elbling). Früher scheinen die Elbinge in Deutschland den Hauptsatz ausgemacht zu haben, sind aber jetzt in der Blüthe außergewöhnlich empfindlich, weßhalb sie weniger mehr geschätzt werden, wo eine verbesserte Weinkultur Platz greift.

Der Riesling dagegen hat einen ziemlich beschränkten Bezirk, wo er mit Vortheil gebaut wird, und ist entweder im Rheinthal aus Samen gefallen, oder hat diese Gegend eine andere Traubensorte in diese in der That sehr constante Form umgewandelt. In den letzten dreißig Jahren hat sich zwar sein Anbau über alle besseren deutschen Weingegenden verbreitet, übrigens nicht einmal in diesen allen mit gleich günstigem Erfolge, und mehr nach Süden versetzt verliert er sogleich seine Eigenthümlichkeit.

Der Sylvaner (Saloener) ist wiederum fast über das ganze südliche Deutschland verbreitet, und hat auch in Frankreich mehrere verwandte Sorten; wogegen der Trollinger fast einzig nur in Oberitalien und im Neckargebiet Württembergs, aber da in großer Menge getroffen wird.

Die Klävnersorten mit ihren mannigfaltigen Nüancen, z. B. rothe und weiße Burgunder, Ruländer, Möhrchen, Aobster u. s. w. scheinen ursprünglich von Italien nach Frankreich, und von dort erst später nach Deutschland bis Sachsen gewandert zu sein; der Ortlieber ist wohl auch aus Klävnersamen entstanden. Die Klävner sind frühreifende Sorten, und als solche auch für die nördlicheren Gegenden sehr geeignet, wie denn überhaupt in neuerer Zeit ihr Anbau sich außerordentlich verbreitet hat, so daß späterhin die Familie der Klävnersorten ein sehr bedeutendes Gebiet einnehmen wird. Die Gutedelsorten dagegen, obgleich sie als vorzügliche Eßtrauben fast in allen Weingegenden Deutschlands und Frankreichs in einer großen Anzahl von Spielarten zu finden sind, erfreuen sich keines weit verbreiteten Anbaus, sondern sind hauptsächlich nur die Rhone hinauf, im Elsaß und im sogenannten Markgrafenland heimisch, in der Art, daß sie vielfach zur Weinbereitung benützt werden.

Ebenso werden endlich die Muskatellersorten, zu welchen unsere Abbildung, der rothe Muskateller, Vitis moschata rubra, gehört, hauptsächlich nur im südlichen Frankreich unvermischt zur Weinbereitung verwendet. Bei uns jedoch erreichen sie selten ihre völlige Reife, wenn sie nicht in vorzüglichen Geländen und an Spalieren gezogen werden. Auf diese Art behandelt sind sie aber als Tafelobst ihres Wohlgeschmackes wegen (in Württemberg heißen sie Katzendrekeler) allgemein bekannt und beliebt.

Ueber die Kultur des Weinstocks in Deutschland uns des Weiteren zu verbreiten, läßt der beschränkte Raum in diesen Blättern nicht zu, weßhalb wir uns auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken wollen.

Flaches Land, so weit dasselbe mit dem Pfluge bearbeitet werden kann, sollte man durchaus nicht mit Rebstöcken bepflanzen, denn es wird in solchen Lagen einmal nur geringer Wein erzeugt, und dann liefern dieselben nimmermehr eine so sichere Rente, als sich beim Feldbau erwarten läßt. Soll der Weinbau sicher sein und die darauf verwendeten Mühen und Kosten lohnen, so eignen sich nur bergige Lagen dazu, wo der Pflug nicht mehr gehen kann und die Bearbeitung des Bodens aus der Hand zu kostbar für Feldgewächse wird. Dabei sollen diese Bergwände gegen Süden oder Südwesten hin abfallen und vor rauhen Ost- und Nordwinden geschützt sein. Der Boden soll ferner nicht zu sandig und leicht sein, sondern im Gegentheil — in recht sonnigen Lagen erzeugt ein schwerer

Digitized by Google

Boden von möglichst schwarzer Farbe, vermischt mit grobem Gestein und Kies einen weitaus kostbareren Wein, als Sandgrund, weil der schwere Thon bei heißem Wetter das Wasser länger an sich hält und so die Wurzeln der Rebstöcke nicht durch Trockenheit leiden; dabei ist ein Boden von dunkler Farbe bekanntlich wärmer, als ein anderer, und die groben Steine binden die Wärme länger, so daß die Reben vorzüglich gedeihen und rasch wachsen.

Die Erziehungsart übt ferner einen bedeutenden Einfluß auf die Reife und Qualität der Reben aus. Dicht über dem Boden stehende Trauben reifen früher und geben weit besseren Wein, als diejenigen, welche einige Fuß hoch von demselben entfernt sind. Auf Bogreben (Bögen) wachsen geringere Trauben, als auf Zapfen, und je länger erstere angeschnitten werden, desto geringer der Qualität nach fallen die Trauben aus. Die anerkannt besten Erziehungsarten sind deßhalb der Zapfen- und der Bockschnitt, der Rheingauer und der niedere Rahmenschnitt; zu den schlechtesten aber gehören das Erziehen der Reben an hohen Pfählen, an Lauben und Kammerzen, die schon ihrer Kostspieligkeit wegen verwerflich genannt werden müssen. Man pflanze ferner nicht enger als wenigstens 2 — 3½ Fuß, und suche die Reihen in südlicher oder südwestlicher Richtung zu führen.

Vor allen Dingen endlich versichere man sich eines guten ächten Rebsatzes, und beziehe die Blindreben oder Würzlinge nur aus solchen Quellen, wo man versichert sein kann, daß die Sorten ächt und die Schnittlinge gesund seien. Die Auswahl der Traubensorten ist von großer Wichtigkeit; denn es taugt Nichts, alle möglichen Sorten anzupflanzen, wenn man einen guten Wein erzielen will; wenige, aber vorzügliche Sorten liefern ein weit besseres Getränk.

Von den Rebsorten, welche für unsere deutschen Gegenden sich am besten zur Weinbereitung eignen und in günstigen Lagen vorzugsweise gedeihen, heben wir in Kurzem folgende aus:

1) Für ganz gute Lagen sind zu empfehlen:

Der weiße Riesling (gemeiner großer und kleiner Riesling; Klingelberger; Gewürztraube). Er liefert bekanntlich die feinsten Rheinweine, den Stein- und Leistenwein, Durbacher u. a. m., verlangt einen ziemlich schweren Boden mit festigem Untergrund, und muß einen niedrigen Schnitt auf Zapfen, den sogenannten Bock- oder Stockschnitt erhalten. Wesentlich zur Erzielung eines vorzüglichen Getränks ist, die Trauben hängen zu lassen, bis sie zu faulen beginnen; am Rhein hin werden sie häufig erst im November gelesen.

Der rothe und weiße Traminer (Rothfranken und Franken, rother Kläbner). Nach dem Riesling die beste Weintraube, und ein Gemisch von ihm und dem Riesling vielleicht das non plus ultra deutscher Weine. Auch der Traminer verlangt einen ganz niedrigen Schnitt und will spät gelesen sein.

Der Ruländer (Rolander, rother Kläbner. Seinen Namen hat er von einem Kaufmann Ruland in Speier, der im siebenzehnten Jahrhundert lebte). Er kommt fast in jedem Boden und auch in mittelguten Weinberglagen fort, eignet sich für jede niedrige Schnittmethode und ist sehr fruchtbar, muß aber meist etwas früher gelesen werden, als die vorhergehenden Sorten, weil er leichter fault.

Der blaue Kläbner (blauer und schwarzer Burgunder, schwarzer Riesling). Unstreitig der König aller rothen Weintrauben; von ihm kommen der Asmannshäuser, der Ingelheimer, der Aarbleichert, Bensheimer, Weinheimer u. a. m. Er gedeiht vorzüglich bei der gleichen Behandlung, wie der Traminer, und liebt insbesondere Lehmboden, wo z. B. der weiße Riesling nicht gutthun will; auch reift er 10—14 Tage früher, als andere Sorten.

Der Möhrchen (Morillon in der Champagne). Dem vorigen viel ähnlich, aber etwas empfindlicher und nicht so ergiebig. Er liefert aber unstreitig die feinsten rothen Weine, z. B. den berühmten Kallstadter.

2) Für gute und mittelgute Lagen eignen sich:

Der grüne und blaue Sylvaner (Saloener, Oestreicher). Zwei sehr ergiebige Sorten mit süßen Trauben, die aber nicht gerade den haltbarsten Wein geben, wenn solcher nicht gehörig entschleimt wird. Sie ertragen den Zapfen- und Bogenschnitt, leiden aber ziemlich leicht vom Frost. Dagegen reifen sie frühzeitig und geben deßhalb auch in ungünstigen Weinjahren oft noch recht ordentlichen Wein, der aber gerne schwer wird und nicht sonderlich gut aufs Lager taugt.

Der blaue Räuschling (Hudler). Ebenfalls eine ziemlich fruchtbare Sorte, welche den höheren Schnitt so gut erträgt, wie den niedrigen; auch reift sie nicht spät, und kommt fast in jeder Lage und Bodenart fort.

Der weiße, rothe und der Krachgutedel (Krachmost). Diese Arten geben einen ausgezeichnet milden, blaßgelben Wein, der aber nicht von besonders langer Dauer ist und oft schon in den ersten Jahren zurückgeht, jedoch allgemein beliebt ist, namentlich der sogenannte Markgräfler, der in der Gegend von Freiburg bis Basel produzirt wird. Wenn er ergiebig sein soll, verlangt der Gutedel einen kräftigen, nahrhaften Boden, erträgt dagegen jeden Schnitt, namentlich auch den Schenkelschnitt und große Bögen, und eignet sich deßhalb vorzüglich in Gärten zu Pyramiden, Arkaden und Bogengängen, und dies um so mehr, als er sehr gute Tafeltrauben liefert.

Der blaue rothsaftige Färber. Er wird gewöhnlich nur in vinzelnen Exemplaren gebaut in der Absicht, mit dem dunkelrothen Safte der Trauben den anderen Wein zu färben. Drei Ohm Färbewein machen zehn Ohm weißen Wein hinlänglich roth. Der Färber verlangt eine gute südliche Lage, Schutz gegen rauhe Winde und einen niedrigen Schnitt; aber selbst dann noch bleibt der Wein herb und säuerlich, so daß er für sich keinen besondern Werth hat.

3) Rebsorten zur Bekleidung großer Lau-

Digitized by Google

1810

11

Digitized by Google

ben, Häuserfronten und zur Ueberdachung von Hofräumen u. dgl. m.

Der blaue Trollinger (Schwarzwelscher, Frankenthaler). Er ist eine der Hauptreben im Württembergischen, besonders im Neckarthal, wo er des reichen Ertrages wegen von den dortigen Winzern bevorzugt wird, obgleich die Trauben nur in ganz guten Jahrgängen vollkommen zeitigen, überhaupt spät reifen und meist einen ziemlich rauhen Wein liefern. Da der Trollinger in felsigem Grunde mit wenig Bodentiefe, zwischen Gekläft und Mauerwerk gut gedeiht, so eignet er sich trefflich zur Anpflanzung an Gebäude und in Hofräume, besonders wo sich in nächster Umgebung Ställe, Abtritte und Dunggruben befinden. An der Bergstraße, bei Heidelberg, Handschuchsheim u. a. O. finden sich die schönsten Laubwände und Bogengänge, mit Trollingern überzogen, oft mit Stämmen von vier bis sechs Zoll Stärke, und man hat Beispiele, daß ein einziger solcher Stock mehr als zwei Ohm Wein geliefert hat.

Der blaue Gänsefüßler. Dem vorigen sehr verwandt, insbesondere wegen seines kräftigen Wuchses und großer Ertragsfähigkeit; er eignet sich, da er bei gehöriger Behandlung und an günstigen Standorten eine ganz außergewöhnliche Ausdehnung erreicht, nicht zum Anbau in Weinbergen, sondern zu dem oben angegebenen Zwecke. Im Orte Haßloch bei Neustadt an der Hardt sind alle Höfe, Gebäude und Gärten mit dieser Traubensorte überzogen, und es wird daselbst nicht selten eine solche Menge Weines gewonnen, daß sie zum Bedarf der Hausbewohner hinreicht; ein einziger Stock hat schon 4—5 Ohm geliefert.

Zum Schlusse will ich noch eine kleine Auswahl von solchen Rebsorten geben, welche an warmen Mauerwänden spaliermäßig erzogen die feinsten Tafeltrauben liefern. Zwar finden sich die meisten derselben auch in den bestgelegenen Weinbergen am Rhein, an der Mosel, der Nahe u. s. w. da und dort vor, im Berge erzogen ist aber ihr Ertrag fast immer höchst zweifelhaft, namentlich weil sie in der Blüthe sehr empfindlich sind und der Stock auch sonst leicht notleidet.

1. Frühe Tafeltrauben,

welche auch noch im nördlichen Deutschland, an Spalierwänden und warmen Mauern gezogen, zur Reife kommen.

Der frühe Gutedel. Er eignet sich besonders zur künstlichen Treiberei der Trauben, weil er ein äußerst feines und delikates Tafelobst, und zwar schon frühzeitig liefert. Sonst aber wird der frühe Gutedel wenig getroffen.

Der Muskat-Gutedel ist ebenfalls eine sehr feine Traube mit ausgezeichnetem Muskatgeschmack, frühreif und fruchtbar, aber in der Blüthe sehr empfindlich. Er verlangt gute Düngung und einen ziemlich kurzen Schnitt, und was ihn als Tafelobst noch besonders empfiehlt, ist seine lange Dauer, wenn er vorsichtig aufbewahrt wird.

Die frühe Lahntraube ist wohl eine der dankbarsten zur Treiberei und hat einen sehr feinen Geschmack.

Die frühe Leipziger (gelbe Seidentraube). Eine der frühesten und dabei besten Tafeltrauben, die sich ebenfalls gut zum Treiben eignet. An Spalierwänden u. dergl. kommt sie in günstigen Jahrgängen schon um Jakobi zur Reife.

Die Augustraube (früher Klöner). Eine blaue Traube, weit weniger fein, als der blaue Klöner, und hartbeerig; aber am Spalier oder in der Treiberei ausgezeichnet früh; von den Engländern deßhalb „Julitraube“ genannt.

2. Späte Tafeltrauben,

die also im nördlichen Deutschland, auch an Mauerwänden spaliermäßig gezogen, nicht mehr mit sicherem Erfolg kultivirt werden können, wohl aber in südlichen Gegenden.

Der weiße, rothe und schwarze Muskatellel (siehe die Abbildung, welche den rothen M. vorstellt). Die Muskatellersorten sind alle südlicher Abkunft, und bilden in Spanien, im südlichen Frankreich und in Italien häufig den Hauptstoz in den Geländen, woher denn die durch ihren Wohlgeschmack ganz ausgezeichneten Weine, z. B. der Xeres, die Frontignac u. s. w. kommen. Bei uns in Deutschland sind sie zwar auch ziemlich verbreitet, gedeihen aber nur in ganz ausgezeichneten Lagen, und erreichen selbst in diesen nur selten den vortrefflichen Muskatgeschmack, der ihnen den Namen verschafft hat, weil sie meistens nicht vollkommen zeitig werden. Ist dies aber nicht der Fall, so liefern sie ein säuerliches, bouquetloses Getränk, weßhalb sie sich zum Anbau in dem Weinberge bei uns gar nicht eignen. Als Spaliere an sehr warmen Mauerwänden dagegen reifen sie leicht und zur gewöhnlichen Herbstzeit, und liefern alsdann viele und sehr delikate Trauben. Der Stock will aber Raum haben, da er sehr kräftig wächst, und überkleidet bald große Flächen. Deutsche Muskatellerweine gibt es aber doch nicht, und wo dergleichen angepriesen werden, ist der Muskatgeschmack unfehlbar künstlich gemacht, wobei eine Salbeiart, Salvia Sclarea, eine bedeutende Rolle spielt.

Die weiße Vanille-Traube liefert eine der edelsten Tafelsorten mit feinmuskirtem Geschmack, die einige Aehnlichkeit mit dem weißen Gutedel haben, und da sie in der Blüthezeit ziemlich dauerhaft ist, so eignet sie sich gut zur Kultur am Spalier.

Der gelbe Orleans endlich verdient als Spaliertraube und zur Treiberei alle Beachtung, weil die süßen weinigen Beeren mit sehr feinem Geschmack und hartem Fleisch vor allen andern Trauben vorzüglich munden; sie reifen übrigens spät, noch später als der Riesling. In früheren Zeiten war der Orleaner am Rüdesheimer Berg, am Nierstein, am Haardt und an der Bergstraße ziemlich verbreitet, ist aber vom Ries-

Digitized by Google

ling nach und nach so verdrängt worden, daß man ihn meist nur noch als Spalier an Mauern und Geländern trifft; doch macht er am Scharlachberg bei Bingen den Hauptsatz aus, und liefert den berühmten Scharlachberger Wein.

Schmidlin.

Sahara, die große Wüste.

Obgleich der südwestliche Theil der alten Welt, die 550,000 Quadratmeilen große, fast ganz vom Meer umschlossene Halbinsel, Afrika, die im Norden durch das mittelländische Meer von Europa getrennt wird und nordöstlich nur durch die 15 Meilen breite Landenge von Suez mit dem Festland, mit Asien, zusammenhängt, — viele Gegenden aufzuweisen hat, die mit außerordentlicher Fruchtbarkeit gesegnet sind, so hat dieser Welttheil doch noch größere, welche als die dürresten und unfruchtbarsten der ganzen Erde erscheinen. Vor allen ist hier zu nennen jene ungeheure Strecke Landes, die sich im Tieflande von Nordafrika als Wüstengürtel zwischen grünenden Zonen von Ost nach West quer durch die ganze Breite des Kontinents zieht und ein volles Fünftheil des Flächenraums von ganz Afrika einnimmt, die Wüste Sahara, jener Sandozean der Erde, den die Araber deßhalb auch treffend Bahar bela ma, d. h. Meer ohne Wasser nennen.

Diese ungeheure Wüste ist die größte und furchtbarste unseres Erdkörpers, weil sie mehr oder weniger dem lothrechten Strahle der Sonne (in ihren äußersten Breiten zwischen dem 15—30° im Norden des Aequators) ausgesetzt ist; sie ist der wärmste Erdstrich, den wir kennen, und den besonders der fast völlige Mangel an Regen charakterisirt. Kein einziger Fluß belebt die Wüste, kein Thau benetzt die öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooße der Erde die Keime des Pflanzenlebens. Bald ist der Boden festes Gestein, nackter Fels, der an die Oberfläche ragt, oder mit grobem Kies, Kieseln und Geschieben, oder nur von einer dünnen Sandschicht bedeckt ist, — und diese Strecken nennt der Araber im engeren Sinne Sahara; bald schaut der Wanderer ein unabsehbares Sandmeer vor sich, die Sahel der Araber, durch die er nur mit Hülfe des Kameels, das daher passend das Schiff der Wüste heißt, zu dringen hoffen kann. Wenn jedoch an den Vertiefungen, den Schluchten und kleinen Thalgründen, Wadi's genannt, die oft 30 Fuß tief in die sonst wagrechte Fläche einschneiden, sich der Sand sammelt, wie bei uns der Schnee, so versinkt selbst auch das Kameel; ja wenn der Wind den Flugsand umhertreibt, so reicht oft ein vertrockneter Busch, ein Pfahl, selbst das Gerippe eines verschmachteten Thiers hin, aus dem Sande, der sich um das im Wege stehende Hinderniß herum aufthürmt, Hügel zu bilden. Dieser Sand ist so von Salz durchdrungen, daß oft ganze Flächen mit einer Salzkruste, wie mit Eis überzogen scheinen.

Durch diesen Flugsand vergrößert sich jene ungeheure Wüste immer mehr. Jetzt schon beträgt ihr Flächeninhalt 111,000 Q.M. (sie ist also fast zwei Drittel so groß, als ganz Europa!) ihre Länge von der ägyptischen Westgränze bis zum atlantischen Ozean 600, ihre Breite an den verschiedenen Stellen 100 — 200 und mehr Meilen. Rund um diesen Sandozean zieht sich ein mehr oder weniger breiter Saum von fruchtbarem Erdreich herum, den dann wieder das Meer umkreiset. Gegen Osten gränzt er an die nubischen und ägyptischen Plateauflächen, im N.O. an Niederägypten oder das Nildelta, das fruchtbare, aber durch den aus den benachbarten Sandwüsten her wehenden Flugsand bereits verkleinerte Tiefland um die beiden Flußmündungen. Gegen Norden umschließt die Wüste das Hochland der Berberei, wozu gerechnet werden: das Land Barka, im O. des Meerbusens von Sidra oder der kleinen Syrta, mit den Trümmern von Kyrena und andern griechischen Städten des Alterthums, ein hochliegendes Küstenland mit steilen Abstürzen gegen die Seeseite und sanfter, südlicher Abdachung gegen die so weit vortretende Sahara, die hier Wüste Barka heißt; sodann die bisher so genannten Raubstaaten Tripolis, Tunis (das ehemalige Gebiet von Karthago) und Algier (Aldschier), vormals Numidien, früher der größte und mächtigste unter diesen drei Korsarengebieten, bis 1830 die Franzosen die Küste und Hauptstadt eroberten und immer weiter ihre Herrschaft, obschon unter großem Widerstand, ausdehnen. Eine weitere nördliche Gränze der Sahara bildet gegen Nordwest hin das Kaiserreich Marokko, im Alterthum Mauretanien, ein fruchtbares, gesundes Hochland mit immerwährender Frühlingsluft, zwischen dem atlantischen Meere und dem Gebirge Daran oder hohen Atlas, der es von der Berberei trennt, von der Gibraltarstraße bis zur Sandwüste. Auch ist zu bemerken, daß die Sahara nordwärts an zwei Stellen, mit einer breiten Strecke zwischen Aegypten und Barka und mit einem schmalen Streifen zwischen Barka und Tripolis, durch die Sultinebene hindurch vor den Bergrücken des schwarzen Harudsch vorüber unter 37° N.L. unmittelbar an das mittelländische Meer reicht. Im Westen stößt die Sahara unmittelbar in den atlantischen Ozean hinein; hier haben sich ihre eigenen Sandhügelwellen zum Cap Bojador und Cap Verd ꝛc. emporgethürmt und zwischen beiden ist das Capo blanko oder das weiße Vorgebirge. Diese hohen Dünenhügel bilden als Vorläufer des Meeres mahnende Warnungszeichen für die Küstenfahrer, und die ganze westliche Sandbank erstreckt sich 100 Seemeilen hin, so daß die Küste keine Landungsstellen hat. Südwestlich dehnt die Sahara ihr Gebiet fast bis gegen die Wasserbette des mittleren Senegal und mittleren Nigerlaufes aus, mit welchem sie fast parallel östlich in den uns unbekannten Sudan zieht. Gegen Süden nämlich faßt die Wüste ebenfalls ein Hochland ein, — die wenig bekannte Länderkette von den Ebenen Senegambiens bis zum rothen Meere. Der westliche Endpunkt dieser Südgränze der Wüste ist

Digitized by Google

Senegambien, so benannt nach den beiden Strömen Senegal und Gambia, zwischen deren Mündungen die Westspitze von Afrika, das grüne Vorgebirge (Capo verde, eigentlich nur eine 500 Fuß hohe Landspitze, Düne) gelegen ist. Das östlichste Land dieser Südgränze der Sahara ist Nubien am rothen Meere, ein Stufenland am mittleren Nil, zu dem die Reiche Sennaar an der habessinischen Gränze und Donaola gehören. Den Flächenraum zwischen diesen beiden Endpunkten der südlichen Gränzlinie der Sahara bildet Sudan (Nigritien), woju die Negerreiche Tombuktu, Burnu u. s. w. gehören, welcher ausgedehnte Landstrich als Stufenland zwischen dem eigentlichen südlichen Hochafrika und der ganz tiefländischen Wüste Sahara anzusehen ist. Ueberhaupt heißt bei allen Afrikanern und Orientalen das Land jenseits (südlich) der Wüste — Sudan, d. h. das Land der Schwarzen.

Was die innere Beschaffenheit der Wüste anbetrifft, so ist ihre Bodenhöhe nur wenig über dem Meeresspiegel und der größte Theil derselben eine horizontale Fläche, eine Ebene mit unbedeutenden Erhebungen und Vertiefungen. Die Hügel und Höhenflächen, zu denen sich hin und wieder der Boden erhebt, sind von einer so großen, wagrechten Ausdehnung, daß das Steigen und Senken nur wenig bemerkt wird. Nur an den östlichen und nördlichen Gränzen erhebt sich der Boden zu bedeutenden Bergen und Bergzügen.

Man theilt die Sahara in die östliche und westliche Hälfte. Der nordöstliche Theil bis zum Nilthale heißt die libysche Wüste, begränzt bis zum mittelländischen Meere hin von nacktem felsigem Saum. An sie schließt sich südöstlich die auf der Westseite des Nil liegende große nubische Wüste. Diese ist anfangs reines Gebirgsland aus Granit und buntem Sandstein bestehend, eine wilde, ganz vegetationslose Wüstenei, ein Chaos von Bergen, die sich gegen Westen in die große Wüste verlieren.

Die libysche Bergkette stellt einen 1000 Fuß hohen Bergwall dar, in welchem lange Rücken und Plateaus vorherrschen. Die platte, wagrechte Scheitelfläche des libyschen Wüstenplateaus kann man Tage lang durchschreiten, ohne ein Sandkörnchen zu sehen; man hat Nichts als den Himmel über sich und das feste Steinpflaster unter sich. Kommt man vom Nilthale her, so steigt man die erste Stunde aufwärts, zieht auf der Fläche des Plateaus quer hin und steigt sodann auf rauhem und beschwerlichem Wege, auf dem selbst Kameele leicht stürzen, wieder hinab. Dieser Paß ist der Eingang zur libyschen Wüste, welche in der Tiefe am Fuße der völlig nackten, gräßlich öden Felswand sich ausbreitet. So weit das Auge reicht, steht man nichts, als Felsklippen und Sand, hier und da nur in weiter Ferne einzelne, jedoch weit auseinanderliegende Gruppen von Dattelbäumen. Denn so traurig auch im Ganzen diese östliche Hälfte der Wüste ist, so ist sie doch im Vergleich mit der westlichen Hälfte erträglich und keineswegs ohne Leben. Der Grund hievon sind die in ihr wie Inseln im Ozean zerstreuten vielen Oasen. In Reihen, Gruppen und einzeln zerstreut sind nämlich im Sandmeer Wasserorte, gleich grünenden Inseln, Oasen, mit Palmenhainen, Weideplätzen und Brunnquellen, nach denen die sehnenden Blicke der schmachtenden Wanderer, Menschen und Thiere, blicken. Nur durch sie, die Herodot die Inseln der Glückseligen nennt, wird der Karavanenverkehr von der Berberei zum Senegal und Niger, auch von Syrien, Arabien und Aegypten her, nach dem Binnenlande hin möglich. In der Südostecke liegen die beiden großen Oasen Kordofan und Darfur (Fur). Kordofan ist eine große, weite Grasebene, nur von inselartigen Gebirgsgruppen unterbrochen. Dieses Land ist sehr fruchtbar und war bisher stark bevölkert, nun aber als ägyptische Besitzung schwer gedrückt und geplagt. In Darfur bilden sich zur Regenzeit an manchen Orten Regenbäche in den Vertiefungen (Wadi's), die aber bei trockener Jahreszeit wieder verschwinden. Darfur ist wegen seines Karavanenverkehrs und Sklavenhandels wichtig. Es ist der Stapelplatz für den Sudan, wie überhaupt die Oasen die Hafenplätze für die Karavanen des Sandozeans sind; die Bewohner derselben machen entweder die Wirthe oder die Wegweiser und sonstige Gehülfen der Fahrt, oder auch sind sie die Eigenthümer und Besitzer der Güter, die auf diesem Wege in den Handel gebracht werden. Die ursprünglichen Bewohner der Oase (Dar-) Fur sind ein ächtes, schwarzes Negervolk, und mit ihnen beginnt hier gegen S.O. die Negergränze. Doch sie wurden von Einwanderern untersocht, die vom mittleren Nil herkamen. Daselbst von einem Araberstamm beunruhigt, wanderten diese aus und machten sich zu Herren des Negerlandes Fur. Diese Einwanderer ließen sich meist in den Städten nieder, ja in der Hauptstadt Cobbe mit 6000 Einwohnern ist kein Haus von schwarzen Furianern bewohnt, sondern sämmtlich von Handelsleuten und Fremden; diese dürfen nicht einmal eine Furianerin zur Ehe nehmen. Sie sprechen die Berbernsprache. Jenen ersten Einwanderern vom mittleren Nil her folgten bald Andere aus Kordofan, Sennaar, Dongola und Oberägypten aus der Klasse der Gewerbtreibenden und Handelsleute. Seitdem erst ward dieses Land eine Handelsoase; es bildete sich einige Industrie und die Handelsverbindung mit Kairo, und seitdem auch (seit noch nicht 200 Jahren) gewann der Islam festen Fuß in Fur und mit ihm auch die arabische Sprache neben der Berbernsprache Raum; so auch nur ward es möglich, daß ein Sultan aus einem Mauritsch-Arabischen (vielleicht eher aus einem Berberischen, von Tripolis abhängigen) Stamm auf den Thron des Negerlands Fur gelangte. Unter Anführung dieses Sultans werden alljährlich Jagdpartien auf den Sklavenfang gemacht, was die Haupthandelswaare für Dar-Fur ist. Nach Kairo ziehen die Karavanen oft mit Tausenden von Sklaven und Kameelen und kehren dann mit Waaren des Orients und Occidents beladen zurück.

Treten wir nun von der nubischen Wüste in die eigentliche libysche Wüste ein, so finden wir viele Klo-

Digitized by Google

sterruinen; im vierten Jahrhundert n. Chr. wimmelte die libysche Seite Unterägyptens von Mönchen. Folgen wir von Ost nach West dem Zuge der Oasen, deren 50 größere und kleinere in dem großen Sandozean liegen und von denen wir nur die wichtigsten näher betrachten wollen, weiter, so stoßen wir unweit der Ostküste der Wüste auf die sogenannte Aegyptische Oasenkette, eine Reihe isolirter Korallenoasen, die sich zwischen Klippenzügen parallel mit dem Nilstrom gegen das Mittelmeer hinzieht. Man theilt sie in die südliche oder große, und in die nördliche oder kleine Oase, die durch eine Wüste von einander getrennt sind; ihre Breite ist unbedeutend, aber in die Länge erstrecken sie sich gegen 45 geographische Meilen von N. nach S. — Die südliche Oase, El Kibli, ist 22 geographische Meilen lang, eine Ausdehnung, die man in fünf kleinen Tagreisen zurücklegen pflegt, indem man von Station zu Station geht, deren jede von der andern wieder durch Wüste unterbrochen ist. Die zweite nördliche, El Wah, hat einige Dörfer und mancherlei alte Ruinen; Dattelpflanzungen sind der Hauptverwerb dieser Oasenbewohner, welche sehr unwissende Muhamedaner sind. Zu Herodots Zeiten lebte in der großen Oase eine Kolonie der Samier. Im sechsten Jahrhundert war daselbst der Sitz eines Bischofs; im Jahr 943 kam die Oase unter die Herrschaft der Araber, doch schon nach wenigen Jahren ward sie wieder von Beherrschern Nubiens erobert und ihre Bewohner zum Theil ausgerottet, zum Theil als Sklaven weggeführt. Die gegenwärtigen Einwohner sind, da sie die Sprache von Siwah sprechen, wahrscheinlich stammverwandt mit den heutigen Ammoniern, welche die Tuariks- oder Berbernsprache haben. Weiterhin nämlich, 14 kurze Tagreisen von Alexandrien, südöstlich von Barka, liegt Siwah oder die Ammonsoase, einst hochberühmt durch das Orakel des ägyptisch-thebaischen Jupiter Ammon, durch ihren Priesterstaat und ihre Tempelgebäude, durch ihren periodischen Sonnenquell, durch die dichten, schattigen Palmenhaine und Olivenwälder, die in der Mitte der Sandwüsten den Strahlen der Sonne den Eingang verwehrten. In den drei Welttheilen Asien, Afrika und Europa war vor Alters dieses Orakel geachtet, weßhalb auch Alexander der Große auf seinem Eroberungszug nach Asien und Afrika dasselbe besuchte, um es zu befragen und dort glückwünschend als Sohn des Jupiter Ammon begrüßt worden sein soll, — worauf er in dessen Nähe die Weltkolonie Alexandria gründete. Die berühmte Oase des Jupiter Ammon ist eine grüne Insel, rings von Wüste umzingelt. Von den Klippenzügen steigt man hinab in das grüne, fruchtbare, ebene Thal von Siwah, in dessen Mitte der Hauptort gleichen Namens und im Umkreise von zehn deutschen Meilen fünf Dörfer liegen, zusammen von steilen, nackten Felsklippen eingeschlossen. Das weite Thal ist mit sandigem Thone bedeckt, hie und da feucht, sumpfig und voll Salztheilchen; der Mittelpunkt aber ist trefflich bewässert und reich bepflanzt mit Getreidefeldern, Oliven- und Orangebäumen und schattigen Palmenhainen; hier sind die herrlichsten Früchte aller Art, wie sie keine andere Oase aufzuweisen hat, Datteln, Granatäpfel, Orangen, Paradiesfeigen, Oliven, Aprikosen und Trauben der vortrefflichsten Art. In der Mitte liegt, auf einer Felsmasse erbaut, der Hauptort. Er ist sehr lebhaft und seine Bewohner, welche die eigenthümliche Siwahsprache, d. h. die der Tuariks und Berbern sprechen, werden als ein unruhigirs, streitsüchtiges Volk geschildert. Der Boden ist weit und breit mit unzähligen Catacomben durchgraben, voll Mumienreste, in denen die Siwaher nach Gold suchten; die Bausteine der Häuser sind den Tempelgebäuden des Thebaischen Gottes entnommen. Eine halbe Stunde von dem Hauptort Siwah entfernt liegt die Ruine eines Tempels Ummebeda. Das Innere ist, etwa von der Mitte an, ganz mit Hieroglyphen überzogen, die den alten ägyptischen Bau verkünden, wie auch die hier sich findenden Figuren der alten ägyptischen Gottheiten Isis und Annbis anzeigen. Manche halten dies für den Tempel des alten Jupiter Ammon, der nach Herodot der Thebaische Zeus mit dem Widderkopfe war, dem die Kolonie von Meroë und Theben hier das Heiligthum baute. Andere halten das aufgefundene Monument nicht für den großen Ammonstempel, sondern für den in der Nähe gelegenen kleinen; denn nach der Beschreibung, die wir von Alexanders Wallfahrt haben, mußte der große Tempel viel umfangreicher sein. Der kleinere lag nach Diodor und Curtius unfern davon im Walde beim Sonnenquell. (Noch jetzt sind hier einige der Oasenquellen abwechselnd warm und kalt.) Der berühmte Antiquar Hirt behauptet, die alte Tempelburg sei da gelegen gewesen, wo jetzt die Stadt Siwah, auf, aus und an ihr erbaut sei.

Nordwestlicher liegt die Oase Augila (Wady el Auschilah). Sie besteht aus einer Sandebene, die da, wo sie bewässert wird, auch fruchtbar ist, jedoch wenig angebaut, weil ihre Bewohner nur Handelsleute sind. Doch ist sie seit Herodots Zeiten durch das Aroma der Datteln ihrer Palmenhaine berühmt. Sie hat von O. nach W. nur eine Tagreise und ist ringsum von Wüsten umgeben. In ihr liegen vier Orte, worunter die unansehnliche und schlecht gebaute Stadt Augila. Hier ist die Mittelstation gegen Fezzan. Die Einwohnerschaft bildet einen dem Bei von Tripolis zugewandten, aber doch ziemlich unabhängigen Handelsstaat; sie macht die Handelsgeschäfte der Fezzaner in Kairo, daher sie von Jugend an immer auf der Wanderung ist. In diesem Berufe entwickelt sich bei ihr ein gewinnsüchtiger Charakter voll Egoismus, List und Betrug.

Die Mitte zwischen dem westlichen und östlichen Nordafrika ist die fruchtbare, 60 Meilen lange, 40 Meilen breite Oase Fezzan, im S. von Tripoli, eine große, tiefliegende Ebene, jedoch ein merkwürdiges Land. Ein röthlich gelber Sand bedeckt den größten Theil des Landes, und jener soll gegen O. sogar einen einst tiefen und reißenden Strom zugedeckt haben. Im Westen von der Hauptstadt Murzuk nach der Sahara zu

Digitized by Google

ist der Boden wüste und öde; gegen S.O., nach Mendra zu ist er trocken und mit einem Salze, Trona genannt, bedeckt. Es regnet nie oder höchst selten; im ganzen Reich ist kein bedeutender Fluß oder Bach, an Murzuk vorbei fließt ein kleines Flüßchen. Doch findet man an sehr vielen Orten Wasser, wenn man nur 8—12 Fuß tief gräbt, in Thon- und Salzlager, und manche Quellen sprudeln immer und versiegen nie. Diese Brunnen dienen zur Bewässerung der Gärten, doch werden Palmen, Fruchtbäume, Korn und Gemüse hauptsächlich nur in der Nähe der Stadt kultivirt; hier ist weißer Thonboden, der mit Sand gemischt und ziemlich ergiebig ist. Die Arbeit der Bewässerung ist so beschwerlich, daß im Lande wenige und nur kleine angebaute Stellen sich finden. Zwischen den Bergen im S. von Tripoli bis Murzuk wächst nirgends freiwillig Gras, außer zwischen Felsklippen und in den Wadi's. Der Boden liefert als Hauptprodukt zum Handel Soda (Natron), Steinsalz, Alaun, Gyps, Salpeter und Schwefel; bei dem Orte Mafen breitet sich eine Ebene mit Steinsalz sechs geographische Meilen weit aus. Sonst liefert die Vegetation etwas indisches Korn, Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte, Trauben, Granatäpfel, selten reife Aprikosen und Pfirsiche, nur schlechte Aepfel, kleine aber gute Feigen, treffliche Wassermelonen und Corna, eine kleine, apfelrunde Frucht von der Größe einer Nuß von süßem, angenehmem Geschmack. Am bedeutendsten aber ist die Dattelernte. Palmdäume nebst Kameelfleisch liefern die Hauptnahrung. Gärten und Ackerfeld werden übrigens nur von Sklaven mit der Hacke bearbeitet. Sonst ist die Hauptbeschäftigung Handel und Raub; denn hier ist der wichtigste Handelsplatz für Nordafrika, der Verbindungspunkt zwischen O. und W., zwischen Marokko und Kairo, zwischen dem Sudan und den Küsten des Mittelmeers. Das ganze Jahr hindurch sind überall Märkte, groß ist besonders das Gedränge zur Zeit der großen Messe, wenn um die mildere Jahreszeit (vom Oktober bis Februar) die zahlreichen Karavanen von allen Seiten her sich versammeln. Da kommen die Handelsleute aus Sudan mit ihren Reichthümern, — Goldstaub, Sklaven, Straußfedern, Elfenbein und Gurunüssen, einer eigenthümlichen Frucht im Süden von Burnu, die vermöge ihres angenehmen bittern Aroma's zur Verbesserung des sonst ungenießbaren, häufig salzigen Wüstenwassers dienet; da kommen die Uebrigen aus Ost und West, von Aegypten und von den Berbereskenstaaten. — Der Blick und das Leben des Muhamedaners ist, wie beim Gebet gegen Sonnenaufgang, so auf die Kaaba ihres Propheten in Mecca gerichtet, zumal in Nordafrika. Dorthin wallfahrten sie in Hoffnung himmlischen und irdischen Gewinns jährlich zur bestimmten Jahreszeit und auf den vorgeschriebenen Wegen; und weil die Fezzankaravane die bestorganisirte, regelmäßigste und sicherste ist, so bringt sie Freude, Volksfeste und Reichthümer mit, weckt und übt die Pflichten des Islam und dient zur geistigen Erweckung der Völker.

Städte und Dörfer sind im Lande, das unter einem Sultan steht, gegen hundert. Die Hauptstadt Murzuk ist schon erwähnt worden. Früher war die Hauptstadt Zuila (Sila) unter 26° 11' 48'' N.B. Die Einwohner dieser Stadt sind Nachkommen eines edlen Araberstammes, die sich Sherifse, d. h. vom Geschlecht des Propheten nennen. Sie sind hellfarbig und zeichnen sich durch Rechtlichkeit, Ruhe und Gastfreundschaft aus. In der Nähe sind die Ruinen einer sehr alten Moschee von höchst vollendeter Banart. Sonst sind die Fezzaner dunkelfarbig; einige hellfarbige Familien heißen hier Mamelukken und sind der Adel des Landes, arm, aber stolz auf ihre Geburt, da sie von Tripoli stammen und ihre Vorfahren vom dortigen Pascha als Geschenke an den Sultan von Fezzan gesandt worden waren. Die Stadt Sebha, die mitten in der Wüste von einem schönen Palmenwalde umgeben, amphitheatralisch erbaut ist, ist dadurch merkwürdig, daß hier der Farbenwechsel von den hellfarbigen Bewohnern im N. durch das Dunkel der Mulatten zu dem Schwarz der Bewohner von Murzuk seinen Anfang nimmt.

Fezzan ist länglich rund und fast ringsum von wüsten Gebirgen umgeben. Da ist ein Labyrinth schwarzer, öder, an einander gereihter Bergzüge. Zwischen ihnen hindurch laufen enge, furchtbare Schlünde, bald folgen halbe Stunden weit nur lose liegende Felsblöcke, dann wieder Engpäße und weithin laufende enge Schluchten. Hier und da öffnen sich weitere Thäler mit Wasserstellen, herrlichem Weideland, wenigen Bäumen und einzelnen flüchtigen Gazellen. Die Masse dieses schwarzen Klippenwalls ist Basaltgestein, sein Name der schwarze Harudsch; Hornemann hält diese Basaltmassen für das Feld einer großen vulkanischen Revolution. Aber nicht nur im O. von Fezzan zieht sich dieser schwarze Harudsch sieben Tagereisen von Norden nach Süden, sondern auch im N.W bis gegen Gadames zeigt er sich unter dem Namen Sudah (d. h. schwarz, der mons ater der Alten). Im Westen an diese Basaltstrecke legt sich sodann drei Tagereisen weit wieder eine Strecke von niedrigen, nackten weißen Kalkklippen an, der weiße Harudsch genannt. Die Steinmassen erscheinen wie gesirnißt, sie starren senkrecht aus der Ebene auf, bestehen aus zerreiblichem Kalk und sind mit Petrefaktionen aller Art angefüllt; Conchilien, Seethiere und Fischköpfe von solcher Größe, daß einer eine Mannslast abgäbe, liegen in Menge darin. Sie finden sich im zerreiblichen Kalkgestein, zerspringen aber spröde, wie Glas. Sie erfüllen die Hügel und die Tiefe, die im W. an die letzte Bergreihe anstößt, von welcher man in die Ebene von Fezzan nach Temissa hinabsteigt. — In dem westlichen Theile von Fezzan liegt auch in einer von Bergen umschlossenen Vertiefung der kleine Bahr (See) Mandia, berühmt wegen des Vorkommens von reinem, natürlich krystallisirtem Natron. Mitten in der öden, nackten Gegend mit Sandbergen gewährt der hübsche See, von Dattelpalmenhainen beschattet, einen überraschend schönen Anblick. Ueberhaupt sind in der libyschen Wüste noch die Natronseen zu erwähnen, die das Charakteristische ha-

Digitized by Google

ben, daß in ihrer Umgebung eine große Menge versteinerter Holzmassen, vom kleinsten Zweige an bis zu ganzen Baumstämmen mit deutlich zu unterscheidender Rinde und Holzfaser sich vorfindet. Manche Stücke sind in Agat verwandelt. Einer der Seen hat blutrothes Wasser.

Fezzan ist die letzte Hauptoase und schließt sich durch das noch nordwestlicher gelegene Gadames den zusammenhängenden größeren Landstrichen von Beled-ul-Djerid (gewöhnlich Biledulgerid) am südlichen Rande des Atlas-Plateau an. Dieses flache lange und bis 80 geographische Meilen breite sogenannte Dattelland mit Wadi's und Steppenflüssen — die numidischen Ebenen und Steppen der Alten, in welchen die Reitervölker damals, wie noch heutzutage die nomadischen Araber, herumschwärmten, liegt am Fuße des Südrandes des Hochlands der Berbern und bildet die Uebergangsstufe zwischen diesem und der Sahara, mit der Natur der Oasen. Den Namen des schönen Dattellandes trägt es übrigens nicht mehr so ganz mit Recht, da schon große Strecken desselben von der Sahara in ihr Gebiet gezogen worden sind. Biledulgerid im weitern Sinn fängt im Osten von der Gränze Fezzans an und zieht sich gegen W. bis Suse und zum Cap Nun am Westozean, stößt gegen N. an den Atlas und gegen S. an die Wüste; vorzugsweise wurden aber so die weiten horizontalen Flächen im S. der kleinen Syrte (Mb. v. Gabes) genannt, durch welche dem Atlas entquellende salzige Steppenflüsse der Wüste zuschleichen und hier im Sande in bittere, salzige Sümpfe sich verlieren, die im Sommer ungählige Wurmbrut erzeugen und für Menschen und Thiere ungenießlich werden. In Biledulgerid regnet es nie. In den weiten Flächen streifen heutzutage nur einzelne Araberhorden umher, die bald hier, bald da unter wandelnden Zelten ihr Lager aufschlagen.

Die große Westhalbe der Sahara, in die wir somit bereits getreten sind, dehnt sich vom Meridian von Fezzan an gegen W. zwischen den Steppen Nigritiens und Biledulgerids bis zum atlantischen Ozean hin. Während die östliche Hälfte noch ein belebter Schauplatz war, so ist die westliche eine traurige Einöde und Wüste, unter allen auf Erden verlassenste und leerste von Pflanzen, Thieren und Menschen. Sie ist fast völlig daseinleer und die vorhandenen sind nur von geringem Umfange. Doch müssen wir auch gestehen, daß wir diese Wüste bisher verhältnißmäßig nur sehr wenig kannten; erst jetzt dürfen wir hoffen, durch die allmählig vorschreitenden Eroberungen der Franzosen stückweise mehr und mehr die innern Theile von Afrika kennen zu lernen. Die jüngste Expedition des Obersten Gery verschaffte uns vorerst wenigstens nähere Kenntniß über die südlichen Gegenden der Provinz Oran, die kleine Wüste, diesen Anfang der Sahara, und drang durch die Pforte der großen Wüste bis zur Oase Berzina vor. Mehrere Stunden von letzterer stießen die französischen Truppen auf den Engpaß von Aroula, eine tiefe Schlucht, die in Verbindung mit andern, die in sie einmünden, ein förmliches Labyrinth bildet, und endlich gelangten sie an den Bab-el-Sahara, d. h. an jene majestätische Pforte der Wüste, die aus zwei ungeheuren Felsenblöcken besteht und den Eingang in die eigentliche Sandwüste bildet, wo dann das Auge keine Berge oder sonst etwas mehr entdeckt, als die ungeheuren Wogen des zum Himmel emporwirbelnden Sandes, dessen Gränzen den Horizont bilden. Nach drei Stunden der größten Anstrengung jedoch erreichte die Expedition schon die lachende und grünende, mit Tausenden von Palmbäumen beschattete und mit zahlreichen Gärten geschmückte Oase Berzina, wo sie die französische Fahne aufpflanzte und sodann den Rückmarsch antrat. — Nach solchen reizenden Ruheplätzen ist dann die traurige Einförmigkeit der Wüste um so empfindlicher. Hier ist nichts als trockenes Steinsalz und loser Sand (Sahel). Während in der Osthälfte das Wasser der Oberfläche näher ist, und dort in den größeren Oasen als Quellen selbst hervorspringt oder bei geringer Tiefe durch Graben zu Tage gefördert wird, muß es in der westlichen Hälfte in großer Tiefe gegraben werden. Die so gewonnenen Brunnen mauert man in Ermanglung der Steine mit Kameelsknochen aus, und bedeckt sie mit Kameelshäuten, damit sie nicht verschüttet werden; doch weht sie der Ostwind oft wieder zu. Zwar sind die Kameelsführer erfahren, sie wieder aufzufinden, aber nichtsdestoweniger verdursten oft Karavanen, oder gehen sie sonst zu Grunde, wenn Sandwirbelsäulen sich furchtbar drohend um die Wanderer sammeln. Die dorrende Kraft des Windes macht die gefüllten Wasserschläuche schwinden und trocknet sie fast aus. Selbst die genügsamen Kameele sterben nicht selten auf den weiten Zügen vor Durst und Ermattung; ihre an den Straßenzügen bleichenden Gerippe zeugen von der verzweifelten Lage der Karavanen.

Bemerkenswerth nämlich ist, daß der Flugsand der Wüste sich allmählig fortschreitend durch die Einwirkung der in diesen tropischen Gegenden vorherrschenden östlichen Luftströmungen nach Westen bewegt, westhalb die Araber von Suse die Wüste das Wandermeer nennen, und Ritter hat es wahrscheinlich gemacht, daß die Westhälfte derselben früher ein afrikanisches Mittelmeer gewesen sei, welches größer als unser europäisches, im N. den Fuß des Atlas, im S. den der Bergketten des Sudan bespülte. Ueberhaupt ist die Herrschaft des Sandes, wie schon oben kurz erwähnt wurde, nach allen Richtungen der Wüste im Zunehmen begriffen. In der libyschen Wüste schreiten die Sandhügel jährlich 12—16 Fuß vor, wie das Zudecken der Quellen und Bäume lehrt; der Flugsand zieht weiter, der grobkörnige Grus und die freigemachten Rollkiesel bleiben liegen. Selbst gegen das Nilthal hin erweitert sich die Wüste durch den vorrückenden Sand; der Mörisee ist dadurch verkleinert worden, viele Ruinen im Nilthale sind verschüttet, und auch die Tempel von Theben sind 20 Fuß hoch mit Sand bedeckt. Selbst Ströme werden von dem wandernden Flugsand ge-

Digitized by Google

zwungen, gleichfalls zu wandern und ihren Lauf zu ändern, ja sie werden selbst zum Stillstand gebracht, was der nun zugedeckte, ehedem reißende Strom im Gebiete von Fezzan bei Tessova bezeugt. Viele Flüsse, die früher erwiesenermaßen eine Mündung hatten, wie z. B. der Drahafluß noch zur Zeit des Polybius (146 v. Chr.), verlieren sich gegenwärtig in den Sand. Selbst der gewaltige Senegal scheint unter diesem Einflusse zu stehen, denn er ist von seiner nordwestlichen Richtung bei den Gummiwäldern plötzlich unter scharfem Winkel gegen S.W. abgewichen. Ebenso wird der Flugsand immer weiter in das atlantische Meer hineingetrieben. Hier geht der Araber, nach gestrandeten Schiffsgütern suchend, auf der Sandbank halbe Stunden weit in das Meer hinein. Dies ist die furchtbare Seeküste, auf welcher jährlich durch die kreisende Strömung des atlantischen Ozeans und durch den Wogenschlag gegen die Küste getrieben, so viele Schiffe scheitern, denen selbst die mit Sandtheilchen erfüllte Luft, die, wie ein weißer Nebel weit hinaus in den Ozean reicht, die Gefahr zu stranden verbirgt.

Nicht nur Sand jedoch sendet die Wüste den angränzenden Gegenden, sondern auch Gluthwinde, die, auf den brennenden Sandflächen entstanden, in den benachbarten Kulturstrichen immer aus der Richtung wehen, in der ihnen die Wüste liegt. Sie sind sehr heiß und meist trocken, führen feinen Sand mit sich und sind der Gesundheit schädlich, ja tödtlich, wie auch der arabische Name Samum, von Samma, d. h. Gift, bezeichnet. Diese Gluthwinde kommen bis nach Nubien, Aegypten, in das Hochland der Berberei, nach Senegambien, Nordguinea und in den flachen Sudan. Ob der Sirocco, der in Italien weht, ein zersprengter, über dem Mittelmeere gemilderter Samum sei, ist möglich, jedoch nicht erwiesen.

Wegen des großen Temperaturwechsels, der oft in sehr kurzer Zeit stattfindet, sind auch heftige Orkane nichts Seltenes. Aus verwandtem Grunde ist die Wüste auch oft der Schauplatz der täuschendsten Luftspiegelungen. Diese, die der Franzose mirage, der Italiener fata morgana nennt, und wo oft die Gestalten hoch oben am Horizonte sich darstellen, entstehen, wenn verschiedene wärmere und kältere, oder dichtere und weniger dichte Luftschichten auf einander ruhen.

Daß nur wenige Gewächse, die von der Natur dazu organisiret sind, jenen versengenden Gluthwinden, die Menschen und Thiere in Todesangst zu Boden strecken, zu widerstehen vermögen, ist natürlich. Außerhalb der Oasen findet sich in der Wüste blos niedriges, saftloses Krüppelgesträuch, sodann hier und da einige Distelarten, ferner die Mannastaude Algul und eine Art duftenden Thymian; an einigen geschützteren Stellen gedeihen auch dornige Mimosen, denen nährendes Gummi aus der Rinde fließt. Mit jenen harten Dorn- und Distelgewächsen muß sich das Kameel begnügen, das übrigens von der Natur ganz dazu gebildet ist, das Schiff der Wüste zu sein. Seine Füße sind so gebaut, daß es nicht tief in den Sand treten kann; an seinem langen Halse ist ein drüsiger Beutel, der Feuchtigkeiten zum Benetzen des Schlundes enthält, und der zweite Magen ist auch so eingerichtet, daß sich gewöhnlich viel Wasser darin findet, und so kann es denn mit der knappen Kost länger als jedes andere Thier in der Wüste aushalten. Sonst trifft man im Innern der Wüste nur noch die schnellfüßigsten der Thiere, Strauße und Antilopen. Am Rande der Wüste, wo Wasserstellen sind, finden sich Elephanten und Eber; wo diese bereits fehlen, hausen noch Löwen und Panther. Die Vögel, welche sich nur bis auf bestimmte Entfernungen von bewohnbaren Plätzen sehen lassen und daher den Muhamedanern wie tröstende Boten des Propheten erscheinen, werden nicht selten von den Sandstürmen in Einöden verschlagen und kommen um. Geier, Falken und Raben finden sich in den Wüsten, Sperlinge in den Städten und wilde Tauben in den Palmwäldern. Da die Blumen fehlen, so auch die Insekten; selbst Fliegen gibt es nicht, jedoch viele Skorpione und Ameisen. Sonst gibt es in der Nähe der Oasen noch Tigerkatzen, Hyänen, Schakale, Füchse, Büffel, die wilde Katze, das Stachelschwein, Ratten- und Mäuserarten. Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen und Hunde sind selten und kostbar.

Von den menschlichen Bewohnern der Sahara ist außer dem bereits Gesagten nur noch zu bemerken, daß man hauptsächlich Tibbo's und Tuariks unterscheidet, und daß sie theils Berbern, theils Mauren, theils ein Mischlingsvolk sind. Sie sind Mäkler, Karavanenführer, Handelsleute, auch Räuber. Die wüstenbewohnenden Mauren, die das Gränzvolk zwischen Arabern und Negern bilden, sind wilde, räuberische Wanderhorden. Man sagt von ihnen, daß sie häufig ein außerordentlich hohes Alter erreichen.

Dr. Rudolf Binder.

Der Wiedehopf.

(Taf. 15.)

Der Wiedehopf, welcher sich in allen Theilen Mittel-Europa's findet, und auch in Asien und Süd-Afrika vorkommen soll, überall jedoch nur selten ist und einsam in Wäldern, auf Wiesen und Viehweiden angetroffen wird, wo er Insekten, Larven und Würmer sucht, gehört zu den Klettervögeln mit unpaarigen Zehen (anisodactyli) und ist seiner äußern Gestalt nach einer unsrer schönsten Vögel, der sich indeß nur schwer zähmen läßt. Er ist ein wahrer Erdläufer und auf der Erde das, was die Baumläufer auf Bäumen sind; sein Flug ist unsicher und langsam; scheu und unruhig wie er ist, sieht man ihn nur selten auf Bäumen ruhen, sondern stets auf der Erde in fortwährender Bewegung, wobei er, um besser hinstreichen zu können, die Flügel fast auf die Erde sinken läßt; sein ewiges Aufstoßen des Schnabels nach Insekten gibt dem Vogel von weitem das Ansehen, als wenn er beständig Verbeugungen

Digitized by Google

mache und gravitätisch an einem Stock ginge. — Der Wiedehopf, Upupa epops, der bei uns auch mit dem Namen Stinkhahn oder Kothhahn belegt wird, welchen Namen er übrigens nur in der Brutzeit verdient, ist gegen 1 Fuß lang und zeichnet sich vor allen Vögeln Deutschlands durch seinen, der Länge nach sägerförmig aufgerichteten röthlichrostgelben, schwarzgefleckten Federbusch aus; sein schwacher Schnabel ist gegen zwei Zoll lang, bogenförmig, fast dreikantig und die innere Fläche desselben platt; die Nasenlöcher sind sehr klein, die Zunge ist kurz, stumpf, dreieckig und ganz ohne Einschnitt; seine Füße sind Gangfüße; Flügel und Schwanz sind schwarz, und ersterer mit sechs, letzterer mit einer weißen Querbinde verziert; der Rücken ist gelblichroth oder hell rostfarbig, der Leib weißlich; die Farbe des Weibchens ist etwas blässer. — Durch sein Vertilgen von Insekten und Würmern ist er ein, dem Landwirth sehr nützlicher Vogel. Wegen seiner kurzen Zunge, die ihm beim Fressen und Fassen seiner Nahrung wenig behülflich ist, tödtet er zuerst die von ihm gefangenen Insekten mit dem Schnabel, und wirft sie dann in die Höhe, um sie so in den Schlund fallen zu lassen. — Der Wiedehopf ist ein Zugvogel, der erst im Mai bei uns in Deutschland erscheint und den Vorläufer des Kuckucks macht. Er nistet in Mauerlöchern, Felsenspalten, und hohlen Bäumen, wo er sich auf einer weichen Unterlage von Mulm oder faulem Holz, aus Kuhdünger und Moos ein Nest zusammenträgt, in diesen 4—5 röthlichgraue Eier legt und diese in 16 bis 18 Tagen allein ausbrütet. Während der Brutzeit ist er höchst unreinlich; der Unrath der Jungen und sein eigner wird nicht aus dem Neste entfernt, sondern am Rand desselben aufgehäuft, und verbreitet daselbst einen höchst unangenehmen, alle seine Feinde zurückschreckenden Geruch, welcher den neu ausfliegenden Jungen, denen der Unrath in der ersten Zeit immer noch anhängt, zugleich als Schutzmittel gegen jeden Angriff dient. — Ende August bereits verläßt der Vogel unsere Gegend und zieht nach Süden, wo er den Winter über im nördlichen Afrika und in Klein-Asien zubringt.

Jung eingefangen soll er viel Unterhaltung gewähren, und nach Bechsteins Berichten der verständigste Vogel nach der Aeltern sein und jeden Wink seines Herrn verstehen lernen. Einer seiner Freunde hatte zwei Junge vom Neste aufgezogen, dieselben sechs Wochen lang mit Fleisch geätzt, das er ihnen in den Schnabel stecken mußte, und sie dadurch so an sich gewöhnt, daß sie ihm überall hin folgten, ein zwitscherndes Freudengeschrei erhoben, wenn sie ihn von ferne hörten, an ihm hinaufkletterten und auf ein Wort von ihm unter den Ofen gingen, dabei aber immer nach seinen Augen sahen, ob er guter Laune sei, um ihr Spiel mit ihm wiederholen zu können. Später gab er ihnen das Futter der Nachtigall und zuweilen auch Mai- oder Roßkäfer, die sie so lange zerpickten, bis die Flügelbecken und Füße absprangen, worauf sie dieselben in die Höhe warfen, um sie aufzuschnappen. Im Wasser badeten sie nie, wälzten sich aber gern im Sande herum, und wenn er sie mit auf die Wiese nahm, um sie selbst Insekten fangen zu lassen, lernte er ihre angeborne Furcht vor Raubvögeln kennen, denn kaum zeigte sich ein Rabe oder auch nur eine Taube, so legten sie sich platt auf den Boden, breiteten Schwanz und Flügel so weit aus, daß sie einen völligen Kreis um den Leib bildeten, legten den Kopf auf den Rücken und streckten den Schnabel in die Höhe; in dieser Lage sahen sie einem alten Lumpen ähnlicher, als einem Vogel, und war die anscheinende Gefahr vorüber, so sprangen sie mit Freudengeschrei auf und ließen abwechselnd ihr „wäckwäckwäck“ und „hup hup hup“ munter ertönen.

Toussaint.

Toussaint Louverture, jener arme Schwarze, der durch die Zeitverhältnisse und sein Genie auf eine Höhe erhoben wurde, welche noch in den fernsten Zeiten der Nachwelt Bewunderung abzwingen wird, ist einer von den Männern, welche, so lange sie leben und wirken, von ihren Zeitgenossen auf das Verschiedenste beurtheilt werden. Die Einen erheben seine geistigen Eigenschaften über alles Maß hinaus, die Andern hinwieder dichten ihm alle möglichen Schändlichkeiten an, und verfolgen den Gegenstand ihres Hasses mit Lügen und Verleumdungen, eben weil sie ihn hassen und daher die Augen vor allem Großen und Guten verschließen, was dem Unbefangenen zunächst und hauptsächlich bemerkbar wird. Dieses Schicksal hat fast alle großen Männer aller Zeiten betroffen, die sich aus diesem Grunde in der Regel auch wenig um das Urtheil ihrer kurzsichtigen Zeitgenossen zu kümmern pflegten. Toussaint, von den Franzosen verdammt, wurde von seinen schwarzen Brüdern geliebt und in den Himmel erhoben; denn für sie wirkte er mit aller Kraft seines großen Genies, für sie machte er die ungeheuersten Anstrengungen, um ihnen eine Stellung und Rechte zu verschaffen, welche sie den gebildeten Völkern der Erde näher brachten, während er der Despotie der Weißen mit der ganzen Schlauheit und Energie seines Geistes entgegentrat. Man hat ihn einen listigen Verräther gescholten und als treulosen Ueberläufer gebrandmarkt. Er war Beides, den Weißen gegenüber, die seinen Brüdern die kaum zerbrochenen Sklavenketten wieder anschmieden wollten; nie aber war er seinen Grundsätzen ungetreu, deren erster die Beförderung des Glückes und der Ruhe der verachteten schwarzen Kaste war. Seinen Stammgenossen war er ein treuer, wenn auch zuweilen strenger Vater, und der gerechte, unpartheiische Geschichtschreiber muß sein Leben und Wirken einzig aus diesem Gesichtspunkte betrachten.

Bevor wir die einzelnen Umstände seines Lebens und Schicksales in's Auge fassen, müssen wir einen kurzen Blick auf die Verhältnisse werfen, deren Gunst

Digitized by Google

1846. 13

Digitized by Google

Toussaint auf die Stufe erhob, welche ihn uns merkwürdig macht.

Der innerste Kern der nordamerikanischen und französischen Revolution gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, so wie überhaupt die Fortschritte der Humanität und der natürlichen Rechtsbegriffe, waren in zu grellem Widerstreit mit der Sklaverei der farbigen Menschen, namentlich auf den westindischen Inseln, als daß nicht ein Umschwung dieser Verhältnisse früher oder später hätte eintreten müssen. Der Ruf der Freiheit, der an den Ufern der Seine erklang, tönte mächtig wieder in den Inseln Westindiens, und erregte besonders auf der Insel Hayti oder St. Domingo einen gewaltigen Kampf der Partheien, wie es bei der verschiedenen Bevölkerung, die aus Weißen, Mulatten und Schwarzen bestand, auch gar nicht anders sein konnte. Jede Parthei stritt für ihren Vortheil und ihre Meinung, zum Theil planlos, zum Theil leidenschaftlich, mit oft wechselndem Erfolg und geraume Zeit ohne Entscheidung. Schon befand sich der französische Antheil der Insel in Gährung, als die Verfassung der Kolonie durch die Dekrete der Nationalversammlung zu Paris vom 8. März und 28. Mai 1790 durchaus umgestaltet wurde. Dieser Schritt des Mutterlandes Frankreich konnte nicht mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen werden. Einige der Provinzialversammlungen verwarfen die ihnen aufgedrungene Verfassung; die Weißen und die freien Mulatten drohten, sich in die Arme Englands zu werfen, weil sie den schwarzen Thieren, wie sie die Neger höhnend benannten, keine Menschenrechte zugestehen wollten; und diese dagegen, lange unterdrückt und gemißhandelt, jauchzten mit Freuden der neuen Verfassung zu, welche der schrecklichen Sklaverei ein baldiges Ende zu machen versprach. Die auf der Insel selbst gebildete Kolonialversammlung, welche die einheimischen Interessen der Insel berathen sollte, verwarf die Dekrete der französischen Regierung, und es floß Blut. Die Vertheidiger der Herrschaft der Weißen sahen im November 1790 die Mulatten wider sich aufstehen, siegten ihnen jedoch anfangs ob, und rächten die Empörung mit blutiger Grausamkeit.

Da erschien ein verhängnißreiches Dekret der französischen Nationalversammlung vom 15. Mai 1791, wodurch allen, von freien Eltern geborenen, farbigen Menschen der Genuß aller Rechte französischer Bürger, insbesondere auch eine Wahlstimme bei allen Volkswahlen verliehen ward. Sofort erklärten die weißen Pflanzer ihren Entschluß, sich diesem Dekret des Mutterlandes zu widersetzen, und begannen den Aufstand wider Frankreich. Selbst der königliche Statthalter schien zum Widerstande geneigt. Aber die Mulatten und nun auch die Neger, erhoben sich in Waffen, und suchten durch Gewalt zu erringen, was ihnen so hartnäckig geweigert wurde. Im August desselben Jahres begann die Zerstörung, der Mord und der Vertilgungskrieg, und in ihrem Gefolge erschienen Jammer und Gräuel, die ein von der Natur mit üppiger Fülle gesegnetes Land zu einer schrecklichen, blutdampfenden Einöde umwandelten.

Als die Botschaft erscholl, daß die Nationalversammlung, vor dem Unheil der Empörung bangend, ihr Dekret vom 15. Mai widerrufen habe, so erhielten dadurch die Weißen neuen Muth, die Farbigen aber ergrimmten noch heftiger, als bisher.

In diesem Kampfe der Partheien sehen wir nun vor Allen den Neger Toussaint hervorragen, dem es durch die Kraft seines Geistes gelang, die Unordnung zu hemmen, und ein neues, schöneres Leben auf der verwüsteten Insel hervorzurufen. Freilich auf nicht lange Zeit; denn bei seinem Verschwinden vom Schauplatze, durch die Eifersucht der Franzosen veranlaßt, brechen auch alle Gräuel wieder über das unglückliche Land herein.

Toussaint wurde im Jahre 1745 als Sklave auf der Pflanzung des Grafen von Noé, nicht weit vom Cap François im nördlichen Theile von St. Domingo geboren. Er wuchs auf, wie alle übrigen Negerkinder, das heißt, ohne allen Unterricht und erzogen in der Furcht vor dem Pflanzer, den das Schicksal ihm zum Herrn über Freiheit, Leben und Tod gegeben hatte. Als Jüngling wurden ihm die Heerden seines Herrn zur Hut anvertraut, und jetzt schon gab sich sein Genie durch Aufmerksamkeit auf Dinge zu erkennen, welche über das Fassungsvermögen der meisten seiner Stammgenossen weit hinausragten. Ohne Anleitung, ohne Unterstützung von den gelehrten Weißen, einzig und allein von seiner Wißbegierde, seinem brennenden Durste nach Kenntnissen getrieben, lernte er mit Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten die Anfangsgründe alles Wissens, Lesen und Schreiben. Als ihm dies gelungen war, ruhete er nicht, seinen Geist weiter auszubilden, und wußte sich aus der kleinen Bibliothek des Herrn von Libertas, des Aufsehers der Pflanzung, und auf andere Weise einige Bücher zu verschaffen, die seine Kenntnisse bedeutend vermehrten und den Horizont seines Geistes um ein Beträchtliches erweiterten. Das Wissen, welches er sich auf diese Weise erwarb, verschaffte ihm nicht nur die Bewunderung und scheue Ehrfurcht seiner Mitsklaven, sondern wendete ihm auch die Aufmerksamkeit des Intendanten Libertas zu, der, zum Glück für Toussaint, ein milder und wohlgesinnter Mann war. Er unterstützte Toussaint in der Bemühung um seine Ausbildung, befreite ihn von den schweren Arbeiten des Landbaues und verbesserte seine äußere Lage bedeutend, als er ihn zu seinem Kutscher machte. Dies war ein großer Vorzug, welchen Toussaint vor den übrigen Sklaven genoß, denn diese Stelle verschaffte ihm ein gutes Einkommen und mehr Gelegenheit, seinen Studien und Forschungen nachzuhängen.

Wie tief Toussaint die Gunst seines Gebieters gefühlt und wie hoch er die Vortheile zu schätzen gewußt hat, welche Herr von Libertas ihm zukommen ließ, zeigte sich in späterer Zeit, als die Schwarzen den Kampf gegen die Tirannei der Weißen begannen. Anstatt seinen gütigen Herrn zu ermorden und so das Gewicht der Dankbarkeit von sich abzuschütteln, wie es viele andere Neger thaten, bewog ihn sein dankbares

Digitized by Google

Herz, nicht nur mit Gefahr seines Lebens das des Herrn von Libertas zu retten, sondern er unterstützte ihn auch später, als er zu fast königlicher Macht gelangt war, mit freigebiger Großmuth, um seine Zukunft sicher zu stellen und die letzten Tage seines Lebens sorgenfrei zu machen.

Unter andern Zügen, die man auf St. Domingo aus der früheren Periode von Toussaints Leben zu erhalten bemüht gewesen ist, zeichnen sich seine Liebe zu den Thieren und seine unerschöpfliche Geduld besonders aus. Von dieser Liebe zu den vernunftlosen Geschöpfen erzählt man sich eine Menge Beispiele, die sämmtlich ein Herz voll Liebe und der lautersten Güte verrathen. Er wußte sich der Klugheit des Pferdes so zu bedienen, daß er Wunder mit diesem Thiere ausrichtete, ohne doch jemals von den grausamen Mitteln Gebrauch zu machen, mit deren Hülfe man in Europa den Pferden Gelehrigkeit beibringt. Oft sah man ihn, in Gedanken verloren, mitten unter den Thieren seiner Heerde, die sich sorgfältig hüteten, sein Nachsinnen und Grübeln durch ihre gewöhnliche Ungeberdigkeit zu unterbrechen. Oft führte er durch Blick und Wink eine Art stummen Gespräches mit ihnen, auf das sie nicht nur unverkennbare Aufmerksamkeit richteten, sondern das sie sogar in der That zu verstehen schienen. Alle Thiere kannten ihn, und gaben ihm, so oft er unter ihnen erschien, ihre Liebe auf die deutlichste Weise zu erkennen. Er widmete ihnen aber auch die äußerste Sorgfalt. Wenn ein Thier von einem Unfall betroffen worden war, so eilte er ihm mit der ängstlichsten Theilnahme zu Hülfe, und ruhete nicht, bis er ihm wirklich Hülfe geleistet hatte. Das Einzige, was seine unendliche Langmuth stören und ihn in Zorn versetzen konnte, war eine Mißhandlung der ihm anvertrauten Geschöpfe. Wenn er sah, daß die Sklaven sich für eine Züchtigung, die sie von ihrem Gebieter erhalten hatten, an dem harmlosen und unschuldigen Vieh zu rächen suchten, was leider nur zu häufig geschah, dann schwoll sein Herz vor Grimm, und oft ließ er den Grausamen seine thörichte Handlung tüchtig entgelten. Seine Geduld und Langmuth waren so sehr zum Sprichwort geworden, daß die jüngeren und muthwilligeren Sklaven der Pflanzung Brede sich oft ein Vergnügen daraus machten, Toussaint durch Neckereien und zuweilen sogar boshafte Scherze zum Zorne zu reizen. Doch gelang ihnen dies nur selten. Toussaint war so sehr Herr seiner Leidenschaften, daß er auf ihre albernen Späße und Neckereien in der Regel nur durch ein sanftes Lächeln antwortete. Immer war er zur Versöhnlichkeit und Duldung bereit, und oft, wenn Herr von Libertas die Schuldigen bestrafen lassen wollte, legte er sich in's Mittel, und bat um Verzeihung für die Armen, die ja nur in ihrer Unwissenheit thöricht und unbesonnen handelten.

In seinem fünfundzwanzigsten Jahre verheirathete sich Toussaint mit einer Frau, deren Charakter so vortrefflich zu dem seinigen paßte, daß er die glücklichste Ehe mit ihr führte. Sie schenkte ihm mehrere Kinder, und nie erfuhr man, daß ihre Verbindung durch Unfrieden oder Zänkereien gestört worden wäre. Herr von Libertas vermehrte jetzt noch die Wohlthaten, welche er schon immer seinem Schützlinge gespendet hatte, und in seiner behaglichen Lage, die ihm eine Art von beschränkter Wohlhabenheit verschaffte, hatte Toussaint mehr als jemals Muße, seine früher erworbenen Kenntnisse, die ihm schon so manchen Vortheil gebracht hatten, zu vermehren. Durch die Bekanntschaft mit einigen Priestern und andern kenntnißreichen Männern, wurden ihm neue Quellen des Unterrichts eröffnet, und er begann sich lebhaft und anhaltend mit Werken zu beschäftigen, die schon eine ziemlich bedeutende Bildung des Geistes voraussetzen ließen. Der Schriftsteller, welcher am geschwindesten seine Neigung zu gewinnen wußte, war der Abbé Raynal, dessen philosophische und historische Schriften er mit besonderer Vorliebe studierte. Wochenlang beschäftigten dessen Werke sein angestrengtes Nachdenken, und nie trennte er sich von ihnen ohne den Vorsatz, bald wieder zu ihnen zurückzukehren, und neues Entzücken, neue Belehrung aus den Bemerkungen und Gedanken des würdigen Raynal zu schöpfen. Eine französische Uebersetzung des Epiktet, in dessen Schickfal er wohl manche Aehnlichkeit mit dem seinigen finden mochte, machte ihn eine Zeitlang zum Anhänger der Lehren dieses Philosophen, und oft pflegte er die bekannte Anekdote, welche man diesem vormaligen Sklaven des Römers Epaphroditus zuschreibt, zu wiederholen. Man erzählt nämlich, daß er die Mißhandlungen seines Herrn, eines übermüthigen Freigelassenen des Nero, mit einer Ruhe ertrug, wie sie dem ächten Anhänger der Stoa gebührt und ihn auf schlagende Weise charakterisirt. Eines Tages gab ihm sein Herr einen heftigen Schlag auf den Schenkel. „Du wirst mir das Bein zerschmettern," sagte Epiktet gelassen. Sogleich verdoppelte Jener zornig den Schlag und zerschlug ihm wirklich das Bein. Epiktet behielt seine völlige Gelassenheit bei und sprach bei dieser Rohheit nichts, als die Worte: „Habe ich dir es nicht vorausgesagt? Nun hast du den Schaden davon."

Toussaint führte oft die Lehren und Grundsätze dieses Stoikers an, und bemühte sich, ihm in seinem Gleichmuthe ähnlich zu werden, was ihm bei seiner großen Herrschaft über sich selbst sehr wohl gelang. Sein forschender Geist suchte indeß nach Nahrung anderer Art, und in einem Theile der alten Geschichtschreiber fand sein heißer Wissensdurst besondere Befriedigung. Besonders eifrig bemühete er sich mit Werken über Staats- und Kriegskunst, vielleicht nicht ohne das geheime Bewußtsein, daß solches Wissen seinem armen, verachteten und niedergebeugten Volke einst zum Vortheile gereichen werde. Seine kleine Bibliothek enthielt unter Anderen folgende Werke, in denen er am fleißigsten zu studieren pflegte: Cäsars Commentarien, in's Französische übersetzt von Eriſſe; Geschichte Alexanders und Cäsars von Claiſon; Geschichte der Revolutionen in England und Spanien,

Digitized by Google

von Orleans; die Reveries militaires des Marschalls von Sachsen; die militärischen Denkwürdigkeiten der Griechen und Römer, von Guichard; Herodots Geschichte der Kriege Persiens mit Griechenland; Le Beau's Abhandlungen der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften; Lloyds militärische und politische Denkwürdigkeiten; die Werke des Englischen Sokrates, des Plutarch, des Cornelius Nepos u. s. w.

Das Studium dieser Schriftsteller, wie es seinen Geist bildete und die Kräfte seines Verstandes mehrte, konnte auch nicht ohne Einfluß auf sein äußeres Benehmen bleiben, und wir hören daher, daß seine Sitten äußerst rein, und sein Betragen ausnehmend gesittet, und sogar nicht ohne ungewöhnliche Grazie gewesen sein sollen.

Auf solche Weise arbeitete sich dieser Mann aus dem Nichts empor, und zerriß die dichten Schleier der Unwissenheit, welche bei seiner Geburt die Verhältnisse für immer über seinen Geist gebreitet zu haben schienen. Er glich der Frucht einer Eiche, welche, vom Winde planlos hingestreut, langsam aber mächtig zu einem gewaltigen Baume emporwächst, dessen grüne Zweige sich schützend über die kleineren Bäume des Forstes ausbreiten, und der Wuth des Schicksals nicht nur zu trotzen, sondern selbst seine Ungunst zu überwältigen versteht.

Zu der Zeit, als die Gährung in den Gemüthern der unterdrückten farbigen Rasse immer höher stieg, und ein blutiger schreckensvoller Kampf bevorstand, wurde Toussaint, der mit lebhafter Aufmerksamkeit dem Gange der Begebenheiten folgte, der Rathgeber und Führer seiner Mitsklaven, die sich demüthig und achtungsvoll seinem höheren Geiste beugten. Gleichwohl vermied er es im Anfange, sich an die Spitze der mächtigen Bewegung zu stellen, und gebrauchte vor der Hand seinen Einfluß nur zur Rettung des Herrn von Libertas, dessen unwandelbarer Güte er so unendlich viel zu verdanken hatte. Vermuthlich wurde sein menschenfreundliches Gemüth von den Grausamkeiten empört, welche die zügellosen Sklaven, nachdem sie mit Gewalt ihre Ketten gebrochen hatten, gegen ihre vormaligen Herren und Gebieter ausübten. Toussaint wollte mit Raub, Mord, Brandstiftung, Plünderung und Verwüstung nichts gemein haben. Mit seinem scharfen und klaren Geiste sah er voraus, daß von einer Revolution weit eher in der Zukunft als in der Gegenwart Gutes zu hoffen wäre, und verhielt sich eine Zeit lang ganz ruhig, den rechten Zeitpunkt erwartend, wo er, aus seiner Verborgenheit hervortretend, die Zügel des Geschickes in seine kundige Hand nehmen könne.

Der erste Anführer der Schwarzen, der sich indeß nur durch Ausübung unerhörter Verbrechen auszeichnete, war ein Neger Namens Boukmann. Dieser Tiger, an der Spitze einer Bande von Räubern stehend, die in unzugänglichen Gebirgen Schutz und Sicherheit fand, pflegte unversehens bei finsterer Nacht hervorzubrechen, um die Pflanzungen zu plündern, und nicht nur die Weißen, sondern auch die Schwarzen ohne Unterschied zu ermorden. Als der Aufstand der Farbigen jedoch einen ernsthafteren Charakter annahm, und sich immer weiter über die Insel ausdehnte, entschloß sich Toussaint, seiner Unthätigkeit ein Ende zu machen, und begab sich zu dem Heerhaufen eines muthvollen Anführers, des Negers Biassou, der ihm die nächste Stelle im Kommando ertheilte. Auf sein Zureden beschloß Biassou, dem Wüthen des grausamen, erbarmungslosen Schlächters Boukmann ein Ende zu machen. Er drang in dessen Schlupfwinkel vor, und hatte auf den Rath Toussaints seine Anstalten so gut getroffen, daß dem Bösewicht kaum Zeit zum Entrinnen blieb, während seine Räuberbande zum größten Theil niedergemetzelt oder gefangen genommen wurde. Kurze Zeit nachher wurde Boukmann mit dem Ueberreste seiner Genossen in der Nähe des Cap François geschlagen und getödtet. Er hatte sich bei den Weißen so verhaßt gemacht, daß sein Kopf auf eine Pike gesteckt und öffentlich auf dem Marktplatze der Kapstadt aufgepflanzt wurde, mit der Aufschrift: „Kopf Boukmanns, Anführers der Rebellen.“

Biassou wurde jetzt einstimmig von den Schwarzen zum Oberhaupt des Heeres ausgerufen, welches sich bald auf die Zahl von 60,000 Mann belief, die er in der nördlichen Ebene von Hayti zusammengezogen hatte. Doch führte er den Oberbefehl nicht lange. Obgleich er unbezweifelte Talente besaß, so machte ihn doch sein Charakter für den hohen Posten, welchen er bekleidete, völlig unbrauchbar. Er war bald nicht minder grausam und blutdürstig, als Boukmann, und dieser Grausamkeit willen beraubte man ihn seiner Gewalt, die er nur auf verabscheuenswerthe Weise mißbrauchte. Kein anderer Neger war geeigneter, den erledigten Platz auszufüllen, als Toussaint, der sich durch seine Mäßigung wie durch sein überwiegendes Genie vorzugsweise hervorthat. Aber Toussaint trat freiwillig von dem hohen Posten zurück, und überließ denselben einem jungen, stolzen Neger, Namens Jean François, der sich durch einige glänzende Waffenthaten berühmt gemacht hatte, und wegen seiner Abkunft von einem afrikanischen Fürstenstamm einen großen Anhang unter seinen Landsleuten besaß. Auf solche Weise vermied der kluge und gemäßigte Toussaint einen inneren Zwiespalt, der der Sache der Befreiung von den Sklavenketten höchst verderblich hätte werden müssen. Jean François wußte die Weisheit Toussaints, wenn auch bei seinen beschränkten Geisteskräften nicht in vollem Maße, zu würdigen, und übergab ihm das Kommando einer Division der Armee, welcher er die wichtigsten Unternehmungen anvertraute.

Im Anfange des Jahres 1793 riefen die Spanier, die sich mit allen Feinden der französischen Republik verbinden wollten, die Schaaren der Neger unter ihre Fahnen. Diese folgten, trotz dem Abrathen Toussaints, nur zu willig dem Rufe, verlockt durch die großen Versprechungen, welche ihnen von Spanien gemacht wurden. Jean François wurde zum Ritter

Digitized by Google

und spanischen General-Lieutenant, Toussaint zum Obersten ernannt, und der Krieg gegen die französischen Pflanzer mit vereinten Kräften, oft mit schreckensvoller Grausamkeit von beiden Seiten, fortgesetzt. Friedensunterhandlungen, die zu Beendigung der Gräuel angeknüpft wurden, zerschlugen sich an dem unzerstörbaren Hochmuthe der Pflanzer, und mit wechselndem Erfolge dauerten die Kämpfe Jahrelang fort.

Toussaint war ohne Zweifel der fähigste Kopf in dem ganzen Heere der Schwarzen, und nicht allein seine glänzenden Talente, sondern auch seine Tugend erhoben ihn weit über Alle, die ihn umgaben. Der spanische Marquis Hermona schätzte ihn so überhoch, daß er von ihm sagte: „Der Allmächtige selbst, wenn er aus seinem Himmel auf die Erde herabstiege, könne kein besseres Herz im Busen tragen, als Toussaint.“ Mittlerweile sah dieser aber ein, daß in der Verbindung mit Spanien kein Heil für sein Volk zu finden sei. Darum trennte er sich mit einem Theile des Heeres, welches ihm seiner Besonnenheit, seiner Klugheit und seines Wohlwollens wegen innig ergeben war, von den Spaniern, und ging mit seinen Truppen im Jahre 1794 nach Port de Pair, wo er sich dem damaligen Gouverneur von St. Domingo, General Laveaux, anschloß, und der französischen Republik, welche die völlige Freiheit und Gleichheit der Neger mit den Weißen ausgesprochen hatte, Treue gelobte. Er gewann mit seiner gewöhnlichen Geistesgröße sobald die Achtung des General Laveaux in so hohem Grade, daß dieser ihn den Spartakus nannte, welcher in die Welt gekommen sei, um die seinem Volke zugefügten Beleidigungen durch Großherzigkeit und Geistesgröße zu rächen.

Der Convent zu Paris ernannte Toussaint zum französischen Divisionsgeneral, und von Neuem entwickelte er in dieser Stellung eben so viel Genie, als Kenntniß in der Kriegskunst und Staatsverwaltung.

General Laveaux hatte als Gouverneur von Domingo eine schwierige Stellung. Im Jahre 1796 brach in der Kapstadt ein von drei Mulattenchefs erregter und beförderter Volksaufstand aus, in dessen Folge Laveaux, auf den allein die ganze Empörung eigentlich abgesehen war, verhaftet und als Gefangener behandelt wurde. Kaum empfing Toussaint, seit der Verbindung mit Frankreich Louverture genannt, die Nachricht von diesem Aufstande, so säumte er keinen Augenblick, seinem Freunde zu Hülfe zu eilen. An der Spitze von 10,000 Mann Schwarzen, die ihm ganz ergeben waren und ihn, wie alle übrigen Neger, beinahe wie eine Gottheit verehrten, marschirte er auf die Kapstadt zu, welche, von Schrecken ergriffen, ihm sogleich die Thore öffnete, und ihn als Sieger einziehen ließ, befreite den General Laveaux, und setzte ihn feierlich in seine Gewalt als Gouverneur von Domingo wieder ein. Laveaux vergaß ihm diese schnelle Hülfe nicht, und in Folge derselben wurde Toussaint Louverture zum Gouvernements-Lieutenant auf St. Domingo ernannt. Dadurch gewann Toussaint großen Einfluß auf das Schicksal der Insel, um so mehr, da Laveaux ihm fortan das vollste Vertrauen schenkte, und keinen Schritt von einiger Wichtigkeit unternahm, bevor er nicht des weisen und klugen Toussaint Rath und Meinung eingeholt hatte. Dieser beförderte nun unter Rochambeau einen Theil des französischen Heeres, und führte mehrere Unternehmungen gegen die Engländer aus, deren glücklicher Erfolg im Jahre 1797 das französische Direktorium bewog, ihn zum Obergeneral aller Truppen auf St. Domingo zu ernennen. Auch als Solcher zeigte er fortwährend die größeste Mäßigung und Menschlichkeit, obgleich er nicht immer verhindern konnte, daß von seinen Untergeneralen, wie z. B. Dessalines und Christophe, einzelne Schändlichkeiten und Grausamkeiten begangen wurden. Er benutzte seinen großen, fast unumschränkten Einfluß nur zum Wohle der Neger, die mit immer größerem Vertrauen auf ihren Befreier hinblickten und mit Freuden seinen Anordnungen Folge leisteten. Um immer mehr freie Hand zu gewinnen, und besonders, um allen Partheiungen auf der blutenden Insel ein Ende zu machen, schickte er im Jahre 1796 die französischen Deputirten nach Frankreich zurück. Zugleich aber, um der Regierung zu zeigen, wie gut er es mit dem öffentlichen Wohl meine, sandte er zwei seiner Söhne nach Paris, damit sie dort erzogen würden. Dies war gewiß ein Beweis des edelsten Vertrauens, und das sicherste Zeugniß, daß Toussaint nur für das Glück seines Volkes lebe, ohne den geringsten Gedanken daran zu haben, sich von Frankreich unabhängig, Hayti zum Königreiche, und sich selbst zum König zu machen. Seine Knaben waren gewissermaßen ein Pfand für seine redliche Gesinnung, und nimmer würde Toussaint sich gegen die Obergewalt von Frankreich aufgelehnt haben, wenn man ihm von dort aus mit gleichem, unerschütterlichem Vertrauen entgegen gekommen wäre. Das Direktorium aber, anstatt Toussaints edle Handlungsweise in ihrem vollen Werthe zu würdigen, schickte sogleich den General Hédouville als Kommissär nach Domingo, der eben ankam, als Toussaint mit dem englischen General Maitland wegen der Räumung der Kolonie in Unterhandlung stand. Hédouville mischte sich sogleich in die Sache hinein, und suchte Toussaint von der ersten Befehlshaberstelle zu entfernen und sein Ansehen zu schwächen. Aber dies gelang ihm übel. Trotz der Protestation Hédouville's, welche die Engländer mit gebührender Nichtachtung aufnahmen, wurde der Vertrag wirklich abgeschlossen, und Toussaint besetzte alle Plätze auf der Insel, welche bisher noch in englischen Händen gewesen waren. Der General Hédouville soll nun dem General Rigaud, der die Mulatten befehligte, die Weisung gegeben haben, Toussaints Befehlen nicht mehr zu gehorchen, und die Folge davon war, daß im Jahre 1799 in dem südlichen Theile der Insel ein neuer Krieg ausbrach, der bei dem gegenseitigen eingefleischten Hasse der Neger und Mulatten das unglückliche Land mit Strömen Blutes überschwemmte. Der Kampf entschied sich im Jahre 1800 zu Gunsten Toussaints. Sobald er die Oberhand gewonnen hatte, schiffte sich Hédouville nach Frankreich

Digitized by Google

ein, und ließ damit seinem Nebenbuhler Toussaint die unbestrittene Gewalt über die ganze Kolonie. Toussaint benutzte übrigens, wie immer, seinen Sieg mit großer Mäßigung. Er ließ nur wenige unversöhnliche Partheigänger Rigauds hinrichten, gab dann eine allgemeine Amnestie, und stellte endlich im Norden der Insel, wo sich einige Unruhen hatten spüren lassen, die Ordnung wieder her, indem er die Insurgenten entwaffnete. Der arme, blinde, große Haufe wurde nicht bestraft, da er sich wie eine Heerde, willenlos, treiben ließ. Die Anführer aber der Rebellen, unter ihnen Toussaints eigener Neffe Moses, mußten die Empörung mit dem Leben büßen. Diese heilsame und durchgreifende Strenge Toussaints, der damit zeigte, daß er ohne Ansehen der Person immer dem Gesetze freien Lauf lassen würde, schüchterte die übrigen Unzufriedenen, die sich an einen ruhigen und gesitteten Zustand noch nicht gewöhnen konnten, vollkommen ein, und machte sie dem Obergeneral so unterwürfig, daß er fortan ohne Hinderniß seine menschenfreundlichen Pläne für das Wohl der Neger und der ganzen Insel ausführen konnte. Durch seine weisen Maßregeln zeigte er eine Bekanntschaft mit den Künsten des Friedens, die mit seiner, ohne Unterbrechung im Felde an den Tag gelegten Geschicklichkeit gleichen Schritt hielt. Er befolgte eine milde und menschliche Politik, und ließ es seine erste Sorge sein, die Vorschriften der Religion auf einen festen Grund zu stellen, über die Sittlichkeit zu wachen, und die Neger zu den Beschäftigungen des Friedens anzuleiten. Die Wirkungen dieses Bestrebens konnte man sehr bald in seinem ganzen Reiche wahrnehmen. Die Fortschritte, die der, während des Krieges ganz darnieder gelegene Landbau machte, waren so groß, daß schon die nächste Ernte ein volles Drittheil über den Zucker- und Kaffee-Ertrag, welchen die Insel je zur Zeit ihrer höchsten Blüthe hervorgebracht hatte, lieferte. Die Bevölkerung auf der Insel nahm mit reißender Schnelligkeit zu, und überall begann ein Frohsinn, eine vertrauensvolle Heiterkeit zu herrschen, die den vormaligen Sklaven alle Mühe und Arbeit versüßte und ihnen selbst außergewöhnliche Anstrengungen leicht machte.

Während er so mit kräftiger Hand die Leitung der inneren Angelegenheiten der Insel unternahm und fortführte, schrieb er drei Briefe an den ersten Konsul Napoleon Bonaparte, um die von ihm gethanen Schritte der französischen Regierung gegenüber zu rechtfertigen. Der erste Brief vom 12. Februar 1801 meldete, daß die ganze Kolonie zur Ruhe gebracht wäre, und enthielt die Bitte, daß die Beförderungen gutgeheißen und bestätigt werden möchten, welche Toussaint seinen Unteranführern zur Belohnung für ihre Treue und Tapferkeit verliehen hatte; in dem zweiten Briefe von demselben Datum stattete Toussaint Bericht von den Beweggründen seines Benehmens gegen den Regierungsagenten Roume ab, den er genöthigt hatte, sein Amt niederzulegen und sich nach Dondon zurückzuziehen; und endlich in dem dritten vom 14. Juli meldete er, daß sich die Centralversammlung von St. Domingo eine neue Constitution gegeben habe, welche er, um dem Wunsche der Einwohner nachzukommen, vorläufig hätte vollziehen lassen, bis auch der Mutterstaat sie gutgeheißen haben würde. Zu gleicher Zeit veröffentlichte er strenge Gesetze oder Vorschriften zur Unterdrückung des Lasters und Aufruhrs, und gestattete allen Ausgewanderten freie und ungehinderte Rückkehr, wodurch er seinen Anhang unter den Weißen um ein Ansehnliches vermehrte. Doch wurden nicht alle diese Maßregeln, die doch nur das Beste der Insel bezweckten, gleich gut von der französischen Regierung aufgenommen, und der erste Konsul schrieb Toussaint einen Brief, der untermischtes Lob und Tadel enthielt, indem er den Obergeneral zugleich förmlich aufforderte, die Sendung des Generals Leclerc anzuerkennen. Er versicherte Toussaint seiner Achtung, lobte sein bisheriges Benehmen, so wie die Dienste, welche er geleistet hatte, scherte ihm die Freiheit der Neger zu, und machte ihn zuletzt verantwortlich wegen jedes Widerstandes, den er den französischen Waffen entgegen setzen würde.

Ein solcher Brief war nicht geeignet, einen Mann wie Toussaint, zufrieden zu stellen. Sollte er, der allein die Insel beruhigt und mit dem Frieden beglückt hatte, jetzt freiwillig vom Schauplatze abtreten, und Anderen die Früchte seiner Thaten überlassen? Toussaint fühlte, daß Keiner, wie Er, fähig sei, die oberste Macht und Gewalt auf Hayti zu handhaben. Er sah mit durchdringendem Blicke vorher, welches Unheil der Niederlegung seines Amtes unfehlbar folgen mußte; er sah vorher, daß alle seine wohlthätigen Einrichtungen vernichtet, die neu angebauten Pflanzungen zerstört werden, und die Flammen des Bürgerkriegs mit vermehrter Gewalt auf der unglücklichen Insel ausbrechen würden. Solchem unvermeidlichen Elende zuvorzukommen und zu begegnen, auf sein Feldherrntalent und die Anhänglichkeit seiner Untergebenen bauend, und darauf zählend, daß ihm das für die Europäer mörderische Klima der Insel ein treuer Bundesgenosse sein werde, beschloß er, sich zum Widerstande zu rüsten, obgleich noch immer die Oberherrschaft der französischen Regierung anerkennend.

Am 1. Februar 1802, als er erfuhr, daß die französische Flotte vor dem Kap erschienen sei, ließ er dem General Leclerc ankündigen, daß er auf jede Weise die Landung der französischen Truppen zu verhindern suchen werde. Leclerc erwiederte dem Abgesandten, daß, wenn ihm die Schlüssel der Stadt nicht bis acht Uhr Abends übergeben wären, er seine Anordnungen treffen würde, um Toussaint zum Gehorsam zu zwingen; und den folgenden Tag wurde ohne Zögern der Angriff auf die Kapstadt mit der größten Lebhaftigkeit begonnen. Bei der ersten Nachricht von der Landung der Franzosen steckten die Neger die Kapstadt in Brand und zogen sich hierauf, nachdem sie auf solche Weise einen schrecklichen Beweis von ihrer Entschlossenheit gegeben hatten, in guter Ordnung zurück. Leclerc, um Toussaint milder zu stimmen, schickte ihm seine Söhne zurück, die er aus Frankreich mit herüber gebracht hatte, und versprach ihm deren völlige Freiheit, wenn er sich seinen

Digitized by Google

Befehlen unterwerfen würde. Toussaint aber, immer groß in seinen Entschlüssen, achtete die Freiheit seines Volkes höher, als die Befreiung seiner Söhne, überlieferte dieselben Leclerc wieder, und der Krieg begann, diesmal nicht mit dem gewöhnlichen Glücke, welches bis dahin Toussaint immer begünstigt hatte. Er wurde am 17. Februar von Leclerc in die Acht erklärt, und wenige Tage darauf von der französischen Armee geschlagen. Mit 500 Negern zog er sich in die Wälder zurück, sammelte die zersprengten Ueberreste seines Heeres, bewerkstelligte seine Vereinigung mit dem General Christoph, und entwarf den Plan, den ganzen Norden der Insel in Aufstand zu bringen. Aber alle seine Versuche schlugen fehl. Er sah sich von allen Seiten bedrängt und in die Enge getrieben, und mußte noch obendrein den Schmerz erleben, von seinen Generalen verlassen und verrathen zu werden. Jetzt begann er Unterhandlungen mit Leclerc, und in Folge derselben ward ihm der Friede bewilligt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich, mit dem Versprechen, sich ruhig zu verhalten, auf seine Güter zurückziehen solle. Hier lebte Toussaint ruhig im Schooße seiner Familie, bis er zu Anfang des Juni 1802 plötzlich von dem General Brunet verhaftet und auf ein Schiff gebracht wurde, das alsbald nach Frankreich unter Segel ging. Wie man sagt, hatten seine treulosen Generale Dessalines und Christoph, die einen Umschwung der Dinge voraussahen und dann Toussaints Rache fürchten mochten, dem Obergeneral Leclerc, um ihren vormaligen Herrn und Gebieter zu verderben, einen angeblich von Toussaint geschriebenen Brief in die Hände gespielt, durch welchen verrätherische Pläne gegen die französische Regierung enthüllt worden wären. Die Wahrheit dieser Angaben ist nicht erwiesen; so viel aber ist gewiß, daß Toussaint gleich nach seiner Ankunft in Frankreich auf das Fort Joux bei Besançon abgeführt wurde, und dort im Kerker am 5. April 1803 starb, ohne sein Vaterland und seine Familie wieder gesehen zu haben.

Die Folgen dieser schändlichen Handlungsweise zeigten sich bald, und es ging in Erfüllung, was Toussaint mit weisem Geiste vorausgesehen hatte. Die Neger, über den Verrath ergrimmt, griffen wieder zu den Waffen, und von Neuem dampfte die Insel von vergossenem Blute. Die Franzosen, der klugen Leitung Toussaints entbehrend, vermochten sich nicht zu halten, und verloren die Insel für immer, nachdem sie an 20,000 Mann durch das Schwert und das ausbrechende gelbe Fieber verloren hatten. Der schwache Rest der erbärmlichen Armee mußte sich der Gnade der Engländer anheimgeben, und Dessalines, welcher die Zügel der Herrschaft an Toussaints Stelle ergriff, bezeichnete seine Erhebung durch ein allgemeines Morden der Weißen.

Wer sieht nicht in solchen Begebnissen deutlich die rächende Hand des vergeltenden Gottes? Theuer büßte Frankreich den treulosen Verrath an dem Edelsten der Schwarzen, der allein die Oberherrschaft des Mutterlandes über die Insel hätte behaupten können.

Toussaints Charakter als Befehlshaber und Gouverneur der Insel ist fleckenlos, sein Genie unbestritten, sein großes Talent für die Kriegsführung selbst von seinen Feinden anerkannt. Als Privatmann zeigt er sich von einer nicht minder vortheilhaften Seite. Im häuslichen Leben verband er mit einem zart empfindenden Herzen eine sich immer gleichbleibende Sanftmuth, bewies seiner Gattin unaufhörlich die ungetheilteste Zärtlichkeit und Werthschätzung, und hing mit unendlicher Liebe an seinen Kindern, für deren Erziehung er Alles that, was irgend in seinen Kräften stand. Nie war er aber, bei all' seiner Liebe zu ihnen, blind gegen ihre Fehler, sondern wußte bei vorkommenden Gelegenheiten sehr wohl Ernst und Strenge mit seiner gewöhnlichen Milde zu vereinigen. Wie geneigt zur Verzeihung er jederzeit war, beweist folgendes Beispiel, wo es sich noch dazu um Verräther handelte.

Kurz nach der Ankunft des englischen Generals Maitland auf der Insel wurden vier Franzosen, die an dem Negergeneral einen schweren Verrath begangen und von seiner Armee desertirt waren, auf der Flucht ergriffen. Jeder und die Verbrecher selbst erwarteten, daß Rache ihre Strafe diktiren und ein grausamer Tod dem Vergehen auf dem Fuße folgen werde. Toussaint aber handelte anders. Nachdem er die Gefangenen über ihr Schicksal einige Zeit in Ungewißheit gelassen hatte, befahl er, sie an einem Sonntage in die Kirche zu führen, damit sie dem Gottesdienste beiwohnen sollten. Als nun der Priester im Kirchengebete an die Stelle kam, wo die Christenpflicht Vergebung der Sünden gebietet, trat Toussaint plötzlich vor, führte die Verbrecher vor den Altar, führte ihnen hier mit kräftigen und erschütternden Worten ihr schändliches Betragen zu Gemüth, und befahl alsdann, sie ohne weitere Strafe zu entlassen.

Solcher Beispiele werden unendlich viele erzählt, wie denn immer Toussaint, besonders bei persönlichen Beleidigungen, zur Verzeihung geneigt war und der strengen Gerechtigkeit die christliche Milde vorzog. Seine Gewalt mißbrauchte er niemals, sondern wendete sie nur zur Beglückung seiner Nebenmenschen an. Von Habsucht und Geiz war keine Spur bei ihm zu finden, und seine Grundsätze waren so rein und edel, daß er nie die strengste Prüfung derselben zu scheuen brauchte.

Die äußere Gestalt Toussaints zeugte von Kraft und Männlichkeit, obgleich er nicht viel über Mittelgröße war. In seinen Zügen prägte sich, trotz seiner natürlichen Häßlichkeit, ein unverkennbarer Ausdruck von Kühnheit und Seelengröße aus, die seine Feinde schreckte, seinen Freunden aber Vertrauen einflößte. Sein Benehmen war leicht und zwanglos. Wenn ihn ein Niederer anredete, so lieh er ihm mit einer Aufmerksamkeit, die Aller Herzen gewann, Gehör, und zeigte eine freundliche Vertraulichkeit, ohne doch jemals seiner hohen Würde das Geringste zu vergeben. Seine Uniform war eine Art blauer Jacke mit einem großen

Digitized by Google

rothen Kragen, der über die Schultern herabhing, mit rothen Aufschlägen, acht Reihen goldener Litzen auf jedem Arme, und einem paar großer, goldener Achselbänder, die nach hinten zu geworfen waren. Außerdem trug er eine Weste, lange Beinkleider von Scharlach, Halbstiefeln, und einen runden Hut mit rother Feder und der Nationalkokarde, den er jedoch öfters mit einer Art Turban vertauschte. In allen körperlichen Uebungen war er sehr geschickt, und zeichnete sich besonders durch eine unglaubliche Kühnheit und Fertigkeit im Reiten aus. Die wildesten Pferde wußte er mit einer Leichtigkeit und Sicherheit zu bändigen, die das Erstaunen der verwegensten Reiter erregte. Um die Ordnung auf seiner Insel überall aufrecht zu erhalten, begab er sich oft in die entferntesten Provinzen, und erschien plötzlich an Orten, wo man seine Ankunft gar nicht vermuthet hatte. Bei der Fähigkeit, alle Strapazen mit Leichtigkeit zu ertragen, reiste er mit großer Schnelligkeit bei Tag und Nacht, so daß er oft zu gleicher Zeit an zwei Orten zugleich zu sein schien. Das Ziel seiner Reisen wurde immer sehr geheim gehalten, da es seine Absicht war, zu überraschen und mit eigenen Augen zu sehen, ob auch überall und zu jeder Zeit seinen vortrefflichen Anordnungen gebührend Folge geleistet wurde.

Auf solche Weise, immer thätig und unermüdlich, regierte dieser edle Mann, der sein segensreiches Leben fern von der Heimath in einem elenden Kerker beschließen sollte. Man sagt, er sei an Gift gestorben. Wahrscheinlicher aber ist es, daß der Gram über die Trennung von seiner Familie und allem Anderen, was ihm lieb und theuer war, so wie das rauhe, ungewohnte Klima Europa's seinen Tagen vor der Zeit ein Ende gemacht hat. Seine Asche ruht in fremder Erde; sein Geist aber ist in die ewige Heimath zu Dem eingegangen, dessen mächtige Hand das Gute belohnt und dem edlen Dulder den Schmerz und Kummer der Erde mit himmlischer Freude vergütet.

Die Roll-Eidechsen oder Chamäleons.

(Taf. 16.)

Bereits im Jahrgange 1843 unseres Buchs der Welt brachten wir auf Tafel 11 eine Abbildung des irrthümlich sogenannten südamerikanischen Chamäleons, auf beiliegender Tafel dagegen liefern wir die beiden Hauptrepräsentanten der Roll-Eidechsen oder wahren Chamäleons. Es sind höchst sonderbar gestaltete Thiere, die sich von den übrigen eidechsenartigen Amphibien wesentlich unterscheiden. Sie bilden eine besondere Gattung in einer Familie, von der bis jetzt acht bis zehn Arten bekannt geworden sind, und gehören sämmtlich den heißen Gegenden der alten Welt an. Ihr Kopf ist sonderbar gebaut; der Hinterkopf steht pyramidenförmig empor; die Augen sind groß, mit einer kreisförmigen, nur der Pupille gegenüber gespaltenen Haut bedeckt und jedes kann für sich bewegt werden. Ihre Zunge ist fleischig, walzenförmig, vorn stumpf, dick und klebrig, ist sehr verlängerbar und kann von dem Thiere fast so lang als der Rumpf selbst ist, nach Insekten hervorgeschossen werden. Ein äußeres Ohr fehlt; das Ohrfell ist mit Körnern besetzt; die Zähne sind dreilappig. Der Leib ist zusammengedrückt, gebogen; der Rücken fast schneidend; der ganze Körper mit einer körnigen Haut bedeckt. Die Lungen sind ausnehmend groß, und haben blinde Zipfel; nach Willkühr können sich diese Thiere aufblasen und ihre Farben ändern, wodurch es auch schwer wird, ihre eigentliche Farbe zu bestimmen, und wenn sie sich aufgeblasen haben, ist ihr ganzer Körper fast durchsichtig. Ihr Schweif rollt sich an der Spitze in einander, wie ein Rollschwanz und eignet sich zum Greifen; ihre Füße sind ziemlich hoch; die Zehen sind in zwei Bündel zu je zwei und drei vertheilt, die einander entgegengesetzt werden können, wahre Kletterfüße, und jedes der Zehenbündel ist bis an die Krallen mit Haut verwachsen. Die Chamäleons bewegen sich äußerst langsam und träge, leben auf Bäumen und Sträuchern, bedienen sich beim Klettern ihres langen Greifschwanzes, bleiben aber oft Tage lang auf einer Stelle, bis ihnen der Zufall eine Beute zuführt. Sie nähren sich nur von lebenden Insekten, gegen die sie, ohne sich zu bewegen, ihre lange Zunge oft 5—7 Zoll weit pfeilschnell hervorstoßen und mit derselben das Insekt fangen. Auf den Erdboden kommen sie nur selten, und sind dort ganz unbehülflich. In Aegypten hält man sie häufig in den Wohnungen, um dort Fliegen und Mücken zu vertilgen. Sie pflanzen sich durch Eier fort, die sich außerordentlich schnell entwickeln.

Das gemeine oder afrikanische Chamäleon, Chamaeleo africanus, Fig. 1, wird in Spanien, Nord-Afrika, Kleinasien und Arabien, am häufigsten in Nord-Afrika aber in Aegypten und Nubien gefunden, wo sie alle Gartenzäune und Dattelpalmen beleben, im Winter aber in Erdhöhlen hausen und auch in solche ihre häutigen Eier legen. Der Hinterkopf des gemeinen Chamäleons ist fünfseitig pyramidenförmig erhöht, der vordere Theil dreieckig zusammengedrückt; der Rumpf ist ziemlich dick; die Länge des ganzen Thieres beträgt 12—14 Zoll, von welcher der Schwanz die Hälfte einnimmt; es ist stahlgrau mit weißen Flecken oder Körnern, oft lichtgrau, die Farbe desselben aber sehr veränderlich; im Zorn nimmt die Haut oft prächtige Farben an, ist zuweilen braun mit orangegelben Flecken, die bald wieder verschwinden, zu andern Zeiten grün oder gelblich, weßhalb man auch verschiedene Arten unterscheiden wollte. Die Farbenveränderung wird wahrscheinlich durch das Aufblasen der großen Lungen, durch welches die Säfte in ihrem Laufe verändert werden, hervorgebracht, und im Zorne mag auch die Galle ihren Antheil daran haben. Ein französischer Naturforscher behauptet, in der Haut des Chamäleons seien zwei farbige Substanzen vorhanden; die eine sei

Digitized by Google

mehr oberflächlich gelagert und von weißgelber oder grauer Färbung; die andere, tiefer gelegene, habe, je nach den Individuen, eine dunkel-bouteillengrüne oder sehr dunkel-violette Färbung. Diese letztere sei in kleinen ästigen Höhlen eingeschlossen, deren Zweige durch die Lage des oberflächlichen Farbestoffes sich aufwärts erstreckten, und dadurch, daß es in diesen Zweigen in die Höhe steige, sehr leicht seine Stelle verändern und unter der Oberhaut sichtbar werden, oder sich unter dem obern Farbestoff verbergen könne, und davon nun, ob das tiefere Pigment von der Oberfläche der Haut entfernt ist, oder ob es, in Beziehung auf den obern Farbstoff, in größerer oder geringerer Menge erscheint, sei der Farbenwechsel dieses Thieres abhängig. — Das Chamäleon ist außerordentlich gefräßig, kann aber auch wiederum Monate lang hungern. Wenn man sie überrascht und am Schwanz zu fangen sucht, zischen sie wie die Schlangen und beißen um sich, ihr Biß ist jedoch völlig unschädlich.

Das Chamäleon mit der Gabelnase, Chamaeleo bifurcus, Fig. 2, ist in Lebensart und Sitte dem vorigen völlig gleich, und ein Bewohner der moluckischen Inseln, zeichnet sich aber durch seinen platten, halbzirkelförmigen Helm und zwei große Hervorragungen desselben, die über die Nase hinausgehen, vor dem gemeinen aus; auch ist die Zunge des letztern breiter und an der Spitze zweilappig, um die Insekten besser umschließen zu können. Auch diese Art vermag die Zunge weit hervorzuschießen, kann wie jenes nach Belieben sich aufblasen, wechselt aber seine braune Farbe nicht, und nur die lichten Flecken, die sich zu beiden Seiten des Leibes in zwei Reihen hinziehen, vermag es bläulich und weiß changiren zu lassen.

Frankreich und seine Bewohner.

Unser westlicher Gränznachbar, theils durch den Rhein von uns getrennt, theils an die Ländergebiete Baierns, Preußens und Luxemburgs stoßend, gränzt im Norden an Belgien und den englischen Kanal, von den Franzosen La Manche, d. h. der Aermel genannt, im Westen an das atlantische Meer, im Süden an das durch die Pyrenäenkette streng von ihm geschiedene Königreich Spanien und an das Mittelmeer, im Osten, außer den deutschen Bundesstaaten, an die Schweiz und das Königreich Sardinien. Nebst dem eigentlichen Königreiche Frankreich, mit der Insel Korsika, besteht der französische Staat noch aus mehreren Besitzungen in Afrika, Indien, Polynesien, Westindien, Nord- und Süd-Amerika, deren Größe und Bevölkerung die nachstehende kleine Tabelle angibt.

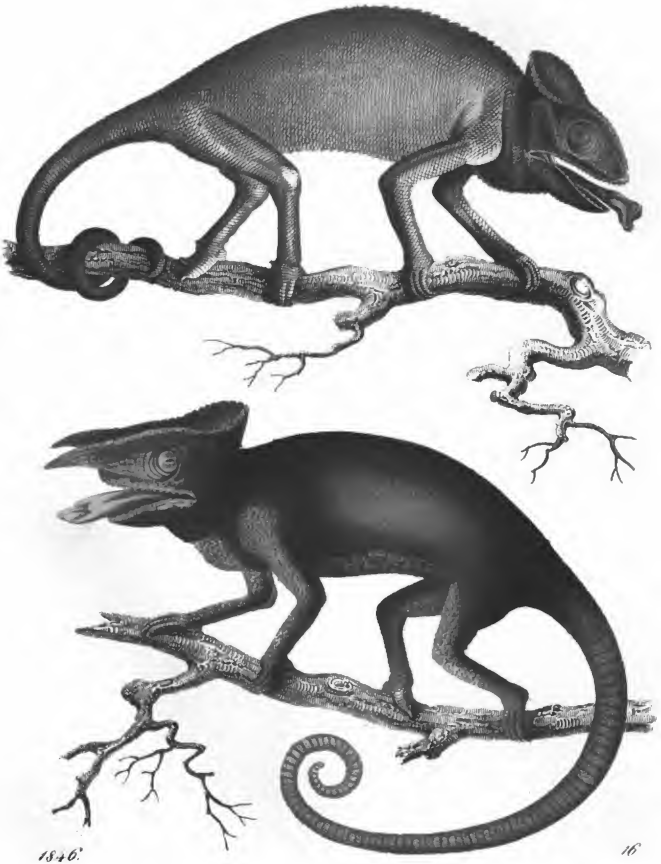
Ländergebiete.	Q.M.	Volkszahl	auf 1 Q.M.
Frankreich mit der Insel Korsika	9617	34.450.000	3582
In Afrika:			
1) Die Senegal-Besitzungen nebst St. Louis und Goree	23	18.500	804
2) Die Inseln Bourbon, St. Marie ꝛc.	32	108.000	3375
3) Algier	5000	73.200	16
In Indien:			
Pondichery, Karikal, Janaon, Tschandernagore und Mahe	25	167.800	6712
In Polynesien:			
Die Marquesas-Inseln	24	21.000	875
In Westindien:			
1) Martinique	17	120.000	7060
2) Guadeloupe mit St. Martin, Marie Galante ꝛc.	39	124.000	3179
In Nordamerika:			
Die Fischerinseln St. Pierre und Miquelon	4	900	225
In Südamerika:			
Ein Theil von Guiana mit der Insel Cayenne	520	25.000	100
Der ganze französische Staat hat also	15,277	35.068.400	2296

Das eigentliche Königreich Frankreich, welches allein wir hier vorzugsweise beschreiben, wird in 86 Departements eingetheilt, die wieder in 2834 Kantons zerfallen und zusammengenommen 37,234 Gemeinden zählen.

Diese Departements sind, wenn wir ihre Lage berücksichtigen, folgende:

Im nordöstlichen Frankreich: Seine, Seine und Oise, Seine und Marne, Aisne, Oise, Somme, Pas-de-Calais, Nord, Ardennes, Marne, Aube, Haut-Marne, Yonne, Vosges (Vogesen), Meurthe, Meuse, Moselle, Bas-Rhin, Haut-Rhin, Doubs, Jura, Haut-Saone, Saone und Loire, Cote d'Or, zusammen 24; im nordwestlichen Frankreich: Seine inferieure, Eure, Orne, Calvados, Manche, Ille und Vilaine, Côtes du Nord, Finistere, Indre und Loire, Eure und Loire, Loire und Cher, Loire, Nierre, Allier, Cher, Indre, Morbihan, Loire inferieure, Maine und Loire, Mayenne, Sarthe, Creuse, Haute-Vienne, Deux-Sevres, Vendee, Vienne, Charente-inferieure, zusammen 27; im südwestlichen Frankreich: Gironde, Dordogne, Tarn-Garonne, Aveyron, Charente, Correze, Lot, Lot und Garonne, Landes, Hautes-Pyrenées, Gers, Basses-Pyrenées, Haute-Garonne, Aude, Herault, Tarn, Ariege, Pyrenées-Orientales, zusammen 18; im südöstlichen Frankreich: Rhone, Loire, Puy-de-Dome, Cantal, Haute-Loire, Ardeche, Gard, Lozere, Ani, Jsere, Hautes-Alpes, Drome, Vaucluse, Bouches-du-Rhone, Basses-Alpes, Var, Corse (Korsika), zusammen 17. Unter diesen Departementen ist das der Seine mit 15 Q.M.

Digitized by Google



1846.

16

Digitized by Google

Digitized by Google

am kleinsten, das der Gironde mit 177 Q.M. aber am größten.

Diese Eintheilung des Landes, welche seit dem 15. Januar 1790 besteht, konnte aber die Benennung der früheren Provinzen nicht verdrängen, und noch immer spricht man von einer Provence und einer Vendee, von einer Bretagne und Auvergne, von einem Bearn und Elsaß u. s. w., denn diese ehemalige Provinzialeintheilung gründet sich auf eine durch Jahrhunderte geweihte Gewohnheit, und nicht selten ist der Bewohner der einen Provinz sogar durchaus verschieden von denen aller anderen in Sitten und Gebräuchen, in Kultur und Charakter. Dennoch ist gewiß, daß die neue Eintheilung in staatswirthschaftlicher Beziehung manche Vortheile besitzt, in welcher Hinsicht namentlich die größere Gleichförmigkeit der Bevölkerung und des Flächenraums der einzelnen Landestheile anzuführen ist, wodurch die Verwaltungsgeschäfte erleichtert und übersichtlicher gemacht sind.

Unter den Höhenzügen des Königreichs gehören ihm nur zum Theile an: die Meeralpen und deren weitere Fortsetzung in den Cottischen Alpen, welche mehr als 500 Q.M. des südöstlichen Frankreichs bedecken, gegen die Rhone und das Mittelmeer zu theils nach und nach verflachen, theils jäh abstürzen, in ihren höchsten Punkten aber den Schweizer- und Tyroler-Alpen nur wenig nachstehen. Die höchsten Spitzen sind der Pic des Arsines, 12,637; der la Meidje, 12 271, und der Grand-Pelvoux, 12.110 Fuß hoch; an sie reihen sich der Mont Viso mit 11,815, die trois Eitons mit 10 810, der Goleon mit 10.556, der Grand Rubren mit 10,287, und der Rochebrune mit 10,287 Fuß.

Gleichfalls nur theilweise gehören die Pyrenäen, seine Gränzscheide gegen Spanien, dem französischen Staate an. Sie fallen steil gegen die flachen Ebenen der Gascogne und Guienne ab, und gewähren deßhalb einen großartigeren Anblick, als die französischen Alpen, obwohl sie die Höhe derselben nicht völlig erreichen. Die höchste Spize bildet der Mont Perdu mit 10.315 Fuß; ihm nahe kommen der Pic Long mit 9795, der Mont Cambielle mit 9771 Fuß u. a. m.

Von den Nordufern der Rhone beginnend läuft in nordöstlicher Richtung der französische Jura, ein von den Alpen abgesonderter, selbstständiger Gebirgsstock, meistens in sehr steilen Wänden sich erhebend, und sich durch seinen höhlenreichen Kalkstein auszeichnend; seine Mittelhöhe beträgt 3400 Fuß, während seine höchste Spize sich im Molesson 6178 Fuß erhebt.

Gleichfalls von Süden nach Norden streichen in einer Ausdehnung von 30 Meilen die Vogesen, die bei einer durchschnittlichen Höhe von 3200 Fuß ihren höchsten Punkt im 4400 Fuß hohen Ballon von Sulz finden, und mit dem 2060 Fuß hohen, zum pfälzischen Gebirge gehörenden Donnersberg mit dem Jura in Verbindung stehen.

Einen merkwürdigen Schauplatz früherer gewaltiger Naturthätigkeit bietet das innere Hochland von Frankreich, das der Hauptmasse nach zwar theils aus Granit, Porphyr, Gneis, Thonschiefer und Serpentin, theils aus Grauwacke und Kalkstein besteht, über welche sich nicht selten tertiäre Formationen abgelagert haben; aber überall stoßen wir auf erloschene Vulkane, die ihre abgestumpften Kegel jetzt harmlos und ruhig erheben, doch durch die weiten Basalt-, Trachyt- und Lavafelder, welche sie nach allen Seiten umgeben, unverkennbare Spuren ihrer einstigen gewaltigen Feuerthätigkeit zeigen. Im Süden erhebt sich dieses Plateau zwischen der Saone, der Rhone, dem Mittelmeere und der Garonne in den Cevennen, die gebildet werden von den Montagnes Noires, im Mittel 3200 Fuß hoch, den Montagnes de l'Espinouse und den Garrigues, beide bis auf 4000 Fuß ansteigend, den eigentlichen Cevennen im engern Sinne, die sich bei einer Mittelhöhe von 3—4000 Fuß im Mont Mezenc 5460 Fuß, im Margaride 5270, und im Lozere 5280 Fuß erheben, der Forez-Kette, deren Scheitelpunkt, Pierre sur haute, über 5000 Fuß hoch ist, während ihre Mittelhöhe 2—3000 Fuß beträgt, der Kette des Lyonnais mit dem 4460 Fuß hohen Mont Tarare, und endlich der Kette des Charolais, zur 17—1800 Fuß hoch, den 3060 Fuß hohen Haute Joux als Scheitelpunkt führend.

Eine zweite Abtheilung des inneren Hochlandes von Frankreich bilden die Gebirge der Auvergne und des Limousin, und hier vorzüglich ragen die kegelförmigen Kraterberge längst erloschener Vulkane und die sie begleitenden Trachytmassen in oft so auffallenden Formen empor, daß sie einen ganz eigenthümlichen Reiz über diese Landschaft verbreiten, wie man ihn sonst nirgends in Europa wieder findet. — Die Gebirge der Auvergne besitzen eine mittlere Höhe von 4000 Fuß und finden ihre Scheitelpunkte im Plombo du Cantal von 5718, im Puy de Dome von 4384, und im Puy de Sancy von 6288 Fuß, während im Limousin der Mont Odouze die höchste Höhe von ungefähr 4200 Fuß erreicht.

Gegen Norden senkt sich nunmehr das Hochland in ein tiefes Plateau, das nirgends eine Höhe von 2000 Fuß erreicht und theils aus Bergreihen, theils aus Ebenen besteht. Hier tritt der Jurakalk mit seinen unzähligen Versteinerungen vorherrschend auf, die 1710 Fuß hohe Cote d'Or trazend, welche weithin durch ihren Weinbau berühmt ist. Westlich streichen die nur 1200 Fuß hohen Montagnes de Morvan, gegen Nordosten aber das Plateau von Langres liegen läßt, das in seinem höchsten Punkte 1580 Fuß erreicht und sich gegen Norden in die noch tiefer liegende Ebene von Lotharingen verliert, welche die Flächen der Campagne in sich begreift, und in ihrem höchsten Punkte, Mesnil la Horgne, 1284 Fuß ansteigt. Auf ihrer Nordseite betreten die Ardennen den französischen Boden, welche in den Hains d'Harzies mit 1512 Fuß ihren höchsten Scheitelpunkt erreichen.

Isolirt steht endlich das Bergland der Bretagne und der Normandie jenseits der Tiefebenen von Poitou, der Touraine und Orleanais, einen Flä-

Digitized by Google

chenraum von etwa 400 Q.M. einnehmend und fast überall bis an die Küsten vortretend, ohne bedeutende Gipfelerhebungen, aber bei ihrem steilen Abfall gegen das Meer viele ansehnliche Buchten bildend.

Eine Hauptquelle des Nationalwohlstandes findet Frankreich in seinem ausgezeichneten Flußsystem, da nicht nur alle seine Hauptflüsse, sondern auch deren vorzüglichste Nebenflüsse eben so viele herrliche Wasserstraßen bilden, denen die Kunst mittelst großartiger Kanalbauten noch eine weit höhere Bedeutung verlieh. In zwei Meere ergießen sich seine Gewässer: den atlantischen Ozean und das Mittelmeer. Dem ersteren strömen folgende Hauptgewässer zu:

1) Der Rhein, dessen Stromentwicklung von 150 Meilen Frankreich zwar nur eine kurze Strecke berührt, der aber aus demselben die schiffbare Ill, Moder und Mosel aufnimmt, in welche letztere sich gleichfalls zwei schiffbare Flüsse, die Meurthe und die Saar, ergießen. 2) Die Maas, bildet in Frankreich eine Wasserstraße von ungefähr 34½ Meil. Länge, und nimmt auf dieser Strecke vier schiffbare Nebenflüsse auf: die Chiers, Bar, Semoy und Sambre. 3) Die Schelde, nur auf kurze Strecke fahrbar, mit der gleichfalls schiffbaren Scarpe und Lys. 4) Die Seine, nahezu 74 Meilen schiffbar, mit den gleichfalls als Wasserstraße benützten Nebenflüssen: Aube, Villenoye, Yonne, Loing, Marne, Oise und Eure. 5) Die Vilaine, welche fünf kleinere, aber gleichfalls fahrbare Flüsse aufnimmt. 6) Die Loire, Frankreichs größter Fluß, der bei einer Stromenwicklung von 130 Meilen und einem Stromgebiete von 2120 Q.Meilen beinahe 110 Meilen weit schiffbar ist und 13 schiffbare Nebenflüsse aufnimmt, nämlich den Arroux, die Allier, Loiret, Cher, Vienne mit der Creuse, Thouet, Anthion, Mayenne mit der Sarthe, Layon, Sevre-Nantaise, Erdre, Acheneu und Brive. 7) Die Sevre-Niortaise. 8) Die Charente. 9) Die Garonne, nahe an 63 Meilen schiffbar, mit acht gleichfalls als Wasserstraße benützten Nebenflüssen; dem Solzet, der Ariege, dem Tarn, dem Gers, der Bayse, dem Lot, dem Dropt und der Dordogne. 10) Der Adour.

Dem Mittelmeere strömt die Rhone zu, welche eine Stromentwicklung von 140 Meil. hat, 1760 Q.M. zu ihrem Flußgebiete zählt, auf eine Strecke von beinahe 70 Meilen schiffbar ist, und in dem Furan, der Ain, der Saone, der Isere und der Ardeche gleichfalls fahrbare Zuflüsse besitzt.

An diese Wasserstraßen, welche 67 Departements mehr oder weniger durchschneiden, reihen sich die künstlichen Kanäle, deren mehrere nicht allein verschiedene Stromgebiete, sondern sogar die entgegengesetzten Meerbecken mit einander verbinden. Die 70 Kanäle, welche der Staat gegenwärtig zählt, entwickeln sich zu einer Länge von 498 Meilen und durchschneiden 38 Departements; unter ihnen ist der von Nantes nach Brest führende, welcher beinahe 51 Meilen weit geht, am längsten; nur wenig nachstehen ihm der von der Rhone zum Rheine gezogene Kanal, und der Kanal des Berry; an die genannten reihen sich der Kanal von Burgund und der des Südens (du Midi). — Die natürlichen und künstlichen Wasserstraßen bilden zusammengenommen ein Netz von 1625 Meilen Länge, dessen wohlthätiger Einfluß auf den Handel im Innern des Landes wohl nicht erst nachgewiesen werden darf.

Die Produktion Frankreichs ist, begünstigt durch ein mildes, schönes Klima, das im südlichen Küstensaume bereits mit dem italischen Himmel wetteifert, in jeder Beziehung reich und mannigfaltig. Das Thierreich liefert im wilden Zustande Hirsche, Rehe, Hasen; das wilde Schwein; die Gemse, in den Alpen und Pyrenäen; den Bär, nur in letzterem Gebirge; das Murmelthier, und den räuberischen Wolf; weniger schädlich als dieser Bewohner finsterer Dickichte werden der Dachs, der Fuchs und der Marder; an den Flüssen trift man häufig die europäische Fischotter. Unter den Vögeln erwähnen wir die Feigenschnepfe in der Provence, an den Küsten Seevögel aller Art, vom Flamingo, der seine afrikanische Heimath mit dem Gestade des Mittelmeeres vertauscht hat, bis zur Eidergans und dem Schwan, welche in strengen Wintern ihre nordischen Klippen verlassen, um die Ufer des Kanals heimzusuchen. Von den Zugvögeln werden die Wachtel, die Ammer und die Kriechente, von den wilden Hühnerarten die Hasel- und Rebhühner ihres schmackhaften Fleisches wegen geschätzt. Die Amphibien liefern zwei giftige Schlangen, die Viper und die Natter. Die Flüsse und die Küsten zeichnen sich durch einen außerordentlichen Reichthum an Fischen aus; von den Bewohnern des Meeres nennen wir nur die Scholle, die Seebarbe, die Steinbutte, den Plattfisch, den Rochen, die Sardelle, die Makrele und den Thunfisch; von den Süßwasserfischen den Karpfen, den Hecht, den Lachs, die Flußbarbe und den Aal. Unter den Schaalthieren sind die Krebse, Hummern und Krabben, vorzüglich aber die Austern zu erwähnen; unter den Insekten die Biene, welche den berühmten Honig von Narbonne liefert, die spanische Fliege, die unechte Kochenille, der Seidenwurm und der Blutegel; als schädlich sind bekannt der Scorpion, die Tarantel und eine Termitenart, welche häufig eine große Menge Bauholzes unbrauchbar macht.

Wenden wir uns jetzt zu den Hausthieren. Das Pferd der Normandie ist geschätzt, das der Bretagne, obwohl nicht so schön, doch mehr ausdauernd; das Limousin und die Auvergne liefern treffliche Reitpferde, ebenso die höheren Gebirgsgegenden der Pyrenäen; doch kann Frankreich seinen Bedarf lange nicht decken. Maulthiere und Esel werden vornehmlich in den gebirgigen Theilen des Landes gehalten. Die Rindviehzucht wird am stärksten in Hochfrankreich getrieben, von wo aus jährlich Tausende von Ochsen nach den grasreichsten Ebenen der Normandie zur Mast getrieben werden. Der gaskonische Ochse zeichnet sich durch seine Größe, der von Auvernat durch seine schöne Rasse, der in der Provence durch seine Kraft aus. Wie die Pferdezucht ist auch die des Rindviehs für

Digitized by Google

den inneren Bedarf nicht hinlänglich, und erfordert deßhalb alljährlich eine bedeutende Einfuhr. Die Schafe liefern keine so feine Wolle, wie dies bei uns der Fall ist, da für ihre Veredlung noch immer zu wenig geschieht; die Ziege ist wenig zahlreich; bei weitem häufiger das Schwein. Das Limousin, die Gascogne, und andere Gegenden sind berühmt durch ihre ausgezeichnete Hühnerzucht.

Unter den wildwachsenden Pflanzen Frankreichs zeichnen sich vornehmlich die ausgedehnten Waldungen aus, mit welchen die Mittelgebirge dieses Landes bedeckt sind; die vorherrschenden Bäume sind: die Fichte, hauptsächlich in den Vogesen; die Kiefer, in den Steppen Gascogne's und in der Bretagne; die Lerche, auf den Alpen; der Wachholder und die Eberesche in den Vogesen; namentlich aber verschiedene Eichenarten, die den Hauptbaum der französischen Hochwälder bildet. Außerdem ist die Ulme sehr verbreitet, weniger die Tanne. Der Kastanienbaum liefert den Bewohnern des sandig-steinigen, getreidearmen Limousin, Vivarais, Forez und der Auvergne einen großen Theil ihrer Nahrung. — Nächst den Wäldern zeichnen sich die Gebirgsgegenden, besonders die wohlbewässerten Thalfurchen derselben, durch ihren herrlichen Wiesenwachs aus; hieher gehören besonders mehrere Vogesenthäler und fast das ganze Limousin, so wie die Normandie, und im Süden die Ebenen der Rhonemündungen, wogegen die einförmigen, pflanzen- und rasenlosen Flächen zu beiden Seiten der Rhone, im provençalischen Tieflande, einen Uebergang bilden zu den dürren traurigen Haidelandschaften, welche sich in der sogenannten lauffen Champagne, der Sologne und den Landes ausbreiten. Carex- und Ginsterarten, künstlich hieher gepflanzt, und angelegte Kiefernwaldungen hatten in den letztern den Flugsand auf, welcher große Strecken fruchtbaren Landes zu verschlingen drohte. — Völlig unfruchtbar sind nur einige Gebirgsgegenden der Vogesen und der Auvergne; besonders sind die höheren, mit schwarzen Schlackenlagern überdeckten Bergflächen der letzteren öde und wüst; zwischen dem braunen Haidekraut erblickt das Auge blos hier und da eine magere kleine Wiesenfläche, und nur in ihren engen, felsigen, aber höchst romantischen Thälern zeigt sich die reichere Vegetation des Südens.

Gehen wir nun zu den angebauten Pflanzen über, so tritt uns der Getreide- und Weinbau, so wie die Obstkultur als vorzüglich bemerkenswerth entgegen. Von den Getreidearten werden Weizen, Gerste und Hafer, Mais, vorzüglich im Tieflande der Garonne, Buchweizen im Limousin und den besseren Strichen des Mainebodens, Haidekorn im schlechteren desselben angebaut; auch der Roggen wird in großen Quantitäten erzielt. Die ergiebigsten und fruchtbarsten Kornlandschaften trifft man in der Picardie, der Normandie, in Flandern, in den Landschaften Berry und Touraine, in den Flachländern, die zum Stromgebiete der Garonne gehören u. s. w. Der Weinbau liefert über 200 Varietäten, von denen wir nur den Champagner, den Burgunder, den Bordeaux und den Roussillon anführen, und wird mit alleiniger Ausnahme von acht der nördlichsten Departements im ganzen Lande getrieben. Der Werth der gewonnenen 45 Millionen Hectoliter Wein wird auf 780 Millionen Franks veranschlagt. — Die Obstkultur ist nicht nur weit verbreitet, sondern in jeder Beziehung ausgezeichnet. Zu den vorzüglichsten Sorten gehört die unter dem Namen Reine-Claude bekannte Pflaume, der Gutedel von Fontenaibleau und die Pfirsiche von Montreuil, so wie die Backpflaumen von Tours, Agen, Brignolles ꝛc. Birnen und Aepfel werden besonders im Tiefland der Seine in großer Menge gewonnen und aus denselben Aepfel- und Birnwein (Cyder und Poiree) bereitet; Kirschen erzeugt vornehmlich die Limagne und andere Gegenden. Den Maulbeer-, Mandel- und Orangenbaum trifft man nicht blos im Tieflande der Provence und an den Südostabhängen der Cevennen, sondern noch in den Ebenen um die Garonne, und die Myrthe kommt ebenso wie der Feigenbaum an der ganzen Südwestküste als Kulturpflanze im Freien fort, ohne besonders geschützter Lage zu bedürfen. Der Oelbaum hatte vor dem strengen Winter von 1789 eine beträchtlich größere Verbreitung, und liefert namentlich in den Ebenen um Aix ein ausgezeichnetes Produkt. Von den übrigen Kulturpflanzen nennen wir noch die Kartoffel, deren Anbau in rascher Zunahme begriffen ist, die Runkelrübe, welche, seit wenigen Jahren erst, weite Landstrecken bedeckt, Bohnen, Erbsen, Spargeln, Kohlarten, Artischocken, Zwiebeln und Knoblauch, Cichorien, Trüffeln, Hanf und Flachs, Hopfen und Tabak, Anis und Koriander, Raps und Krapp; die Kultur des Saffrans und des Waids ist zurückgekommen.

Das Mineralreich bietet hauptsächlich Kohlen und Eisen, die ersteren nicht nur im Norden und Nordosten, wo namentlich die Gruben von Anzin wegen ihrer Reichhaltigkeit und ihres großartigen, durch Maschinen unterstützten Betriebes berühmt sind, sondern auch in der Mitte und im Süden des Landes, so wie auf seiner westlichen Abdachung, wo allein die Gruben von Aubin ganz Frankreich mit diesem Brennmaterial versehen könnten. Eisenwerke finden sich in 52 Departements, und Bleierz könnte in großer Menge gewonnen werden, wenn der Betrieb hierauf gefördert würde. An Manganerz ist ein solcher Reichthum, daß ganz Europa damit versorgt werden könnte, und auch an Antimon, Kobalt, Arsenik, Wismuth, Nickel, Eisenvitriol und Alaun ist kein Mangel, eben so wenig an Kupfer. Silber wird nur zu Allemont im Departement Isere gewonnen, und die einzige Goldgrube zu La Gardette hat wegen ihres geringen Gehaltes aufgegeben werden müssen. Von Quecksilber und Zinn haben sich Spuren gezeigt. Zahlreiche Salzquellen und das ungeheure Steinsalzlager, welches zu Dieuze bebaut wird, lassen nie Mangel an diesem wichtigen Mineral befürchten. Außerdem hat Frankreich in den Pyrenäen ausgezeichnete Marmorbrüche, in den Vogesen vorzüglichen Porphyr, in der Bretagne Granit, bei

Digitized by Google

St. Rignan und an andern Orten treffliche Flintenſteinbrüche, einen durch das ganze Land verbreiteten Reichthum an gewöhnlichen Bauſteinen, und in mehreren Gegenden ausgezeichnete Thonarten. Endlich entſtrömen ſeinem Gebiete mehr als 700 Mineralquellen, welche theilweiſe durch ihre Heilkräfte einen europäiſchen Ruf erlangt haben; wir erwähnen hier nur die Stahlwaſſer von Plombières, in den Vogeſen, die ſalzhaltigen Quellen von Aix, die Schwefelquellen von Bagnol, Bareges, Bernet und Eaux-Chaudes, und von den kalten Quellen die zu Paſſy, St. Remy und Ardèche.

Werfen wir nunmehr unſere Blicke auf die Bevölkerung Frankreichs, über deren Vermehrung die folgenden authentiſchen Angaben einen intereſſanten Aufſchluß gewähren. Sie betrug 1754 nach Mirabeau dem Aelteren 18 000,107 Seelen, 1772 nach Buffon 21,672 777, 17-5 nach Necker 24,676,000, 1791 unter der konſtituirenden Verſammlung 26 363,074, 1799 nach Deyère 28 810,694, 1815 nach dem Friedensſchluſſe 29 236,000, 1827 nach der amtlichen Zählung 31,851,345, 1842 nach gleichfalls amtlicher Zählung 34,491,873 Seelen, ſo daß ſie ſich bis zum Jahre 1854, alſo in 100 Jahren, mehr als verdoppelt haben wird.

Etwas mehr als 30 Millionen ſind Franzoſen, gegen 2 Millionen ſind Deutſche, die theils die deutſche Sprache (im Elſaß), theils die Flamändiſche (im Departement du Nord ꝛc.) ſprechen; über eine Million ſind Nachkommen eingewanderter Altbriten, meiſt alle in der Bretagne wohnend; auf Korſika befinden ſich gegen 200,000 Italiener, am Fuße der Pyrenäen ungefähr 150 000 Basken; ferner wohnen zerſtreut umher gegen 70 000 Juden, mehrere tauſend Zigeuner, und nicht weniger ſogenannte Cagots, Nachkommen der früher in dieſen Gegenden hauſenden Alanen. Hinſichtlich der Beſchäftigung gebören ungefähr drei Viertel der Bevölkerung als Ackerbauer, Viehzüchter ꝛc. dem Nährſtande an, und haben zum größeren Theile eigenen Grundbeſitz, während das letzte Viertel zur kleineren Hälfte aus Handwerkern und kleinen Fabrikanten, zur größeren aber aus großen Fabrikbeſitzern, Kaufleuten, Geiſtlichen, Gelehrten, Künſtlern, Beamten und Offizieren beſteht. Eigentlichen Ständeunterſchied, wie ihn der Deutſche, der Engländer u. ſ. w. hat, kennt man in Frankreich nicht; der Taglöhner ſtellt ſich dem erſten Pair als Staatsbürger kühn an die Seite. Doch bildet ſich nach und nach wieder immer mehr der durch fünfzigjährige faſt ununterbrochene Staatsumwälzungen beinahe vollkommen zerdrängte Adel aus, und es dürfte vielleicht die Zeit nicht ferne ſein, in welcher er neben der Geiſtlichkeit wieder als faſt begründeter privilegirter Stand auftreten wird.

Hinſichtlich der Religion bekennen ſich ungefähr ſieben Achtel des franzöſiſchen Volkes zur katholiſchen Kirche, welche 66 Biſchöfe und 14 Erzbiſchöfe zählt; die Sitze der letztern ſind zu Paris, Vienne, Rouen, Sens, Reims, Tours, Bourges, Albi, Bordeaux, Auch, Toulouse, Aix, Beſançon und Avignon. Die 4 Millionen Proteſtanten theilen ſich in Reformirte und Lutheraner, ſo zwar, daß die erſteren, welche vornehmlich in Südfrankreich getroffen werden, etwa 2⅔, die letzteren, die hauptſächlich dem Elſaß angehören, gegen 1⅓ Millionen Seelen zählen.

In der Kultur ſteht das franzöſiſche Volk im Allgemeinen genommen weit hinter dem deutſchen und dem engliſchen; nicht nur daß der Landbau und die Viehzucht noch unendlich mehr vervollkommnet werden, und namentlich erſterer ungeheure Quantitäten erzeugen könnte, wenn er ſo rationell betrieben würde, wie in England und Deutſchland; ſogar der Weinbau, welcher in manchen Gegenden den erſten Hauptzweig der Landwirthſchaft bildet, wäre noch großer Verbeſſerungen fähig. Dieſe Erſcheinungen mögen ihren Hauptgrund einestheils in der großen Zerſtückelung des Grundeigenthums finden, welche mit dem Streben der Franzoſen, allen Unterſchied der Stände aufzuheben, Hand in Hand ging, und der Kultur eines Volkes allerdings zum Segen dienen kann, wenn ſie mit Maß gehalten wird, im Uebermaße aber ihm ſtets zum Verderben gereichen wird; anderntheils müſſen wir die Urſache dieſes Zurückbleibens gegen Deutſchland und England in der ſo ſehr vernachläſſigten geiſtigen Kultur des franzöſiſchen Volkes ſuchen, eine Vernachläſſigung, die ſo weit geht, daß unter 1000 Militärpflichtigen 440 nicht einmal leſen und ſchreiben können, wie die genau geführten Conſcriptionsliſten nachweiſen. Selbſt unter den ſogenannten gebildeten Ständen herrſcht noch immer eine große Unwiſſenheit, und nur ſelten trifft man hier nur die gewöhnlichſten Kenntniſſe von der Geſchichte, Geographie, den Naturwiſſenſchaften u. ſ. w. Dennoch verkündet der eitle Franzoſe mit prahleriſchem Uebermuthe tagtäglich in ſeinen Flugblättern, daß ſeine Nation an der Spitze aller Civiliſation ſtehe, und iſt in ſeinem arroganten Dünkel feſt überzeugt, daß alles Große und Gute, ja das ganze Heil der Menſchheit nur von ihr auszugehen vermag! Mit gerechtem Unwillen muß daher auch jeder wahre Deutſche erfüllt werden, wenn verblendete Unruheſtifter oder kurzſichtige Schwachköpfe es wagen, uns die Franzoſen als Muſter aufzuſtellen.

Doch müſſen wir in anderer Beziehung anerkennen, daß Frankreich in neuerer Zeit namhafte Fortſchritte gemacht hat, und wenn auch unter ſeinen 26 Akademien nur die in Straßburg mit deutſcher Gründlichkeit anſehnliche Unterrichtsmittel verbindet, wenn auch ſeine zahlreichen Inſtitute und ſeine noch zahlreicheren Penſionen noch vieles zu verbeſſern übrig laſſen, ſo hat es doch eine Menge Schulen für beſtimmte Lebenszwecke, welche mitunter ausgezeichnet genannt werden müſſen, wie die polytechniſche Schule zu Paris, das Muſeum für Naturgeſchichte ebendaſelbſt, mit ſeinem berühmten botaniſchen Garten (Jardin des plantes), ſeiner Menagerie, ſeinen zoologiſchen und mineralogiſchen Sammlungen u. ſ. w. Auch von großartigen Staats- und Privatanſtalten zu Beförderung der Gelehrſamkeit und der Künſte trifft man in Frankreich

Digitized by Google

mehr, als in einem andern Lande; Paris geht hier ebenfalls, wie fast in allen Beziehungen, voraus. Wir erinnern hier nur an die 40 öffentlichen Bibliotheken, welche sich in dieser Stadt befinden, von denen allein die königliche Bibliothek über 700,000 Bände und 80,000 Handschriften zählt, und an das großartige königliche Institut, dessen Mitglieder stets zu den berühmtesten Männern gezählt und von jeher zur Erweiterung der Wissenschaften, besonders der Naturkunde, sehr wesentlich beigetragen haben. Diese in ihrer Art einzige Anstalt theilt sich in fünf Akademien, von denen die erste sich der französischen Sprache und schönwissenschaftlichen Arbeiten widmet, die zweite als Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften sich antiquarischen und geschichtlichen Forschungen hingibt, die dritte unter dem Namen der Akademie der Wissenschaften das Feld der Mathematik und Physik bebaut, die vierte sich als Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften vornehmlich mit Statistik und Staatswissenschaft beschäftigt, und die fünfte endlich, die Akademie der schönen Künste, Malerei und Bildhauerei, Bau- und Kupferstecherkunst in ihren Bereich erhielt.

Gleichfalls hoch steht Frankreich in manchen Zweigen der technischen Fertigkeiten, besonders in Herstellung von Luxusartikeln, ohne daß letztere eine vortreffliche Fabrikation nützlicher Gegenstände ausschließen würde. Denn nicht nur steht die Wollen- und Baumwollen-Manufaktur in so hoher Blüthe, daß selbst die schönsten persischen Teppiche u. s. w. auf das Täuschendste nachgeahmt werden können, sondern auch die Seidenmanufaktur hat eine Ausbildung, wie sie in keinem anderen Lande, selbst England nicht ausgenommen, angetroffen werden, sowohl was die Schönheit und Mannigfaltigkeit, als was die Dauerhaftigkeit der Stoffe betrifft. Ebenso ist die Färberei, die Fabrikation von Metall- und Töpferwaaren und von Leder als ausgezeichnet zu erwähnen, und französisches Papier, so wie französische Tapeten werden in der ganzen Welt geschätzt.

Endlich müssen wir auch anerkennen, daß das französische Volk einen hohen Sinn für Poesie hat. Wir meinen hiemit nicht im Geringsten jene tausend lockere Ausgeburten der seichten Romanenliteratur, die gegenwärtig an der Tagesordnung sind und mit so großer Eile auch uns Deutschen in unzähligen Uebersetzungen angeboten werden, eben so wenig die Unzahl geist- und charakterloser Trauer-, Schau- und Lustspiele, welche die französischen und deutschen Theater alljährlich überschwemmen; sondern erinnern an die herrlichen Volkslieder, welche die Provence, die Bretagne und andere Provinzen aufzuweisen haben, und uns besser als jedes Raisonnement den tiefpoetischen Geist des Volkes verbürgen. Wer von unsern Lesern sich hievon zu überzeugen wünscht, darf z. B. nur die erst kürzlich durch Keller und Freiherrn von Seckendorff so treffich in unsere Muttersprache übertragenen „Volkslieder aus der Bretagne" in die Hand nehmen, und er wird zugeben müssen, daß in ihnen eine wahre Fundgrube ächt dichterischer Anschauung und zarten Gefühles zu finden ist.

Der allgemeine Charakter der Franzosen zeichnet sich durch eine rege Lebhaftigkeit, eine feurige Einbildungskraft, ein schnelles Erfassen selbst der abenteuerlichsten Projekte, einen lobenswerthen Edelsinn und ein glühendes Ehrgefühl aus, wird aber durch seine überspannte Nationaleitelkeit, die ihn zum völligen Verkennen fremden Verdienstes führt, durch seinen flüchtigen Leichtsinn und seinen prahlerischen Uebermuth häufig nur zu sehr entstellt. Doch treffen wir in den verschiedenen Provinzen auch auf sehr verschiedene Volkscharaktere; während z. B. der Bewohner der Vogesen freimüthig, offenherzig und phlegmatisch, der des Jura mäßig, leidenschaftslos und bedächtig ist, übersprudelt der Provençale von Gluth und Lebhaftigkeit, gepaart mit oft beleidigender Derbheit, charakterisiren den Bretagner Leidenschaftlichkeit und Starrsinn, den Normann Schlauheit und Streitsucht, den Ufferbewohner der Somme Einfachheit und schnell aufflammende Hitze, den nördlicher wohnenden Flammländer Gutmüthigkeit und Geselligkeit u. s. w.

Die Verfassung Frankreichs ist eine konstitutionelle Monarchie; der Herrscher führt den Titel: „König der Franzosen," und theilt die gesetzgebende Gewalt mit den beiden Kammern. Die Rechtspflege wird durch Friedensrichter ausgeübt, über denen Tribunäle erster Instanz stehen; von diesen kann noch an die königlichen Gerichtshöfe appellirt werden, die zu gleicher Zeit als Assisenhöfe alle Kriminalklagen mittelst des öffentlichen Gerichts der Geschwornen aburtheilen. Die höchste Instanz ist der Kassationshof zu Paris, welcher die gefällten Urtheile entweder bestätigt oder wegen Formverletzungen verwirft und eine neue Untersuchung anordnet.

Der Finanzverwaltung ist es zwar als erste Pflicht auferlegt, nicht mehr zu verausgaben, als die Einnahmequellen des Volkes und des Nationalvermögens zu decken vermögen; aber dieser kluge Grundsatz ist noch nirgends mehr und öfter verletzt worden, als gerade in Frankreich. Ein Ueberblick über sein Staatsschuldenwesen wird dies am lehrreichsten darstellen. Im Jahre 1562, unter Karl IX. betrug die Staatsschuld der Monarchie blos 17 Millionen Franks, stieg bis zum Jahre 1589, nach König Heinrichs III. Tode, auf 339'649,600 Franks, ward unter Heinrich IV. und seinem weisen Minister Sully schon im Jahre 1589 auf 96'900,000 Fr. zurückgebracht, steigt aber plötzlich zu enormer Größe unter dem verschwenderischen Ludwig XIV., so zwar, daß sie 1660 unter dem Ministerium Colbert bereits die bisher noch nie erreichte Höhe von 783'400,000 Fr., 1698 unter dem Ministerium Pelletier von 1,301'690,000, unter dem Ministerium Chamillard 1710 endlich von 4,386'318,750 Fr. erreichte, und bei dem Tode Ludwigs, 1715, bis auf 4,550'000,000 Fr. gestiegen war. Unter dem talentvollen Minister Necker sank sie bis zum Jahre 1788 auf 4,245'750,000, unter Napoleon bis 1807 sogar

Digitized by Google

auf 1,912'500,000 Fr., erhob sich aber nunmehr wieder in steigender Progression, so daß sie 1821 unter Ludwig XVIII. bereits auf 3,466 000,000, 1829 unter Karl X. auf 4 260'000,000, 1832 unter Ludwig Philipp auf 5,567'495 017 Franks stieg, und dennoch wälzte, schwindlich gemacht durch den Minister Thiers, in den Jahren 1840 — 1842 die Regierung ohne vernünftigen Grund durch gewaltige Kriegsrüstungen eine neue Schuldenlast von mehr als 500 Millionen Franks auf das Land, und verausgabte seitdem nahe an 50 Millionen für die abenteuerliche Befestigung von Paris. — Die Einnahmen für das Jahr 1845 wurden auf 1,381'278 609, die Ausgaben auf 1,365'130,432 Franks berechnet.

Der wirkliche Bestand der Armee, welcher in den Jahren 1840 — 42 auf 554,000 Mann und 84,000 Pferde erhoben wurde, ist für 1845 auf 280,000 Mann mit 67,500 Pferden festgestellt. Hiezu kommen an der Reservearmee 140,892 Mann. — Die Flotte zählt im Ganzen 297 Segelschiffe mit 8639 Kanonen, worunter 46 Linienschiffe, von denen aber nur die Hälfte, und 46 Fregatten, von denen nur 29 in Dienst sind, ferner 47 Dampfschiffe, unter denen sich 1 zu 540, 3 zu 450, 1 zu 320, und 7 zu 220 Pferdekräften befinden. Im Ganzen wird die Flotte Frankreichs von 24,513 Mann bedient, worunter 1618 Offiziere, 3694 Schiffsmeister ꝛc., 13,011 Matrosen, 4736 Lehrlinge und Schiffsjungen, 1454 Mann zum Privat- und Krankenwesen u. s. w. sind, und 4560 Seeleute werden zum Dienste bereit gehalten, sind aber nicht eingeschifft.

Gehen wir nunmehr schließlich zur Topographie des französischen Staates über, wobei wir einleitend bemerken, daß derselbe 3 Städte erster Klasse mit mehr als 100,000, 6 Städte zweiter Klasse mit mehr als 50 000, 14 Städte dritter Klasse mit mehr als 30,000, und 94 Städte vierter Klasse mit einer Bevölkerung zwischen 10 und 30,000 Seelen zählt.

Obenan steht Paris, die Hauptstadt des Landes, 912,000 Einwohner zählend, eine der ältesten Städte, die schon zur Zeit, als Gallien durch Julius Cäsar erobert und dem römischen Weltreiche einverleibt ward, einen Flächenraum von 15,,, Hektaren (1 Hektare = 10,000 Q.Metres) einnahm; im Jahre 375 nach Chr. erhielt sie ihre zweite erweiterte Mauer, die bereits 38,,, Hektaren einschloß, im Jahre 1211 die dritte, 252,,, im Jahr 1383 die vierte, 439,,, im Jahr 1581 die fünfte, 483,,, im Jahr 1634 die sechste, 567,,, im Jahr 1686 die siebente, 1103,,, und im Jahr 1718 die achte, 1337,,, Hektaren umfassend. Bei dem Beginn der französischen Revolution im Jahre 1789 bedeckte die Stadt bereits einen Flächenraum von 3370,,, Hektaren, der bis zum Jahre 1836 auf 3450 Hektaren oder nahezu auf ⅞ Q.Meilen anwuchs.

Nach Paris zunächst kommt Lyon mit 152,000 und Marseille mit 148,000 Einwohnern; hierauf folgen Bordeaux mit 99,000, Rouen mit 92,000, Toulouse mit 78 000, Nantes mit 76,000, Lille mit 72,000, Straßburg mit 58,000, Amiens mit 46,000, Nimes mit 43,000, Metz mit 42 000, Caen mit gleichfalls 42 000, Saint Etienne mit 41,000 und Orleans mit 40,000 Einwohnern. Zwischen 30 und 40,000 Bewohner haben die Städte Rheims, Angers, Montpellier, Rennes, Toulon, Clermont-Ferrand, Avignon, Nancy, Brest, Besançon und Limoges; von den kleineren führen wir nur Versailles, Grenoble, Boulogne, Havre, Bourges, Dijon, Aix, Dünkirchen, Poitiers und St. Quentin an; sie alle zählen zwischen 20 und 30,000 Einwohner.

Als die wichtigsten Häfen des Landes bezeichnen wir in absteigender Ordnung: Marseille, Bordeaux, Toulon, Havre de Grace, Nantes, Cherburg, Brest, St. Malo, Rochefort, Dünkirchen, Bayonne, Rouen, Lorient, Caen, Granville, Boulogne, Calais, Dieppe, Narbonne, Frejus, Bastia und Ajaccio; unter ihnen sind Cherburg, Dünkirchen, Boulogne, Brest, Rochefort und vornehmlich Toulon als Kriegshäfen berühmt.

Unter den 178 Festungen, die Frankreich besitzt, zeichnen sich aus: Straßburg, Metz, Lille, Toulon, Gravellines, Thionville, Verdun, Charlemont, Valenciennes, Cherburg, Brest, la Rochelle, Rochefort, Bayonne, Perpignan, Besançon, Grenoble, St. Omer, Arras, Dünkirchen, Vincennes und Douay, wozu seit neuester Zeit auch noch Paris, als Festung ersten Ranges zu rechnen ist.

Die Hauptfabrikorte des Landes sind Paris und Rouen; an sie reihen sich Rheims, St. Quentin, Rouen, Nimes, Toulouse, St. Etienne, Avignon u. a. Waffenfabriken befinden sich zu St. Etienne, Tulle, Mutzig, Charleville, Klingenthal und Chatellerouit; Schiffswerften zu Brest, Cherburg, Lorient, Rochefort, Toulon, Havre und Bayonne; Navigationsschulen zu Heranbildung von Seeleuten zu Toulon, Marseille, Cette, Bayonne, Bordeaux, Rochefort, Nantes, Lorient, Brest, St. Malo, Caen, Havre und Dünkirchen; Artillerieschulen zu Rennes, Fere, Straßburg, Toulouse, Douai, Metz, Auronne und Valence; Akademien zu Paris, Grenoble, Straßburg, Aix, Montpellier, Rouen, Nancy, Amiens, Besançon, Toulouse, Douai, Angers, Bordeaux, Caen, Lyon, Rennes, Pau, Bourges, Metz, Limoges, Clermont-Ferrand, Nimes, Dijon, Cahors und Orleans; Fakultäten für verschiedene Berufswissenschaften endlich zu Paris, Straßburg, Rennes, Besançon, Aix, Toulouse, Poitiers, Montpellier, Caen, Grenoble, Bordeaux, Dijon und Lyon.

Dr. Theurete.

Der Bergsturz von Goldau den 2. Sept. 1806.

Unter den Gebirgen, welche die Schweiz in so vielen und mannigfaltig gegliederten Zweigen überdecken, ist das sogenannte Nagelfluhe-Gebirge eines der merkwürdigsten. Es zeigt sich von den waadtländischen Ufern des Genfersees bis an den Bodensee, liegt vor

Digitized by Google

der nördlichen Kette des Hochgebirges der Kalkalpen, und seine Kuppen erreichen gewöhnlich nur die Höhe von 3000—5000 Fuß. Dieser Gebirgszug ist von allen Flüssen, welche nordwärts dem Rheine zuströmen, unzähligemal durchbrochen, so daß sich seine Theile gruppenweise und isolirt darstellen. Die Spalten zwischen diesen einzelnen Gruppen oder Bergstöcken sind gewöhnlich mit Seen ausgefüllt, welche von den Flüssen gebildet werden, die mit einander in dieser Seenschöpfung zu wetteifern scheinen. So bildet sich auf der Nordseite der Alpen jene Reihe grüner Seespiegel, welche so viel zu der gepriesenen Schönheit jener Gegenden beitragen. Aber dieses schöne, an den herrlichsten Fernsichten so reiche Gebirge, ist zugleich ein sehr gefährliches, denn seine Felsen sind so zusammengesetzt, daß sie leichter als alle anderen von dem stillarbeitenden Gewässer ausgespült werden können. Die Nagelfluhe nämlich ist aus zertrümmerten Felsen entstanden; Kalk-, Kiesel- und Granitbrocken sind durch einen bald thonigen, bald kalkigen oder mergeligen, oft eisenschüssigen Sandmörtel zusammengekittet. Die Brocken wechseln von der Größe einer Baumnuß bis zum Durchmesser von mehreren Fuß, und da der bindende Kitt außerhalb durch den Regen leicht aufgelöst wird, so gleichen die Felsen an ihren Außenflächen einem alten, ausgewaschenen Straßenpflaster. Die Phantaste unserer Vorfahren verglich diese Steine mit den Köpfen eingeschlagener Nägel und nannte solchen Felsen (oberdeutsch heißt Fels — Fluhe) Nagelfluhe. Sie ist offenbar Flötz, aber woher sie gekommen, ist dem Geologen noch ein Räthsel, und wir müssen uns mit Erklärungen abfertigen lassen, als da sind: „es scheint, es sei ein Granitwall zermalmt worden," u. dgl.

Fast im Mittelpunkte dieses Gebirges stellen sich der Rigi- und Roßberg dar; der erste ist durch seine herrliche Fernsicht weltberühmt, ihm gegenüber aber hat sein Nachbar das schrecklichste Schauspiel der Gebirgswelt aufgeführt, einen Bergsturz. Rigi und Roßberg stehen als fast ganz isolirte Bergstöcke da; den Fuß des Rigi bespült der Vierwaldstätter-, der Lowerzer- und Zuger See; um den Roßberg aber reihen sich der Zuger-, Lowerzer- und Aegeri-See. Beide Berge erreichen so ziemlich genau 5000 Fuß über Meeresfläche, und während der Rigi nach allen Seiten steil abfällt, verflacht sich der Roßberg nordwestlich in die Zuger Ebene. Beide Bergstöcke sind vielfach eingebuchtet, so daß einzelne Massen nach Art der Vorgebirge herausragen und eigene Namen führen. In solchen Einbuchtungen rinnen schäumende Bächlein, welche oftmals fast auf dem Kamm der Höhe entspringen und in unzähligen Wasserfällen thalwärts stürzen; so sieht der Fremde, der von Goldau aus den Rigi besteigt, hoch über sich zwei solcher Wasserfälle, die fast vom Grathe herab in den tiefen muldenförmigen Einschnitt herunterbrausen. Solche Erscheinungen beweisen hinlänglich, daß das Gewässer überall weiche Schichten findet, durch welche es zu Thale dringen kann; und wer sich die reichlich belohnte Mühe nimmt, in Wäldern, Weiden und Schluchten des Rigi herumzustreifen, der wird mit Erstaunen sehen, wie das Wasser bald als Sprudel aus dem Felsen springt, bald tropfenweise hervorsickert, bald aus Grotten rieselt und schwitzt. Das Innere des Berges ist also wie ein organischer Leib von Blutgefäßen — von unzähligen Wasseradern durchdrungen, welche seiner Außenfläche erfrischend das saftige Grün seiner Weiden schaffen. Aber die stellenweise massenhaft über einander liegenden Felsblöcke, die vielfach überhängenden, ausgespülten und durchlöcherten Felsen beweisen, daß im Laufe der Zeiten schon manch tausend Kubikklafter Stein hinabgestürzt ist und noch manches folgen wird. Seit Menschengedenken haben schon mehrere Felsenbrüche stattgefunden, ohne jedoch bedeutenden Schaden anzurichten; zweimal jedoch brachten solche Stürze den Anwohnern Verderben, und die Nachricht davon verbreitete unter den fernsten Menschen Entsetzen. Das erstemal, 1435, stürzte ein Theil der Stadt Zug in den See hinab, 60 Häuser mit mehr als 150 Menschen. Der Zuger See ist nämlich ein über 800 Fuß tiefes Becken, dessen Wände aus Nagelfluhe bestehen; nur wenige Schritte vom Ufer beginnt die Tiefe, daher der See von den Bergen herabgesehen sich mit einem lichten Rande umsäumt zeigt. Ein Theil der Stadt Zug muß also unterhöhlt worden sein; wahrscheinlich haben Quellen, welche unter der Stadt, die bergan gebaut ist, ihren Weg zum See suchten, die Mergelschichte hinweggespült und so der Felsenmasse und den darauf ruhenden Häusern, ihren Stützpunkt weggenommen. Im Jahr 1394 fand eine zweite, nur kleinere Katastrophe statt, wo fünf Häuser in den See stürzten. Noch jetzt gilt die Lage der Häuser zunächst am See als eine gefährliche, und schwergeladene Wagen dürfen nicht bis an die Schifflände fahren; aber was soll diese Vorsicht? gibt es überhaupt gegen derlei Gefahren andere Sicherheit, außer man wandert fort? Doch der Mensch gewöhnt sich an jede zögernde Gefahr; so war es auch in Goldau, das an dem Roßberge längst seinen gefährlichen Nachbarn erkannt hatte; die Anwohner nennen ihn Ruffiberg, d. h. der zerrissene, wie Ruffinen Bergrisse bedeutet. Zahlreiche, oft sehr beträchtliche Felsentrümmer, welche hügelweise und einzeln in den Wäldern und am Fuße des Berges herumliegen, weisen auf Bergbrüche in uralter Zeit hin; 1712, 1750 und 1790 ereigneten sich einige Felsstürze, und seit 1750 lösten sich mehrmals Erdschichten ab, was die Gebirgsbewohner Schlüpfe nennen. Unterdessen wurde die Schweiz politisch erschüttert, der alte Bund stürzte zusammen, 1798 drangen die Franzosen gegen Schwyz vor, das die Direktorialverfassung nicht anerkannte; den 2. Mai schlugen sich Schwyzer und Franzosen in blutigen Gefechten an den Bergwänden des Rigi- und Ruffibergs, und auch Goldau hatte seine Todten und Verwundeten. Schwyz mußte sich fügen und Napoleon beruhigte das Land vollends durch die Mediationsakte von 1804. Es kam 1806; der Sommer war regnerisch; in der letzten Woche des August fiel anhaltender Regen, der den

Digitized by Google

2. September Nachmittags allmählig aufhörte, während der Himmel mit düsteren Wolken bedeckt blieb. Schon am Morgen bemerkte man, daß am Spitzenbühl und Gryppenberge (Theile des Rufi) sich Erdspalten gebildet hatten, aus denen dichter Nebel aufstieg; ein junger Mensch kam an eine solche Spalte, über welche er leicht wegschritt, als er aber nach einigen Stunden zurückkehrte, mußte er sie überspringen; man sah ferner, wie Steine aus der Erde gepreßt und Rasen über einander geschoben wurden; man hörte im nahen Walde das Krachen der Tannenwurzeln; es stürzten kleinere und größere Steine polternd hernieder; nach 2 Uhr vermehrten sich diese Stürze, und die abgelösten Stücke wurden immer massenhafter. Ein alter Bauer war bei einem andern, der am Berge wohnte, auf Besuch; als er das Rollen der Steine hörte, trat er vor das Haus, schaute bedächtlich aufwärts und sagte: „der Berg bringt uns noch etwas.“ (Er wurde verschüttet, während der andere entrann.) Ein anderer Anwohner des Berges, der weit oben von allen Menschen entfernt wohnte, Blasius Mettler, hörte das dumpfe Tosen im Innern des Berges, das Krachen und Prasseln der Bäume und Felsstücke; es wurde ihm sehr angst, denn er glaubte das Arbeiten der bösen Berggeister zu vernehmen, deren Geheul er oft gehört hatte, wenn der Wind durch die Klüfte des Berges pfiff. Er machte sich auf, ließ Weib und Kind in seiner Hütte zurück, eilte schnellen Laufes zu dem Pfarrer in Arth und bat ihn weinend, bei ihm zu benedigiren, denn dort oben sei es nicht geheuer, indem die bösen Geister gewaltig am Berge handthieren. — Unterdessen bildete sich an dem steilen Röthenerberge eine Spalte, die sich immer mehr vertiefte und verlängerte, das Erdreich begann zu rutschen; von der obersten Felswand stürzte ein großes Stück herunter; die braune Erde drängte sich über den Rasen her, die Wälder neigten sich und die hohen Tannen schwankten hin und her. Schwärme von Krähen und anderen Vögeln erhoben sich aus dem Walde und flogen kreischend und ängstlich dem Rigi zu; das weidende Vieh aber rannte in eiliger Flucht davon. Da schlug es in Goldau 5 Uhr; noch einmal rollten Felsenstücke zerschmetternd durch Wälder, Wiesen und Gärten und zerstörten einige Häuser. Nun erhob sich das Jammergeschrei der Einwohner von Goldau, sie flohen gegen die Brücke; zu spät, denn jetzt gerieth die ganze Bergwand in Bewegung und schoß mit entsetzlicher Schnelligkeit in das Thal hinab; 3000 Fuß über der Thalfläche war der Berg geborsten, und von dieser Höhe stürzten Wälder, Felsmassen und Erdschichten in das Thal hinunter. Das Wasser, das in die Spalten und Höhlungen des Berges gedrungen war und sie ausgefüllt, die Fugen aufgelöst hatte, durch dessen Druck die Bergseite zertrümmert wurde, brach hervor und überfluthete alles mit Schlammst-ömen. So wurde das ganze Gelände mit Fels, Schutt und Schlamm, an den meisten Stellen thurmhoch überdeckt, und die Massen wurden mit solcher Gewalt geschoben und geschleudert, daß ungeheure Felsblöcke an dem gegenüberliegenden Rigi emporstiegen. Ein furchtbares Sausen und Krachen, das bis im Kanton Zürich und den Bergen von Uri gehört wurde, verkündigte den Nachbardörfern und Thälern das unheilvolle Ereigniß, während an dem Schauplatze selbst eine röthliche Wolke emporstäubte und Himmel und Erde verhüllte. Es wurden 457 Menschen begraben; darunter waren 21 Reisende und Leute aus anderen Ortschaften, die sich Geschäfte halber in Goldau eingefunden hatten. Hirten, welche auf dem Rigi ihr Vieh weideten, hörten das Jammergeschrei der Fliehenden, und sahen, wie sie verschlungen wurden; Reisende, die einige Schritte hinter der vorausgehenden Gesellschaft zurückgeblieben waren, mußten es mit anschauen, wie dieselbe im Schlamm und Schuttstrom verschwand; so ein junger Mann seine seit wenigen Tagen angetraute Gattin, ein Hofmeister seine zwei Zöglinge. Doch war der Gipfel des Verderbens damit nicht erreicht; ein Theil der Masse stürzte in den lieblichen Lowerzersee und füllte ein Viertheil desselben aus; furchtbar überströmte das mit solcher Gewalt aus seiner Stelle getriebene Wasser seine Ufer, schleuderte gewaltige Steine über dasselbe, riß Häuser weg, als wollte der Wogenschwall mit dem Bergsturze in der Verwüstung wetteifern. Dem Seewendsche nach, welcher dem Lowerzersee entfließt, bis zum Vierwaldstättersee verheerte das Gewässer die Thalebene, eine volle Quadratstunde Land aber bedeckte der Bergsturz, darunter die Ortschaften Goldau, Unter- und Oberbuffingen, Unterröthenen und Lowerz. Vierundsiebenzig Menschen hatten sich durch schnelles Laufen gerettet, unter anderen auch die Frau des obgenannten Blasius Mettler mit ihrem Kinde, und vierzehn wurden am folgenden Tage aus dem Schlamm und Schutt gerettet. Zwischen den braunrothen Felsenmassen haben sich jetzt kleine Teiche gebildet, in welchen weiße Nymphäen blühen; es werden aber wohl Jahrtausende hingehen, bis sich diese Trümmerwelt mit Vegetation überdeckt und die Klüfte ausfüllt, damit dort der Mensch als Jäger, Hirte und Bauer wieder sein Wesen treiben kann. Jetzt steht neben dem Schutte ein schönes Kirchlein, in welchem der Jahrestag des Unglücks mit Gottesdienst und Gebet begangen wird (die Schutzjahresgezeit). Wenn der Wanderer den großen Grabeshügel mit Schauder überschaut, wenn er den Roßberg gemustert hat, dessen tiefe Wunde zwischen Wald und Weide klafft, so daß sein braunrothes Felsengerippe uns anzugrinsen scheint, dann kehrt er in dem Wirthshause der Kirche gegenüber ein, um sich zum vierstündigen Ansteigen nach dem Rigikulm zu stärken, wo er die Herrlichkeit der Gebirgswelt bewundern wird, wie wohl nicht leicht auf anderer Berghöhe.

Prof. Bumüller.

Digitized by Google

1540

Digitized by Google

Digitized by Google

Nantes

Digitized by Google

Mantes und Caudebec.

(Taf. 17.)

Die Seine bietet, von Paris an bis an's Meer Scenerien, die mit den schönsten des Rheins und der Themse zu wetteifern vermögen; jene lieblichen Punkte werden aber weniger beachtet und besucht, als es mit den gleich schönen, und eben so historisch interessanten Punkten jener beiden Flüsse der Fall ist. Die Weltstadt, die am mittlern Laufe der Seine sich erhebt, drängt alles Andere weit in den Hintergrund, sie bietet, im Gebiete der Kunst, des Schönen und Sehenswerthen so viel, daß nur Wenige der Reisenden der Landschaft-Scenerie Frankreichs, auf welche wir bereits im vorigen Hefte bei der Beschreibung jenes Landes hingewiesen, einige Aufmerksamkeit widmen. — Beiliegende Tafel 17 liefert zwei der reizendsten Ansichten des Seine-Thales, die freundliche Stadt Mantes, im Departement der Seine und Oise, und das gewerbfleißige Caudebec, im Departement der untern Seine.

Mantes, einst die Hauptresidenz Heinrich IV., liegt malerisch am linken Ufer der Seine, die hier durch eine ziemlich bedeutende Insel erweitert und in zwei Kanäle geschieden wird; eine schöne steinerne Brücke von drei soliden, gleichweiten Bogen führt über den Hauptkanal zur Insel, und eine kleinere von dort nach Limay, am andern Ufer des Flusses. Dicht an der Brücke erhebt sich die Kirche Notre Dame, aus der Mitte der freundlichen, die Stadt bildenden Häuser, ein alterthümliches, im Jahre 1087 errichtetes Bauwerk, das seines gleichen im ganzen Departement nicht hat, und mit welchem nur der vereinzelte, ihr gegenüber stehende Thurm St. Maclou sich zu messen vermag, dessen Kirche schon seit Jahrhunderten zerstört ist und dessen Alter bis zum Anfang des zehnten Jahrhunderts nachgewiesen werden kann. Die Zahl der Häuser der freundlichen Stadt beläuft sich auf 380, die der Einwohner auf nahe an 4000, die bedeutende Lederfabriken unterhalten und einen ansehnlichen Weinbau betreiben. Köstliche Gartenanlagen und liebliche Spaziergänge umziehen die Stadt und erhöhen deren freundlichen Anblick. Die am gegenüber liegenden Ufer sich ausdehnenden üppigen Weiden sind mit zahlreichen Heerden bedeckt, und früh und Abends gewährt das Hinübertreiben dieser Heerden, die schwimmend den Fluß kreuzen und deren Reihen öfters von Marktböten unterbrochen werden, ein unterhaltendes Schauspiel. — Mantes treibt einen nicht unansehnlichen Handel, hält jährlich zwei sehr besuchte Messen und wöchentlich zwei Wochenmärkte, die für den ganzen Bezirk von großer Wichtigkeit sind. Etwas über eine Stunde von der Stadt liegt an demselben Ufer der Seine das Dorf Rosny, der Geburtsort des berühmten Herzogs von Sully, und in einer daselbst erbauten Kapelle ruht das Herz des Herzogs von Berry, der zu Paris am 13. Februar 1820 verwundet wurde und an dieser Wunde starb.

Setzen wir unsere Wanderung längs den Windungen der Seine unterhalb Rouen fort, so sehen wir das vorher hohe Ufer zur Linken immer mehr abfallen, und endlich bei la Meilleraye in üppigen Wiesengrund übergehen, während das früher flache Ufer zur Rechten, gleich vom Fluß aus zu freundlichen Hügeln aufstrebt. Die Hauptstraße von Paris nach Havre zieht sich am Abhang dieser Hügel hin und gewährt, wo sie eine der kleinen Anhöhen überschreitet, liebliche Prospekte, das überraschendste Panorama aber dort, wo sie dem Schloß von Meilleraye gegenüber sich nach dem lebhaften Handelsplatz Caudebec hinunter windet. Wenige Plätze können hinsichtlich ihrer Lage mit Caudebec wetteifern. Auf drei Seiten von sanft abgerundeten Hügeln umgeben, die sich ziemlich steil aus dem Wasser erheben und kaum Raum für die am Abhange und längs dem Ufer erbaute Stadt zulassen, gewähren diese mit dem dichten Grün ihrer Waldungen und reichen Obstgärten, und den überall hervorblickenden Dachgiebeln kleiner, weiß getünchter Häuser, einen reizenden Anblick. Stundenweit verfolgt von hier aus das Auge die sich immer mehr erweiternde, mit zahllosen auf- und absegelnden Schiffen bedeckte Seine. Ein Mastenwald ragt längs dem Ufer über die niederen Häuser der Westseite empor, und längs dem Kay, an welchem die Fahrzeuge landen, überschattet eine doppelte Allee die Hauptstraße der Stadt, die mit dem Flusse gleichläuft. Caudebec zählt über 300 Häuser und mehr als 2800 Einwohner, die bedeutende Fabriken und Mühlwerke unterhalten und ansehnlichen Handel treiben. Die Häuser sind meistens klein, nur wenige über zwei Stockwerk hoch, und auch die öffentlichen Gebäude, mit Ausnahme der alten gothischen Kirche, nichts weniger als hervorragend, diese aber, die unsre Ansicht auf beiliegender Tafel fast ganz erkennen läßt, ist eines der geschmackvollsten, am besten erhaltenen Bauwerke des Mittelalters, dessen Besichtigung von keinem Liebhaber der Architektur verabsäumt werden sollte, der von Paris nach Havre reist.

Eine Jagdpartie am Rio Maroni.

Schon fünfzehn Stunden hingen wir im Sattel und hatten auf der endlosen Savanne keinen Tropfen Wasser gefunden; kein Baum, kein Strauch, kein Berg, kein Thal — nichts vor und hinter uns, als die zitternde, wogende Grasebene, über der die glühende Sonne ehern, unerbittlich flammte. O, mit welcher freudigen Erwartung hatten wir zu den reichen Genüssen der Reiselust uns eingeschifft, gegen die alle kleinen, damit verbundenen Beschwerden nur dem Weichling noch in Anschlag kommen können — doch jetzt dies — war zu arg; und mit dürrem Munde flüsterte mein Gefährte: er halte das Reisen, wo Thurn und Taxis nicht walte, und kein Schiff segle, für das heilloseste aller Vergnügen. Nur mit trübem Kopfnicken gab ich meine Zustimmung, denn ich fürchtete, die Zunge möchte mir, bei dem Versuche, sie zu regen, abbrechen wie

Digitized by Google

trocknes Bisquit. — „Gejenk, hu, Gejenk!“ rief unser Führer, halb rückwärts deutend, wohin ein Trupp Strauße uns voreilte. Die Flügel halb gehoben, um den günstigen Windzug segelnd aufzufangen, die langen Hälse etwas vorgeneigt, glitten die abenteuerlichen Vögel über die Savanne, gefolgt von einer Heerde Mustangs, oder wilder Pferde, deren Galopp jedoch weit hinter dem zweibeinigen Vortrab zurückblieb. „Sie gehen trinken am Strom,“ versicherte tröstlich unser leitender Gaucho Guiseppe,“ dort kommen schon die Lahmen, die nicht weit vom Wasser sich entfernen können,“ und hinterher strebten mühsam einige hinkende Rosse. Die Scene hatte wieder etwas Leben in uns erweckt, und wir frugen nach der Art der Verletzung der armen Thiere. Wenn der Sommer rings alles dorrt, antwortete Guiseppe, jede Pfütze und mancher Strom völlig vertrocknet, dann schweifen die Heerden der wilden Pferde durch die Llanos, um mit weiten, hochgehobenen Nüstern Wasser zu erwittern. Da finden sie häufig die gewaltigen Kugeln der Melocacten, mit gelben, seidenglänzenden Blüthen und scharfen Stacheln bedeckt, innen aber kühles, saftiges Mark; die Pferde schlagen dann mit behutsam gewendetem Huf die Stacheln weg, und laben sich begierig; nicht selten aber dringen dabei Stacheln in den Strahl des Hufs ein und lähmen die armen Thiere durch langwierige Geschwüre, die sie bald den Raubthieren überliefern.

Am Rand des Horizontes hatten sich indeß dunkle Massen erhoben, denen unsre müden Thiere ohne Antrieb, rasch zueilten; es waren Baumgruppen, die den Lauf des Maroni säumen und in deren kühlem Schatten wir bald behaglich in den Hängematten uns schwingend, und unsere Cigarren rauchend, zusahen, wie der unermüdliche Guiseppe unsern Maté bereitete. Im hohen, saftigen Grase streckten sich die gesättigten Thiere, über uns, im dunkeln Laub der Algarova, an deren weiten Aesten unsre Matten befestigt waren, plauderten und kreischten die Papagaien, in dem Gipfel der Palmen gaukelte der zierliche Miko mit dem langen Wickelschwanz sich haltend, und das rothe Gesicht neugierig uns zuwendend und aus der Tiefe des Waldes erklang in langen Pausen, des Glockenvogels heller Metallton. Der Maroni wälzte die kühlen klaren Wellen so badrisch vorüber — doch warnend streckte zuweilen ein Alligator das ungeschlachte Haupt hervor, zu erspähen, wo ein Pferd tränke, oder ein flüchtiger Hirsch sich kühle. Guiseppe hatte eben mehrere helle Feuer angezündet, den Kougar, den Jaguar, den Margai, diese grauen Katzen von uns und den Pferden fern zu halten, als lautes Hundegebell stets näher und näher uns wieder ermunterte. Auf Guiseppe's Rath hatten wir eben die Büchsen mit den Cigarren vertauscht, als ein blanker Jagdzug durchs Gehölz brach. Die blinkende, massiv silberne Zäumung der Pferde, die schweren Bügel vom gleichen Metall, die reichgesticken Schabracken der drei Jäger ließen jeden Gedanken an räuberische Guaranier verschwinden. Rasch hatte der Vordere, ein schöner, brauner Mann, das Pferd parirt und sich aus dem Sammtsattel geschwungen. Erlaubt, Caballeros, redete er uns an, die Nacht in Eurer Gesellschaft zuzubringen, da wir beabsichtigen, von hier aus morgen unsre Jagd zu beginnen. Sieh da, Guiseppe! fuhr er fort, warum hast du die Fremden nicht zu meiner Plantage geleitet? Die Herren Jngleses und die Pferde hielten nicht länger aus, Sennor Bartolomeo, entgegnete der Gaucho, morgen würden wir la Guanja wohl bei guter Zeit erreicht haben. Nehmt meine Gesellschaft dahin an, Caballeros, wandte sich Don Bartolomeo wieder zu uns, die Jagd wird Euch mehr unterhalten, wie ermüden, und Ihr macht mir dann hoffentlich das Vergnügen, bei mir längere Zeit auszuruhen! Mit Freuden nahmen wir das so lockende Erbieten an; auch der zweite Reiter war abgestiegen, und hatte sich uns mit altkastilischer Ritterlichkeit grüßend genähert, nur der dritte verharrte noch hoch zu Roß und zog Aller Blicke auf sich. Wohl erkannte man, daß er, wie das Königreich Schweden, Wein ein- und Kupfer ausführe, welches bei der grellen Beleuchtung unserer Feuer schier wie Sameis Antlih im Freischüß erglühete. Auf der Achsel hielt er ein unheimlich langes Jnstrument statt der Büchse, welches sich, bei näherer Betrachtung, als eine Schmetterlingsscheere mit breiten Netzzittern auswies; auch war sein ganzer Hut schon mit bunter Beute besteckt. Rechts hing ein weites Glas mit Spiritus am Gürtel, in welchem halb ertränkte Käfer dämonisch zappelten, links, statt des Schwertes, dräuete ein gewichtiger Steinhammer; in den Pistolenhalftern aber rasselten einige gefangene Eidechsen. Jm Arm trug er überdies ein junges Armadill, und dies Gürteltier, von der seltneren Art mit sieben Panzerringen, hinderte den gelehrten Herrn, abzusteigen, wobei indeß zwei Sclaven vermittelnd eintraten. Von neuem ward würziger Paraguaithee bereitet, die Hängematten der Gesellschaft aufgeschlungen, und der Jagdmeute ihre Bewachung überlassen.

Mit dem Morgengrauen ward es lebendig in unserm Lager; die kaum verlassenen Hamaks wurden aufgerollt, die gekoppelten Pferde geputzt und gesattelt, der Maté bereitet und Fleischschnitten aus der Keule eines erlegten Hirsches gebröstet. Die Jäger setzten ihre Gewehre in Stand, indeß der gekupferte Doctor sein verschiedenes Ungeziefer mit vieler Befriedigung ordnete, und einer Rumflasche nebenbei einige Aufmerksamkeit erwies. Einige Jndianer, vom Stamme der Wavaus, die Don Bartolomeo bei sich hatte, entdeckten den faulenden Stumpf einer Jtapalme und wühlten etliche Dutzend großer baumdicker Maden daraus hervor, welche sie auf Kohlen rösteten und mit ekelhafter Gier verschlangen. Es waren die berühmten Palmwürmer, die auch auf den Tafeln der Vornehmeren als köstliche Leckerbissen gelten.

Jetzt erst gewann Don Bartolomeo Zeit, mir den Jagdplan vorzulegen. Schon am Abend waren seine Wavaus ausgesendet, mit weitem Halbkreis, dem die Biegung des Stroms sich zuwandte, alles Wild, das

Digitized by Google

nach der Gluth des Tages zur Tränke gezogen war, einzuschließen. Er hoffte Hirsche und Wildschweine in Menge anzutreffen, und ziemlichen Vorrath zur bevorstehenden Zuckerernte zu erlegen. „Vielleicht," schloß er, „ist auch ein Jaguarpaar mit eingekreist, welches uns in neuerer Zeit an Rindvieh und Pferden viel Schaden gethan hat, darum bitte ich Sie, Ihren Guiseppe bei sich zu behalten, der schon die Haut manches Jaguarete verkauft hat. Nur eine sehr glückliche Kugel tödtet dies Thier auf dem Platz, und dem Verwundeten gegenüber ist gewöhnlich der Schütz verloren. Ist es Ihnen jetzt genehm, so wollen wir uns anstellen und den Treibern das Zeichen zum Vorrücken geben." Es geschah, und bald vernahmen wir das entsetzliche Geschrei, mit dem die Inder das Wild auftrieben.

Ich war mit Guiseppe, dem die Jagdlust aus den dunkeln Augen sprühete, unter einem mächtigen Baum angestellt, und bald sah ich einen Coati mit dem läppischen, wankenden Trott vorsichtig sich nähern; wie er uns gewahrte, erkletterte er behend einen Baumwollenbaum, und verbarg sich klug im dichsten Laubwerk. Nun brach ein Rudel Wildschweine hervor, von denen Guiseppe, Knall und Fall, eins erlegte; meine Kugel traf einen Eber in's Genick; er schrie auf, und stürzte mit tückischer Schnelle auf mich ein, brach aber, noch zwanzig Schritt entfernt, von Don Bartolomeo getroffen, zusammen. Das Rudel erreichte jetzt den Strom, und fast zugleich plumpte die ganze Gesellschaft hinein; ehe sie aber die Mitte erreichte, ging das Geschrei schon wieder los; ein kleiner Alligator hatte eine alte Bache am Hinterlauf erwischt, doch nicht, wie Goethe's Fischer „halbhinsinkend", erhob sie mächtig ihre Stimme und wehrte sich kräftig gegen die Ehre seiner näheren Bekanntschaft. Vergebens! ein guter Kamerad kam pfeilschnell durch's aufrauschende Wasser geschossen, und verlegte den Schluß der Scene auf den Grund. Ehe wir, dem Intermezzo zujauchzend, wieder geladen hatten, brauste ein Rudel Hirsche heran, deren Leittier, einen prächtigen Kronhirsch, Don Bartolomeo auf's Blatt traf. Caraja! fluchte Guiseppe, das ungeladene Gewehr wegwerfend, und schwang sausend die schweren Bolas um den Kopf; auf etwa dreißig Schritt Entfernung schlangen sich ihre verbindenden Riemen einem Hirsch um die Läufe, daß er krachend niederstürzte und abgefangen wurde.

Jetzt erst horchten wir auf das wüthende Gebell der Meute, welches bald auf wilder Folge, bald Standlaut im Wald vor uns erscholl. Die Pferde her, rasch! befahl Bartolomeo; Guiseppe aber entgegnete, daß sie uns im Gestrüpp nichts nützen, aber die Gefahr wohl mehren könnten, denn hier sei gar kein Zweifel: die Hunde treiben den Jaguarete. Vorsichtig näherten wir uns — über mächtige, halbverfaulte Stämme am Boden kletternd, durch die endlosen Schlingen der Lianen uns windend, von den Stacheln der Kaktusarten verletzt und durch die langen Sporen wenig gestört — dem Kampfplatz. Ein gewaltiger Jaguarete hatte, von den Hunden gedrängt, sich auf einen schräg liegenden Baumstumpf geflüchtet, und knurrte dumpf auf die zornigen Kläffer herab, die bei jeder Bewegung des gefürchteten Feindes zurückprallten. Mehrere Kugeln hatten ihn, zwischen das knorrige Geäst gedrückt, nur gestreift, und die Wuth des Thiers zum Rasen gesteigert; vorn deckte ihn nahe ein mächtiger Mimosastamm, von der andern Seite ein tiefer, tückischer Sumpf. Wir sahen, unsre Büchsen konnten in dieser Stellung nur wenig leisten; und sie zu verlassen bezeugte der Tiger augenscheinlich wenig Lust. Guiseppe hatte Alles mit raschem Blick übersehen, und bat Don Bartolomeo, die Hunde abrufen zu lassen. Es geschah, und nur mit der Lanze und einem derben, langen Stock bewaffnet, näherte er sich dem furchtbaren Thier, und ließ sich, etwa acht Schritt entfernt, auf ein Knie nieder. Der Jaguarete hatte ihn mit blitzenden Augen beobachtet, er drückte sich, alle Kraft vereinend, zusammen, und sprang katzenartig mit mächtigem Bogensatz, oben herab auf den einzelnen Feind, der seiner Wuth zu trotzen wagte. Kaltblütig hatte der indeß seine Lanze auf den Boden gestemmt und mit der gutgelenkten Spitze die ganze Wucht des Sprunges aufgefangen. Durch die Brust gespießt hätte das Unthier sicher noch Unheil genug angerichtet, aber ein paar derbe Schläge über die Lendengegend lähmten den Hinterkörper völlig. Jetzt wagten sich die Hunde heran, doch erschlug das starke Thier noch drei mit den Vordertatzen, ehe es das jähe Katzenleben verendete.

Das verdiente Lob seiner kühnen That erfreute den Gaucho sichtlich, mehr aber noch Bartolomeos Geschenk einer schönen Büchse sammt gefülltem Pulverhorn und Kugelbeutel. Wir erfuhren nun, daß dies Aufspießen des Jaguarete keineswegs etwas Unerhörtes, wohl aber stets ein starkes Wagstück sei, dem sich nur erfahrene, tollkühne Jäger gewachsen glauben. Geht der Stoß fehl, oder trifft er nicht tödtlich die edelsten Theile, so ist der Jäger sicher verloren, denn Ein Tatzenschlag ist hinreichend, Kopf oder Brust zu zerschmettern, wie er den Rückgrat jedes Ochsen zerbricht.

Die Beute ward gesammelt, und auf den Lagerplatz geschafft — Alles war vergnügt, der Becher begann zu kreisen, und keines der theuren Häupter wurde vermißt, außer dem leuchtenden Sohn Asklepios, dem Käferevertilgenden, felszerspaltenden Doctor. Niemand hatte sich im Jagdeifer um ihn gekümmert, und so war uns der Mann abhanden gekommen. Augenblicklich erhoben wir uns, dahin, wo er zuletzt gesehen worden war. Dort erscholl

„— wie Geisterruf um Mitternacht
„aus schwarzer Luft hernieder dröhnt"

ein dumpfer Finch um den andern, doch konnten wir lange nicht einig werden, woher? bis ein Wayan auf einen dicken Baumstamm, der rings von Gebüsch umdrängt, an einen Felsblock sich lehnte, deutete und meinte: dort sei das rothe Blaßgesicht. Es war so; die Aexte unserer Treiber hatten bald ein tüchtiges Loch in den hohlen Stumpf gearbeitet, und heraus kroch Hy-

Digitized by Google

gidas verlorner Sohn, einen erwürgten Coati nachschleppend, denselben, welchen ich zu Anfang der Jagd auf diesen Baum gescheucht hatte. Der Doctor hatte, am Felsblock hämmernd, die schöne Schmetterlingsblüthe einer Schlingpflanze gesehen, und war von ihm aus ohne Beschwerde aufgestiegen, als die dünne Rinde unter ihm brach und er in's Hohl des Stammes hinabglitt. Hier störte er den Coati, der den Eindringling erschreckend und erschrocken, mit Klauen und Zähnen begrüßte, und, ohne das jus primae possessionis anzurufen, ihm eilig den Rücken hinaufzusteigen begann. Da hatte der Gelehrte einen mächtigen Katzenbuckel gemacht, und so das Thier erdrückt; doch nicht, ohne daß dessen Krallen beträchtliche Haverie an den Modesten des Drängers anrichteten, wodurch er jetzt genöthigt war, mit blankem Spiegel vor uns zu erscheinen; ein zusammengelegter Hamack, der dem Beschädigten nach Art der Hinterleder der Bergleute umgegürtet ward, stellte jedoch seine Würde schnell wieder her. Der Coati war das erste Thier dieser Art, welches ich sah, ich hat also den Doctor um einiges Näheres von ihm, und gern willfahrte er mir.

„Das Thier, Nasua socialis, oder Viverra nasua, stellt Oken zu den Nasenbären. Es ist, wie Sie sehen, etwa 2 Fuß lang ohne den etwas kürzeren, buschigen und weiß geringelten Schwanz, und etwa 15 Zoll hoch. Die Farbe wechselt vom Gelblichgrauen bis zum dunkeln Rothbraun; doch scheint man mit Unrecht einen grauen und braunen Coati zu unterscheiden; der lange, schweinartige Rüssel ist, stets, wie die spitzigen Ohren, schwarz, und über jedem Auge steht ein weißer Flecken, wie auch eine weiße Schneppe die Stirn bis zur Nase bezeichnet. Sie leben, meist in Truppen, in trocknen Wäldern von Früchten, Vögeln und deren Eiern, und lagern zusammengerollt meist in hohlen Bäumen, die sie mit Leichtigkeit erklettern, obwohl Sie bemerkt haben werden, daß ihr Gang etwas Schwerfälliges, Tappendes hat. Ihre Manieren sind aus Fuchs und Bär gemischt, und ihre starken Krallen und zweischneidigen Reißzähne, wie Figura zeigt, keine verächtlichen Waffen."

„Sie können," unterbrach Don Bartolomeo, „auf meiner Pflanzung zwei an der Kette mit Muße beobachten; ich schlage daher vor, aufzubrechen, damit die Caballeros nach längeren Entbehrungen sich wieder etwas erholen, und der Doctor seinen Stern frisch schaalen kann."

Wir saßen auf. An der Spitze tanzte Don Bartolomeos Apfelschimmel, mit dem unsre tückischen, dickköpfigen Mustangs nur mühlich Schritt hielten. Dann folgte der Gaul des Doctors, ein trabendes Naturalienkabinet; rechts, neben dem Hammer, hing die Leiche des erdrückten Coati, bei den Käfern zappelte das Armadill in eine Schlinge gehängt — das originelle und zersetzte Costüm des Herrn endlich, und seine lange, dürre Gestalt, mit wirrem, schwarzen Bart, aus dem die Nase, wie ein Streifen Sonnenuntergang zwischen schwarzen Wetterwolken glühete, die lange Schmetterlingsscheere als Lanze, erweckte die Idee, der traurige edle Junkherr von la Mancha habe sich plötzlich zur Naturkunde gewendet.

Nach einer Stunde erreichten wir la Guanja, die Pflanzung. Am Maroni hin, der sie in abgeleiteten Kanälen tränkte, dehnten sich die lichtgrünen Felder des Zuckerrohrs; gegen die Sonne gewendete, stickendheiße und feuchte Waldpartien enthielten die Kakaopflanzungen, an denen wir hinritten. Unter hohen weitschattenden Mangleäumen boten die niedrigen Kakaobäume mit Blüthen und Früchten prangend, einen herrlichen Anblick; der Doctor aber trieb uns zum Weiterreiten, denn hier, in den heißen, dumpfen Waldschluchten, meint er, sei das ächte Fieberklima, welches kaum ein Eingeborner, oder Neger zu ertragen vermöge. Weiter hin fanden wir noch einzelne Bäume, die er uns näher zu betrachten erlaubte und näher commentirte.

Der Kakaobaum wächst im tropischen Amerika wild, besonders an den Ufern der Orinoko und Cassiquiare bei Bastoa und Capivari, auch auf den Inseln der gleichen Breiten. Auch unter dem Aequator erhebt er sich nie über 1200 Fuß Meereshöhe, bis wohin man ihn in Mexiko, Guatimalo, Nicaragua, Venezuela, zumal aber in Carracas kultivirt findet. Er muß zu gutem Gedeihen eine mittlere Temperatur von 27—28° Reaum. haben und in feuchtem Schatten stehen; deßhalb werden Reihen von Mangleäumen in die Pflanzungen gesetzt. Der Kakaobaum wird nur 12, höchstens 20 Fuß hoch, doch ziemlich dick, mit glatter, brauner Rinde, großen, 8—12 Zoll langen und über 2 Zoll breiten ganzrandigen, ovalen gespitzten Blättern, deren dunkelgrüner Glanz vom jungen Laub, welches schön rosenroth ist, und den stets sich entwickelnden gelben Blumen mit rothen Staubfäden wunderhübsch abstich. Die Frucht, von der Gestalt und Größe der Pompelmuse (einer sehr großen Citrone) hat zehn Längsfurchen, wodurch sich eben so viel rundliche Rippen vom Stiel gegen den Kelch hinbeu. Die Farbe wechselt vom schmutzigen Citrongelb bis zum brennenden Scharlach. Unter der äußern Lederhant findet sich ein weißliches, süßes Mark, in welchem die violetten, mandelartigen Samen, die hinlänglich bekannt sind, in dichten Querreihen liegen. Die Wilden saugen blos das Mark, und werfen die Kerne weg, die man oft um die Feuerstätte eines Nachtlagers in Menge herumliegend findet. Nach drei Jahren, vom Stecken der Bohne an, trägt der Kakaobaum auf geeignetem Standort, reiche Früchte, und nicht mit Unrecht nannte Linnée solche Theobroma, Götterspeise, die so reich an würzigem fetten Oel, mit nährendem Eiweiß gemischt sind. Vier Monate vergehen von der Blüthe bis zur Reife der Frucht; sie wird zerbrochen, und die Bohnen aus dem Marke genommen. Diese werden nun entweder unter Dach, auf große Haufen geschüttet, in Fässer gefüllt, oder in die Erde gegraben. Jedes dieser Verfahren hat eine Erhitzung der Bohnen zur Folge, eine Gährung, bei welcher sich Kohlensäure und Weingeistdämpfe entwickeln, und die Schaale der Kerne sich bräunt; ihr Zuckerstoff aber, der sie auf dem Transport faulen machen würde,

Digitized by Google

ist zerstört. Sie werden nun auf Hürden getrocknet, und in den Handel gebracht. Die Behandlung während des Gährungsprozesses trägt indeß viel zur Güte des Kakao bei, und man unterscheidet viele Sorten, die sich aber alle auf Cacao terré und solé, in die Erde gegrabenen oder geformten, zurückführen lassen. Zu Ersterem gehören Mexiko, Guatimalo, Neu-Granada, Surinam, Esseqebo-kakao; zu Letzterem der Brasilische, der von Cajenne, und den Inseln.

»Ich glaube, fuhr der Doctor nach einem langen Kuß seiner Rumflasche fort, „Copez de Gomara hat zuerst des Kakaobaums von Mexiko aus, erwähnt. Er wird dort Cacahoahuitl genannt, der Samen Cacahoatl und das daraus bereitete Getränk Chocollatl, welches aber nur ein kalter Aufguß auf frische Bohnen ist und einen sehr leichten Rausch gibt. Chokolade durch Sieden von Kakaoteig mit Milch oder Wasser zu bereiten, lernten erst die Spanier, fanden aber sehr verschiedenen Geschmack daran, denn Benzoni, dessen Geschichte des neuen Erdtheils schon 1572 erschien, nennt sie, im Gegensatz zu Linnée's Bezeichnung, mehr ein Getränk „da porci, che da huomini.“ Mit der Zeit beliebte man die verschiedensten Zusätze, wie Orlean oder Urukn, mehrere Pfefferarten, besonders aber der Cardamomen und des Tlirochill, oder der Banille; alle diese Mischungen müssen sich jedoch rasch in Europa verbreitet haben, denn schon 1694 schrieb J. P. Eyseb in Erfurt eine Dissertation De Chocolatae usu et abusu.“

Wird hier auch Banille gebaut? frug ich.

„Banille,“ entgegnete der Doctor, wird nicht kultivirt. Es ist eine Schlingpflanze, deren Stengel sich an hohen, absterbenden Bäumen aufrankt, in deren Rinde er sich mit tausend Luftwurzeln klammert. Sie hat dicke, fleischige Blätter und große duftige, weißgrüne Traubenblüthen. Die nicht ganz reifen, langen, dünnen Schoten, die im Innern eine Unzahl sehr kleiner Samen in braunem Marke bergen, werden von den Indern gesammelt, mit Oel bestrichen und getrocknet. Man kennt mehrere Arten, deren aromreichste Sorten nicht in den Handel kommen, weil sie sich nicht trocknen lassen.“

Nach einem üppigen Mahle, bei dem der beliebte Sangaree, ein Gemisch von Portwein, Rum, Zucker und Ananassaft, nicht fehlte, hatten wir in elastischen Hängematten, gut mit Mosquitonetzen verwahrt, die duftige Nacht jener Breiten traumlos verschlafen. Ein dicker, bratwurstlippiger Neger streckte eben den Wollkopf herein; als er uns wachend sah, frug er: Massa woll trinken Kokolati, Kaffi, Matti, Sangari?

Wir kommen sogleich! riefen wir Beide, besorge nur, daß Guiseppe die Pferde sattle.

Aber erst nach einem vollen Monat verließen wir das gastliche la Guansa, um unsern Reiseplan wieder aufzunehmen.

Schmid.

Christoph Philipp Oberkampf.

Beharrlichkeit, Fleiß und Betriebsamkeit, dies sind einige der vorzüglichsten Tugenden, welche den Mann auszeichneten, mit dessen Leben und Wirken wir uns jetzt beschäftigen und unterhalten wollen. Er ist so recht ein Vorbild für die deutsche Jugend, und wohl werth, daß sein Name mit Achtung genannt und das Beispiel befolgt wird, das er seinen Landsleuten, wenn auch in einem fremden Lande wirkend, gegeben hat. Mit geringen Mitteln beginnend, aber mit ungewöhnlich hohen Geistesfähigkeiten ausgestattet, und von rastloser und unermüdlicher Thätigkeit beseelt, erhöhnte sich Oberkampf den Weg zu Ehre und Auszeichnung. Er, ein einziger Mann, aber auch ein ganzer Mann im vollen Sinne des Worts, schützte Tausende von Menschen vor Hunger und Elend, und, was mehr ist, schützte sie davor auf eine Weise, die ihm zum Ruhme und Jenen zur Ehre gereicht. Denn er gab ihnen Arbeit, und sie arbeiteten freudig und willig, weil er jeden Arbeiter seines Lohnes werth hielt, und nimmer den Spruch vergaß: Einen treuen Knecht und fleißigen Arbeiter halte nicht übel (Sir. 7, 22).

Hätten sämmtliche Fabrikanten in Schlesien ihn zum Muster genommen, die armen Weber wären nimmer in jenen Abgrund der Verzweiflung gerathen, der ihr ganzes Lebensglück bis in den innersten Kern hinein vergiftete und vielleicht ferner vergiftet. Wenn doch nur jeder Fabrikherr den Ausspruch Sirachs vor Augen hätte, der da sagt: Wer dem Arbeiter seinen Lohn nicht gibt, der ist ein Bluthund! (34, 27.) Wahrlich, mit goldenen Buchstaben sollte dieses Wort auf Tafeln von Erz geschrieben und in den glänzenden Palästen jener Menschen aufgehangen werden, damit sie jeden Tag, jede Stunde, jede Minute daran erinnert würden, wie viel Elend durch ihre schmutzige Habsucht in die Hütten des armen fleißigen Handarbeiters gekommen ist, dessen übermäßige Anstrengung die Früchte hervorbringt, welche der reiche Fabrikant einsammelt und mit Behaglichkeit verzehrt, ohne seinen Sclaven (denn etwas Besseres sind in Mancher Augen die Arbeiter nicht) einen Theil von dem Genusse zu gönnen.

Christoph Philipp Oberkampf dachte und handelte anders, und sein ganzes Leben ist eine Reihe von edeln Handlungen, die gleich Diamanten zu einem Diademe verbunden sind, das prächtiger auf seinem Haupte strahlt, als manche funkelnde Königskrone auf dem Haupte eines mächtigen Herrschers; kein Stein in diesem Diademe war falsch oder unverdient.

Der Mann, von welchem wir reden, wurde am 11. Juni des Jahres 1738 in dem kleinen Flecken Weißenburg in der Markgrafschaft Anspach geboren. Sein Vater, Meister in der Kunst, baumwollene und andere Stoffe zu färben, eine Kunst, die er gewissermaßen erst erfand, versuchte mehrere Etablissements, erst in Fulda, dann in Mainz und endlich in Straßburg, ohne aber von einem Erfolge begünstigt zu werden, der seinen Erwartungen entsprochen hätte. Zu-

Digitized by Google

letzt wendete er sich, durch vortheilhafte Anerbietungen dazu bewogen, nach der Schweiz, und begründete erst in Basel und dann in Aarau ein Geschäft, welches er bald auf eine achtungswerthe Stufe erhob. Sein Sohn, obgleich noch sehr jung, kaum elf Jahre alt, stand ihm schon getreulich in seinem Geschäfte bei, das er unter den Augen des Vaters erlernte, um ihm später eine überraschend große Ausdehnung zu geben, und es in einem Grade zu vervollkommnen, den man früher nicht für möglich gehalten hätte.

Oft versah der junge Oberkampf den Dienst eines Reisenden, fuhr aber nicht in einer glänzenden Equipage einher, sondern wanderte unverdrossen und unermüdlich seines Weges zu Fuße, und trug sein Bündelchen Wäsche und sein Päckchen Muster auf dem Rücken, wie der erste beste Hausirer. Er schämte sich dieser Einfachheit keineswegs, auch in späteren Jahren nicht, sondern sprach oft und mit sichtbarem Vergnügen von diesem dunkeln und niedrigen Anfange seiner Laufbahn, die ihn schneller, als er geglaubt haben mochte, auf die Sonnenhöhe des Glückes führte.

Als er heranwuchs, trat er als Theilhaber in das Geschäft seines Vaters ein, und zeichnete sich in jeder Beziehung so vortheilhaft aus, daß die Stadt Aarau ihm auf die ehrenvollste Weise das Bürgerrecht schenkte. Unermüdlich thätig erwarb er sich vorzugsweise die Kenntnisse, welche zu Ausübung der Kattundruckerei nothwendig sind. Diese Kunst war damals in Europa noch neu, und stammte aus Asien, wo sie schon in den ältesten Zeiten bekannt war. Die alten Aegyptier hatten sie betrieben, und der ältere Plinius lobt den Reichthum, die Pracht und die Haltbarkeit der Farben, durch welche sich die ägyptischen Stoffe seiner Zeit auszeichneten. Aber ihre Geheimnisse waren verloren gegangen, und die Art und Weise, welche neuerdings die Perser und Indier bei der Herstellung ihrer Zitze und Kattune befolgten, war so zeitraubend und außerordentlich kostspielig und mühsam, daß dieselben in Frankreich nur zu sehr hohen Preisen verkauft werden konnten. Dies erweckte in Oberkampf den Entschluß, seine Kunst in Frankreich auszuüben. Aber er hatte dabei mit großen Hindernissen zu kämpfen, indem man dort die Kattundruckerei der französischen Flachs-, Hanf- und Seidenkultur für so nachtheilig hielt, daß nicht einmal die in einigen benachbarten Ländern nachgemachten Kattune in Frankreich eingeführt werden durften. Oberkampf wußte jedoch alle Hindernisse, die seinem Vorhaben im Wege standen, durch Geist, Beharrlichkeit und Muth zu überwinden. Da sein Vater mit seinen Plänen nicht einverstanden war, entfernte er sich heimlich aus Aarau, und begab sich, neunzehn Jahre alt, arm und unbekannt, nach Frankreich, das er wenige Jahre nachher mit seinem Ruhme erfüllen sollte. Der Vater zürnte zwar über diesen Schritt seines Sohnes, der allerdings tadelnswerth war; aber der Erfolg desselben versöhnte ihn wieder und ließ das Vergehen des Jünglings sehr bald in ewige Vergessenheit gerathen.

In Paris angelangt, fand er nach manchen vergeblichen Versuchen Arbeit in einer Fabrik, der es an Zeichnern, an Koloristen, an Druckern, kurz, fast an Allem fehlte. Oberkampf bot seine Dienste an, versprach, Alles, was verlangt wurde, allein zu leisten, und wurde als Arbeiter angenommen. Obgleich seine Dienste nur niedrig bezahlt wurden, legte er dennoch, eben so sparsam wie vorsichtig, einen Theil seines Einkommens für die Zukunft zurück, und begnügte sich zu seinem Lebensunterhalte nur mit dem Einfachsten und Nothwendigsten. In der Vorstadt St. Marceau miethete er bei einer Frau ein kleines Zimmerchen, und speiste bei ihr zu 8 Sous des Tages. Kurze Zeit nachher sollte der arme Handwerker, den sie freundlich und theilnehmend aufnahm und behandelte, ihr Wohlthäter werden.

Oberkampf ruhete nicht, bis er die Erlaubniß von der königlichen Regierung erlangte, selbstständig eine Kattunfabrik anlegen zu dürfen. Es gelang ihm im Jahre 1759, und hoch erfreut begab er sich mit 600 Franken, die sein ganzes Vermögen ausmachten, in das schöne Thal Jouy, dessen dicht bewaldete grüne Hügel ihn an die herrlichen Gegenden der Schweiz erinnerten, wo er die Jahre seiner Kindheit verlebt hatte. Hier, in einer niedrigen Bauernhütte, welche ihm zu Ehren heutzutage noch die Wiege der Manufaktur genannt wird, legte der junge Mann von 21 Jahren, fremd, und kaum die fremde Sprache redend und verstehend, den ersten Grundstein zu einer Fabrik, welche bald zu einer solchen Ausdehnung heranwuchs, daß sie Frankreich nicht allein von einem hohen und schmählichen Tribute befreite, welchen es der Industrie fremder Länder bezahlen mußte, sondern auch eine lange Reihe von Jahren hindurch mehr als tausend Menschen beschäftigte, und denselben auf ehrenwerthe Weise ihr tägliches Brod verschaffte. Ganz allein begann er sein Unternehmen, das überdies von den Gesetzen des Landes anstatt gefördert zu werden, vielmehr höchst stiefmütterlich behandelt wurde. Er selbst allein war zugleich Zeichner, Formenstecher, Drucker und Maler, und arbeitete mit eisernem Fleiße in einem Kämmerchen, das kaum ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl zu seiner Bequemlichkeit hatte. Dennoch verfolgten ihn nur zu bald Neid und Mißgunst. Von allen Seiten wurde der junge Oberkampf angefeindet, und er hätte vielleicht den vielfachen Angriffen namentlich der Seidenfabrikanten zu Rouen, Lyon und Beaujolais unterliegen müssen, wenn er nicht von einer so erstaunlichen Festigkeit des Geistes beseelt gewesen wäre. Allen Angriffen setzte er nichts entgegen, als eine bewunderungswürdige Thätigkeit und eine unerschütterliche Gemüthsruhe. Mit diesen Eigenschaften überwand er alle feindselig ihm in den Weg tretenden Hindernisse. Seine merkwürdigen und schnellen Erfolge in Allem, was er begann, gaben ihm Kraft und Ausdauer, und er hielt sich für einen ganz besonderen Schützling der Vorsehung, der er alles Verdienst seiner Handlungen beimaß, indem er zu bescheiden war, es seinem eigenen

Digitized by Google

Geiste zuzuschreiben. „Der Himmel begünstigt mich, und ihm verdanke ich Alles, was mir gelingt," pflegte er zu sagen.

Oberkampf fand unerwartet Beistand von einer Seite, wo er ihn nicht erwartet hätte. Ein angesehener Beamter des Königs verwendete für ihn seinen ganzen Einfluß, und Oberkampf bezeigte sich später sehr dankbar dafür, indem er die empfangenen Wohlthaten der Familie jenes Mannes vergalt, welche durch die Zeitumstände in sehr bedrängte Verhältnisse gerathen war. Außerdem begünstigte ihn der Herzog von Beuvron, der Eigenthümer des Fleckens Jouy, welcher klug genug war, die großen Talente Oberkampfs würdigen zu können, eines jungen rastlos thätigen Mannes, der binnen wenigen Jahren eine menschenleere, für ungesund gehaltene Gegend, mit mehr als fünfzehnhundert fleißigen und gestteten Arbeitern bevölkerte, der Moräste austrocknete, der ein schönes Dorf und zugleich eine mehr und mehr aufblühende Fabrik gründete, und durch alles dies den Werth der Besitzthümer des Herzogs um ein Bedeutendes im Werthe steigerte.

Der Herzog sprach am Hofe des Königs zu Versailles von dem jungen Fabrikanten mit der ganzen Anerkennung, welche dessen rastloses und kluges Streben verdiente, und ein Zufall trug dazu bei, seinen Empfehlungen den gehörigen Nachdruck zu geben. Eine hohe Dame hatte das Unglück, ein kostbares Kleid aus persischem Stoffe zu zerreißen, dessen Glanz und wundervolle Schönheit den Neid und die Bewunderung des ganzen Hofes erregt hatte. Der Unfall versetzte sie in die äußerste Betrübniß. Plötzlich fällt ihr der Name des jungen Fabrikanten ein, dessen Kunst und Geschicklichkeit der Herzog von Beuvron so enthusiastisch gerühmt hat. Die Hoffnung, daß Er vielleicht ihren Verlust zu ersetzen vermag, bemächtigt sich ihrer. Sie setzt sich in den Wagen, fährt nach Jouy, klagt dem jungen Oberkampf ihr Leid, und beschwört ihn, seine ganze Geschicklichkeit anzubieten, um ihr ein neues Kleid von dem gleichen Glanze, der gleichen wundervollen Schönheit des zerrissenen zu verschaffen. Lächelnd hört Oberkampf die Klagen der Dame an, und verspricht ihr, sie völlig für ihren Verlust zu entschädigen. Er erkennt die Wichtigkeit des vorliegenden Falles, und strengt sein Genie aufs Aeußerste an. Das Kleid kommt nach Versailles, und erregt allgemeine Bewunderung, indem es an Farbenpracht den persischen Stoff noch bei Weitem übertrifft. Alle Welt spricht jetzt von Wundern, der Name Oberkampf schwebt auf Aller Lippen, und kein Mensch will mehr andere Zeuge tragen, als die aus seiner Fabrik hervorgehen. Die Königin Marie Antoinette wünschte den Künstler kennen zu lernen, dessen Industrie dem Lande eine Quelle des Reichthums eröffnete, und besuchte seine Fabrik. Die Prinzen und Prinzessinnen folgten ihrem Beispiele, der ganze Hof strömte nach Jouy, Oberkampf wurde mit Lobeserhebungen überhäuft, man beauftragte ihn mit großen Bestellungen, die königlichen Schlösser Trianon, Montreuil, Bellevue, St. Cloud wurden mit seinen Stoffen möblirt, und der Ruf seiner Manufakturen verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch ganz Frankreich, durch Deutschland, durch England sogar, und die Augen der gesammten Handelswelt waren auf den einfachen Arbeiter aus Weißenburg gerichtet.

Die Feinde Oberkampfs zu Rouen, Lyon und Beaujolais fingen an zu begreifen, daß ein Mann, dessen Anstrengungen ihnen neue, hundertfache Quellen des Reichthums eröffnete, doch unmöglich ein Feind des öffentlichen Wohles sein könne. Der Abbe Morellet, welcher sich lebhaft für den geistvollen Kauf- und Fabrikherrn interessirte, befestigte durch mehrere Schriften die gute Meinung, welche man von seinen Talenten zu hegen begann, und die Seiden-Manufakturisten erkannten, daß sie von Oberkampfs Industrie nur Vortheil zogen, anstatt Schaden zu leiden, indem der Abglanz seines Ruhmes auch auf sie fiel, und ihnen bisher verschlossene Absatzwege eröffnete. Frankreich bezog fortan keine Baumwollengewebe mehr aus fremden Ländern. Vielmehr mußte das Ausland, selbst England, bezwungen von der Pracht der Farben und der Schönheit der Zeichnung, seinen Bedarf an Zitz und Kattun aus den Fabriken Oberkampfs und seiner Nachfolger beziehen.

Dreihundert Fabriken sind seit jener Zeit in Frankreich entstanden, und wetteifern mit dem Etablissement zu Jouy. Zweimalhunderttausend Arbeiter finden darin Beschäftigung und verarbeiten jährlich rohe Baumwolle im Werthe von circa 60 Millionen Franks, von welchen dem Staate ein Einkommen von 240 Millionen Franks zufließt.

Ludwig XVI., jener König mit dem wohlwollendsten Herzen, schenkte Oberkampf seine fortdauernde und unhaltende Gunst. Nicht allein, daß er seiner Fabrik den Titel: Königliche Manufaktur verlieh, er wollte auch der Person des Gründers die gebührende Ehre erweisen, und erhob ihn im Jahre 1787 in den Adelsstand, eine nicht geringe Gunst, wenn man bedenkt, daß Oberkampf Protestant und zugleich Ausländer war.

Die öffentliche Anerkennung der hohen Verdienste Oberkampfs blieb nicht hinter den Ehrenbezeugungen zurück, welche er aus den Händen des Königs empfing. Der Departementsrath wollte ihm eine Denksäule errichten; der bescheidene und schlichte Mann lehnte jedoch diese Auszeichnung ab. Auch die Schreckensregierung, welche folgte, bezeugte Oberkampf ihre Aufmerksamkeit, freilich ganz auf eine ihrer würdige Weise: die Blutmenschen trachteten nach seinem Leben und verlangten seinen Kopf. Der Sturz des Thrones verdoppelte die Anhänglichkeit Oberkampfs an das königliche Haus, und die empfangenen Gunstbezeugungen waren ihm heiliger, als jemals. Man feindete ihn deßhalb an, forschte nach Verbrechen, die er begangen haben sollte, und fand statt derer nur eine Reihe von Tugenden, welche den wackeren Mann gleich einem undurchdringlichen Panzer umgaben. Er entging, freilich

Digitized by Google

nur mit Mühe, der Verurtheilung, nicht aber großen und schmerzlichen Verlusten, welche die allgemeine Stockung des Handels nothwendig herbeiführen mußte. Dennoch erfüllte Oberkampf, unterstützt von einem Freunde, dem Herrn Pourtalès in Neufchatel, als ein rechtlicher Mann alle übernommenen Verbindlichkeiten.

Nach Beendigung der Schreckensherrschaft kam wieder neues Leben in die verödeten Räume der Fabriken. Oberkampf erweiterte seine Manufaktur mit jedem Jahre. Die Industrie aller Länder machte er sich dienstbar, um die Erzeugnisse seiner Anstalt auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit zu bringen. Seine anhaltenden und mühseligen Nachforschungen beschränkten sich nicht allein auf England und Deutschland. Er schickte seine Agenten über die Meere nach den tropischen Ländern, um die Geheimnisse der Inder zu erforschen und ihnen die sorgfältig geheim gehaltene Bereitungsart ihrer prachtvollen Farben abzulauschen. Die Wissenschaft kam ihm zu Hülfe. Samuel Widmer, einer von seinen Neffen, ein anerkannt tüchtiger Chemiker, leistete der Fabrik die wesentlichsten Dienste, auch Berthollet und Chaptal vermehrten den Ruhm des Etablissements von Jouy, indem sie ihm alle Hülfsmittel liehen, welche ihren ausgebreiteten Kenntnissen in reicher Fülle zu Gebote standen. Oberkampf war der Freund dieser berühmten Männer, und sollte auch ihr College im Senate werden, in welchen er als Mitglied berufen wurde. Es war dies eine hohe Ehre; dennoch schlug Oberkampf sie aus, indem er seine Freiheit und Unabhängigkeit den glänzenden Fesseln eines hohen Staatsamtes vorzog. Napoleon, dessen Alles umfassender Geist die Verdienste eines Mannes, wie Oberkampf, in ihrem vollen Werthe zu würdigen wußte, besuchte den einfachen Fabrikanten zu Jouy, ließ sich in der ganzen Anstalt umherführen, und nahm, erfüllt von Bewunderung, das Kreuz der Ehrenlegion von seiner Uniform, um es eigenhändig auf die Brust Oberkampfs zu stehen. „Niemand," sagte er dabei zu ihm, „ist würdiger, es zu tragen, als Sie." Oefter als einmal besuchte er seit jener Zeit den einfachen und bescheidenen Fabrikanten, holte in wichtigen Finanzangelegenheiten seinen Rath und seine Meinung ein, und nannte ihn immer nur seinen „Seigneur von Jouy." Wie hoch derselbe in seiner Achtung stand, mögen folgende Worte beweisen, die er bei einem solchen Besuche eines Tages zu ihm sagte.

„Sie und ich, mein Herr von Jouy," sprach er, „wir führen tapfer Krieg mit den Engländern, Sie durch ihre Industrie, und ich mit den Waffen. Doch muß ich gestehen," fügte er treffend hinzu, „daß Ihre Art und Weise die bessere ist."

Um diese Zeit war es, daß Oberkampf, seiner Thätigkeit ein immer größeres Feld eröffnend, das Spinnen und Weben den Engländern nachmachte, und eine Anstalt dieser Art zu Essonne gründete, welche die erste in Frankreich war, und diesem Lande eine neue Quelle des Reichthums eröffnete. Er ließ die rohe Baumwolle in Ballen kommen, ließ sie in seinen eigenen Manufakturen spinnen und weben, und verarbeitete sie dann zu den Zeuchen, welche den Ruhm seiner Fabrik mit jedem Jahre fester begründeten.

Der Friede von 1814 schien die lebhaftesten und innigsten Wünsche Oberkampfs in Erfüllung gehen lassen zu wollen. Er rechnete darauf, daß die Segnungen des Friedens der Industrie Gelegenheit geben würden, die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erreichen, und in dieser für ihn so beglückenden Hoffnung sagte er: „Nun kann ich in Frieden sterben!"

Aber er täuschte sich. Der Sturm, welchen die Rückkehr Napoleons herbeiführte, zerrümmerte, wie so manches Andere, auch seine glänzenden Erwartungen. Der Krieg trug seine zerstörenden Waffen auch in das friedliche Thal von Jouy, und seine Schrecken blieben nicht aus. Brand und Plünderung der Manufakturen führte das Verhängniß mit sich; die Arbeiten mußten eingestellt werden, und in den früher so belebten Räumen herrschte jetzt die Ruhe des Todes und der Schrecken. Der Anblick seiner armen hungernden Arbeiter brach dem wackeren Oberkampf das Herz. Als sie vergeblich ihre Hände nach ihm ausstreckten und um Brod bettelten, sie, diese Männer, die er sechzig Jahre hindurch genährt und gekleidet hatte, rief er aus: „dieser Anblick tödtet mich!" und der ehrwürdige Greis, der Patriarch von Jouy, sprach leider die Wahrheit. Gebeugt von den Schlag auf Schlag folgenden Unglücksfällen, welche er nicht abzuwenden vermochte, fast erdrückt von dem Schmerze um seine armen Arbeiter, verlor seine sonst so starke Seele die Kraft. Der Tod nahete heran, und er erwartete ihn mit der Ruhe des Gerechten, dessen Gewissen kein Vorwurf befleckt. Umgeben von seinen weinenden Angehörigen, starb er am 4. Oktober des Jahres 1815, siebenundsiebzig Jahre alt, tief betrauert von Allen, die jemals Gelegenheit gehabt hatten, seine edle Herzensgüte und alle die übrigen Tugenden, welche ihn schmückten, kennen zu lernen.

Schon diese Thatsache beweist, welch' ein ausgezeichneter Mensch unser Landsmann gewesen sein muß. Von Natur heftig, rastlos und ungestüm, hatte er zu rechter Zeit eingesehen, daß er sich selbst zu beherrschen lernen müsse, um Andere lenken und leiten zu können. Die Sanftmuth seines Charakters ward eben so unerschütterlich, wie der freundliche Ernst seines Gesichts. Er war arm gewesen, aber die Dürftigkeit hatte nie sein Herz beugen können; er wurde reich, und der Ueberfluß verhärtete keinen Augenblick sein weiches, theilnehmendes Gemüth. Anstatt seine armen Verwandten von sich zu stoßen, wie so mancher Glückspilz gethan haben würde, suchte er sie vielmehr auf, um sie zu unterstützen und ihnen von seinem Ueberflusse mitzutheilen. Seine Erholung fand er in den sanften Freuden der Häuslichkeit. So mildthätig war er, daß nie ein Armer vergeblich an seine Thüre klopfte. Nachsichtig gegen die Fehler Anderer, bewachte er sich selbst mit der größesten Strenge. Immer war er bereit, mit den Glücklichen sich zu freuen, oder den Unglücklichen Trost zu bringen, ihnen Hülfe zu spenden und ihre Last zu

Digitized by Google

Digitized by Google

erleichtern. Sein ganzes Leben schien eine Aufopferung seiner Selbst zu Gunsten Anderer zu sein. — Er sprach das Französische mit fremdem Accent und war oft in Verlegenheit, den passenden Ausdruck zur Mittheilung seiner Gedanken zu finden; gleichwohl unterhielten sich die geistreichsten Männer am liebsten mit ihm, dessen Geist und Scharfsinn sie bewunderten, dessen harmlosen und doch treffenden Witz sie belächeln, dessen tiefes und richtiges Denken sie oft anstaunen mußten. Oberkampf war klein von Figur, und einfach in seiner Kleidung, wie in seinem ganzen Wesen. Besonders merkwürdig war die wirklich großartige Ruhe seiner Züge, verbunden mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Wohlwollen und Leutseligkeit; sein Auge war scharf und lebhaft, obgleich immer beseelt von Güte; sein ganzes Benehmen war zart, freundlich und rücksichtsvoll. Oberkampf war ein guter Mensch im vollsten Umfange des Wortes; und wenn man sein Leben und Wirken betrachtet, so muß man sagen: er war ein guter Mensch und ein Mann von außerordentlichem Genie.

Selten, daß man diese beiden Eigenschaften vereinigt findet, und um so größer ist daher die Bewunderung, die man diesem trefflichen Manne zollen muß, dessen Leben auch dem Besten von uns noch zum Vorbilde dienen kann. Er war ein Deutscher! Möchten alle seine Landsleute ihm ähnlich werden!

Der Elephant.

(Taf. 18, der afrikanische Elephant.)

Die riesenhaftesten Landthiere der Welt bietet die Ordnung der Dickhäuter oder Pachydermata, deren erste Gattung, der Elephant, nur in zwei Arten lebend gefunden wird, und in einer vorweltlichen Art in allen Klimaten im aufgeschwemmten Lande, oft nur einige Fuß unter der Erde, größtentheils versteinert vorkommt.

Die beiden lebenden Arten, der indische und der afrikanische Elephant, zeichnen sich vor allen andern Thieren ihrer Ordnung durch ihre, in einem Rüssel verlängerte Nase aus, die aus vielen Tausenden in einander verflochtenen Muskeln zusammengesetzt, nach allen Richtungen hin beweglich ist und in einen fingerähnlichen Auswuchs endet. Eck- und Schneidezähne haben sie nicht, dagegen ragen bei ihnen aus der Oberkinnlade zwei lange, im Zwischenkiefer beine stehende, aufwärts gebogene Stoßzähne hervor, die oft ein Gewicht von 150 und noch mehr Pfund erreichen und das bekannte Elfenbein liefern. In jedem Kiefer befindet sich noch außerdem ein Backzahn, und nur zur Zeit des Zahnwechsels hat der Elephant auf jeder Seite zwei Backzähne, weil der neue Zahn den alten von hinten nach vorwärts schiebt und ihn allmählig verdrängt. An allen Füßen haben sie fünf Zehen, die aber mit einer dicken, schwieligen Haut so vollständig umgeben sind, daß man sie äußerlich nicht bemerkt, sondern nur durch das Vorhandensein der Nägel wahrnimmt, im Skelett aber ganz deutlich erkennt.

Der indische Elephant, Elephas indicus, welcher in Süd-Asien als Last- und Hausthier benutzt wird, ist es, der gewöhnlich in unseren Menagerien und herumziehenden Thierausstellungen gezeigt wird; die Länge desselben von der Stirn bis zum Schwanze beträgt oft über 10, die Höhe von 9—13, zuweilen sogar 15 Fuß; der Rüssel ist oft über 7, der Schwanz gegen 4 Fuß, die Stoßzähne aber, welche am untern Ende zuweilen einen halben Fuß dick sind, erscheinen bei den einzelnen Individuen, je nach dem Alter, von verschiedener Länge, und sind von 2 bis 8 Fuß lang. Der Kopf ist länglich, die Stirn eingedrückt, die Ohren sind flach, mittelmäßig groß, die Zunge ist dick und fleischig. Das dicke Fell ist fast ganz nackt, dunkelerdgrau, schwarzbraun oder hellgrau, seltener weiß. Die plumpen Hinterfüße sind mit vier Hufen versehen. — Ungeachtet seiner Größe und Schwere ist der Elephant das schnellste, geschickteste, gelehrigste und verständigste, man könnte fast sagen einsichtsvollste Thier, und vereinigt alle Eigenschaften in sich, die beim Hunde, Pferde, Biber und Affen nur einzeln angetroffen werden, weßhalb er auch in Asien als das nützlichste aller Thiere betrachtet wird. In großen Heerden geselllig in den Wäldern Südasiens lebend, ist der Fang und die Zähmung dieses Thieres, das sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzt, eine Hauptbeschäftigung der Bewohner Indiens, und obwohl die Unterhaltung desselben bedeutend kostspielig ist, geht die Zahl der gezähmten und abgerichteten, nutzbar gemachten Elephanten in Asien doch in's Unglaubliche. Schon den ältesten Nationen war der Elephant bekannt, und in den frühesten Zeiten schon wurden gezähmte Elephanten im Kriege gebraucht, um die feindlichen Reihen zu durchbrechen; die Griechen kämpften bereits unter Alexander dem Großen gegen Elephanten, die Römer lernten sie aber erst im Kriege mit Pyrrhus, 273 J. v. Chr., kennen. — Als Sehenswürdigkeit werden sie seit Jahrhunderten bereits nach Europa gebracht, und schon im Jahre 1256 wurde ein Elephant im Tower zu London unterhalten.

Die Nahrung der Elephanten besteht nur aus Vegetabilien; sie fressen Blätter, Zweige, Aeste, Kräuter, schilfartige Pflanzen, Sprossen u. dgl., die sie mit dem Rüssel, den sie ausdehnen und bis zur Hälfte der Länge verkürzen können, und der ihnen wie eine Hand dient, abbrechen und in den Mund bringen; Wurzeln, die sie mit ihren Stoßzähnen aufwühlen und dann mit dem Rüssel von allen Unreinlichkeiten befreien, am liebsten aber Früchte, Zuckerrohr, Welschkorn und Reis, die sie in ungeheuren Quantitäten zu sich nehmen können; in der Gefangenschaft nehmen sie mit allem fürlieb und werden dann größtentheils mit Heu, Getreide, Kartoffeln, Obst, Brod ꝛc. erhalten, von denen sie zusammen oft über hundert Pfund täglich konsumiren, und

Digitized by Google

dazu mehrere Eimer Wasser vermittelst ihres Rüssels trinken.

Der afrikanische Elephant, Elephas africanus, ist etwas kleiner als der vorige, sein Kopf kürzer und runder, die Stirn desselben gewölbt, die Ohren aber sind bedeutend größer, die Stoßzähne länger und furchtbarer, und an den Hinterfüßen sind in der Regel nur drei Nägel. Er ist wilder als der indische und wird jetzt nicht mehr gezähmt, sondern nur des Elfenbeins wegen gejagt oder in Gruben und Gehegen gefangen. Auch er lebt heerdenweise und wird im Innern Afrika's, vom Senegal an bis herab zum Kap angetroffen. — Obgleich von Natur gutmüthig, wird der Elephant im Naturzustande leicht wild, dringt mit blinder Wuth auf seinen Angreifer ein, ergreift seinen Feind mit dem Rüssel, wirft ihn zu Boden, durchbohrt ihn mit seinen Stoßzähnen oder zermalmt ihn mit den Füßen. Im Kampfe mit Löwen und Tigern erliegt er nur selten, und nur wenn letztere sich in seinen Rüssel einbeißen und er sie nicht von sich zu schleudern vermag, bleiben die Angreifer Sieger; springen die Tiger aber, wie es gewöhnlich geschieht, ihm auf den Rücken, um ihre Klauen in seinen Hals einzuschlagen, um ihn zu ersticken oder sein Blut auszusaugen, dann wälzt er sich gewöhnlich auf dem Boden und sucht so den Feind zu erdrücken. Im gereizten Zustande ist ihr Gebrüll erschrecklich, wie wüthend stürzen sie dann heerdenweise vorwärts, alles unter ihren Füßen zusammenbrechend und ihre Rüssel schwenkend, und oft zertrümmern sie die Hütten der Einwohner, wenn selbige ihnen bei ihren Streifzügen im Wege stehen.

In Siam, Cochinchina und Ostindien leisten sie bei Heereszügen bedeutende Dienste, und werden dort allgemein zum Ziehen und Lastiragen verwendet; ihr Gang ist schnell, ausdauernd und sicher, selbst auf den ungebahntesten Wegen, auf denen sie 10—12 Meilen täglich zurücklegen vermögen; dabei arbeiten sie mehr als sechs der stärksten Pferde, tragen Lasten von 2000—4000 Pfund, und auf ihrem Rücken oft 20—30 Menschen. — Obgleich der Elephant sich in der Gefangenschaft nur selten fortpflanzt, und daher immer wieder wilde eingefangen und gezähmt werden müssen, ist er, wenn einmal gezähmt, doch das sanfteste und folgsamste aller Hausthiere, und seinem Wärter, der ihm stets auf dem Halse sitzt und mit einem Stachelstocke versehen ist, bei guter Behandlung außerordentlich treu ergeben. Nur selten ist es nöthig, den Stachel anzuwenden, da schon Worte hinreichen, das folgsame Thier zu lenken und anzuspornen, zumal wenn es immer unter einem und demselben Führer bleibt, mit demselben genau bekannt ist und ihm Vertrauen geschenkt hat; dann liebkost es den Kornac, Mohaut oder Führer auf alle erdenkliche Weise, erräth dessen Befehle schon im Voraus, lernt dessen Zeichen verstehen, achtet auf dessen Stimme, kniet nieder, damit derselbe den gewölbten Rücken leichter besteigen kann, oder setzt ihn mittelst seines Rüssels auf den Nacken; hilft sich mit seinem Rüssel selbst beladen; läßt sich willig anschirren und ist nicht unempfänglich für allerhand Schmuck, schöne Satteldecken und Zierrathen, unter denen er sich ordentlich stolz zu fühlen scheint. — Der Fang der Elephanten ist nach den Ländern verschieden; an manchen Orten macht man verdeckte Gruben, nach welchen man die Elephanten hintreibt, damit sie hineinstürzen; an andern werden sie durch gezähmte Weibchen in enge Gehege gelockt. In Ostindien, wo zu einer Elephantenjagd sich oft bis tausend und mehr Personen versammeln, macht man in einem Walde durch starke Pallisaden drei Einfassungen verschiedener Größe, die durch enge Oeffnungen mit einander in Verbindung stehen. Die äußere Einfassung, als die größere, hat einen trichterförmigen, sich nach Innen verengenden Eingang, der durch Buschwerk und Baumzweige so viel als möglich verborgen ist; die mittlere hat fast dieselbe Größe, die letzte aber ist am kleinsten. Haben nun die Jäger eine Heerde wilder Elephanten entdeckt, die selten aus weniger als vierzig Stück besteht, mit den Jungen aber auch öfters über hundert zählt, so suchen sie dieselben zu umringen und mittelst Geschrei, Trommelgetöse, Feuerbränden und abwechselnden Flintenschüssen, nach und nach dem Eingang des Pallisadenkreises zuzutreiben. Die Anführer der Heerde, gewöhnlich die ältesten und stärksten Männchen, sind außerordentlich scheu und vorsichtig, und wittern überall Gefahr; um sie zu täuschen und näher zu locken, stellt man nun ein gezähmtes Weibchen im Eingang der Einfassung auf, das durch seine Stimme bald die Aufmerksamkeit der herannahenden Wilden auf sich zieht, und von dem im Busch verborgenen Führer durch Töne oder Worte geleitet, sich immer weiter in den Kreis begibt; schnell folgen ihm die Anführer, und so wie diese durch den Eingang gedrungen sind, stürzt unbesorgt die ganze Heerde nach. Jetzt wird der Eingang durch Bäume geschlossen, um den größten Theil der Einfassung herum Feuer angezündet, Feuerbrände unter die erschrockenen Thiere geworfen, und durch einen Höllenlärm, durch Schreien, Trommeln und Schießen die Heerde veranlaßt, dem zweiten Eingang zuzueilen, was jedoch nicht eher geschieht, als bis sie, oft Stunden lang, an den Pallisaden wüthend herum gesprungen sind und einen Ausgang zur Flucht gesucht haben; sind sie endlich in die zweite Einfassung gedrungen, so wird auch hier der Eingang hinter ihnen geschlossen, wiederum werden Feuer angezündet und der beängstende Lärm so lange fortgesetzt, bis die halb toll gewordenen Thiere durch die einzige Oeffnung, die ihnen blieb, in die letztere kleinste Einfassung gekommen sind, innerhalb welcher längs den Pallisaden ein Graben gezogen ist. Hier in den kleinen Raum nun zusammengedrängt, von allen Seiten umringt, und keinen Ausgang mehr vor sich habend, durch welchen sie entfliehen können, scheinen alle in Wuth und Verzweiflung zu gerathen. Schnaubend blasen sie ihre Rüssel auf, schleudern dieselben in die Höhe und brüllen laut, stürzen nach den Graben hinunter, die Pallisaden niederzureißen, sobald sie aber einen Angriff darauf wa-

Digitized by Google

gen, werden sie von den Jägern durch Feuer, Lärmen und Geschrei zurückgetrieben. Haben sie sich so eine Zeit lang abgewürbet, so läßt man durch eine Schleuse Wasser in den bisher trockenen Graben, damit sich die abgematteten Thiere kühlen können, was sie dadurch bewerkstelligen, daß sie ihre Rüssel voll Wasser ziehen und alsdann alle Theile ihres Körpers damit besprützen. Nachdem die Elephanten einige Tage in dieser letzten Umzäunung geblieben sind, während welcher Zeit sie nur spärlich, aber regelmäßig, von einem, außerhalb der Vermachung angebrachten Gerüst aus, gefüttert werden, öffnet man die Thüre des schmalen Ausgangs, die in einen, von starken Palissaden gebildeten Gang führt, und lockt, mittelst Verstreuen von Futter die Elephanten einzeln in diesen Gang. Hat der erste derselben das Ende erreicht, was durch einige Bäume geschlossen ist, so verspernt man ihm den Rückweg durch einige Schlagbäume, und verfährt so auf gleiche Weise mit den Nachfolgenden. Sobald das Thier merkt, daß es in dem engen Gange, in welchem es sich nicht umdrehen kann, wiederum gefangen ist, bricht seine Wuth von neuem wieder aus; mit aller Kraft sucht es die Schlagbäume niederzustürzen, rennt mit seinem Kopfe und den Stoßzähnen gegen die Vermachung an; sucht, indem es aufsteht und seine Vorderfüße gegen die Schlagbäume stemmt, durch sein Gewicht dieselben herabzudrücken, müht sich aber vergebens dabei ab, und wird nun mittelst Tauen umschlungen und fest gebunden. Sind alle Elephanten auf diese Weise gefangen, so wird jeder Einzelne der Pflege eines Wärters oder Kornacs übergeben, der ihn füttern und unterrichten muß. Es werden hierbei von den Wärtern, deren einzige Waffe ein mit einem spitzen Eisen beschlagener Stock ist, verschiedene Kunstgriffe angewendet; nur selten wird der Gefangene bedroht oder gestachelt; liebkosend und schmeichelnd naht sich ihm der Wärter, krabbelt ihn vermittelst eines langen Bambusrohres Kopf, Rüssel und Ohren; besprützt ihn, damit er kühl bleibt, öfters mit Wasser, bütet sich aber so viel als möglich, in den Bereich des Rüssels zu kommen. Nach einigen Tagen tritt er dem Thiere schon näher zur Seite, klopft und streichelt dasselbe mit der Hand und redet es mit sanftem Tone an, und in kurzer Zeit fängt es an, seinen Wärter kennen und dessen Stimme gehorchen zu lernen. Nach und nach werden beide bekannter und vertrauter mit einander, dem Gefangenen wird ein zahmer Elephant vorgeführt, welchen der Wärter vor seinen Augen besteigt, und von diesem aus springt der Mohaut auf den Nacken seines Zöglings. Von jetzt an wird das immer noch scheue Thier mit jedem Tage zahmer; das Experiment wird einige Male wiederholt, und bald gestattet der Elephant es dem Kornac von selbst, sich auf seinen Nacken zu setzen. Von hier aus lenkt der Wärter mit seinem Stachelstocke, mit Zeichen und Worten, alle Bewegungen des Elephanten, und in noch nicht acht Wochen ist er als völlig gezähmt zu betrachten; jetzt wird er nach und nach von seinen Fesseln befreit und in Zeit von sechs Monaten läßt er sich ohne irgend eine Fessel von seinem Führer hinlenken, wohin dieser will.

Um einzelne Elephanten zu fangen, bedient man sich in Indien, nach Sir Stamford Raffles Bericht, besonders abgerichteter Weibchen, die man Koomkies nennt. Gewöhnlich begeben sich die Jäger mit vieren derselben des Nachts nach dem Orte, wo die wilden Elephanten weiden, und wählen dazu in der Regel monthelle Nächte, obgleich geübte Jäger auch die größte Finsterniß nicht scheuen. Da die Männchen immer die äußere Linie einer Heerde bilden, und die Thiere oft in großer Entfernung von einander weiden, so wählen die Jäger das entfernteste aus, und lassen drei der Koomkies langsam gegen das Männchen vorrücken. Bemerkenswerth ist hierbei die Klugheit und Vorsicht dieser Weibchen, wie sie nur langsam vorwärts gehen, das eine sich rechts, das andere links wendet, das dritte anfänglich fast ganz zurückbleibt; Alle hier gleichgültig einen Busch niedertreten, dort sich gegen einen Baum mit den Vorderfüßen stemmen, um leichter mit dem Rüssel einen Ast herunterbrechen zu können, und hier und da fressen, gerade wie die wilden Elephanten zu thun pflegen. So nähern sie sich allmählig dem Männchen von verschiedenen Seiten; bemerken sie aber, daß dieses darüber unruhig wird, mit dem Rüssel gegen die Erde schlägt und durch eigenthümliche Töne sein Mißfallen zu erkennen gibt, so ziehen sich die Weibchen auf eben diese Art langsam und unbesangen zurück, um die Wuth desselben nicht zu erwecken, denn würden sie auf ihrem Vorsatz beharren, könnte leicht das Männchen über eins von ihnen herfallen und dasselbe mit seinen langen Stoßzähnen durchbohren. Läßt dagegen der Elephant sie ruhig näher kommen, hebt er blos den Rüssel, um sie besser wittern zu können, und geht er ihnen gar entgegen, dann haben die Jäger gewonnenes Spiel. Die Mohauts, welche sich verborgen halten, führen die Weibchen immer näher, und zwar so, daß auf jede Seite eins zu stehen kommt, die ihn nun sanft an Hals und Schultern drücken. Mittlerweile kommt auch das dritte Weibchen herbei, um sich quer hinter ihn zu stellen, und immer schneller nähert sich auch von hinten das vierte, welches mit Tauen und Stricken beladen ist und die Jäger trägt. Der Goondad oder Saun, wie man den so bethörten Elephanten nennt, weit entfernt, einen Angriff auf seine Freiheit zu ahnen, beginnt mit den Koomkies zu spielen und sie mit seinem Rüssel zu liebkosen, während welcher Zeit die Jäger von dem letzten Weibchen unvermerkt herabschlüpfen, unter dessen Bauch hindurch kriechen, und ein dünnes Tau um die Hinterbeine des Saun schlingen; bemerkt er diese leichte Fessel nicht, so setzen die Jäger ihre Arbeit fort, ziehen ihm um alle vier Beine starke Taue mit Schlingen und befestigen außerdem an jedes Hinterbein ein fast vierzig Yards langes Tau. Die ganze Operation wird mit der größten Behutsamkeit ausgeführt und erfordert selten eine halbe Stunde Zeit. Jetzt wird den Koomkies ein Zeichen gegeben, sich langsam zurückzuziehen; begierig will

Digitized by Google

der Saun ihnen folgen, kann aber, da seine Beine gefesselt sind, und die Fesseln ihn am Ausschreiten hindern, nur in kleinen Schritten sich bewegen. Hierdurch eingeschüchtert, zieht er sich langsam nach dem Gebüsch zurück, behält aber, da ihm die Koomkies folgen und immer in seiner Nähe bleiben, fortwährend noch seine gute Laune; gelangt er aber in die Nähe eines Baumes, der den Jägern stark genug dünkt, ihn festhalten zu können, so schlingen diese mit der größten Schnelligkeit die Schlepptaue der Hinterfüße um dessen Stamm, die Koomkies wenden plötzlich um, sich eilends zu entfernen, und der arme Gefangene, der ihnen eben so schnell folgen will, vom Baum aus aber zurückgehalten wird, stürzt wüthend zur Erde nieder und durchwühlt diese be mit seinen Zähnen. So läßt man ihn Stunden lang austoben, bis er ermattet ist, bringt dann die Koomkies von neuem in seine Nähe, fesselt ihn mit noch stärkeren Tauen, wobei die Weibchen außerordentlich behülflich sind, befreit ihn vom Baume, und läßt ihn dann, so sehr er sich auch sträubt und widerspänstig zeigt, von den Koomkies forttreiben. Hat man ihn nach dem zu seiner Zähmung bestimmten Ort gebracht, so wird er auf die gewöhnliche Art, abwechselnd mit Strenge und Freundlichkeit, behandelt, und ist in wenigen Monaten völlig mit seinem Schicksal ausgesöhnt, lenksam und zu allen Dienstverrichtungen zu gebrauchen.

Der afrikanische Elephant, den unsere Tafel zeigt, und welcher viel wilder und unbändiger als der indische ist, wird nur selten gezähmt, dagegen aber häufiger seines Fleisches und seiner Zähne wegen gejagt. Ersteres ist ungeachtet seiner groben Faser, von besserem Geschmack, als Ochsenfleisch, besonders das der Jungen; die Zähne erreichen oft ein Gewicht von 160—200 Pfund, ja wie Rüppel behauptet, sollen in Kordofan so kolossale Zähne vorkommen, daß deren zwei schon eine schwere Kameelladung ausmachen. Die Araber in Kardofan jagen vereinzelte Elephanten zu Pferde und mit Lanzen; die Dembé's, im Innern Afrika's, harpuniren sie von einem Baume aus mit vergifteten Harpunen. Die Bewohner des Niger stellen mit Widerhaken versehene scharfe Eisen in schiefer Richtung an den Wegen auf, welche die Elephanten bei ihren nächtlichen Wanderungen zum Flusse einzuschlagen pflegen. Die Buschmänner fangen sie in verdeckten Gruben, in denen spitze Pfähle eingerammt sind. Die Kaffern, welche nur auf vereinzelte Elephanten Jagd machen, stecken, sobald sie einen bemerken, das Gras und niedere Gebüsch rund um ihn her in Brand, suchen eine Menge Hassagayen nach ihm zu werfen, die ihm zwar wenig schaden, deren Spitzen aber in seiner Haut stecken bleiben, und wenn das Thier sich lagert oder irgend wo anstreift, immer tiefer eindringen, und folgen seiner Spur, bis er verblutend kraftlos niederstürzt. — In einem späteren Hefte werden wir der Elephantenjagd, wie sie uns Pringle, Williamsen, Harrys, Bischof Heber und Sir Stamford Raffles geschildert, einen größeren Aufsatz widmen, und erwähnen hier nur noch, daß der gezähmte Elephant ein großer Liebhaber von geistigen Getränken, namentlich Wein und Arak ist. Zeigt man ihm eine Flasche und verspricht ihm dieselbe zur Belohnung für seine Arbeiten, so unterzieht er sich den größten Anstrengungen, doch muß nachher das Versprechen auch gehalten werden, wenn man ihn nicht in Zorn und Wuth versetzen will. An seinen Kornac oder Mohaut beweist er große Anhänglichkeit und Folgsamkeit, bei schlechter Behandlung aber auch einen unüberwindlichen Haß. Man erzählt mehrere Beispiele, wo einzelne Elephanten sich beim Tode ihres Führers tod gegrämt, ein Kind desselben vorzugsweise zärtlich behandelt oder sich selbst dasselbe zum neuen Führer erkoren haben. — Weiße Elephanten sind außerordentlich selten, werden sehr hochgeschätzt und stets an die Fürsten Judiens abgeliefert. So häufig die Elephanten in Indien übrigens auch sind, wird ein gut gezähmter dort doch oft mit 50,000 und noch mehr Thalern bezahlt.

Deutsche Volksbücher.

Dritter Artikel.

Herzog Ernst *).

Es war einmal ein Herzog in Baierland, ein gar tapferer und treuer Mann und ein guter Fürst, der in jungen Jahren starb, und von seiner Gemahlin Adelheid, so wie von seinem ganzen Volke tief betrauert ward. Er hinterließ einen Sohn, Ernst geheißen. Seine Mutter erzog ihn mit großer Sorgfalt, und er wuchs zu einem starken und ritterlichen Herrn heran, und erwarb sich mancherlei Kenntnisse. Sein bester Freund war ein Graf, Namens Wetzel, der mit ihm erzogen wurde, und zugleich tapfer und weise war.

Nun herrschte zu jener Zeit Kaiser Otto über das deutsche Reich, und er begehrte die schöne und tugendhafte Adelheid zu seiner Gemahlin. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert, und der Kaiser nahm den Herzog Ernst wie seinen Sohn auf, und bestellte ihn zum Reichsvogt, was zu jener Zeit ein sehr hohes und ehrenvolles Amt war.

Herzog Ernst verwaltete sein Amt mit großer Treue, aber das gute Einverständniß mit seinem Stiefvater währte nicht lange. Des Kaisers Oheim, der Pfalzgraf Heinrich, ein falscher und ungetreuer Mann, verleumdete den Herzog beim Kaiser, und obgleich derselbe anfangs seinen glatten und lügnerischen Worten nicht traute, so ließ er sich endlich doch bethören, weil der Pfalzgraf gar listig zu Werke ging und dem Kaiser schwur, Herzog Ernst trachte nach seinem Leben, um das ganze Reich allein besitzen zu können. Da gab

*) Dies Volksbuch ist aus einem alten Gedichte genommen, welches Heinrich von Veldeck, der um das Jahr 1190 lebte, verfaßt haben soll.

Digitized by Google

der Kaiser dem falschen Manne den Auftrag, wider den Herzog Ernst zu Felde zu ziehen und ihn mit Waffengewalt aus dem Lande zu jagen. Der Pfalzgraf gehorchte mit Freuden, aber als es zum Kampfe kam, blieb Herzog Ernst Sieger, und der Verleumder entrann nur mit genauer Noth der Gefangenschaft oder dem Tode. Er ritt geradeswegs zum Kaiser und meldete ihm, daß ihm sein Sohn Ernst fast all sein Volk erschlagen habe. Darüber ergrimmte der Kaiser gewaltig, und schwur einen Eid, seinen Stiefsohn zu vertreiben. Adelheid, die Mutter des Herzogs, suchte zwar seinen Zorn zu besänftigen, aber es gelang ihr nicht. Da schickte sie einen Boten an ihren Sohn, und ließ ihm melden, der Pfalzgraf Heinrich sei an allem Unheil schuld, und Ernst möge zusehen, ob er dem Kaiser nicht seinen Wahn benehmen, und mit ihm zum Frieden gelangen könne. Sobald Herzog Ernst diese Botschaft empfing, machte er sich mit dem Grafen Wetzel auf und ritt an des Kaisers Hof. Als sie ankamen, sprangen sie von den Pferden und gingen hinauf in den Palast. Da fanden sie den Kaiser allein mit dem Pfalzgrafen in der Kammer sitzen, und Herzog Ernst trat vor den Letzteren hin und sprach: „Du meineidiger, treuloser Mensch, warum verleumdest du mich bei meinem Vater?“ Und bei diesen Worten zog er sein Schwert, und durchstach im wilden Zorne seinen Feind. Als der Kaiser dies sahe, fürchtete er sich vor seinem Sohne, sprang hurtig davon, und verbarg sich in einer Kapelle, die neben seinem Gemache lag. Herzog Ernst aber ritt mit seinem Freunde wieder davon.

Des Kaisers Zorn war nun auf's Höchste gestiegen. Er that den Herzog in des Reichs Acht, und zog mit einem großen Heere gegen seinen Sohn zu Felde. Fünf Jahre hindurch dauerte der Krieg, und Herzog Ernst beschloß endlich, von dem Kampfe abzusteden und nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Denn, sagte er zu seinen Getreuen, wenn ich nicht mehr im Lande bin, so wird doch der Kaiser mein armes Volk nicht mehr drücken und plagen, was mich bis daher sehr bekümmert hat.

Graf Wetzel und die Uebrigen waren dies wohl zufrieden, und als der Kaiser von seines Sohnes Entschlusse hörte, stand er freiwillig vom Kriege ab. Adelheid aber schickte ihrem Sohne reiche Geschenke und viele Segensgrüße, die ihm fast noch lieber waren, als alle die kostbaren Gaben.

Mit einer Schaar seiner besten Ritter verließ der Herzog sein Land und zog gen Konstantinopel, von wo er auf zweiundzwanzig Schiffen mit seinen Leuten über das Meer setzte. Während der Fahrt erhob sich in der Nacht ein starkes Ungewitter auf dem Meere, so daß die Schiffe große Noth von den Wellen litten. Zwölfe davon versanken und die übrigen wurden zerstreut. Das Schiff, auf welchem der Herzog war, trieb lange auf der Meereswüste umher, und schon fing es an Vorräthen zu mangeln an, als sie endlich eine Küste erblickten und glücklich das Ufer erreichten. Sobald der Herzog und seine Ritter aus dem Schiffe gestiegen waren, ritten sie landeinwärts, und kamen an eine schöne stattliche Burg. Es schien aber Allen merkwürdig, daß man nirgends eine Wache, oder irgend einen anderen Menschen erblickte; auch kein Thier war zu sehen. Da berathschlagten sie, was sie thun sollten. Zuletzt beschlossen sie, in die Burg einzudringen, und Herzog Ernst nebst seinem Freunde Wetzel waren die Ersten, welche über die Brücke in den Burghof hineinritten. Niemand hieß sie willkommen; es war Alles todt und ausgestorben. Das Innere der Burg war überaus prächtig; an den Wänden des großen Saales hingen Gemälde auf Goldgrund, auf dem Estrich waren feine Teppiche ausgebreitet, und Tafeln standen da, mit den besten Speisen bedeckt, und goldene Pokale, mit Wein und Meth gefüllt, glänzten von den silbernen Tellern. Aber kein Diener kam, den Rittern zu dienen, und kein Speisemeister lud zu dem Mahle ein. Gleichwohl aßen und tranken sie wacker, denn sie waren dessen wohl bedürftig. Endlich verließen sie das Schloß, ohne aber etwas von dem köstlichen Gerathe mitzunehmen, welches ihnen überall in die Augen funkelte.

Herzog Ernst, von Neugierde getrieben, hatte große Lust, noch einmal das Schloß zu besuchen, und theilte seinen Wunsch dem Grafen Wetzel mit. Dieser war auch sogleich bereit, ihn zu begleiten, und so begaben sich die Beiden allein noch einmal in das Schloß, durchsuchten Alles sorgsam, und fanden noch prächtige Säle mit gedeckten Tafeln, schöne Zimmer und Kammern. In der Einen standen zwei herrlich bereitete Betten mit Decken von Goldstoff, und Bettstellen von lauterem Golde. Zunächst an diese Kammer stieß ein kleiner Saal, und an diesen ein Garten mit einem schönen Brunnen, der sprudelte sein Wasser in zwei goldene Tröge. Da sprach Herzog Ernst: „Lieber Freund Wetzel, wir wollen uns durch ein Bad erquicken!“ Nachdem sie das gethan hatten, gingen sie wieder in die Kammer, legten sich in die zwei köstlichen Betten, und schlummerten ein. Als sie eine Weile geruht hatten, wurde Graf Wetzel von einem lauten aber noch fernen Geräusche geweckt. Er sprang auf und trat an's Fenster. Da sah er dann mit Erstaunen ein großes Heer in die Stadt ziehen, und als es näher kam, bemerkte er mit Grauen, daß die Leute wunderbarlich gestaltet waren. Von den Füßen nämlich bis zum Halse glichen sie ganz anderen Menschen, vom Halse aufwärts aber sahen sie Kranichen gleich.

„Herr,“ sprach da der Graf, und weckte den Herzog auf, „seht das ungeheuerliche Volk, das dort heran ziehet!“

Der Herzog sah die seltsamen Gestalten und sagte: „Was sollen wir thun? Ich denke, wir verbergen uns hinter die Thüre des Speisesaales, damit wir sehen, was sie anfangen.“

Die Kranichleute kamen und setzten sich an die Tafel, um zu schmausen. In ihrer Mitte, neben dem König, saß eine schöne Jungfrau und weinte so bitterlich, daß des Herzogs Herz davon gerührt wurde. Er

Digitized by Google

beſchloß, ſie zu befreien, und als endlich der König mit der Jungfrau in ſein Gemach ging, folgten ihm der Herzog und der Graf nach, hieben einen Kämmerling nieder, welcher ihnen den Eintritt verwehren wollte, und ſtürzten in das Gemach des Königs; zugleich aber eilten viele Kranichleute herbei, und es entſpann ſich ein harter Kampf. Die beiden Ritter blieben Sieger, aber die Jungfrau zu retten, gelang ihnen nicht, denn ſie war von den Schnäbeln der Feinde auf den Tod verwundet worden.

„O, Ihr kühnen Helden," ſagte ſie, „hättet Ihr mich meinem Vater, dem König von Indio, lebendig heimgebracht, ſo würdet Ihr großen Lohn empfangen haben. Der König der Kranichleute hat mich entführt, und nun muß ich elendiglich ſterben."

Und bei den letzten Worten gab ſie auch wirklich ihren Geiſt auf. Der Herzog Ernſt verließ das Gemach, und als er hinaus kam, ſah er draußen ein ganzes Heer von Kranichleuten, das raſch mit den Rittern zu ſchlagen und zu fechten begann. Dieſe letzteren ſchlugen ſich wacker durch, hätten aber doch wohl am Ende der Ueberzahl der Feinde erliegen müſſen, wenn die Ritter aus dem Schiffe ihnen nicht zu Hülfe gekommen wären. Dieſe erlöſten ihren Herrn, und in fortwährendem Gefecht zogen ſich Alle nach dem Schiffe zurück, welches ſie glücklich erreichten, obwohl neun gute Ritter den Pfeilen der Wilden erliegen mußten. Sobald die Männer das Schiff erreichten, wurden die Anker gelichtet, und das Fahrzeug ſchwamm wieder hurtig auf dem Meere dahin.

Mehrere Tage hindurch war die Fahrt von Wind und Wetter begünſtigt. Am fünften Tage aber kam wieder ein großes Ungewitter, ſo daß der Herzog Ernſt meinte, das Schiff müſſe untergehen. Der Steuermann wußte nicht, in welcher Gegend ſie wären, denn es war finſtere Nacht. Endlich, als der Tag kam, ſah er ſich um, erſchrak gewaltig, und ſchrie laut: „O großer Gott, ſteh' uns heute bei, ſonſt ſind wir Alle verloren!" — „Warum ſchreiſt du ſo, Steuermann?" fragte der Herzog. — „Ach, Herr," erwiederte der Schiffsmann, „wir ſind ganz nahe beim Magnetberg und können nicht mehr davon kommen." Und als das Schiff dem Magnetberge näher kam, da begann die Kraft des Berges alles Eiſenwerk von dem Schiffe an ſich zu ziehen, ſo daß das Schiff aus einander fiel. Da ſuchte ein Jeder ſich zu retten wie er konnte. Noch fünf andere Schiffe lagen am Magnetberge, und dem Herzog Ernſt nebſt ſeinem Freunde Wetzel und fünf anderen Rittern gelang es, ſich auf Eines derſelben zu retten. Sie fanden viele Todte darin, und legten ſie oben auf das Schiff. Da währte es nicht lange, ſo kamen ungeheure, große und ſeltſame Vögel mit langen Krallen, Greife genannt, die nahmen die Leichname hinweg, um ſie ihren Jungen zum Fraße zu bringen. Alle erſchraken, nur der Herzog nicht. Der ſprach zum Grafen Wetzel: „die Greifen allein können uns retten. Siehe, hier liegen viele Ochſenhäute im Schiffe; in die laſſen wir uns einnähen, und am Ende kommen die Unthiere und tragen uns hinweg. Sind wir erſt fort von hier, ſo wird Gott uns auch weiter helfen."

Der Graf war dieſen Vorſchlag wohl zufrieden. Sie unterſuchten darauf das Schiff, fanden viele Koſtbarkeiten und Kleinodien, nahmen eine große Menge der beſten Edelſteine zu ſich, legten ihre Rüſtung an, und ließen ſich von ihren Leuten in eine Ochſenhaut einnähen. So wurden ſie auf das Verdeck gelegt.

Nicht lange dauerte es, ſo kam ein furchtbar großer Greif, packte ſie mit den Krallen, und führte ſie mit ſich hoch in die Luft, wie ein Habicht eine Lerche trägt. Die beiden Ritter waren ſehr in Aengſten, denn der Greif hatte ſie ſo hart gefaßt, daß ſie ſich nicht rühren konnten, und der Flug ging ſo raſch, daß ihnen faſt der Athem ausging. Endlich kamen ſie in das Neſt des Greifen, deſſen Junge ſo groß waren, wie Kälber. Als ſie anpacken wollten, ſprangen die Helden in Wehr und Waffen aus der Haut heraus, und eilten in einen nahen Wald. Hier brauchten ſie nicht lange zu warten, ſo kamen auch die vier übrigen Ritter, vom Greifen getragen, an, und vereinigten ſich voller Freude mit ihrem Herrn, dem Herzoge. Zuſammen drangen ſie noch tiefer in den Wald ein, und kamen an einen rauſchenden Fluß, der ſich endlich in eine tiefe Kluft verlor. Da wußten ſie nicht, was ſie thun ſollten, bis endlich der Herzog befahl, ein Floß zu zimmern, auf welchem ſie ſich dem ungeſtüm brauſenden Strome anvertrauten. Wie ein Pfeil ſchoß es dahin. Als ſie in die Kluft kamen, wurde es ſtockfinſter, ſo daß Keiner den Anderen auf dem Floße ſehen konnte. Da ging das Floß ſchwankend von einer Seite zur anderen, ſo daß ſie meinten, es würde in Stücken gehen. Eine Weile ging es quer, dann wieder der Länge nach; das Waſſer brauste ſo ſehr, daß Keiner hören konnte, was der Andere ſprach. Dies ungeſtüme Fahren trieben ſie wohl einen halben Tag lang, während welcher Zeit kein Lichtſchimmer zu ſehen war. Endlich bemerkten ſie einen Schein, der immer heller ward, und zuletzt als ein wie Feuer leuchtender Fels ſich darſtellte. Als ſie ganz nahe an dem Felſen waren, ſchlug Herzog Ernſt ein Stück ab, nahm es mit ſich und ſchenkte es ſpäter ſeinem Vater, der es in die goldene Reichskrone einſetzen ließ.

Als der Herzog Ernſt mit ſeinen Begleitern durch das finſtere Thor gefahren war, kamen ſie erſt in einen dichten Wald, und dann auf eine herrliche Aue mit vielen ſchönen Schlöſſern und Städten. Sie gingen auf die größeſte der letzteren zu, und ſtellten ſich neben einander unter das Thor. Durch dieſes gingen ſeltſame Menſchen ein und aus, die nur Ein Auge hatten, das ihnen mitten auf der Stirn über der Naſe ſtand. Dies Volk waren die Cyklopen, und ſie wunderten ſich nicht wenig über den Herzog Ernſt und ſeine Leute, denn ſie meinten, alle Menſchen wären wie ſie geſtaltet und hätten nur Ein Auge. Und nun ſahen ſie auf einmal deren mit zweien. Es dauerte nicht lange, ſo wurden der Herzog und die Uebrigen zu dem Herrn der Stadt berufen, und auf's Freundlichſte von ihm empfangen.

Digitized by Google

Als er sah, daß sie sich höflich gegen ihn bezeigten, gewann er sie lieb, befahl, daß man ihnen Essen bringe, und fragte sie dann, von woher sie gekommen seien? Das beantwortete Herzog Ernst getreulich, erzählte, welche Abenteuer er erlebt hatte, und setzte dadurch den Herrn der Stadt so sehr in Verwunderung, daß er von den Fremdlingen an den Hof des Königs der Arimaiſper Bericht erstattete, und sie endlich auf Verlangen des Königs, dessen Neugierde erregt worden war, dahin schickte. Auch bei Hofe wurden die Ritter wohl empfangen, und der König gewann besonders den Herzog Ernst und den Grafen Wetzel sehr lieb. Sie waren eine gute Zeit bei dem Könige gewesen, als dieser einmal um Mitternacht auf die Jagd ritt und seine beiden neuen Freunde mit sich nahm. Wie sie eine kleine Weile geritten waren, sah der König mit den Seinen, daß der Feind in's Land gefallen war, denn er hatte eine Stadt niedergebrannt. Herzog Ernst fragte, was das für Leute wären? Da sprach der König: „Es sind unüberwindliche Leute, Scivpiden genannt, die aus dem Morgenland kommen. Sie haben nur Einen Fuß, und wenn die Sonne heiß scheut, so richten sie den Fuß auf und legen sich in den Schatten desselben. Mit ihrem einen Fuße hüpfen sie so geschwind, daß Niemand sie einholen kann, zumal wenn sie auf das Meer kommen; denn da springen sie noch geschwinder, wie auf dem trockenen Lande."

Der Herzog Ernst bat den König um einige streitbare Männer, und vermaß sich, mit ihrer Hulfe den Feind zu vertreiben. Dann begab er sich mit seinen Gesellen und dem Kriegsvolke des Königs an das Meer. Die Einfüßler vermeinten ihm auf demselben zu entrinnen. Er aber fiel mit Blitzesschnelle über sie her, schlug sie Alle zum Tode und nahm nur Einen gefangen, welchen er zum Könige brachte. Da war großer Jubel im Lande, und das ganze Volk freute sich, daß es dem tapferen fremden Herzoge gelungen war, es von seinen Feinden für immer zu befreien.

Bald nach diesem Streite kamen andere Völker, Panochen genannt, und forderten vom Könige der Arimaiſper Zins. Der Herzog aber rieth ihm, den Zins nicht zu bezahlen, und rückte den Feinden mit Macht entgegen. Als er merkte, daß sie in einem Walde ihre Versammlung hatten, umstellte er den Wald mit seinem Volke, und zündete ihn auf der einen Seite an. Wie nun die Panochen den Wald brennen sahen, liefen sie zerstreut aus einander und suchten durch Flucht zu entrinnen. Aber der Herzog schlug sie auf's Haupt, und tödtete Alle bis auf zwei, welche er gefangen nahm.

Nachher brachen Riesen in's Land, die in der Gegend von Canaan wohnten, und forderten ebenfalls Zins vom Könige. Dieser verweigerte ihn wiederum auf des Herzogs Rath, und die Riesen fielen mit Heeresmacht feindlich in das Land ein. Herzog Ernst zog ihnen entgegen, und traf sie in einem Walde gelagert. Die Riesen meinten zur Nachtzeit über die Arimaiſper herzufallen, aber Herzog Ernst hielt so gute Wache, daß sie es nicht vollbringen konnten. So lagen sie wohl einen Monat hindurch einander gegenüber, und hatten alle Tage kleine Gefechte mit einander. Der Herzog verlor dabei viel Volks und sann auf eine List. Er achtete sorgfältig darauf, um welche Zeit sich die Riesen zum Mittagsmahle anschickten, in der Absicht, sie dann plötzlich und in großer Eile zu überfallen. So brach er dann heimlich mit seinem Volke auf, und fiel in der Mittagsstunde in das Holz, ehe sich die Riesen dessen versehen konnten. Er trieb sie nach hartem Kampfe in die Flucht, verfolgte sie, und setzte ihnen so hart zu, daß nur Einer am Leben blieb, welchen er in Ketten und Banden vor den König führte. Großer Jubel war im Lande über den Sieg, und der König hätte den Herzog mit seinen Begleitern gern für immer an seinem Hofe behalten. Dies war aber nicht der Helden Absicht; sie nahmen Abschied vom Könige, sammelten noch einiges Volk um sich her, und zogen weiter.

Da nun Herzog Ernst mancherlei Leute bei sich hatte, gefiel es ihm wohl, und er sagte zum Grafen Wetzel: „Lieber Freund und Geselle, ich habe gehört, daß es in Indien ganz kleine Menschen gibt, die in stetem Streite mit den Kranichen liegen. Nun habe ich Lust, solche Menschen auch zu sehen. Darum ziehet mit mir in das Land Indien."

Graf Wetzel war dies wohl zufrieden, und als sie bei dem Zwergenvolke, Pygmäen genannt, angekommen waren, erschraken die kleinen Leute vor den großen Männern, gingen ihnen entgegen und baten flehentlich um Frieden. Da sprach Herzog Ernst: „Wir sind nicht gekommen, den Frieden zu brechen, sondern wir wollen Euch vielmehr Frieden verschaffen." Als dies die kleinen Leute hörten, waren sie sehr froh, und klagten ihm das Leid, welches ihnen die Kraniche verursachten. Der Herzog Ernst befahl ihnen, Streit mit den Vögeln anzufangen. Dies geschah, und die Kraniche rächen mit ihren spitzen Schnäbeln Manchen von den Pygmäen todt. Da aber ritt der Herzog mit seinen Leuten herzu, und schlug und schoß unter die Vögel, so daß das ganze Feld voller Kraniche lag und die Pygmäen ein ganzes Jahr von ihrem Fleische zu essen hatten. Als Herzog Ernst nach dem gewonnenen Siege zu ihrem Könige kam, ließ dieser ihm viel Gold und allerlei Edelsteine vorlegen, und bat ihn sehr, er möchte nehmen, was ihm gefiele; aber der Herzog wollte nichts davon, sondern bat den König nur, daß er ihm zwei von den kleinen Männlein geben möchte. Das that der König mit Freuden, und überließ ihm zwei Zwerge zu Knechten. Dann beurlaubte sich Herzog Ernst von dem Könige, und fuhr mit seinem Volke wieder zu den Arimaiſpern, und hatte die wunderlichen Zwergleiu bei sich. Wenn er sich dann eine Kurzweil machen wollte, ließ er sie mit einander streiten. Uebrigens hatte er es gut im Lande, denn der König der Arimaiſper hatte ihm fünf große Städte und Schlösser geschenkt.

Sechs Jahre war er schon in dem Lande, da ging

Digitized by Google

er eines Tages, wie oft geschah, zu einem Kastell am Meere. Plötzlich gewahrte er ein vom Sturme verschlagenes Schiff, das mit Mohren bemannt war. Er näherte sich dem Ufer, redete freundlich mit den Leuten, und bewilligte ihre Bitte um Frieden und ruhigen Aufenthalt in der Nacht; ja, er lud einen Theil der Männer, welche Kastelute waren, zu sich in das Kastell. Als sie kamen, brachten sie Geschenke mit, unterbielten sich mit dem Herzoge, und erzählten ihm, daß sie nach Jerusalem reisen wollten, weil sie dort bei der großen Anzahl der von allen Orten herbeiströmenden Pilger leicht ihre Waaren verkaufen würden. „Freilich," sagten sie, „müssen wir Geleit geben, und gehen mancherlei Gefahren entgegen, denn es treibt sich dort allerlei Kriegsvolk umher, weil der heidnische König von Babylon in beständigem Streite mit dem christlichen Könige von Dyan lebt, den er zum Abfalle von seinem Glauben zwingen will." — Kaum hatten sie dies gesagt, so nahm der Herzog die Vornehmsten von ihnen auf die Seite und sprach noch genauer mit ihnen; nachdem er ihre Redlichkeit erkannt hatte, erzählte er ihnen seine Schicksale, und forderte sie auf, ihn und die Seinigen in ihrem Schiffe aufzunehmen und zum König von Dyan zu bringen. Sie waren gern dazu bereit, und Herzog Ernst ließ darauf viele Vorräthe und Kleinodien in das Schiff bringen, und bestieg dasselbe mit dem Grafen Wetzel und seinen übrigen Mannen; auch nahm er den gefangenen Riesen mit, befahl seine Seele dem Herrn, und segelte davon.

Der König hörte bald darauf, was geschehen war, und es that ihm sehr leid, daß er den treuen Herzog mit seinem Volke verloren hatte.

Dieser hatte indeß eine glückliche Meerfahrt; nach zwei Monaten sah man das Land Dyan, und ohne Hinderniß stieß das Schiff an's Ufer. Der Herzog war sehr freigebig gegen die Kastelute und Schiffer, so daß sie ihn ungern ziehen sahen. Mehrere gingen mit in eine schöne Stadt, die man von Weitem liegen sah; fast in der Mitte stand ein hohes prächtiges Haus, in welchem der König wohnte, und das Dyano genannt wurde. Der König empfing den Herzog Ernst mit großer Ehrerbietung; er führte ihn heim und hielt ihn gar herrlich mit seinen Rittern und Dienern, so daß sie eine Zeitlang in gutem Frieden bei dem Könige blieben.

Da kam eines Tages ein Bote vom König von Babylon, während sie bei der Mittagstafel saßen, und sprach: „Du König der Mohren wisse, daß ich von meinem Herrn zu dir geschickt bin, um dich aufzufordern, von deinem Glauben abzulassen. Wenn du das nicht thust, so will er dich mit deinem ganzen Lande verderben."

Der König der Mohren erschrak sehr über diese feindliche Botschaft; Herzog Ernst aber sprach zu dem Boten: „Sage deinem Könige, er soll kommen; wir warteten seiner als Kriegsleute!" Und dann sprach er dem Mohrenkönige Muth ein, und versprach, ihm in allen Nöthen beizustehen.

Die Botschaft Herzog Ernsts gefiel dem König von Babylon nur wenig; von Stund an rief er hunderttausend Heiden zusammen, fiel dem Könige von Dyan in sein Land, verwüstete, was er fand, schlug Männer, Weiber und Kinder todt, und vergoß viel unschuldig Blut. Nun zog auch der König von Dyan zu Felde und ließ sein Lager aufschlagen. Am anderen Tage hieß er sein Volk in aller Frühe auf sein und sich zur Schlacht anschicken. Er selbst durchritt seine Heerhaufen, und ermuthigte sie mit kühnen Worten. Während er seine Rede hielt, kam Herzog Ernst geritten, und er bat diesen Helden dringend, das Panier zu tragen, wozu sich der Herzog auch gern verstand; denn er hatte sich mit dem Grafen Wetzel wohl gerüstet und allezeit den gefangenen starken Riesen bei sich.

Als nun beide Heere eine geraume Zeit in Schlachtordnung gegenüber gestanden hatten, wurde endlich zum Angriffe geblasen. Einmal — zweimal — und zum dritten Male, da ging es los, und es erhob sich ein Spießkrachen und ein Geschrei, daß man es eine Meile weit hören konnte.

Die Heiden wagten es, dem Herzog das Panier streitig zu machen, aber das wurde ihnen übel gelohnt; denn Graf Wetzel stand mit seinen Reitern nahe bei demselben, und schlug so tapfer unter die Heiden, daß es um ihn her voll von Todten lag. Besonders der Riese, der schlug mit seiner Keule so tapfer um sich, daß ihm kein Heide mehr Stand halten wollte. Auf allen Seiten gab es viel Blutvergießen; es floß unter den Todten das Blut dahin, wie ein Bach, darin mancher Heide und mancher Mohr ertrinken mußte. Der König von Babylon sah das große Gemetzel um Herzog Ernsts Banner, und jagte in Eile auf ihn zu, als wollte er ihn niederreiten; Graf Wetzel aber unterlief ihn, und versetzte ihm mit seinem guten Schwert einen so harten Schlag, daß der König mit sammt dem Rosse zu Boden fiel. Und so ward er von dem Grafen Wetzel gefangen genommen. Da wurden die Heiden verzagt und fingen an die Flucht zu ergreifen; die Mohren setzten hinterdrein, rannten ihnen mit aller Gewalt nach, und erstachen ihrer Viele auf der Flucht, so daß von den Ungläubigen nur Wenige davonkamen. Eine ganze Meile Wegs sah man nichts, denn Leichname. Als die Mohren sahen, daß die Heiden nicht mehr Stand hielten, ritten sie zurück nach dem Wahlplatze, und nun suchte ein Jeder nach seinen Freunden unter den Todten und Verwundeten. Auch Herzog Ernst hatte Einen von seinen treuen Rittern verloren, und beklagte seinen Verlust sehr.

Der König von Dyan wußte wohl, wem er den Sieg am meisten zu verdanken hatte. Er ehrte den Herzog hoch, und gab ihm Land und Leute. Der Herzog aber zeigte sich mild gegen den gefangenen König, und verschaffte ihm die Freiheit wieder, nachdem er geschworen hatte, in Zukunft Frieden und Freundschaft zu halten.

Der König von Babylon bat den Herzog, er möge ihm in sein Land folgen; der Herzog aber weigerte sich dessen, indem er zum heiligen Grabe ziehen müsse.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Wohlan," sprach der König, „so will ich dir dahin das Geleit geben." Das war der Herzog wohl zufrieden, nahm von dem Könige von Ypyan Abschied, und zog mit dem Könige von Babylon von dannen.

Nachdem er sich zu Babylon zwei Monate aufgehalten hatte, zog er, mit Schätzen beladen und von einem ritterlichen Gefolge begleitet, zur heiligen Stadt, in deren Nähe die heidnischen Männer ihn verließen. Die Kunde von der Ankunft des Herzogs in Jerusalem verbreitete sich schnell; der König begab sich zu dem Herzog in die Herberge, begrüßte ihn mit Ehrerbietung, und führte ihn mit sich heim in seinen königlichen Palast. Hier mußte ihm der Herzog seine ganze Geschichte erzählen, welche alle Anwesenden mit großem Erstaunen anhörten.

Nachdem der Herzog ein halbes Jahr zu Jerusalem verweilt und alle heiligen Orte besucht hatte, beschloß er, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, in der Hoffnung, daß seines Vaters Zorn durch die Länge der Zeit nun wohl vorüber sei. Er kam glücklich in der Heimath an, und fuhr heimlich nach Nürnberg, wo er sich auch nicht kund gab, weil er die Ankunft des Kaisers und seiner Gemahlin abwarten wollte. Sie kamen an, und an einem Christtage des Morgens, als Jedermann in die Kirche ging, auch die Kaiserin mit ihren Jungfrauen, trat Herzog Ernst zu ihr, und gab sich zu erkennen. Das war eine große Freude für die Mutter, und sie rieth dem Herzoge: „Wenn morgen der Bischof das Evangelium gesungen hat, so falle mit dem Grafen Wetzel dem Kaiser zu Füßen und bitte ihn, dir um Christi willen zu verzeihen. Ich will heute den Bischof und andere Herren ersuchen, daß sie dir beistehen, und so hoffe ich, daß deines Vaters Herz sich erweichen werde."

Herzog Ernst erwartete unter Furcht und Hoffnung den anderen Tag, und als nun der Kaiser in die Kirche gegangen war, machte er sich mit dem Grafen Wetzel auf, und that in Allem, wie seine Mutter ihm geheißen hatte. Er warf sich vor dem Kaiser nieder und sagte, indem er den Mantel vor sein Gesicht hielt:

„Gnädigster Herr, ich bitte Euch, daß Ihr einem Sünder verzeihen wollt, der vor langer Zeit sich wider Euch vergangen hat, aber, wie Gott weiß, in der Hauptsache unschuldig ist!"

Der Kaiser hörte die Bitte an, und erwiederte: „Je nachdem die Uebelthat ist, wegen der du dich entschuldigst, kann ich dir verzeihen." Da stand die Kaiserin von ihrem Sitze auf, und der Bischof von Bamberg mit vielen anderen Fürsten und Herren kamen, und halfen Alle dem Herzog bitten, daß der Kaiser ihm verzeihen möge. „Wohlan," sprach dieser endlich, „es soll ihm verziehen sein, doch muß ich wissen, wer er ist." Nun ward Herzog Ernst den Mantel von seinem Angesicht zurück, und der Kaiser erkannte ihn nun erst und entfärbte sich in seinem Angesicht vor Zorn. Herzog Ernst sah das, erschrak sehr, und winkte seinem Freunde Wetzel am Altar, daß er Acht haben solle. Aber der Kaiser, der sah, daß alle Herren so eifrig Bitte für seinen Sohn einlegten, sprach: „Lieber Sohn, wo ist denn dein Freund, Graf Wetzel, hingekommen?" Da sprach Herzog Ernst: „Dort bei dem Altare steht er." Damit rief er ihn, und Wetzel kam mit großen Freuden gegangen, und der Kaiser gab ihnen den Kuß des Friedens. Darüber war die Kaiserin sehr erfreut. Sie blieben Alle in der Kirche, bis das Evangelium von dem Bischof von Bamberg ausgelegt war. Dann gingen sie mit großer Freude heim, und Jedermann wunderte sich, und war vergnügt. Bei dem Mittagsmahle erzählte der Kaiser, was der Pfalzgraf Böses wider den Herzog ausgesagt, und der Herzog schwur dagegen, daß er nie einen bösen Gedanken gegen den Kaiser gehegt und den Pfalzgrafen nur erstochen habe, weil er von ihm so schändlich verleumdet worden sei. Darauf erzählte er dem Kaiser die Abenteuer, welche er erlebt hatte, schenkte ihm den herrlichen Karfunkelstein, den er als Merkwürdigkeit mitgebracht, und versöhnte den Kaiser ganz und gar, da derselbe nun wohl einsah, wie sehr der Pfalzgraf ihn belogen und betrogen hatte.

„Mein lieber Sohn," sagte er zuletzt zum Herzoge, „weil du so vielfältig versucht worden bist, so verheiße ich dir hier vor allen Herren, daß du all dein Land wieder haben sollst, und noch mehr Städte will ich dir dazu schenken."

Das that der Kaiser auch, und Alles schied fröhlich von einander. Die Kaiserin lobte Gott in ihrem Herzen; Herzog Ernst mit seinem treuen Freunde, dem Grafen Wetzel, ritt in sein Land, und ließ das Volk, das ihn mit Freuden empfing, von Neuem Treue geloben. Da saß und regierte er dort in guter Ruhe. Der Kaiser zog gen Speyer auf den Reichstag, blieb lange Zeit daselbst und hielt einen herrlichen Hof, weil sein Sohn in das Land gekommen war. Die Kaiserin aber, Herzog Ernsts Mutter, bestellte Baulente zu Salza, und ließ Gott zum Danke ein herrliches Münster aufrichten, in welchem sie auch nach ihrem Tode begraben worden ist.

Die Berg-Virgularie.

(Taf. 19.)

Die Berg-Virgularie, Virgularia montana, auch Esterhazya montana und Gerardia caesarea genannt, ist ein schöner, zuerst von Spix und Martius beschriebener Strauch, der in den gebirgigen Theilen Brasiliens, namentlich in Minas Geraes, bei Villa Ricca, in Menge auf mikahaltigem Boden wächst, im Februar und März seine schönen, purpurrothen, schwarz getüpfelten Blüthen entwickelt und seine Samenkapseln im August und September zur Reife bringt. — Der kurze Stamm theilt sich an der Basis in viele, zwei bis vier Fuß lange Zweige, die aufrecht stehen und mit schuppenartigen, gekräuselten Deckblättern umgeben sind, aus deren Winkeln die kleineren Nebenzweige hervorschießen. Die

Digitized by Google

Blätter sind lang, nadelförmig, und gleichen den Rosmarinblättern; die Blumen sind 6 — 8 Linien lang, röhrenförmig; die Koralle purpurfarbig, schwarz punktirt und oben in eine fünfblätterige, durchaus purpurrothe Blumenkrone gespalten; die Genitalien sind lang und hervorstehend, die Staubfäden purpurfarbig, leicht behaart, die Anthoren schwärzlich und mit einem seidenartigen Flaum umgeben. Die Ovarien sind oval, grünlich; die Spalte eingesunken, taschenförmig; der Fruchtboden ist grün, die Samenkapseln hingegen sind zweifächerig und braun.

Die Analyse unserer Tafel zeigt in b den Kelch; c die Röhre mit den Staubfäden; d e die Anthoren; f g das Ovarium mit der Narbe; h Ovarium im Kelch, durchschnitten; i den Samen; k l Samenkapseln; und m dieselbe der Länge, n dieselbe quer durchschnitten.

Die Insel St. Helena.

Reisemittheilung von Dr. J. M. Birkmeyer.

Die Geschichte aller Völker, aller Zeiten hat große Männer aufzuweisen, aber so reich an unsterblichen Thaten, an glänzenden Ereignissen und an widrigen Erfahrungen ist kein Leben, als das Napoleons. Es ragen in der Geschichte Einzelne als Herrscher, als Eroberer, als Gesetzgeber, als Redner, als Weise hervor, — Napoleon vereinigte dieser Aller Ruhm in sich allein, und berücksichtigt man seine Zeit, wo großartige Gestirne aller Art am Himmel glänzten, und die Masse der Völker selbst an Bildung weit vorangeschritten war, so muß sich sein Ruhm, Alles überragt zu haben, unendlich steigern. Und welcher Sterbliche hat je ein ähnliches Geschick erfahren, wie Napoleon? Auf einer kleinen Insel geboren, der Sohn eines armen Edelmanns, schwang er sich nach und nach auf einen der schönsten Throne der civilisirten Welt, diktirte der Welt Gesetze, schuf Throne und Fürsten, und Der, dem die Welt zu enge war, beschloß sein Leben einsam auf einer kleinen Insel mitten im Ocean, gleich ferne von der alten und der neuen Welt! — Solche Gedanken erfüllten meine Seele, als ich mich, von Batavia zurückkehrend, der Insel St. Helena näherte und voll Ungeduld Tage lang sie im Nebel eingehüllt vor mir sah, ehe ich sie erreichte. Endlich am Morgen des 17. Septembers 1837 empfing mich bei meinem Erscheinen auf dem Verdecke mein Kapitän mit den Worten: „Heute landen wir auf St. Helena!“ In der That, die Insel war nicht mehr ferne von uns. Man muß selbst Monate lang auf dem einsamen Ocean herum gesegelt sein und die traurige Langeweile wochenlangen Lavirens, verbunden mit der hiedurch erzeugten übeln Laune der Seeleute, erfahren haben, wenn man die Freude begreifen will, mit welcher man das Land begrüßt, sei dieses auch noch so fremdartig, noch so uninteressant. Aber das Land, das ich heute betreten sollte, war mir kein fremdes; denn längst schon hatte mich Las Cases mit demselben bekannt gemacht, und interessant war es schon von Natur aus, und wurde es noch mehr durch des großen Kaisers letzten Aufenthalt. — Immer mehr näherten wir uns der Insel, immer deutlicher traten ihre Umrisse aus dem sie umhüllenden Nebel hervor, und endlich hatten wir ihre Südwestseite hart vor unsern Augen. In der Nähe gewährt die Insel einen großartigen, imposanten Anblick; mitten im atlantischen Ocean erhebt sich ein tausendfach zerklüfteter Basaltfelsen, dessen niedrigste Wände fast senkrecht aufsteigend, bald ungeheure Kegel, bald unregelmäßige Vielecke bildend, 600 Fuß über dem Meere stehen und überragt werden von Felsenhöhen bis zu 2800 Fuß. Hier und da schickt die Felsenmasse Vorsprünge in das Meer, Buchten zwischen sich fassend, in deren ausgehöhlten Fuß die Wogen mit lang fortrollendem Donnern hineinstürzen. Zwischen den Spalten der Felswände erblickt man das matte Grün der Mimosen, und auf den Vorsprüngen entdeckt ein gutes Auge die englischen Batterien. Nachdem wir um mehrere Vorsprünge herumgesegelt und an den, bald terrassenförmig sich an den Felswänden hinziehenden, bald wie Schwalbennester an einzelne Felsmassen hingehängten Fortifikationen vorbei gekommen waren, erblickten wir vor uns die Rhede. Dieser gegenüber erscheint die ganze Insel in zwei Hälften getrennt, welche ein enges Thal zwischen sich fassen, in dem das Städtchen James Town liegt. Die Felsenparthien zur Linken tragen noch einzelne Befestigungswerke, die zum Theil in dieselben hinein gebaut sind, und zu denen breite, in die Steinmasse selbst gehauene Straßen führen, und an ihrem Fuße ziehen sich Gärten mit hübschen Häusern hin; die Felsenmasse zur Rechten, der sogenannte Latherhill, ist oben abgeplattet, auf ihr befindet sich eine Kaserne mit mehreren Nebengebäuden und ein Telegraph. Mehr nach hinten zu ruht auf diesem Plateau ein ziemlich hoher Berg, theils mit Bäumen, theils mit chinesischen Wohnungen bedeckt. Am Fuße dieser Felsenmasse zieht sich ein schmaler Streifen Landes hin, auf welchem Seebatterien angebracht sind. Den Hintergrund der Stadt bilden kleine Anhöhen, auf deren einer St. Briairs steht, und hinter diesen hohe, theilweise bewachsene Berge. Auf jedem nahbaren Punkte der Insel stehen Kanonen, deren Anzahl so groß, und deren Richtung so gut angebracht ist, daß eine ganze Flotte, wenn sie sich auch ungesehen der Insel nähern und plötzlich an dem einzig möglichen Landungsplatze der Insel, auf der Rhede, erscheinen sollte, in kurzer Zeit in den Grund gebohrt werden könnte. Das Städtchen selbst gewährt von der Rhede aus einen recht freundlichen Anblick mit seinem kleinen Kirchthurme und mit seinen weißen, blaubedachten Häusern; es bildet Eine Hauptstraße, die vom Ufer bergauf geht und mit ihren Seitenhäusern das enge Thal ausfüllt. Kaum war unser Schiff auf der Rhede erschienen, so kam die Hafenkommission mit einem Sanitätsbeamten an Bord, um die Papiere und den Gesundheitszustand der Schiffsbewohner zu untersuchen; hierauf wies man uns den

Digitized by Google

Ankerplatz an und erlaubte uns die Landung. Der Kapitän, ein mit uns von Batavia zurückkehrender Rittmeister und ich fuhren im Boote an's Land. An mehreren hübschen Gärten mit sehr netten Pavillons, an mehreren schönen Häusern, unter denen sich die prachtvoll eingerichtete Wohnung des Gouverneurs mit einem geschmackvollen, an botanischen Schätzen reichen Garten auszeichnet, vorüber gingen wir durch das einzige Thor in das Städtchen, das zum Theil aus europäischen, zum Theil aus Negerwohnungen von Lehm oder Stein besteht. Auf dem Wege in dasselbe steht man zur Seite Geschütze verschiedenen Kalibers, Schildwachen und Bollwerke. Innerhalb des Thores tritt man in die einzige Hauptstraße der Stadt, die ziemlich breit, von zwei schönen Häuserreihen gebildet, und gegen ihr Ende breiter und hier durch die inmitten stehende Kaserne mit ihrem Hofe und ihren Anbauten in zwei Aeste getheilt ist. Ungefähr in der Mitte der Stadt befindet sich zur Rechten die Hauptwache, und ihr gegenüber das Hotel des Meister Salomo und dessen prachtvolles Kaufgewölbe, in dem sich Kunsterzeugnisse aus allen Welttheilen finden. Wir traten in das Hotel und nahmen ein kleines Mittagsmahl ein; nach demselben setzte ich mich an das im Zimmer befindliche Pianoforte, um zu spielen, fand es aber ziemlich verstimmt. War Meister Salomo, ein israelitischer Millionär, schon erfreut, einen Klavierspieler in mir zu finden, so war er es noch mehr, als er auf seine Anfrage vernahm, daß ich mit dem Stimmen des Instrumentes umgehen könne, und seiner Bitte, dies Geschäft zu übernehmen, konnte ich nicht widerstehen. Nach dessen Vollendung war Salomo, der auf der kleinen Insel keinen des Klavierstimmens Kundigen finden konnte, so entzückt, daß er mich dringend ersuchte, während meines Aufenthaltes auf der Insel sein Ehrengast zu sein, was ich aber dankend ablehnte. Der Nachmittag war zum Besuche von Longwood und Briars bestimmt; mein Reisegefährte, Rittmeister Pluiet, der, ein geborener Pariser, unter Napoleon dreißehn Jahre und nach dem Sturze des Kaisers siebenzehn Jahre unter den holländischen Kolonialtruppen in Ostindien gedient hatte, stieg mit mir zu Pferde. Der Weg nach Longwood führt im Beginn ziemlich steil bergauf, zieht sich dann um die mit großen Kaktusstauden bedeckten Felswände herum, und nach einer guten Stunde gelangt man durch einige kleine Fichtenwaldungen, in deren Dunkel einzelne Wohnungen versteckt liegen, auf ein kleines Plateau, von wo sich dem Auge eine herrliche Aussicht bietet. Tief unten liegt das Städtchen James Town mit seinen freundlichen Häusern und Gärten, darüber hinaus die Rhede mit ihren Schiffen; aber dies Alles erscheint von der Höhe herab so klein, und das Geräusch in der Stadt und auf der Rhede dringt so leise und verworren herauf, daß es die feierliche Stimmung, in der wir uns auf dem Wege nach Napoleons Grab befanden, bedeutend erhöhte. Ueber das Thal hinüber erblickt man den Latherhill mit seiner Kaserne und den chinesischen Häusern, und hinter dem Rücken schließen die bis zu 2800 Fuß steigenden Berge die Aussicht. Nachdem unsere Blicke sich sattsam geweidet hatten, setzten wir unseren, nun sich an den Felsen zur Rechten sanft hinabschlängelnden Weg fort und sahen bald die Mitte eines engen Thales vor uns, das zur Linken sich zwischen hohen Felsen hinab gegen das Meer, zur Rechten nur noch einige hundert Schritte in die Berge hinauf erstreckt. Wir stiegen von den Pferden, gingen einige Schritte vorwärts, bogen dann um einen Vorsprung der Felsenwand zur Rechten und befanden uns in der Nähe des Grabes. Lange schon, ehe wir den denkwürdigen Ort erreicht hatten, waren wir stumm in tiefer Rührung neben einander hingeritten; war ich auch schon von dem Gedanken ergriffen, in die Nähe des Grabes Napoleons zu kommen, so wurde ich noch tiefer bewegt durch die Stimmung meines Reisegefährten. Als dieser, der dem Kaiser durch Deutschland, Italien, Spanien und Rußland gefolgt war, und in Ostindien dem Tode in allen Gestalten getrotzt hatte, beim ersten Erblicken des Grabes einige Augenblicke stille stand, die Mühe abnahm, während Thränen über sein von Java's heißer Sonne gebräuntes Angesicht rollten, und dann langsam und feierlich sich der Einzäunung des Grabes näherte, da war ich tief erschüttert. — Was mochte er wohl empfunden haben, wenn er sich vor seines Kaisers Grab in die Zeit versetzte, wo er unter seinen Adlern kämpfend, von ihm begeistert noch in der Jugendkraft an sein Dasein das eigene geknüpft hatte! — Lange standen wir an dem hölzernen Zaune, der einen viereckigen Rasenplatz einschließt, in dessen Mitte ein niedriger eiserner Zaun den Leichenstein fast unmittelbar umgibt, bis endlich ein englischer Invalide auf uns zuhinkte und uns die äußere Umzäunung öffnete. Wir traten nun an das Grab selbst, das von drei platten, nicht über den Rasen hervorragenden, nackten Steinen geschlossen ist, und an dessen einer Seite drei Trauerweiden, an dessen andrer einige Cypressen stehen. Was ich dachte, was ich fühlte, wurde mir selbst damals nicht klar. Jeder freie Mann wird als Feind dastehen, wenn der alte Napoleon wieder käme, der Mann des achtzehnten Brümaire, jeder ächte Deutsche wird das Schwert erheben gegen den eingedrungenen Usurpator, aber kein denkender, kein fühlender Mensch wird dem großen Manne Bewunderung, ja eine gewisse Liebe versagen. Lebhaft stand vor meiner Seele all das Große, was der Mann, an dessen Grabe ich stand, geleistet, und der hohen Bewunderung, die mich erfüllte, gesellte sich tiefe Wehmuth bei über sein einsames trauriges Ende. Mag der Kurzsichtige, der die Thaten großer Männer nur nach deren nächster Ursache und Wirkung abwägt, Napoleon grausam und tyrannisch schelten, die Geschichte hat uns manche Züge aufbewahrt, die beweisen, daß sein Herz Nichts weniger als hart und gefühllos war. Wer weiß, was Napoleon gelitten hat, als er sich von seiner geliebten Josephine trennen zu müssen glaubte, wer sein Benehmen gegen Marie Louise, die er so gemüthlich nur immer seine kleine gute Louise nannte, kennt, wer seinen Charakter

Digitized by Google

als Privatmann studirt, wer sein Testament gelesen hat, in dem der Größte wie der Geringste, der ihm irgend einen Liebesdienst erwiesen, reichlich bedacht war, der wird in die Worte der Madame Stuart einstimmen: „Mein Gott, wie verschieden ist doch dieses Wesen, dieser Charakter von dem, was man mir darüber gesagt hatte!“ — Napoleons Grabstein ist ohne Inschrift; was hätte man auch einem Manne für eine Grabschrift machen sollen, dessen Leben so reich an Thaten und Ereignissen, und dessen Geist zu groß war, als daß er vollkommen hätte erfaßt werden können? — Lange hatten wir am Grabe gestanden und kaum konnten wir uns von demselben trennen; wir wollten das gewöhnliche Andenken an den Besuch desselben, ein Zweigchen von einer der Trauerweiden mitnehmen, allein der Invalide gestattete uns durchaus nicht, eines abzuschneiden, sondern ließ uns aus seiner Wohnung von einem Jungen Zweigchen bringen, die er von einem andern Baume abgeschnitten haben mochte, und die er uns gegen ein tüchtiges Trinkgeld aufdrang. Ein solches Andenken hatte für mich keinen Werth, und ich grub mir daher am Hauptе des Grabes ein Stück von dem Rasen aus. In der Nähe des Einganges zum Grabe befindet sich ein Schilderhaus, in welchem ein Album aufliegt mit Tausenden von Inschriften und Gedichten; hinter demselben rieselt eine Quelle, aus der Napoleon täglich trank. Ich begreife nicht, wie man an einem solchen Orte aus dem Meere von Gedanken, das in jeder fühlenden Seele wogen wird, einen herausfinden kann, den man für hinreichend hielte, ein Zeugniß des Gefühles den Nachfolgenden zu geben; ein tiefes Gefühl braucht so lange, bis es sich in Worten aussprechen kann! — Auch wir schrieben unsere Namen ein und tranken aus der Quelle, deren nasses Krystall so oft den großen Kaiser erquickt hatte. Hart an die äußere Umzäunung des Grabes stößt ein kleines Gärtchen mit einem kleinen Hause, in welchem die englische Offizierswittwe Torbett mit ihren Töchtern wohnt. Hier kehrte Napoleon alle Morgen ein, wenn er seine Quelle besuchte, und schaukelte die damals noch kleinen Mädchen auf seinen Knieen. Auch wir traten in die bescheidene Wohnung und verlebten hier eine recht angenehme Stunde, die natürlich größtentheils in Mittheilungen über Napoleon hinging, von dem die Mutter und die nun herangewachsenen Töchter mit großer Ehrfurcht sprachen. Die Töchter erinnerten sich aus ihrer Kinderzeit noch recht gut, wie gemüthlich Napoleon mit ihnen gescherzt hatte, und wie er von ihnen wegen seines schlechten Englisch-Sprechens geneckt und belacht wurde. Die Familie besitzt eine Dose mit seinem Brustbild in Gold, die er selbst gebraucht und ihr zum Andenken geschenkt hatte. Die jüngste der drei Schwestern beschenkte mich beim Abschiede mit einem schönen, im Gärtchen neben Napoleons Grab gewachsenen Blumenstrauße, den ich später mit meinem Reisegefährten theilte, und dessen Hälfte ich noch als Andenken aufbewahre. Mein Rittmeister verließ mich nun, weil er nicht die geschändete Wohnstätte seines Kaisers sehen wollte. Noch einen Blick warf ich auf das Grab und seine Umgebung und setzte allein bergauf meinen Ritt nach Longwood fort, das ich nach einer halben Stunde erreichte. Die Gegend um Longwood ist flach; den Hintergrund bilden nackte Felskegel, unter denen der Pico de Teida der höchste ist, vor sich und zur Seite steht man in weiterer Ausdehnung einzelne Bäume, Gesträuche und Wohnungen. Der Boden ist rauh und größtentheils unbebaut; der hier wehende scharfe Wind läßt Nichts gedeihen, und fast beständig rieselt feiner Regen aus der nebeligen Luft, welche die Sonne nicht durchdringen kann. Die Temperatur hier ist von der im Städtchen immer um 10° verschieden. Mit ehrfurchtsvoller Scheu nahte ich Napoleons letzter Wohnstätte und trat — durch einen Stall, einst des großen Kaisers Vorsaal, in dieselbe ein. Von dem angränzenden Salon, nun mit Pferdegeschirren umhängt, führt eine Thüre in den Speisesaal, in welchem eine Hülsenmühle aufgestellt ist. Das zur Linken des Speisesaales bereinst befindlich gewesene Bibliothekzimmer und das zur Rechten liegende Arbeitszimmer war mit Oekonomiegeräthen angefüllt. — Fast wollte ich vor dem Schlafzimmer umkehren, da ich eine ähnliche Entehrung dieser heiligen Stätte fürchtete, trat aber dennoch ein und fand es leer, nur Spinnweben hingen in den Ecken, die Wände waren mit Inschriften bedeckt, und aus den Balken, an denen das Sterbebett gestanden hatte, waren eine Menge Splitter herausgeschnitten. Hatte ich Napoleons Grab mit tiefer Wehmuth verlassen, so begleitet mich aus seiner Wohnung tiefe Entrüstung über die Entweihung der durch seinen letzten Aufenthalt und seinen Tod geheiligten Stätte. Nicht kann es die englische Impietät entschuldigen, daß Longwood jetzt eines Chinesen Eigenthum ist, der vielleicht nie von Napoleon Etwas gehört hatte. Während englische Narren Tausende für einen von ihm getragenen Hut oder für eine von ihm gebrauchte Dose bieten, lassen sie die Räume schändlich entweihen, die seine letzten, seine bittersten Leiden umschlossen! — Unserne von diesem denkwürdigen Orte ist das neue Haus, das für Napoleon gebaut, aber nicht mehr von ihm bewohnt worden war; es ist schön, wenn auch größtentheils von Holz. Von Longwood ritt ich auf schmalem Wege, einen tiefen Abgrund zur Rechten, eine hohe Felswand zur Linken, in ein tiefes Thal hinab, das zur Seite einen weiten Schlund bildet, des Teufels Punschbowle genannt; in der Nähe liegt Hutsgate, Bertrands ehemalige Wohnung. Nach einer guten Stunde Weges war ich wieder ziemlich in der Nähe des Städtchens und bog nun auf die nach Briars führende Straße ein. Briairs war die bescheidene Wohnung eines Kaufmanns; zu derselben gehörte ein auf einer Anhöhe gelegener Pavillon. In diesem wohnte Napoleon vom 16. October bis 10. December; hier war Der, dem Europa zu enge war, auf einen kleinen Raum beschränkt und entbehrte zum Theile die Bequemlichkeiten, an die selbst gewöhnliche Leute gewöhnt sind, indem er kaum ein Bette und einen Stuhl vorfand.

Digitized by Google

Hier schrieb er unter Anderem die Worte: „Der Tod „am Bord des Bellerophon auf der Rhede von Ply„mouth wäre eine Wohlthat im Vergleiche mit diesem „Aufenthalte gewesen. Ich habe die traurigsten Ge„genden von Europa durchwandert, doch keine kann mit „diesem dürren Felsen verglichen werden. Hier fehlt „Alles, was das Leben erträglich machen kann, und je„der Augenblick erneuert die Qual des Todes.“ Nachdem ich das Häuschen besehen und in dem Vogengange des angränzenden Gartens, wo er fast täglich im Auf- und Abgehen Bruchstücke seiner Memoiren diktirt hatte, umher gewandelt war, ritt ich zurück nach der Stadt. Auf dem Wege dahin gelangt man an eine sehr tiefe, von Felsklippen durchschnittene Schlucht; ich stieg vom Pferde, kletterte mit großer Mühe hinab und sah vor mir ein kleines Bächlein, in das eine über 200 Fuß hoch von den Felsen herabstürzende Quelle ihr Wasser ergießt, und das mit herrlicher Brunnkresse bedeckt ist. Spät Abends traf ich wieder in James Town ein, wo ich eine unruhige Nacht zubrachte. Mein Gemüth war von dem Gesehenen zu sehr aufgeregt, und Morpheus schüttelte vergebens seine Zweige. Am Morgen des andern Tages erstieg ich mit meinem Rittmeister den Latherhill auf einer, beinahe senkrecht an dessen Wand hinaufführenden Treppe von 637 Stufen. Rechts und links an der Treppe ist eine Art Eisenbahn angebracht, auf welcher mittelst Karren die Bedürfnisse für die auf der Höhe liegende Besatzung durch eine oben befindliche Drehmaschine hinauf gewunden werden. Der Umfang des Latherhills und seiner Bollwerke ist größer, als man von unten vermuthet; es befindet sich auf demselben eine geräumige Kaserne mit einem großen Exerzierplatze und mehreren kleinen Nebengebäuden und ein Telegraph. Von hier beherrscht das Auge in weitem Umkreise das Meer und den größten Theil der Insel, und der Telegraph meldet sogleich, was das Auge erspäht; jedes Schiff kann mittelst des Fernrohres zwei bis drei Tage vor seiner Ankunft beobachtet werden, und bei einiger Wachsamkeit bleibt Nichts unentdeckt, was auf der Insel unternommen werden könnte. Zudem ist der Latherhill so reichlich mit Kanonen versehen, daß eine Flotte, der es gelungen wäre, unbemerkt auf der Rhede zu erscheinen, in den Grund geschossen werden könnte, und zu allem Ueberfluße sind noch Massen von Steinen und Felstrümmern aufgehäuft, die durch bloßes Herabrollen alles unten Befindliche zerschmettern würden. — War das Erklettern des Latherhills sehr beschwerlich, indem durch das viele Treppensteigen der Athem kurz wurde, und die Knie zu brechen drohten, so war doch das Hinabsteigen noch mühe- und gefahrvoller. Ich nahte mich den ersten Stufen mit dem Gesichte nach vorne, wurde aber von einem solchen Schwindel erfaßt, daß es mich fast unwillkürlich hinabgezogen hätte. Die Häuser erscheinen wie kleine Steinhaufen, die Schiffe mit ihrem Tauwerke wie Spinnweben, die Menschen wie Mücken. Obwohl ich nun rückwärts die Treppe hinabkletterte, so war mir doch durch das Hinabblicken die Tiefe so lebhaft vor Augen, daß ich dieselben schloß und in einem wahren Taumel die gefährliche Reise zurücklegte. Wir kamen gerade wieder im Städtchen an, als die Wachtparade aufzog, und ich ergötzte mich sehr an der lange entbehrten Musik, so wenig sie im Ganzen zu loben war. Nach der Parade besuchten wir des Gouverneurs Garten; was die Flora der nördlichen und südlichen Halbkugel Schönes und Interessantes besitzt, findet man in demselben. Hier gedeiht der Apfel-, der Pfirsich-, der Pflaumenbaum, die Constantiarebe, der Kaffeebaum, der Pisang, der Dames und Pataten, die Citrone, Melone, Ananas u. s. w. — Als wir den Garten besehen hatten, kehrten wir in das Hotel zurück, um nach einem kurzen Mittagsmahle die Insel zu verlassen. Obwohl es nun der längst ersehnten Heimath zuging, schied ich doch mit einer gewissen Wehmuth von der Insel, und so lange als möglich hafteten meine Blicke noch auf ihr. — St. Helena ist ein großartiges und ein sicheres Gefängniß, und wenn man wirklich das Recht hatte, Napoleon in einem Gefängniß absterben zu lassen, so konnte man kein seiner Größe und seiner Furchtbarkeit entsprechenderes finden. Aber wäre Napoleons Schuld gewesen tausendfach, wie St. Helena's Felsen, und hätte sie überragt seine Verdienste so hoch, wie jene das Meer, — auf St. Helena hat er sie abgebüßt durch tausendfache Leiden, größer als der Tod. —

Subordination.

Scebild.

Wild rasselten die Trommeln, gellend fielen die Pfeifer ein; das Regiment öffnete das Quarree und marschirte in Zügen ab. Auf dem Platz blieben nur die Gehülfen des Profoses, welche die, von den Kugeln der Kameraden zerrissene Leiche in einen rohen Bretterkasten legten, in dem sie zur Anatomie abgeführt ward.

Der sonst so muntere Kaffeehauszirkel war heute verstimmt, einsylbig, ja zum Theil finster; jeder vermied — man fühlte es — die Exekution von heute Morgen zu berühren, die doch das Herz Jedes beengte.

„Wir kommen doch nicht vorüber,“ brach ein junger Forstmann los, „so laßt uns von dem armen Burschen sprechen, und damit fertig werden. Das Menschenherz kann einmal nicht anders: es muß sich aussreden über das, von dem es tief ergriffen ward, wenn es nicht in einer Steinkruste zuckt.

„Du hast Recht, Otto,“ entgegnete ein narbiger Student, mit dreifarbigem Bande über der offenen Brust, „mir schmeckt weder Pfeife noch Kaffee, wenn ich an den herrlichen Kerl denke, der zerschmettert in der Todtenkammer liegt, weil er sich nicht zu todt plagen lassen wollte, und seinem Peiniger das Bajonett zwischen die Rippen stieß!“

Digitized by Google

„O, das blanke Elend, dieser Soldatenstand! Herrmann schlug und vernichtete die wohldressirten Legionen Roms, ohne Feldwebel und mörderische Subordination; und Anno 14 focht die Landwehr und manches junge Regiment so gut, wie die alten Soldaten, die ihr Eins, Zwei, Drei! viel besser los hatten," schalt ein Resendar.

„Lieben Leute," sprach ernst ein junger Bergmann, „Subordination muß sein! Wie wollte Ihr das vielköpfige Unthier auch nur Eines Regiments lenken, und zur gewaltigen Kraft vereinen, ohne dies, freilich zwängende Band?"

„Schon recht," opponirte der Student, „doch könnte man viel milder, ja menschlicher es gebrauchen!"

„Was hatten die Herren von der Seedisziplin?" frug ein älterer, ernster Mann, der, einfach aber fein gekleidet, schier im Dampf seiner Cigarre versteckt, dem Gespräch zugehört hatte.

Die ganze Gesellschaft vereinte sich, ihm den tiefsten Abscheu vor der neunschwänzigen Katze, den Handspaken, allen Eisen der Constabelkammer, und wie nur sonst die expressen oder gelegentheitlichen Marterinstrumente der Marine heißen mögen, nach Kräften auszudrücken.

„Mir genügt es," beschwichtigte der Fremde, „daß Sie die Schiffsreglements für weit strenger erkennen, als alle Landkriegsartikel. Sie klagen Letztere einer heute verübten blutigen Grausamkeit an, erlaubrn mir indeß vielleicht, Ihnen eine Scene aus meinem Seeleben erzählen zu dürfen.

„Wir bitten darum — recht gern — wär's auch nur um ein Gegengewicht zu haben," rief von allen Seiten die Gesellschaft, und der Fremde begann.

„Von Hamburg aus sollte die Brigg Meta nach Barzellona gehen; sie hatte reiche Ladung an Bord und ich ward zu ihrem Superkargo ernannt. Es war ein schmuckes, festes Schiff, welches vor Glückstadt sich auf dem gelben Wasser der Elbe wiegte, und mit der eben ansteigenden Fluth sich hebend, bald den blanken Kupferbeschlag der Seiten, bald den zierlichen Stern herüber wandte. Das Schiff war klar, und mit dem Beginne der Ebbe war der letzte Anker eingeholt; der Lotse war am Bord, die Segel entfalteten sich; zierlich, wie grüßend, neigte die Meta die schlanken Masten, und glitt rasch durch die kurzen Wellen, die am Kiel sich plätschernd brachen. Die Insel Krutsand mit ihren üppigen Gärten versank hinter uns, ein Matrose stand mit dem Loth in den Puttingen; sein melodischer Ruf, die rechts und links an Ankern befestigten Tonnen von verschiedener Farbe, bestimmten die kurzen, gemessenen Befehle des Lotsen, dessen Benehmen ich beobachtete.

Laßt sie noch ein paar Striche abfallen, Mann, rief er jetzt, da hat der Däne, der vor vierzehn Tagen hier hängen blieb, einen Haufen Sand aufgehalten, daß alle Rathsherrn der Hansestädte ein Jahr damit streuen könnten.

Wie gings zu, frug ich, daß der Däne aus dem Fahrwasser kam.

Unsre Herren Nachbarn, war die Antwort, sind, wie die Kinder, gern allein groß; nun war der Schiffer schon ein paar Mal in Altona gewesen und glaubte die Elbe zu kennen, er nahm deßhalb keinen Lotsen. Aber der leichte Triebsand wechselt alle Augenblick, so daß wir, die wir alle Tage auf dem Strom sind, nach einem Nordwester oder einer Springfluth selbst erst wieder lernen müssen; darum saß sein Kiel auf einer Stelle im Sande, die er erst vor einem Monat mit sechs Faden passirt war. — Holt einen Schlag an, ihr am Steuer, mehr Backbord, sag ich.

Backbord ist's — schallte zurück.

Wir hatten jetzt die Marne Platen, eine gefährliche Sandbank, im Lee, und der Strom der Norderelbe riß das Schiff gewaltig durch die schon durch ihren Geruch jedem Seemann so fatale Mischung von süßem und Seewasser, in welchem alle Stoffe, die der gewaltige Strom in sein werdendes Delta hinauswirft, äußerst schnell zersetzt werden. Im Brackwasser werden die meisten Passagiere seekrank — auch mir erging es so; als wir aber Kap Ligard, an der felsigen Küste Cornwalls begrüßten, stand ich wieder steif am Mast, und hatte Laune und Muße genug, meine Umgebung einer genaueren Musterung zu unterwerfen.

Der Kapitän hieß Barenz, ein gutmüthiger und erfahrener Mann, doch dem Trunk ergeben, der Lieutenant Bamel, finster, wie eine Sturmnacht, schien ihn indeß in theoretischer und praktischer Nautik zu übersehen. Die Mannschaft wollte mir nicht sonderlich behagen; es waren Kerle darunter, denen das Zuchthaus, der Bagno oder ein anderes derlei Galgensurrogat, mit Lapidarschrift auf der Stirne stand. Matrosen waren damals selten und theuer; das Schiff mußte eilig unter Segel, und so hatte man die Gesichter über den Händen nicht genau angesehen. Ein Neger von gewaltigem Knochenbau, glänzend schwarz, wie Ebenholz, mit den wirklich hübschen Zügen des Assantenstammes — er hieß Tippoo — und ein schöner Neufundlandhund, Pompey, wurden meine Lieblinge. Ein steifer Nordost trieb uns die Bai von Biskaya hinab, wie ein Silberschild hing der Mond am tiefblauen Himmel, aus dem neben ihm nur der röthliche Arctur, Orions unendliche Pracht, die Wega der Leyer, das Herz des Löwen, und des Bären schöner Wagen, hervorglänzten. An letzterem Sternbilde haftete mein Auge länger; die zur Bärin verwandelte Callisto sahen die Griechen in ihm, die alten Germanen einen Wagen, die Irokesen nennen es: die Tänzerinnen; den Isländern ist es ein Sarg mit Trauergefolge. Wer mag nur an den Himmel das Zeichen des irdischen Todes versehen, sprach ich für mich. Bamel stand neben mir. Warum sollte man das nicht? frug er mit tiefem Ton, ist doch unser schönes Schiff nichts als ein schwimmender Sarg!

Für einen Sarg geht es fidel genug drin her, entgegnete ich, halb erschreckt von dem düstern Grimme, der aus seinen Zügen sprach.

Digitized by Google

Ich höre die Hunde wohl singen und lärmen im Raum, knirschte er: der Schiffer ist zu gut für sie — nun meinetwegen! es wird nicht lange mehr dauern.

Wie muß ich Euch verstehen? frug ich entgegen.

Unser Schiff ist verloren, antwortete der Lieutenant mit dumpfem, eintönigen Laut; die Meta läßt keinen Anker mehr fallen.

Ergriffen vor der eisernen Ueberzeugung, die aus jedem Worte sprach, starrte ich ihn an.

Woher ich dies weiß, wollt Ihr wissen, fuhr er fort. Seht, Abends zuvor, ehe Ihr an Bord kamt, lehnte ich über den Hackebord; ich dachte an meine Mutter, der ich von der Abzahlung eine Unterstützung zu senden gedachte, als aus einer Speigate eine Reihe Ratten langsam hervorkam; an den Ankerketten kletterten sie hinab, an die Schwänze der Alten klammerten sich die nackten Jungen, und hinüber schwammen sie zu einem alten, breiten Ostindienfahrer, der neben uns lag. Zuletzt erschien eine altergraue Blinde, von zwei jüngeren, kräftigen Ratten geführt; langsam klimmte sie am großen Kabel abwärts, und als sie an's Wasser kam, drehete sie sich noch einmal um, als wollte sie Abschied nehmen für immer von einem lieben Wohnorte, dann sank sie hinab in die Fluth, und schwamm, unterstützt von ihren Begleitern, den Anderen nach. Ein Schiff aber, aus dem die Ratten ziehen, ist dem Abgrund verfallen: das ist uralte Erfahrung.

Wenn das Alles ist, mein guter Bamel, entgegnete ich ihm, so kann ich deßhalb Eure Besorgniß noch nicht theilen; wer weiß, was dem heillosesten aller Ungezieser in der Meta nicht anstand, daß sie auswanderten.

Der Lieutenant kämpfte sichtlich eine derbere Antwort zurück. O nein, rief er, das ist nicht Alles! Kennt Ihr die Katharinenpühnchen, mother Carey kikens, wie die Engländer sie nennen?

Ihr meint die kleinen braunen Entchen, die immer gestern in unserer Drift waren?

Ja, ja, die meine ich; das sind die Geister verunglückter Matrosen, die ohne ein letztes Gebet der Kameraden in die dunkeln Wogen versanken! Sie warnen das Schiff, dem das gleiche Schicksal droht, und erwarten die Gefährten ihres Leids.

Es scheinen nette Thierchen, antwortete ich ablenkend, ich möchte wohl ein Paar für die Sammlung eines Freundes schießen.

Bamel fuhr sichtlich zusammen; — thut's nicht, thut's um Eurer Mutter willen nicht! rief er ängstlich. Ihr seid der einzig Reine unter uns, und könntet doch dem allgemeinen Untergang entgehen; werdet Ihr zum Mörder dieser Geschöpfe, so seid Ihr so sicher und früher verloren, wie wir Alle — o thut's nicht!

Euer Wunsch schon, entgegnete ich dem schier Flehenden, daß dessen Auge die Gluth des Schwärmers zuckte, würde mich davon abhalten, mehr wie die Furcht vor einem Uebel, zu welchem ich keinen Grund erkenne.

Bamel starrte vor sich hin. Werdet Ihr noch so sprechen, begann er nach langer Pause, wenn ich Euch erzähle, was ich selbst erlebte? —

Ich fuhr als Hochbootsmann mit dem Falken, als auf der Höhe von Kingston eine todte Windstille auf das Schiff fiel. Ihr glaubt gar nicht, auf was für tolle Ideen die Leute alles kommen, wenn sie nichts zu thun haben! Nun hatten wir einen süddeutschen Doctor an Bord, der hatte die Sammelwuth. Kein Ungeziefer, heiße es nun Käfer oder Gewürm, Frosch oder Eidechse, war vor ihm sicher; er erfäufte sie in Weingeist, damit sie sich halten sollten, und so etwas muß auch unser Kapitän erfahren haben, der da unten, gegen alle Schiffsordnung, mit den Matrosen trinkt. Dem fiel es auch ein, als zu unserem Schrecken die Kathrinenhühnchen am Schiff erschienen, er wolle ein Paar ausstopfen; aus dem Fenster seiner Kajüte krachte der Schuß, und drei Vögel waren getroffen! Die Matrosen murrten, aber ein altes Negerweib, die starr und stumm, wie eine widrige Leiche am Mast lag, fuhr wie rasend auf. Drei Vögel, drei Leichen! kreischte sie; eher wird kein Hauch eure Segel schwellen, bis die Sühnopfer gefallen sind. Schon wartet der Hai seines Fraßes; drei Vögel, drei Leichen! — Und wie ihres Wortes gewärtig, umkreisten zur Stunde drei mächtige Haie das Schiff. Wir wollten sie angeln, aber schnaubend stießen sie den Köder zur Seite, und hämisch grinste und kicherte das Odiweib: drei Vögel, drei Leichen! der Hai weiß bessern Fraß! — Mittags fiel ein Matrose von der Raanocke in See, und vor unsern Augen verschlang ein Hai ihn, als er kaum die Wasserfläche berührte. Lange stand, bei der todten, glatten See, der schaurige Blutfleck da, ehe er verrann. Abends kam ein Schotte, ein roher, harter Mensch, mit wildem, stieren Blick und blaurothem Gesicht auf Deck, schwankend ging er zum Leebollwerk, sah stier in's klare Wasser hinab, und redete heftig und unverständlich gegen den zweiten Hai, der gegen ihm über langsam an der Schiffsseite hinglitt, und schaurig den zahnvollen Rachen öffnete und schloß. Was gibt's, Mat-Lean, frug ich ihn, was hast du mit dem Burschen da unten? Er wandte sich verstört um; aus gelbgrünem Gesicht starrten ein paar blutige Augäpfel mich an, dann sank er zu Boden. Ehe es Morgen ward, hatte das gelbe Fieber ihn erwürgt. Auch der zweite Hai empfing sein Opfer und verschwand, wie der erste. Bange, lautlose Stille herrschte im ganzen Schiff; jeder spähete mit Angst nach den Zeichen der mörderischen Seuche an sich und den Kameraden, indeß der letzte Hai wild das Wasser peitschend um's Schiff schoß. Da sprang mit lautem Geschrei der Doctor die Luke herauf; aus Angst, auch wohl von Gewissensbissen gepeinigt, die ihm sagten, daß sein Leichtsinn dies Unheil heraufbeschworen, hatte er getrunken. Ein Fischerboot, das sich mühsam ruderad gegen die Küste bewegte, wollte er anprayen, und stieg auf das Bollwerk, verlor das Gleichgewicht und stürzte hinab. Mann über Bord! schrie die Wache, aber, ehe man auch nur ein Tau hinabwerfen konnte, kam der Hai, wie ein

Digitized by Google

Pfeil geflogen, daß hochauf der weiße Gischt stäubte. Ein gellender Schrei — und langsam, in weiteren Kreisen stets, ebneten sich die Wellen. Im Stern aber erschien eine Heerde Katharinenhühnchen; nickend, wie mit einander schwatzend, umflatterten sie das Schiff, dessen höchste Segel eben einen leisen Windhauch auffingen, der sich bald zur stäten Brise aufsteifte, welche uns dem schaurigen Fleck entführte!

Alle die grausen Zufälle, die Ihr mir erzählet, begann ich nach langer Pause, beweisen doch nichts für Eure Todtenhühnchen.

Zufälle, lachte Bamel bitter, Zufälle! — es gibt keinen Zufall. Alles ist nach ewiger Regel geordnet, und Niemand entläuft seinem Schicksal. Auch dies Schiff nicht; wir Alle werden ein tieferes Grab haben, wie unsere Mütter; das grüne Leichentuch ist weit gebreitet, und wird uns Alle mit reichen Falten decken. — Ha, seht, seht: auch das noch! schrie er auf und ergriff meinen Arm, wie mit Zangen.

Ich folgte der Richtung seines zeigenden Fingers; im Focktakelwerk spielten züngelnd, zuckend, blaue elektrische Flämmchen, bald gaukelten sie zum Stengenkopf hinauf, um dort einen Augenblick zu flimmern, bald wickelten sie sich wie glühende Drahtnetze um Tau und Segel.

St. Elms Feuer, rief ich, die Dioskuren der Griechen! und hatte meine herzliche Freude an der seltnen, schönen Erscheinung.

Es ist ein Mörder an Bord, sprach Bamel mit eisiger Kälte, wüßte ich ihn, bei meines Vaters Grab, bald sollte er in der Drift der Meta zappeln!

Was wäre gewonnen, zürnte ich, über den unverbesserlichen Aberglauben geärgert, dann wäre ja wieder ein Mörder an Bord! —

Ich ging backwärts hinüber, und betrachtete das blitzgleiche, blaufeurige Zucken mit leisem Grauen. Es ist eine ganz erklärliche, elektrische Erscheinung, sagte mir mein Verstand; jedenfalls aber, entgegnete die Vernunft, ist bei einer so mit Elektrizität überladenen Luft ein ordentlicher Sturm in nächster Aussicht. Und alle diese Reflexionen überhallte Bamels gespenstiges Wort: „es ist ein Mörder an Bord, die Meta läßt keinen Anker mehr fallen.“ —

Mit dem Morgengrauen lullte der Wind ein, um sich stoßend und heftig aus Nordost wieder zu erheben. Der Schiffer Barenz, der die Wache hatte, taumelte, und vermochte nur mit Mühe, sich am Binnakel aufrecht zu erhalten. Die See erhob sich, schwarz und drohend, schwer rollte das Schiff durch die Wellenthäler, über denen der bleigraue Himmel erdrückend herabhing. Dazu wurden die Befehle mit schläfriger Langsamkeit vollzogen, oder mit Bemerkungen versehen, aus denen hervorging, daß sie auch nicht die zweckgemäßesten waren. Der Wind hatte sich zum Sturm erhoben und warf dichte, eisige Regenschauer mit Schlossen gemengt peitschend herab.

Haltet das Schiff steif vor dem Wind, schrie Barenz, und holt das Focksegel ein.

Thut's selber, antwortete ein Matrose, wenn Ihr meint, ein Sturzbad thät Eurem Katzenjammer gut. — Sollte schon vor einer halben Stunde weg sein, censirte ein Andrer.

Der Mast bog sich knirrend, das Schiff überhielte bei jedem Windstoß, und richtete sich mühsam, taumelnd auf. Die Mannschaft war theils übernächtig, theils noch berauscht, und gehorchte, wie gesagt, nicht mit der Schnelligkeit und Pünktlichkeit, die auf Schiffen, zumal zur Stunde der Gefahr, durchaus nöthig ist. Ich suchte Bamel auf; er schlief ruhig, fest, wie der Seemann nach mühseliger Wache schläft. Der Anprall der Wogen, das Toben des Sturms weckte ihn nicht, aber auf den ersten Ruf, auf eine leise Berührung seiner Schulter, erhob er sich rasch. Er horchte — und augenblicklich war er aufgesprungen.

Aha, rief er, dacht ich's doch! da ist ein tüchtiger Kaltant an den Bälgen! Wie hält sich das Schiff?

Ich glaube, brav, antwortete ich, aber die Matrosen gehorchen nicht pünktlich.

Kann mir's denken, grollte Bamel, doch jetzt komme ich auf Deck, und will sehen, wer meiner Mutter Sohn widerspricht.

Ein Krach, wie ein Kanonenschuß, begleitete Bamels letztes Wort. Das Focksegel war geplatzt und klappte jetzt, zu Streifen zerschlitzt um den Mast. Bamel rannte auf den Schiffer zu: das Segel weg, rasch weg, oder die Brigg stukt sogleich, rief er, ihn schüttelnd; Barenz aber lallte vor Angst und Trunkenheit nur unverständliche Töne. Der Lieutenant entriß ihm das Sprachrohr, und kurze, energische Befehle hallten über das Schiff, welches beigedreht hatte, und über welches eine Sturzsee nach der andern hinwisch. Das Steuerrad hatte, umschwingend, den lenkenden Mann zur Seite geworfen, so daß die Meta völlig der Gewalt der Elemente hingegeben, auf der Seite lag; die Fockstenge war gebrochen und hatte sich im Takelwerk verwickelt.

Hände da hinauf, klärt das Wrak! befahl Bamel, doch keiner der Matrosen regte sich, dies Wagstück zu bestehen, da drückte Tippoo, der Neger, mit ein Enterbeil in die Hand, und sprang mir voraus die Wanten hinan, blind folgte ich ihm; wenige kräftige Hiebe genügten, und leewärts stürzte das verderbliche Gewirr in die schäumenden Wellen. Unten war man indeß auch des Steuers wieder Meister geworden, das Schiff richtete sich auf, und stürzte sich in den Gischt der Wogen; doch arbeitete es schwer, und ächzte in allen Fugen. Der Vordermast, seiner Stagen beraubt, schwankte, und drohete in die Takelung des Bugspriets zu stürzen, auf der jetzt unsere ganze Hoffnung ruhen mußte. Es erfolgte daher der Befehl, ihn zu kappen, aber auch hier waren die Matrosen nur säumig und langsam zur Hand, und nur, als der Lieutenant einige mit einer Handspake niedergeschlagen hatte, konnte er die Erfüllung seines Befehls erzwingen. Die Meta, auch dieser Last quitt, gewann wieder festen Kurs, folgte dem Steuerdruck und schien der Gefahr entronnen.

Digitized by Google

1846

21

Digitized by Google

Digitized by Google

Und wieder fand ich mich mit Bamel zusammen auf dem Hinterdeck. — Was sagt Ihr nun, hob er an, hatten die Ratten nicht Recht mit ihrem Auszuge, und glaubt Ihr noch nicht, daß die Katharinenhühnchen Gesellschaft kriegen?

Wohl manches Schiff, entgegnete ich, ist schlimmer zugerichtet dem Sturm entkommen: die Meta hält sich brav.

Ein besser Schiff ist noch nie versunken, rief er eifrig, drum thut's mir leid; aber trotz aller Eurer Hoffnung werden die Rochen Eure sächsischen Merino mit den Stachelschwänzen zausen, und die Meerengel in den Tüllschleiern wühlen; — schade, daß wir uns nicht daran mahnen können.

Ich schwieg, vor der Gewalt der Elemente verstummend. Wagte ich es, den Blick zu erheben, so erschien der Horizont furchtbar nah gerückt, Meer und Himmel schwarz, und alles Licht, was in diesem entsetzlich engen Raum das Auge fand, schien von den weißen Kämmen der Wogenberge auszugehen, durch welche hin das Schiff, wie ein lebendes Wesen ächzend, sich arbeitete. Der Regen goß in eisigen Strömen, die Sprüh der Wellen überspritzte das Deck, drei Mann konnten die Speichen des Steuerrades kaum bewältigen, indeß der nackte Mast, an den ich mich klammerte, vor der Wuth des heulenden Sturms wie eine Gerte sich bog. Pompey schmiegte den nassen Pelz an meine Knie, und Tippoo, der Neger, hatte an's Gangspill niedergekauert, die großen, sprechenden Augen auf mich gerichtet.

Massa gehn hinunter, begann er in tiefen Kehllauten, wild Matros Alles bring um.

Was sprichst du, Tippoo, frug ich.

Wild Bukramatros trinken will viel Rum; untn im Schiff Meta viel viel Wasser; sagen All All, Schiff gehen auf Grund, nicht woll gehn an Pumpen, woll todtschlagen Massa Bamel und Euch, die woll nicht hergeben all Rum. Massa soll gehen hinunter.

Ich ging hinunter, meine Waffen zu holen; und der wüste Lärm im Raum überzeugte mich von der Wahrheit der Worte Tippoo's; die Matrosen, die Hoffnung aufgebend, wollen berauscht, bewußtlos, den unvermeidlichen Schritt in's Jenseits thun, zu dem sich der Bessere durch innere Sammlung vorbereitet. Wohl möglich, daß sie die Beiden, die jedenfalls dieser viehischen Absicht entgegentraten, ihrer Rohheit zu opfern beschlossen hatten. Ich nahm vier Pistolen, zwei Hirschfänger und zwei Dolche, den Lieutenant und mich zu waffnen, und steckte eben Patronen ein, als die Thür meiner Kajüte zugeschlagen, und von Außen schwere Ballen davor gewälzt wurden. Vergebens zerarbeitete ich mich, vergeblich schrie ich mich heiser, und sank endlich, körperlich und geistig tief erschöpft, in todtähnlichen Schlaf. — Ein greller Lichtschein erweckte mich, Tippoo stand mit einer Laterne an meinem Lager.

Massa soll aufstehen, flüsterte er.

Der Sturm hatte sich gelegt, schwerfällig schlingerte das Schiff auf den noch nicht beruhigten Wellen; an der Luke vorbeigehend, bemerkte ich, daß der Raum bereits mit Wasser gefüllt war. Im Vorderschiffe tobte die berauschte Mannschaft; sie erwartete den Tag, um sich in den Booten zu retten, die schon nach vorn gebracht waren. Die Jolle indeß, die zu klein und schwach erfunden war, tanzte hinter dem Stern. Da hinunter drängte mich der Mohr; Bamel sei dort, betheuerte er, und der Hund, und weiter sei vom Schiff nichts zu retten. Ich wollte das Schiff nicht so verlassen, ich wollte wenigstens mich selbst überzeugen, ob keiner der Meuterer zurückzuführen sei, indeß mir Tippoo bei seines Vaters Gebeinen schwur, es sei alles vergeblich. So hatten uns einige Matrosen bemerkt, die heraufgekommen waren, nach dem festgebundenen Steuer zu sehen. Auf ihr Geschrei taumelten mehrere herauf und augenblicklich flogen die Kugeln ihrer Pistolen um uns her. Jetzt sah auch ich ein, daß Tippoo Recht hatte, und glitt an der Leine hinab; der Neger folgte blitzschnell und kappte sogleich das Tau. Ehe die Meuterer nach hinten kamen, hatten die Wellen uns weit fort gespült; wohl sandten sie uns einige Kugeln fluchend nach, die jedoch ohne Wirkung blieben.

Nun erst, weit genug von der Meta entfernt, um nicht vom Geschoß der Wahnsinnigen, die auf ihr walteten, erreicht zu werden, konnte ich mich im winzigen Boot umsehen, auf welchem ich im weiten Ocean schaukelte. Der Neger hatte das Steuer ergriffen, und lenkte es mit Umsicht und Titanengewalt, Pompey hatte sich unter die Dosten gelagert, vor mir, in eine blutige Decke gewickelt, rang Bamel mit dem Tode! Er hatte der Meuterei mit Mannsinn getrotzt, hatte Bareng sein unwürdiges schlaffes Benehmen so grell vorgehalten, bis dieser, von Zorn und Wuth entflammt, das Messer in seine Brust stieß. Sagte ich es Euch nicht, flüsterte er, es sei ein Mörder im Schiff! ich kann Euch noch daran mahnen, die Meta ist verloren! Ich kniete neben ihm, und suchte durch die Tröstungen der Religion ihm Stärkung zu reichen; er hörte mir lächelnd, Beifall nickend zu. Vater unser! hauchte er, und unter Thränen sagte ich ihm dies so unendlich tiefe, Alles umfassende Vermächtniß Christi vor. „Vergieb uns unsre Schuld, wie wir unsern Schuldigern vergeben," betete ich, „vergieb ihnen," stöhnte Bamel mühsam, die Blässe des Todes überzog sein Gesicht, aus Mund und Nase floß schäumendes Blut — er war todt! —

Lange kniete ich stumm neben der Leiche, der Mohr lenkte weinend den Kahn, Pompey stieß tiefe, heulende Töne aus, als verstände er unsern Jammer; ruhiger wurde die See, heiter stieg die Sonne herauf, und mit ihren ersten Strahlen senkten wir Bamels Leiche hinab in sein weites, grünes Grab! Und hinter uns, als ich den Blick erhob, nickte und schwatzte ein Zug Kathrinenhühnchen. Vergnügt spielten sie im warmen Sonnenstrahl, seltsam die schlanken Hälschen reckend und drehend schienen sie Wichtiges zu verhandeln, bis sie in der Dehnung der langen Wellen verschwanden.

Digitized by Google

Da war ich nun allein in der weiten blauen Oede, meine Gefährten, ein verachteter Neger und ein Hund. Nur einen Krug Wasser und zwei Stücke Zwieback hatte Tippoo erhaschen können, und wie bald waren diese kargen Vorräthe erschöpft! Wir theilten redlich, Pompey mit inbegriffen, und sanken dann in den starren, tiefen Schlaf der Erschöpfung. Ueber uns glühete erbarmungslos die grelle, dörrende Sonne, an die Planken des kleinen Boots schlugen spielend laue, blaue Wellen, so klar, so durchsichtig rein, daß ich meinte, auf den Grund hinab zu sehen. Die mannigfachen Gestaltungen der Fische spielten munter darin, ihnen war so wohl — und uns unglücklichen Wesen war dies Alles nur herber, bitterer Hohn; die klaren reinen Wellen konnten unsern glühenden Durst nicht stillen, nagender Hunger sprühte aus Tippoo's dunkeln Blicken, und auf den Hund fiel, wie im Verständniß, beider Menschen Auge. Zögernd zog Tippoo das scharfe Zuschlagmesser hervor, das jeder Seemann an einer Schnur um den Hals trägt, da troch Pompey heran, und versuchte mit dürrer, rauher Zunge seine Hand zu lecken. Tippoo schlug das Messer zu, richtete stehend das große Auge auf mich, und mochte in Meinem die Bestätigung seiner Gefühle lesen. Auf den Boden des Kahns sank ich, zu den Gefährten meines Elends, und selige Bewußtlosigkeit, von süßen Träumen durchgaukelt, umfing meine Sinne! —“

Der Fremde ward unterbrochen; ein riesiger Neger in schönem orientalischem Costüme, einen weißen Turban auf dem Krauskopf, trat auf ihn zu, und auf sein Knie legte ein brauner Neufundländer den Kopf, mit klarem, feuchten Auge zu ihm aufblickend.

Sie werden meine Begleiter erkennen, sprach er, sich freundlich neigend; wir haben viel mit einander ausgestanden, bis das englische Schiff uns auflas.

Doch Massa uns nicht gegessen, sprach der Neger mit tiefem innigen Ton.

Und die Meta? fragte der Forstmann den zum Gehen Gewendeten.

Kein Mensch hat wieder von ihr und ihrer Mannschaft gehört — auf ihr fehlte das Lebensprinzip jedes Dienstes: Subordination! —

Schmidt.

Der Admiral und der Trauermantel.

(Taf. 20.)

Um zwei der schönsten deutschen Schmetterlinge vermehren wir mit der beiliegenden Tafel unsere Sammlung, mit dem Admiral und dem Trauermantel, die beide aus Raupen hervorkommen, die an den Seiten und auf dem Rücken mit Dornreihen versehen sind, welche stark verzweigt, gleichförmig am ganzen Leibe auf allen Ringeln vertheilt stehen, weßhalb auch deren Raupen mit dem Namen Scharfdornraupen bezeichnet werden.

Die eine dieser Raupen, die des Admirals, Fig. 1 2, findet sich im Juli in Menge auf der großen Nessel, ist 1½ — 1¾ Zoll lang, sammtschwarz oder dunkelroth von Farbe, und mit hochgelben Strichen überzogen, die sich im Zickzack unter den Luftlöchern hinziehen; über den ganzen Leib ist sie weiß bestäubt und etwas behaart. — Der Schmetterling, Fig. 4 5, der unter den verschiedensten Namen als Admiral, Schackflügel, Mars, Bulkan, Nummervogel oder Zahlenflatterer bekannt ist, und letztere Benennungen erhalten hat, weil er auf seinen Vorderflügeln Zeichen trägt, aus denen man die Zahlen 98 oder 86 herauslesen will, wird wissenschaftlich als Heiternesselflatterer, Tachyptera atalanta, bezeichnet; er ist oben sammtschwarz, hat auf den Vorderflügeln einen prächtigen, scharlachrothen Querstreifen, hinter welchem drei große und drei kleine weiße Flecken sind, und der weiß ausgeschweifte Hinterrand derselben ist nach dem Winkel zu blau ausschattirt. Die ebenfalls schwarzen Hinterflügel sind scharlachroth gesäumt, der Saum ist schwarz gefleckt und trägt an dem innern Winkel einen größern blauen Flecken. Die Unterseite, Fig. 5, ist verschieden gezeichnet, und der Scharlachstreifen des Vorderflügels schimmert durch. — Der Admiral, welcher im Mai und Juni bereits fliegt, setzt seine grünen, länglichrunden Eier einzeln an die Blätter der großen und kleinen Nessel; die Raupe kriecht schon nach acht Tagen aus, spinnt sogleich die Blätter zusammen und wechselt fast alle Tage ihre Wohnung. Nach vierzehn Tagen ist sie schon ausgewachsen, trägt auf jedem ihrer Ringel, mit Ausnahme des vordern, sieben, etwas gespaltene, gelbliche Dornen, wechselt übrigens in ihrer Färbung außerordentlich und ist bald rothbraun, wie Fig. 1, bald ganz gelb, wie Fig. 2, bald grünlich oder schwarz, mit gelben oder weißen Tupfen. Die Raupe kriecht sehr langsam, frißt und wächst aber sehr schnell, und puppt sich schon im Juli ein. Die Puppe, Fig. 3, ist bräunlichgrau und mit Goldflecken geziert, und hat am Kopfe ein paar stumpfe Knöpfe.

Der Trauermantel oder Birkenflatterer, Tachyptera antiopa, Fig. 8 9, auch Pleureusenvogel oder Mantille genannt, lebt als Raupe auf Birken, Espen, Kopf- und Dotterweiden. Die Eier finden sich an den Zweigen dicht an einander gelegt, fast zu allen Jahreszeiten. Im Frühjahr und Sommer schliefen die Raupen schon nach zwei oder drei Wochen aus; im Herbste aber bleiben die Eier über den Winter liegen, und eben so überwintern die zu spät entstandenen Puppen und Schmetterlinge. Die oft über 20 Linien langen Raupen, Fig. 6, sind dunkelblauschwarz, mit feuerrothen großen Rückenflecken verziert und stark bedornt; sie sind außerordentlich gefräßig und machen, da sie gesellig leben, und sich erst kurz vor der Verpuppung zerstreuen, oft die Bäume, auf welchen sie leben, ganz kahl. Vom Juni an verpuppen sie sich; die Puppe selbst, Fig. 7, ist graubraun, roth betupft, am Kopf gehörnt und entwickelt sich in vierzehn Tagen zu einem schönen, großen Falter, der eine Flugweite von fast

Digitized by Google

drei Zoll hat. Der Trauermantel ist dunkel röthlich-schwarz, wie Sammt, nach hinten schmutzig weißgelb gesäumt, und vor dem Saume auf den Vorder- sowohl als Hinterflügeln mit einer Reihe großer blauen Flecken geziert; der äußere Rand der Vorderflügel bietet ebenfalls einen gelben Querstreifen, der nach hinten in zwei größere Flecken ausläuft, die wie die blauen und der Saum auf der Unterseite, Fig. 9, durchscheinen. — Um die Raupen des Trauermantels aufzuziehen, muß man ihnen täglich zweimal frisches Futter in's Glas geben, weil sie sonst krank werden, ein gelbes Wasser herausschwitzen und dann bald sterben; die Puppen selbst darf man nicht viel beunruhigen, muß sie aber sorgfältig vor Schlupfwespen, von denen sie gern angestochen werden, in Acht nehmen.

Dr. Middleton.

Eine amerikanische Begebenheit von F. Gerstäcker.

Es war ein kalter, doch freundlicher Nachmittag des Monats Februar, als ein einzelner Reiter aus dem, noch damals nicht sehr bedeutenden Städtchen V— in Illinois herauskam, und die breite Straße durch die Prairie verfolgte. — Es war ein junger Mann, von ungefähr sieben- bis achtundzwanzig Jahren, mit gutmüthigen, dunkelen Augen, von dessen Kleidung übrigens gar Nichts zu sehen war, da er, der Sitte jener kalten Gegenden gemäß, sich in einen gewaltig großen, weißen Flanellüberrock ganz eingeknöpft hatte, daß nur die hellen Augen mit dem oberen Theil eines Paares, durch den kalten Nordwestwind gerötheter Wangen zwischen dem aufgeschlagenen Kragen des Rockes und unter dem Schutze einer feinen, dunkelbraunen Otterfellmütze, hervorsahen.

Der untere Theil der Beinkleider war ebenfalls in ein großes Stück blauen Flanell eingeschlagen, der unter dem Knie von grünen Strumpfbändern zusammengehalten wurde und dadurch eine Art Kamaschen bildete. Ein einfacher, eiserner Sporn war an seinen rechten Hacken geschnallt, und auf der linken Schulter trug er eine der langen, sehr schön gearbeiteten Kentuckier Büchsen, durch die die Bewohner jener Gegenden den Ruf solcher ausgezeichneten Schützen erlangt haben. Der Reiter schien jedoch, trotz dem Gewehre, gar nicht zur Jagd eingerichtet zu sein, indem weder Kugeltasche noch Pulverhorn an ihm zu sehen war, sondern trabte scharf auf seinem kleinen rauhhaarigen Ponie die hartgefrorene Straße entlang, die häufig an seiner Seite und vor ihm aufstiegenden Prairiehühner keines Blickes würdigend. — Er hatte vor sich einen einzelnen Reiter bemerkt, und versuchte nun, diesen einzuholen, um den langweiligen Weg durch die einförmige, und so weit das Auge schauen konnte, mit dürrem, gelben Grase bedeckte Prairie, durch angenehme Gesellschaft erträglicher und interessanter zu machen.

Es war ein trauriger Anblick, diese ungeheuere, gelbe wogende Fläche. Im Osten schienen dunkele, und durch die dann und wann hervorbrechenden Sonnenstrahlen ganz schwarz aussehende Wolkenmassen auf dem Horizont des Grasmeeres zu lagern, denen hie und da durchschimmernde Stellen des blauen, in das Grüne spielenden Himmels, einen nur noch wilderen, traurigeren Anstrich gaben; kalt und schneidend kam der scharfe Nordwest über die weiten Flächen von den großen Seen herunter, und selbst die Strahlen der Mittagssonne vermochten nicht den frostigen Reiter zu erwärmen, der sein kleines, munteres Pferdchen immer zu erneuerten Sprüngen antrieb, um sich durch den etwas hohen Trab desselben ein wenig warm schütteln zu lassen. Er hatte endlich den vor ihm Reitenden eingeholt und hielt an dessen Seite sein Poney ein wenig an, um gleichen Schritt mit dem behaglich fortrabenden Thiere des Anderen zu halten.

„Wie geht's, Doktor, wie geht's?“ rief dieser, ihn erkennend, „habt Euch auch in der Kälte nach der Stadt gemacht? 's ist aber auch wahrlich ein wenig zu schneidend, dieser Nordwester, aber wartet nur, lange hälts nicht mehr an, seht Ihr die dunkeln, langen Streifen dort in den Wolken? sie gehen alle von Osten nach Westen, das bedeutet Schnee oder Regen, und dann läßt auch die Kälte etwas nach.“

„Ich will's hoffen!“ rief der junge Mann, dem Andern die Hand zum freundlichen Gruße hinüberreichend, die dieser herzlich schüttelte. „Aber sagt mir, Smith Field, friert Ihr denn gar nicht, mir zieht, hol's der Teufel, die Kälte durch den dicken Flanellrock durch, daß mir die Knochen im Leibe klappern und Ihr sitzt da im bloßen Halse so gemüthlich auf Eurem Pferde, als ob wir August statt Februar schrieben, und der Wind links anstatt rechts her käme.“

Der also Angeredete war ein freundlicher alter Mann, mit schneeweißen Haaren, die kurz und traus unter dem alten, abgetragenen Filzhut hervorsahen. Er trug ein dunkelblaues, wollenes, mit gelbrothen Franzen besetztes Jagdhemd, eben solche Beinkleider, doch ohne die Franzen, und grobe, gelbe, selbstgemachte Schuhe. Das weiße, reine Hemd stand vorn, trotz der bitteren Kälte, offen und zeigte den von der scharfen Luft dunkelroth gefärbten Hals, bloß. Aus dem, durch einen braunen, ledernen Gürtel zusammengehaltenen Jagdhemd sah der hölzerne Griff eines gewöhnlichen Messers hervor, sonst trug er keine Waffen! — Er sah freundlich zum Doktor hinüber, und antwortete:

„Ihr sitzt ja viel in der Stube, Doktor, zu viel hinter dem warmen Ofen, wenn Ihr dann einmal hinausgeht, packt Ihr Euch ein, daß die Nase kaum vorguckt und jedes kalte Lüftchen jagt Euch einen Schauer durch Mark und Bein! Hol's der Teufel, Doktor, wär unser liebes Land hier nicht so flach, daß der Regen überall stehen bliebe, der dann, wenn er im Sommer von der ungeheueren Hitze verdunstet, die schändlichen Fieber erzeugt, Ihr solltet verdammt wenige von den Landleuten unter Eure Patienten zählen; aber

Digitized by Google

apropos, Doktor, was haltet Ihr von der nächsten Wahl? Ihr kommt doch ein gut Theil im Lande herum, und hört wie die Leute drüber denken, glaubt Ihr nicht, daß wir's durchsetzen, es wäre doch eine Schande, wenn unser altes Hickory *) nicht durchschlagen sollte."

„Gebt Euch zufrieden, Smith Field, die Whigs kommen auf keinen grünen Zweig, wir haben das Ruder einmal in Händen und wir werden es nicht so schnell hergeben, wenigstens nicht ohne einen ordentlichen Kampf. — Das Volk ist zu vernünftig und hat Jeffersons Lehren noch zu sehr im Kopf, sich von den Whigs den Kopf verdrehen zu lassen; unser County ist auf jeden Fall für Van Buren, und ich hoffe, auch der Staat." —

„Das ist mir sehr lieb zu hören, denn da drinn im Städtchen prahlten die Kerle so verdammt viel von ihren Whigs-Siegen, und von dem nun glücklich zu Stande gebrachten „aus dem Felde schlagen" der Demokraten, daß ich selber eigentlich gar nicht wußte, woran ich war, 's ist aber doch nur Marktschreierei; ich bringe übrigens diesmal auch eine Stimme mehr mit, als das vorige Mal, mein Junge ist jetzt alt genug zum Stimmen, und der ist ein Demokrat mit Leib und Seele; es ist aber auch sein Glück, er dürfte mir sonst nicht im Hause bleiben. — Aber sagt mir einmal, Doktor, ich dachte immer, Ihr jagtet gar nicht, und jetzt seh ich, habt Ihr solch eine kapitale Büchse auf der Schulter — die Büchse habe ich aber schon einmal gesehen, das weiß ich, — habt Ihr sie gekauft?"

„Nein, nur heut Morgen, als ich beim Büchsenschmied in der Stadt war, mir ein paar Kugeln zu meiner Pistole zu holen, bat er mich, dieses Gewehr mit zu meinem Hause zu nehmen, und es an John Singers mit erster Gelegenheit zu schicken."

„John Singers? dacht ich's doch; manche Nacht hab ich mit John und dem Gewehr da schon draußen im Wald gelegen, manche, manche Nacht und jetzt weiß ich auch, warum ich die Büchse nicht gleich wieder erkannte, John hat den Messingbeschlag unten abnehmen lassen und rauhes Eisen dafür dran genommen, es ist auch viel besser, ich hab's ihm immer gesagt, das Messing scheint zu weit im Walde, besonders wenn sich die Sonne drinn spiegelt, da ist Eisen viel besser, oder blau angelaufener Stahl, wie der Deutsche da drüben an seinem Stutzen hat. Es ist doch kuriöses Volk, die Deutschen, unsere langen Büchsen wollen ihnen gar nicht zusagen und schleppen sich da mit ihren kurzen Dingern herum. Wahr ist's, die kleinen Stutzen schießen wie der Teufel, wenn man sie nur stillhalten könnte, nehme ich aber so ein Schießeisen an die Backe, so kann ich das Korn auf 50 Schritt kaum auf einen Büffel im Visier halten. — Da sah ich, noch nicht so gar lange her, einen Deutschen, der hatte einen Riemen an der Büchse, und erst glaubt ich immer, das Leder müsse ihm höllisch im Wege sein, wenn er damit schnell durch die Büsche wollte, und fragte ihn, warum er den Riemen dran behielte, da zeigte er mir, wie er damit schießt, und, hol' mich Dieser und Jener, es ist probat; — er wirft den Streifen Leder um das äußerste Ende des linken Ellbogens, biegt dann den Arm krumm, daß die Hand fast bis an's Schloß zurückkommt, und die Büchse liegt wie angeschlossen; ich hab's selber versucht, es ist das ein ganz gescheuter Einfall; doch was diese Büchse anbelangt, so kann ich Euch aller weiteren Mühe überheben, John Singers wohnt nur eine halbe Meile von meinem Hause, und mein Jim muß dort jeden Morgen vorbei, wenn er in die Schule reitet, der kann sie ihm morgen früh mitnehmen, denn ich komme auf jeden Fall noch heute Abend zu Haus, und wenn ich bis 12 Uhr reiten sollte."

„Da thut Ihr mir einen großen Gefallen, denn aufrichtig gesagt, hat mir das schwere Stück Eisen schon bald die Schulter eingedrückt."

„Ich sah's, ich sah's," lachte der Alte, „gleich wie ich Euch zuerst erblickte, die Art schon, wie Ihr das schöne Stück hieltet, verrieth Euch als einen Nichtjagenden. Mir fehlt ordentlich etwas, wenn ich keine Büchse auf der Schulter habe, so bin ich dran gewöhnt; doch, Doktor, ein Dienst ist des andern werth, wenn Ihr mir dafür eine andere Gefälligkeit thun wollt, so spare ich morgen einen Ritt von dreißig Meilen, und zwar von meinem Haus nach Eurem Städtchen. Ich habe dort an den Kaufmann Rosenberg ('s ist ein Deutscher) diese 105 Dollar zu bezahlen, die ich hier im Taschenbuch habe, morgen ist der Termin abgelaufen, und Ihr thätet mir einen großen Gefallen, wenn Ihr ihm das Geld für mich mitnähmet; laßt Euch aber eine Quittung geben, ich traue dem Kerl nicht recht, er hat mir so eine krumme Nase und schwarzes krauses Haar; der kleine Deutsche, der neben mir wohnt, sagt allerlei von ihm; wollt Ihr? es wäre mir sehr lieb!" —

„Mit dem größten Vergnügen, lieber Freund, das Geld soll richtig besorgt, und die Quittung genau ausgestellt werden; ich traue dem Kaufmann selbst nicht recht, denn sein Kamerad, der vor sechs Jahren mit ihm nach Indiana kam, und der sich mit ihm zankte und ihn verließ, sagte mir damals, daß wenn nur die Hälfte der Schlechtigkeiten alle bekannt wären, die der schon im Lande verübt hätte, so würde gar kein Strick stark genug gefunden werden können, ihn zu hängen; nun aber, die Leute sagen auch mehr, wenn sie böse auf einander sind, als sie verantworten können, übrigens schadet es gar Nichts, vorsichtig zu Werk zu gehen, und wie gesagt, es soll Alles richtig besorgt werden."

„Nun denn, hier in dem Taschenbuch ist's," sagte Smith Field, indem er dem jungen Mann ein kleines, abgegriffenes, braunledernes Taschenbuch auf's Pferd hinüber reichte, „laß's nur darinn stecken," rief er,

*) Hickory, das zäheste Holz in den vereinigten Staaten, daher ein Lieblingssymbol der Jacksonischen Partei, und später überhaupt der Demokratischen.

Digitized by Google

als der Doktor die Banknoten herausnehmen wollte, um ihm das Taschenbuch zurückzugeben, „laßt's nur darinn stecken, ich brauch es jetzt doch nicht, und Ihr könnt mir's später einmal wieder zurückgeben."

„Aber Doktor," fuhr er fort, als er das Gewehr vor sich auf den Sattelknopf legte, „habt Ihr denn kein Pulver bei Euch? ich trage nicht gern ein ungeladenes Gewehr, und werde auch wahrscheinlich noch ein paar Hirsche zu sehen bekommen, ehe es Nacht wird?"

„Ja, Pulver hätte ich wohl, aber keine Kugeln, ich habe mir ein Viertelpfund für meine Pistolen mitgenommen, denn das Pulver, das Rosenberg verkauft, ist wirklich unter aller Kritik; und doch läßt er sich das Pfund mit einem Dollar bezahlen!"

„Nun, eine Kugel hab ich selbst noch in der Tasche; sie ist von meiner Büchse und paßt, wenn ich nur ein starkes Pflaster nehme, ganz vortrefflich in Johns Reisel; er hat oft meine Kugeln geschossen, die seinigen sind aber für meine Büchse etwas zu stark."

Mit diesen Worten hielt er sein Poney an, stieg ab, und suchte aus der tiefen Tasche seiner Beinkleider die Kugel heraus.

Der Doktor war auch abgestiegen und trat zu ihm, während er, den Zügel seines Pferdes um den rechten Ellbogen geschlungen, gewaltig an zu springen und stampfen fing, um die halb erstarrten Füße wieder etwas zu erwärmen.

„Ihr habt aber kein Ladmaß, Smith Field," entgegnete er diesem, als er ihn um das Pulver bat.

„Schad't Nichts, schüttet mir nur das Pulver über die Kugel hier, in die flache Hand, daß sie eben davon bedeckt wird — halt! nicht so schnell — so — das wird ungefähr genug sein. Seht," fuhr er fort, nachdem er das Zündloch sorgfältig mit dem kurzen Ende einer Prairiehuhnfeder, die zu diesem Zweck in einem eigends dazu gebohrten Loche im Kolben saß, verstopft hatte, „seht, mit diesem Stückchen Leder paßt die Kugel ganz herrlich, und nun," sagte er, als er sie langsam, aber kräftig, mit ruhiger Hand in den Lauf hinunter schob, „will ich den Bock sehen, der sich mir auf 80 oder 100 Schritt in den Weg stellt."

Die beiden Männer waren wieder aufgesessen und etwa noch drei Meilen, sich einander Geschichten erzählend und über die Begebenheiten des Tages redend, zusammen fortgeritten, als sich der Weg theilte, und der junge Doktor sein Pferd anhielt. „Hier müssen wir scheiden," rief er, herzlich dem Alten die Hand hinüberbietend, denn mich drängt's nach einer warmen Stube, und wenn ich mich nicht recht bald durch Reiten erwärmen kann, so kehr ich bei Mansfields im ersten Hause ein und bleibe dort die Nacht."

„Nun lebt wohl," rief der Alte ihm noch einmal freundlich hinüberwinkend zu, als er den linken Weg einschlug, während der Doktor sein Pferd auf den Pfad, der mehr nördlich lief, einlenkte — „lebt wohl, und die nächste Woche, wenn Wahltag dort oben ist, komme ich hinauf und hole meine Quittung."

„Gut," rief der Doktor hinüber, „dann müßt Ihr aber auf jeden Fall bei mir einkehren und dort übernachten."

Sie waren unter der Zeit schon nahe an hundert Schritt von einander entfernt, riefen sich noch ein freundliches „Good bye" zu und trabten jeder auf dem ebenen, hartgefrorenen Wege lustig weiter.

Smith Field hatte noch fast 20 Meilen zu reiten, bis er zu seiner Farm kommen konnte, und stachelte daher mehrere Mal das kleine, muntere Thierchen mit seinem langen Sporn, daß es, hohe Sätze machend, in scharfem Paß gebend, mit bewundernswerther Schnelle über die Ebene hineilte.

Die Sonne mochte noch etwa drei Viertelsstunden hoch sein, als er sich einem kleinen Hölzchen näherte, das sich in einem langen dunkelen Streifen am Horizont hinzog, und die erste Gränze einer jener großen Prairien ausmachte, die sich südlich von den Seen durch das ganze Land, fast bis zum Ohiofluß hinunter erstrecken.

Am Rande der Waldung angekommen, ließ er sein Pferd einen ruhigen Schritt gehen und seine Augen aufmerksam durch den offenen Wald an beiden Seiten der Straße streifen, um einen vielleicht arglos äsenden Hirsch zu entdecken und zu erlegen, ein gut Stück Hirschfleisch davon mit zu Hause zu bringen.

Am einem kleinen Dickicht, etwa eine halbe Meile von der Prairie, wo die Straße, einer Gruppe umgestürzter Bäume auszuweichen, eine Biegung machte, angekommen, hörte er plötzlich dicht am Wege das Locken einer Truthenne, und schnell hielt er sein Pferd an, um zu erspähen, wo diese eigentlich sei, als nicht 15 Schritte von ihm entfernt ein hellleuchtender Blitz aus dem niederen Buschwerk herauszuckte, ein lauter Krach folgte und hochaufspringend im Sattel stürzte der zum Tode getroffene alte Mann vom scheu zur Seite springenden Pferd hinunter auf den harten Boden. Noch einmal hob er sich krampfhaft in die Höhe, fiel zurück, streckte sich und verschied, während sein warmes Herzblut in dunkelen Strömen über das blaue Jagdhemd hinaus, in die Wagengleise der Straße strömte.

Das Pferd, scheu gemacht, flog in vollem Rennen die Straße entlang, seinem heimathlichen Stalle zu.

Wohl fünf Minuten mochte der alte Mann ruhig gelegen haben; das Blut hatte aufgehört zu fließen und stand, hartgeronnen, in der Straße. Sein Gesicht hatte die starre Leichenblässe des Todes angenommen, während die weitgeöffneten Augen stier hinauf schauten zum blauen, mit leichten Dunststreifen durchzogenen Himmel, als ob sie da oben Hülfe suchen oder Rache herabzürnen wollten auf den Mörder, als sich die Büsche dicht an der Straße leicht bewegten und ein kleiner, sehr bleich aussehender Mann, aus ihnen, scheu und schnell umherblickend, herausschlüpfte.

Er war in ein ledernes Jagdhemd und Leggins gekleidet, und trug an den Füßen ein paar starke, grobe Schuh, und eine Mütze von Fuchsfell auf dem Kopf. Sein Gesicht aber, durch Pockennarben etwas

Digitized by Google

gezeichnet, verrieth in furchtbarer Schnelle alle die gewaltigen Leidenschaften, als befriedigte Rache, Furcht, Trotz und Hohn, die ihm einen ganz übernatürlichen Schein von Grausen verliehen.

In der Hand hielt er eine lange, schwere, nicht gezogene Büchse, einen sogenannten „smooth bore rifle," der das tödtliche Blei eben versandt hatte.

Leise und schnell glitt er, fast geräuschlos, zur Leiche hinan, und bog sich, mit kalter Schadenfreude im Blick, über das greise, stiere Antlitz des alten Jägers, dem selbst der schmerzhafte schnelle Tod nicht alles Gutmüthige und Sanfte aus den Zügen hatte wischen können.

„Du wirst mein „smooth bore" nicht mehr verhöhnen und sagen, daß es eine Waffe für Kinder sei — es hat diesmal sein Ziel getroffen — gerade durch's Herz," murmelte er leise für sich hin, als er den Leichnam bei der linken Schulter aufhob, „und wahrhaftig durch und durch — Glück zu — mein Blei verräth mich wenigstens nicht, wenn sie den Körper finden; jetzt aber das Geld her, alter Bursche;" und mit emsiger, ängstlicher Hast fing er an, den Körper seines Schlachtopfers zu befühlen, um das erwartete Geld, welches er bei dem Alten vermuthete, da er Morgens in der Stadt gehört hatte, daß dieser eine gewisse Summe mit zu Hause nähme, zu finden; — aber kein Geld war zu sehen, und immer wüthender, immer eifriger durchsuchte er die schon zehnmal betasteten Stellen von Neuem; öffnete sogar die Klappe im Kolben der Büchse, um zu sehen, ob der alte Mann seinen Schatz vielleicht dort verborgen habe; — aber es war Nichts zu finden!

„Hölle und Verdammniß," rief er aus, als er, sich emporrichtend, wüthend seine Mütze auf die Erde schleuderte und den Boden stampfte, „für Nichts — für gar Nichts den alten Sünder kalt gemacht! aber es ist nicht möglich," unterbrach er sich wieder, „er muß es bei sich haben," und von Neuem begann er seine schreckliche Arbeit und durchsuchte noch einmal alle Stellen, an denen er nur das verborgen geglaubte Geld vermuthen konnte; es war vergebens, und zähneknirschend und erschöpft setzte er sich, um auszuruhen, auf einen der umgestürzten Bäume; doch die Gefahr, der er sich bloßstellte, hier bei dem Leichnam gesehen und gefangen zu werden, verdrängte jetzt alle anderen Gedanken.

Er sprang auf, trat an den Körper hinan, und hob die Büchse, die im Sturz dem alten Manne entfallen war, vom Boden auf.

„Der Schuß ist durchgegangen," knirschte er still vor sich hin, „und wenn ich des alten Narren Büchse loschieße, mögen die Leute, die ihn finden, glauben, er habe durch einen unglücklichen Zufall sich selbst erschossen; das ist schon oft vorgefallen — hol's der Teufel, es wäre zu arg, wenn ich kein Geld bekäme, und dann auch noch gehangen werden sollte!"

Mit diesen Worten schoß er die Büchse in die Luft los, legte sie neben den Alten, und zwar so, daß es eine Wahrscheinlichkeit haben konnte, als sei sie durch einen unglücklichen Zufall von selbst losgegangen, ergriff seine eigene Büchse und Mütze und floh in den Wald, wo er, etwa eine Viertelmeile von dort, sein Pferd angebunden hatte, das er bestieg, und, da jetzt schon tiefe Dämmerung auf der Erde lagerte, in vollem Rennen nördlich lenkte, um sich so bald als möglich dort in einem Wirthshaus zu zeigen und dadurch allen etwaigen Verdacht von sich zu entfernen.

Mansfields Haus war das erste, das er, als es schon vollkommen dunkel war, erreichte, und eben wollte er darauf zu reiten und rufen, als er einen Jungen mit einem Pferd, das er in der benachbarten Quelle getränkt hatte, nach dem Stalle zu gehen sah.

„Wessen Pferd ist das?" fragte er den Knaben, als er dicht an ihn herankam.

„Doktor Middletons, Sir," — antwortete dieser. „Doch wer seid Ihr?" „Ein Reisender," erwiederte kurz der Gefragte, trabte auf der befahrenen Straße jetzt dem nur noch zwei Meilen entfernten Wirthshaus zu und trat, von Niemandem weiter bemerkt, in den kleinen Laden eines niederen Blockhauses, der zugleich zur Schenkstube diente.

Kaum eine halbe Stunde mochte der Mörder sein Schlachtopfer verlassen haben; noch rang die Finsterniß mit dem Licht und bemühte sich, den schrecklichen Ort mit Nacht zu umhüllen, während einige Aasgeier, durch den Geruch des Blutes herbeigelockt, sich in den obersten Wipfeln der benachbarten Bäume schaukelten, um mit dem ersten Frühlicht ihr ekelhaftes Mahl zu beginnen, als zwei Reiter in kurzem Trabe denselben Weg herkamen, den der unglückliche Smith Field vor kaum einer Stunde hier so schrecklich beendet hatte.

An der Stelle angekommen, flogen die beiden Pferde mit wildem Satze zur Seite und zitterten schnaubend und stöhnend vor Furcht und Entsetzen am ganzen Leibe. Die Männer waren gute Reiter, dennoch hätte das Plötzliche des Sprunges sie fast aus Sattel und Bügel gehoben, und schnell, selbst etwas erschrocken, zügelten und beruhigten sie die stampfenden und trampelnden Thiere wieder.

„Woh — oh — ruhig! — Du nichtswürdige Bestie, kannst du nicht still stehen, wenn ich dir's sage?" rief zornig der eine der Reiter, ein junger schlanker Mann, der sich alle mögliche Mühe gab, das Pferd, das er ritt, zu beruhigen; „höre Tom, da muß ein todtes Pferd im Wege liegen, das ist das einzige, was meinen Alten hier so springen machen kann, er ist ja sonst so geduldig, wie ein Lamm."

„Nun, mein Brauner muß vorbei;" rief sein Begleiter, der breiter und kräftiger als der erste gebaut, den Deutschen in der Aussprache nicht verläugnen konnte, indem er auf's Neue dem sich bäumenden Thier den besporn ten Haken in die Seite stieß und es vorwärts trieb. Aber vergebens waren alle Versuche der beiden Reiter, an dem von den Pferden gefürchteten Platze mit diesen, die an allen Gliedern zitterten, vorbei zu kommen.

„Hol' mich der Teufel!" rief der größte der Beiden, dessen Name William Preston war, „wenn ich

Digitized by Google

nicht sehen will, was eigentlich dort im Wege liegt," — und mit diesen Worten stieg er vom Pferde ab, warf den Zügel seinem Begleiter zu und trat dem so verhängnißvollen Platze näher, während der Deutsche, den Jener mit Tom angeredet hatte (sein Name war Thomas Vollheim), ruhig halten blieb, den Erfolg der Untersuchung abzuwarten. — Mit einem wilden Ausruf des Schrecks sprang der junge Preston aber zurück, als er, beim letzten Schein des scheidenden Tageslichtes, die bleichen Züge einer menschlichen Leiche erkannte.

„Komm hierher, Tom," rief er dann entsetzt aus, „hier liegt Jemand ermordet, und bei Gott," rief er, sich über den Körper beugend, wo möglich die Gesichtszüge des Erschlagenen zu erkennen, „es ist der alte Smith Field!"

Der Deutsche war in einem Satze vom Pferde, knüpfte die Zügel beider an den herunterhängenden Ast einer Eiche und trat mit innerem Schauder aber festem Schritt an Prestons Seite.

„Was sollen wir jetzt thun," rief dieser aus, als sein Kamerad schweigend und ernst neben ihm stand und die bleichen Gesichtszüge des alten Mannes betrachtete, „wollen wir zu meinem Hause, das nur fünf Meilen entfernt ist, oder zur Stadt zurück und die Gerichte holen?"

„Ich glaube, das letzte ist das beste," erwiederte Vollheim, „aber um aller Heiligen willen, wie ist nur das Schreckliche geschehen?"

„Es wird zu dunkel, wir können Nichts mehr erkennen," rief Preston, „laß uns hier dicht daneben ein Feuer anmachen, beim Schein desselben können wir Alles näher untersuchen und uns bereden, was wir thun wollen; aufrichtig gesagt, wird's mir auch ein wenig schauerlich hier im Dunkeln, und ich bin doch wahrlich sonst gerade nicht furchtsam."

Ohne ein Wort weiter zu sagen, schlugen die Männer jetzt Feuer, und bald loderte, von dürren Blättern und trockenem Holze genährt, eine helle Flamme empor, die durch große Stücke heruntergebrochener trockener Aeste unterhalten, bald den ganzen Schreckensplatz mit fast Tageshelle beleuchtete.

Die beiden Männer machten sich jetzt vereint daran, zu untersuchen, auf welche Art der alte Mann umgekommen sei.

„Sieh hier, Tom," sagte Preston, der neben ihm niedergekniet war und sich über ihn hinbog, „die Kugel ist ihm in die rechte Seite hineingegangen, und wahrhaftig, sein eigenes Gewehr ist abgeschossen."

Mit diesen Worten hob er die Büchse, die der Gemordete an John Singers hatte besorgen wollen, vom Boden auf, und betrachtete sie genau.

„Ja, ja, sie ist abgeschossen," fiel Vollheim ein, der hinzugetreten war, „sollte der Alte vom Pferd gestürzt sein und sich selbst erschossen haben? das wäre doch sonderbar, er war solch ausgezeichneter Reiter."

„Höre, Tom," fuhr Preston fort, „das kommt mir sehr unwahrscheinlich vor; sieh nur, wie seine Kleider in Unordnung sind! Ich fürchte, ich fürchte, der alte Mann ist schändlich ermordet, und hat vielleicht Geld bei sich gehabt. — Der Schuß muß gleich tödtlich gewesen sein, und — wahrhaftig die Tasche in seinen Beinkleidern ist umgekehrt — siehst du dort, und hier — und hier," rief er, sich niederbeugend, und nahe zum Feuer die ziemlich erkenntlichen Fußspuren im weichen Boden betrachtend — „hier hat ein Mann mit kräftigem Tritt den Boden gestampft — sie müssen doch wohl mit einander gerungen haben."

Mit ängstlicher Spannung beobachtete und untersuchte Preston jetzt die kleinsten Umstände, die er bei der schwankenden Beleuchtung erkennen konnte und die ihn vielleicht auf eine Spur des Mörders leiten sollten; denn daß ein Mord hier geschehen sei, war dem scharfsichtigen Mann jetzt außer allem Zweifel, während der Deutsche nachdenkend und traurig die Ueberreste des biederen, alten Mannes, der von Allen, die ihn kannten, geliebt und geachtet war, betrachtete.

„Höre, Bill," brach er endlich mit vertraulicher Anrede das lange Schweigen, „ich denke, das Geschehene, was wir thun können, ist, daß wir, so schnell uns unsere Pferde tragen, zurückreiten, und den Constable und die Gerichte hierher holen. Es ist ein schändlicher Mord hier verübt, und auf jeden Fall können wir bis morgen früh, wenn es Tag wird, Spuren finden, die uns vielleicht zur Entdeckung des Mörders führen könnten."

„Du hast recht, Tom, du hast recht, und wir müssen das so schnell als möglich thun, denn siehst du, wie sich der Himmel umzieht? Wir bekommen Schnee, so gewiß wie ich hier stehe, und dann bleibt der Mörder unentdeckt, wer weiß sogar, ob sich das Wetter bis morgen früh hält, und wir müssen heut Nacht noch mit Fackeln hierher zurück; die Schandthat darf nicht verborgen bleiben. Aber sollen wir den Leichnam hier so unbedeckt zurücklassen, daß ihn die Wölfe vielleicht finden und die alten ehrwürdigen Glieder umherzerren? und gleichwohl möchte ich ihn auch nicht anders legen, damit die Gerichte ihn sehen können, wie wir ihn gefunden haben!"

„Höre, Bill, ich will dir etwas sagen," bemerkte ruhig der Deutsche, „du findest auch im Dunkel den Weg nach der Stadt zurück, reite allein und ich will hier bei der Leiche Wache halten, wittern die Wölfe etwas Lebendiges, so hat es keine Gefahr mit ihnen."

„Aber fürchtest du dich nicht, mit dem Leichnam allein zu bleiben, Tom?" fragte innerlich schaudernd sein Begleiter.

„Ich habe ja ein gutes Feuer, und die paar Stunden vergehen schon; wenn Ihr Euch recht dazu haltet, könnt Ihr um zwei Uhr ungefähr wieder da sein," erwiederte der Deutsche, und ohne auch nur weiter eine Antwort abzuwarten, begann er große Stücke Holz zum Feuer hinzuschleppen, das bald wirbelnd und Funken sprühend auflohderte.

Der junge Preston war ganz mit dem Entschluß Vollheims einverstanden, warf sich augenblicklich wieder auf sein Poney und ritt in scharfem Trabe den

Digitized by Google

Weg wieder zurück, den er erst vor kurzer Zeit gekommen war, während Vollheim seinem Pferde Sattel und Decke abnahm, sie neben das Feuer, aber so legte, daß er die Flamme zwischen sich und dem Leichnam behielt und sich dann ruhig, in tiefem Nachdenken, darauf hinstreckte.

Zwar fiel er, nach mehrstündigem Sinnen, in einen unruhigen Schlummer, aber oft fuhr er, wahrscheinlich durch ein beängstigendes Traumbild emporgeschreckt, auf, und zusammenschaudernd, als er sich der wahren Verhältnisse, in denen er sich befand, erinnerte, suchte er dann durch starkes Aufrütteln des Feuers und neues Hinzuwerfen mächtiger Stücke, seine Gedanken zu zerstreuen und so viel Helle als möglich um sich her zu verbreiten.

Nach Mitternacht begannen auch einige Wölfe, die das Blut wittern mochten, zu heulen, und kamen näher und näher, den Platz in weiten Kreisen umziehend, doch scheuten sie die Nähe des Menschen und wagten sich nicht in den Bereich des Feuers.

Endlich, als seine Taschenuhr schon auf drei Viertel auf drei Uhr wies, hörte er die längst ersehnten Stimmen der Männer, die ihn von seinem traurigen Posten ablösen sollten.

Genau war die Untersuchung, die sie beim Schein einiger mitgebrachten Fackeln anstellten, und sie thaten endlich den einstimmigen Ausspruch, daß der Tode schändlich niedergeschossen und dann beraubt sei. Die Kugel war durch und durch gegangen und konnte daher nicht gefunden werden, um durch die Größe derselben etwa die Büchse, aus der sie geschossen, zu verrathen, doch zeigte die Wunde, daß es ziemlich starkes Blei gewesen war.

Als sie noch den Platz untersuchten, fand Preston dicht bei dem kleinen Dornendickicht, in welchem der Mörder gelegen hatte, ein Pulverhorn, mit den roh eingeschnittenen Buchstaben P. M. M. D.

Keiner der Männer kannte das Horn, noch konnten sie die Meinung der Buchstaben enträthseln. Vollheim trat jetzt hinzu, und aufmerksam die Buchstaben betrachtend, fragte er Preston, wie der Vorname des Doktor Middleton sei?"

„Paul," sagte dieser, „doch warum?"

„Allmächtiger Gott," murmelte der Deutsche vor sich hin, „der Name stimmt, aber der Mann kann doch so Schreckliches nicht verübt haben."

„Wer? der Doktor?" frug Preston rasch — „lächerlich, der und Jemanden meuchlings ermorden? eben so leicht wollte ich glauben, mein eigener Vater sei's gewesen; nein, nein, das ist Tollheit, was sollten auch die beiden Buchstaben M. D. meinen, das ist doch unbedingt der Namen."

„Paul Middleton, Medicinae Doctor," las Vollheim mit eintöniger, nachdenklicher Stimme."

„Unsinn, Unsinn," schrie Preston dazwischen, „und doch — doch habe ich den Doktor gestern Nachmittag, bald nach dem alten Smith Field, die Stadt verlassen sehen, und wenn ich nicht ganz irre, hatte er eine Büchse auf der Schulter — Gott, es wäre ja zu schrecklich — die arme Frau — die alte Mutter!" —

Er setzte sich auf einen der umgestürzten Bäume nieder und stützte den Kopf, in tiefes Nachdenken versunken, in die Hand.

„Komm, Preston," rief Vollheim, „laß uns der Spur nachgehen, du bist ja fast so gut wie ein Schweißhund auf einer Fährte, vielleicht kommen wir dadurch auf den rechten Mann."

Eine Wache wurde jetzt bei der Leiche gelassen, ein Anderer nach der Familie des Unglücklichen gesandt, diese davon in Kenntniß zu setzen, damit sie den Leichnam nach ihrem Hause holen lassen können, und die Männer fingen jetzt an, Jeder mit einer Fackel versehen, sorgsam der Spur des Mörders im weichen Boden zu folgen, was übrigens gar langsam ging, da die Schatten, welche die Fackeln warfen, der Erde eine sehr ungewisse Beleuchtung gaben.

Endlich, als es schon im Osten an zu dämmern fing, erreichten sie den Platz, wo Jener sein Pferd bestiegen hatte, und folgten nun mit größerer Leichtigkeit und Schnelle den Hufstritten des Pferdes.

Der Himmel hatte sich die Nacht hindurch dicht umwölkt, drohende Wolkenmassen waren von Nordwesten schwarz und finster heraufgezogen, und gerade als die Männer in der Ferne des Friedensrichter Mansfield Haus erkennen konnten, auf das die Spuren geradezu hinführten, die überdies jetzt in einen wenig betretenen Weg einliefen, fing es etwas an zu schneien und verstärkte sich so, daß, noch ehe sie des Friedensrichters Haus erreicht hatten, schon eine weiße Decke die Fährte ihren Blicken entzog, was Alles weitere Spüren unmöglich machte.

„Ein Glück ist's," rief einer der Geschworenen, „daß wir noch so zur rechten Zeit der Spur folgten; ein paar Stunden später, und wir würden nicht mehr gewußt haben, ob nach Norden oder Süden zu gehen."

Preston erwiederte Nichts; — er war niedergeschlagen und in sich gekehrt; dies sonderbare Zusammentreffen von Umständen, das auf des Doktors sonst so redliches Betragen Argwohn warf, machte ihn sehr betrübt, denn er war in dessen Familie fast wie zu Hause, und gleichwohl konnte er nicht anders handeln, als er gehandelt hatte; jedoch belebte ihn immer noch die Hoffnung, daß der Doktor zu solcher That ganz unfähig sei und sie schon die Spur des Mörders in Mansfields Hause finden würden.

Als sie das doppelte Blockhaus des Friedensrichters erreichten, wurde gerade das Frühstück aufgetragen, und dieser nöthigte die Männer sogleich, zu ihm einzutreten und einen Bissen zu essen, da sie früh ausgeritten sein müßten, jetzt schon bei seinem Hause zu sein; rief dem Mädchen in der Küche zu, noch mehr Schweinefleisch zu braten und Eier in die Pfanne zu

Digitized by Google

Digitized by Google

schlagen, wie auch noch einen guten, starken Kaffee zu machen, und trat dann zu seinen frühen Gästen in die Stube.

„Richter," sagte Preston, nachdem die ersten freundlichen Begrüßungen vorüber waren, „ist Jemand die Nacht bei Euch gewesen?" „Ja — Doktor Middleton — warum?"

Die Männer warfen sich einen bedeutenden Blick zu. „Habt Ihr etwas Außerordentliches an ihm bemerkt?" frug einer der Geschworenen jetzt weiter. „Nicht wahr, er war fröhlich, wie immer?" frug Preston schnell dazwischen.

„Außergewöhnliches?" wiederholte langsam der Richter, ohne die letzte Frage zu beachten, „Außergewöhnliches? nein, und doch schien er mir etwas unruhig zu sein; — seine Frau ist krank, wie er sagte, und er ritt mit Tagesanbruch diesen Morgen fort; ich habe ihn nicht einmal mehr gesehen.

„Gott, Gott," wenn es wahr wäre, „rief Preston, und warf sich erschöpft auf einen Stuhl.

„Aber Männer, was habt Ihr, was ist geschehen?" rief jetzt der Friedensrichter, selbst beunruhigt; und mit kurzen, klaren Worten erzählte ihm Preston Alles, von dem Augenblick an, wo sie den Körper fanden, bis zu der Stelle, wohin sie seine Spur verfolgt hatten; zeigte ihm das Pulverhorn mit den verhängnißvollen Buchstaben und rief einen der Männer zum Zeugen auf, der dem alten Smith Field selbst am vergangenen Morgen 105 Dollar in guten Ohio-, Indiana- und Illinois-Banknoten gegeben hatte; „aber Gott verdamm mich," rief er, als er geendet hatte, „und wenn er's mir selbst sagte, daß er's gewesen ist, der den alten Mann erschossen hat, so würde ich's nicht glauben, nein, beim Himmel nicht."

Der Richter Mansfield, ein ehrwürdiger, alter Mann, der den Doktor seit seiner frühesten Jugend gekannt hatte, wurde leichenblaß, als er die fürchterliche Anklage hörte; aber obgleich auch er wohl glaubte, daß es ein Irrthum sein müsse, konnte er dennoch dem Verlangen des einen der Geschworenen, der augenblicklich auf einen Verhaftsbefehl antrug, nicht entgegen handeln, und sandte den Constable, einen jungen Mann, der bei ihm wohnte, in ihrer Begleitung fort.

Preston wollte nicht mit nach des Doktors Hause gehen, der Richter hat ihn aber selbst, es zu thun, denn wie er sagte, so hoffte er noch immer, daß das Ganze auf einem unglücklichen Zusammentreffen von Umständen beruhen und der wirkliche Mörder entdeckt würde.

Es mochte zehn Uhr sein, als Preston, Vollheim, die drei Männer aus dem Städtchen B. und der Constable das Haus des Doktors erreichten.

Judith, ein junges, irländisches, rothwangiges Mädchen, das in des Doktors Hauswesen die gröberen Arbeiten besorgte (da seine Frau stets schwächlich war und seit einigen Monaten sogar schon kränkelte), die aber mehr wie eine Freundin des Hauses, als ein Dienstmädchen behandelt wurde, öffnete ihnen die Thür und war nicht wenig erstaunt, so viele Männer zu so früher Tageszeit eintreten zu sehen. Preston war der letzte, und ein leichtes Erröthen flog über Antlitz und Nacken des hübschen Mädchens, als sie ihre Hand in die dargebotene Rechte des jungen Mannes legte, das aber schnell einem anderen Gefühle, dem der Besorgniß, Platz machte, als sie das bleiche, trübe Aussehen des jungen Presto gewahrte, der ein gerngesehener Gast im Hause und ihr keineswegs gleichgültig war.

„Ist der Doktor zu Hause, Judy," fragte dieser sie mit einem so ernstwehmüthigen Gesicht, daß Judy ganz vergaß, die Frage zu beantworten und ängstlich einen nach dem andern der Männer ansehend, ausrief, „aber um Gotteswillen, was ist denn geschehen? Mr. Preston, Ihr seht so sonderbar aus — und die Männer hier alle, der Constable? was ist denn nur um aller Heiligen willen vorgefallen?"

„Laß nur Judy — ich erzähle dir Alles nachher, sag' nur jetzt, ob der Doktor zu Hause ist, wir wollen ihn gern um etwas fragen?" fuhr der junge Mann ernsthaft fort.

„Er ist oben," sagte das Mädchen eingeschüchtert, „aber tretet leise auf," fuhr sie fort, als sie sah, daß die Männer sich alle anschickten, dem jungen Preston zu folgen, „Mrs. Middleton ist recht unwohl, und erst gegen Morgen ein wenig eingeschlafen."

Doktor Middleton, nichts ahnend von den schrecklichen Vorgängen des letzten Tages, saß allein in seinem Studierzimmer, als die Männer zu ihm eintraten, und überzählte gerade das Geld, das ihm der alte Smith Field gestern gegeben hatte, um es, wenn er ausginge, dem Kaufmann, der nur wenige hundert Schritt von seinem Hause entfernt wohnte, hinzubringen.

Freundlich bot er dem jungen Preston, wie mehreren Andern, die er kannte, die Hand, und bat sie, sich niederzulassen; Preston hielt aber seine Hand fest in der seinigen und sagte, ihm ernst und ängstlich in's Auge blickend.

„Doktor, der alte Smith Field ist gestern Abend ermordet worden!"

„Ermordet? um Gotteswillen!" rief der Doktor, wahrhaft erschreckt über das Entsetzliche, da er ja selbst noch den Alten erst spät Nachmittags verlassen hatte.

Der eine der Männer, der mit den Anderen in voriger Nacht aus B. geholt worden, war unter dieser Zeit an den Tisch getreten und rief jetzt ernst und drohend aus: „Das ist das Geld, das ich dem alten Smith Field gestern Morgen selbst ausgezahlt habe; das ist das Taschenbuch, in das er es steckte, hier ist selbst der rothe Faden, mit dem er es vor meinen Augen zubandt!"

„Doktor Middleton, Ihr seid mein Gefangener," sagte der Constable, der jetzt hinzutrat, und dem vor Staunen und Schreck Sprachlosen die Schulter mit der Hand berührte, zum Zeichen, daß er Besitz von ihm nehme!

„Aber — um Gotteswillen, Leute — Preston —

Digitized by Google

Vollheim — Douglas — Ihr glaubt doch nicht — großer Gott, träume ich denn? — Ihr glaubt doch nicht, daß ich den alten Mann erschlagen und dann beraubt habe?“

Eine fürchterliche Pause entstand, dann aber rief Preston laut und des Doktors Hand ergreifend, „nein, nein Doktor, soll mich der Teufel holen, wenn ich's glaube, nein, und wenn's der liebe Gott selber sagte, Ihr könnt das, ihr könnt das nicht gethan haben.“

„Ich dank Euch, Preston,“ sagte der Doktor, und drückte diesem die Hand herzlich, „ich dank Euch, ich wußte wohl, daß Ihr wenigstens mich kennen mußtet.“

„Doktor, es ist ein hartes Amt, was ich habe,“ fiel der Constable, fast gerührt, ein, „Ihr wißt aber, es ist meine Pflicht, und Ihr müßt mit mir gehen!“

„Gott, meine Frau!“ murmelte der arme Mann vor sich hin, als er jetzt zuerst an seines geliebten Weibes Schwäche und Reizbarkeit der Nerven dachte, „sie überlebt das nicht, wenn sie es erfährt.“

„Laßt sein, Doktor,“ fiel Preston beruhigend ein, „Eure Unschuld muß an den Tag kommen, und wenn Ihr auch ein paar Tage von Hause weg sein müßt, so braucht Eure Frau doch darum immer noch nicht zu wissen, wo Ihr seid. Geht mit Gott, und Vollheim und ich wollen hier bleiben, Eurer Mutter die Sache auseinandersetzen und sie, wo möglich, beruhigen.“

Alle hielten das für das Beste, und selbst der Doktor fürchtete in diesem Augenblick nicht, Herr genug seiner Gefühle zu sein, um von seiner Frau und Mutter Abschied zu nehmen, ging selbst in den Stall hinunter, legte den Sattel auf sein Pferd und war in wenigen Minuten mit seinen Begleitern auf dem Weg nach V. begriffen, um dort in das Gefängniß geführt zu werden und die Untersuchung abzuwarten.

Aber die Hoffnung des jungen Preston, die Unschuld des Doktors bald begründet zu sehen, ging nicht in Erfüllung; immer stärker und gefährlicher wurden die Beweise gegen ihn. Der Büchsenschmied hatte bezeugt, daß er zu ihm gekommen sei, um Kugeln für seine Pistolen zu bekommen, daß er aber in einem Papier Pulver bei sich gehabt habe, was er (der Büchsenschmied) wisse, da er es ihm noch einmal in größeres Papier eingeschlagen habe, indem das andere, dünnere anfing, sich durchzuscheuern; er hatte denn, als er hörte, daß eine Büchse für John Singers da sei, sich sogleich erboten, sie mitzunehmen, und zwar unter dem Vorwand, daß er Singers auf jeden Fall in einigen Tagen sehen würde — die Büchse war bei der Leiche gefunden. — Der Kaufmann, der dem alten Smith Field das Geld ausgezahlt hatte, was dieser für gelieferten, eingesalzenes Schweinefleisch von ihm bekam, legte einen Eid ab, daß dies dasselbe Geld, das er dem Ermordeten gegeben, wie dasselbe Taschenbuch sei, in das es dieser hinein gethan hatte. — Das Pulverhorn trug die Anfangsbuchstaben von Doktors Namen, und obgleich dieser hartnäckig läugnete, dasselbe jemals gesehen zu haben, sprachen doch die anderen Beweise zu stark gegen ihn, da er noch dazu frei eingestand, den alten Manne einige Meilen von der Stadt eingeholt zu haben und bis an die Theilung der Straße in seiner Begleitung geritten zu sein.

Unglücklicher Weise verhinderte der, so sehr zur Unzeit gefallene Schnee die genauere Untersuchung der Fußtapfen, und trotz des Doktors steten Betheuerungen seiner Unschuld, stand seine Sache sehr schlecht.

Auf den 23. war der Gerichtstag, der über das Schicksal des Unglücklichen entscheiden sollte, angesetzt worden.

Die Jury kam zusammen und das Verhör begann. Middletons Advokat vertheidigte ihn warm, rief seine ganze Nachbarschaft als Zeugen für sein untadelhaftes Betragen gegen Jedermann auf, wies auf sein ganzes früheres Leben zurück, auf das freundliche Verhältniß, in dem er stets mit dem alten Smith Field gestanden hatte; es war umsonst, die Jury zog sich zurück, berieth sich kaum zehn Minuten mit einander über den Fall, dessen Beweise fast zu klar und überzeugend da lagen, und sprachen ihr Schuldig.“

Der Doktor sank ohnmächtig auf seinen Stuhl zurück, als er das schreckliche Wort hörte.

Es war am Nachmittag des 24., als Preston bleich und niedergeschlagen in der unteren Stube von Doktor Middletons Wohnung saß; vor ihm stand Judith, und aus ihren rothgeweinten Augen tröpften noch immer klare Thränen die, jetzt recht blaß und abgehärmt aussehenden, Wangen hinunter.

„Geht, geht, Mr. Preston,“ — sagte sie mit fast gebrochener Stimme, indem sie sich von ihm abwandte, „was helfen mir Eure schönen Worte; Ihr seid auch einer von denen, die den armen Herrn gefangen fortführten, und wenn die arme Frau oben stirbt, was geschehen wird, sobald sie das Todesurtheil ihres Mannes, das wir ihr doch nachher nicht mehr verheimlichen können, erfährt, dann braucht Ihr mich nur nie wieder Eure Judith zu nennen; mir wird überhaupt das Herz wohl auch brechen,“ — und das arme Mädchen weinte bitterlich.

„Aber Judith, ist es denn meine Schuld? habe denn ich anders handeln können, als ich gehandelt habe, ja, konnte ich denn nur eine Ahnung haben, als wir den Leichnam fanden, daß — daß der Verdacht auf den guten Doktor fallen könnte?“

„Und Ihr glaubt wohl auch, daß er es gethan hat?“ fragte Judith, sich schnell nach ihm herumdrehend.

„Nein, bei Gott, Mädchen, du bist zu hart gegen mich; der da oben weiß es, daß ich gern Alles, was in meinen Kräften steht, thun würde, dem armen, guten Doktor zu helfen, der, wie ich fest überzeugt bin, unschuldig ist, obgleich ich nicht einsehen kann, wie die Beweise alle so schrecklich richtig zusammenpassen.“

„Wollt Ihr Alles thun, was in Euren Kräften steht, Bill? wollt Ihr Alles das thun, den armen Doktor zu retten?“ rief Judith jetzt, ihre kleine Hand auf den Arm des ihr theueren Mannes legend, und

Digitized by Google

ihn dabei recht kindlich bittend, aus den großen, blauen Augen anschauend.

„Was hast du nur, Mädchen? was um Gotteswillen, kann ich nur thun? das unglückselige guilty (Schuldig) ist ausgesprochen und am 26. soll das Urtheil vollzogen werden!“

„Hört mich,“ fuhr Judith bewegt fort, — „er sitzt in dem kleinen Gefängnisse in V. — seine arme Mutter war gestern bei ihm, ihn noch einmal zu sehen und Trost einzusprechen, seine Frau ringt hier im Haus mit dem Tode; die Wahrheit, sobald sie dieselbe erfährt, muß sie umbringen, der Doktor selbst ist Euer Wohlthäter, Euer Freund gewesen, übermorgen, übermorgen Mann, soll er gehangen werden!“

„Aber Judith,“ unterbrach sie der, über die Leidenschaftlichkeit des sonst so ruhigen Mädchens erstaunte Mann. „Still — unterbrecht mich nicht — Ihr könnt vor Sonnenaufgang morgen früh in der Stadt sein — geht zu ihm, beredet ihn zur Flucht und seid ihm dazu behülflich. Er wird, er muß fliehen! — Ihr könnt nicht sagen, daß es unmöglich ist, ihn zu befreien,“ fuhr sie fort, „denn Ihr selbst habt mir früher schon einmal gesagt, daß das Gefängniß schlecht sei und ein Gefangener leicht daraus entwischen könnte, wenn nur die hinteren Balken mit einer feinen Säge durchgeschnitten würden — hier ist Alles, Säge und Feilen, der Deutsche Vollheim hat es mir verschafft, und hier,“ fuhr sie leiser und erröthend fort — „sind auch fünfzig Dollar; es ist Alles, was ich mir seit langen Jahren gespart habe — ich hatte es zu einem anderen Zweck bestimmt; aber gerne gäb' ich noch zehnmal so viel, wenn ich es hätte, um den guten Herrn zu befreien, und die arme liebe Frau vom Tode zu retten.“

„Aber der Gefangenwärter! Judith,“ warf Preston halb unschlüssig ein!

„Der Doktor hat ihm Frau und Kind vom Nervenfieber gerettet und nie einen Cent dafür genommen; — er darf ihn zwar nicht selbst fortlassen, aber er wird ihn auch nicht so ängstlich bewachen, und Ihr seid jung und gewandt, der alte Mann braucht das so nicht zu merken. — Hier ist das Werkzeug,“ — fuhr sie ruhiger und mit fast zärtlicher Stimme fort, „geht mit Gott, und wenn Ihr den armen Mann befreit, wenn er glücklich nach Texas entkommt, und wir ihm dahin folgen, so — so —“

„Nun, Judith?“ frug Preston sanft, das hübsche, bis unter das Halstuch erröthende Mädchen bei der Hand nehmend; doch diese konnte nicht antworten; in vollem Schluchzen warf sie sich dem, sie liebend umfassenden jungen Mann an die Brust und floh dann, sich wieder von ihm losreißend, wie ein gehetztes Reh hinweg.

Preston war gewonnen. Es war ja auch selbst, trotz allen Beweisen und Zeugnissen, seine feste Ueberzeugung, daß der Doktor unschuldig sein mußte, und mit leichtem Herzen machte er sich auf den Weg nach der Stadt, um Judiths und auch seinen eigenen Wunsch zu erfüllen.

Aber Hindernisse fand er da, wo er sie am wenigsten vermuthet hatte.

Nachdem er Zutritt zum Doktor erlangt und ihn von seinem Plan in Kenntniß gesetzt hatte, erklärte dieser fest und bestimmt, den Kerker nicht zu verlassen, ja sogar den Wächter zu rufen, wenn er das Geringste hören würde, was darauf hinzielen könnte, ihn, gegen den Willen des Gesetzes, zu befreien.

„Es leben jetzt viele gute Menschen,“ schloß er seine Behauptung, „die, selbst wenn ich den schimpflichen Tod erleide, zu dem ich verurtheilt bin, fest an meine Unschuld glauben werden, die einst, wenn es dem allweisen Willen des Höchsten entspricht, auch an das Tageslicht kommen wird; entfliehe ich aber, so wird Keiner mehr daran zweifeln, daß ich wirklich die schändliche That, die man mir zur Last legt, begangen habe, und tausend Tode will ich lieber sterben, als mit diesem Verdacht beladen, im Grabe ruhen!“

„Nein, Preston,“ fuhr er fort, „ich fliehe nicht, mein Leben steht in Gottes Hand, und soll ich auf so schreckliche Weise enden, so geschehe sein Wille, Er allein weiß, ob ich einer solchen That fähig war!“

Preston verließ ihn tief erschüttert; er versuchte zwar noch, ihn mit Hoffnungen zu trösten, er selbst aber konnte nicht an sie glauben, und niedergeschlagen, und nicht wissend, wohin seinen Weg zu wenden, ritt er langsam, seinem Poney die Zügel überlassend, in die Stadt hinein.

Wenige hundert Schritte von dem Wirthshaus entfernt, wo er sein Pferd hatte füttern lassen, war ein anderes, und lautes Zanken, Lachen und Singen scholl ihm aus der geöffneten Thüre entgegen; schlecht aber stimmte der rauhe Lärm und die wilde Fröhlichkeit zu den Gefühlen, die jetzt seine Brust bestürmten, und er wollte eben vorbeireiten, als Vollheim in die Thüre trat und ihm freundlich zuwinkte, einen Augenblick hereinzutreten.

Er warf den Zügel seines Pferdes über ein vor der Thür angebrachtes Reck und trat, leise dem Freund die gehabte Unterredung und den Erfolg derselben mittheilend, in die ziemlich stark besetzte Wirthsstube.

„Ich wußte es, ich wußte es,“ entgegnete Vollheim — „er ist unschuldig und würde nicht wie ein Verbrecher fliehen wollen; das kleine Mädchen aber ließ nicht nach, und ich mußte ihr die Werkzeuge schaffen, lieb ist mir's aber, recht sehr lieb, daß sich der Doktor gleich bleibt, — er ist ein Ehrenmann, und ich gäbe meinen linken Arm darum, wenn ich ihn retten könnte.“

Lautes Lachen und Geschrei machte bald jede etwas leise geführte Unterredung unverständlich, und sie traten an den Schenktisch zwischen die Gäste, welche die Stube erfüllten. Es waren größtentheils Fremde, die gekommen waren, der Hinrichtung beizuwohnen, und die sich jetzt nur von dem, morgen zu erwartenden Schauspiele unterhielten.

Es durchschnitt Prestons Seele, so von dem Ende eines ihm theueren Mannes, den er wie einen Bruder

Digitized by Google

liebte, reden zu hören, und eben wollte er, nachdem er sich kaum Zeit genommen hatte, ein Glas Brandy und Wasser hinunter zu stürzen, seine fast erschöpften Lebensgeister wieder etwas aufzufrischen, sich aus dem Gedränge entfernen, als ihm, gerade in der Thür, ein Mann entgegentrat, der dem hitzigen Getränk ein wenig zu viel zugesprochen zu haben schien, und ihn wie einen alten Bekannten begrüßte und anredete.

„Ich sage, Preston, wie geht's Euch? — hab' Euch ja so lange nicht geschaut, hol mich der Teufel, ich bin ordentlich froh, daß ich Euch wieder sehe, Ihr seid ein verdammt guter Kerl!“ und dabei machte er Miene, seinen wiedergefundenen Freund zärtlich zu umarmen.

„Was? Meßworth?“ fragte Preston, keineswegs, wie es schien, durch das plötzliche Wiedererkennen des Betrunkenen angenehm überrascht, indem er sich diesen mit der linken Hand etwas entfernt hielt. „Wo kommt denn Ihr so plötzlich her? ich glaubte Euch in Texas.

„Bin auch da gewesen, alter Bursche,“ rief Meßworth, indem er sich, da sie jetzt gerade vor der Hausthür angelangt waren, auf einen Baumstamm setzte, der vor der Thüre lag, „bin auch da gewesen und erst heute Morgen hier angelangt, da ich in St. Louis hörte, daß ein guter Freund von mir, der Doktor Middleton, gehängt werden sollte; Gott verdamm ihn, wer heißt ihn Leute todtschießen!“

„Nun lebt wohl,“ rief Preston, und wandte sich gegen sein Pferd, um dem Manne, der ein liederlicher Bursche war und früher in B. gewohnt hatte, vor sechs Monaten aber nach Texas gegangen war, und nun seinen früheren Wohnort, vielleicht alter Anhänglichkeit wegen, wieder aufgesucht hatte, zu entgehen; dieser aber, der wohl so etwas ahnen mochte, sprang auf, faßte Preston am Arm und rief aus: „Nein alter Bursche, nein, so entgehst du mir nicht, wir müssen erst einmal zusammen trinken; haben so lange nicht zusammen getrunken, und ich habe einen fürchterlichen Durst; das weiß der Böse, ich bin jetzt immer so trocken im Hals, und das Wasser ist so erbärmlich schlecht hier!“

Preston bemühte sich, von ihm los zu kommen, als Jener plötzlich nach dem Pulverhorn griff, was dieser trug, (daſselbe, das er an jenem unglücklichen Tage im Gebüsch gefunden hatte), und ausrief:

„Höll und Verdammniß, wie kommt Ihr zu meinem Pulverhorn?“

Preston und Vollheim zuckten beide bei dieser Frage, wie von einem Blitzstrahl getroffen, zusammen und wechselten einen Blick des Staunens und der Ueberraschung; doch Meßworth ließ sich dadurch nicht irre führen, sondern fuhr eifrig fort: „Ja mein Pulverhorn, und wenn Ihr Euch auch beide hier so verwundert anstaunt, als ob Ihr Euch in Eurem Leben noch nicht gesehen hättet; es ist mein Pulverhorn; hab ich's nicht dem Schuft, dem Curneales, kurz vorher, ehe ich wegging, geborgt, und hat sich der „son of a gun“*) wohl je wieder bei mir blicken lassen, so daß ich mir, wie ich eins brauchte, erst selbst wieder eins machen mußte?“

„Aber,“ erwiederte Preston, fast seiner Sprache beraubt, in halb freudiger, halb ungläubiger Ueberraschung, „seid Ihr dessen auch ganz gewiß, daß dies das Eurige ist, und daß Ihr es an Curneales gegeben habt?“

„Ob ich gewiß bin? hol's der Teufel, steht denn da nicht deutlich mein Name und der Ort meiner Geburt drauf? — da steht selbst, P — Philipp — M — Messworth — aus M — Milford in D — Delaware! Na? wem gehört es denn sonst? überdem kostet mich das Horn 1½ Dollar, denn der Deckel unten ist, wie mir der Dentsche Krämer, dem ich's abgekauft habe, gesagt hat, gutes Silber!“

Preston stand einen Augenblick rath- und thatlos, so heftig stürmten die verschiedenartigsten Gefühle und Empfindungen auf ihn ein, doch der besonnenere Vollheim reichte dem Tunkenbold 1½ Dollar und bat ihn, ihm das Horn zu lassen, da er es eingehandelt und an Preston verkauft hätte, damals aber nicht wußte, daß der Mann, der es ihm verkaufte, kein Recht daran habe.

Meßworth, sehr zufrieden mit dem baaren Gelde, das er in der Hand hielt, betheuerte in einem fort, daß er sich nichts aus dem Horn mache, und daß sie es behalten könnten, nur wollte er sie um so eher in die Wirthsstube haben, um mit ihnen das eben eingenommene Geld zu vertrinken, doch machten sie sich von ihm los, sprangen auf ihre Pferde und waren bald, Vollheim voran, vor der Stadt in der offenen Prairie.

„Victoria,“ rief Vollheim, als sie die letzten Häuser im Rücken hatten, „Victoria, wir sind auf der Spur!“

„Aber wohin nun,“ fragte Preston, um eben diesen Curneales zu finden, „wer kann jetzt wissen, wo der steckt? und wann er dann läugnet?“

„Komm nur mit mir,“ rief Vollheim, im höchsten Grade lustig und froh, „komm nur mit mir, ich weiß, wo der Vogel sein Nest hat; wir wollen aber an des Doktors Hause vorbei, und dort können wir mit wenigen Worten den armen Frauen Trost und Hoffnung einsprechen.“

Jetzt erzählte er dem Freunde, wie er am vorigen Abend noch diesen Curneales gesehen und gesprochen habe, und wie sich derselbe in einer Schenke, etwa fünf Meilen von dem Hause des Doktors entfernt, aufhalte, in der er schon seit längerer Zeit sein Wesen treibe, und sich fast einzig und allein mit der Jagd beschäftige; dabei finster und in sich gekehrt umhergehe und fast mit keinem Menschen rede. Nach des Wirthes Aussage wartete er einzig und allein auf einige fünfzig Dollar, die ihm ein Kaufmann in B. schuldig war,

*) „Sohn eines Gewehrs,“ ein beliebter Ausruf der westlichen Amerikaner.

Digitized by Google

um, sobald er diese bekommen habe, nach Texas zu gehen und sich dort anzusiedeln.

In scharfem Trabe ritten die beiden Reiter leichten Herzens und voll von freudigen Hoffnungen auf der gefrorenen Prairie hin, und erreichten Nachmittags das Haus des Richters Mansfield, um noch einmal genau nachzuforschen, ob an dem Abend jenes Unglücks weiter kein verdächtiger Mensch dort gesehen worden sei. Niemand konnte ihnen aber die geringste Auskunft ertheilen und Middleton war das einzige lebende Wesen, das sich gezeigt hatte; da erinnerte sich plötzlich der kleine Stalljunge, noch einen Fremden, nachdem es schon dunkel war, gesehen zu haben, dessen Gesichtszüge er jedoch nicht hatte erkennen können, nur war ihm, wie er sich ausdrückte, die Stimme sehr bekannt vorgekommen.

Der Richter war zu ihnen getreten und meinte, leise den Kopf schüttelnd, das möchte dem armen Doktor wohl schwerlich etwas helfen.

„Doch Richter, doch!“ platzte jetzt Preston heraus, der seine Ungeduld nicht mehr länger mäßigen konnte, „seine Unschuld kommt noch an den Tag, wir sind auf der Spur des Mörders!“ und nun erzählte er ihm ausführlich die Begebenheit mit dem Pulverhorn und den Verdacht, der auf jenen Curneales gefallen wäre.

Mit klopfendem Herzen und gerötheten Wangen hörte der alte Mann dem Berichte zu, und mehr und mehr verklärte sich sein Auge. „Ja,“ rief er endlich aus, „der gute Gott lebt noch und wird die Unschuld nicht verderben lassen; der Mörder wird ergriffen und der arme, so hart Geprüfte frei und gereinigt vor seinen Mitmenschen dastehen.“

„Aber Richter,“ fuhr Preston fort, „mein Pferd ist fast todt, ich bin seit gestern Morgen kaum von seinem Rücken gekommen, und ich —“

„Nehmt mein bestes Reitpferd, Preston,“ unterbrach ihn der alte Mann, „nehmt es und reitet, daß es zusammenbricht, aber fangt mir den Schurken und verjucht ihn zum Geständniß zu bringen, ich aber will Euch einen „warrant“ für ihn schreiben und den Constable mitschicken, dann bringt ihn mir nur hierher; mein Jim soll unter der Zeit einen Brief nach der Stadt bringen, der die Hinrichtung verschiebt, bis ich dort eintreffe, und ich selbst will nach des Doktors Hause gehen, die Frauen zu trösten, die wahrlich des Trostes bedürfen.“

Der alte Mann traf diese verschiedenen Anordnungen schnell hinter einander, während er selbst, in der Hoffnung, den Doktor, den er wie einen Sohn liebte, zu retten, um zwanzig Jahre verjüngt erschien. Preston, Vollheim und der Constable aber galoppirten rasch dem bezeichneten Wirthshaus zu, indem sie einen näheren Weg, als den an des Doktors Wohnung vorbei, einschlugen.

Die Sonne war untergegangen und die Schatten der Nacht begannen schon ihr Reich, als die Reiter am Rande eines kleinen Gehölzes das Haus gewahrten, aus dessen einzigem kleinen Fenster sich die melancholischen Strahlen eines Talglichtes hervorstahlen.

Dort angelangt, übergaben sie die Pferde einem jungen Irländer, der das Amt eines Hausknechtes versah, mit dem Auftrag, sie etwas abzukühlen und ihnen dann erst den Mais vorzuschütten, und traten in den kleinen, rings umher fast ganz mit verschiedenartigen Waaren verstellten Kaufladen.

„Ist Curneales hier?“ fragte Preston den Verkäufer, der gemüthlich auf dem Ladentisch ausgestreckt, nicht mehr Notiz von seinen neueingetretenen Kunden zu nehmen schien, als daß er ihnen ein kurzes „how d'y do“ (wie geht's) zurief.

„Curneales — ja — drüben im andern Haus, Ihr könnt ihn aber jetzt nicht sehen, — er schläft, er hatte ein wenig zu viel getrunken, und da mochte ihm wohl der Kopf ein Bischen schwer geworden sein, er schläft schon ein paar Stunden.“

„Wir müssen ihn aber sehen,“ entgegnete kurz und bündig der Constable und schritt voran; doch Vollheim hielt ihn am Arm zurück und bat ihn, Preston und ihn selbst zuerst hineingehen zu lassen, weil sie später durch sein plötzliches Erscheinen den Mannes böses Gewissen zu seinem eigenen Verräther zu machen hofften. Jener war damit einverstanden, und die beiden Freunde traten in das kleine Blockhaus, das von dem anderen, in welchem sich der Laden befand, nur durch einen Zwischengang getrennt, durch ein gemeinschaftliches Dach aber mit ihm verbunden war.

Die Frau des Händlers stand am Kamin und war mit ihrem Abendessen beschäftigt, und auf einem Bärenfelle, am Feuer hingestreckt, lag Curneales, als Kopfkissen einen alten spanischen Sattel benutzend, auf dem er, um weich zu liegen, seine Fuchspelzmütze mit der linken Hand hielt; er schlief aber nicht, sondern richtete sich beim Eintritt der beiden Männer halb auf und starrte sie verwundert an, als er die in ihnen erkannte, welche die erste Anzeige des verübten Mordes gemacht hatten.

„Curneales,“ nahm Preston nach den gewöhnlichen Begrüßungen das Wort, „ich möchte Euch gern etwas zeigen, wollt Ihr wohl nicht einmal hierher zum Feuer kommen?“

Der also Angeredete stand still und mürrisch auf und fragte ruhig: „Was Teufel bringt Euch noch so spät her, einen Christenmenschen in seiner Ruhe zu stören?“

„Kennst du dies?“ fragte Preston jetzt schnell und laut dem unruhig Umherblickenden das gefundene Pulverhorn dicht vor die Augen haltend, daß dieser kaum einen Schrei unterdrücken konnte und bestürzt einen Schritt zurücktrat, während er mit der rechten Hand krampfhaft unter sein Jagdhemd nach dem Herzen fuhr. In diesem Augenblick legte ihm der, von ihm unbemerkt eingetretene Constable die Hand auf die Schulter und sagte ruhig fest: „Ihr seid mein Gefangener;“ aber wie ein Blitzstrahl zuckte ein breites, schweres Jagdmesser in der Hand des Mörders, und mit kühn-

Digitized by Google

nem Sprunge, wild um sich stoßend, benutzte er die erste Ueberraschung seiner Feinde und flog mit einem Satz aus der offen stehenden Thür. Sein Triumph war aber nur von kurzer Dauer, denn von dem Faustschlag des kräftigen Händlers getroffen (der an der Thür die ganze Verhandlung gehört und gesehen hatte, und keinen Augenblick zweifelte, daß er irgend etwas sehr Schlechtes müsse begangen haben), taumelte er zurück, und wurde augenblicklich von den drei ihm dicht folgenden Männern gefaßt, und trotz seiner verzweifelten Gegenwehr, niedergeworfen und gebunden.

Knirschend und schäumend wüthete er wohl in den Händen seiner Rächer, aber Prestons Arme hielten ihn wie eiserne Klammern umfaßt, und endlich einsehend, daß alle Gegenwehr unnütz war, verhielt er sich ruhig und lag wie todt auf dem Boden; auf alle an ihn gerichtete Fragen antwortete er aber nur mit den schrecklichsten Flüchen, und schwur, daß sie diese Mißhandlung theuer büßen sollten.

Ueber eine Stunde wohl ließen sie ihre Pferde ruhen und füttern, dann aber trieb Preston die Ungeduld und er konnte es nicht mehr im Zimmer aushalten.

Er bat Vollheim, dem Constable zu helfen den Gefangenen zu bewachen und in das Gefängniß abzuführen, warf sich wieder auf sein Pferd und sprengte, so schnell ihn das Thier zu tragen vermochte, dem Hause des Doktors zu.

O mit wie viel freudigern Gefühlen flog er jetzt dem ersehnten Ziele entgegen. Bald schimmerten ihm, als er in die offene Prairie hinauskam, die Lichter der sonst so freundlichen Wohnung entgegen, in der, seit dem traurigen Vorfall, der Schmerz und Gram sein schreckliches Lager aufgeschlagen hatten, und stärker trieb er den Gaul, daß dieser schäumend mit ihm über die weite Fläche dahinbrauste. Endlich hatte er das Thor erreicht, sprang aus dem Sattel, und den Zügel seines zitternden, dampfenden Pferdes dem Knechte zuwerfend, trat er in die ihm von Judith geöffnete Hausthür.

Aber der kräftige Körper des jungen Mannes vermochte nicht länger sich gegen die übertriebenen Anstrengungen zu stemmen; seine Knie zitterten, seine Pulse stockten, und da ihm Judith entgegenkam, hatte er kaum noch Kraft genug, auszurufen, „er ist unschuldig, wir haben den Mörder," als er bleich und zum Tode erschöpft, zusammenbrach und ohnmächtig zu den Füßen des erschrockenen Mädchens niederstürzte.

„Er stirbt, er stirbt," schrie diese, und warf sich, alles Andere als die Gefahr des geliebten Mannes vergessend, auf ihn, und suchte ihn emporzurichten, „o heilige Mutter Gottes, er stirbt unter meinen Händen, und ich, ich habe ihn getödtet." Leidenschaftlich umfaßte sie unter heftigem Schluchzen den leblosen Körper, und sank halb bewußtlos neben ihm nieder.

Mansfield, der selbst herübergekommen war, die Frauen zu trösten, und sie auf die neue, freudige Hoffnung vorzubereiten, trat jetzt hinzu, und seinen und der Dienstleute vereinten Bemühungen gelang es endlich, den zum Tode Erschöpften wieder in's Leben zurückzurufen.

Sie trugen ihn auf ein Bett, wo er sich langsam wieder erholte; kaum aber war er wieder zu sich gekommen und erkannte die Gegenstände und Menschen, unter denen er sich befand, als er aufspringen wollte; Mansfield jedoch hielt ihn mit starker Hand zurück und gebot ihm, sich ruhig zu verhalten.

„Ich muß fort!" rief Preston, „ich muß fort, nach der Stadt, laßt mir des Doktors schnellstes Pferd satteln, aber eilt Euch, eilt Euch, an jedem Augenblick hängt das Leben des Mannes."

„Nein," sagte der Richter, „das wäre Thorheit, Euch jetzt in diesem Zustande fortzulassen, Ihr seid ja so schwach, daß Ihr kaum Euren Arm rühren könnt?"

„O, ich bin stark wie ein Bär!" rief Preston ängstlich dazwischen, „aber laßt mich nur fort, wenn Euch mein, wenn Euch des Doktors Leben lieb ist; der Doktor ist unschuldig, wir haben den Mörder; o ich muß, ich muß fort."

„Und wenn Euch unterwegs die Schwäche wieder übermannt? und Ihr ohnmächtig vom Pferde stürzt, wer soll dann in V. ein Wort von dem erfahren, was Ihr jetzt so sehr dort hin zu berichten wünscht? Nein, ein gesunder, kräftiger Mann soll den Ritt machen, und das zwar auf meinem eigenen Pferd und noch in dieser Stunde, aber weder Ihr noch ich. Wir wollen hier bleiben und die Frauen zu diesem Glückswechsel vorbereiten, denn es ist lange, seit die Armen eine so freudige Stunde erlebt haben."

Preston sah ein, daß er zu erschöpft war, den neuen Ritt auszuhalten, und schon zehn Minuten später flog mit klappernden Hufschlägen ein Reiter über die gefrorene Steppe, der einen Brief des Richters nach V. trug, in welchem dieser versprach, den wirklichen Mörder des alten Smith Field am nächsten Morgen dorthin abzuliefern.

Preston mußte jetzt Alles ganz ausführlich erzählen, und die alte Mutter Middletons, die nun auch, da des Doktors Frau von neuen Hoffnungen belebt, etwas eingeschlummert war, von Judith abgerufen, herunter gekommen war, fiel betend auf die Knie nieder, und dankte mit brünstigem Herzen dem Höchsten, nicht für die Unschuld ihres Sohnes, an die hatte das Mutterherz stets geglaubt, nein, für die Entdeckung derselben, und Judith reichte mit einem unaussprechlich sanftem Blick dem jungen Mann die Hand hinüber, die dieser freudig an seine Lippen drückte.

Was braucht es der weiteren Worte; die Freude des Wiedersehens der guten Menschen zu schildern, als der Doktor, von seinen Richtern freigesprochen, und ehrenvoll entlassen, wieder in ihre Arme eilte; es wäre doch vergebens; aber noch lange fühlte er die Nachwehen des schrecklichen Verdachtes, der auf ihm, wenn auch nur kurze Zeit, geruht hatte, und ein heftiges Fieber warf ihn nieder, doch genas er und seine Frau wieder vollkommen. Obgleich er nun aber von seinen Nachbarn fast auf Händen getragen wurde, die Alles,

Digitized by Google

was nur in ihren Kräften stand, thaten, um ihren damaligen Verdacht wieder gut zu machen und den Doktor für die vielen Leiden, die er ausgestanden hatte, zu entschädigen, konnte er doch nie vergessen, daß er von denen, die er stets als seine Freunde geliebt hatte, für einen Mörder und Räuber gehalten und als solcher verdammt worden war, und zog das nächste Jahr, trotz den Bitten des alten Mansfeld, der sein Möglichstes that, ihn zurückzuhalten, über den Mississippi nach Missouri.

Kaum ist es wohl nöthig zu bemerken, daß noch eine zweite kleine Familie mit ihm nach dem fernen Westen auswanderte, und daß William Preston mit seiner jungen Frau viel dazu beitrugen, dem schwergeprüften Manne das Leben in den stillen Waldungen der neuen Heimath leicht und angenehm zu machen, so daß er bald im Kreise dieser guten Menschen vergaß, wie er einst früher verkannt und ausgestoßen war.

Vollheim folgte, einige Jahre später, den beiden Familien, und erwarb sich in kurzer Zeit durch Bleiminen, die er auf seinem Lande fand, und die er selbst bearbeiten ließ, wie durch mehrere Schmelzöfen, die er anlegte, ein ziemlich bedeutendes Vermögen.

Curneales, in das Gefängniß zu B. abgeliefert, gestand den Mord, entwich aber vor dem Tage der Hinrichtung, und zwar, wie man behaupten wollte, durch Meßworths Hülfe, doch konnte diesem nichts bewiesen werden, und er hielt sich auch nur noch wenige Tage nach Curneales Flucht in jener Gegend auf. Wie man glaubte, war Curneales nach Arkansas geflohen.

Klopstocks Leben.

(Forts. 21.)

Friedrich Gottlieb Klopstock, dieser große deutsche Dichter, wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, verlebte aber seine Jugend auf dem Amte Friedeburg in der Grafschaft Mansfeld, welche Domaine sein Vater Gottl. Heinr. Klopstock, quedlinburgischer Kommissionsrath, gepachtet hatte. Der Vater unseres Dichters wird als ein höchst origineller Mann geschildert, von derber und trotziger Gemüthsart, dabei aber freisinnig, edel, fromm, beharrlich in seinen Vorsätzen, und rasch und kühn in der Ausführung derselben. Seine Mutter war eine edle und tugendhafte Frau, und liebte ihren Fritz vorzugsweise vor ihren anderen Kindern, deren sie ihrem Gatten zehn geboren hatte, fünf Mädchen und fünf Knaben. Friedrich war das älteste. Die Erziehung der Knaben wurde sorgfältig geleitet, aber nicht übereilt und artete nie in eine sogenannte Treibhauserziehung aus, von welcher der alte Klopstock ein entschiedener Feind war. Er meinte, die Ausbildung des Körpers müsse mit der Bildung des Geistes Hand in Hand gehen und gleichen Schritt halten, da nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele gedeihen könne. Daher gestattete er den Kindern freien Spielraum zu körperlicher Bewegung jeder Art, und ließ sie klettern, ringen, auf die Jagd gehen u. dgl. m., so viel ihnen beliebte. Nur baden und schwimmen sollten sie nicht ohne besondere Aufsicht. Dieses Verbot wußte jedoch der nachmalige Dichter zu umgehen, und that heimlich, was er offen nicht durfte. So kam es, daß er nicht nur ein vortrefflicher Schwimmer wurde, sondern sich auch in manchen anderen körperlichen Fertigkeiten vorzugsweise auszeichnete. Eine besondere Freude fand er daran, die wildesten Pferde zu reiten, und das Schrittschuhlaufen auf dem Eise trieb er mit solcher Leidenschaft, selbst noch im hohen Alter mit großer Fertigkeit, daß er sich immer freute, wenn der eintretende Winterfrost die erste dünne Eisdecke über Bäche und Ströme breitete.

Seine Knabenjahre in Friedeburg schilderte Klopstock selbst oft als höchst glücklich, da er ein sehr empfängliches Gemüth für die Schönheiten der Natur besaß, welche ihn in der ländlichen Umgebung des Gutes bei jedem Schritte umblühten. Als er das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, gab jedoch sein Vater die Pachtung auf und kehrte nach Quedlinburg zurück, woselbst Friedrich nun einige Jahre das Gymnasium besuchte, ohne besondere Fortschritte zu machen. Die großen Fähigkeiten seines Geistes schlummerten noch und die Knospe seines Genies entfaltete sich erst in überraschender Pracht, als er zur weiteren Ausbildung auf die berühmte Lehranstalt nach Schulpforta gesandt wurde. Hier lernte er den Geist der alten griechischen und römischen Dichter kennen, und fühlte sich angefeuert, in eigenen Versuchen die jugendlichen Schwingen seines poetischen Talentes zu entfalten. Seine ersten Versuche bestanden in Nachahmungen und Nachbildungen der Alten, denen aber bald einige Oden und Schäfergedichte folgten, welche alle dichterischen Arbeiten seiner jungen Mitschüler bei weitem übertrafen. Diese ersten Proben seines Genie's, und mehr noch seine gediegenen deutschen Aufsätze, die sich durch eine überraschende Gedankenfülle und logische Klarheit auszeichneten, zogen bald die Aufmerksamkeit der Lehrer auf den jugendlichen Dichter, und besonders war es der Conrector Stübel, der sich des Jünglings annahm, ihm eine wahrhaft väterliche Liebe bewies, und ihn zu allem Großen und Schönen ermunterte, was sich später so herrlich entfalten sollte. Klopstocks Trauer, als dieser geliebte Lehrer starb, war daher auch so groß, daß er die Ausbrüche seines leidenschaftlichen Schmerzes kaum zu bewältigen vermochte, und oft ganze Nächte an der Ruhestätte des dahingeschiedenen Freundes zubrachte, um die Blumen seines Grabes mit heißen und brennenden Thränen zu bethauen. Noch im späteren Alter erinnerte er sich mit unverminderter Liebe dieses theuren Lehrers, und sorgte dafür, daß den Manen desselben ein würdiges und sinnvolles Dankopfer gespendet wurde. Drei Jahre vor seinem Tode sandte er ein Exemplar der Prachtausgabe seines Messias nach Schulpforta, und schrieb dabei folgende Zeilen an den da-

Digitized by Google

maligen Rektor Heimbach: „Eins, warum ich Sie bitte, werden Sie, weiß ich, gewiß nicht unterlassen. Der Conrector Stübel war mir der liebste meiner Lehrer. Er starb zu meiner Zeit. Ich verlor ihn mit tiefem Schmerze. Lassen Sie von einem Ihrer dankbaren Alumnen irgend etwas, das der Frühling zuerst gegeben hat, junge Zweige, oder Blüthenknospen, oder Blumen, mit leiser Nennung meines Namens, auf sein Grab streuen.“

Daß diesem Wunsche gewillfahrt wurde, versteht sich natürlich von selbst. Die Feier geschah am Morgen des Auferstehungsfestes im Jahre 1800.

Während seines Aufenthaltes in Schulpforta schon faßte Klopstock den Plan, ein großes episches Gedicht zu arbeiten. Doch schwankte er lange in der Wahl des Stoffes. Bald schwebte Kaiser Heinrich der Vogelsteller, als Befreier des Vaterlandes, bald der Messias, als der Erlöser der ganzen Menschheit, vor seinem Geiste. Miltons verlornes Paradies, das ihm in jener Zeit zu Händen kam und ihn hoch begeisterte, scheint endlich den Ausschlag gegeben und ihn für den Messias bestimmt zu haben. „Milton,“ so sagte er selbst, „sachte in mir die aus dem Homer gesammelten Feuerfunken zur hellsten Flamme an, und erhob mein Gemüth zum Himmel und zur Poesie der Religion.“

Daß er neben dem Messias auch den deutschen Heinrich in seinem Herzen trug, erklärt sich genügend durch seinen Patriotismus. Indem er jenen Helden besang, verherrlichte er zugleich seine Vaterstadt, wo Heinrich gern seinen Aufenthalt nahm und auch seine ewige Ruhestätte fand. Heißt doch heutzutage noch ein kleiner Platz zu Quedlinburg der Finkenherd, und wird als der Ort bezeichnet, wo die Gesandten zum sächsischen Fürsten getreten wären, um ihm seine Wahl zum deutschen Kaiser zu verkündigen und ihm die Kaiserkrone anzubieten.

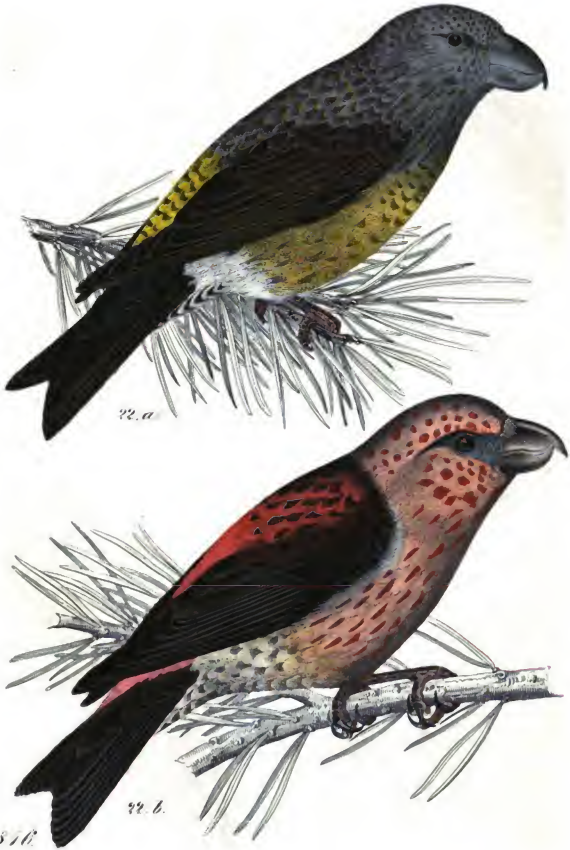
Obgleich sich indeß Klopstock für die Wahl des religiösen Stoffes entschied, machte ihm doch immer, auch in späten Jahren noch, der Kampf zwischen vaterländischer und christlicher Dichtung viel zu schaffen, und sein ganzes Leben hindurch schwankte er zwischen diesen beiden Richtungen. Auch beschloß er, selbst als schon der Plan zum Messias entworfen war, an die Ausführung des Gedichtes doch keinenfalls vor zurückgelegtem dreißigsten Lebensjahre zu gehen, und bezog, an dieser Idee fest haltend, im September 1745 die Universität Jena, um sich daselbst dem Studium der Theologie zu widmen.

Sehr bald jedoch sah Klopstock ein, daß ein solcher Entschluß bei weitem leichter zu fassen als auszuführen ist. Die Poesie hatte einmal von seinem innersten Wesen Besitz genommen, und er vermochte das Feuer nicht mehr zu dämpfen, das in seinem Herzen brannte. Anfänglich besuchte er seine Kollegien sehr regelmäßig, bald aber ließ der Eifer um ein Bedeutendes nach, und anstatt mit seinen Heften beschäftigte sich der junge Student mit Versemachen. Tag und Nacht sann er über sein großes Epos nach; der Gedanke daran verfolgte ihn sogar in seinen Träumen, verließ ihn nicht bei seinen einsamen Spaziergängen an den Ufern der Saale, und zwang ihn endlich, halb wider seinen Willen, an die Ausarbeitung des Gedichtes zu gehen. Aber hier stieß ihm plötzlich eine Schwierigkeit auf, an die er bisher noch nicht ernstlich gedacht hatte. In welches Versmaß sollte er seine schönen und erhabenen Gedanken einkleiden? Gegen die Reime empfand er einen innerlichen Widerwillen, und nannte sie in einer seiner späteren Oden ein *plumpes Wörtergepolter*; der Alexandriner war ihm zu schleppend und einförmig, die Trochäen und Jamben schienen ihm beengend und unbequem. Mißmuthig und grollend wählte er und verwarf, bis er sich endlich dazu entschloß, seine Gedanken einstweilen in Prosa niederzuschreiben, und die dichterische Einkleidung bis auf Weiteres zu verschieben. Dies geschah, unter immerwährenden neuen Versuchen, ein passendes Versmaß aufzufinden, das in Wohlklang und Form nicht zu weit hinter Homers und Virgils klassischen Gesängen zurückbleiben würde. Darüber verging das erste Semester seiner akademischen Laufbahn, und Klopstock bezog nun mit einem Verwandten Namens Schmidt, der zugleich sein frühester und bester Freund war, die Universität Leipzig. In Jena hatte er sich nie recht heimisch gefühlt, weil ihm ein belebender Umgang mit gleichgesinnten Freunden fehlte, und darum wurde ihm der Abschied von jener Universität nicht gar zu schwer. Leipzig war ihm in dieser Beziehung günstiger. Er fand *Olde*, *Kühnert* und *Rothe*, deren Freundschaft er noch in späteren Liedern feierte, und überdieß hatte er einen treuen Genossen seiner Freuden und Leiden, den schon erwähnten J. C. Schmidt aus Langensalza. Mit regem Eifer arbeitete er an seinem Messias weiter, und plötzlich fand er an einem Sommernachmittage, was er so lange vergeblich gesucht hatte, nämlich das Versmaß für sein geliebtes Epos. „Wie?“ dachte er, „sollte der Hexameter sich nicht dazu eignen?“ Ein Versuch wurde gemacht, und gelang. Klopstock war außer sich vor Freude über seinen köstlichen Fund, und ging mit Frohlocken und innerlichem Jubel an das Dichten seines Meisterwerkes. Die ersten drei Gesänge entstanden mit überraschender Schnelligkeit, wurden aber keinem Menschen mitgetheilt, als dem treuen Freunde Schmidt, der sich ganz dafür enthusiasmirte und in Klopstock drang, sie drucken zu lassen und ohne Zögern der Oeffentlichkeit zu übergeben. Klopstock aber wollte davon nichts hören, sondern sprach den festen Entschluß aus, erst dann die Welt mit seinem Werke bekannt zu machen, wenn es fertig und ganz vollendet in seinem Pulte läge.

Doch der Zufall fügte es anders.

Eben zu jener Zeit bestand in Leipzig ein literarischer Verein, welchem unter anderen talentvollen Jünglingen auch Cramer, Gärtner, Schlegel, Rabener und Gellert angehörten. Sie gaben in gemeinsamer Verbindung die damals berühmten „*Bremischen Beiträge*“ heraus, welche nicht nur nicht ohne Einfluß

Digitized by Google



Digitized by Google

auf die Hebung der deutschen Literaturzustände blieben, sondern auch bedeutend auf die Verbesserung des Geschmacks in unserm Vaterlande hinwirkten.

Zur Meßzeit nun mußten Klopstock und Schmidt, um den Meßfremden Platz zu machen, ihre gewöhnliche Stube nach der Straße zu räumen, und sich für einige Wochen mit einem Hinterstübchen begnügen. Dicht neben ihnen, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt, wohnte der erwähnte Joh. Andr. Cramer, der beinahe jedes Wort, was die Freunde im Nebenzimmer mit einander sprachen, verstehen konnte. Ihre Gespräche über Literatur und poetische Gegenstände überhaupt interessirten ihn so sehr, daß der Wunsch in ihm aufstieg, seine Zimmernachbarn, die er bisher kaum gesehen hatte, näher kennen zu lernen. Eines Tages ließ er sich bei ihnen anmelden, und, wie natürlich, war das Thema der Unterhaltung sehr bald auf das literarische Feld gespielt. Schmidt eiferte nicht ohne Heftigkeit gegen die Bremischen Beiträge, erhob die englische Literatur weit über die deutsche und stichelte scharf gegen die Herausgeber der erwähnten Zeitschrift, indem er mehr als einmal behauptete, daß die Kritik ganz unnütz sei, und nimmermehr ein Genie erschaffen könne. Cramer suchte sich zu vertheidigen und Klopstock den immer heftiger werdenden Streit zu vermitteln.

„Hören Sie nur nicht auf den," sagt da Schmidt zu Cramer, „der hat über Kritik keine Stimme, da er der ärgste Kritikus unter uns Allen, besonders gegen sich selbst ist. Wenn Sie nur wüßten — oh — aber Sie sollen hören!"

Ehe es Klopstock verhindern konnte, nahm er das Manuscript Klopstocks aus dem Koffer, und forderte Cramer zur Ausmerksamkeit auf, indem er ihm etwas vorlesen wolle, worüber er staunen würde. Vergebens protestirte Klopstock gegen das Vorlesen; Schmidt begann, las aber absichtlich recht schlecht, um den Kritikus Cramer auf's Glatteis zu führen, ihn zum Tadel anzureizen, und dann um so sicherer über ihn zu triumphiren. Seine List gelang ihm aber nicht. Cramer fühlte die Schönheiten des Gedichtes trotz dem schlechten Lesen heraus, und rief, anstatt zu tadeln: „O, Herr Schmidt, halten Sie inne, dergleichen will ganz anders gelesen sein!"

Jetzt nahm Klopstock sein Manuscript und las selbst den ersten Gesang des Messias, über welchen Cramer so entzückt war, daß er kaum Worte finden konnte, seine Bewunderung und sein Staunen auszudrücken. Er bat Klopstock, das herrliche Gedicht seinen Freunden mittheilen zu dürfen, und dieser, da der Schleier des Geheimnisses nun einmal gelüftet war, ertheilte mit Vergnügen die erbetene Erlaubniß.

Die Folgen dieses kleinen Ereignisses machten sich bald bemerkbar. Das Gedicht wurde von den Herausgebern der Bremischen Beiträge mit Entzücken, als eine Gabe des Himmels, aufgenommen, und Klopstock sah sich durch die dringendsten Bitten veranlaßt, nicht nur der literarischen Gesellschaft beizutreten, sondern auch die ersten drei Gesänge des Messias in ihrem Blatte zu veröffentlichen. Dies geschah im Jahre 1748, und mit dem Erscheinen dieser Bruchstücke begann eine neue Epoche unserer Dichtkunst. Sie machten ein ungeheures Aufsehen, und ganz Deutschland staunte diese Erscheinung an, welche Alles übertraf, was man früher schön und erhaben gefunden hatte. Der junge Dichter zeigte sich zugleich gedankenreich und voller Empfindung, schwungreich und zärtlich, voll religiösen Feuers und doch ohne alle Frömmelei, ein Sänger der Liebe und doch rein und keusch, voll männlicher Gesinnung und doch zart und weich. So kam es, daß er sowohl den Männern wie den Frauen gefiel, die Kenner der Literatur durch die neue Form und das poetische Genie entzückte, und zugleich den Laien durch die religiöse Empfindung im schönsten Gewande hinriß. Lessing, der sonst so scharfe Kritiker, sprach sich, wie folgt, darüber aus:

„Wenn der Dichter des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dieses ist er, mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder unträglicher Beweise. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der anderen Seite sie in allem dem Glanze vorzustellen, wo sie unsere Ehrfurcht verdient. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gerne seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in Verwunderung verliert. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unseres Wunsches. Wenn dieses die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen, und alsdann wird den Meisten ein unbestrittener Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Diese einzige Betrachtung sollte den Messias unschätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrlost sind oder sich selbst verwahrlost haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden."

Die Liebe seiner neuen Freunde erwiederte Klopstock mit gleich inniger Anhänglichkeit, so daß der Aufenthalt in Leipzig ihm unheimlich wurde, als Jene, von dem Schicksale dahin und dorthin zerstreut, die Stadt verließen. Er ging im Jahre 1748 nach Langensalza als Hauslehrer, und fand hier in der Schwester seines Freundes Schmidt das Wesen, dessen Besitz, wie er glaubte, ihn für seine ganze Lebenszeit beseligen werde. Er dichtete eine Menge Lieder und Oden auf die Geliebte, vermochte aber nicht, ihr Herz zu gewinnen, und an die Stelle seiner früheren unverwüstlichen Heiterkeit

Digitized by Google

trat eine düstere und melancholische Stimmung. Sehr heilsam für ihn war es, daß Bodmer in Zürich, welcher den Verfasser des Messias durch sein Gedicht schätzen und lieben gelernt hatte, ihn einlud, nach Zürich zu kommen. Für seine unglückliche Liebe nichts mehr hoffend, folgte er dem dringenden Rufe und wurde von den Züricher Dichtern mit offenen Armen empfangen. Aber die anfängliche lebhafte Freundschaft zwischen Bodmer und Klopstock erlitt bald einen Stoß, als der Letztere, anstatt an seinem Epos fortzuschaffen, wie Bodmer wünschte, Menschen, Verhältnisse und Natur kennen zu lernen suchte, und sich der Geselligkeit unter Jünglingen und Jungfrauen freute, wie sie sich ihm eben darbot. Bodmer betrauerte diese weltliche Gesinnung seines Propheten tief und bitter, und seine Vorwürfe wurden so lebhaft, daß Klopstock sich bald wieder von Zürich hinwegsehnte. Im Jahre 1751 erhielt er durch den Grafen Bernstorf einen Ruf nach Kopenhagen mit der Zusage eines Jahrgehalts von 400 Thalern, den der König Friedrich von Dänemark ihm aussetzte, damit er, ungestört von äußeren Sorgen, mit Ruhe und Muße an seinem Messias fortdichten und ihn vollenden könne. Die Verstimmung zwischen ihm und Bodmer bewirkte, daß er ohne Zögern dieses großmüthige und vortheilhafte Anerbieten ergriff, und Zürich verließ, wo, umgeben von den reizenden Schönheiten der Natur, die er in seinem Gedichte der Züricher See feierte, seine Seele, zu frischer Kraft erstarkt, einen neuen Aufschwung gewonnen hatte.

Er nahm Abschied von seinen Freunden in der Schweiz, und besuchte auf der Reise nach Kopenhagen seine Eltern in Quedlinburg, die mit unendlicher Freude ihren berühmten Sohn empfingen. In Braunschweig suchte er einen alten Freund, Namens Gieseke, auf, der ihn beim Abschiede bat, er möge doch bei seiner Ankunft in Hamburg nicht vergessen, eine junge Dame Margaretha (Meta) Moller, zu besuchen, welche eine innige Verehrerin seiner Muse und überhaupt ein äußerst gebildetes Mädchen sei. Klopstock versäumte es nicht, die Bitte des Freundes zu erfüllen, und ein Brief an Gleim, welchen er nach der Bekanntschaft mit der jungen Dame schrieb, mag zeigen, welchen Eindruck dieselbe auf ihn gemacht hatte.

„Vielleicht haben Sie von Gieseke die Moller in Hamburg nennen hören. Bei diesem Mädchen habe ich die meiste Zeit, die ich in Hamburg gewesen bin, zugebracht. Dieses Mädchen ist im eigentlichen Verstande so liebenswürdig und so voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist. Ich bin oft und lange bei ihr allein gewesen. Ich habe ihr viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehen sollen, wie sie mir zuhörte, wie sie mich manchmal unterbrach, wie sie weinte — — und wie sehr sie meine Freundin geworden ist! — — Dieses Mädchen litt so viel, so unaussprechlich viel, und sie war doch diejenige nicht, um derentwillen Ich so viel gelitten habe. Was muß sie für ein Herz haben! — Und dann habe ich eine Vergleichung machen wollen, und dann hat sich eine dunkle Nacht vor meine Augen gezogen! —“

Dies Schwanken zwischen der neuen und der früheren, unerwiederten, Liebe währte jedoch nicht lange. Klopstock stimmte seine Leier zu neuen Minnegesängen, und es entstanden die schönen Oden, in welchen er Meta Moller unter dem Namen Cidli besang.

Der Bekanntschaft folgte, da der Dichter nach Kopenhagen abging, ein lebhafter Briefwechsel, bis er endlich im Jahre 1754 am 10. Juni sich mit der Geliebten vermählte. Bei dieser Gelegenheit schrieb er an seinen Vater: „Jetzt erst, nun Meta ganz mein ist, umfasse ich den Werth des irdischen Lebens, und preise den Gott der Himmel, der mir Gefühle gab, ihn in diesem wahren Leben verherrlichen zu dürfen. Die Glorie des irdischen Daseins ist mir geworden, die Siegespalme ist in meiner Hand! Ich singe dir Jubellieder Jehovah, Jehovah!“

Sein unendliches Glück erlitt aber bald zwei sehr bittere Schläge. Nachdem er mit seiner Gattin die Eltern in der Heimath besucht hatte, starb sein Vater im November des Jahres 1756, und zwei Jahre darauf, am 28. November 1758 verlor Klopstock auch seine Gattin an den Folgen einer schweren Entbindung. Diese zwei Unglücksfälle beugten ihn tief nieder, und lange dauerte es, ehe seine Seele eine stille gehaltene Freudigkeit wieder gewinnen konnte.

Klopstocks Aufenthalt dauerte bis zum Jahre 1771. Die Gunst des Königs, die Freundschaft des edlen Grafen Bernstorf, und die Verehrung, welche überall dem religiösen und frommen Dichter entgegen kam, that ihm sehr wohl. Er arbeitete viel und eifrig, so daß schon im Jahr 1755 der zweite Band (sechster bis zehnter Gesang) seines Messias erschien, dem der Tod Adams und zwei Sammlungen geistlicher Lieder folgten, an welche sich die christlichen Hymnen anschlossen. Im Jahre 1763 dichtete er sein Trauerspiel Salomo, und bald darauf David, welcher aber erst 1772 im Druck erschien.

Der Zeitraum von 1754 — 1764 bildet übrigens eine ganz neue Periode in Klopstocks Dichtung. Nicht deßhalb, weil er sich jetzt nur mit christlicher Poesie beschäftigte, denn das hatte er von jeher als Hauptaufgabe betrachtet, sondern deßhalb, weil seine Darstellungsart und seine ganze Ansicht von Poesie sich umwandelte. Früher dichtete er im Horazischen Versmaß; in jenen Jahren aber wandte er sich von der antiken Form entschieden ab. Sein Tod Adams erschien sogar in Prosa. Er sah ein, daß die Alten wenig innige Herzenswärme hätten, wohingegen die Schriften des alten Testamentes, welche er jetzt mit poetischem Auge betrachtete, aus der innersten Tiefe des Gemüthes drängen, und also, wieder zum Herzen gehend, die ganze Seele ergriffen. Daher nahmen seine Oden jetzt einen ganz anderen Ton an, und waren ganz Ge-

Digitized by Google

fühl und Empfindung, wie er sie in seinem Herzen empfand.

Mit dem Jahre 1764 beginnt wieder eine neue Periode, zu welcher die beiden Trauerspiele Salomo und David den Uebergang bilden. Wollte er in den letzten zehn Jahren seine persönliche Freiheit durch kein Versmaß gehemmt sehen, das den Gedanken beherrsche, so legt er sich jetzt wieder Fesseln an, aber selbst gegebene. Er dichtete eine Menge Oden, in denen die verschiedenartigsten Wort- und Versfüße zu Zeilen und Strophen verbunden sind, wodurch denn der bestimmte Charakter einer Empfindung, eines Gedichts wiedergegeben werden, und worin sich der Wechsel des Langsamen und Raschen, des Fröhlichen und Traurigen, des Heftigen und Gelassenen, des Feierlichen und Lieblichen aussprechen soll. Die Bekanntschaft mit den Gedichten Ossians war von großem Einflusse auf ihn. Er studierte ihn, um das lyrische Sylbenmaß der alten Barden herauszubringen; über den Angelsachsen Kädmon und über andere Dichter des früheren Mittelalters stellte er Untersuchungen an, um die Wurzeln und den Kern unserer Sprache kennen zu lernen.

Im Jahre 1773 erschienen die vier letzten Gesänge des Messias. Voll Freude, das heilige Lied geendigt zu haben, sang der Dichter die herrliche Dankode an den Erlöser.

Im Jahr 1771 verließ Klopstock Kopenhagen, und von 1776 bis an seinen Tod lebte er ununterbrochen in Hamburg ein stilles Gelehrtenleben im Zirkel weniger Verehrer und Freunde. Im Jahre 1771 kamen seine Oden gesammelt heraus; in demselben Jahre erschien seine Gelehrtenrepublik. In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte ihn noch die französische Revolution, die er als Prophet erst segnete, später wieder als Prophet verfluchte. Ueberhaupt gewöhnte er sich, über alle wichtigen Erscheinungen von Zeit zu Zeit Oraketsprüche ertönen zu lassen, und ohne daß er später Einfluß auf den weiteren Gang der deutschen Poesie gehabt hätte, blieb doch sein großer Ruhm ungeschmälert, auch bei dem jüngeren Geschlechte, das seiner erhabenen Bahn nicht zu folgen vermochte.

Ueber des Dichters Ende erzählt der Domherr Meier Folgendes:

„Am 6. Mai des Jahres 1802 fuhr Klopstock mit mir und einigen andern Freunden zur monatlichen Mittagsgesellschaft nach Ottensee. Als wir bei der Linde seines Grabes in Ottensee vorbeifuhren, unterbrach ein vielleicht zufälliges Schweigen das Gespräch. Mit feierlichem Ernste im ruhigen Blick sah er nach der vom nördlichen Winde stark bewegten Linde, bis er sie im Vorüberfahren aus den Augen verlor. Eine Stunde darauf bestel ihn, im Kreise der Freunde, mit anwandelndem Fieber begleitet, eine fast schlagartige Betäubung, gegen welche seine starke Seele vergeblich kämpfte. Er mußte die gerührte Gesellschaft verlassen. Sehr schwach wurde er vor seinem Garten aus dem Wagen gehoben. Mehrere Wochen kämpfte er in Todesgefahr. Noch einmal erstand er von seinem schweren Lager, genoß den schönen September-Mai noch einmal. Es war sein letzter. Im Winter desselben Jahres litt er oft große Schmerzen an mit Hämorrhoidal-Uebeln wechselnden Koliken. Seine Kräfte wankten nach dem Grabe zu. Er wußte es, und ließ sich durch neue Lebenshoffnungen, womit die Seinen ihn zu erfüllen suchten, nicht täuschen. Mit Ruhe, Fassung und Heiterkeit sah er den letzten Augenblicken entgegen. Am liebsten beschäftigte er sich, wie einstens Sokrates vor seinem Ende, mit Gedanken und Unterhaltungen über Unsterblichkeit. Oftmals fand man ihn lesend in seiner Messiade. „Meint nicht," sagte daun der selbst gegen die Seinen kindlich bescheidene Mann, „meint nicht, daß ich mich als Dichter lese! Ich thue es, um mich mit den hier enthaltenen Ideen zu beschäftigen und zu erbauen." Das erhabene Ideal des glücklichen Todes eines Gerechten und Guten hatte er im zwölften Gesange des Messias mit unerreichbarer Hoheit gesungen. Jetzt stand es ihm lebendiger als je vor der Seele, jetzt verwirklichte er es selbst. Wie er die sterbende Maria, ihre an dem Sterbelager weinende Schwester und ihren Bruder, den Gottgeweihten, empfinden und reden ließ über Tod, Grab, Unsterblichkeit der Seele, so empfand und redete er, so tröstete die Seinen auch er, betete auch er, segnete auch er sich ein zu dem Schlummer im Grabe. Mehrere seiner Freunde sanken mit ihm gleichzeitig in's Grab. Die letzte Stimme seines Gleim: „Klopstock, ich sterbe! Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt, in jenem wollen wir's nachholen!" hatten ihm die Seinen aus Schonung verschwiegen. Aber die sich lösende Seele hat oft leisere Berührungen. Klopstock verließ die Erde mit der vollen Ueberzeugung, daß er unter seinen ihm vorangegangenen Freunden auch seinen Gleim antreffen werde. Die letzten Worte, die er mit reiner Verklärung schon im Angesicht aussprach, waren die hehren in seiner Ode, der Erbarmer, so erhaben gepriesenen Worte der Schrift: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen? Und ob sie sein vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen. Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet." „Wir Alle," setzte er mit einem Blicke der Liebe und des Trostes auf seine Zurückgelassenen hinzu — „ja, wir Alle sind in Gottes Hand gezeichnet."

In einem sanften, vom Schmerz nicht mehr gestörten, tagelangen Schlummer senkte er dann das lebensmüde Haupt, und starb in der Mittagsstunde des 14. März 1803.

Seine sterbliche Hülle ruht in dem Dorfe Ottensee bei Hamburg, an der Seite seiner ihm vorangegangenen Gattin Meta, die er so sehr geliebt, und wo er sich schon bei ihrem Tode sein Grab bestellt hatte.

Seine Vaterstadt Quedlinburg hat ihm ein einfach schönes Denkmal in den schattenreichen Laubgängen des sogenannten Brühl (ein Buchenhain, dicht bei Quedlinburg) gesetzt. Sein schönstes Denkmal werden aber immer seine Schriften bleiben, aus denen so viele tausend Herzen schon Erhebung und Liebe zu dem höch-

Digitized by Google

sten Wesen über uns geschöpft haben und noch schöpfen werden, so lange Deutschland seine großen Dichter so hoch achtet, wie sie es verdienen.

Der Kreuzschnabel.

(Taf. 22.)

Die großen Fichtenwaldungen des nördlichen Europa's, besonders Schwedens, Norwegens und Lapplands bieten mannigfache Vögelgattungen, keine aber wird daselbst so häufig gefunden, als die der finkenartigen Körnerfresser, von denen wiederum die Familie der gesellig lebenden Kreuzschnäbel, Loxia, die den Winter über nach Deutschland überstedelt, in der größten Menge vorkommt und mit Recht der Papagei des Nordens genannt werden könnte.

Die Kreuzschnäbel sind starke, muntere, aber schwerfällige, einfältige Vögel, die sich leicht fangen lassen, höchst ungeschickt hüpfen, dagegen sehr gut zu klettern verstehen, wobei sie sich, wie die Papageien, des Schnabels bedienen, der stark, zusammengedrückt und an den Mundkanten eingezogen, mit seinen scharf gekrümmten Spitzen sich nach unten und oben kreuzt. Fast ausschließlich nähren sie sich von Nadelholzsamen, wissen diesen mit großer Geschicklichkeit aus den Zapfen herauszuklauben, wobei sie mit ihren starken Füßen und langen Nägeln sich an die Zapfen anklammern und die Deckelchen mit dem gekreuzten Schnabel aufbrechen. Sie sind leicht zu zähmen, werden so kirr, daß man sie aus- und einfliegen lassen kann, ohne sie zu verlieren, machen sich aber, da sie neugierig Alles untersuchen und an allen Gegenständen herumbeißen, äußerst unangenehm. Sie werden in der Gefangenschaft meistens mit Hanf erhalten; ihr Gesang ist ein unangenehmes Krächzen; ihr Gefieder ist außerordentlich verschieden, und die Farben desselben gehen von hellgrau, grüngrau und grüngelb bis in's Hochgelbe, Orangerothe, Mennigrothe und Zinnoberrothe über. Ausgefärbt sind die Männchen roth, die Weibchen grüngelb. Man kennt bis jetzt fünf Arten, von denen drei in Nordamerika gefunden werden, die beiden auf beiliegender Tafel abgebildeten aber im Norden Europa's heimisch sind. Sie sind ungemein gesellig, streichen der Nahrung wegen bald da- bald dorthin; besuchen eine Gegend bald häufig, bald in mehreren Jahren nicht, und zeigen sich alle 5 — 7 Jahre oft selbst in Italien und dem südlichen Frankreich. Ungemein gefräßig werden sie leicht fett, werden im Norden gefangen und gegessen, und ihr den Krammetsvögeln ähnliches Fleisch soll lange Zeit der Fäulniß widerstehen. Sie bauen ihr künstliches Nest auf die höchsten Gipfel der Bäume aus Reisern, Flechten und Moos, brüten vorzugsweise im Winter und haben oft im Januar schon Junge.

Der Fichtenkreuzschnabel oder Krünitz, Loxia curvirostra, Fig. a, wird, obgleich ein stehender Bewohner des Nordens, auch in großer Zahl in Deutschland gefunden; er ist 6 — 7 Zoll lang, nistet nur in Fichten-, nie in Kiefernwaldungen, vom December an bis in den Mai, wo er nach dem Norden zurückkehrt, und zieht im Spätherbst oft bis Italien und Frankreich, in welchem Falle man harte und anhaltende Winter prophezeit. Er legt nie über drei Eier; die flüggen Jungen, welche graubraun sind, erscheinen nach der ersten Mauser gelblichgrün, nach der zweiten gelblichroth, nach der dritten aber karminfarbig. Die Zwischenschattirungen sind ungemein mannigfaltig; Junge, die man im Zimmer aufzieht, werden nur gelb, mit mancherlei Schattirungen, nie aber roth.

Der Kiefernkreuzschnabel, Loxia pityopsittacus, Fig. b, der größte der Kreuzschnäbel, erreicht eine Länge von 8 Zoll, klastert mit ausgespannten Flügeln bis 14 Zoll; seine eigentliche Heimath ist Schweden und Finnland, wo er im März sein Nest zu bauen beginnt, 3—4 graulichweiße, braungetüpfelte Eier legt und dieselben in 14 Tagen ausbrütet. Im April sieht man schon Junge, die, wenn flügge, von braungrauer Farbe, später aber wie die des vorigen, den nämlichen Farbenabwechselungen unterworfen sind. Im Winter ziehen sie in Schaaren nach Deutschland, wo sie bisweilen auch brüten, südlicher hingegen wird diese Art nie gefunden.

Volksbücher.

Vierter Artikel.

Geschichte von Griseldis und dem Markgrafen Walther.

In den italischen Landen wohnte einmal ein reicher und mächtiger Herr, der Markgraf Walther, dem viele Ritter und Edle unterthan waren. Er lebte in Pracht und Freuden, wie es sich bei seinem großen Reichthum wohl geziemte, war aber dabei fromm und gottesfürchtig und aller Ehren werth. Am meisten liebte er die Jagd und andere mannhafte Vergnügungen, indem es ihn unwürdig dünkte, wenn ein Mann seine Tage in träger Ruhe zubrächte.

Die Unterthanen des Grafen, welche ihren Herrn sehr liebten, baten ihn eines Tages, daß er sich doch vermählen möge, damit nach seinem Tode die Herrschaft nicht in fremde Hände überginge, und der Markgraf versprach ihnen, ihre Bitte in Erwägung zu ziehen. Er ließ in seinem Schlosse Alles auf's Herrlichste zurichten, ließ prachtvolle Gewänder und kostbaren Schmuck für eine Braut herbeischaffen, und lud alle Edlen seines Landes und die vornehmsten Bürger der Städte zum Hochzeitsfeste ein. Sie erschienen Alle, verwunderten sich aber nicht wenig, als sie keine Braut sahen, ohne welche doch die Hochzeit nicht gefeiert werden konnte. Schon glaubten sie, der Markgraf Walther triebe nur seinen Scherz mit ihnen, als derselbe

Digitized by Google

sie aufforderte, sich zum Brautzuge zu rüsten. Er selbst stieg in hochzeitlichen Kleidern zu Pferde, und der ganze Zug begab sich in ein kleines Dorf, woselbst ein armer Bauer, Namens Janicula wohnte, der eine wunderschöne, tugendsame und fromme Tochter besaß. Diese hatte Graf Walther nach reiflicher Ueberlegung zu seiner Gemahlin erwählt, indem er hoffte, daß eine Jungfrau aus niederem Stande ihm eine gehorsamere Hausfrau sein würde, als eine reiche und stolze Edelbame aus vornehmem Geschlecht.

Als der Zug des Grafen ankam, befand sich Griseldis gerade am Brunnen, um Wasser zu holen. Schnell eilte sie mit ihren Krügen nach Hause, und schaute verstohlen aus der halb geöffneten Thür nach dem stattlichen Zuge, dessen Gleichen an Pracht und Glanz sie in ihrem Leben noch nie gesehen hatte. Vor Janicula's Hütte hielt der Graf sein Pferd an, grüßte die Jungfrau und fragte: „Griseldis, wo ist dein Vater?“ Sie verneigte sich ehrbietend und sprach ehrerbietig: „Herr, er ist daheim!“ — „Wohlan, so rufe ihn,“ sagte der Graf.

Als der alte Mann aus der Hütte trat, führte ihn der Graf zur Seite, und warb bei ihm um die Hand seiner Tochter. Der arme Bauer glaubte anfänglich, der Graf treibe nur seinen Spott mit ihm; als dieser ihn aber ernstlich versicherte, daß es seine wirkliche Meinung sei, Griseldis zur Gattin zu nehmen, führte ihn der Alte zu Griseldis in das Haus, und der Graf sagte zu ihr: „Griseldis, es ist mein und deines Vaters Wille, daß du mein Weib werdest, und ich zweifle nicht, daß du mir und deinem Vater gern gehorchen wirst. Doch habe ich noch eine Frage an dich, die du wohl bedenken und mir aufrichtig beantworten mögest. Wenn wir durch Gottes Gnade vermählt sein werden, was noch an diesem heutigen Tage geschehen soll, willst du mir dann gehorsam sein in allen Dingen, so daß du keinen andern Willen hast, als den meinen, daß du weder in Worten noch in Gedanken mir jemals widersprichst, was ich auch vornehmen möge?“

Griseldis war anfänglich ganz bestürzt über die hohe Ehre, die ihr angethan ward, und vermochte kaum Worte zur Antwort zu finden. Endlich sagte sie: „Herr, obwohl ich weiß, daß ich nicht würdig bin, Eure Gemahlin zu sein, so preise ich dennoch mein Glück und denke nicht Euch zu widerstreben. So will ich denn auch in allen Dingen Euch gehorsam sein; und solltet Ihr auch meinen Tod befehlen, ich werde Euch nicht widersprechen.“

Freudig rief der Graf: „Wohl, Griseldis!“ nahm ihre Hand und führte sie hinaus, wo sein Gefolge und alles Volk versammelt war. „Sehet,“ sprach er, „diese Jungfrau soll meine Gemahlin und Eure Herrin werden, und wie Ihr mich liebt und ehrt, so sollt Ihr auch sie lieben und ehren, ja noch viel mehr.“ Jetzt winkte der Graf den edlen Frauen, welche mit ihm gekommen waren und die Brautgeschenke trugen, und befahl ihnen, was sie thun sollten. Alsbald schlossen dieselben einen Kreis um Griseldis, und legten ihr die kostbaren Kleider und den Schmuck von Perlen, Gold und Edelsteinen an, wie solches Alles der Graf für seine Braut hatte anfertigen lassen. Wie eine Sonne leuchtete Griseldis, als sie schön geschmückt aus dem Kreise hervortrat, und Keiner tadelte des Grafen Wahl. Graf Walther aber hob die Jungfrau auf ein schneeweißes Pferd, und unter dem Jauchzen allen Volkes ritten sie davon auf sein schönes Schloß, wo noch am nämlichen Tage die Vermählung gefeiert wurde.

Griseldis dankte Gott für das Glück, welches er ihr beschieden, von ganzem Herzen, und, obgleich sie niemals ihre frühere Bescheidenheit und Demuth ablegte, zeigte sie doch so viel Würde in ihrem neuen hohen Stande, als ob sie eine geborene Gräfin sei. Niemand merkte ihr an, daß sie in einer Bauernhütte aufgewachsen war; vielmehr hätte man sie leichtlich für eine Königstochter gehalten. Alle Welt liebte sie, und der Graf war durch ihren Besitz höchlich beglückt. Sie liebten einander in Frieden und Freude, und waren ihren Unterthanen ein recht frommes und würdiges Beispiel edler Tugendhaftigkeit.

Etwa ein Jahr war verflossen, da schenkte Griseldis ihrem Gemahl ein Töchterlein. Der Graf aber bezeigte nur geringe Freude darüber, denn er beabsichtigte jetzt, die Liebe und den Gehorsam seiner Gemahlin zu prüfen, und hatte sich eine recht schwere Probe ausgedacht. Als sein Töchterlein zwei Jahre alt war, ging er zu Griseldis und sagte: „Griseldis, meine Unterthanen haben ihre Gesinnung gegen mich und dich geändert, und wollen nicht, daß die Enkeltochter eines armen Bauern dereinst über sie herrschen soll. Ich aber will, daß Friede und Eintracht in meinem Lande sei, und du wirst mir gehorsam sein, wie du versprochen hast. Dies sage ich dir, damit du meines Willens gewärtig seist.“

Griseldis gab ihm zur Antwort, daß sie nichts begehre, als nur die Liebe ihres Gemahles, und daß sie allezeit seinem Willen gehorsam sein werde. Diese Antwort erfreute den Grafen sehr; aber er bezwang sein Herz und verließ Griseldis, indem er eine ernste und trübe Miene annahm.

Graf Walther hatte einen treuen Diener, den er zu allen wichtigen Geschäften brauchte; dem befahl er, in der nächsten Nacht zu Griseldis zu gehen und ihr das Kind zu nehmen, auch ihr zu sagen, daß er, der Graf, ihm geboten habe, es mit sich zu nehmen und umbringen zu lassen. Dabei sollte er genau Acht geben, wie Griseldis sich benehmen würde, und sollte ihm Alles hinterbringen, was sie auch sagen und thun möchte. Der treue Diener war sehr erschrocken über diesen Auftrag. Doch konnte er nichts thun, als des Grafen Befehle zu folgen, und in der Nacht trat er zu Griseldis und richtete tief betrübt seine Botschaft aus. Griseldis verging beinahe vor Schmerzen, als sie den Willen des Grafen vernahm, doch zögerte sie nicht, wenn auch mit blutendem Herzen, zu gehorchen. Noch einmal herzte sie ihr Kindlein und küßte und segnete es, und übergab es dann dem Diener, indem sie sagte:

Digitized by Google

„Es gehört meinem Herrn! Nimm es und thue damit nach seinem Auftrage. Geh', geh', und trage das Engelein schnell hinweg, ich befehle es mit Leib und Seele in den Willen des allmächtigen Gottes.“

Der Diener nahm das Kind, ging damit zum Markgrafen, und erzählte ihm von Griseldis großem Schmerze und ihrem treuen Gehorsam. Der Graf war gerührt und erschüttert von der Treue seiner Gemahlin, und bewunderte sie in seinem Herzen, ließ aber dennoch nicht von seinem Vorhaben ab. Er ließ das Kind heimlich zu seiner Schwester nach Bologna bringen, und gab dieser den Befehl, es sorgsam seinem Stande gemäß zu erziehen, aber keinem Menschen zu entdecken, von wem sie es erhalten habe. Griseldis erfuhr nicht, was mit ihrem Kinde geschehen war; sie bezwang ihren Schmerz, dachte ihres Gelübdes, welches ihr Gehorsam zur Pflicht machte, und liebte den Grafen Walther nach wie vor.

Vier Jahre später schenkte Griseldis ihrem Gemahle ein Söhnlein, und obgleich sich der Graf herzlich darüber freute, beschloß er doch, das treue Weib nochmals einer Prüfung zu unterwerfen. Als der Knabe zwei Jahre alt geworden war, sagte er zu Griseldis, daß auch der Knabe weggeschafft werden müßte, wenn nicht sein ganzes Land sich gegen ihn empören solle. Griseldis erschrak, fast bis zum Tode. Doch wußte sie sich zu fassen, um den ihrem Gemahl angelobten Gehorsam auf keine Weise zu brechen. „Herr,“ sagte sie, „dein Wille ist mein Gesetz, und ich habe keinen Willen, als den deinigen. Befiehl nur auch mir, zu sterben, so will ich gar gern gehorchen, und der Tod soll mir nimmer so bitter sein, daß er meine Liebe und meinen Gehorsam gegen dich zu brechen im Stande sei.“ Das Herz wendete sich dem Markgrafen um, als er diese sanften Worte hörte; er verließ aber Griseldis mit finsterem Blick, ging in seine Kammer und weinte heftig. Dennoch, obgleich ihn seine Gemahlin so sehr jammerte, ließ er nicht von seinem Vorhaben ab, nahm ihr den Knaben und schickte ihn ebenfalls seiner Schwester nach Bologna, welche die beiden Kinder, deren Abkunft sie keinem Menschen verrieth, auf das Sorgfältigste erziehen ließ.

Markgraf Walther bewunderte insgeheim die Treue und Tugend seiner Gemahlin, von der sie ihm so überzeugende Proben gegeben hatte, aber er dachte nicht daran, ihre bitteren Schmerzen in Freude zu verwandeln, sondern nahm sich vielmehr vor, um alle Welt zu gleicher Bewunderung und Verehrung gegen Griseldis zu zwingen, ihr noch eine viel härtere Probe aufzuerlegen. Er beschloß, sie zum Scheine zu verstoßen, versammelte alle seine Vasallen auf seinem Schlosse, und ließ Griseldis in den Saal berufen, wo die Ritter und Edlen der Dinge harrten, die da kommen sollten. Griseldis wußte schon, was ihr bevorstand und ihr Herz war voller Jammer und Leid; dennoch faßte sie sich und wußte ihren großen Schmerz so wohl zu beherrschen, daß sie ruhigen Angesichts vor dem Herrn erscheinen konnte.

„Meine liebe Griseldis,“ redete der Graf sie an, „du warest mir bisher eine treue Gattin und gute Hausfrau; dennoch will es das Schicksal, daß wir uns trennen müssen, weil meine Unterthanen nicht von eines Bauern Kind beherrscht sein wollen und darauf dringen, daß ich eine andere, meines hohen Ranges würdige Gemahlin nehme. Darum, Griseldis, räume der Andern, welche schon auf dem Wege hierher ist, das Haus, gehe hin, wo du hergekommen, und nimm mit dir, was du mitgebracht.“

Griseldis neigte sich demüthig, und sprach ohne Zorn im Antlitz und ohne Widerwillen im Ton ihrer Stimme: „Herr, ich habe wohl gewußt, und bin dessen auch allezeit eingedenk gewesen, daß eine niedere Magd, wie ich, nicht würdig ist, Eure Gemahlin zu sein. Ihr habt mich hier an Eure Hofstatt als eine Fürstin gestellt, und dafür sage ich Euch herzinnigen Dank. Ferne aber sei es von mir, jetzt Eurem Willen zu widerstreben, und ich bin bereit, in meines Vaters Hütte zurückzukehren. Nehmt zurück, was Eure große Gnade mir geschenkt, und seid glücklich mit der vornehmen Braut, welche fortan meine Stelle in Eurem Herzen und in Eurem Hause einnehmen soll. Ich wünsche ihr Segen und Heil, und welche ihr ohne Groll.“

Und nach diesen Worten legte Griseldis ihr kostbares Obergewand ab, entledigte sich ihres Schmuckes, zog auch den Trauring vom Finger, und gab so Alles dem Grafen zurück, was sie von ihm in glücklichern Zeiten empfangen hatte. Der Markgraf war tief gerührt von ihrer Sanftmuth und Ergebung, und vermochte es nicht, seinen tiefen Schmerz zurückzuhalten. Er weinte heftig, wendete sich ab, und verhüllte sein Haupt. Alle Anwesenden waren von Mitleid ergriffen, und sie zürnten dem Grafen und seiner Härte, so daß auch ihnen die Augen von Thränen überflossen. Griseldis aber, als sie sah, daß ihr Gemahl seinen Beschluß nicht widerrief, wendete sich ab und verließ schweigend den Saal. Sie stieg hinab von dem hohen Schlosse des Grafen, kehrte heim in ihre väterliche Hütte, trat still und ruhig vor ihren Vater, und bat ihn mit sanften Worten, er möge sie wieder an seinem Herde aufnehmen. Der alte Janicula schloß sein Kind voll Liebe in seine Arme, brachte ihr die einfachen Kleider, welche sie früher getragen hatte, und klagte laut den Grafen an, der so viel Elend auf das Haupt seiner unschuldigen Tochter gehäuft hatte. Griseldis aber wehrte ihm, und sagte: „Schilt den Grafen nicht, Vater! Gott hat Alles gefügt, und wider ihn dürfen wir nicht murren. Er wird uns nicht verlassen, und obgleich ich keine reiche und mächtige Gräfin mehr bin, so will ich doch nie aufhören, als ein frommes christliches Weib nach seiner Gnade und Barmherzigkeit zu streben.“

Während so Griseldis in Demuth und ohne Klage bei ihrem Vater wohnte, sehnte sich Graf Walther sehr nach seiner Gemahlin, deren Trefflichkeit er nun aus allen Proben deutlich erkannt hatte. Er sendete in Eile einen Boten an seine Schwester in Bologna ab, und

Digitized by Google

ließ sie inständig bitten, sie möge sich sogleich aufmachen, und mit seinen Kindern auf sein Schloß kommen. Dabei streute er das Gerücht aus, die neue vornehme Braut sei bereits unterwegs, und schmückte sein Schloß und ordnete Alles, wie zur festlichen Hochzeit. Als nun die geladenen Hochzeitsgäste erschienen und auf den nächsten Tag die Ankunft der Schwester des Grafen angesagt war, ließ der Markgraf Griseldis aus dem Dorfe nach dem Schlosse holen, und sagte zu ihr: „Griseldis, morgen wird, so Gott will, meine neue Braut mit einem großen und stattlichen Gefolge hier eintreffen, und gleich nachher soll die Hochzeit gehalten werden. Nun ist mein Wunsch, daß die Braut mit ihren Begleitern in meinem Schlosse wohl empfangen werde, und daß Jemand da ist, der während der Festlichkeiten die Aufsicht über die Einrichtungen, die getroffen werden müssen, und über das Gesinde führt. Dazu kann ich nun Niemand gebrauchen, als dich allein, die du meinen Sinn und meine Gewohnheit kennst, und überall Rath im Schlosse weißt. Darum bitte ich dich, daß du dich der Sache annimmst, und dich der Sorge um das Fest und um die Fremden unterziehen möchtest. Was deine Kleidung anbetrifft, so magst du erscheinen, wie es dein Stand und dein Vermögen mit sich bringen."

Griseldis, obgleich sie über dies Verlangen des Grafen tief bekümmert war, versprach dennoch, seinem Wunsche zu willfahren, und besorgte auch Alles mit großer Treue. Sie ordnete jede Kleinigkeit genau nach dem Sinne des Grafen, und wo es fehlte, da scheute sie sich nicht, auch selber mit Hand anzulegen, damit Niemand über sie und den Grafen Klage führen könne.

Am anderen Tage zur Mittagszeit kamen die fremden Gäste in einem herrlichen Zuge an. Aller Augen sahen nach der jungen geschmückten Braut, welche so schön und lieblich war, daß man sich kaum eine zartere Jungfrau denken konnte. Sie saß mit ihrem Bruder in einem prächtigen Wagen, und als sie im Schlosse anlangte, trat ihr Griseldis entgegen, und begrüßte sie mit freundlichen Worten, wie es ihres Amtes war, und wie sie jeden anderen Fremden empfangen hatte. Obgleich sie nur ein schlichtes Bauerkleid trug, so erschien sie doch in ihrem Benehmen so vornehm und edel, wie eine Königin, und sorgte auf das Trefflichste für die Bewirthung der Gäste. Die Griseldis nicht kannten, wunderten sich nicht wenig über ihr hohes und edles Wesen, und über die sinnigen Reden der Frau in der ärmlichen Kleidung, und wußten kaum, was sie davon denken sollten. Der Markgraf, mit seinen köstlichsten Gewändern angethan und prachtvoll geschmückt, setzte sich mit den übrigen Herren und Damen zu Tisch, und Griseldis wartete mit den Dienern und Zofen auf, und zeigte sich selbst geschäftiger und sorgsamer, als alle Anderen.

Als nun beim fröhlichen Mahle aller Herzen voll Freude waren, rief plötzlich der Markgraf Walther: „Griseldis!" Sie kam sogleich und sprach demüthig: „Was befehlt Ihr, gnädigster Herr?" — „Griseldis," fragte der Markgraf, — „sage an, wie gefällt dir meine junge Braut? Ist sie schön und geschmückt genug für mich, und gefallen dir ihre Sitten und Geberden?" — Griseldis blickte ihn anfänglich schmerzlich und bestürzt an, aber sogleich bezwang sie ihre bitteren Gefühle und erwiderte mit einem heiteren Lächeln: „O Herr, ich glaube kaum, daß ein schöneres Fräulein auf der Welt zu finden ist, als die herrliche Jungfrau, welche Eure Gemahlin werden soll. Auch zweifle ich nicht, daß die Schönheit ihres Herzens und die Sittigkeit ihres Gemüthes der Schönheit ihrer holden Züge entsprechen werden. Gewiß, ach gewiß werdet Ihr recht glücklich mit ihr sein, und nur um das bitte ich Euch, Herr, daß Ihr die zarte Jungfrau nicht auf so gar harte Proben der Geduld, der Treue und des Gehorsams stellen möget, wie Ihr einstens Eurer vorigen Gemahlin gethan. Bedenkt, daß diese Eure Braut zärtlicher und herrlicher erzogen ist, und darum auch weniger Schmerz und Unglück zu ertragen gelernt hat. Sie möchte gar leicht erliegen, wenn sie allzuviel zu dulden hätte."

Graf Walther war höchlich erstaunt über die Sanftmuth, Geduld und Tugend seines geliebten Weibes, und beschloß zur Stunde ihrem Gram und Schmerz, den sie so lange ohne Widerrede und Bitterkeit getragen, ein Ende zu machen.

„Griseldis," sprach er darum, und seine Stimme zitterte vor Rührung, — „Griseldis, ja, ich gestehe, daß ich dich hart, nur allzuhart geprüft habe, aber ich habe auch deine Treue und deinen Gehorsam weit herrlicher und beständiger gefunden, als wie das lauterste Gold. Wo, frage ich kühn, wo lebt der Mann in der ganzen weiten Welt, der sich rühmen könnte, ein so treues und gehorsames Weib zu haben, wie ich?"

Und bei diesen Worten stand er auf, umschlang Griseldis mit den Armen, drückte sie an sein Herz, und rief aus: „Nie, Griseldis, habe ich den Gedanken gehabt, dich ernstlich zu verstoßen oder eine andere Frau an deiner Stelle zu nehmen! Du bist mein gutes, mein treues Weib, und um keine Schätze der Welt möchte ich dich lassen. Sieh, diese Jungfrau, welche du für meine Braut gehalten, ist deine und meine Tochter, und dieser ihr Bruder ist dein und mein Sohn. Sie sind es, die ich dir nehmen ließ, nicht aber um sie zu tödten, sondern um sie dir und mir zur Freude und zum Troste sorgsam erziehen zu lassen."

Griseldis war zu Muth, wie an dem Tage, da sie den Grafen zum ersten Mal sah und er sie fragte, ob sie seine Gemahlin werden wolle. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume, und lange Zeit dauerte es, ehe sie sich zu fassen vermochte, dann aber umarmte sie ihren Gemahl, dem sie immer mit Liebe und Treue angehangen hatte, und dann ihre theuren Kinder, welche lange mit bitteren Thränen von ihr beweint worden waren. Dabei vermochte sie kein Wort zu reden, denn das Herz war ihr zu voll von Freude und Glückseligkeit, und aus ihren Augen perlten ohne Unterlaß die heißesten Tropfen über ihre zarten Wangen.

Digitized by Google

„O Herr,“ rief sie endlich mit zum Himmel erhobenen Händen aus, „o großer, gütiger Gott, nun will ich mit Freuden sterben, nun ich meine geliebten Kinder wieder gesehen und erfahren habe, daß meines Gatten Herz sich niemals ernstlich von mir abwendete!“

Während sie sich so ihrer innigen Freude überließ, hatte der Graf Griseldis kostbare Kleider wieder herbeischaffen lassen, und wiederum, wie einst vor der Hütte ihres Vaters, schlossen die Edelfrauen einen Kreis um Griseldis, und legten ihr statt der schlichten Bauernkleider die prächtigen, von Gold und Juwelen funkelnden Gewänder an. Die Herzen aller Anwesenden waren voll Jubel und Wonne, und der Graf nahm Griseldis Hand, und sprach laut vor der ganzen Versammlung: „Meine liebe, theure Griseldis, ich schwöre dir vor Gott und allen Anwesenden, daß Alles, was ich that, nicht aus Uebermuth und bösem Willen, sondern einzig um deßwillen geschah, damit die ganze Welt deine engelgleiche Geduld und deine hohen Tugenden erfahren solle, und daß Niemand Zweifel daran hege, daß du in diesem Lande nicht nur die vornehmste, sondern auch die edelste und tugendhafteste Frau bist. Nun ist es geschehen, und du hast dich bewährt, wie ein reiner Diamant, Niemand kann an dir zweifeln, und fortan werde ich dich nie wieder einer Prüfung unterwerfen, sondern will dir in treuer und aufrichtiger Liebe zugethan sein, bis an meinen Tod. Das Hochzeitsfest ist aber einmal bereitet, und so laß uns denn noch einmal vor Gottes Angesicht unser Gelübde der Liebe und Treue wiederholen!“

Darauf steckte er ihr den Trauring an den Finger und versprach sich mit ihr aufs Neue. Der Priester segnete sie, und alle Anwesenden wünschten dem Paare Glück. Das Hochzeitsfest ward mit lauter Freude begangen, noch herrlicher, als das erste Mal, denn Alle freuten sich, daß Griseldis, die sie liebten und ehrten, wieder aus der Nacht der Trübsal zu Glück und ungetrübter Wonne gekommen war. Sie verziehen dem Grafen seine Härte, da sie sahen, daß er sich ernstlich bemühte, die Leiden der armen und jetzt wieder beglückten Griseldis vergessen zu machen, und lobten ihn sehr, als er den alten Janicula aus seiner Hütte holen ließ, und ihn den Gästen als seinen werthen Schwiegervater vorstellte, auch ihn mit köstlichen Gewändern schmücken und eine Wohnung im Schlosse geben ließ, welches er nicht wieder verlassen sollte.

Der alte Janicula blieb bei seinen Kindern und Enkeln bis zu seinem Tode, und wurde von dem Grafen wie ein leiblicher Vater geehrt und gepflegt. Griseldis Tochter heirathete nachmals einen reichen und mächtigen Grafen, und nachdem Walther mit seiner Gemahlin noch viele Jahre in ungestörter Glückseligkeit gelebt hatte, hinterließ der Markgraf, dem sein treues Weib bald im Tode nachfolgte, die schöne Grafschaft und die reichen Güter seinem einzigen Sohne.

Die Buche.

(Taf. 23.)

Die Buche? — Ach, die kennt ein Jeder. — Gut, lieber Leser, wenn du nicht gerade Botaniker oder Forstmann bist, beschreibe mir die Buche, ohne daß du diesen Baum in Natura oder im Bilde vor dir hast; du wirst es nicht vermögen. Uebrigens läßt sich bei der Naturgeschichte der Buche noch Manches anbringen, was nicht so allgemein bekannt ist, und unsere Hölzer, besonders das Buchenholz, sind so unbedeutend nicht, daß nicht darüber zu sprechen wäre, da sie ja einen sehr fühlbaren Theil unserer häuslichen Bedürfnisse befriedigen.

Die Buche nun, die wir, freilich nur aus oberflächlicher Betrachtung, Alle kennen, ist ein schöner, kräftiger Baum, welcher hin und wieder in unserm Vaterlande große Wälder bildet. Ein eigentlicher Buchenwald mit seinem lebhaften Grün, seinen dunklen Laubgängen und seinen erfrischenden Schatten ist etwas Herrliches und für Auge und Gefühl höchst Wohlthuendes.

Es gibt von diesem Baume nur eine einzige Gattung, denn die sogenannte Roth- oder Blutbuche mit dunkelblutrothen Blättern ist keine eigene Species, sondern nur eine Varietät.

Die Buche — fagus sylvatica, L.

Fagus sylvestris, Gaertn. — Fagus purpurea, Herit. — Fagus atrorubens, Durol. — Fagus cuprea, Lodd. — Fagus sanguinea, pendula, atropurpurea, heterophylla, quercoides, Hort. — Castanea fagus, Scop.

Bûche, Bucke, Bücke, Bocke, Böcke, Bunke, Buchbaum, Früh-, Spät-, Roth-, Maft, Wald-, Sommer-, Thal-, Berg-, Rauf-, Ecker- und gemeine Bucke, steht bei Linné in der XXI. Klasse, Monoecia, und in der VII. Ordnung, Polyandria.

Familie Castaneae, Adans. — Amentaveae, Juss. — Cupuliferae, Rich. — Querci, Rül. — Axonophyta, Neck.

Bei Oken steht sie in der 13ten Zunft, welche er Nuß-Nuffer oder Bölen nennt. Diese Zunft enthält in Gruppen lauter bekannte Polzarten. Die erste die Weiden, — die zweite die Pappeln, — die dritte die Birken, — die vierte die Erlen, — die fünfte die Amberbäume, — die sechste die Platanen, — die siebente die Pagebuchen, die achte die Eichen, — die neunte die Haseln, und die zehnte die Buchen.

Das Geschlecht der Buchen wird durch die männliche Blume bestimmt; diese ist ein aus mehreren Blümchen gebildetes Kätzchen (Fig. 2). Der Kelch einer solchen einzelnen Blume (Fig. 3 vergrößert) ist glockenförmig, einblätterig und hat fünf Zähne. Eine Blumenkrone ist nicht vorhanden und der Staubgefäße sind es gewöhnlich 12. Die weibliche Blume ist ein kopfartiges, oben spitziges Kätzchen (Fig. 4) mit vielen weichstacheligen Kelchen; ein solcher Kelch ist ebenfalls einblätterig, aber vierspaltig, und trägt je zwei Blumen. Ueber dem Fruchtknoten sitzt aber noch ein besonderer, filziger und sechsblätteriger Kelch. Die Krone fehlt und der Griffel trägt eine dreispaltig-federige Narbe. Die Frucht (Fig. 5) ist eine stachelige, vierklappige Kapsel, welche 2 — 3 dreikantige Nüsse (Fig. 6) enthält. Was unsere Gattung betrifft, so ist solche nicht schwer an den stumpfen Blättern mit wellenförmigem und gewimpertem Rande zu erkennen; sie haben kahle Flächen, starke Rippen und sind gestielt (Fig. 1).

Der Wuchs unserer Buche ist aufrecht, und sie erreicht eine Höhe von 100—130 Fuß. Dabei bleibt sie bis zu einer Höhe von 30 — 40 Fuß frei von Aesten. Die mehr oder weniger aufwärts strebenden Aeste bil-

Digitized by Google

1846. 23

Digitized by Google

den eine sehr regelmäßige, majestätische, stumpf kegelförmige Krone, welche eine Ausdehnung von 30 — 40 Fuß gewinnt und sehr dicht belaubt ist. Nur bei kurzstämmigen alten Bäumen, die frei und auf magerem Boden stehen, neigen sich die Aeste mehr abwärts. Die Rinde ist glatt und aschgrau, an jungen Stämmen bräunlich- oder grüngrau. Die Wurzeln gehen, mit Ausnahme der Pfahlwurzel, nicht tief, sondern breiten sich nahe an der Oberfläche auf 10—12 Fuß aus.

Blätter und Blüthenknospen sind, wie an dem abgebildeten Zweig zu sehen ist, von gleichem Ansehen; sie sind lang, kegelförmig zugespitzt und haben 18 — 20 braune, etwas gefranzte Schuppen. Blätter und Blüthen erscheinen auch zusammen, und dieses geschieht im Mai. Die Blätter sind kurz zugespitzt, 2½ — 3 Zoll lang, 1½ — 2 Zoll breit, in der Jugend gewimpert, schlaff und weich, mit ½ — ¾ Zoll langen, behaarten Stielen. Ihre Farbe ist das angenehmste Gelbgrün, später werden sie auf der obern Seite glänzend dunkelgrün, hart und nervig; die Unterseite ist heller und weniger glänzend; im Oktober werden sie ganz gelb, rollen sich und fallen ab oder bleiben auch, absonderlich am jungen Holze, sitzen, bis sie im Frühjahr beim Schwellen der Knospen abgeworfen werden.

Männliche und weibliche Blumen befinden sich auf einem Stamme. Die männlichen Kätzchen kommen gewöhnlich zu vier aus einer Knospe; sie sitzen auf langen hängenden Stielen und bestehen aus ungefähr zwanzig einzelnen grüngelben Blümchen mit gelben Staubbeuteln. Die weibliche Blüthe bricht selten mit den männlichen aus einer Knospe, sondern erscheint fast stets paarweise an den jüngsten Trieben. Der innere, über dem Fruchtknoten befindliche Kelch umgibt die Narbe, aus dem äußern bildet sich die Kapsel, welche im Oktober reift, aufspringt und die Samen fallen läßt. Diese sind braune, glatthäutige, rothbraune und dreikantige Nüsse, oben spitz und unten stumpf. Der innere Kern dieser Nüsse schmeckt angenehm süßlich und ist sehr ölhaltig. Ihre Benützung ist sehr mannigfach und hauptsächlich wichtig die Oelgewinnung und ihre Verwendung zur Fütterung. Schon den in der Freiheit lebenden Thieren, wie Finken, Hähern, Tauben, den Waldhühnern, dem Dachs, Eichhorn, Schwarz- und Rothwild sind die Bucheln ein sehr willkommenes Futter und zur Mast des Hausgeflügels sowohl als der Schweine, Schafe, Ziegen und des Rindviehs dienen sie vorzüglich. Bei der Oelbereitung erhält man durch zweimaliges Auspressen von hundert Pfund Bucheckern zwölf Pfund reines und vier Pfund trübes Oel. Dieses Oel kommt gereinigt dem besten Baumöl nahe, das trübe dient zum Brennen und Waschen der Wolle. Die durch das Pressen erhaltenen Oelkuchen geben noch für Schweine ein sehr dienliches Futter. Die Nüsse werden auch gekocht, dann an der Luft getrocknet, im Backofen gedörrt und dann in Säcken gedroschen und geworfen, um sie dann als ein schmackhaftes Mehl zuzubereiten, welches, mit Getreidemehl vermischt, zum Brodbacken verwendet wird.

Bekannt ist die Verarbeitung des Buchenholzes zu allerlei Werkzeugen und Geräthschaften der verschiedensten Art. Die Rinde gibt gute Lohe und die feinen Späne dienen zum Läutern des Weines. Die Asche gibt nicht nur eine sehr gute Lauge, sondern sie enthält in reichem Maße die beste Pottasche und dient als Düngungsmittel von Wiesen und Kleefeldern. Zum Verbauen wird das Buchenholz seiner Brüchigkeit wegen und weil es sehr dem Insektenfraß ausgesetzt ist, nicht häufig gebraucht. Nur beim Wasserbau kann es wie das Eichenholz zu Pfählen ꝛc. verwendet werden, überhaupt da, wo es vor dem Zutritt der Luft gesichert ist.

Als Brennmaterial ist die Buche jetzt der geschätzteste Baum. Das Holz wird an Hitzkraft nur von dem Holze der Hainbuche und des Ahorns übertroffen. Die Buchenkohle ist von den Feuerarbeitern sehr geschätzt, weil sie eine gleichmäßige Hitze unterhält. Das beste Buchenholz ist übrigens daßenige aus den Gebirgswaldungen, wo der Boden nicht so tiefgründig ist und das Wachsthum langsamer von Statten geht, als auf gutem Boden.

Der Kubikfuß frisch gehauenen Buchenholzes wiegt 65 Pfund, wovon es bis zur völligen Dürre 24 bis 26 Pfund verliert. Das Holz ist schwer, hart und fest, seine Farbe im Kern röthlich, nach außen bräunlichweiß.

Die Buche hat mit einem Alter von 90 — 100 Jahren ihr höchstes Wachsthum erreicht, nur wo sie freisteht, wächst sie bis über ihr 150stes Jahr in die Höhe und Stärke, und dauert 2 — 300 Jahre in gleicher Gesundheit. Solche Bäume haben unten am Stamm 10 — 15 Fuß Umfang und geben 10 — 12 Klafter Holz.

Die Fortpflanzung der Buche geschieht durch Anpflanzung, so wie durch künstliche und natürliche Aussaat. Junge Pflanzungen haben oft sehr vom Wild und den Mäusen zu leiden; ebenso durch großen Frost und Dürre und durch einen zu schattigen, nie austrocknenden Stand. Im Alter ist sie der Kernfäule ausgesetzt, und ein sehr feuchter Standort verursacht die Rothfäule.

An alten Buchen findet sich häufig der sogenannte Feuerschwamm, aus welchem der Zunder bereitet wird. Der aus diesem Baume gewonnene Saft dient auch noch zur Stillung von Blutungen, Reinigung von Wunden u. s. w.

Ueber die Verbreitung der Buche führen wir an, was Krebs in seiner Beschreibung der deutschen Holzarten darüber sagt: „Die gutbodigen Ebenen, Hügel und niedern Gebirge Deutschlands wie des übrigen Europa's bis nördlich zum 60sten Breitegrade sind die Heimath dieses trefflichen Baumes; doch scheint ihm vorzüglich das mittlere und nächst anschließende südliche Deutschland anzugehören, wo er nicht selten zusammenhängende, reine Bestände von mehreren tausend Morgen bildet, während er sich weiter nordwärts, z. B. schon bei Smaland und Kurland, nur noch sparsam

Digitized by Google

findet. Auf der Nordseite des Harzes, dessen Vorberge die Buche in mehr oder minder zusammenhängenden reinen Beständen überall aufzuweisen haben, steigt dieselbe (vorzüglich in den geschützten Thälern der Ecker und Radau) bei progressiver Abnahme ihres Zuwachses bis zu einer absoluten Höhe von 2000 — 2200 par. Fuß über der Meeresfläche, noch immer ziemlich gedrängt und freudig heran, verliert sich aber weiter hinauf mehr und mehr unter dem Nadelholze, und kommt bei 2500 Fuß Höhe nur noch in einzelnen kurzschäftigen, struppigen Exemplaren vor, so daß sich, obgleich sie in andern Gegenden Deutschlands, wie z. B. in Thüringen, noch in einer Gebirgshöhe von über 2000 Fuß vortrefflich vegetirt, und zu einer Länge von 100 Fuß heranwächst, ohne Rücksicht auf die mit dem Steigen des Gebirges abnehmende Tiefgründigkeit des Bodens, hinsichtlich des Klima's die Durchschnittslinie, bis wohin ihr Anbau mit Vortheil sich erstrecken möchte, für den Harz bis auf höchstens 1800 Fuß Höhe, für den nördlichen Theil desselben aber, wo von dem steil aus der Ebene sich erhebenden Gebirge das Erdreich mehrentheils herabgeschwemmt ist, weit unter diese Höhe, und insbesondere an den nordöstlichen und südwestlichen Bergwänden, wo oft das nackte Rollgestein zu Tage liegt, fast überall ganz bis auf die Sohle herabsenkt. — Die Varietät mit blutrothen Blättern, welche jetzt in allen größeren Gartenanlagen gefunden wird, stammt freilich hauptsächlich aus einem Walde bei Sondershausen im Thüringischen, hat sich indeß in früheren Jahren auch schon am Harze, namentlich in den Blankenburger Forsten gezeigt. — Die Wurzeln der Buche dringen nicht über 3 — 4 Fuß tief, und es bedarf zu ihrem Fortkommen überhaupt nur eines mittelmäßig guten Bodens; nichts desto weniger aber darf derselbe weder zu trocken noch eigentlich feucht sein. Ein aus Thon, besser aber aus Lehm oder Kalk, mit Sand und kleinen Steinen vermengter frischer Boden, dessen obere Schicht aus Dammerde besteht, ist ihr der liebste; auch auf Basaltboden gedeiht sie vortrefflich, und gewährt dieser wie der Kalkboden noch den besondern Vortheil, daß man hier auf Stammausschlag, welcher auf anderem Boden wegen der harten Rinde dieser Holzart nur selten vollkommen erfolgt, mit Sicherheit rechnen kann, da es hier nicht an Beispielen fehlt, daß selbst 160 bis 180jährige alte Stöcke bei 40jährigem Stangenhiebe noch ein kräftiges Reproductionsvermögen besitzen. — Außerdem trifft man die Buche, bei gleicher Bodengüte, in östlicher und nördlicher Gebirgslage weit kräftiger von Wuchs als in süd- oder westlicher, wo die Sonne und das stürmische Wetter frei einwirken, obgleich sie, vorzüglich in der Jugend, gegen den Frost sehr empfindlich ist, weßhalb ihr eine nördliche Exposition vor jeder anderen zuzusagen scheint."

Wenden wir uns zu den Bewohnern der Buche, so finden wir, daß Eichhörnchen und Haselmäuse, Busfarde, Raben, Heher, Spechte, Finken und Meisen häufig ihre Wohnungen in oder auf diesem Baume nehmen; aber auch unter den Insekten gibt es mehrere, welche an der Buche leben, und darunter zum Theil solche, welche störend in ihren Lebensprozeß eingreifen. Von den Blättern der Buche nähren sich auf eine für den Baum empfindliche Weise, die Rüsselkäfer Phyllobia argentata, micans, Rhynchaenus coryli und maculicornis, Orchestes fagi (Fig. 11), noch mehr aber die Maikäfergattungen Melolontha fullo, solstitialis, hippocastani und vulgaris; von den drei letztgenannten werden die Buchen oft all ihrer Blätter beraubt. Ferner sind als schädlich am Holze selbst zu nennen: Anobium tesselatum, Bupprestis fagi, Ptilinus pectinicornis. Außer diesen leben noch folgende Käfer an der Buche, welche aber als schädlich sich nicht bemerkbar machen, nämlich: Cossonus lignarius und truncorum, Lucanus parallelopipedus, Lymexylon dermestoides, Sinodendron cylindricum, Trichius eremita, Bostrichus bicolor, domesticus, Saxesenii, und die Larven von Rhagium inquisitor, Colydium sanguineum und fennicum, Clytus arcuatus und hafniensis, Cerambyx cerdo. Unter die schädlichsten am Holze gehören aber die Buchenholzkäfer Bostrichus dispar, Fig. 7 das Weibchen, Fig. 8 das Männchen, beide vergrößert, und die Prachtkäfer Buprestis tenuis (Fig. 10), nociva (Fig. 9), und viridis, welche im Käfer- und Larvenzustande Gänge in's Holz machen, in welchen auch ihre Verwandlung vor sich geht.

Von Schmetterlingen leben auf der Buche, versteht sich im Larvenzustande:

Bombyx aesculi, im Holze,
" cassus, desgl.,
" monacha, an den Blättern,
" dispar, desgl.,
" neustria, desgl.,
" pudibunda, desgl.,
Geometra defoliaria,
" pusaria und
Tortrix splendana, ebenfalls an den Blättern;

ihr Schaden ist jedoch von geringer Bedeutung.

Die Maulwurfsgrille oder sogenannte Werre wird oft den Wurzeln junger Pflanzen sehr verderblich. Die Buchengallwespe, deren Larven sich in den schönen rothen Auswüchsen auf der Oberfläche der Buchenblätter häufig finden, ist nicht merklich schädlich.

Unsere Buche ist, wie schon vorn erwähnt worden, die einzige Gattung ihres Geschlechts in Europa, auch die außereuropäischen Gattungen sind nicht zahlreich; man kennt eine

Fagus americana und ferruginea, beide aus Nordamerika; Fagus antarchica, auf Feuerland; Fagus argentea und javanica, beide auf Java, Fagus obliqua, in Chili, und comptoniaefolia, Heimath unbekannt, was im Ganzen acht Gattungen ausmacht.

Digitized by Google

Die Kameele.

Die Kameele bilden eine besondere Familie der wiederkäuenden Säugethiere, welche den Namen Schwieleusohler (Tylopoda) trägt, wegen der schwieligen Haut, welche die Fußzehen umgibt und auf welche sie treten. Es sind Wiederkäuer, welche durch Bildung der vorderen Zähne, durch Sohlengang der Zehen, durch Mangel eigentlicher Hufe an die höchsten Formen des Thierreichs erinnern.

Charakteristisch für die Kameele ist, daß sie nicht, wie die anderen Wiederkäuer, auf der Stirn Hörner oder Knochenzapfen haben; ihr eigenthümliches Gebiß, denn es finden sich oben zwei und unten sechs Schneidezähne, vorhandene Eckzähne, in beiden Kiefern ungleiche Backzähne, nämlich oben an jeder Seite einer mehr als unten, der erste kleine kegelförmige Backzahn (Lückenzahn) jedes Kiefers dicht an den Eckzahn gerückt und dann eine weite Lücke bis zum zweiten Backzahn; ferner die gespaltene Oberlippe, langes, zottiges Haar; fehlende Afterklauen und endlich, daß sie nicht wie andere Wiederkäuer auf die schuhartig von Hufen umgebenen Zehenspitzen, sondern auf die mit einer schwieligen Sohle bekleideten und nur an der Spitze der Zehen mit kleinen, sie umhüllenden Hufen versehenen Zehenballen auftreten. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit dieser Familie ist, daß die Blutkörperchen der zu ihr gehörenden Thiere ausnahmsweise etwas elliptisch sind, während die anderer Säugethiere rund erscheinen.

Man kennt zwei Gattungen der Schwielensohler, nämlich die eigentlichen Kameele und die Auchenien oder amerikanischen Kameele.

1. Gattung: Kameel, Camelus.

Diese Gattung zeigt folgende Eigenschaften: Es finden sich 32 Zähne, und zwar acht Vorderzähne, von denen oben zwei, welche durch einen großen Zwischenraum getrennt sind und die Form der Eckzähne haben, unten aber sechs, welche wie abgeschnitten und konisch sind; ferner vier Eckzähne, nämlich oben und unten auf jeder Seite einer; und zwanzig Backzähne, nämlich oben und unten auf jeder Seite fünf, wovon der erste sehr klein und kegelförmig ist und in der Nähe der Eckzähne steht, die übrigen aber flache Kronen mit Schmelzleisten haben. Der Kopf ist klein, gestreckt, mit erhabener Stirn und vorgestreckter, flacher und verlängerter Schnauze, breiten Nasenlöchern, wenig behaarten, dachhäutigen Lippen, gespaltener Oberlippe, ziemlich großen, vorstehenden, mit einzelnen Wimperhaaren besetzten Augen, kurzen, dickwollig behaarten, in gleicher Linie mit den Augen gestellten Ohren; der Hals lang und sförmig gebogen; der Körper gestreckt, mager, vorn stärker als hinten. Die Füße sind unverhältnißmäßig mager, mit zwei ziemlich getrennten, kurzen Zehen, die Hinterfüße länger als die Vorderfüße; die Zehen mit einer harten schwieligen Haut umwickelt und nur an der Spitze mit einem kleinen Hornschuh umgeben. Der Schwanz ist ziemlich lang, herabhängend und lang behaart. Zwischen den Schenkeln der Hinterfüße finden sich zwei Zitzen. Auf der Brust und den Knieen befinden sich zum Liegen bestimmte Schwielen, welche die Jungen schon mit zur Welt bringen. Auf dem Rücken ein oder zwei Höcker, die aus einer dichten, mit der Haut zusammenhängenden Fettmasse bestehen.

Das Vaterland sind die Wüsten Asiens und Afrika's, wo es nur als Hausthier vorkommt.

Wie der Strauß, das Analogon des Kameels, unter den Vögeln, so ist auch dieses ganz für die Wüsten geschaffen. Genügsam mit spärlicher Kost, zufrieden mit Disteln, Nesseln und anderen nicht saftigen Kräutern und Blättern, fähig, lange Zeit Durst zu leiden, geschickt zu großer Lusdauer, macht das Kameel allein dem Menschen größere Reisen in die Wüsten Asiens und Afrika's möglich. Es trägt ihm seine Lasten selbst da, wo Pferde und andere Lastthiere in Kurzem unterliegen würden. Sanft und gelehrig von Charakter, zeigt es sich nur bei harter Behandlung störrig.

Man kennt zwei Arten dieser Gattung, welche sich vorzugsweise durch die Anzahl der Höcker auf dem Rücken unterscheiden. Sie vermischen sich unter einander und erzeugen Varietäten, welche so zahlreich sind wie die der Pferde.

Der Dromedar, Camelus Dromas, ist in Nordafrika, Arabien, Syrien, Persien und Morea und viel weiter nach Süden verbreitet, als die folgende Art, ist auch nach Amerika übergesetzt worden und wird selbst in einem Gestüte zu San Rossore bei Pisa mit sehr gutem Erfolge gezogen, von wo aus er auch in das südliche Spanien übergegangen ist, und woher auch gewöhnlich die noch vor etwa 20 Jahren so häufig bei uns zur Schau herumgeführten Dromedare stammten. Der Dromedar wird gewöhnlich gegen 9 bis 10 Fuß lang und 5½ bis 6 Fuß hoch. Sein Haar ist grauröthlich, graulich, selten schwärzlich; auf seinem Rücken befindet sich nur ein Höcker. Er erreicht ein Alter von 50 bis 60 Jahren. Das Weibchen trägt 11½ Monate und wirft nur ein Junges.

In den Schriften des alten Testaments, namentlich in den des Jesaia und Jeremia wird der Dromedar unter den hebräischen Namen Becher, Bichrah und Kirkarah erwähnt. Das Wort „Dromedar" ist griechischen Ursprungs und bedeutet Laufer. Eine sehr schnell laufende Varietät wird Maherri oder Macheri oder Herri genannt. „Schiff der Wüste" nennt der Araber den Dromedar wegen seiner Tauglichkeit zu Reisen durch jene Sandmeere.

Der Dromedar ist ein für die genannten Länder seiner jetzigen Heimath unersetzlich wichtiges Thier; er dient dort zur Nahrung, zum Reiten und zum Lastthier. Sein Fleisch wird genossen, und das der jungen Thiere gilt als Leckerbissen. Seine Milch, welche er reichlich liefert, wenn er nicht zu Arbeiten verwendet wird, sieht bläulich und zuweilen selbst schwärzlich aus, und schmeckt salzig-bitterlich; dem ungeachtet wird sie täglich genossen

Digitized by Google

und auch zur Butter- und Käsebereitung verwendet. Sein Mist dient als Feuermaterial, und aus dem Rufe desselben wird der ägyptische Salmiak verfertigt. Die Haut wird zu Leder verarbeitet, und aus den Haaren bereitet man ganz grobe filzartige Gewebe, die zu Verpackung von Waaren und zur Bedachung von Hütten verwendet werden. Was man bei uns Kameelgarn nennt, kommt nicht vom Kameel, sondern ist ein Gespinnst aus den Haaren der Angoraziege.

Zum Reiten ist der Dromedar keineswegs bequem; sein Gang ist sehr hart und stoßend, das Sitzen auf ihm unsicher, so daß der nicht daran Gewöhnte bald vom heftigsten Kopfschmerz und von Schwindel befallen wird. Dem ungeachtet sitzt der Araber, mit Waffen und Tabakspfeife wohl ausgerüstet, sorglos und ohne sonderliche Beschwerden auf ihm, und durcheilt die heißen Wüsten. Zwanzig Stunden, ja unter Anstrengung selbst dreißig, vermag ein Dromedar mit seinem Reiter in einem Tage zurückzulegen. Soll er mehrere Tage und länger geritten werden, so dürfen die täglichen Touren jedoch nicht über 16 bis höchstens 20 Stunden sein. Soll er Lasten tragen, so müssen diese auf die Seiten gehangen werden, dürfen aber nie auf dem Höcker ruhen, weil dieser durch Druck leicht verletzt wird und in Eiterung oder Zellgewebsbrand übergeht, was häufig den Tod des Thiers zur Folge hat. Für lange Reisen dürfen ihm nicht mehr als 6 bis 8 Zentner, für kurze 10 bis 12 Zentner aufgebürdet werden, und doch vermag er mit dieser Last noch täglich gegen zwölf Stunden Wegs zurückzulegen. Um das Thier zu bepacken, wird es gewöhnt, sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Bauch zur Erde zu legen. Wird ihm zu viel Last aufgepackt, so vermag man nicht, es zum Aufstehen zu bewegen. Acht bis zehn Lastthiere haben in der Regel einen Führer; nur das vorderste wird gelenkt, und zwar durch einen Strick, der an einem durch den durchbohrten Nasenknorpel gesteckten Nagel befestigt ist und zu allen einem Führer anvertrauten Thieren fortgeführt wird. Eine auf einer Rohrpfeife geblasene Melodie ist in der Regel das einzige Mittel, das Thier zu weiterem oder schnellerem Gange anzufeuern. Doch nur im sandigen Wege vermag es ohne Beschwerde zu gehen, und hierzu ist auch die schwielige Sohle seines Fußes beeigenschaftet; auf steinigem Boden müssen ihm die Füße mit Ochsenhaut umwickelt werden, weil es sich sonst wund geht; sumpfigen Boden erträgt es gar nicht. Das sind auch die Hindernisse, welche einer ausgedehnteren Verbreitung dieses Thiers in Italien und Spanien sich in Weg stellen.

Die Nahrung des Dromedars besteht auch auf Reisen aus harten, trocknen Kräutern und einer geringen Menge trockner Bohnen oder Hülsen, oder auch aus mit Wasser angerührtem Mehle, und er begnügt sich dabei mit einer halben Pferdeportion. Die milchenden Weibchen weiden theils harte Kräuter, theils Baumblätter, und bekommen kein besonderes Futter. Den Durst vermag der Dromedar lange, ja, wie man sagt, selbst mehrere Tage zu ertragen, dann aber auch außerordentlich viel Wasser, man behauptet so viel wie zwei Tonnen, oder über 200 Flaschen, auf einmal zu sich zu nehmen. Home gibt an, daß überhaupt ein Kameel immer nur alle zwei Tage, dann aber auf einmal 6 bis 7½ Gallonen Wasser trinke. Der Grund dieser Eigenthümlichkeit ist noch nicht erörtert, vielleicht aber im Zusammenhange mit der den Kameelen und Buchenien eigenthümlichen, zusammengesetzteren Bildung des Magens, als man diese bei anderen Wiederkäuern findet. Bekanntlich besitzen letztere vier unter einander zusammenhängende Magen. Am meisten nach links liegt der größte, erste Magen (der Pansen); an ihm oberhalb rechts der kleine Netzmagen mit maschigen Zellen an seiner inneren Fläche; daneben der kleine, innen mit blattförmigen Vorsprüngen besetzte Blättermagen; am meisten nach rechts der eigentliche oder Labmagen. Die Speiseröhre senkt sich da ein, wo die drei ersten Magen an einander gränzen, so daß sie sich in ihnen gemeinschaftlich öffnet. Beim Wiederkäuen gelangt das aus dem Pansen in die Haube getretene Futter, nachdem es hier mehr eingeweicht ist, durch die Speiseröhre in den Mund zurück, wird nochmals gekauet und geht dann aus der Speiseröhre zwischen zwei eine Rinne bildenden Falten gleich vor dem zweiten Magen durch in den dritten Magen, aus diesem in den Labmagen. Das Getränk wird jedoch unmittelbar durch die Schlundrinne in den Labmagen gebracht. — Anders verhält es sich jedoch mit den Mägen der Kameele. Es unterscheiden sich dieselben von der allgemeinen Form der Wiederkäuer durch zwei zellige Anhänge des ersten Magens und durch eine eigenthümliche zellig-muskulöse Struktur des zweiten Magens. Das Getränk scheint hier größtentheils in den zweiten Magen zu gehen, dessen zollweite Zellen mit vielfachen Muskelfasern durchwebt sind, woraus denn die alte, von neueren Reisenden widerlegte Sage entstanden ist, daß die Kameele hier sowohl als in den Anhangszellen des ersten Magens reines Wasser bei sich führen und deßhalb zuweilen getödtet würden, um sich dieses Wassers zum Trinken zu bedienen. Uebrigens mag etwas Wasser und noch mehr abgesonderter Schleim in den Anhangszellen des ersten Magens dazu dienen, das dort angesammelte Futter so weit anzufeuchten, daß es gleich von hier aus zum Aufschlucken und Wiederkäuen geschickt wird. Wieder geschluckt gelangt es sodann durch den zweiten, dessen Zellen sich schließen, in den dritten äußerst kleinen, innerlich ziemlich glatten, und durch diesen endlich in den vierten Magen. Dieser ist darmartig, zum Theil mit vielen Längenfalten besetzt und anscheinend wieder in zwei Hälften getheilt. Uebrigens bleibt der Zweck dieser eigenthümlichen Magenbildung noch weiterem Forschen zur Erklärung übrig. Thatsache jedoch ist, daß man keineswegs im Magen der geschlachteten Kameele reines Wasser findet, sondern daß dasselbe immer mit Schleim und Futter vermischt, trübe und von bitterem Geschmacke gefunden wird. Nur die größte Verzweiflung vermöchte daher wohl den Dürstenden, den süßli-

Digitized by Google

gen Inhalt des Kameelmagens zur Stillung seiner Qual zu wählen.

Merkwürdig genug erscheinen noch einige Körpereigenthümlichkeiten des Dromedars, um auch deren Mittheilung in diesen der allgemeinen Belehrung gewidmeten Blättern nicht zu übergehen. So findet man bei ihm das sonst bei anderen Thieren fehnige Zwergfell in der Mitte in einer zollgroßen Stelle verknöchert, bei jungen Thieren nur knorpelig. Die Zungenspitze ist in zwei Theile gespalten. Das Gaumensegel zeigt eine auffallende Bildung; an jeder Seite, an fünf Zoll von einander entfernt, sind die beiden Schenkel desselben; die hinteren Schenkel umschließen die ziemlich auf gewöhnliche Weise gebildete, nur oben sehr weit nach hinten gelegene Oeffnung der Mundhöhle in die Rachenhöhle; zwischen den vordern Schenkeln aber bildet sich, doch nur im ausgewachsenen männlichen Thiere eine vorwärts gerichtete Ausfackung der weichen Gaumendecke von 14 bis 15 Zoll Länge, als eine rothe, fleischige Blase, die zur Brunstzeit aus dem Maule hervorgetrieben wird. Zu dieser Zeit scheidet eine am Hinterhaupte befindliche große Drüse auch eine übelriechende Flüssigkeit aus. Der Zweck jener Blase und dieser Drüse ist bisher noch unbekannt. Die Gallenblase fehlt, und der Darmkanal zeigt eine Länge von ungefähr 130 Fuß.

Das Trampelthier, Camelus bactrianus, kommt in der Mongholei, in Tibet, China, in den wärmeren Theilen Sibiriens und in der Krimm vor, und soll sich in den Steppen zwischen China, Indien und der Songarei wild und heerdenweise finden; allein da die dort wohnenden Völker nach Religionslehren ihren Hausthieren die Freiheit schenken, so sind dies wahrscheinlich nur verwilderte Kameele. Die russischen Armeen führten mehrere Trampelthiere im Kriege von 1814 mit sich. Das Trampelthier ist in der Regel größer, gedrungener und kurzhalsiger als der Dromedar. Das meist braune Haar steht sehr dicht, ist größtentheils grobwollig, und wird nur über den Knieen, am Halse und auf den Höckern zottig. Es hat zwei Höcker, und zwar einen auf den Schultern, den anderen und größeren auf dem Kreuz. Es gibt ebenfalls zwei Varietäten, wovon die eine mehr zum Reiten, die andere mehr zum Lastragen geeignet ist; auch variirt es sehr in Farbe.

Das Trampelthier verträgt leichter ein kälteres Klima, als der Dromeder, kann jedoch nur geringere Lasten tragen, hat geringere Ausdauer und einen langsamen Gang, ja es vermag, trotz seinem weiten Schritte, nur einem Pferde im gewöhnlichen Schrittgange gleichzukommen. In der Lebensart gleicht es dem Dromedar, frißt dagegen nicht allein harte und trockene Kräuter, sondern auch saftige und bittere aller Art. Im sechsten Jahre ist es ausgewachsen, und lebt ungefähr 40 Jahre. Sein Haar ist weicher, als das der vorigen Art, ist jedoch auch nur zu ganz groben Geweben tauglich. Uebrigens benützt man sein Fleisch, seine Milch und seine Kräfte ganz wie beim Dromedar. Es vermag besser als dieser auf hartem Boden zu gehen. In anatomischer Hinsicht zeigt das Trampelthier keine wesentlichen Verschiedenheiten vom Dromedar.

Bei Moses kommt das Trampelthier unter dem Namen Gamal vor, und nach ihm bestand der Reichthum der Patriarchen zum Theil aus großen Heerden dieser Thiere. Die Araber nennen es Dschamalon. Bactrisches Kameel heißt es nach dem alten Bactrien, dem jetzigen Turkestan, woher es namentlich in alten Zeiten bezogen wurde.

2. Gattung: Lama, Auchenia.

Diese Gattung hat viele Aehnlichkeit mit der vorigen. Hinsichtlich der Zähne findet blos der Unterschied statt, daß hier die unteren Eckzähne mangeln, die Gesammtzahl der Zähne mithin nur 30 beträgt. Der Kopf ist in Rücksicht auf die Größe des Thiers verhältnißmäßiger, als beim Kameel, gestreckt, mit gerader Stirn und vorgestreckter, flacher Schnauze, mit platt gedrückter Nase und breiten Nasenlöchern, etwas getheilten und wenig behaarten Lippen, ziemlich großen Augen und ziemlich langen, zugespitzten und aufgerichteten Ohren. Der Hals ist sehr lang und gerade in die Höhe gerichtet; der Körper gestreckt, zusammengedrückt, vorn stärker als hinten; die Füße sind lang, schlank, dünn behaart, mit zwei ziemlich getrennten, nicht durch die Sohle verwachsenen Zehen, die Hinterfüße länger als die Vorderfüße; die Zehen lang und deren Spitzen mit ziemlich kleinen Hufen umhüllt. Der Schwanz ist mittelmäßig lang und in die Höhe gerichtet. Zwischen den Schenkeln der Hinterfüße finden sich zwei Zitzen, auf der Brust und dem Knie Schwielen, auf dem Rücken kein Höcker. Die Haare sind unbestimmt eckig.

Das Vaterland der Auchenien ist Amerika. Es sind Thiere von sanftem, munterem Charakter, die in Truppen auf den Cordilleren vorkommen, zu Haus- und Lastthieren geworden sind, sich von Alpenkräutern und Moos nähren, und ein Junges zur Welt bringen, womit das Weibchen sechs Monate trächtig geht. Wie die Kameele Analoga unter den Vögeln in den afrikanischen Straußen, der Gattung Struthio, finden, so die Auchenien in den amerikanischen Straußen, der Gattung Rhea.

Man kennt zwei bis jetzt scharf von einander getrennte Arten, die sich hauptsächlich durch Größe und durch Farbe und Beschaffenheit der Haare von einander unterscheiden.

Das Lama oder Llacma, Kameelziege, Auchenia Lama, bewohnt die hohen Gebirge Südamerika's, und heißt im wilden Zustande Guanaco. Dasselbe wird jedoch von Vielen auch nur für das verwilderte Thier gehalten und behauptet, daß die Stammrasse gar nicht bekannt sei. Das Lama ist namentlich in Peru das wichtigste Hausthier, und diente schon zur Zeit der Eroberung Peru's im Jahre 1531 den Einwohnern zur Nahrung, als Lastthier und seine Wolle zur Bekleidung.

Digitized by Google

Es hat die Größe und stattliche Haltung eines Hirsches; die Ohren stehen aufrecht, den Kopf trägt es mehr hoch als horizontal und hat überhaupt viel Kameelartiges. Die Guanacos haben eine hellbraune rothe Färbung, ihr kurzes wolliges Haar ist mehr gelblichroth, die längeren Haare, welche von dem Rücken und den Seiten herunterhängen, sind mehr rothbraun, jedoch nie so lang und nicht dunkel rothbraun, wie beim eigentlichen Lama. Am Unterleib ist das Haar kurz und gelblichweiß, das Gesicht ist bläulichschwarz, die Stirn schwarz, der Rand der Ohren weiß; die Ohren sind behaart, die Beine kurzhaarig. Es findet sich auf den Gebirgen und Hochebenen Peru's und Chili's in kleinen oder größeren Rudeln. Ihr Lauf ist nicht sehr schnell; sie sind nicht besonders scheu, und lassen sich daher leicht erlegen. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft und für die Eingebornen und Reisenden fast das einzige sich dort findende. Ihr Haar ist grob und zu Geweben wenig tauglich; ihre Haut dagegen gibt gutes Leder.

Das domesticirte Lama hat eine sehr verschiedene Färbung, und in dieser zuweilen Aehnlichkeit mit der des Guanaco; häufiger aber ist die kürzere Wolle hell gelblichbraun, die lange rothbraun; nicht selten ist es auch weißlich. Eine schwarz und weiß geschäckte Abart nennt man Moromoro; sie ist größer und wird besonders zum Lasttragen gebraucht, liefert aber schlechtere Wolle. Das Lama wird in außerordentlich großen Heerden gehalten, und ist für die Peruaner das wichtigste Thier. Ueber Nachts hält man die Heerde in Umfriedigungen, bei Tag weidet es ohne Hirt in den Gebirgen und kehrt des Abends freiwillig zurück. Es ist ein äußerst friedliches, sanftes und munteres Thier, das sich selbst gegen seine Peiniger nur durch unschädliches Stampfen mit den Füßen und durch Ausspucken seines Speichels zu wehren sucht, und neugierig auf alle ihm fremde Gegenstände zugeht. Sein Fleisch und auch seine Milch dienen zur Nahrung, sein kürzeres wolliges Haar zu Geweben geringer Güte, sein langes Haar zu Seilen, Stricken und Säcken. Früher war es das einzige Lastthier Peru's; es trägt jedoch nur kleine Lasten, solche von etwa 100 Pfund oder wenig stärkere, und kann nur kleine Tagreisen zurücklegen, geht dabei aber selbst an den schrägsten Felsenabhängen mit aller Sicherheit. Jetzt verwendet man dort zum Lasttragen mehr Maulesel, weil man diesen stärkere Lasten aufbürden und mit ihnen größere Tagreisen machen kann. Früher sollen mehrere Hunderttausend Lama's allein zu den Silbertransporten von Potosi verwendet worden sein. Im vierten Magen dieser Thiere fänden sich häufig steinige Convolutionen, die früher unter dem Namen occidentalische Bezoare im Rufe großer Heilkräfte standen und theuer bezahlt wurden, jetzt aber nur noch Curiositäten sind.

Das Pako (oder Alpako, Kaka) ist eine nur 2½ bis 3 Fuß hohe Abart des Lama mit kürzerem und runderem Kopfe und mangelnden Schwielen der Brust und der Knöchel. Seine Wolle wird gegen einen Fuß lang und hängt fast zur Erde. Wegen seiner Wolle namentlich, wie auch wegen seines zarteren Fleisches, wird das Pako von den Peruanern in großen Heerden gehalten. Die Wolle ist sehr fein und der Vicunawolle ziemlich ähnlich, und wird mit den geringeren Sorten der letzteren häufig vermischt und für diese verkauft. Die Pakowolle oder Alpalnawolle wird zu verschiedenen Zeugen verarbeitet, die wie halbseiden aussehen. Sie kommt auch häufig nach Europa und wird zur Verfertigung von Handschuhen, Strümpfen, Bettdecken, Teppichen und Hüten verbraucht.

Auch bei dem Lama finden sich wie bei dem Kameel außer den zelligen Höhlen des zweiten Magens große zellige Anhänge des ersten Magens, die analog den Magenschleimhöhlen des Bibers und keine bloßen Wasserbehälter sind. Sie stehen in zwei Haufen, einem größeren und einem kleineren. Die Zahl der Zellen beträgt im kleineren Haufen 68, und zwar in 15 Reihen stehend, im größeren Haufen finden sich in 14 Reihen 217 Zellen. In der Mitte des Zwergfells findet sich auch, wie beim Kameele, eine verknöcherte Stelle.

Das Vicunna, das Vigognethier oder Schafkameel, Achenia vicunna, lebt in sehr zahlreichen Truppen auf dem kalten Rücken der höchsten Gebirge, besonders in dem Theile der Cordilleren, welche Chili (Copiapo und Coquimbo) durchziehen; man findet es auch in Peru. Es ist ein von Natur furchtsames und wildes Thier, welches sich wohl kaum zähmen läßt. An Gewandtheit kommt es der Gemse gleich, und besucht, wie diese, die Regionen des ewigen Schnees und Eises. Jetzt ist es jedoch seltener geworden, weil man ihm rücksichtslos nachgestellt hat.

Das Vicunna hat die Größe eines Schafs, gleicht aber in Gestalt dem Lama und ist schlanker als das Pako. Der Körper dieses Thiers ist mit einer außerordentlich feinen, weichen, fast metallisch glänzenden Wolle bedeckt. Es ist von gelbrothlicher Farbe, am Kopfe graubraun, am Halse, Bauche und an der Innenfläche der Beine weiß; unter der Brust hängt die Wolle in langen Flocken herab. Die äußeren Seiten der Beine sind theilweis mit langen Haaren besetzt, die Ohren innen nackt, außen kurz und zerstreut behaart.

Weniger seines Fleisches als vielmehr seiner herrlichen Wolle wegen wird das Vicunna auf Jagden erlegt oder einzufangen gesucht. Die Vicunna- oder Vigognewolle wurde schon vor langen Zeiten in Chili und Peru zu feinem Tuche verarbeitet. Man erhielt sie früher nach Europa nur über Cadix, gegenwärtig aber kommt sie über London und Hamburg, immer aber nur selten. Man unterscheidet sie im Handel in den Sorten von Peru, Chili und Buenos-Ayres, wovon die letztere weniger geschätzt wird als die ersteren. Von einer jeden dieser Sorten hat man nach kaufmännischer Bezeichnung superfeine Qualität, d. h. die röthlichen oder rothbraunen, zuweilen auch blaßrothen, leichten und wolligen Haare von dem Rücken des Thiers; ordinäre Qualität, d. h. die

Digitized by Google

weißliche und gelbliche Wolle vom Halse und vom Bauche, welche länger und stärker, aber auch viel wohlfeiler ist; Pelotage, d. h. Wickel- oder Flockwolle, die geringsten, sich schwer zum Verspinnen eignenden Haare. Eine Mittelgattung ist die Bastardwolle, Carmeline, Vicunna bastarda, welche zuweilen auch in dem gelben und weißlichen langen Haare des Guanaco bestehen soll. Die feinen Sorten werden theils allein, theils mit Schafwolle vermischt zu Tuch, Zeugen, Handschuhen und Strümpfen verarbeitet, die geringen verbraucht man zum Vergolden, d. h. zur äußeren Lage oder Oberfläche der feinen Hüte und zu Teppichen. Verfälscht wird die Vicunnawolle häufig mit Pakowolle oder auch mit eigens zubereiteter Schafwolle.

Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß sowohl das Lama als auch das Vicunna in die wärmeren europäischen Gebirgsländer mit günstigem Erfolge übergesiedelt werden könnten, und daß selbst bei geringer Pflege sie für uns höchst nützliche Kulturthiere abgeben würden. Auf der Pfaueninsel bei Potsdam gedeihet und vermehrt sich das Lama ganz gut.

Dr. Eduard Martiny.

Der Royal George.

Seebild.

„Ben, mein Kind, was gibt's heute, daß Alles so rennt, als wollte ganz Spithead hinaus an den Hasen?“ frug ein starknochiger Greis, der bei allen Zeichen eines hohen Alters, doch den blitzenden Blick unter buschigen Brauen heraus, nicht verloren hatte.

„Heute sprengen sie dein Schiff, Großvater,“ antwortete ein blonder Krauskopf, „Ned ist schon seit Taggrauen draußen!“

„Den Royal George?“ lachte der Alte; „über sein Schandeck spielen sechszehn Fuß Salzwasser. Wer soll da sprengen, und wozu?“

„Sie wollen das schöne Messinggeschütz nicht länger da unten liegen lassen und möchten auch gern die Einfahrt klar haben, daß die rothen Tonnen wegkommen. Wie sie das Sprengen unter Wasser anfangen, weiß ich freilich nicht. Ned ist bei den Tauchern.“

„Führe mich hinaus,“ rief der Alte, und erhob sich aus dem bequemen Lehnstuhl, „ich will auch noch sein Wrak sprengen sehen; es war ein edles Schiff, und hat viel brave Eichenherzen mit hinab genommen.“

Der Großvater, auf den Enkel gestützt, erreichte den Hafen, dessen Einfahrt das Wrak des Royal George schon seit 1782 sehr genirte. Ueber ihm hatten sich zwei Boote aufgestellt, die die arbeitenden Taucher hinabsenkten und, auf ein Zeichen, heraufzogen. Ned, der ältere Bruder Bens, war darunter, hatte aber schon sein Tagwerk gethan, da er sieben Mal hinab getaucht war. Den rief ihm, und schnell eilte er herbei, seine Portion Bouillontafel zum langsamen Zergehen im Munde. — „Du kommst grade recht, Großvater,“ sprach er grüßend; „dein alter Liebling hat schon die Ladung im Bauch, an der er sogleich platzen soll. Zur dritten Stückpforte im Unterdeck konnte ich einsteigen, und ihm seine Portion beibringen.“

„Habt ihr auch Pulver, welches unter dem Wasser brennt?“ frug der alte Tom Rivers.

„Wir haben kein anderes,“ entgegnete der Enkel, „als das, mit dem du und dein Nelson die Franzosen todt schossen. Aber das Ding wird danach angegriffen. Sieh, erst haben wir Tiefe und Lage des Wraks genau erkunden müssen; dann ward die Minenladung in einen wasserfesten, getheerten Kasten gestillt, und ein Stückchen Kalium drauf gelegt; das ist ein Metall, welches die Kunst aus Pottasche zu bereiten versteht, und das nur in Steindl aufbewahrt werden kann. Kömmt es mit einem Tropfen Wasser zusammen, so zündet es mit gewaltigem Knall. Auf diese Vorrichtung wird endlich eine wasserdichte biegsame Röhre befestigt, die Ladung an den geeigneten Ort gebracht, und mittelst eines Fingerhuts voll Wasser entzündet. So sprengt man auch Felsen unter Wasser.“

Der Alte schüttelte die weißen Locken; „ich säh lieber den Royal George im Gefecht tüchtige Breitseiten tauschen, als unter Euren Händen,“ murrte er, „das ist kein ehrlich Spiel, wie vor Altera!“ —

Indeß war Alles bereit; die Boote entfernten sich von der gefährlichen Stelle mit eiligem Ruderschlag — lautlose Stille lag über der Menge auf dem Hafendamm. Plötzlich wogte das Meer hoch auf, indeß ein dumpfes Brüllen, wie aus der Erde Grund herauf, erscholl. Im Ganzen aber hätte man vom Explodiren eines solchen Minenkessels bei weitem mehr Lärm erwarten sollen; das unelastische Wasser hatte Stoß und Schall nicht fortgepflanzt. Das sorgfältigste Lootsen zeigte indeß, daß der Rumpf des gesunkenen Schiffes völlig zersplittert sein mußte; zum Tauchen war das Meer zu trüb.

Der Hafenadmiral kehrte zurück; ihm folgte das Boot mit den Ingenieuroffizieren, die, zufrieden mit dem Erfolg ihrer heutigen Arbeit, in bester Laune der Krone und Anker zuruderten. Rasch sprangen sie die Granittreppen des Kais herauf, wo eben der alte Tom Rivers, auf seine beiden Enkel gestützt, einen wehmüthigen Blick dem Meere zuwarf.

„Nun, Tom, altes Wrak, hast du gesehen, wie wir's dem Kasten da drinnen gekocht haben?“ rief ein muthwilliger Lieutenant, der den alten Matrosen kannte, doch ein Kapitän bemühte sich schnell, die bittere Empfindung auszutilgen, die der rohe Scherz sichtlich bei dem Greis erweckte. „Kommt, Meßmate,“ sprach er artig, „trinkt mit uns ein Glas Grog dort in Krone und Anker. Wir möchten alle gern den Letzten der braven Mannschaft des Royal George und das unglückliche Schicksal Eurer Kameradschaft ehren, wie sich's gehört. Kommt, Hochbootsmann; — Bursche, führt Euren Großvater herauf!“ —

Vor dem Kamin des Saals sitzend, finden wir

Digitized by Google

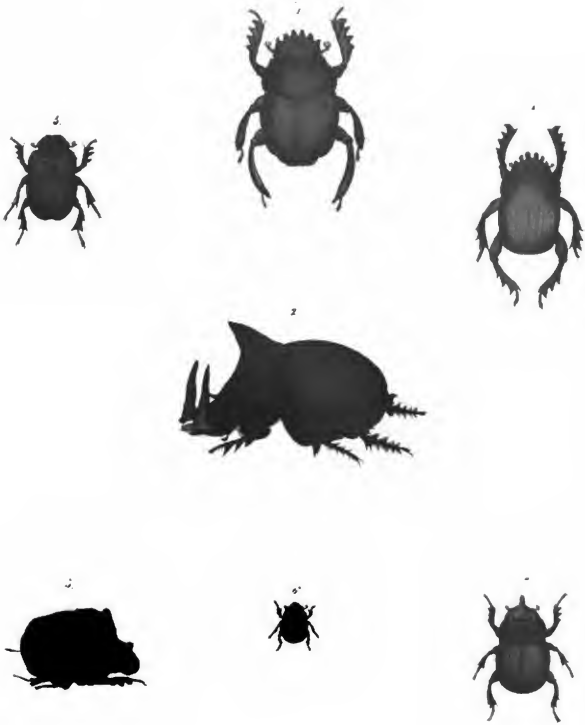
den alten Rivers wieder, nach einem steifen Glas Grog bereit, den jungen Seeleuten die Geschichte des Untergangs eines der wehrhaftesten Schiffe, die England je besaß, zu erzählen.

„Seht, Gentlemen," begann er, „es war am 29. August 82, also vor achtundfünfzig Jahren, als Lord Howe mit einer Flotte von dreiundzwanzig Linienschiffen hier vor Spithead lag. Da war die Victory, der Ozean, der Barfleur, die Union, lauter Dreidecker, so respektabel und nett, wie die Königin — Gott segne sie — mit der Krone auf dem Kopf, und mitten drunter der Royal George. Er war ein Hundertkanonenschiff, und hatte lauter Messinggeschütz, was man jetzt nicht viel mehr trifft. Vierundzwanzigpfünder auf Halbdeck, Hauptdeck und Vorderkastell, im Mitteldeck Zweiundzreißigpfünder, und im Unterdeck Vierundvierziger. Aber etwas topschwer war er, wie ich meine: 66 Fuß vom Kiel bis zum Hackbord hoch, was ich für etwas zu viel Oberbau halte. Wir waren in blankem Gold abbezahlt, denn wir sollten in's mittelländische Meer abgehen, und hätte man die Guineen wieder sammeln können, es gäb wohl ein hübsch Häuflein, das die Königin Isabella von Spanien als Mitgift annehmen könnte. Wie es einen Tag vor der Abfahrt auf einem Schiff zugeht, Gentlemen, werdet Ihr ohne mich wissen. Die Offiziere drücken ein Auge zu, und Weiber und Juden sehen eben zu, was sie noch an Geld erwischen können, und so war's auf unserm Deck gerade auch.

Am Morgen hatte der erste Lieutenant die Verdecke waschen lassen, und da fand sich's, daß der Wasserkrahn, der durch das Schiffsgebälk lief, nicht ziehen wollte. Der Maschinenmeister des Dockyards verlangte, man solle das Schiff hackbord umlegen, daß man zur Mündung des Krahnes gelangen könne. Es wurden also die Backbordkanonen ausgezogen, und natürlich die Stückpforten des Unterdecks geöffnet. Nun mußten die Steuerbordstücke in die Mitte des Schiffs gebracht und dort durch Taketn befestigt werden. Durch diese gewaltige Last Metall, die jetzt auf einer Seite des Schiffs lag, kamen die Pforten des Unterdecks genau in die Wasserlinie, der Krahn ward jenseits zugänglich und hergestellt. — Nach neun Uhr, wie wir gefrühstückt hatten, kam der Lichter, „die Lerche," von fünfzehn Tonnen, mit Rum an unsere Seite, und sollte schleunig geräumt werden. Er ward also backwärts angelegt, und rasch wanderten die Fässer, Eins nach dem Andern in den Branntweinraum, doch Niemand dachte, daß kein Tropfen daraus in unsern Grog kommen sollte.

Hierdurch wurde das Schiff noch weiter umgelegt, auch blieb das Wasser nicht platt, sondern begann in die Pforten des Unterdecks hereinzuwaschen, wo es begreiflich nicht wieder herauskonnte. Bald ward dessen so viel, daß die Ratten aus dem Kielraum schwimmend sich zu retten suchten; wir lachten der armen Thiere, und dachten nicht, daß wir bald schlimmer dran sein sollten, wie sie. Der Zimmermann sah nun, wie es um's Schiff stand, ging auf Deck, und bat den Lieutenant, das Schiff etwas aufrichten zu lassen, es könne sich so nicht mehr halten. Der Lieutenant aber handelte gerade mit einem Juden um einen Chronometer, und gab ihm nur kurze Antwort; Kapitän und erster Lieutenant waren am Lande. Der Admiral aber, der alte Kempenvelt war in der Kajüte, in welche ich gerade den Barbier gehen sah. — Ich arbeitete eben mit andern Leuten auf der Kuhl, als wir den Zimmermann wieder beim Lieutenant hörten. Er sprach bestimmt und ernst: „Seid doch so gut, Sir, das Schiff schnell aufrichten zu lassen. Es ist meine Pflicht, Euch zu sagen, daß es sich nicht mehr halten kann!" Der Lieutenant aber fluchte, und antwortete; „Wenn Ihr, Master, das Schiff besser zu behandeln wißt, wie ich, so solltet Ihr es kommandiren." Nun aber sahen alle Maten ein, wie es mit dem Schiffe stand, und waren deßhalb in großen Sorgen. Endlich erfolgte der Befehl, die Geschütze von ihren Stellen zu schieben, und Jeder eilte nach Unten, denn, wie gesagt, es waren viele bei uns, die das Schiff besser kannten, wie der Lieutenant. Ich traf einen meiner Stuckmannschaft schon an der Kanone, zu der wir gehörten, und aus allen Kräften arbeiteten wir, sie vorzuschieben; da wir aber standen, wie auf einem Dach, so konnten wir die Last des Stücks nicht bergauf gewältigen, sondern sie rollte stets auf uns zurück. Jetzt stürzte aber das Wasser mit aller Macht zu jeder Stückpforte des Steuerbords herein. „Das Schiff sinkt," rief mir mein Kamerad zu, „spring zur Pforte hinaus, wir müssen Alle ertrinken!" Er sprang voran, ich ihm hurtig nach, aber ich habe ihn nie wieder gesehen. Alle Stückpforten staken jetzt voll Menschen, aber der rettende Augenblick war für die Meisten vorbei; sie hätten wie an einer Wand hinauf klettern müssen, und fielen deßhalb zurück, weil das Schiff völlig umlag; auch klammerte sich Einer an den Andern, daß keiner entkam. Ich hielt mich am Taganker fest, nun nicht wieder in die Pforte zu stürzen, an meinen Fuß aber klammerte sich ein Frauenzimmer und hielt fest, ich mochte zappeln, wie ich wollte. Aus den Pforten brauste jetzt aber ein Windzug, als wollte er dem Teufel die Hörner vom Kopfe blasen, denn die Luft im Schiff hatte keinen andern Ausweg, und ward vom Strom des Wassers verdrängt. Das Schiff sank im Nu, richtete aber im Sinken sich wieder auf den Kiel, weil es den armen Lichter, die „Lerche," auch mitnahm. So gut ich schwamm und tauchte, so war es doch unmöglich, dem Strudel zu widerstehen, ich ward hinabgezogen; wie der Kiel aber auf dem Grund auffaß, warf mich der Rückprall des Wassers auch von selbst zur Oberfläche empor, sammt dem Weibsbild, die immer nicht losließ. Wie ich wieder über Wasser kam, sah ich das Marssegelgeitau neben mir und bugsirte mich bis zur Raa, die ich auch glücklich erreichte; dann holte ich auch das Frauenzimmer an, und hing sie über den Ziehblock wie einen Erbsensack. Weil sie aber so fest an mir hielt, so habe ich sie mir nachher vollends anschiften lassen, und sie hat auch dreiundvierzig Jahr in Leid und Freud an mir festgehangen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Die Schiffe umher schickten jetzt ihre Boote, aufzufischen was noch lebte, und der Kapitän des „Druiden“ fuhr in seinem Boot auch zu mir heran. Er ließ mir ein Tau zuwerfen, ich aber surrte meine Alte daran, die eben anfing, über ihre schöne neue Haube zu jammern, denn die Wimpel daran waren, Gott weiß wo, hängen geblieben. Dem Boot aber rief ich zu, erst die Andern aufzulesen, weil ich guten Ankergrund hatte; am Ende ward auch ich geholt und an Bord der Victory gebracht.

Am andern Tag kam der Bericht amtlich in der Zeitung; von der ganzen Mannschaft des Royal George, 865 Köpfe, meldeten sich nur 73 zu dem, den Geretteten ausgesetzten Gnadengeschenk von fünf Pfund. Außerdem waren über 300 Weiber und Kinder und eine Menge Juden u. s. w. mit ertrunken. Ein Kind hatte sich in die Wolle eines Schafes geklammert, und war so gerettet worden; weil aber Niemand das arme Ding kannte und beide Eltern wohl mit ertrunken waren, so nahm sich die Admiralität seiner an und nannte es George Lamm — er ist vor wenig Jahren als Postkapitän gestorben! — Der alte Kempenveld ist, wahrscheinlich mit eingefeistem Bart, in der Kajüte ertrunken.

Einige Tage nachher kamen die Leichen herauf — zu acht — zehn zumal, erschienen sie so plötzlich, daß sie die Leute, welche gerade in der Nähe fuhren, arg erschreckten. Andere machten kein übles Geschäft daraus, Acht zu geben, und den aufgetriebenen Leichen Geld und Uhr abzunehmen.“ —

Tiefe Stille herrschte im Saal, als Tom Rivers schloß; da erhob sich der Greis aus dem Stuhl. „Gott segne Alt-England,“ rief er, mit gehobenem Glase, „sammt seinen hölzernen Mauern und den tapfern Eichenherzen darauf!“ und jubelnd stimmten die Offiziere in den Toast.

Schmidt.

Einige Dungkäfer.

(Fortsetzung von S. 61.)

(Taf. 24.)

Ein Ausflug in die weidereichen Triften des Unterlandes, von welchem unsre jungen Freunde am Schlusse der Osterferien zurückkehrten, hat deren Käfersammlung nicht unbedeutend bereichert. Die Freistunden werden jetzt damit zugebracht, die Spiritusgläser ihres reichen Inhalts zu befreien, die gesammelten Schätze aufzustecken, die äußeren Extremitäten derselben in die gehörige Lage zu bringen, die Familien, Zünfte und Arten zu bestimmen, die Namen auf Zettel zu schreiben, diese an jedem Exemplare zu befestigen und die völlig präparirten Käfer endlich in die Sammlung einzureihen.

Unter den diesmal heimgebrachten Schätzen bildeten, der gesammelten Anzahl nach, die Dungkäfer nicht den geringsten Theil, und um die Gattung so viel als möglich vollständig zu haben, mußte noch mancher Ausländer eingetauscht oder von Naturalienhändlern erworben werden. — Unsern jungen Naturforschern war die Aufgabe gestellt worden, in der nächsten Versammlung die Ergebnisse ihres Sammlerfleißes und ihrer Studien unter Vorsitz des Lehrers im Vereine vorzutragen, und wie in den früheren Versammlungen war auch diesmal die Zahl der wißbegierigen Zuhörer nicht gering.

Der jugendliche Docent hatte die sieben Repräsentanten der Gattung, von denen die heiligende Tafel eine getreue Abbildung liefert, in einem Glaskasten besonders aufgesteckt, und begann, nachdem die einzelnen Arten von jedem der Zuhörer genau betrachtet worden waren, seinen Vortrag wie folgt:

Die Käfer oder Hartflügler, für die ich heute Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, bilden, obwohl sie in ihrer Größe und Gestaltung wesentlich verschieden sind, eine einzige Gattung, die, da sie größtentheils im Dung der Rinder, Schafe und Schweine leben, oder ihre Eier in denselben entwickeln lassen, der Sippe der Mistkäfer zugezählt werden müssen. Ihr Körper ist im Allgemeinen eiförmig oder rundlich; mehrere Arten zeichnen sich durch Vorsprünge des Halsschildes aus, welche bald Hörner, bald Höcker bilden, und einige haben auch auf dem Kopfe ein Schild, welches besonders bei den Männchen ähnliche Zierrathen hat. Ungeachtet ihres reinlichen und glänzenden Aeußern verbreiten sie, so lange sie leben, nicht den angenehmsten Geruch um sich herum; ihr kurzer, gewölbter Leib ist ohne Rückenschildchen; ihre Füße sind breit und stark, ungleich weit von einander eingefügt, und die vier hintern Schienbeine sehr breit und eigenthümlich ausgezackt. Die Fühlhörner, das charakteristische Zeichen der Sippe, sind kurz und bestehen aus neun Gliedern, von denen die drei letzteren einen länglichrunden blätterigen Kolben bilden, dessen Blätter neben einander stehen und sich wie die Blätter eines Buches öffnen und schließen. Die Dungkäfer leben im Miste und Unrath der Thiere, auf Straßen, Angern und Weiden, nie aber in Ställen; manche auch in lockerer Erde, doch dann stets nur an solchen Plätzen, die mit Kuh- oder Pferdemist bedeckt sind. Viele formen, vermittelst ihrer Beine und stark behaarten Freßspitzen, Kugeln aus Mist, in welche sie ihre Eier legen; andere benutzen den Dung der Schafe und Ziegen als Entwickelungsort ihrer Eier, und noch andere graben sich unter Dungflecken auf Weiden tiefe Löcher in die Erde, um in dieser ihre Eier abzusetzen und sich am Tage daselbst verborgen zu halten. In manchen Jahren sind sie ungemein häufig, zuweilen aber trifft man sie nur einzeln an, und manche Gegenden scheinen sie, seit Einführung der Stallfütterung, fast ganz verlassen zu haben. Am Tage sieht man sie nur selten, es müßte denn trübes Wetter sein. Sie kriechen nur langsam, stets mit abwärts geneigtem Kopfe, und ziehen, wenn man sie berührt, Kopf, Fühlhörner und Füße ein, so daß man sie dann leicht für todte Käfer hält. Ihre eigentliche Schwärmzeit sind helle Frühlings- und Sommerabende, wo sie nach Sonnen-

Digitized by Google

Untergang munter aus ihren Erdhöhlen und überziehenden Wohnungen hervorkommen und mit brummendem Geräusch umherfliegen, um sich zu paaren, oder um auf den Landstraßen aus Pferde- und anderm Dung Kugeln zur Aufnahme der Eier zu bereiten, die sie dann mit Beharrlichkeit hinwegwälzen, um sie in lockerer Erde zu vergraben. Manche scheinen auch frischen Unrath nach ihren Höhlen zu schleppen, denn Abends wurden wir öfters von Käfern umsummt, die mit frischem Dung beladen, ihren Aufenthaltsörtern zuflogen, um daselbst kompakte Massen zur Aufnahme ihrer Eier zu bilden.

Die größern Arten der Dungkäfer, Copris, gehören den wärmeren Erdgegenden an; von den hier vorliegenden sieben Arten sind vier Deutschland eigen. Der heilige Dungkäfer, Copris sacer, Fig. 1, welcher einen schildförmigen Kopf hat, der nach vorn sonnenförmig gekerbt ist, wird rings um die Küsten des Mittelmeers, besonders aber in Aegypten und in Süd-Europa gefunden, und soll auch zuweilen im südlichen Tirol vorkommen. Er bildet zur Aufnahme seiner Eier Kugeln von Viehmist und wurde, theils wegen dieser Sorge für seine Nachkommen, theils wegen der strahligen Form seines rundlichen Kopfes von den Aegyptiern unter die heiligen Thiere gerechnet und in den Tempeln sowohl, als auf Obelisken, so wie einzeln in Stein und Gold abgebildet.

Der große Dungkäfer, Copris Isidis, Fig. 2, ist ebenfalls ein Bewohner Aegyptens, und war wie der vorige im ganzen Alterthume berühmt. Die sonderbare Gestalt seines Bruststücks, die in eine breite, nach vorn vorspringende Erhöhung aufsteigt, und die beiden Hörner zu Seiten des Kopfes, die ihm, ägyptischen Begriffen nach, das Ansehen eines Stiers verliehen, machten, daß man diesen Käfer dem Monde weihete, da das Zeichen des Stiers am Himmel das Aufgehen des Mondes anzeigt. Auch dieser Käfer formt, wie der vorige, eine Kugel, in welche er seine Eier legt; daß er aber, wie viele alte Autoren behaupten, durch den Duft der Rose getödtet werde, ist eine Fabel, die sich dadurch am natürlichsten aufklärt, daß die Käfer zeitig im Frühjahr erscheinen und zur Zeit der Rosenblüthe bereits alle wieder verschwunden sind.

Der abgerandete Dungkäfer, Copris emarginatus, Fig. 3, ist etwas über einen halben Zoll lang, lebt in Kuh- und Schweinedung, ist im Frühling und Herbste auf allen Weiden häufig, und legt seine Eier in Erdlöcher, die er mit Mist ausstopft.

Der halbpunktirte Dungkäfer, Copris semipunctatus, Fig. 4, ist dem heiligen Dungkäfer oder Scarabaeus der Aegypter ungemein ähnlich und fast eben so groß. Er findet sich fast überall im südlichen Deutschland, und bereitet, wie jener, Kugeln, die er in die Erde verbirgt und in welche er seine Eier legt.

Der Gaukler oder gaukelnde Dungkäfer, Copris mimas, Fig. 5, ist ein Bewohner Süd-Amerika's und von goldgrüner Färbung; das Männchen trägt am Kopf zwei kleine Hörner, welche dem Weibchen fehlen, beide haben aber auf dem Bruststück einen Höcker, der nach vorn in vier kleine Erhöhungen endet.

Der Ziegendungkäfer, Copris capra, Fig. 6, der kleinste der Dungkäfer, trägt auf dem Kopfe zwei kleine, rückwärts gebogene Hörner, und findet sich nur im Dunge der Ziegen oder Schafe.

Der mondförmige Dungkäfer, Copris lunaris, Fig. 7, ist auf allen Rinder- und Pferdeweiden zu finden, wo er sich stets unter den Dungstätten der weidenden Thiere tiefe Löcher eingräbt, die er nur des Abends verläßt, um sammend umherzuschwärmen. Am Tage sieht man ihn nur selten, ist aber stets gewiß, beim Umkehren des Mistes einen oder mehrere dieser Käfer zu finden.

Die Pillenkäfer oder eigentlichen Scarabäen, die mit den Dungkäfern nahe verwandt sind, und der gleichen Sippe angehören, sind von lebhafterer Färbung, stimmen aber hinsichtlich ihrer Lebensart vollkommen mit denselben überein.

Bergbau.

Erzählung.

Glück auf! du liebe Zitter, komm,
Erklingen darfst du heute.
Du bist althösisch, bist so fromm
Wie meines Herzens Freude!
Glück auf, verfahren ist die Schicht
Und an des Tages frohem Licht
Darf ich mich heute sonnen.

Altes Bergl.ed.

Der Morgen begann eben zu dämmern, als mein Führer mich weckte. Rasch war ich bereit, denn der Harz, nach dem ich mich so lange gesehnt, schien mich mit der freundlichsten Laune empfangen zu wollen. Das gestrige Gewitter hatte die Schwüle der Atmosphäre abgekühlt und den Pflanzenwuchs wohlthuend erfrischt, so daß sein Grün das matte Grau des Durstes völlig verloren hatte. Bald lag das freundliche, reinliche Städtchen Herzberg hinter uns, und durch Wiesen führte der Pfad, die uns bis zum Knie einnetzten. Das Brausen eines Mühlwehrs, welches dem freien Bergstrom die erste Fessel aufzwang, und des Wachtelkönigs eintönigster Laut, war Alles, was das Ohr vernahm; das Auge suchte noch vergebens jede entferntere Form zu enträthseln.

Wie kömmt es, daß bei Nacht jeder Laut anders klingt, wie am Tage? Das Brunnenrohr plätschert den ganzen Tag, ohne daß wir es beachten, in stiller schlafloser Nacht aber plaudert es laut, wir verstehen sein rastloses Rauschen, alte, längst vergessene Geschichten, ahnungstiefe fromme Kindermährchen, Kunde von fernen, lieben Gräbern, ist es, was es nicht müde wird, zu wiederholen, bis der Traum die vor schwimmend en Laute in seine Bilder verwebt, im Mohnkranz des Morgenschlummers.

Digitized by Google

Ein enges Thal nahm uns auf, in dem der Weg nicht mehr Platz fand neben dem ungestümen Strom, und deßhalb seitwärts abbog in den Tannenwald, wo noch völlige Nacht waltete. In den Gipfeln regte sich aber schon der Morgenwind, mit tiefem vollen Sausen, anschwellend und verhallend, und dazwischen lachten die muntern, abgebrochenen Strophen eines Drosselliedes. Ein erschreckter Rehbock stürmte bergan, vertrauter zog ein Rudel Hirsche vorüber und ließ sich durch unser Nahen kaum in leichten Trab bringen. Die Reihe der Heimkehrenden schloß Meister Reineke, der einen jungen Hasen den lieben Jungen mitgenommen. Durch lauten gellenden Zuruf hoffte mein Begleiter das „gestohlene Gut dem Diebe abzujagen," doch nur leicht blickte er um, und behielt was er hatte.

Mein Spott über das fehlgeschlagene Manoeuver eröffnete das Gespräch; zu meinem großen Ergötzen behauptete aber der Bursch, dies sei kein eigentlicher Fuchs gewesen, der gewiß den Hasen weggeworfen hätte, sondern ein Wichtelmann, deren hier im Thale viele hausen. Essen die Herren auch Wildpret? frug ich; er bejahete fest. Ihr könnt's glauben, setzte er im so weich und treu klingenden Plattdeutsch hinzu, die Wichtelleute sind bei uns zu Haus. Selten ist ein Gehöft, in dem keine wohnten, denn nur bei ganz bösen Leuten halten sie nicht aus. Wie oft, wenn ich Abends aus dem Wirthshaus komme, versteckt ich mein Stück Fleisch so gut, wie nur möglich, um es Morgens zum Frühstück zu haben; aber fort ist's allemal. Wenn meine Frau nicht den Milchschrank mit dem linken Strumpfband zubindet, so haben sie früh die Milch abgerahmt, gerade, als hätt's eine Katze gethan. — Aber wir machen uns nichts daraus, denn unsere Kuh ist milchreicher, wie aller unserer Nachbarn, weil wir sie alle Tage putzen. Unreinlichkeit können die Wichtelmännchen durchaus nicht leiden, und geben fort und bekümmern sich um ein schlecht gehaltenes Stück Vieh gar nicht mehr, so daß es verkömmt. — —

Ich hütete mich wohl, hier gegen eine so fest ausgesprochene und wohlthätige Ueberzeugung zu predigen, eingedenk des Sprüchleins:

„— — ein Wahn, der mich beglückt,
Wiegt eine Wahrheit auf, die mich zu Boden drückt!

Wir waren, stets steigend, auf die Höhe gekommen, wo die Sonne schon schräge freundliche Streiflichter durch die dicken Fichtenzweige sandte, und die Felsen rosig anlachte. Auch die Berge gegenüber hatten sich ermuntert, der Morgenwind kämmte ihnen aus dem grünen Tannenhaar einzelnen Nebelsaum, mit dem er thalab sein Spiel trieb, bis er als weiße Wölkchen am Blau dahinschwebte. Aus grauer Tiefe brauste der Strom eintönig, feierlich ernst, obgleich er nur von hier einem kleinen Bächlein glich und die mächtigen Granitblöcke, in denen er aufschäumte, wie die Handstücke eines geologischen Kabinets ansahen.

Gern hätte ich hier meinen Träumen Gehör verliehen, aber mein Führer und mein Magen trugen auf's Fortmarschiren an; ich gehorchte nur widerstrebend diesen prosaischen Treibern. Endlich war, bergab, bergauf Andreasberg erreicht. — Jede Bergstadt hat einen eigenen Ton, der sie beim ersten Blick von einer Gewerbes-, Handels- oder Landstadt unterscheidet. Arme Reinlichkeit bezeichnet die Wohnungen, finniger Ernst die Leute, die nur lachen, wenn sie Musik hören. Eine eigene Weise, sich auszudrücken, vom „Glück auf," des Grußes, welcher allen Bergleuten, so weit deutsch gesprochen wird, gemein ist, bis zu den originellen Wiegenliedern und Begräbnißbräuchen.

Einige junge Leute in Bergkleidung aßen am Wirthstische, und kaum hatte ich den Wunsch ausgedrückt, die Gruben zu befahren, als sie sich freundlich mir zu Führern erboten. Ich hatte alle Ursache, meinen Stern zu segnen, denn bald bemerkte ich, daß ich so kenntnißreiche als bescheidene junge Männer getroffen. Die übrigen gingen auf's „Amt," Alfred blieb bei mir, und kürzte lehrreich die Stunde, die noch bis zum „Anfahren" übrig war. — Ich beabsichtige, begann er, Sie auf der Grube Samson einfahren zu lassen, wünsche aber vorher Ihnen Einiges andeuten zu dürfen, zu welchem in der Teufe sich wenig passende Zeit finden möchte. Seit länger als drei Jahrhunderten bauen die Andreasberger Gruben im Thonschiefer, und waren stets berühmt durch ihre reichen Silberadern. Die Erze finden sich in Kalkspath und Quarzgängen, von deren schönen Gebilden Sie schon gehört haben müßten, hätte die Geologie Sie schon länger beschäftigt, denn die Andreasberger Kalkspathdrusen sind die Zierde gar mancher Sammlung, und eben so oft auch abgebildet zu finden. Doch nicht allein die „Edelkeit" und der Reichthum unserer Baue begründet ihren Ruhm, sondern auch die überraschende Mannigfaltigkeit der Mineralien, die sie führen, und die auf die seltenste und belehrendste Weise mit einander sich verbinden. In Spalten, deren größte Breite kaum einige Fuß mißt, werden Sie die verschiedensten Erze in einander gedrängt sehen. Wir haben die Adern schon nahe an 2500 Fuß in die Tiefe verfolgt, wo sie freilich sich auszukeilen und im Muttergestein zu verschwinden scheinen. Doch dies darf uns nicht entmuthigen, die Geologie lehrt uns, derlei Gänge keineswegs zu verlassen, sondern stets, auch in der Teufe, als allhöflich anzusprechen; denn die Schnüre vereinen sich wieder zu den ergiebigsten, oft schaarenweis zusammentretenden Gängen.

Drei unserer Hauptgruben bauen auf den Gangzügen die der Samson anfuhr; sie sind: Katharine Neufang, Samson und Gnade Gottes; Bergmannstrost und Andreaskreuz beuten eine andere Erzlage aus, sind aber durch mehrere Stollen mit den Erstgenannten verbunden. Unser Rothgültigerz ist stets von gediegen Arsenik begleitet, wechselt seine Lagen mit ihm, und hüllt es auch wohl schaalweis ein. Ferner finden wir gediegen und gewachsen Silber, Antimonsilber, Silberglasur und andere Silbererze, gediegen Kupfer, Kupferkies, der oft schön bunt angelaufen ist, Kupferfahlerz,

Digitized by Google

und verschiedene Eisen-, Blei-, Zink-, Antimon-, Nickel-, Kobalt- und Arsenikerze. So schön, wie unsere Rothgültigerze, werden sie fast nirgends getroffen, sie sind durch Deutlichkeit und Größe der Krystalle sowohl, als durch ihre Farbentiefe ausgezeichnet. Im vorigen Jahrhundert ward eine Stufe gefunden, die noch in unserm Kabinet bewundert wird, und über hundert Pfund wiegt; ihr Metallwerth ist zu 1600 Thaler geschätzt. Es ist eine Schaale von Rothgültigerz, deren innern Drusenraum gewachsen Silber in den schönsten zackigen Blätter- und Drahtformen erfüllt. Sie war mit nach Paris geschleppt, ist aber, Gottlob, wieder geholt.

Von nichtmetallischen Substanzen der seltneren Art haben wir zeolithische Formen, wie Mesotyp, Analzim, Harmotom und Stilbit anzuweisen, Gesteine, die, plutonischen Ursprungs auf die Entstehung unserer Erze ein unzweifelhaftes Licht werfen. Auch die zierlichen Gebilde des gleichfalls durch Gluth erzeugten Apophyllits kommen in schönen Krystallen, wasserhell und tief rosenroth nicht selten vor.

Sie scheinen Ihre Erze der Wirkung feuriger Phänomene danken zu wollen? frug ich.

Allerdings! war die Antwort. Einige unserer Erze gingen wohl unmittelbar aus der schaffenden Hand der Natur hervor, wie z. B. Eisenspath, aber gewiß auf feurigem Wege. Andere wurden umgeändert, noch andere, wie alle Arsen- und Schwefelverbindungen, höchst wahrscheinlich in Dampfform in den Klüften des Muttergesteins abgesetzt.

Wir waren am Zechenhause angekommen, wo mich mein freundlicher Führer einem alten Steiger übergab, mit der Weisung, ihn nach meiner unterirdischen Reise im Pochwerke zu suchen. In einem Zimmer des Zechenhauses ward ich zuvörderst in Bergkleider gesteckt. Schwarz leinene, anschließende Beinkleider wurden übergeknöpft, der gleichfalls schwarze Grubenkittel mit einem Ledergürtel geschlossen, ein grüner, kegelförmiger Schachthut ohne Rand, fest aufgedrückt, und ich war nur durch das fehlende Hinterleder, einem Lederschurz, der aber hinten getragen wird, von den Bergknappen zu unterscheiden.

Schon das Anziehen macht einen eigenen Eindruck, welcher der Erwartung der unterirdischen Dinge etwas Bängliches beimischt. Wir traten an das Mundloch der Grube, über welchem ein kleines Häuschen errichtet war, und an der senkrecht hinabgehenden Leiter ging's, nach einigen praktischen Regeln, bergein. Hinter dem Rücken knarrte und rasselte das Gestäng des Pumpenwerks, welches die Wasser der Grube förderten. Alle 40—50 Fuß war ein schmales Brett, auf welches man abtrat, um eine andere „Fahrt“ oder Leiter hinabzusteigen. Unheimliches Rauschen und Treiben ward durch das Aechzen des Gestänges hinter uns, immer deutlicher, und immer voran ging mein Steiger, das Grubenlicht am Daumen der linken Hand hängend, bis ich endlich — Gottlob — wieder Fels, statt der nassen kothigen Leitersprossen betrat. Ein kalter scharfer Luftzug wehete mich an; der Steiger putzte das Licht, und, was ich meinen Ohren nicht hatte glauben wollen — ein kolossales Wasserrad drehete langsam mit dumpf hallendem Brausen sich vor mir! Das Wasser muß uns helfen die Wasser gewältigen, sagte freundlich der alte Mann, auch schafft der frische Zug die böhen Wetter und den Kobold aus Strecken und Gesenken. Wir wanderten jetzt eben fort in einem Gange, der so eng war, daß wir nur hinter einander Platz hatten, und so niedrig, daß ein Mohehut hätte unter den Arm genommen werden müssen. Es war mir schon rubiger zu Muth, als auf den fatalen schmutzglatten Leitern, deßhalb frug ich, was böse Wetter seien. Hier in der Teufe, antwortete mein Führer, weht kein freier Wind, und lacht nicht Sonn oder Mond; unser Tag ist's Grubenlicht! aber die vielen Menschen, die faulende Zimmerung, und vor allem die Erze selber, verderben die Luft, daß das Licht trüb und trüber brennt, und gar verlischt. Dann wird's auch dem Menschen bang da unten, kalter Schweiß bricht aus, Magendrücken und Erbrechen folgen, Hände und Füße schlafen ein, und kömmt der Mann nicht in bessere Luft, so sinkt er nieder und erstickt. Das sind die böse Wetter, wie wir's nennen, gegen die man allerlei Vorrichtungen hat, die aber alle nicht so viel nützen, wie frisches, raschfließendes Wasser. Oft kommen solche Dünste wie weiße Wolken gegen den Knappen gezogen, der vor Ort sitzt, und tödten ihn mitten auf der Schicht, das heißen wir den Kobold; und davon hat auch jenes Erz seinen Namen, das stets mit dem Arsenik zusammenbricht.

Plötzlich mündete die Strecke (wie ein horizontaler Gang, der nicht zu Tage ausgeht, im Gegensatz zum Stollen, der in's Freie führt, heißt,) in eine mächtige Weitung; die Bergleute, mit ihren Grubenlichtern, die wie Glühwürmchen in dieser ewigen Nacht leuchteten, hingen an den erzreichen Wänden, die sie, wo der Fels weicher war, mit der Spitzhaue, härteres Gestein mit Fäustel und Eisen, bearbeiteten; die festesten Knauer aber mit Bohrlöchern versahen, in die die Patronen zum Sprengen kommen sollten. Ich sah gediegenes Kupfer wie Bleche in die Felsspalte eingeflossen, den blanken, goldglänzenden Kupferkies, mit dem blau und purpurnen Schiller, den Quarzgang durchdringen, den braunen arsenhaltigen Erdkobalt mit den rosenrothen Ausblühungen, den blanken silberhaltigen Bleiglanz, das seltene, grüne, phosphorsaure Bleierz, die zierlichen Blätter und Drähte des gediegen Silbers, und staunte ob der nie geahnten Pracht dieser Blumen der Unterwelt. „Herr Steiger, mein Stoß bintet, glaub ich,“ rief ein Knappe; es war so, er hatte Rothgültigerz erschrotet, und Freischicht. Rasch räumte er „vor Ort“ auf, und eilte zu Tag.

Es ward mir heimlich unter den ernsten blassen Männern, mit dem sinnigen Blick in den blauen Augen. Ich vergaß die tausend Gefahren, die im Schacht den verwegenen Bergmann bedrohen, und wäre bis zur Schicht unten bei ihnen geblieben, um tausend Fragen

Digitized by Google

in schlichter, naiver Rede beantworten zu hören, hätte der Steiger mich nicht an den harrenden Alfred gemahnt. Durch einen langen Stollen vermieden wir die Fahrten des Schachts, und traten heraus an's Licht der allbelebenden Sonne in den frischen Hauch des Windes, den der alte Bergmann unten so vermißte!

Im Zechenhaus warf ich rasch die Bergkleider ab; ein Knabe im Grubenkittel reichte mir einen mächtigen, sehr reinen Kübel mit klarem Bergquell zum Waschen, was gar nicht überflüssig und wohl das kleine Trinkgeld werth war.

Im Pochwerke werden die Erze unter Stampfen zerkleinert, während ein rasch durchströmender Wasserstrahl das leichtere taube Gestein, den Berg, fortschwemmt. Eine Menge kleiner Buben, die wegen ihres Muthwillens berüchtigten Pochjungen, bediente das Werk, und empfing uns mit gedehntem, scharfen Glückauf, welches herkömmlich mit einer Handvoll Kupfermünze belohnt ward.

Lächelnd frug Alfred, wie es mir im Gebiete der Gnomen gefallen habe, ob ich nicht das Einbrechen des Berges gefürchtet u. s. w. Ich verneinte letzteres, bemerkte aber doch, daß es zu verwundern sei, wie ihre Maulwurfgänge nicht zufällig eine Felsenmasse so unterhöhlen, daß sie stürzen müsse, trotz aller Zimmerung. Sie glauben also, entgegnete der junge Bergoffizier, wir folgen planlos den Erzen? Vor Zeiten war dies leider meist der Fall, und solche „Raubbaue" machen oft noch den wissenschaftlicheren Enkeln schwere Arbeit, wenn furchtbare Einstürze, der Verlust zahlloser Menschenleben und das Versinken der reichsten Gänge solch rohes Wühlen selbst schon hart strafte. Viele alte Gruben zeigen zu Tage schaurige Pingen oder eingesunkene Trichter, wie Falun in Schweden, der Stahlberg bei Müsen, der Büchenberg bei Elbingerode und andere. Uns leitet die Markscheidekunst sicher in dunkler Teufe, und wie der Schiffer in dunkler, sternloser Nacht, dürfen wir der Magnetnadel fest trauen.

Spöttelnd entgegnete ich, es komme dem Schiffer auf 2—300 Schritt rechts oder links nicht an.

Ruhig aber frug Alfred, ob ich in der langen Strecke, die ich vom Wasserrade aus durchwanderi, eine Ecke, Biegung oder derlei bemerkt habe? — Ich mußte versichern, daß sie mir schnurgerade vorkomme. Dann, hieß es, haben Sie selbst meinen Beweis gesehen. Die Grube Katharine Neufang drohete zu ersaufen, und konnte nur dadurch gerettet werden, daß sie ihre Wasser zum Samson herüber löfete. Aber keine Zeit war zu verlieren, wenn durch das Steigen der Grundwasser nicht empfindlicher Schaden eintreten und die Gefahr der Arbeiter unberechenbar drohend werden sollte. So ward von beiden Seiten, durch eine, über eine Viertelstunde Weges dicke Bergstrecke, zu arbeiten begonnen, und beide Oerter trafen so genau auf einander, daß kein Zollbreit die Wand des Einen von der entgegenkommenden verfehlt wurde.

Gegen solche Thatsachen war nichts einzuwenden. Man zeigte mir zugleich einen Bergkompas, der wie eine platte Cylinderuhr aussah; auf der einen Seite waren zwölf Stunden auf glänzendem, auf der andern auf mattem Silber bezeichnet, wodurch mir es klar ward, wie Alfred, einem höheren Beamteten rapportirend, sich ausdrückte, der Gang streiche Stunde vier, zur Nacht.

Ich durfte auch die gemeinschaftliche Sammlung der Gewerke sehen, wo ich alle Schätze, welche die Berge spenden, übersichtlich aufgestellt fand. Unter den auswärtigen Seltenheiten interessirte mich besonders ein Stück Meteoreisen, von Lenarto in Ungarn, auf dem das innere Gefüge (die sogenannten Widmanstädtschen Figuren) deutlich hervortreten [*]).

Beim Weitergehen durch die Gassen der Bergstadt klang munter eine Zitter zu einer barock alten Weise. Es war der Bergmann, der sich eine Freischicht erschrotet, deren er sich bei Weib und Kind freuete; er sang den Vers, den ich meiner Erzählung vorsetzte.

Dr. Schmidt.

Die Azoren.

Erzählung.

Lieber Herr Vetter und Kanzleirath, so geht's in Hippokrates und Ebn-Sina's Namen nicht länger! Sie werden noch des Reiches Erz-Hypochondriakus und Leib-Hämorrhoidarius, wenn Sie sich nicht zu einem Bad, und besonders zu einer Reise entschließen. Ein Doktor ist doch auch ein Mensch, so zu sagen, und Sie bringen mich um mit Seufzen und Klagen, deren Ursache Sie doch so fest halten, wie ein Krebs den eignen Schwanz, den man ihm in die Scheere steckt. Consine, anmuthstrahlender Posaunenengel, hilf mir doch dies altenschwere Bumbvot flott machen.

Ich sage in meinem Bericht de dato u. s. w., begann ächzend mein kleiner runder Vetter, daß ich einmal platterdings in kein hieländisch Bad gehen will. Darf ich vor dir, du heilloser Pestilenziarius, nicht hier in Ruhe sterben, so will ich weit fort, daß ich auf den Winter in der Kanzlei was zu erzählen habe, und du hast mein Leben auf deinem Gewissen! Aber mit mußt du, dixi.

Trefflichster aller Kanzleiräthe, rief ich entzückt, so gehen wir nach den Habichtsinseln!

Wo liegen die in den deutschen Bundesstaaten, frug der Vetter, sie sind doch nicht sumpfig und kalt, daß ich am Ende das kalte Fieber dort hole; das Chinin ist theuer und bitter.

Prinz Coburg herrscht dort, versicherte ich, sie sind bergig und angenehm warm.

Quaeritur, nicht weit vom Lande, gute Gasthöfe, keine Menschenfresser? Auch weißt du, daß ich vier Monat Urlaub habe.

In zwei Tagen ist die Seereise gemacht, wenn Sie wollen, also haben wir überflüssig Zeit, die Men-

[*]) Bergl. Buch der Welt dritter Jahrgang.

Digitized by Google

schen werden dort, wie in allen civilisirten Staaten, nur geschoren, oder ein wenig geschunden, auf den Speisekarten kömmt nichts davon, etwas Schweiß und Blut ausgenommen, tout comme chez nous.

Aber, rief der Vetter, per parenthesin claudatur, die Diebsinseln, Gesellschafts- und Schiffersinseln haben auch deutsche Namen und gehören doch nicht unter des durchlauchtigsten Bundes Jurisdiction; wo sind sothane Habichtinseln auf der Karte zu finden? Mit dem Prinzen Coburg meinst du wohl des Prinzen Albert Königliche Hoheit?

Keineswegs; ich meine die Azoren, welche der Portugiese Gonzalo Velho Cabral unter Dom Enrike dem Seefahrer, dritten Sohne Dom Joao's I. in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aufgefunden hat. Sie waren unbewohnt, nur eine Menge Habichte schwärmten um ihre Trachytdome, weßhalb er sie die Habichtinseln nannte, denn Açor heißt portugiesisch dieser Vogel!

Der Kanzleirath ergriff die, halb aus Muthwillen hingeworfene Idee einer Badreise nach den Azoren, mit überraschender Heftigkeit; an Geld, dem Hauptagens, fehlte es dem reichen, kinderlosen Wittwer nicht; die kurzen Vorbereitungen waren bald getroffen, und nach acht Tagen frug ich schon nach Schiffsgelegenheit in Havre de Grace. Ein englischer Westindienfahrer lag auf der Rhede, und wartete nur auf den Patron, der einige Einkäufe zu machen hatte; wir trafen ihn in einem Kaffeehause, und schnell war unsre Ueberfahrt nach San Miguel bedungen.

Don Quixote ritt das eichene Roß Clavilonno mit weit mehr Anstand, als mein Vetter das hölzerne Seeroß. Ehe ich ihm, bei Cap la Hogue, von der gewaltigen Seeschlacht Bericht abgestattet, erblaßten die rothen geaderten Bäckchen zu einem fatalen Lila, und begann er dem Poseidon mit lautem Anruf kräftig zu opfern. Mit Hülfe des Stewarts brachte ich ihn nicht ohne Mühe zu Bett, und wartete sein mit Thee, Sodawasser und etwas wenigem Portwein. Als ich aber die felsigten Küsten Guernseys und Jerseys betrachtend, über die Gallerie mich lehnte, „ergriff auch mich, ich wußt nicht wie, heimlich Unbehagen;“ der Kapitän, der herzutrat, rieth zu einem Glas Grog, aber steif nordwest, setzte er hinzu, und wenn Pater Matthew verzweifelte! Ich folgte pünktlich, und nach einer Stunde brüllte ich meine Verzweiflung über die Wogen, daß ein, uns begleitender Hai vor Schrecken davonschoß. Der Vetter aber nippte bereits wieder seinen Portwein und meinte: in dorso der Eingabe, so unter uns, will mir bedünken, wir wären besser nach Reutlingen oder Sebastiansweiler gegangen, wo man auch sich schwefeln und langweilen kann!

Am Abend des sechsten Tages ragten die schwarzen Felshäupter von San Miguel vor uns aus der See, und als wir am andern Morgen erwachten, lag das Schiff auf der Rhede der gleichnamigen Stadt schon vor Anker.

Der erste Blick bezeugte es schon, daß die ganze Inselgruppe in früher, unbekannter Zeit durch vulkanische Kraft, dem Meeresgrunde entstieg. Die Lavaströme und Schlackenmassen auf Flores Carro, St. Maria und Graziosa erscheinen verwitterter, zerrissener, älter; frischer, schärfer, noch ohne Pflanzenschmuck sind die Krater und ihre Ausswurfstöße auf Fayal, Pico, St. Georg, Terzeira und besonders St. Michael, obwohl die einzelnen Felsarten auf allen sich sehr gleich geblieben sind.

Ausgeschifft suchten wir den „Erzengel“ auf, der uns an Bord empfohlen war; der Vetter bekam in den engen Gassen der Stadt mehrere Rencontre mit insolenten Schweinen, die hier, wie auf den Canaren, in Heerden sich herumtreiben, und wenig Disciplin zeigen. Ich fordre umgehenden Bericht, rief er, über diese schlechte Ortspolizei! mich hat die fette Alte, sammt hoffnungsvoller Familie, schier umgerannt; incredibile est dictu! Die Rache waltet, entgegnete ich mit Pathos: dort kömmt ein Haufen Matrosen, um ein Halbhundert dieser Dämonen zur Schlachtbank zu fordern. Das hiesige Schweinefleisch ist als Schiffsproviant sehr berühmt. Endlich trafen wir die Statue des Inselpatrons, der dem Teufel mit Realinjurien derb zusetzte; fanden aber uns wenig in seinem Schutz erhaut; es war ziemlich unsauber und sehr theuer, nicht blos in diesem Hause, sondern in der ganzen Stadt. Alle Speisen waren mit Knoblauch mehr als gewürzt, und schwammen in Schweinefett; spanische und portugiesische Weine, besonders aber der süße, feurige Sekt der canarischen Inseln, fanden sich ausgezeichnet und sehr billig. Unter diesen Umständen war es mir durchaus nicht entgegen, daß der Vetter auf die Abreise in's Bad drang: denn Merkwürdigkeiten waren keinerlei Art vorhanden, und die Natur versprach, ihren Mangel reich zu ersetzen. Drei Eiel, zwei für die Sub-, einer für die Objekte, zogen mit uns bergan. Es war ein heißer Ritt, durch eine, nur mit mannshohen, stachligen Euphorbien sparsam begrünte Baranka, oder Schlucht, hinauf zum alten Krater eines Vulkans. Immer wilder bäumten sich die Lavablöcke über einander, mühsam arbeiteten sich die Thiere durch lockere Asche und Rapilli, und der Vetter, der schier schmelzend sich an Sattelknopf und Mähne klammerte, versicherte in halber Todesangst, nun hoffe er bald zu Esel am Ende seiner irdischen Wallfahrt angekommen zu sein. Jetzt riß sich eine schmale, gähnende Spalte zur Seite auf, beide Thiere hatten neben einander nicht Platz auf ihrem Grunde, und himmelhoch ragten die schwarzen, verglasten Wände zu beiden Seiten auf. Hier war der Trichter des Bergs, vom Druck der erfüllenden Lava geborsten, und ihr Gluthstrom hinabgestürzt zur aufkochenden See zum entsetzlichen Kampf. — Plötzlich öffnete sich dies Thal des Grauens, die Alagoa das furnas, wir blickten in einen Kessel von etwa einer halben Stunde Durchmesser hinab, aus dem mächtige, weiße Dampfwolken schwer aufqualmten. Durch ihre Spalten sahen wir etwa zwei Dutzend Dächer leicht gezimmerter Häuser winken, vor denen wir bald abstiegen. Der Boden bebte in kurzen Pau-

Digitized by Google

sen, leise wohl, doch ganz deutlich, die Thiere spreizten instinktartig die Füße aus, und blieben wie angewurzelt stehen, der Zagal zog seinen Sombrero und murmelte ein tiefes Gesü, indeß es mir eisig den Rücken hinabrieselte.

„Ruhig, ruhig, Herr, redete mich ein eisgrauer, ehrwürdiger Mann an, der mein Erbleichen bemerkt hatte, Ihr seid vollkommen sicher; sebt, ich bin hier geboren und alt geworden!“ Heilige Macht der Gewohnheit! über dem Gluthschlund des ausruhenden Vulkans, auf dünner, dampfender, zitternder Decke treibt der Menschen unruhiges Volk seine Gewinnjagd; sie trug es ja gestern, warum nicht auch morgen? und weil sie gestern trug und morgen tragen kann, so schmiedet es Pläne für Jahrhunderte und fühlt sich sicher und behaglich. Und — um wie viel ist denn die Kruste dicker, die den ganzen Gluthkern der Erde umhüllt, auf der der einzelne Mensch — Geschlechter — Reiche, entstehen, für ewig sich zu erhalten und befestigen streben, um morgen zu vergehen, zu verschwinden. Braucht es mehr, als ein unbedeutendes Schwanken der Erdaxe, und nicht allein das Centralfeuer, sondern auch das Eis des Pols, welches die Urtheire uns erhielt, die lebten und sich freuten, ehe unser Geschlecht noch erschaffen war, ist bereit, Alles was lebt, zu erstarren und einzuhüllen. Also, muthiges Vertrauen! Was gestern trug, wird morgen tragen! nicht alles Vernünftige ist klug. Auch der Vetter stutzte zwar anfangs mächtig, beruhigte sich aber noch kürzer durch die Versicherung des alten Mannes, durch die vielen Leute, die gewiß nicht da her kämen, wenn etwas zu riskiren wäre, und im Vertrauen auf die Polizei, die es nicht zugeben würde, vermöge Edikts im Regierungsblatt de dato — —

Ein französischer Koch hatte sich hier angesiedelt, und lud uns artig ein, bei ihm zu wohnen, was natürlich gern angenommen wurde. Monsieur Henriot war mit der großen Armee in Deutschland gewesen, und wußte, zu unserm großen Ergötzen, sogar schwäbische Spätzlen zu bereiten; seine Weine waren vorzüglich und die Betten leidlich und reinlich; vom Hauptgewürz Knoblauch sprach er nie, ohne ß dane! beizusetzen.

Am andern Morgen durchwanderten wir dies höchst interessante Ringthal mit Bewunderung und Grauen. An mehr wie zwanzig Stellen sprudelt heißes Schwefelwasser aus dem Boden und sammelt sich in acht größeren und einer Menge kleinerer Bassins, an denen sich jeder da, wo er die geeignete Temperatur aufzufunden zu haben meint, ein kleines Zelt aufschlagen läßt, und nach Belieben badet. Fortwanderud fanden wir drei unheimlichstille tiefe Seen von eisig kaltem Wasser, dessen Temperatur aber wohl nur in dieser Atmosphäre einen so grellen Gegensatz zu machen scheint. Der Abfluß aller dieser Quellen stürzt, in fast ununterbrochener Kaskade als Ribeira Quente dem Meere zu. Wir näherten uns jetzt an dem den Häusern fernsten Rande augenscheinlich der noch vulkanisch am thätigsten Stelle, der Bocca de Diavolo, dem Teufelsmaul. Seitlich unter den Felsen gähnte eine schwarze Höhle, aus der dumpfes Kollern, wirklich schauriges Aechzen und Stöhnen, mit tiefen Donnerlauten wechselnd, bald nur leise, dann aber zum Grauenhaften aufbrüllend, erscholl. Mit dem höchsten Anschwellen dieser Töne wird dann eine Masse Schlamm, wie ein Hagelschauer, ausgeworfen, und alles beruhigt sich, um regelmäßig in den drei bis vierthalb Minuten sich zu wiederholen. Der Vetter meinte, der Berg habe Magenweh, oder sei gar seekrank, ich aber erfragte, daß diese Erscheinung seit Menschendenken dieselbe sei, und nur am Tage des Erdbebens von Lissabon ausgesetzt habe. Aus dem zerklüfteten Gestein umher qualmt dicker Schwefeldampf, und schlug sich in zarten Blättchen vom bleichsten Gelb bis zum feurigsten Orange an den Rändern nieder; an unzugänglicheren Stellen häuften sie sich zu kuchenförmigen Massen, welche die Bewohner mit Stangen herab zu stoßen suchen. Der ausgeworfene Schlamm sammelt sich in trägem Fluß in ein tieferes Bassin, in welchem einige Hautkranke wie Büffel sich wälzten.

Nach acht Tagen bemerkte ich, daß mein Zweck durch die Reise und ihre Aufregung schon erreicht war. Der Vetter war ein heiterer, gemüthlicher, ja lebensfroher Mann geworden, der in Morgenthau und Abendluft, in Sonnenbrand und Mondschein mit mir die Klüfte um unsern Badkrater durchkletterte und Ausflüge nach allen andern Inseln unternahm, die ziemlich dieselbe Physiognomie üppiger Fruchtbarkeit boten. Potto d'Ilheo, wo die Schiffe im Schuß des Ringes eines ausgebrannten Kraters sicher vor ihren Ankern liegen, mag der Sturm auch um die ganze Windrose rasen; Terceira mit der sehenswerthen Caldeira. San Jorge, dessen Feuerberge 1757 noch verderbend tobten, das herrliche Fayal, und von ihm aus der majestätische Pico der gleichnamigen Insel. mit seinem spitzigen Schneegipfel; Graciosa, seinem Namen entsprechend, mit herrlichem Oleander, blühenden Myrthen und riesigen Cedern bedeckt, und das üppige Flores, auf dem wir Orangenbäume sahen, die im Jahr 60,000 Stück Früchte geben. Von Corvo waren wir eines Abends ziemlich müde wieder bei Monsieur Henriot angelangt, denn seit der Bekanntschaft mit ihm und seiner Küche wollte uns der Knoblauchduft der Hafenstadt nicht mehr behagen. Der Alte, der uns im Krater der Bäder empfing, trank seine Pinte in der Ecke, mischte sich aber in's Gespräch, als wir die Einförmigkeit der Inselgruppe schalten, die nur in der kurzen Zeit ihrer Bevölkerung sich begründe. Wer ist dessen so ganz gewiß, Sennhores, frug er; neuere Umwälzungen könnten ja auch die alten Bewohner vertrieben und die Spuren ihres Daseins zerstört haben.

Warum sein gar nix blieben übrik? zweifelte Henriot.

Ein schönes Denkmal stand auf Corvo, entgegnete der Alte. Auf ragendem Uferfels sahen Cabral und seine Gefährten eine gewaltige Reiterstatue aus festem dunkeln Gestein in reinsten Verhältnissen gehauen.

Digitized by Google

Das Roß ohne Sattel und Zeug bäumte sich stolz, die unbedeckten Locken des Reiters flatterten im Winde, über der Schulter hing ihm ein Mantel, seine ganze Bekleidung, in reichen Falten hinab; die Linke griff in die Mähne, die Rechte deutete gen Nordwest. Auf dem Fußgestell war eine Inschrift mit unbekannten Zeichen eingegraben, die, wie das ganze Riesenbild, abgezeichnet, dem Könige Don Manuel, der von 1495 bis 1521 regierte, vorgelegt wurde. Der König befahl, das merkwürdige Bild, das man für karthagischen Ursprungs hielt, abzunehmen und nach Lisboa zu bringen; dabei stürzte es vom steilen Fels herab, und zerbrach. Die Bruchstücke aber wurden im Vorsaal zu des Königs Zimmern lange gesehen. Was weiter damit geworden, weiß Niemand, und manche halten das Ganze deßhalb, obwohl von Vielen und Hochgestellten beglaubigt, für eine Sage ohne Grund.

Fast zwei Monate waren wir auf San Miguel, da ergriff den Vetter das Heimweh. Könnten wir nicht, frug er, mit dem Franzosen fort, der dort auf der Rhede liegt.

Praestata taxa gewährt, entgegnete ich; Monsieur Henriot brachte mit aufrichtigem Bedauern eine mäßige Rechnung — am folgenden Abend soupirten wir an Bord der Ville de Nantes. Auch die Rückreise ging ohne Unfall, und den jetzt Seegewohnten ohne Beschwerde von Statten, und noch jetzt, nach zehn Jahren, erzählt der muntere, gesunde Vetter von der Reise nach den Habichtinseln.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Der Steg, der sich abbricht, und die endlosen Wellen.

1) Der Steg, der sich abbricht.

Vom Zenith bis zum Nadir durch die Kreise
Der Wetterbahnen trägt mich mein Geleise;
Der Weg ist weit, viel weiter ist mein Weg,
Zur Ewigkeit bin ich der lange Steg.

Ich baue fort an mir in Einem Zuge,
Ich baue mich im allerschnellsten Fluge,
Wogegen, wenn das kleinste Maß ihm mißt,
Der Zug des Lichts, der Geister — langsam ist.

Wer vorwärts will, der geht mit mir zusammen;
Denn hinter mir brech' ich den Weg zusammen.
Der Mensch kann, bleibt er hinter mir zurück,
So wenig mir nachlaufen, als dem Glück.

So schnell ich bin, so langsam kann ich schleichen,
Dem lahmsten Schneckengange zu vergleichen,
Wenn Einer aus der Zukunft weitem Schooß
Erst für sich holen will das große Loos.

So lang ich bin, so kurz ist meine Dauer
Für euch, es füllte Manchen schon mit Schauer,
Wie ich für seinen langen Wunsch so klein,
So hemmend seiner Ruhsucht könne sein.

Unendlich klein sind meine kleinsten Theile,
Unendlich groß der Raum darin ich weile;
Wer mich vermißt, er hat mich schon verspielt;
Gar Nichts, was ist, wird ohne mich erzielt.

Was klein ist, mag ich gern zu Staub zermagen,
Was groß ist, kann ich durch die Wetten tragen;
Doch wird es mir zuweilen auch zur Last,
Dann werf' ich's hin zum übrigen Ballast!

2) Die endlosen Wellen.

Wenn in die See der Kiesel fällt
Wird eine Welle, rings um ihn
Sich hebend, bis zum Ufer fliehn;
Du, ein Juwel, in diese Welt —
Geworfen, denke, daß nach Nord,
Nach Ost und West und Süden fort
In alle Fernen, alle Höhen
Von dir aus solche Wellen gehen,
In aller Welten weiteste Fernen
Und angebrochen von den Sternen.

Das denkst du, und es schwindelt dir,
Du Glied des sterblichen Geschlechts,
Nach oben, unten, links und rechts:
So hast du den Begriff von mir.
Und abermals vergeht dein Sinn,
Wenn ich mein eignes Kleinstes bin,
Wo Nichts das schärfste Auge findet,
Wo deiner Gläser Macht verschwindet,
Und wo ich doch noch immer weile,
Mich selber immer noch vertheile.

Das weiteste Gewand bin ich,
Einhüllend Alles, was da lebt,
Und was in Höh'n und Tiefen schwebt,
Und bin doch oft zu eng für dich.
Doch wirst du in der Welten Schoos
Nicht mich noch meine Schwester los;
Und war dies einerlei dir lange,
Doch wird in mir dir wohl und bange,
Wenn erst ein Wesen mich erfüllet,
Das deines Herzens Sehnsucht stillet.

J. G. Moser.

Auflösung: 1) 25. 5. 9. 19. — 2) 17. 1. 20. 12.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

New York

Lighthouse on Maine

Digitized by Google

New-York.

(Taf. 25.)

Der Dampfer rauschte längs der dicht bewaldeten Küste der Staaten-Insel und führte uns dem Emporium der neuen Welt zu. — In weiter Ferne erblickten wir zur Rechten den Leuchtthurm von Sandy Hook; — immer näher kamen wir dem malerischen Ufer von Long-Island und den Narrows, der Einfahrt der Bay von New-York. Dicht unter Fort Diamont, dem Schutz der Bucht, fuhren wir vorbei; — scheinbar schlossen sich die Ufer hinter uns; Häuser, Landsitze und kleine Dörfer tauchten aus dem Grün der Hügel, welche das Ufer zu beiden Seiten begränzten; im Hintergrund erhob sich New-York, die Königin des transatlantischen Reiches, mit ihren Kirchen, Palästen, Waarenlagern und hohen Gebäuden, über einem Walde von Masten. Unzählige Fahrzeuge bedeckten den majestätischen Hudson, der die Westseite der Stadt von der Küste von New-Jersey trennt, und eine gleiche Menge durchschnitt den Meerarm, welcher Long-Island von Manhattan, der Insel, auf welcher New-York erbaut ist, scheidet. Dampf- und Segelboote in unbeschreiblicher Anzahl, und Schiffe aller Größen, von der riesigen Fregatte mit ihren Feuerschlünden, bis herab auf den kleinsten Kutter, durchfurchten die Bay; Alles war Leben und Thätigkeit; mit jeder Minute wurde die Scene lauter, lebendiger; halb betäubt verließen wir das Boot, als selbiges am Werfte der Batterie anlegte, und hatten nur den geschäftigen Händen der ausladenden Neger und Packer zu wehren, die mit unsern Reise-Effekten sich gar zu schnell in Bewegung setzten.

In Astors Hotel, vielleicht dem größten Gasthause der Welt, fanden wir augenblicklich Unterkommen, und obgleich in eins der abgelegensten Gemächer geführt, auch dort die prachtvollste Einrichtung, die schönsten türkischen Teppiche auf den gebohnten Dielen, die Fenster von Cedernholz und das Mobiliar mit Porzellanfiguren und Vasen geziert. — Kaum hatten wir Zeit, unsre Reisetoilette in Ordnung zu bringen, als die Dinnerglocks uns schon zur Tafel rief. Trotz der Masse Fremder, die an derselben Antheil nahmen, war doch die überwiegende Anzahl Amerikaner, und wie in allen Gasthäusern Amerika's, fanden wir auch hier das emsige Eilen und Treiben, als regiere Alle die Furcht, ungesättigt davon gehen zu müssen — mit solcher Hast eilte ein Jeder, einen Sitz zu erhalten, das große Werk des Essens, oder vielmehr des Verschlingens zu beginnen. Kein Wort wurde bei Tafel gesprochen, das Geräusch der Messer und Gabeln allein unterbrach die herrschende Stille, und nach kaum 15 Minuten waren die Hunderte von Tischgästen schon wieder aus dem Speisesaal verschwunden, um in den anstoßenden Reading-Rooms mit gleicher Hast die Zeitungen zu durchfliegen.

Mehrere Tage brauchten wir, um uns von Neuem in der City orientiren zu können, die wir seit dem Brande nicht wieder gesehen hatten, und die wie ein Phönix mit größerer Pracht als früher aus der Asche emporgestiegen war. Die unbedeutende Stadt New-York von 1790, die damals in der neuen Welt schon als riesig betrachtet, von Philadelphia und Boston aber überflügelt wurde, und obgleich sie damals bereits 33,000 Einwohner zählte, kaum für 3000 Dollars Exporten nach fremden Ländern führte, ist zu einer Riesin in jeder Beziehung angewachsen, von deren Größe man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht mit eigenen Augen gesehen. Sie liegt auf der Südspitze einer, früher Manhattan genannten Insel, unter dem 40° 42' N.Br., 227 englische Meilen von der Bundes-City Washington entfernt, hat gegen sechs Meilen im Umfange, und erstreckt sich über drei Meilen weit längs dem East River, und etwas weniger längs dem Ufer des Hudson. Die Stadt ist in Gestalt eines Dreiecks gebaut, dessen Spitze weit in die nach ihr genannte Bay reicht; der südliche, früher winkelige und unregelmäßige Theil derselben ist nach dem Brande regelmäßiger empor gewachsen, und steht jetzt dem nördlichen Theile mit seinen geraden, lustigen, sich in rechten Winkeln kreuzenden Straßen hinsichtlich der Pracht in nichts nach. Die schönsten Straßen der Stadt sind Broadway, Wall, Pearl, Chatham und Greenwich-Street. Der Broadway beginnt an der Batterie, am Zusammenfluß des East und Hudson, und erstreckt sich bei einer Breite von 70 Fuß, gerade Nord, fast durch die ganze Stadt; beide Seiten sind mit den prachtvollsten Gebäuden geziert, und hier steht man die elegantesten Kaufläden und zu gewissen Stunden des Tages die gesammte schöne Welt New-Yorks promeniren. Waters, Queen-, Hanover-Sqare- und Dockstreet sind für Geschäfte am besten gelegen. Die Stadt ist in 15 Wards geschieden, hat mehrere, mit schönen Gebäuden umgebene öffentliche Plätze, durchaus gepflasterte, mit Trottoirs versehene, und Nachts mit Gas erleuchtete Straßen und 21,541 Häuser, die fast durchgehends von Ziegeln, viele aber auch von Quadern und Marmor gebaut sind. Die Bauluft und Bauwuth kennt hier keine Gränzen; im Jahre 1844 allein sind 938 Häuser erbaut worden, worunter fünf Kirchen, und bald wird die Insel keinen Raum mehr bieten, die Bauspekulation der industriösen Einwohner zu befriedigen, deren Zahl jetzt über 350,000 Seelen beträgt.

Die öffentlichen Gebäude sind alle geschmackvoll und größtentheils von Marmor und Quadern aufgeführt. Kirchen zählt man gegen 150, und darunter Gebäude, die nicht allein in Amerika die prachtvollsten sind, sondern sich auch mit Kirchen in den größten Städten Deutschlands messen können, und was Licht und Bequemlichkeit betrifft, die letzteren bei weitem übertreffen. Die Episkopalkirchen St. Pauls und Trinity in Broadway, Dr. Dewey's Kirche im obern Theile derselben Straße, die Presbyterische Kirche am Washingtons-Platz sind Bauwerke, wie man sie nur in wenigen Hauptstädten Deutschlands findet, und Architekten würden jetzt besser thun, ihre Studien in Amerika zu vollenden, als nach Italien und Griechenland zu reisen, um die Baukunst nach Mustern zu studieren, die nie wieder

Digitized by Google

zur Ausführung kommen. — Die St. Paulskirche mit ihrem etwas zu hohen, höchst eleganten Thurme steht am Eingange des Parks, eines großen dreieckigen, mit einem Geländer umgebenen, und mit Bäumen und Gängen gezierten öffentlichen Platzes, an dessen Nordseite die City Hall, das Armenhaus und das Kantonsgefängniß, und an der Ostseite das neue Theater steht. Die Trinity-Kirche, der Wallstraße gegenüber, ist in gothischem Geschmack erbaut, und zeichnet sich vor allen andern Kirchen durch ihr herrliches Geläute aus. Die City Halle gewährt, von Broadway aus gesehen, einen imposanten Anblick; die Ausdehnung des Gebäudes, mit Einschluß der Flügel an beiden Seiten, von welchen jeder 40 Fuß Fronte hat und 25 Fuß hervortritt, beträgt 220 Fuß in der Länge; die Tiefe mit Einschluß der vorspringenden Flügel, 90 Fuß. In der Mitte der Hauptfronte erhebt sich ein attisches Stockwerk über die durchgängige Höhe des Hauses, und dieses ist mit einem herrlichen Thurme geziert, auf dessen Spitze die Statue der Gerechtigkeit, 120 Fuß vom Boden, steht; vor diesem Stockwerk erhebt sich ein Porticus von jonischen Säulen, dessen Marmorstufen die Höhe des ersten Stocks erreichen. Der untere Stock und der hintere Theil des Gebäudes ist aus röthlichem Quaderstein, die Hauptfronte und Ecken dingegen bestehen aus weißem Marmor. Das Dach ist mit Kupfer gedeckt und wird von einer marmornen Ballustrade umgeben. — Die Föderal-Halle, am obern Theile der Broadstreet, ist ein magnifikes Gebäude, dessen architektonische Größe allgemein bewundert wird. — Das College Colnmbian-Hall, mit acht Professoren unter einem Präsidenten, ist ein schönes, drei Stock hohes Gebäude, zwischen Broadway und Greenwichstreet, kaum 200 Schritt vom Hudson entfernt, auf welchen man von hier aus eine herrliche Aussicht hat. Jedes Stockwerk hat zwölf Gemächer, und außerdem befinden sich im Gebäude eine Kapelle, eine Halle, eine Bibliothek, ein Museum, ein anatomisches Theater und ein physikalisches Kabinet. Das Armenhaus am East River ist ein ansehnliches Bauwerk von 320 Fuß Länge und 50 Tiefe; dasselbe wird durch freiwillige Beiträge erhalten, und in demselben werden jährlich über tausend Arme, meistens Alte und Gebrechliche, unterstützt; die Pfleglinge werden sehr gut gehalten, und die ganze Arbeit, die man von ihnen fordert und erwartet, besteht in Besorgung der Küche, des Gartens und der Nätherei. Tausende armer Einwanderer, die ohne Rath und Hülfe in den Straßen der City umherirrten und zu spät erkannten, daß sie die Heimath nicht hätten verlassen sollen, fanden in demselben Unterkommen und vorläufige Versorgung; der Andrang steigert sich aber in dem Maße, daß die freiwilligen Beiträge zur Erhaltung nicht ausreichten und die verarmten Bewohner der Stadt zurückgewiesen werden mußten. Die Bürger, welche freiwillig mehr beisteuerten, als die eigenen Armen erforderten, der unvorsichtigen Einwanderer wegen mit einer Taxe zu belegen, hielt man dem Institut nicht angemessen, und die Stadtbehörde beschloß, zur Erhaltung der einwandernden Armen, sämmtliche Einwanderer mit einer Abgabe zu belegen, die unter dem Namen des Commutationsgeldes von jedem landenden Einwanderer erhoben wird und sich auf drei Dollars für den Kopf beläuft. Trotz dem, daß jährlich im Durchschnitt 30,000 Einwanderer in New-York landen, reichte doch die erhobene Summe nicht aus, der Noth zu wehren, die zu manchen Jahreszeiten unter den Einwanderern herrscht, die ohne Mittel, ihr Leben zu erhalten, öfters die Schiffe verlassen, der Landessprache nicht mächtig sind, keine Arbeit und keinen Verdienst finden können, und schaarenweise als Bettler die Straßen durchziehen, und die Behörde war genöthigt, eine neue Verordnung zu erlassen, nach welcher jeder Kapitän die Garantie für Alle durch ihn eingeführten Passagiere auf zwei Jahre übernehmen muß; eine Bestimmung, die, so hart sie scheint, in so fern von guten Folgen sein wird, als sie der leichtsinnigen Auswanderung Vieler hindernd entgegen tritt, und die Menschenmäckelei, die viele Agenten in England und Deutschland betreiben, zu unterdrücken verspricht. — Das Staatsgefängniß liegt in Greenwich, einer Vorstadt am Hudson, und ist ein großes dreistöckiges, mit 54 Zimmern und 7 Zellen versehenes Gebäude, an welches zwei Höfe sich anschließen, in denen verschiedene Werkstätten in besondern Gebäuden sich befinden. Im Gefängniß können über 600 Verbrecher aufgenommen werden. Die Gefangenen werden gut gehalten, müssen, wenn sie noch kein Handwerk verstehen, ein solches erlernen, um später, wenn sie der bürgerlichen Gesellschaft zurückgegeben werden, Gelegenheit zu haben, als nützliche Staatsbürger ihren Unterhalt redlich verdienen zu können, und nur Faule und Widerspenstige werden einzeln abgesperrt, kommen dann bald zur Besinnung und werden in der Regel bald fleißige Arbeiter. — Das Hospital wird auf Kosten des Staats erhalten, und alle ärmere Einwohner der Stadt, so wie Ausländer, werden in demselben aufgenommen. Kranke, die für sich selbst sorgen können, haben in demselben wöchentlich 2½ Dollars zu bezahlen; Arme sind frei und deren Kosten werden durch freiwillige Beiträge und vom Staate bestritten. Außer diesem Hospital sind hier noch mehrere Krankenhäuser, ein großes Waisenhaus, eine Taubstummenanstalt und eine Menge von Wohlthätigkeitsanstalten, die mehr als viele Worte den humanen Charakter der als materiell so arg verschrieenen Bewohner der Stadt bezeichnen. Da findet man Schul- und Sonntagsschul-Vereine, eine Bibel-Gesellschaft, eine National-Mäßigkeits-Convention junger Männer, eine amerikanische und ausländische Gegensclaverei-Gesellschaft, eine ausländische evangelische, eine Traktat- und eine weibliche moralische Reform-Gesellschaft, eine Versammlung befreiter Afrikaner, eine Kolonisations- und eine Erziehungs-Gesellschaft und eine Akademie für heilige Musik. Von den mancherlei Vereinen, welche von den hier zahlreich lebenden Deutschen hervorgerufen wurden, verdienen besonders die deutsche Gesellschaft für Einwanderer, der deutsche allgemeine Wohlfahrts-Verein und die deutsche gegenseitige Unterstützung für Wittwen und Waisen, hervorgehoben zu werden. Die erste Gesellschaft hat den Zweck,

Digitized by Google

die aus Deutschland in die Vereinigten Staaten eingewanderten Landsleute gegen Betrug, dem dieselben bei ihrer Ankunft so oft ausgesetzt sind, zu schützen, so wie denselben überhaupt mit Rath und Vorschlägen zu ihrem Fortkommen behülflich zu sein. Um diesen Zweck zu erreichen, hat sie einen Agenten angestellt, dessen Pflicht ist, an Bord aller Schiffe zu gehen, die mit deutschen Einwanderern in New-York ankommen, um denjenigen, welche in das Innere zu gehen beabsichtigen, behülflich zu sein, dieses auf die leichteste, schnellste und billigste Art auszuführen, und denen, welche in der Stadt zu bleiben wünschen, zur Erlangung eines Unterkommens beizustehen. Alle diese Dienste hat er, da er von der Gesellschaft salarirt wird, unentgeldlich zu leisten, und die Gesellschaft hat mit ihren verhältnißmäßig geringen Mitteln schon zweckmäßiger gewirkt und mehr Nutzen in dieser Hinsicht verbreitet, als alle andern Gesellschaften zusammengenommen, die ohne Rath und Leitung jährlich so viele Tausende einer ungewissen Zukunft entgegen wandern lassen. Der zweite Verein hat gleich segensreich gewirkt: Gründung und Beförderung des deutschen Schulwesens im Allgemeinen und Errichtung von Freischulen, insbesondere zur Aufnahme des, seine Schulzeit meistens auf der Straße zubringenden Theils der deutschen Schuljugend, Errichtung von Nachfrage-Bureaus, in denen Register über offerirte Dienststellen und über diejenigen, welche Beschäftigung suchen, geführt werden, und Erweckung eines regen und lebhaften Interesse's an allem, was in literarischer und künstlerischer Beziehung einen vortheilhaften Eindruck auf das deutsche Leben in New-York hervorbringen kann, sind die Hauptzwecke des Vereins, und allen einwandernden Deutschen, welche in New-York bleiben, kann nicht dringend genug angerathen werden, sich diesem Vereine anzuschließen, der den armen Landsleuten zum Segen, dem deutschen Namen in Amerika zum Ruhme gereicht, und der im vorigen Jahre allein 2112 arme Einwanderer mit Geld, 623 mit ärztlicher Hülfe und Medizin unterstützte, und 981 in Arbeit und Anstellung brachte.

Schulen und Akademien bestehen hier in Menge, und zur Beförderung der Industrie, Wissenschaft und Kunst schon mehrere Gesellschaften. An der Spitze dieser verschiedenen Bildungsanstalten steht die Universität, mit einer gewählten Bibliothek und trefflichen Apparaten; die philosophische Gesellschaft, welche ihre Sitzungen im American-Museum hält, hat bereits eine Reihe Bände werthvoller Verhandlungen erlassen; die medizinische Gesellschaft, die historische und die Ackerbau-Gesellschaft besitzen bedeutende Bibliotheken. Die Akademie der Künste besitzt eine recht hübsche Gemälde- und Kupferstichgallerie, und die öffentliche Bibliothek zählt bereits über 30,000 Bände. Mit dem Reichthum und der Bevölkerung der Stadt ist die Zahl der Vereine und literarischen Anstalten und deren Thätigkeit gewachsen. Buchdruckereien zählt man gegenwärtig 59, der geistige Verkehr wird durch 42 Buchhandlungen gefördert, und wöchentlich erscheinen 41 Zeitschriften, von denen 13 täglich ausgegeben, die andern halb- und ganzwöchentlich veröffentlicht werden.

Im Handel ist New-York die ausgezeichnetste Stadt der westlichen Welt; der Hafen der Stadt, welcher eine große Bay bildet, friert selbst im strengsten Winter selten zu, und hat vor allen Häfen der Vereinigten Staaten den Vorzug einer, fast ununterbrochenen Schiffsfahrt. Banken zur Belebung des Handels und der Gewerbthätigkeit sind 31 in der City, und außerdem eine Unzahl von Assekuranz-Gesellschaften, die so sicher basirt sind, daß selbst der große Brand keine derselben zu stürzen vermochte und alle ihre Verbindlichkeiten erfüllen konnten. Der Handel hebt sich mit jedem Jahre, doch ist die Ausfuhr, die im Jahre 1841 an Landesprodukten über 23 Millionen Dollars betrug im letzten Jahre auf 20 Millionen herabgegangen, die Einfuhr dagegen bedeutend angewachsen. — Die hiesigen Gewerbe und Manufakturen, obgleich ungemein blühend und von bedeutender Ausdehnung, erreichen im Werthe den Handel bei weitem nicht; ein großer Theil der Produzirenden sind zugleich Kaufleute, und fast alle Gewerbe werden kaufmännisch betrieben. Schneider halten Magazine fertiger Kleider aller Art und große Tuch- und Zeuglager; ihre größtentheils prachtvollen Läden sind mit großen Firmen geschmückt, auf denen unter ihren Namen der Titel „Merchant tailor“ prangt. Elegante Fußbekleidungs-Handlungen findet man ebenfalls fast in allen Straßen, doch wird nur ein kleiner Theil der Vorräthe in der Stadt gemacht, und das meiste kommt vom Lande und aus den östlichen Staaten, wo oft ganze Ortschaften nichts als Schuhmacherei betreiben. Kleider und Schuhe werden theuer bezahlt, und Schuhmacher, welche für solche Handlungen arbeiten, können täglich bis $1\frac{1}{2}$ Dollar, Schneider selbst noch mehr verdienen. Der Andrang von Einwanderern hat die Arbeitspreise bedeutend heruntergedrückt, doch werden Maurer und Zimmerleute, Tischler und Stuhlmacher, Fleischer und Bäcker, hier fortwährend guten Verdienst finden. Konditor, Zuckersieder, Hutmacher, Gerber, Seiler, Buchdrucker, Färber und Brauer, die als Gehülfen arbeiten wollen, sind stets gesucht und brauchen nicht um Arbeit verlegen zu sein, können sich selber aber, da hier diese Geschäfte alle in's Große betrieben werden, nicht leicht etabliren. Einwandernde Kaufleute, wenn sie nicht gerade verschrieben sind, werden hier höchst selten Unterkommen finden, und sind fast immer genöthigt, ein Handwerk zu erlernen oder nach dem Pfluge und der Hacke zu greifen. Auch Aerzte und Rechtsgelehrte werden hier schlechte Geschäfte machen, denn in der City findet man deren mehr als zu viel, während es an ersteren im Innern des Landes öfters mangelt. Letztere findet man wie Sand am Meere; wo man die Augen hinwendet, an jedem dritten oder vierten Hause leuchtet einem eine Messingplatte mit der Aufschrift „Attorney at Law“ entgegen, wo man hingeht, begegnen einem Rechtsgelehrte, und wenn man das Unglück hat, auf dem Broadway einem befreundeten Rechtsgelehrten „Herr Doctor“ nachrufen zu

Digitized by Google

müssen, drehen sich gewiß augenblicklich zwölf bis sechszehn dieser Herren um, dem Rufe zu antworten.

Der Hudsonsfluß, welcher die City von Paulus Hook, New-Jersey, trennt, oberhalb welches Punktes unsre Anstalt aufgenommen wurde, ist gegen zwei englische Meilen breit, und hat hinlängliche Tiefe für die größten Schiffe; im Osten der Stadt trennt der East River, ein Meeresarm, der durch Hell-Gate mit dem Sunde korrespondirt, das gegenüberliegende Brooklyn, die größte Handelsstadt Long-Islands, von New-York. Die Umgebung der City ist ungemein reizend, namentlich die herrlichen Ufer des Hudson, längs denen sich freundliche Landsitze hinziehen. Elf Forts, die sich von Sandy-Hook im Süden bis hinauf zum Eingang des Long-Island-Sundes erstrecken, schirmen die Königin des Westens vor jedem Angriff von Außen, und im Fall eines Krieges würde, durch die herrlichen Binnenverbindungen, New-York augenblicklichen Schutz erhalten, und selbst eine nicht unbedeutende Zahl Kreuzer aufstellen können.

In Sitten, Lebensart und Gebräuchen ähneln die Bewohner New-Yorks mehr den Bewohnern der größeren britischen Seestädte, als denen anderer Hauptstädte Amerika's, und es haben die Vergnügungen und Vergnügungssucht bereits hier mehr überhand genommen, als in irgend einer andern Stadt der Union. Wie in Europa frequentirt man hier Theater, Konzerte und Bälle, und letztere, so wie Maskeraden, sind im Winter sehr häufig. Der Luxus hat hier bereits eine furchtbare Höhe erreicht, und ist leider nicht mehr die Folge des Ueberflusses, wie in den innern Theilen des Landes, sondern mehr Mittel, selbstsüchtige Zwecke zu erreichen. Ebenso existirt in keiner Stadt Amerika's ein so großer Kaufmanns- und Geld-Aristokratismus als hier, und zwar oft ohne baaren Hinterhalt und genügende Garantie; mehr Schein einer soliden Wohlhabenheit, die nur auf Aeußerlichkeiten fußt, und nirgends brechen so viele Bankerotte aus, als in New-York, ohne jedoch ein nachtheiliges Licht auf die Falliten zu werfen. — In moralischer Hinsicht stehen die Bewohner der City denen anderer Hauptstädte nicht nach; daß eine Stadt von solcher Ausdehnung aber nicht frei von der Hefe der menschlichen Gesellschaft sein kann, versteht sich von selbst; dem ungeachtet hört man selten von Vergehungen, und die Wachsamkeit der hiesgen Behörden läßt höchst selten einen Uebertreter der Gesetze entkommen.

Der Leuchtthurm auf Dessert-Rock, an der Küste von Maine.

(Taf. 25 b.)

Noch immer wehete der Südwind, als wir nach langweiligem Laviren so glücklich waren, den Hafen und die Bay von Penobscott verlassen und Fox-Island doubliren zu können. In See angelangt war uns dieser Wind um so günstiger, als unser Kurs nach der Passamaquoddy-Bay nordöstlich gerichtet war. — Auf unserm Fahrzeug war wenig Bequemlichkeit zu finden; der Raum war durch leere Tonnen beschränkt, in denen die Ausbeute unseres Fischzuges heimgebracht werden sollte; die Provisionen waren Stockfisch und wieder Stockfisch mit dürren Maiskuchen, und das Getränk nichts als Wasser mit Syrup vermischt, denn unser Schiffer gehörte mit seinen drei Leuten einer Mäßigkeitsgesellschaft an. Wir segelten längs der zerrissenen, mit tiefen Buchten durchschnittenen Küste, vor welcher sich Inseln an Inseln drängte, die nur durch schmale Kanäle von einander geschieden werden, und genossen vom Deck aus fortwährend die herrliche Ansicht des dunkel bewaldeten Landes, wo nur selten ein gelichteter Flecken, oder der durch Gehölz aufsteigende Rauch das Vorhandensein kleiner Ansiedelungen vermuthen ließ. Gegen Mittag setzte der Wind nach Morgen um, bließ immer frischer und ging endlich in eine ziemlich heftige Kühlte über, die mit Sonnenuntergang noch einige Kompaßstriche nach Norden abbog. Der Himmel hatte sich ziemlich grau und gleich gemacht, die See ging hohl und tief, bleifarben kamen die gestreckten Wellen einhergerollt und schlugen fortwährend über unserm Bug zusammen, so daß wir uns auf eine ziemlich unruhige Nacht gefaßt machten. Unser Schiffer suchte die hohe See zu erreichen; ein dumpfes Sausen aber, das kräuselnd über die Wellen zog und den nahen Ausbruch eines heftigen Sturmes vermuthen ließ, veranlaßte ihn bald, sich näher zur Küste zu halten, um in einer der zahllosen Buchten Schutz vor dem herannahenden Unwetter zu finden. Wir waren sechs Meilen vom Lande entfernt, das bei der Dunkelheit der anbrechenden Nacht nur in seinen grotesken Umrissen noch kenntlich war, und suchten lavirend uns demselben zu nähern, um Blue-Hill- oder Frenchmans Bay erreichen zu können, die einzigen Punkte, die uns in dieser Gegend Schutz gewähren konnten, und ziemlich lebhaft war der Streit zwischen unserm Schiffer und seinen Gehülfen, die steif und fest behaupteten, die letztgenannte Bay schon überwettert zu haben. An Ruhe unter Verdeck war nicht zu denken, auch war das Dröhnen und der Dunst im kleinen Raume nicht auszuhalten, und wir beschlossen, in unsere wasserdichten Biberröcke gehüllt, mit unserm sogenannten Kapitän und seinen Leuten auf Deck zu bleiben, und fest an die Wandtauen angeklammert, stehenden Fußes zu übernachten. Unsere Lage oder vielmehr Stellung war keineswegs beneidenswerth. Die Segel waren alle, bis auf das doppelt gereefte Jib, festgeschlagen, die nach dem Raume und der kleinen Kajüte führenden Caps sorgfältig geschlossen; der sich immer mehr verstärkende Sturm warf unsern armen Schooner wie einen Fangball umher, und die einander jagenden Wellen ließen uns mehr unter Wasser, als auf den Fluthen segeln. Der Mann am Helm war festgebunden worden, um nicht über Bord geschlagen zu werden, und ängstlich lugten wir alle nach dem Lande, — da durchdrang plötzlich wie Donnerklang des

Digitized by Google

Schiffers Stimme das Heulen des Sturmes: „Helm im Lee!“ und „Backen!“ und daß er selbst nicht unthätig war, seinen eigenen Befehl mit ausznführen, bewies am deutlichsten ein lebhafter Stoß, der unser Fahrzeug in allen seinen Fugen durchschütterte und uns fast eine Minute lang unter Wasser vergrub. Wir glaubten das Schiff gekantert, denn wir zappelten mit den Beinen im Wasser, und nur die krampfhaft um die Taue geschlossenen Hände retteten uns diesmal vom Ertrinken; ein paarmal noch wurden wir herumgeschleudert, ehe wir wieder festen Grund unter unsern Füßen fühlten; stöhnend erhob sich der Schooner aus den Wellen, und sauste nun mit wenig Ellen Linnen, wie unter vollen Segeln dahin, nach Süden zu, woher wir gekommen. Die Abtrift und der Sturm hatten uns der Küste näher geführt, als wir vermuthet hatten, — noch eine Minute und unser Fahrzeug wäre an den Granitfelsen zerschellt gewesen, die sich hier von 30—50 Fuß steil aus dem Meere erheben. Kaum zehn Minuten später ertönte dasselbe Geschrei, wiederum wurden wir halb ertränkt, und suchten uns lavirend dem Sturm so viel als möglich entgegen zu halten. Im S.S.O. schimmerte ein Licht, ein treuer Warner; im Norden drohete uns das felsige Ufer mit Untergang! Es war eine traurige Nacht, — alle fünf Minuten mußte das Fahrzeug herumgelegt werden, und alle fünf Minuten kühlte uns ein neues Sturzbad, wahrlich selbst im August keine besondere Erqbhlichkeit. Das Licht im Süden, dem wir bei jedem zweiten Wenden immer näher kamen, und das uns öfters durch das Aubonnern der Wellen fast ganz verdeckt war, gab uns den Zeitpunkt des Lavirens an; mit Sehnsucht erwarteten wir den Anbruch des Tages, mit welchem auch die Heftigkeit des Sturmes nachließ, obgleich die See noch ausnehmend hoch ging. Jetzt erkannte der Schiffer unsere Lage; — wir waren die ganze Nacht im Eingang von Frenchmans-Bay, zwischen Point Scodic und Dessert-Rock, auf welchem ein Leuchtthurm errichtet ist, an einem der gefährlichsten Punkte der Küste von Main gekreuzt, hatten mehr unfreiwillige Seebäder nehmen müssen, als irgend ein Arzt für die langwierigste Kur verschreibt, und wie wir, sehnte sich auch unser Schiffer und seine Gehülfen nach Ruhe; wir liefen in eine kleine, hinter Dessert-Rock sich öffnende Bucht ein, und lagen daselbst zwei Tage, um die Nachwehen des Sturmes auszuwettern.

Geschichten von Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel. † 1524.

Pierre du Terrail, gewöhnlich der Ritter Bayard genannt, war der Sohn eines Edelmanns, der ein Schloß und ein mäßiges Gütchen in der Dauphiné besaß. Die Heldentugend schien erblich in diesem Geschlechte zu sein, denn Großvater und Urgroßvater des Ritters hatten ihr Leben auf dem Schlachtfelde geendigt. Auch Bayard, ein starker muthiger Knabe, wiewohl fast immer von magerem und blassem Ansehen, kannte von Jugend auf kein größeres Vergnügen, als wilde Pferde zu tummeln, und keinen größeren Ehrgeiz, als der Bravste unter seines Gleichen genannt zu werden. Im fünfzehnten Jahre nahm ihn sein Oheim, der Bischof von Grenoble, zu sich, und ließ ihn in den Wissenschaften unterrichten. In seinen Freistunden waren wieder Reiten und Fechten seine einzige Erholung.

Nach einigen Jahren treuen Fleißes brachte ihn sein Oheim als Pagen an den Savopischen Hof. Er war noch nicht lange in Chambry, als er schon wegen seiner ungemeinen Geschicklichkeit in Reiterkämpfen berühmt zu werden anfing. Bald darauf besuchte König Karl VIII. von Frankreich den Herzog von Savoyen, und da er ein Freund von solchen Künsten war, so ward ihm der junge Bayard bald bekannt, ja er mußte einmal zwei Stunden lang auf einer Wiese Carousseln reiten, worau sich der König gar nicht müde sehen konnte, sondern ausrief: „Piquez, piquez encore une fois!“

Der Graf von Ligny, Karls Günstling, glaubte dem König dadurch zu schmeicheln, daß er den herrlichen Pagen in seine Dienste nahm, und so kam Bayard nach Lyon. Hier wollte während der Anwesenheit des Königs ein Edelmann aus Bourgogne, Herr von Baubrey, seine Stärke zeigen, und bat den König um Erlaubniß, mit der Lanze, dem Schwerte und der Streitart eine Probe ablegen zu dürfen, und als er sie erhalten hatte, stellte er an einem öffentlichen Platze seinen Schild aus, und forderte jeden waffenkundigen Edelmann heraus, sich mit ihm zu messen. Die stärksten Kämpfer meldeten sich, doch als auch der blasse, kaum achtzehnjährige Bayard seinen Namen aufschreiben lassen wollte, trug man Bedenken, einen so schwächlich scheinenden Jüngling zuzulassen. Aber der König, ein Freund kühner Unternehmungen, munterte ihn selbst dazu auf, und siehe, als das Turnier begann, und nach und nach die Stärksten besiegt waren, bekämpfte der schlanke Page jenen Riesen mit solcher Geschicklichkeit, daß ihm lauter Beifall zugerufen ward. Die Verwunderung vermehrte sich, als die Kämpfer zuletzt nach der Sitte, mit aufgezogenem Visier vor den Damen vorüberritten, und des Siegers jugendliches und kränkliches scheinendes Antlitz sichtbar ward. Der König nahm ihn nun förmlich in seine Dienste, schenkte ihm ein Pferd aus seinem Stalle und etwas Reisegeld, und wies ihm einen Platz in einer Gensd'armencompagnie an, welche zu Aire in Artois stand.

Auch hier verbreitete sich bald der Ruf seiner Tapferkeit, den er noch dadurch vermehrte, daß er unter den Edelleuten in Aire und den benachbarten Garnisonen kleine Turniere anschrieb, in denen er gewöhnlich den Preis davon trug. Sein erster Kriegszug war derjenige, den Karl VIII. im Jahre 1494 nach Italien unternahm, um Neapel zu erobern. In dem dabei vorgefallenen Treffen wurden dem fast allzukühnen Bayard zwei Pferde unter dem Leibe getödtet. Er selbst focht

Digitized by Google

hier zum ersten Mal unter den Augen des trefflichen Ritters von Ars, dessen Feldherrnklugheit und Tapferkeit damals in aller Munde lebte. Auch den Feldzug von 1499 zur Eroberung Mailands machten Beide mit. Als im folgenden Jahre die Mailänder das französische Joch wieder abwarfen, und ihren Herzog Ludwig Moro zurückriefen, und der Marschall la Tremouille das Land noch einmal erobern mußte, zeichnete sich bei diesem zweiten Eroberungszuge Bayard ebenfalls aus. Hier nur ein Zug von seinem an Verwegenheit gränzenden Heldenmuth.

Er hatte erfahren, daß 300 Mann von Ludwig Moro's Truppen, unter der Anführung des braven Hauptmanns Cajazzo, in Binasco lägen, einem Flecken etwa anderthalb Stunden von Mailand. Sogleich besprach er sich mit etwa fünfzig seiner Kameraden, die seines Sinnes waren, und sie erhielten die Erlaubniß, ohne Anführer nach Binasco zu reiten, und gegen die 300 Italiener ihr Heil versuchen zu dürfen. Cajazzo, der von ihrem Anschlage Nachricht erhielt, rückte ihnen entgegen, und der fürchterlichste Kampf begann. Endlich sammelte Cajazzo seine Leute, und zog sich ermüdet zurück. Da erst ward Bayard gewahr, daß sie sich kaum noch eine halbe Stunde von Mailand befänden. „Halloh!“ rief er, „meine Freunde, meine Kameraden! der Sieg ist unser!“ und sogleich griffen Alle die Italiener noch einmal an, die sich indessen aufs Neue geordnet hatten. Auch diesen Angriff hielten Cajazzo's Truppen nicht lange aus, vielmehr suchte sich jeder, dessen Pferd noch Kraft genug zum Laufen hatte, in die Stadt zu retten. Vergebens rief der brave Cajazzo sie zum Stehen auf, der Tumult ward allgemein, und Italiener wie Franzosen stürzten im bunten Gewühl auf das Thor zu. Erst dicht vor dem Schlagbaume machten die letztern Halt, und der flegestrunkene Bayard ritt mit hinein, und besann sich nicht eher, als bis er vor dem fürstlichen Schlosse stand. Hier starrte er wie bezaubert vor sich hin, und in Gefahr, von Bürgern, Soldaten und Weibern mit Steinen todtgeworfen zu werden, sah er keinen andern Ausweg, als sich Cajazzo zu ergeben. Doch dieser räumte ihm achtungsvoll seine Wohnung ein, und lud ihn zum Abendessen beim Herzog, der aus seinem Fenster den ungleichen Kampf des kühnen Ritters mit angesehen hatte.

„Herr Ritter,“ redete Ludwig Moro ihn an, „was hat Euch hierher gebracht?“ — „Die Lust zu siegen!“ antwortete Bayard. — „Aber glaubtet Ihr denn, Mailand allein einzunehmen?“ — „Nein, gnädiger Herr, ich glaubte mich von meinen Kameraden begleitet.“ — „Auch mit diesen wäre ja das nimmermehr möglich gewesen.“ — „Es ist wahr,“ sagte Bayard bescheiden, „auch sind sie klüger gewesen, als ich, und dafür sind sie frei und ich gefangen. Doch immerhin, ich bin ja der Gefangene des braustenden und großmüthigsten Mannes.“ — Der Herzog erkundigte sich darauf in einem etwas verächtlichen Tone nach der Stärke des französischen Heeres. „Wir zählen unsere Leute nicht,“ antwortete Bayard. „Allein, was ich Euch sagen kann, ist, daß die Soldaten meines Herrn lauter ausgesuchte Leute sind, vor welchen die Eurigen nicht Stand halten werden.“ — Der Herzog versetzte darauf etwas empfindlich, der Ausgang werde in Kurzem das Gegentheil zeigen. — „Wollte Gott,“ rief Bayard, „es käme morgen zur Schlacht, und ich wäre frei!“ — „Ihr seid es,“ entgegnete der Herzog, „ich liebe Euren Muth und Eure Standhaftigkeit, und bewillige Euch gern Alles, was ihr noch sonst von mir verlangen wollt.“ Durchdrungen von dieser unerwarteten Güte warf sich Bayard zu Moro's Füßen, bat, ihm in Erwägung seiner Ritterehre seine stolzen Antworten zu verzeihen, gelobte ewige Dankbarkeit, und verlangte nichts als sein Pferd und seine Waffen. Cajazzo ließ Beides auf der Stelle holen, worauf der Ritter sich empfahl, vor Ludwigs Fenster noch eine Lanze brach, und dann nach kurzem Gruße lustig zum Thore hinausritt. Wenige Tage nachher endigte des Herzogs Gefangenschaft den Krieg.

Im folgenden Jahre begleiteten die beiden treuen Waffenbrüder, Ars und Bayard, den Grafen von Ligny zum Heere des Generals d'Aubigny nach Neapel. Der Feldzug würde so schlimm nicht geendigt haben, wenn der französische Heerführer nur ein Mann von der Einsicht und Entschlossenheit jener beiden Ritter gewesen wäre. Auch aus diesem Kriege theilen wir von vielen trefflichen Zügen, die Bayards Geist bezeichnen, einige mit.

Ludwig von Ars ritt mit siebenzig Mann nach Biscaglia, und hoffte mit Hülfe der Stadt, die ihm ergeben war, auch die Burg jenseits derselben zu erobern, die sich noch herzhaft vertheidigte. Die Spanier thaten einen Ausfall, und streckten auch von den Wällen her mit ihrem Geschütz viele Franzosen nieder, so daß aller Anschein da war, sie würden die Sieger bleiben. Das besonnruhigte die Bürger in der Stadt, und schnell traten sie wieder zu der Partei der Stärkeren und hieben von hinten auf die Franzosen ein. Bayard, dem sein Freund zu lange ausblieb, schöpfte Verdacht, und ritt ihm mit vierzig Gensd'armen und eben so vielen Schützen nach. Er war der erste in der Stadt, hieb sich durch das Volksgedränge einen Weg, und stellte sich seinem Freunde Ars an die Seite, der sich schon für verloren gehalten hatte, aber jetzt, bei Bayards Anblick, wieder Athem schöpfte. Drei Stunden schlugen sich die beiden Helden an der Spitze ihrer braven Kameraden herum; ihre Rüstung war allenthalben zerhauen, und ihre Schwerter, voller Scharten, waren nur noch durch ihre Schwere furchtbar. Eine dritte Schaar französischer Truppen gab dem wilden Gefecht zuletzt den Ausschlag, und die wackern Kämpfer kamen bis zum Tode erschöpft in's Lager zurück.

Wenige Tage darauf gab d'Aubigny unserm Ritter die Führung einer halben Compagnie Gensd'armen, und ließ mit derselben Monervino besetzen. Hier gab es nicht viel zu thun, er machte daher allerhand kleine Streifereien. Auf einer derselben bekam er den Hauptmann Alonzo de Soto-Mayor, einen nahen Verwandten des spanischen Generals Gonsalvo gefangen. Er

Digitized by Google

behandelte ihn eben so edel, wie er selbst einst von Cajazzo behandelt worden war, gab ihm ein Zimmer im Schlosse, und verlangte keine andere Sicherheit von ihm, als sein Wort. Doch dies war dem Spanier eben so wenig als seinem König heilig; vielmehr benutzte er diese Gelegenheit, zu entfliehen. Zum Glück bemerkte es Bayard schnell, ließ ihm nachsetzen, bekam ihn wieder, und brachte ihn nun in engern Gewahrsam. Endlich kam sein Lösegeld, welches auf tausend Thaler bestimmt war, an. Man setzte ihn in Freiheit, und damit er nicht glauben sollte, man habe ihn aus Eigennutz so fest gehalten, vertheilte Bayard vor seinen Augen die ganze Summe unter die Offiziere und Soldaten seiner kleinen Schaar. Bei seiner Zurückkunft verbreitete Alonzo, er sei von den Franzosen nicht wie ein Kriegsgefangener, sondern wie ein Verbrecher behandelt worden. Bayard, der sich durch diesen Vorwurf an seiner Ehre gekränkt glaubte, bat seinen Befehlshaber um Erlaubniß, den Spanier fordern zu dürfen. Alonzo, der bei seinen Landsleuten im Ruf des tapfersten Offiziers stand, nahm die Ausforderung an, unterlag aber im Zweikampf, und ward getödtet.

Bei Gelegenheit einer andern Streiferei erfuhr Bayard, daß ein Wagen mit Geld an den spanischen Heerführer unterwegs war, und vier Meilen von Monervino vorbeikommen werde. Sogleich legte er sich mit zwanzig tüchtigen Reitern zwischen zwei Felsen in den Hinterhalt, und zur Vorsicht schickte er fünfundzwanzig andere Leute, unter der Anführung seines wackeren Kameraden Tardieu, auf einen Seitenweg, den der Wagen gleichfalls einschlagen konnte. Zufällig kam der letztere da vorbei, wo Bayard selbst auf der Lauer stand. Mit dem Kriegsgeschrei: „Frankreich! Hau ein!“ brachen seine Reiter plötzlich hervor, die erschrockene Begleitung ergriff die Flucht, und der Kriegszahlmeister mit fünfzehntausend Dukaten fiel glücklich in Bayards Hände. Eben als das Geld auf den Tisch geschüttet ward, kam Tardieu dazu, und verlangte mit Ungestüm die Hälfte. „Mit nichten,“ sagte Bayard, den dieser Ungestüm aufbrachte, „der Fang ist mein, ich bin Befehlshaber von Monervino!“ Tardieu ging trotzig fort, und brachte die Sache an den General. Dieser trat auf Bayards Seite. Nur noch einige Augenblicke blieb Tardieu von seiner Hitze verblendet, dann dachte er an seines Freundes Uneigennützigkeit, und fand von selbst den Grund des scheinbar selbstsüchtigen Betragens desselben. Er ging zu ihm, und bereuete sein grobes Auffahren. „Was verschlägt mir's,“ fügte er noch hinzu, „ob du die Dukaten hast, oder ich; bist du doch mein Freund, und so lange ich bei dir bin, wird mir's am Nöthigen nicht fehlen!“ — „Bewahre mich Gott,“ versetzte Bayard, „daß ich um solchen Bettels willen einen braven Mann kränken sollte. Hier ist das Geld, nimm die Hälfte. Freiwillig und mit Freude geb' ich dir, was du mit Gewalt nie von mir erhalten haben würdest.“ Hierauf rief er die Besatzung zusammen, und vertheilte die ihm übrig gebliebenen 7500 Dukaten unter dieselbe, vor den Augen des erstaunten Kriegszahlmeisters, der sich nur einen Theil der Summe wünschte, um sich loskaufen zu können. Aber der Ritter hörte seinen Wunsch nicht sobald, als er ihn ohne Lösegeld frei ließ, ja ihn sogar in Begleitung eines Trompeters zu dem spanischen General nach Barletta schickte.

Bald darauf kam die traurige Zeit, da das französische Heer, zum Theil durch die schlechten Maßregeln des Feldherrn d'Aubigny, der spanischen Uebermacht weichen mußte. Bei dem Rückzuge hatte Bayard das schwerste Geschäft, die Deckung des Nachtrabes, übernommen. Hier that er Wunder der Tapferkeit. Er allein vertheidigte einmal eine halbe Stunde lang, wie Horatius Cocles, eine Brücke gegen eine ganze Schaar von Feinden. Zuletzt wurde er in einen Graben gedrängt, und mußte sich ergeben. Als die übrigen Franzosen in Sicherheit waren, und die braven Reiter ihren Anführer vermißten, rief einer von ihnen, Namens Guiffray, ein Edelmann aus der Dauphiné, Bayards Freund und Nachbar: „Kameraden, wer folgt mir? Ich muß wissen, wo Bayard geblieben ist, und sollte es mein Leben kosten!“ Alle saßen sogleich wieder auf und ritten zu den Spaniern zurück; die sich sogleich wieder in Schlachtordnung stellten. Als Bayard, der noch unbekannt mitten unter ihnen hinritt, die Franzosen ankommen sah, riß er in einem Nu seinen Nachbar vom Pferde, rang ihm den Degen aus der Hand, hieb um sich und rief: „Haut ein! Haut ein! Bayard, Bayard, den die Feinde fahren lassen!“ Mit Schrecken vernahmen diese, daß ihr Gefangener der berühmte Bayard sei, und die Verzweiflung trieb sie an, Alles daran zu setzen, um ihn wieder zu erhalten. Allein wer konnte diesem Löwen ankommen? Nach einem blutigen Gemetzel brachten ihn seine treuen Gefährten glücklich wieder in's Lager zurück, wo sie mit Dank und Freudenthränen bewillkommt wurden.

Als Bayard aus dem Kriege nach Frankreich heimkehrte, erhielt er zum Lohn für die bewiesene Tapferkeit die Stelle eines königlichen Stallmeisters, nebst der Anwartschaft auf die erste Compagnie Gensd'armen, welche eröffnet werden würde. Sein Ruf hob ihn indeß weit über seinen Rang hinaus. Als bald nach seiner Zurückkunft die Könige von Frankreich und Spanien eine persönliche Zusammenkunft zu Saenna hielten, brachte jeder in seinem Gefolge die Helden mit, auf die er sich am meisten zu Gute that. Ludwig XII. hatte die Höflichkeit, den berühmten Gonsalvo von Cordova in Person zu besuchen, und Ferdinand von Spanien, der ihm an Artigkeit nicht nachstehen wollte, ging darauf gleichfalls zu den vornehmsten französischen Offizieren herum. Vor Allen fragte er nach dem Ritter Bayard. Ludwig führte ihn zu ihm. Sie fanden ihn bei seinem Freunde Ars. Nachdem Ferdinand ihm einige verbindliche Worte gesagt hatte, wandte er sich an Ludwig und sagte: „Herr Bruder, glücklich ist der Fürst, der solche Ritter hält!“

Nach einer ziemlich langen Rast bekamen die muthigen Helden wieder in Italien zu thun, als Ludwig

Digitized by Google

XII. gegen die Venetianer ſich in die Ligue von Cambray einließ. Nach der Beendigung dieſes Feldzugs nahm bekanntlich die heilige Ligue ihren Anfang. Um dem Papſte zuzuſetzen, ſchickte Ludwig XII. dem Herzoge von Ferrara, der auch mit demſelben im Kriege begriffen war, eine Schaar zu Hülfe, unter welcher ſich Bayard befand. Wir wiſſen, daß Julius II. ſeine Truppen in Perſon anführte, und dies machte dem Ritter eine unbezwingliche Luſt, ihm ſelber einen Hinterhalt zu legen. Faſt hätte er ihn auch gefangen bekommen, wenn nicht ſeine ungeſtümen Gensd'armen ihren Hinterhalt wider ſeinen Willen zu früh verlaſſen hätten. So aber kam der Papſt noch mit genauer Noth in ſein feſtes Schloß, deſſen Zugbrücke er, als er darüber weg war, mit eigener Hand in die Höhe ziehen half. Bayards Verdruß darüber war nicht gering.

Aber etwas mehr als Verdruß empfand er bei folgender Gelegenheit. Der Papſt, der mit dem Herzog von Ferrara bald fertig zu werden hoffte, wenn er ihn nur von den Franzoſen, und beſonders von dem heilloſen Bayard, trennen könnte, der ihm alle Tage mehr Abbruch that, ſchickte einen Boten an den Herzog, durch den er ihm Frieden und eine ſeiner Nichten zur Gemahlin anbieten ließ, wenn er nur die wenigen Franzoſen unerwartet aufheben und ſie ihm insgeſammt ausliefern wollte. Der Herzog antwortete, er wolle die Sache überlegen, und ihm bald Antwort bringen, bis dahin ſolle der Bote in ſeinem Schloſſe warten. Mit dieſen Worten ſchloß er ihn ein, und ging zu Bayard. „Iſt es möglich, gnädiger Herr!“ rief dieſer voll Erſtaunen, als er den päpſtlichen Antrag vernahm. — „Glaubt Ihr,“ ich werde Euch belügen?“ fragte der Herzog. — „Nein, gnädiger Herr,“ entgegnete Bayard, „aber ich bin von Abſchen ergriffen, und wage es nicht, dergleichen von einem Pabſte zu glauben.“ Nach kurzem Geſpräch verließ ihn der Herzog wieder, mit dem Verſprechen, ſich und ſeine Freunde rächen zu wollen. Er hatte den Boten ſogleich durchſchaut, und brachte ihn durch anſehnliche Verſprechungen dahin, daß er ihm gelobte, in acht Tagen ſolle der Papſt vergiftet ſein. Vergnügt über dieſes gelungene Geſchäft, theilte er dem edlen Bayard ſogleich ſeine Hoffnungen mit, fand aber bei ihm nicht die erwartete Aufnahme. Bayard erſchrak faſt heftiger als das erſte Mal, und als ihm der Herzog vorſtellte, daß er ja weiter nichts als das Recht der Wiedervergeltung übe, erklärte er ſich dagegen unverhohlen, daß er es für eine Verſündigung an Gott erkenne, und daß er ſelber den Papſt warnen wolle, wenn der Herzog kein Mittel mehr wiſſe, den Vertrag zu widerrufen. Zum Glück war der Bote noch nicht fortgeſchickt, daher ſagte der Herzog: „Was mich betrifft, ſo habe ich kein ſo zartes Gewiſſen, aber mein Entwurf ſoll ohne alle Folgen bleiben, wenn Ihr ihn mißbilligt. Es wird indeß uns Beide gereuen!“ — „Davor wird uns Gott bewahren!“ rief Bayard. — So ward denn der Auftrag zurückgenommen, und der Papſt verdankte grade dem das Leben, dem er nachgeſtellt hatte.

Bald darauf übernahm der junge Held, Chaſton von Foix, Herzog von Nemours, die Führung der franzöſiſchen Truppen im Mailändiſchen, und zu ihm ſtieß nun Bayard, den die Aehnlichkeit ſeiner Geſinnungen bald mit jenem befreundete. Sie gingen auf die Venetianer los, eroberten das Schloß von Brescia, und wollten von demſelben aus auch die Stadt beſtürmen. Bei dieſer Gelegenheit fand Bayard für gut, ſeine Leute abſitzen zu laſſen, und um ihnen Muth zu machen, ging er ſelbſt voraus, und führte ſie zu Fuße an. Der Herzog bemerkte dies nicht ſobald, als er auf ihn zuritt, und ihn dringend bat, ſich nicht ſo ſehr auszuſetzen. „Mein General,“ antwortete Bayard, „meine Gensd'armen, die ſich derſelben Gefahr ausſetzen, ſind von eben dem Schlage als ich; mir haben immer zuſammen gefochten, und als ihr Anführer muß ich an ihrer Spitze ſein.“ Die Belagerten unterhielten ein fürchterliches Feuer, und behaupteten außerdem noch ihre Verſchanzungen mit Streitaxt, Schwert und Lanze. Mit geſenktem Haupte rannte Bayard auf die erſte Schanze los. „Auf Kinder!“ rief er, „ſie vertheidigen ſich gut, aber ſchlagen müſſen wir ſie doch!“ Und als er ſah, daß ſie wichen, ſtieß er mit ſeiner Lanze noch den nächſten nieder, und ſchrie: „Hinein! hinein!“ Seine Leute, die ihn mitten unter den Feinden fechten ſahen, ſtürmten ihm nach. Auf einmal ſahen ſie ſeinen Arm gehemmt. Ein wüthender Lanzenſtoß in den Oberſchenkel, der ſo tief ging, daß das Eiſen und ein Stück vom Holze ſitzen blieb, machte ihn unfähig, ſich länger aufrecht zu erhalten. Er rief dem Hauptmann Molart, ſeinem Freunde, zu: „Bruder, führe dieſe Leute hier, und bekümmere dich weiter nicht um mich!“ Einige Schützen trugen ihn hierauf aus dem Getümmel, legten ihn auf die Erde, und zogen die abgebrochene Lanzenſpitze aus der Wunde. Ohnmächtig ward er in's Schloß zurückgebracht. Die Franzoſen wurden wüthend, als ſie hörten, er ſei gefallen. Sie gaben nun keinen Pardon mehr, und metzelten ſo lange, bis nichts mehr widerſtand, und die Stadt erobert war. Dann zog das Heer in dieſelbe ein, und Jeder machte ſich Quartier, wo es ihm gefiel.

Auch Bayard wünſchte in der Stadt zu liegen. Sogleich hoben die Soldaten im Schloſſe, die ihn bewachten, eine Stubenthür aus, und machten ſie zur Bahre für den Verwundeten. Sie trugen ihn in eins der ſchönſten Häuſer der Stadt. Nach langem Klopfen öffnete eine Dame, zitternd und in Thränen gebadet, die Thür, und ließ ſie ein. Bayard, der ihre Angſt bemerkte, ſagte: „Kinder, bewacht mir dies Haus, daß nirgends ein Schade geſchieht. Euern Antheil an der Beute will ich Euch ſchon erſetzen.“ Nachdem man ihn auf ein prächtiges Bett gelegt hatte, warf ſich die noch immer troſtloſe Wirthin vor ihm auf die Knie, und bat ihn mit tauſend Thränen, nur ſie, ihren Gemahl und ihre Töchter vor der Wuth der Sieger zu ſchützen, und dafür ihr ganzes Vermögen in Beſitz zu nehmen, worauf er nach dem Rechte des Krieges Anſprüche habe. „Gute Frau,“ erwiederte der Ritter, „ich

Digitized by Google

1846 26

Digitized by Google

wollte, ich könnte die ganze Stadt retten. Ich weiß nicht, ob ich von meiner Wunde genesen werde, aber darauf könnt Ihr rechnen, daß, so lange ich lebe, Eure Güter und die Ehre Eurer Töchter ungefährdet sein sollen. Laßt doch die Kinder kommen!“ Man holte sie aus dem Winkel eines Heubodens vor, und zugleich mußten zwei von Bayards Schützen fort, um auch den Vater aufzusuchen, der sich in ein Kloster geflüchtet hatte. Wie dankte der Unglückliche dem Himmel, als er sein Haus so wohl berathen sah. Denn fast war es das einzige in der Stadt, das nicht von Wehklagen und Angstgeschrei wiederhallte, und von den zügellosen Ausschweifungen der Soldaten verschont blieb. Ungeachtet der Herzog von Nemours in allen Straßen umherritt, so konnte er doch die wilden Leidenschaften der Sieger nicht hemmen. Erst als jede Lust gebüßt, und fast nichts zu plündern mehr übrig war, ließen sie sich willig wieder in Reih und Glied stellen. Ehe die Häuser bezogen werden konnten, mußten erst die Ermordeten herausgezogen und begraben werden, und da fand sich eine Anzahl von beinahe zwanzig Tausenden! Nur was sich in die Kirchen gerettet hatte, war verschont geblieben.

Der Herzog von Nemours besuchte den kranken Bayard gleich am folgenden Tage, und machte ihm ein Geschenk von achthundert Thalern, als einen kleinen Antheil an der Beute, deren er durch seine Wunde verlustig gegangen war. Kaum war er weg, so schenkte der Ritter das Geld den beiden Schützen, die sein Haus bewachten, und die aus Liebe zu ihm sich gleichfalls der Beute beraubt hatten. Ungeachtet der Großmuth, die er bisher seinen Wirthen bewiesen hatte, konnten diese doch nicht die Besorgniß unterdrücken, daß ein so armer Offizier bei seinem Abschiede noch eine Brandschatzung einfordern möchte, die ihre Kräfte überstiege. Sie wurden dazu einigermaßen durch die Unersättlichkeit anderer Offiziere berechtigt, die zuletzt gar das Hausgeräth ihrer Wirthe verkauft hatten, um Geld zu bekommen. In dieser Ungewißheit entschlossen sie sich, ihrem Gaste lieber durch ein freiwilliges Geschenk zuvor zu kommen, und so überreichte ihm denn die Frau vom Hause am Morgen des Abschiedstages ein Kästchen mit Gold, welches sie mit den verbindlichsten und rührendsten Ausdrücken begleitete. Der Ritter sah es lächelnd an, und fragte, wie viel darin sei? „Gnädiger Herr,“ antwortete die Dame verlegen, „es sind nur zweitausend fünfhundert Dukaten. Ihr verdient unendlich mehr, und wir wollen gern unser Aeußerstes thun, um Euch zu genügen.“ Bayard dankte ihnen herzlich, und versicherte ihnen, daß die Pflege, die er in ihrem Hause gefunden, ein weit größeres Geschenk sei, das ihn zu ihrem ewigen Schuldner machen werde. Als endlich kein Sträuben half, und er doch das Kästchen annehmen mußte, bat er um die Erlaubniß, von ihren Töchtern Abschied nehmen zu dürfen. Sie kamen herbei. Er dankte ihnen für die Theilnahme, die sie ihm während seiner Krankheit bewiesen hätten, drang jeder von ihnen eine Aussteuer von tausend Dukaten auf, und übergab ihnen die noch übrigen fünfhundert zur Vertheilung unter die armen Nonnen der Stadt, welche mit ausgeplündert worden waren. Eben als Aller Augen von Thränen des Danks und der Freude glänzten, trat d'Aubigny herein, den Ritter abzuholen. Als er die Ursache dieser Rührung hörte, sagte er ruhig: „Ja, ja, das ist so seine Art!“ und diese Gleichgültigkeit war ein größerer Lobspruch für Bayard, als die lauteste Bewunderung von ganz Brescia.

Von dieser Stadt ging er in das Lager vor Ravenna, und wohnte der unglücklichen Schlacht bei, in der die Franzosen, wie wir wissen, zwar siegten, aber ihren trefflichen Anführer, den Herzog von Nemours, einbüßten. Bald darauf ging ganz Mailand verloren, die Truppen wurden zurückgezogen, und gegen die Einfälle der Spanier, Engländer und Deutschen gebraucht. So diente unser Held zuerst in Navarra, dann in Artois, und legte überall so viel Ehre ein, als von dem Rufe seines Namens zu erwarten war.

Noch immer hatte er's indessen nicht weiter, als bis zur Anführung einer Reiterkompagnie gebracht, deren Einkünfte er noch dazu dem Herzog von Lothringen ablassen mußte; Ludwig XII. gab ihm zwar gegen das Ende seines Lebens den Titel eines Generallieutenants der Dauphiné, aber gleichfalls ohne Gehalt. Den letztern fügte erst Franz I. hinzu, der überhaupt bei seinem Regierungsantritt den bescheidenen Bayard mehr hervorzog, und sich in seinem ersten Feldzuge nach Italien seines Rathes vorzüglich bediente.

Diesem jungen Könige verschaffte die zweitägige Schlacht bei Marignano den Besitz von Mailand wieder. Am Abend des ersten Tages war Bayards Rüstung ganz durchlöchert, und zuletzt bekam auch sein Pferd einen Hieb, durch den es seine eiserne Kopfbedeckung sammt dem Gebiß verlor. Das freigewordene Thier, wild gemacht durch die Wunde, trug seinen Herrn nun unaufhaltsam mitten in einen schweizerischen Schlachthaufen hinein, wo er seinen Tod vor Augen sah, ohne ihm entfliehen zu können. Aber das Glück wollte es, daß man ihn nicht erkannte, und dies war um so leichter, da es schon ganz finster geworden war. Endlich stand sein Pferd, nahe bei den Schweizern, unter einem breitastigen Baume still, der nach italienischer Sitte mit Weinreben umwunden war. Er stieg vorsichtig ab, warf die schwere Rüstung von sich, ließ das müde Pferd stehen, und schlich leise nach der Seite hin, wo er seine Landsleute vermuthete. Wenn er ein Rasseln hörte, warf er sich nieder, und kroch auf den Händen fort. Nachdem er sich so im Finstern mehrere Stunden lang durch Gräben, Sümpfe und Gesträuch mühsam durchgearbeitet hatte, hörte er endlich zu seiner Freude in einiger Entfernung „Frankreich!“ rufen. Das verdoppelte seine Anstrengung, bis er zuletzt ganz erschöpft bei den französischen Vorposten ankam. Der Herzog von Lothringen schenkte ihm sogleich ein Pferd, Andere brachten ihm Waffen, und nach einigen Stunden erquickenden Schlafes war er wieder einer der Ersten im Steigbügel.

Digitized by Google

Dieser zweite Tag entschied erst, wie oben gesagt ist, die Schlacht. Der junge König war so freudetrunken über diesen ersten Sieg, und der herrliche Anblick so vieler Krieger, die für ihn und an seiner Seite so muthig gekämpft hatten, hatte etwas so Erhabenes und Begeisterndes für ihn, daß er in eine Art von poetischer Stimmung gerieth, und nach vielen Danksagungen gegen seine Offiziere das Verlangen äußerte, hier auf dem Schlachtfelde in ihrem Kreise nach alter Art zum Ritter geschlagen zu werden. Darauf wandte er sich an Bayard, und sagte: „Ich kenne keinen in dem Heere, der so allgemein geschätzt würde, als dieser Ritter; ich will die öffentliche Stimme in ihm ehren. Ja, Bayard, lieber Freund, von Eurer Hand will ich denn zum Ritter geschlagen werden, weil derjenige, der sich in so vielen Schlachten und Stürmen immer als einen vollkommenen Ritter gezeigt hat, am meisten dazu berechtigt ist, Andere dazu zu machen.“ Bescheiden blickte Bayard auf die anwesenden Fürsten und Herren, und erwiederte, eine solche Ehre komme nur ihnen zu, und er werde es nie wagen, sie in ihrer Gegenwart anzunehmen. Umsonst, sie selber munterten ihn dazu auf. Noch immer zögerte er beschämt. Ein König, sagte er, sei ein geborner Ritter. „Nichts, nichts, Bayard,“ rief der König, „ich verlange es.“

„Nun wohlan denn, Sire,“ entgegnete Jener, „wenn es mit einem Male nicht genug wäre, so würde ich's tausend Mal thun, um nicht dem unumschränkten Willen meines Herrn zu widerstreiten.“ Hierauf kniete der König nieder, Bayard zog sein Schwert, schlug ihn mit der flachen Klinge sanft auf den Nacken, und sagte dazu ganz unvorbereitet: „Sire, es sei so gut, als ob es Roland wäre, oder Oliver, Gottfried, oder Balduin, sein Bruder. Wahrlich, Ihr seid der erste Fürst, den ich zum Ritter schlage. Der Himmel gebe, daß Ihr im Kriege nie die Flucht nehmet.“ Das war die glücklichste Stunde in Franzens und Bayards Leben. Schon unter den eben gesprochenen Worten waren dem Letztern die Thränen aus den Augen gestürzt; dann blickte er mit kindlicher Freude auf sein Schwert, und rief im herzlichsten Tone: „Auch du, mein lieber Degen, du bist wohl recht glücklich, einem so tugendreichen und mächtigen Könige heute den Ritterschlag gegeben zu haben. Dafür will ich dich auch als Reliquie aufheben, und vor allen Schwertern ehren; nie will ich dich anders führen, als gegen Saracenen und Mauren.“

Nach der Besitznahme von Mailand kehrte der König nebst vielen Anderen nach Frankreich zurück. Bayard ward jetzt von dem Connetable von Bourbon, seinem Freunde, eingeladen, in Moulins, seiner Residenzstadt, ein Weilchen einzusprechen. Schon damals hatte der Connetable über den Hof zu klagen, und nun schüttete er seinen ganzen Unmuth in des wackern Freundes Busen aus, der ihm Trost einsprach und ihm gelobte, bei einer schicklichen Gelegenheit für ihn zu sprechen. Auch Bourbon wollte ihn dadurch ehren, daß er ihn ersuchte, seinen ältesten Sohn zum Ritter zu schlagen. Wohin der treffliche Mann kam, fand er so viel Ehrfurcht, wie ein König, und so viel Liebe, wie ein Vater, und der Name Bayard hatte in Frankreich beinahe eine heilige Bedeutung erhalten.

Der Ritter brachte nun einige Jahre am Hofe zu, bis König Franz seine ersten Händel mit Karl V. begann. Der König unterstützte den Grafen Robert de la Marc gegen den Kaiser; Robert aber wurde für seinen unternommenen Angriff von den kaiserlichen Truppen gezüchtigt. Diese kaiserlichen Truppen wurden von einem Grafen von Nassau und von dem berühmten Sickingen angeführt, und da sie sehr zahlreich waren, so fürchtete Franz, sie möchten wohl noch etwas weiter gehen wollen, als bis an Roberts Gränzen. Die ganze Champagne stand ihnen offen, wenn sie nur erst die kleine Festung Mezieres an der Maas im Rücken hatten; diese also zu vertheidigen, mußte Franzens erste Sorge sein. Das war ein Geschäft für Bayard. So schlecht er die Festungswerke fand, so griff er doch das Werk so lebhaft an, daß in kurzem schon Alles in besserem Stande war; und so wenig er für's Erste absah, wie ein so schlechter Ort sich gegen eine Macht von fünfunddreißigtausend Mann halten wolle, so hatte er doch guten Muth, befeuerte auch seine Leute, und rechnete auf unvorherzusehende Fälle, die demjenigen, der sie klug zu nutzen weiß, allerdings oft das unmöglich Scheinende möglich machen. Ungeachtet nun die Feinde in den ersten Tagen über fünfhundert Kugeln hineinschossen, so bezeigte Bayard doch nicht die geringste Furcht deßwegen, und seine Soldaten wetteiferten unter einander, ihm eine ähnliche Gesinnung zu zeigen.

Aber nicht blos mit Tapferkeit, sondern auch mit Klugheit vertheidigte er die Festung. Folgende zwei Kriegslisten von seiner Erfindung beweisen, daß er ein eben so feiner Kopf als starker Held war. Er hatte erfahren, daß die beiden feindlichen Anführer sich vereuneinigt hatten, und daß Sickingen den Grafen von Nassau in Verdacht habe, als wolle er der Franzosen absichtlich schonen. Diesen Verdacht zu nähren, schrieb Bayard einen Brief von Robert de la Marc, worin er sagte, wenn der Graf von Nassau noch zu den Franzosen übertreten wolle, wie Robert ihm dazu Hoffnung gemacht, so müsse er es bald thun. Diesen Brief gab er einem dummen Bauer aus Sedan mit, der ihn mitten durch Sickingens Posten tragen mußte. Alles ging erwünscht, der Bauer ward angehalten, und sein Brief kam richtig in Sickingens Hände. Dieser gerieth in Wuth über des Grafen vermeintes Einverständniß mit dem Feinde, und Nassau über die unverschämte Beschuldigung. Es hätte nicht viel gefehlt, daß sie Beide ihre Truppen gegen einander geführt hätten. Bayard benutzte indessen ihren Zwist vorläufig dazu, eine ansehnliche Verstärkung aus Troyes einzunehmen. Dadurch wuchs die Verdrossenheit der Belagerer nur noch mehr, und beide Anführer sehnten sich herzlich nach dem Abzuge.

Um sich indessen erst von dem Zustande der Festung genauer zu unterrichten, befahl der Graf von Nassau einem seiner Offiziere, der einen Freund unter

Digitized by Google

der französischen Besatzung hatte, sich von diesem eine Flasche Wein ausbitten zu lassen, und den Boten abzurichten, sich bei dieser Gelegenheit ein wenig in der Festung umzusehen. Bayard, dem die Ankunft des Boten nicht entging, ließ in größter Eile eine Menge leerer Fässer mit Wasser anfüllen, und dann mußte der Offizier den Bedienten seines Freundes in den Keller führen. Dieser überzeugte sich nun durch eigenes Anſehen, daß die Fässer alle voll seien, und brachte ganz treuherzig seinem Herrn diese Nachricht. Dadurch noch mehr bewogen, an einem glücklichen Erfolge zu verzweifeln, hob der Graf von Nassau sofort die Belagerung auf, und Bayard hatte die Ehre, vier Wochen lang einen Ort vertheidigt zu haben, den mancher andere Feldherr vielleicht der Vertheidigung ganz unfähig gehalten haben würde. Die schmeichelhaftesten Dankſagungen und Ehrenbezeigungen seines Königs waren sein Lohn dafür, ihm so süß, daß er Thränen der Rührung darüber vergoß, und seinem Herrn gelobte, für ihn zu leben und zu sterben. Er erhielt jetzt ein Ordensband und wurde Capitaine en chef einer Compagnie Gens d'armen.

Die folgenden zwei Jahre blieb er frei von kriegerischen Beſchäftigungen, doch erwarb er sich in denselben einen andern Kranz, der ihn nicht minder schön als der Lorbeer kleidete. In der Dauphiné, seiner Provinz, die er um so inniger liebte, da sie seine Heimath war, war eine solche Hungersnoth ausgebrochen, daß ganze Familien verschmachteten. Da gab er nicht nur seine eigenen Vorräthe her, sondern traf vermöge seiner Klugheit so schnelle und wirksame Anstalten, dem Kornmangel abzuhelfen, daß die Gefahr in kurzer Zeit vorüber ging, und auch dem Aermſten wieder Nahrung verschafft wurde. Die Einwohner der Provinz trugen ihn dafür auf den Händen, und sahen ihn ungerne scheiden, als der auf's Neue ausgebrochene Krieg ihn im Jahre 1523 wieder nach Italien rief.

Dies war nämlich das Jahr, in welchem Franz I. zum zweiten Male ein Heer über die Alpen führen wollte, um das verlorene Mailand wieder zu erobern, wovon er jedoch nach der Entdeckung der Verschwörung des Connetable von Bourbon abſtand. Der Connetable war Bayards Freund; man kann also denken, wie dieser über seinen Schritt betrübt gewesen sein werde. Jetzt sollte er ihm gegenüber fechten, und den Mann, der Frankreichs Hort hätte sein können, an der Spitze seiner Feinde sehen. An des Königs Stelle übernahm der Admiral Bonnivet die Führung des französischen Heeres. Dieser Mann, ein Günstling Luisens von Savoyen, besaß keine von den beiden Eigenschaften, welche, nach dem Ausspruch eines alten Dichters, den Mann am höchsten zieren, weder eigne Weisheit, noch den guten Willen, die Weisheit Anderer zu benutzen. Die Soldaten, für die er sehr schlecht sorgte, folgten ihm nur mit Widerwillen, und seine Fehler waren so offenbar, daß der feindliche General Prosper Colonna auf den Rath Bourbons, ihn anzugreifen, antwortete, es wäre sehr überflüſſig, die Truppen gegen ein Heer zu führen, welches von seinem eigenen Befehlshaber vernichtet würde.

Wirklich betrug sich Bonnivet so, daß sich alle seine Offiziere über seine Verkehrtheit ärgern mußten. Bayard ward in ein Dorf geschickt, in dem er gar nichts nütze war, und aus dem er sich zuletzt nur durch die Flucht retten konnte. Als im Frühling des folgenden Jahres (1524) Hungersnoth und ein klügerer Feind dem Heere so zusetzten, daß es sich nicht länger in Italien halten konnte, mußte Bonnivet mit der ganzen Macht sein Heil im Rückzuge suchen.

Dieser ging durch das bekannte Thal von Aosta in Piemont, einen engen Paß, in welchem die Franzosen von dem nachdrängenden Feinde schrecklich zusammengepreßt wurden. Bayard deckte diesen gefährlichen Rückzug mit seinen Gensd'armen, und that auch hier, wie gewöhnlich, Wunder der Tapferkeit. Auf einmal kam die Nachricht, der General sei in den Arm verwundet. Der Graf von St. Pol mußte hierauf an Bayards Stelle treten, und Bayard ward zu Bonnivet gerufen.

„Bayard," sagte dieser zu ihm, „Ihr seht, wie es um mich steht, ich kann nicht mehr. In Eure Hände lege ich die Gewalt, womit mich der König bekleidet hat. Empfangt den Kommandostab als derjenige, den ich für den Würdigsten halte. Macht das Unglück wieder gut, wenn Ihr könnt." — „Es ist zu spät," versetzte Bayard, „aber in den Tod will ich mit Freuden gehen!"

Und wirklich ging er hinein. Indem er eine Brücke vertheidigen wollte, zu deren beiden Seiten Bourbon kaiserliche Schützen aufgepflanzt hatte, sah er seine besten Gensd'armen, von feindlichen Kugeln getroffen, von den Pferden stürzen. Auch sein liebster Freund, der Hauptmann Baudenesse, sank neben ihm hinab. „Armer Baudenesse!" rief Bayard, und in demselben Augenblick erhielt er selbst einen Schuß in den Leib, der ihm das Rückgrat zerschmetterte. „O, Jesus, erbarme dich!" schrie er im ersten Schmerz, stützte sich dann auf den Sattelknopf, und ritt noch einige Schritte, bis er den Grafen St. Pol fand, dem er die Anführung der Gensd'armen übertrug. Dann ließ er sich von einem Edelmann aus dem Gedränge führen, und sich vom Pferde heben. Man setzte ihn unter einem Baume nieder, mit dem Rücken an den Stamm gelehnt, und das Gesicht dem Feinde zugewendet; so wollte er's ausdrücklich haben. Jetzt waren die Franzosen alle über die Brücke gegangen, und nach ihnen kamen die Schweizer, im Dienste des Feindes. Diese Menschen, die damals allgemein den Ruf der Fühllosigkeit hatten, hörten doch nicht sobald, daß der Verwundete unter dem Baume der berühmte Bayard sei, als Viele von ihnen mitleidig herankamen, und ihm ihre Dienste anboten. Bald darauf kam auch der Connetable von Bourbon vorüber. Tief erschüttert von dem Anblick des Sterbenden, ging er auf ihn zu, und sagte mit Thränen in den Augen: „O, alter Bayard, wie bedaure ich Euch!" — Mit sanfter Stimme erwie-

Digitized by Google

derte der Ritter: „Ach, gnädiger Herr, nicht ich bin zu bedauern, ich sterbe als rechtschaffener Mann im Dienste meines Königs. Aber Ihr seid ein Prinz von französischem Geblüt, und habt Euch gegen Eure Landsleute, Eure Freunde und Euern König bewaffnet!“

Bourbon seufzte und ritt weiter, nachdem er den Umstehenden befohlen hatte, Sorge für den Sterbenden zu tragen. Unaufhörlich zogen indeß die zahlreichen Feindesschaaren vorüber. Jetzt kam auch der treffliche Pescara, der Todfeind der Franzosen, aber der Geistesverwandte jedes großen Mannes. Der zusammengesunkene Bayard flößte ihm ein größeres Schrecken ein, als der kämpfende gethan haben würde. Er sprang vom Pferde, ergriff seine Hand, und als er sah, daß er nicht fortgetragen werden konnte, ließ er ein Zelt holen, auf der Stelle für ihn aufschlagen, und wollte den Ort nicht eher verlassen, als bis Bayard verschieden sein würde. Bald entsank dem Scheidenden sein Schwert, dessen Gefäß er still betend wie ein Crucifix vor sich gehalten hatte, und der feindliche General drückte ihm mit den Worten die Augen zu: „Wir haben das Muster eines wahrhaft großen Mannes, und die Franzosen einen großen General verloren.“

Die Nachricht von seinem Tode bewirkte im französischen Heere eine allgemeine Betrübniß. Jeder trauerte um ihn, wie um seinen Vater. Man schickte Abgeordnete an die Sieger ab, um sich seinen Leichnam von ihnen zu erbitten, aber der Marquis von Pescara war ihrer Sorgsalt schon zuvorgekommen. Er hatte den Leichnam einbalsamiren, in einen Sarg legen, und unter einer prächtigen Begleitung in die nächste Kirche tragen lassen. Von da ward er seinen Freunden verabfolgt. Der Herzog von Savoyen, durch dessen Gebiet der Leichenwagen ging, befahl, daß ihm in allen Städten fürstliche Ehre erwiesen würde; sein ganzer Adel mußte den Zug bis an die Gränze seiner Staaten begleiten. Die Einwohner der Dauphiné liefen ihm schaarenweise bis an den Fuß des Gebirges entgegen, von welchem er herabkommen mußte, und eine halbe Meile von Grenoble nahm ihn eine feierliche Gesandtschaft aus der Stadt in Empfang, und begleitete ihn in großem Pompe in die Kirche der Minimen, wo er dem großen Altare gegenüber in die Gruft seiner Ahnen gesenkt ward.

Löwenjagden.

(Taf. 26.)

Löwenjagd in Ostindien. — Im Monat Juli ließen sich zwei große schöne Löwen in einem etwa zwanzig englische Meilen von Radschkoteh — der Kantonirung, wo Hauptmann Woodhouse mit seinen beiden Freunden, den Lieutenants Delamain und Lang stand — entfernten Gebüsche sehen. Noch am Abend, wo die Nachricht eintraf, wurde ein Elephant dorthin vorausgeschickt; und am Morgen brachen die drei Offiziere mit dem Frühesten zu Pferde in der heitersten Stimmung und voll Hoffnung auf einen raschen Jagdkampf eben dahin auf. Als sie am Saume des Gebüsches (Dschongls) anlangten, mußten Leute auf die Bäume umher steigen, damit sie die Wegrichtung der beiden Löwen genau verfolgen konnten, im Falle diese das Dickicht verließen. Nachdem sie eine Zeitlang die Dschongls durchstöbert hatten, trieben die Jäger die zwei Fürsten der Wälder auf. Die Offiziere feuerten ohne Verzug, und einer der Löwen fiel, um nie wieder aufzustehen. Sein Genoß brach aus und schlug sich quer über das freie Feld. Die Offiziere setzten ihm nun zu Pferde, so rasch dies die Natur des Bodens erlauben wollte, nach, bis sie von den Männern, welche auf die Bäume geschickt worden waren und Fähnchen als Signale hinanschwenkten, erfuhren, daß der Löwe sich wieder in das Dickicht gewendet habe. Auf diese Nachricht hin kehrten die drei Offiziere nach dem Saume des Dschongls zurück, stiegen von ihren Rossen ab, und setzten sich auf den Elephanten, wobei Hauptmann Woodhouse den hintersten Platz einnahm. Sie ritten nun dem Mittelpunkte der Dschongls in der Erwartung zu, den königlichen Flüchtling zum zweiten Male aufzutreiben. Sie fanden ihn unter einem großen Busche stehen, das Gesicht grade gegen sie gekehrt. Der Löwe ließ sie bis auf Sprungweite nahe kommen, that dann auf einmal einen pfeilschnellen Satz nach dem Elephanten, klammerte sich mit einem schrecklichen Gebrüll an seinem Rüssel fest und verwundete ihn grade über dem Auge. In demselben Augenblicke schossen die beiden Lieutenants nach ihm, aber ohne Erfolg. Der Elephant schüttelte ihn jetzt ab; allein der grimmige und plötzliche Angriff von Seiten des Löwen schien ihn ganz außer sich gebracht zu haben. Es war dies das erste Mal, daß er mit einem so furchtbaren Thiere in Berührung kam, und seine Reiter mußten sich gewaltig abarbeiten, ehe es ihnen gelang, ihn wieder dem Löwen nahe zu treiben. Endlich wurde er etwas lenksamer; als er aber eben durch das Gebüsch weiter schritt, fiel ihn urplötzlich der Löwe, der im hohen Grase verborgen gelegen hatte, mit verdoppelter Wuth an. Die Offiziere gaben jetzt alle Hoffnung auf, ihren Elephanten in Ordnung zu halten. Er drehte sich kurzweg um, und riß eben völlig unlenksam aus, als der Löwe abermals einen Satz nach ihm that, ihn an den hinteren Theilen mit den Zähnen packte und sich an ihn hängte, bis das höchlich erschreckte Thier durch unaufhörliches Hintenausschlagen es endlich dahin brachte, ihn abzuschütteln.

Der Löwe wich weiter in das Dickicht zurück, wobei ihm noch Hauptmann Woodhouse auf gut Glück eine Kugel nachsandte, die sich aber nutzlos erwies; denn das Stoßen des Elephanten und die stürmische Hast des Augenblicks hinderten ihn am festen Zielen. Alle Kraftanstrengungen der Offiziere vermochten den entsetzten Elephanten nicht dazu zu bringen, seinem grimmigen Feinde die Stirn zu bieten, und so blieb ihnen denn nichts übrig, als abzusteigen. Entschlossen indessen, mit dem furchtbaren Könige der Vierfüßler

Digitized by Google

noch schärfer zusammenzukommen, faßte Hauptmann Woodhouse den tollkühnen Vorsatz, zu Fuße ihm nachzugehen; und nachdem er eine Zeitlang herumgesucht hatte, gewahrte er den Löwen, halbdeutlich, zwischen dem Buschwerk und drückte seine Büchse auf ihn ab. Bald überzeugte er sich aber ziemlich unzweifelhaft, daß er das Thier nicht getroffen hatte; denn er sah den Löwen ganz gelassen sich in die dichteren Theile des Gebüsches zurückzuziehen. Die beiden Lieutenants, welche außen vor dem Dschongi geblieben waren, kamen ihrem Freunde nach, als sie den Knall seiner Flinte hörten.

Das Wetter war unerträglich schwül. Nachdem sie umsonst mit ziemlichem Zeitverlust das Gras und die Gebüsche in der Hoffnung durchkrochen hatten, den Ort, wohin der Löwe zurückgewichen war, aufzufinden, schlossen sie, er müsse ganz durch das Dschongi hindurch und in einer entgegengesetzten Richtung davongegangen sein. Entschlossen, sich ihr Wild nicht entwischen zu lassen, kehrten die Lieutenants zu dem Elephanten zurück, und ritten unverzüglich rund um das Dschongi, in der Hoffnung, den Weg, welchen nach ihrem Vermuthen der Löwe eingeschlagen hatte, aufzufinden. Hauptmann Woodhouse jedoch blieb in dem Dickicht, und da er den Abdruck von des Thieres Füßen auf dem Boden zu unterscheiden vermochte, so entschloß er sich kühnen Muthes, auf jede Gefahr hin der Spur zu folgen. Der indische Wildfinder, der fortwährend seinem Befehlshaber zur Seite blieb, erspähte endlich den Löwen im Dickicht und zeigte ihn dem Hauptmann, der nun schoß, zum Unglück aber fehlte. Es blieb jetzt keine Wahl, als sich zurückzuziehen und auf's Neue zu laden. Als er denn Ersteres eine Strecke weit gethan hatte, kam Lieutenant Delamain, welcher auf den Gewehrknall hin von dem Elephanten abgestiegen war, wieder zu ihm. Dieses unerwartete Zusammentreffen erhöhte des Hauptmanns Hoffnungen auf ein endliches Gelingen. Er zeigte nun ohne Zeitverlust dem Lieutenant die Stelle, wo er wahrscheinlich den Löwen finden würde, und setzte hinzu, er würde in wenigen Sekunden ihm zur Seite sein.

Lieutenant Delamain war etwa 8 bis 10 Schritte auf einem schmalen Fußpfad hinabgegangen, als er des Löwen ansichtig wurde und auf der Stelle sein Gewehr auf ihn abdrückte. Das nahm der muthige Gebieter der Wälder gewaltig übel, und ganz prächtig durch die Gebüsche brechend, stürzte er auf den kühnen Schützen zu. Hauptmann Woodhouse sah sich jetzt in eine höchst ungeschickte Lage versetzt. Ging er zurück, um sich selbst eine bessere Stelle zum Angriff zu sichern, so kam er, das sah er ein, grade auf den Fleck, von dem aus der Lieutenant geschossen hatte und nach dem eben der Löwe zu tobte; er faßte daher rasch den Entschluß, stille stehen zu bleiben, in der Hoffnung, der Löwe würde auf eine Entfernung von zwölf Schritten, oder ungefähr so, an ihm vorbeischießen, ohne ihn wegen des dichten und üppigen Buschwerks zu bemerken. Darin aber täuschte er sich leider; denn der wüthende Löwe sah ihn im Vorüberrasen und schoß mit furchtbarem Brüllen auf ihn zu. In einem Nu war, wie durch einen Blitz, das Gewehr in Stücken, und aus des Hauptmanns Hand, und dabei im selben Augenblick sein linker Arm von den Klauen und sein rechter von den Zähnen seines verzweifelten Gegners gepackt. Während diese beiden tapferen und hartnäckigen Kämpfer noch im tödtlichen Ringen standen, rannte Lieutenant Delamain herbei, und drückte sein Gewehr voll auf den Löwen ab. Dies machte, daß der Löwe und der Hauptmann mit einander zu Boden kamen, während Lieutenant Delamain aus dem Dschongi eilte, um sein Gewehr wieder zu laden. Der Löwe begann jetzt des Hauptmanns Arm zu zermalmen; da aber der wackere Mann, ungeachtet des Höllenschmerzes, den die gräßlich arbeitenden Zähne der Bestie ihm verursachten, den kalten entschlossenen Vorsatz aushielt, still zu liegen, so ließ sein wilder Gegner den Arm aus dem Rachen fallen, und setzte sich gemachsam in eine liegende Stellung, mit den beiden Vordertatzen auf dem Schenkel seines gefallenen Feindes. Während die Sachen auf diese Weise höchst unerfreulich standen, erhob der Hauptmann unbedachtsamer Weise seine Hand, um damit seinen Kopf zu stützen, der beim Fallen sehr unbequem gebettet worden war. Nicht sobald aber hatte er sie bewegt, so hatte auch schon der Löwe den zerfleischten Arm zum zweiten Male gepackt, zerbiß ihn, wie zuvor, und zerbrach den Knochen noch mehr oben. Dieses weitere memento mori vom Löwen war an dem Hauptmann nicht verloren; es erinnerte ihn augenblicklich daran, daß es höchst unbesonnen von ihm gewesen sei, sich zu regen. Die Bewegungslosigkeit, in der er nach diesem derben Wink verharrte, zeigte, daß er von der schmerzenden Lektion Nutzen zu ziehen gelernt hatte.

Er lag jetzt blutend und kampfunfähig unter den Füßen seines mächtigen und gereizten Feindes. Der Tod stand hart an ihm, bewaffnet mit jedem Schrecken, der nur das Herz eines niedergeworfenen und wehrlosen Kriegsmannes zu erschüttern vermochte. Grade als diese Welt mit allen ihren flüchtigen Herrlichkeiten drauf und dran war, für immer zu verschwinden, hörte er zweimal einen schwachen Knall wie von Flintenschüssen in der Ferne; allein er wußte sie sich durchaus nicht zu erklären. Der zweimalige Knall war, wie er später erfuhr, von seinem Freunde am Außenrande des Dschongis hergekommen, der etwas Pulver hatte abbliken lassen, um ganz sicher zu sein, daß die Zündkegel seines Perkussionsgewehres rein waren.

Die beiden Lieutenants eilten jetzt zu seinem Beistande herbei, und schon hörte er den willkommenen Schall ihrer nahenden Schritte; allein zum Unglück kamen sie von der unrechten Seite her, denn der Löwe war zwischen ihnen und ihm. Wohl einsehend, daß, wenn seine Freunde schossen, die Kugeln ihn treffen müßten, nachdem sie durch des Löwen Leib gefahren waren, sprach Hauptmann Woodhouse ruhig, in leisem gedämpften Tone: „auf die andere Seite! auf die andere Seite!“ Sie hörten die Stimme, sahen ihn, wo

Digitized by Google

Nachdem wir den Zustand unseres erlösten Kameraden untersucht hatten (der glücklicher Weise keine andere Verletzung erhalten, als einen blutigen Riß am Rücken und eine starke Quetschung an den Rippen von der Gewalt, mit der ihn das Thier zu Boden geschlagen hatte), erneuerten wir mit unseren Hottentotten und Hunden die Jagd mit lautem Geschrei. In kurzer Zeit erreichten wir unseren Feind wieder, und fanden ihn unter einem alten Mimosenbaume an der Seite eines Gebirgstromes, den wir mit dem Namen Hunting-Burn bezeichnet hatten. Die Hunde bellten um ihn herum, wagten aber nicht, sich ihm zu nähern — denn nun fing er an, heftig zu heulen und mit seinem Schweif auf eine Weise zu schlagen, die anzeigte, er sinne auf Verderben. Die Hottentotten machten einen Kreis zwischen ihm und dem Gebirge, gingen durch den Strom und stellten sich auf der Spitze eines Felsens auf, der über den Raum hing, wo er stand. Ein anderer Theil von uns nahm eine Stellung an der anderen Seite des Thales ein, und brachte den armen Löwen so zwischen zwei Feuer, die seine Aufmerksamkeit theilten und ihm den Rückzug abschnitten. Wir feuerten auf ihn fortdauernd, bis er fiel, unfähig mit uns zu kämpfen und von vielen Wunden durchbohrt.

Er war ein großer, ganz ausgewachsener Löwe, ungefähr sechs Jahr alt, wie unsere farbigen Freunde uns versicherten. Sein Vorderfuß unter dem Knie war so dick, daß ich ihn mit beiden Händen nicht umspannen konnte; und Hals, Brust und Glieder schienen, als die Haut abgezogen war, ein vollkommenes Gewebe von Sehnen zu sein. Seinen Kopf, der so groß und schwer schien, wie der eines gewöhnlichen Ochsen, ließ ich kochen, um den Schädel aufzubewahren, und kostete aus Neugier das Fleisch. Es glich sehr weißem grobem Rindfleisch, etwas schal, doch ohne unangenehmen Geschmack.

Eine andere Löwenjagd fand in einer wilden Einöde am schwarzen Keißfluße im Lande der Amatembu-Kaffern statt, welche Herr Phillipps, ein Freund unseres Berichterstatters, Thomas Pringle, folgendermaßen beschreibt:

Der Löwe verließ das Mimosawäldchen, und wir folgten ihm mit lautem Geschrei durch die offene Ebene. Die Kaffern, die grade zu uns gestoßen waren und sich unter uns gemischt hatten, konnten sich kaum von unseren Pferden losmachen; und ihre Hunde heulend und bellend, wir schreiend — der Löwe, der auf ein kleines Schlagholz eine englische Meile davon zueilte, grade vor uns, und eine große Menge verschiedener Antilopen zu unserer Linken, die nach verschiedenen Richtungen sich zerstreuten, — alles das bildete eines der belebtesten Schauspiele, das man nur zu sehen bekommen kann.

Diederik Müller und Lieutenant Shepperd ritten sehr muthige Rosse und waren die Vordersten. Christian Müller gab das Zeichen zum Absteigen, als wir ungefähr zweihundert Schritte vom Holze waren. Er wünschte, wir möchten schnell die Pferde anbinden; es war fast in derselben Zeit gethan, als ein Jeder herankam, und jetzt — hatten wir keinen Rückzug. Wir standen niedriger als der Löwe, kein Busch war rund um uns. Unser Plan war, in Masse gegen ihn vorzurücken, und unsere Pferde bei den Hottentotten zurücklassen, die sie mit dem Rücken gegen den Löwen halten sollten, damit sie nicht bei seinem Anblicke scheu werden möchten.

Diese Vorbereitungen nahmen einige Sekunden weg, und waren noch nicht ganz vollendet, als wir ihn heulen hörten und glaubten, er stiehe von Neuem. Aber nein! — Als wollte er seinen Charakter vor dem Verdachte der Feigheit seiner früheren Flucht wegen reinigen, hatte er sich entschlossen, uns seinerseits anzugreifen. Dem Geheul folgte ein entsetzliches Gebrüll, und im selben Augenblick sahen wir, wie er mit vor Wuth leuchtenden Augen gegen uns heranstürzte. Wir waren unvorbereitet — seine Bewegung war so schnell, daß Keiner auf ihn zielen konnte; — und wüthend warf er sich auf eins unserer Pferde, während wir zu ihren Köpfen standen, ohne im Stande zu sein, ihn davon abzuhalten. Das arme Pferd sprang fort und drehte durch eine heftige Bewegung alle übrigen Pferde mit sich herum. Auch der Löwe drehte sich, aber gleich darauf lagerte er sich kaum zehn Schritte vor uns. So kam unsere linke Flanke in Gefahr, aber dort standen glücklicher Weise Christian Müller und G. Rennie. Welch' ein ängstlicher Anblick! Einige Sekunden lang sahen wir das Ungeheuer in dieser kleinen Entfernung gleichsam überlegen, auf wen es zuerst zuspringen sollte. Niemals noch sehnte ich mich so eifrig danach, den Knall einer Flinte zu hören. Wir sahen auf die Zielenden und dann auf den Löwen. Es war durchaus nothwendig, ihm einen tödtlichen Schuß zu geben, oder die Folgen mußten für Einige von uns verderblich sein. Jede Sekunde schien eine Minute. Endlich feuerte Christian. Die untere Kinnlade des Löwen sank herab, Blut stürzte aus seinem Rachen, und er wandte sich wie zur Flucht. Da schoß Rennie ihn durch den Rückgrat und er fiel.

In diesem Augenblicke sah er unaussprechlich groß aus. Er wandte sich gegen uns. Sein Maul schäumte Blut — seine Augen blitzten Rache. Er versuchte auf uns zu springen, aber seine Hinterfüße versagten ihm den Dienst. Eine kurze Strecke schleppte er sich weiter, als Stephanus seinem Dasein ein Ende machte, indem er ihn durch's Gehirn schoß. Es war ein edles Thier, fast zwölf Fuß mit dem Schwanze messend.

Die gemeine Nattenschlange.

(Taf. 27.)

Es ist nicht genug, daß die heißesten Klimate von Südamerika schon verderblich auf die Gesundheit des Europäers wirken und dadurch dem sich so schnell ent-

Digitized by Google

1846. 27.

Digitized by Google

wickelnden und überall Wurzel faſſenden Spekulationsgeiſte der gebildeten Völker gewaltige Hemmniſſe entgegenſtellen; auch dem Einzelnen, der ſich aus Liebe für die Wiſſenſchaften getrieben fühlt, jene üppigen Gegenden mit ihren ſo reichen und anziehenden Thier- und Pflanzenformen kennen zu lernen, ſtellen ſich mannigfaltige Schwierigkeiten und Gefahren in den Weg. Unter die bedeutendſten derſelben gehören gewiß die zahlreichen Säugethiere, welche im Vertrauen auf ihre Kraft und Gewandtheit ſich keineswegs ſcheuen, den Kampf mit dem Menſchen zu wagen, und ſo ſehr auch der Letztere durch ſeine Intelligenz ſich über das phyſiſche Uebergewicht der Thiere erheben gewußt hat, ſo bietet ein Aufenthalt in jenen tropiſchen Gegenden doch der Fälle noch genug dar, welche beweiſen, daß die Macht, die der ſtolze Menſch erlangt hat, noch nicht ſo groß iſt, um ihm den angemaßten Titel eines Herrn der Welt zu ſichern.

Aber noch eine weitere Klaſſe von Thieren vermehrt die Gefahren für den dort Lebenden, nämlich die zahlreichen Schlangen aus der Klaſſe der Reptilien. Namentlich ſcheint die heiße und feuchte Luft Braſiliens dieſen Thieren vorzugsweiſe angenehm zu ſein, denn dieſes Land mit ſeinen ungeheuren Wäldern und Sümpfen beherbergt ſo viele Schlangengattungen, daß bei gleicher Schädlichkeit ſie allein hinlänglich wären, jedes fernere Betreten ihres Aufenthaltes zu verhindern. Führen aber auch nicht alle das tödtende Gift bei ſich, ſo ſind doch manche ſchon durch ihre Kraft und Größe furchtbar und bei der Lebensweiſe und dem Aufenthalt dieſer Thiere auch die kleineren nicht weniger gefährlich, um ſo mehr, da in jener für den Europäer faſt unerträglichen Hitze auch eine gewöhnliche Verwundung weit gefährlicher iſt, als in gemäßigteren Gegenden. Wenn es nun ferner ein Glück zu nennen iſt, daß ſehr viele Schlangen mit einer glatten, glänzenden und farbenreichen Haut geziert ſind, wodurch ſie ſich ſchon auf eine ziemliche Entfernung bemerklich machen, wenn andere durch eine beſondere Einrichtung am Schwanze eine klappernde Bewegung hervorbringen und dadurch ſchon Vorſicht gebieten, ſo iſt doch die Gefahr noch groß genug, da ihr Aufenthalt auf Bäumen oder im hohen Gras und Geſträuche, ihr ruhiges Verhalten und ihr plötzliches Losſtürzen auf einen Gegenſtand und ihr ſchnelles Beißen, die Gefahr oft unabwendbar machen.

Nahe verwandt mit den geſürchteten Klapperſchlangen iſt die hier abgebildete Gattung, welche ſich jedoch nicht wie jene durch ein Geräuſch verräth.

Die gemeine Rautenſchlange, Lachesis rhombeata, Pr. Max, auch Surukuku gebeißen, iſt die Crotalus mutus des Linné, Coluber Alecto Shaws und Cophias crotalinus Merrems.

Sie bewohnt die Wälder von Braſilien, Guyana und Caſenne, und findet ſich auch in Surinam. Sie iſt zwar einfach aber ſchön gefärbt, und die röthlichgelbe Grundfarbe wird von den ſchwärzlichen rautenförmigen Flecken, deren meiſte zwei kleinere helle Flecken einſchließen, vortheilhaft gehoben. Man findet ſie gewöhnlich von 5 — 6 Fuß Länge, doch ſoll ſie gegen 12 Fuß lang werden. Ihre Schuppen ſind in der Mitte erhaben; am Bauche ſtehen 226 Schienen; unten am Schwanze ſind dieſe getheilt und beſtehen aus 36 Paaren, welche jedoch nicht den ganzen Schwanz einnehmen, ſondern die äußerſte Spitze deſſelben iſt mit fünf Reihen kleiner Schuppen beſetzt und endet in einen Stachel. Der Kopf iſt breit und mit kleinen Schuppen beſetzt; in der Oberkinnlade ſtehen jederſeits zwei lange Giftzähne, denen 4 — 5 kleinere folgen. Außer dieſen ſteht man oben noch die zwei Reihen kleiner Kauzähne. Sie hat Backenlöcher und eine ſehr vorſtreckbare Zunge.

Dieſe Schlange iſt träg und liegt meiſt zuſammengerollt im Gebüſche, heißt deßhalb in Surinam Buſchmeiſter. Auf Bäume geht ſie nicht, beißt aber trotz ihrer Trägheit heftig gegen Alles, was ihr nahe kommt. Im März wechſelt ſie ihre Haut. Ihre Nahrung ſoll übrigens aus Inſekten und Früchten beſtehen, und ob ſie gleich durch ihren Biß Menſchen und Thiere tödtet, ſo iſt doch nirgends geſagt, daß ſie ſolche auch verzehre.

Zu ihren Eigenheiten ſoll gehören, daß ſie des Nachts gegen die Feuer kriecht. Ihr Biß treibt das Blut aus den Oeffnungen des Kopfes und ſoll nach 6 — 12 Stunden den Tod herbeiführen, wenn nicht ſchnell nach dem Biſſe, dem ſogleich Kälte und Kraftloſigkeit folgen, Hülfe geleiſtet wird. Als Gegenmittel bedient man ſich ihrer eigenen Galle. Weitere Mittel beſtehen im Einnehmen von Oel und Milch, Salpeter oder Weinſteinrahm, auch Zuckerrohr und bitteren Orangen. Auf die Wunde ſelbſt ſucht man durch Schröpfen, Auflegen von Tabaksblättern, Benzoe und Kampfer, oder der Wurzel von Argemone mexicana zu wirken.

Uebrigens wird das Fleiſch dieſer gefürchteten Schlange von den Indianern und Negern gerne gegeſſen.

Ihre Eier entwickeln ſich noch im Körper und ſie bringt daher lebendige Junge.

Auf unſerem Bilde iſt ſie dargeſtellt, wie ſie eben von einem Affen in ihrer Ruhe geſtört worden, der aber behende genug, ſich auf einen daſtehenden Felsblock gerettet hat, um ihr durch einen raſchen Sprung gänzlich zu entgehen.

Das Glas.

Glas iſt eine, dem Licht durchgängliche, nicht kryſtalliſirte Maſſe, die durch Kunſt gewonnen wird. Sie widerſteht im Verhältniß ihrer Güte, der Einwirkung der Luft, des Waſſers, der Kalien und der Säuren, mit Ausnahme der Flußſpathſäure, die ſie ſchnell und leicht auflöst. Ein bedeutender Hitzgrad bringt ſie von neuem in Fluß. Das gewöhnliche Glas zu techniſchem Gebrauche entſteht durch Zuſammenſchmelzen von Kali oder Natron mit Kieſelerde, die man in der Form von Quarz oder Quarzſand, Bergkryſtall und Feuerſtein anwendet; man kann indeß auch aus Boraxſäure oder Phosphorſäure und Baſen, wie Kalk und Alaunerde, ferner

aus Kochsalz, Holzasche, Soda, Glauberſalz, Salpeter, Bleiasche, Schwefelantimon ꝛc. Glas bereiten. Auch manche Geſteine, wie Lauſurſtein, Schörl, Zeolith, Granat, ſchmelzen zu mehr oder minder vollkommem Glaſe.

Die Erfindung des Glaſes iſt uralt und wird gewöhnlich den Phöniziern zugeſchrieben. Sidon war wegen ſeines Glaſes berühmt und bereitete es in vielen Glashütten. Von ihnen lernten die Aegypter ſeine Verfertigung und vervollkommneten ſie. Zu Plinius Zeit ward ſchon in Gallien und Hiſpanien Glas geſchmolzen, und in römiſchen Glashütten ward allerlei Geſchirr und Geräth zu Nutz und Schmuck daraus bereitet; ja, ſie kannten ſchon die Kunſt, Edelſteine täuſchend von Glas nachzumachen, welche betrüglich zu verkaufen ſtreng verpönt war.

Die Glashütten ſind heute von verſchiedener Einrichtung, je nachdem von ihnen dieſe oder jene Sorte ausſchließend geliefert wird. Der Schmelzofen hat zugerundete Kegelform und mißt 80 — 100 Fuß Höhe bei 60 — 80 Fuß Durchmeſſer. Ueber dem Schürloch iſt das Tiegelloch, welches während des Schmelzens zugemauert iſt; unten, durch das Aſchenloch, ſtrömt die über der durchfallenden Gluth erwärmte Luft ſauſend zu.

Die Glashäfen ſind aus eiſenfreiem feuerfeſten Thon verfertigte, große Schmelztiegel, von der Geſtalt eines unten abgekürzten Kegels, welche auf ein, an der Wand des Ofens herumlaufendes Geſims, die Bank, geſtellt werden, ſo, daß man durch die Oeffnungen der Wandung, die Fenſter, zu ihnen gelangen kann.

Eine Hauptſache iſt begreiflich das rechte Verhältniß der zu miſchenden Subſtanzen und deren Güte. Zu feinem Kryſtallglas nimmt man in Böhmen 120 Theile weißen geſchlämmten Sand, 60 Theile gereinigte Pottaſche, 10 Th. Salpeter und ½ Th. weißen Arſenik. Weißes Tafelglas gibt 120 Th. Sand, 60 Th. Pottaſche, 24 Th. Kreide, oder ſehr reiner Kalk, 2 Th. Salpeter, 2 Th. Arſen und ¾ Th. Braunſtein. Grünes Glas wird in Thüringen aus 120 Th. Sand, 50 Pottaſche, 10 Kochſalz, 5 Arſen und ½ Braunſtein bereitet. Ganz geringes Bouteillenglas erhält man aus 3 Th. Baſalt, oder Lava, mit 1 Th. Flußſand. Die Farben feiner Gläſer werden durch beigeſetzte Metallkalke erzielt; ſo z. B. gibt Kupferkalk ein ſchönes Grün, Kobalt blau, Braunſtein violett, Spießglanz gelb, Gold purpur ꝛc.

Iſt nun das Verhältniß der Materialien zu einer Glasſorte genau abgewogen, ſo werden dieſelben durch Stampfen, Mahlen, Sieben, Schlämmen zu feinem innigen Gemenge verarbeitet und die Miſchung, die man Fritte nennt, in eigenem Fritte oder Calzinirofen geglüht, welches durch die, vom Glasofen herausſchlagenden Flammen, die der Frittofen auffaßt, geſchieht. Hier beginnt die Maſſe ein gelinderes Schmelzen, und alle ſich entwickelnden Gaſe, die ſpäter ein Aufwallen verurſachen würden, entweichen. Die calcinirte Fritte kömmt nun zum eigentlichen Schmelzen in die Häfen des Glasofens, wo die, auf der Oberfläche erſcheinende Glasgalle ſorgfältig abgeſchöpft wird, während die Maſſe mit eiſernen Stangen oft umgerührt wird. Iſt alles in gleichförmigem Fluß, ſo wird durch ein Fenſter mit einer 4 — 5 Fuß langen eiſernen Röhre, die unten einen runden Knopf hat, und Pfeife genannt wird, etwas der zähflüſſigen Glasmaſſe herausgeholt und unter beſtändigem Schwingen zu der verlangten Größe aufgeblaſen. Durch Streichen und Drücken mit federnden Zangen, durch Beſchneiden mit der Scheere wird der noch weichen Glasblaſe die gehörige Form gegeben. Auch das geringere Spiegelglas wird geblaſen, die Blaſe aber durch Rollen und Wälzen auf erwärmter Platte zu einem Cylinder geformt und dieſer aufgeſchnitten, auf dem Heerd des Streckofens ausgearbeitet, und mit geſchliffener Platte ebengeſtrichen.

Die gebildeten Glaswaaren werden jetzt in den erwärmten Kühlofen zu langſamem Erkalten gebracht, weil ſchnelles Abkühlen ſie höchſt ſpröde und zerbrechlich machen würde. Die bekannten Glastropfen oder Glasthränen beweiſen dies, denn um ſie zu bereiten, läßt man Glas im Fluß in kaltes Waſſer tropfen. Wird nun von dem kolbigen Körper nur ein Stückchen des dünnen Schwanzes abgebrochen, ſo zerſpringt das Ganze augenblicklich zu Staub.

Das Gießen der größeren Spiegel geſchieht auf geſchliffenen Metallplatten, deren eine in Venedig 15,000 Pfund wiegen ſoll. Der Glashafen wird mittelſt mechaniſcher Vorrichtungen aus dem Ofen gehoben und ausgegoſſen, die flüſſige Maſſe mit erwärmter Walze geebnet und in den Kühlofen gebracht. Das Schleifen der Spiegel geſchieht auf Mühlwerken, wo auf den unteren, feſtgekitteten Tafeln ſich obere, in allen Richtungen drehend, reiben, während Sand, ſpäter Kolkothar und zuletzt Smirgel dazwiſchengeſtreut wird. Um Nürnberg hört man oft das betäubende, wüſte Geklapper dieſer Werke. — Iſt der Spiegel, der nach Quadratzollen gemeſſen wird, deren Preis mit der Größe ſteigt, blank und rein polirt, ſo wird er auf genau horizontalem Tiſch mit ſehr dünn gewaltem Zinn (Stanniol, wohl von Stanni folium) belegt, und mit Queckſilber übergoſſen. Die Laſt des wogenden Metalls entfernt jede Luft darunter, und verbindet ſich mit dem Zinn zu Amalgam, welches feſt auf der polirten Fläche haftet. Die Arbeiter werden aber bei dieſem ungeſunden Geſchäft nicht alt. Die Ausdünſtungen des Queckſilbers, obwohl ſie es nicht berühren, erzeugen bald Ausfallen der Haare und Zähne, Zittern, Engbrüſtigkeit, ſchaurige Abmagerung und hektiſchen Tod.

Feines Glas wird oft auch noch verzierend geſchliffen, d. h. es werden ihm erhöhte oder vertiefte Figuren, lichtbrechende Facetten u. dgl. m. eingeſchliffen. Dies geſchieht auf verſchieden geformten metallenen Scheiben, die ſich ſchnellkreiſend bewegen, mit Sand, Tripel oder Smirgel beſtrichen, und Schüſſeln genannt werden. Zum Schleifen erhabener Gläſer gehören concave, zu vertiefen convexe, und zu ebenen Facetten flache Schüſſeln. Das Poliren der ausgeſchliffenen Figuren geſchieht mittelſt bleierner oder hölzerner

Digitized by Google

Scheiben. Das Schleifen des Glases war im Alterthum unbekannt, obwohl die Steinschneidekunst eine hohe Vollkommenheit erreicht hatte.

Das Glas, dessen sich die Verfertiger optischer Instrumente bedienen, ist nicht unser gewöhnliches, sondern hat seine eigene Mischung, zu welcher der Feuerstein die Basis bildet. Es wird Flint- und Crownglas genannt und in England sehr schön gemacht; die Glashütte zu Benedictbeuren, die Utzschneider dort anlegte, hat das englische indeß erreicht, wo nicht übertroffen.

Gegossene Glaswaaren sendet uns seit einiger Zeit Nordamerika von hoher Vollendung und zu sehr geringem Preis, während Spanien, in bürgerlichen Kämpfen, seine unübertroffene Spiegelmanufaktur zu St. Ildefonso verfallen läßt. Auch Rußland, wo es noch nicht an Holz fehlt, führt Spiegel von kolossalen Maßen aus.

Glasfenster, die wir in jeder Hütte finden, wurden erst im vierten Jahrhundert n. Chr. und zuerst in Kirchen angewandt. Die Römer verwandten Marienglas oder Hornblende zu diesem Behuf, und die Glastafeln, die man in Pompeji gefunden haben will, möchten wohl schon in Neapel als Fenster fungirt haben. Gregor von Tours ist der Erste, der sie mit Bestimmtheit erwähnt. Abt Benedictus ließ Anno 674 Glasmacher nach England kommen, um die neuerbaute Klosterkirche zu Weremoth mit einem Glasfenster zu zieren. Dasselbe that Papst Leo III. zu Ende des achten Jahrhunderts in der Laterankirche zu Rom. Im Jahr 1180 bis 1190 begannen die Engländer Glasfenster in den Wohnhäusern anzubringen, aber 1458 rechnete es Aeneas Sylvius noch für höchste Pracht, als er in Wien viele Wohnhäuser mit Glasfenstern sah.

Wir werden hier veranlaßt, von Glasmalerei zu sprechen. — Diese Kunst, die durch die Ausschmückung der Kirchen mit farbigen Glasfenstern entstanden zu sein scheint, ist wahrscheinlich deutschen Ursprungs, denn ein Brief des Abtes Goppert von Tegernsee, geschrieben 993, spricht schon bestimmt von deutschen Arbeitern in ihr, während andere Nationen erst weit später derselben gedenken. Im elften und zwölften Jahrhundert übten vorzugsweise die Mönche sie aus, und erreichte sie im dreizehnten und vierzehnten einen hohen Grad von Vollkommenheit. Nach le Vieil, dessen ausgezeichnetem Werke wir hier folgen, entdeckte um diese Zeit Joh. van Eyk das Geheimniß, nicht die ganze Glasmasse mit bedeutenden Kosten zu färben, sondern nur eine Seite der Tafel mit der Farbe zu überfangen und anzuschmelzen. Meisterwerke aus dieser Zeit sind uns in den Domen von Köln, Speyer, Bamberg, Ulm ꝛc. erhalten, und trotzen in glänzender Farbenpracht seit 1300 — 1350 jeder Zerstörung, die Wetter, Luft und Licht zu bewirken vermögen. Nürnberg und Ulm sandten weit hin ihre berühmten Künstler, von denen Jacopo il Tedesco den Dom zu Bologna schmückte, Paulo und Christophoro, die Schwaben (lo Suabe), die Fenster der Kathedrale von Toledo malten.

Berühmte Namen in dieser Hinsicht sind ferner Veit Hirschvogel, v. Eß, Taucher, Wald, und vorzüglich Albrecht Dürer. Nun verfiel die Glasmalerei mehr und mehr und erhielt sich als Geheimniß nur noch in England, wo sie aber auch mit dem äußerst geschickten, aber eben so bizarren Francis Eginton 1805 zu Grab getragen wurde. Sie mußte wirklich von Neuem erfunden werden, wie Eginton es verlangte, ward es aber auch, und Mohn in Dresden, Birnbaum in Köln, Höker und Müller in Marienburg, vorzüglich aber Sauterleute in München, der mit andern unter der Leitung des Prof. Gärtner eine eigene Schule bildet, liefern Arbeiten, die den besten der alten gegenübergestellt werden dürfen.

Hält man das Ende einer Glasstange vor ein Gebläse und dreht ein breites Schwungrad, an dem der herausgezogene Faden schmelzend befestigt wurde, rasch um, so kann man ganze Gebinde feiner, seidenglänzender Faden ausspinnen, die ziemlich biegsam sind, und von verschiedenfarbigem Glas in einander gewebt oder geflochten, sehr nette Dessins geben, die zu Gürteln, Strickkörbchen u. s. w. sich äußerst gut ausnehmen. Freilich wollen die Aerzte schon sehr böse Augenentzündungen bemerkt haben, die von den haarfeinen, abgebrochenen Glasspitzen hervorgerufen sein sollen, weßhalb einige Vorsicht wohl zu empfehlen wäre. In Göttingen sieht man eine Perücke von solchem gesponnenem Glase.

Schmidt.

Leiden eines Trappers in den Wüsten des Missouri.

Die deutschen Landsleute im lieben Vaterlande haben wohl schwerlich eine Vorstellung von den Beschwerden und Entbehrungen der Wildschützen und Jäger, die, wahre amerikanische Waldmenschen, Jahr aus Jahr ein in den endlosen Wildnissen des fernen Westens bis hin zu den Klüften des Felsengebirgs leben, und jenseits desselben die Vorläufer einer, wenn auch nur rohen Kultur geworden sind. Von ihnen geleitet war es den Reisenden, einem Lewis und Clarke, Long, Pike, Schoolkraft und Andern möglich, jene ungebahnten Einöden bis zur Nordwestküste zu durchdringen; sie sind es, die den wichtigen Missouri-Pelzhandel vermitteln, und ihr Jagdtalent, ihre Ausdauer und Unerschrockenheit übersteigen allen Glauben. Größtentheils stammen diese Menschen von Anglo-Amerikanern und Bewohnern der älteren Staaten ab, kommen als freie Leute in jene Gegenden und bleiben dann, entzückt vom Abenteuerlichen ihrer Lage, freiwillig dort. Jeder von ihnen ist gleichsam ein Robinson Crusoe, lebt in der Wüste allein, abgeschieden von aller menschlichen Gesellschaft und Beihülfe; die Natur reicht ihm unmittelbar Alles, was er bedarf, und kurz, er führt ein Leben, wofür die europäische Weltweisheit kein Gleichbild findet, und welches der eleganten bedürfnißreichen

Digitized by Google

Welt eine Höllenqual dünken muß. Ein solcher Wildschütz lebt in wilden, unwegsamen Einöden, oft hundert Meilen weit von jeder menschlichen Wohnung entfernt, in Felle gekleidet, ohne Weib, ohne Freunde, in einer Hütte von Baumzweigen oder einer Felsenhöhle; seine Kugelbüchse gibt ihm Nahrung, sein Hund ist sein einziger Gefährte; und doch verkauft er nicht gerne seine Einsamkeit mit dem Genuß der Städte, und findet das dortige Wohlsein keineswegs beneidenswerth, und die gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit der Einsiedler ist es, die ihm sein Dasein und seinen Aufenthalt in der unbegrenztesten Wildniß versüßt.

Noch weit beschwerlicher, als das Leben dieser einsamen Wildschützen, deren Anzahl in jenen westlichen Gegenden keineswegs unbedeutend ist, erscheint das Leben der Streifjäger oder Fallensteller, Trapper, die fortwährend neuen Beschwerden und Gefahren ausgesetzt sind und keine feste Wohnung haben. Ein solcher Streifschütz kann nicht, wie der gleichsam seßhafte Wildschütz oder Jäger, Nahrungsmittel sammeln; er muß auf seinen Streifzügen durch die Wildniß, die er unerschrocken durchdringt, Tag für Tag für neuen Vorrath sorgen, und wenn sich kein Bison oder anderes Wild aufspüren läßt, so muß er nicht selten mit Ueberbleibseln vorlieb nehmen, die der gefräßige Wolf verschmäht hat. — Freilich nimmt er etwas Mais und Büffeltalg, mit sich, und seine Büchse verschafft ihm hier und dort Leckerbissen und Ueberfluß, aber diese Ueppigkeit wechselt mit Tagen und Wochen des Mangels, wo er oft seine Bisonrobe und seine Mocassins zernagen muß. — Folgende Erzählung der Leiden eines dieser Trapper, deren Wahrheit der Richmond Compiler verbürgt, haben wir einer amerikanischen Zeitung entnommen.

Im Juni kam ein alter Mann im Fort Atkinson am obern Missouri an, der sogleich von einigen Offizieren der Besatzung als ein Trapper oder Streifjäger erkannt wurde, den man seit zehn Monaten verloren hielt, denn einige hatten ausgesagt, ein grauer Bär habe ihn verzehrt, andere, die Ricaras-Indianer hätten ihn erschlagen. Diese Gerüchte wurden aber nun durch seine Erscheinung widerlegt; der alte Hugh Glaß, ein Pennsylvanier von irischer Abkunft und von altirischen, obwohl amerikanisch modifizirten Sitten, stand lebend vor jenen Offizieren, und erzählte, nachdem man ihn mit Speise und Trank gelabt hatte, seine in den letzten zehn Monaten erlebten schauerlichen Abenteuer.

Er ward im August des vergangenen Jahres vom Major Henry als Trapper und Wegweiser auf einem Streifzuge gegen die Dörfer der Ricaras am westlichen Ufer des obern Missouri mitgenommen. Die Indianer flüchteten und der Major, der ihre Dörfer verbrannte, rückte, mit seinen Leuten ihnen folgend, westlich gegen den gelben Steinfluß, einen der Hauptarme des Missouri vor. Ihr Weg führte sie den Grand River, einen andern Nebenfluß des Missouri, aufwärts, durch Waldwiesen, die mit dichtem Gebüsch von Zwergpflaumenbäumen ꝛc., welche dem Sandboden eigen sind, abwechseln. Da eine solche Streifschaar Nahrung und Bekleidung aus dem großen Waarenlager der Natur nimmt, so pflegen sich, wenn man am Abend eine Lagerstätte bezieht, ein paar Jäger von den übrigen zu entfernen, um irgend ein Wild zu schießen, damit die übrigen sich nicht hungernd schlafen zu legen brauchen. — Hugh Glaß, dessen Büchse man für die beste hielt, ward daher in solcher Absicht eines Abends abgeschickt. Noch nicht weit von der Lagerstätte entfernt, durchdrang er ein Dickicht, wo sich unglücklicherweise eine Bärin im Sande gebettet hatte; diese sprang wüthend auf, und ehe der Unglückliche den Hahn der Büchse spannen, oder nur ausweichen konnte, hatte das Ungethüm ihn gepackt und an der Brust vom Boden erhoben. Glaß zappelte und stemmte sich aus Leibeskräften, daher warf die Bärin ihn wieder zu Boden, biß ihm ein großes Stück Fleisch aus der Lende und ging damit fort, um es ihren Jungen, die ganz in der Nähe brummten, als Probe zu bringen. Glaß suchte zu entfliehen, aber die Bärin kehrte schnell mit Verstärkung zurück, riß ihm noch ein Stück aus der Schulter, zerfleischte seinen linken Arm, und biß ihn, als er hinstürzte, in den Hinterkopf. Die jungen Bären machten sich nun über ihn her, um ihm vollends den Garaus zu machen, als einer der andern Trapper, durch sein Geschrei aufmerksam gemacht, herbeikam, um ihm beizustehen. Einer der jungen Bären nöthigte aber den Retter zum Rückzug über einen nahen Bach, und hier erst konnte der Jäger sich schußfertig machen und den Feind durch seine Kugel niederstürzen. Nun kamen auch die übrigen Glieder der Streifpartheie herbei und retteten durch 10—12 Schüsse den Halbzerrissenen aus den Tatzen der Ungeheuer. Der arme Glaß hatte viele tiefe gefährliche Wunden, sein ganzer Körper war zerquetscht, er verlor viel Blut und litt die furchtbarsten Schmerzen. Ein Wundarzt war auf 50 Meilen Wegs nicht zu haben, und ihn fortzubringen war auch unmöglich. Die Sicherheit einer solchen Streifpartheie, die nur eine mobile Kolonne in dem Lande feindlicher Indianer bildet, hängt durchaus von der Schnelligkeit ihrer Bewegungen ab. Hätte man den Verwundeten fortgeschleppt, so würden dadurch alle übrigen in Gefahr gerathen sein, und er selbst hätte unfehlbar durch die Bewegung den Tod erlitten; daher vermochte Major Henry zwei Soldaten, unter Verheißung einer bedeutenden Belohnung, bei ihm so lange zurückzubleiben, bis der Mann gestorben sei, oder sich so weit erholt habe, daß man ihn nach einem der nächsten Pelzhändlerposten schaffen könne. Diese blieben fünf Tage bei dem Unglücklichen und verließen ihn dann mit unmenschlicher Grausamkeit; ja sie nahmen sogar seine Büchse, Kugeltasche, sein Feuergeng ꝛc. mit, und beraubten ihn also der Mittel, Feuer zu machen und sich Mundvorrath zu schaffen. Diese Unmenschen folgten nun der Spur der Streifpartheie, holten dieselbe ein und berichteten, Glaß sei an seinen Wunden gestorben und sie hätten ihn, so gut es gehen wollte, beerdigt. Glaß gelangte durch die schreckliche Angst, als er sich verlassen fühlte, zu einem Aufschwung der letzten Lebens-

Digitized by Google

kraft, kroch mit großer Mühe zu einem nahen Bach und blieb dort zehn Tage lang liegen. Er lebte daselbst von den Kirschen, die über den Bach hingen, und von sogenannten Büffelkörnern, dem Samen einer Grasart, die in seinem Bereiche wuchs. Endlich erholte er sich ein wenig und beschloß nun, nach Fort Kiawa, einer Pelzhändler-Faktorei, die etwa 65 deutsche Meilen von der Stelle, wo er lag, entfernt war, hinzukriechen. — Welcher riesenhafte Entschluß! — Er mußte durch ein feindliches Land, war ohne Feuergewehr, litt bei jeder Fortbewegung Höllenschmerz und konnte keine Nahrung zu finden hoffen, als wilde Beeren. Zu seinem Glücke traf er unterwegs eine Heerde Wiesenhunde, die ein Büffelkalb eingeholt und getödtet hatten. Jene Thiere sind leicht zu verscheuchen, und obgleich Glaß weder Feuer machen, noch das Fleisch rösten konnte, labte er sich doch nicht wenig an dem rohen Fleische und dem warmen Blute des eben erst zerrissenen Thieres. So erreichte er endlich nach fast zwei Monaten das Fort Kiawa, doch ehe noch dort, wo er die freundlichste Aufnahme fand, seine Wunden gänzlich geheilt waren, erwachte in ihm ein Geist der Rache, und er entschloß sich, fünf Diener der Pelzhändler-Gesellschaft, die in einer Pirogue den Missouri aufwärts nach dem gelben Steinfluß gingen, zu begleiten. Dort hoffte er seine Waffe wieder zu finden und zugleich die Unmenschen, die ihn in der höchsten Noth verlassen und beraubt hatten. Als sie bis zum alten Mandan-Dorfe gelangt waren, verließ Glaß, unter großer Gefahr, zu ertrinken, die Pirogue und landete in der Gegend von Tiltons Fort, um von dort aus auf näherem Wege zu Lande den gelben Steinfluß zu erreichen. Tags darauf wurden seine Gefährten von den Ricaras-Indianern ermordet; er aber näherte sich mit Vorsicht dem Tiltons Fort und bemerkte dort zwei indianische Frauen, Squaws, die er sogleich für Ricaras erkannte, und die sich, so wie sie ihn erblickten, sogleich auf die Flucht machten. Er ward nun inne, was noch Niemand im Fort Kiawa wußte, daß die Ricaras das Mandan-Dorf besetzt hatten, und fühlte nun die Gefahr, in der er sich befand. Jene wilden Frauen riefen die Krieger ihres Stammes herbei, die ihn sogleich verfolgten. Noch geschwächt von seinen schweren Wunden konnte der Unglückliche nicht weit fliehen, und schon waren die Feinde ihm auf Schußweite nahe, als zwei berittene Mandan-Krieger, Verbündete der Vereinigten Staaten, herbeisprengten, ihn auf ein, in dieser Absicht mitgebrachtes Pferd setzten, und ihn unverletzt nach Tiltons Fort brachten. Sie waren von dort aus, wo man ihn bemerkt hatte, ausgeschickt worden, um ihn vor den Feinden zu schützen. — Doch Glaß hatte keine Ruhe; noch an demselben Abend verließ er Tiltons Fort, reiste 38 Tage lang durch die Jagdgefilde der feindlichen Indianer und erreichte glücklich Henry's Fort, eine Pelzhändler-Faktorei am Bighornfluß, einem südlichen Arm des gelben Steinflusses. Hier erfuhr er, daß die Soldaten, die er suchte, nach Fort Atkinson zurückgekehrt waren, und ließ sich also gerne gebrauchen, um dorthin Depeschen zu überbringen. Am 28. Februar verließ er das Fort, von vier Mann begleitet. Sie reisten nach dem Pulverfluß, der sich unterhalb des Bighorn in den gelben Steinfluß ergießt, verfolgten den Pulverfluß aufwärts, bis zu seinen Quellen, und gelangten so an den von Westen herabströmenden Plattefluß, der unter 41° N.Br. in den Missouri geht. Dort am Plattefluß baueten sie sich Lederböte und erreichten darin das untere Ende der schwarzen Hügel (Black hills), wo sie 38 Wohnungen der Ricara-Indianer entdeckten. Dieses Lager gehörte der Schaar der Grauäugigten (Gray eyes); der Häuptling derselben war bei einem Angriffe der Amerikaner auf ihr Dorf getödtet worden, und Langue de Biche (Elennszunge), ein anderer ihrer Krieger, hatte sich zum Anführer der Schaar aufgeworfen. Dieser neue Häuptling nöthigte die Amerikaner freundlich, an's Land zu kommen, und wußte durch seine Vorstellungen ihnen allen Argwohn zu benehmen. Glaß hatte schon einmal einen ganzen Winter bei diesem alten Indianer zugebracht, war mit ihm auf der Jagd gewesen, hatte aus seiner Pfeife geschmaucht, und manche Flasche mit ihm am Feuer seines Wigwams geleert. Als er das Ufer betrat, umarmte der Wilde seinen alten Bekannten auf's Herzlichste. Die Weißen faßten nun völliges Zutrauen und nahmen die Einladung an, in der Hütte des Indianers eine Pfeife zu rauchen. Während sie dort saßen, hörten sie ein Kind schreien, was ihnen einigen Argwohn erweckte; sie blickten aus der Thüre der Hütte und sahen die Mädchen und Squaws des Stammes die Waffen und übrigen Sachen der Reisenden fortschleppen. Eilends sprangen die Gäste von ihren Sitzen und flohen, verfolgt von ihren verrätherischen Wirthen; die Weißen rannten, um ihr Leben zu retten, die rothen Krieger dürsteten nach ihrem Blute. Zwei der Weißen wurden eingeholt, und wenige Schritte von Glaß getödtet; dieser aber gewann Zeit, unbemerkt eine Felsenschlucht zu erreichen und sich dort vor den Späherblicken seiner Feinde zu verstecken. Mit der Art, wie die Wilden ihren Krieg führen, genau bekannt, blieb der alte Trapper in seinem Schlupfwinkel, bis die Feinde des Suchens müde waren. Als die Nacht einbrach, schlich er hervor und verfolgte seine Wallfahrt nach Fort Kiawa. Die Bison- oder Buffalokälber waren um diese Jahreszeit erst wenige Tage alt, und da das Land, welches er durchreiste, daran einen großen Ueberfluß hatte, so gelang es ihm oft ohne Schwierigkeit, eines zu erhalten. „Obwohl ich wieder," erzählte er, „meine Büchse und all meinen Plunder verloren hatte, so fühlte ich mich doch ganz reich, als ich mein Messer, Stahl und Stein in meiner Kugeltasche fand. Diese kleinen Dingelchen sind einem Manne Gold und Perlen werth, wenn er ein paar hundert englische Meilen von Jedermann und jedem Wohnorte entfernt ist, ganz allein unter Wilden und wilden Bestien." — Eine Reise von 15 Tagen brachte ihn nach Fort Kiawa, wo er sich durch seine Depeschen legitimirte und von Neuem mit Waffen versehen wurde; von dort wanderte er nach

Digitized by Google

Fort Atkinson an den Council-Bluffs, wo er richtig einen der Unmenschen fand, die ihn so schändlich verlassen und bestohlen hatten, den zweiten hatte unlängst der Tomahawk eines Indianers niedergestreckt. Der kommandirende Offizier des Postens befahl, dem alten Trapper, der wahrlich ungeheure Beschwerden, Noth und Gefahr erlitten hatte, seine Büchse wieder zu geben, und verjagt ihn mit andern Bedürfnissen und Dingelchen (fixens), wie er sie nannte, um ihn dergestalt fähig zu machen, wieder in die Wüste zu ziehen. Niemand war mehr vor dem Erscheinen des alten Glaß erschrocken, als sein böswilliger Verlasser, der von ihm vor die Büchse gefordert wurde, sich aber so erbärmlich zeigte, daß ihn die Verachtung aller seiner Kameraden traf. — Der alte Glaß erfreute die Offiziere und Soldaten durch seine Erzählungen nicht wenig, und aus seinem eigenen Munde hat Schreiber dieses vernommen, was hier mitgetheilt ist. Wer den einfachen Menschen, der nicht lesen und schreiben kann, selbst gehört, wird ihm unbedingt Glauben schenken. Seine schreckliche Verwundung durch die Bären ist durch Augenzeugen, und seine Anwesenheit an den erwähnten, so weit von einander liegenden Punkten jener Wüste durch briefliche Zeugnisse bestätigt. Das Wunderbarste und Unglaublichste bei der Sache ist aber über jeden Zweifel erhoben: der Umstand nämlich, daß er jene Leiden überlebt hat, und wieder völlig gesundete.

Der Mösen.

Herr Sinclair zog über's salzige Meer
Wollte Norge's Klippen erstürmen.
Norwegisches Volkslied.

Im Herzen von Norwegen blinkt der Spiegel eines großen Landsee's, dessen herrliche Ufer von der Natur und der Geschichte zum Reiseziel jedes Wanderers in jenen Gegenden bestimmt wurden. Manche denkende Reisende, wie L. v. Buch, Ström, Schmitt, Ahvaetz vermissen an seinem Gestade das lebendige Treiben einer gewerbthätigen, durch Handel blühenden Stadt, die am schiffreichen Bord Wohlstand und Bildung vermitteln würde. Vor drei Jahrhunderten blühete hier auch die mächtige und reiche Stadt Hammer, deren Stätte man jetzt nur aus den Ruinen mehrerer ihrer Kirchen erkennt, und deren Namen der Bauernhof Stor Hammer trägt. Der große Verlust, den die Schweden 1567 vor der Feste Aggerhuus in manchem abgeschlagenen Sturm erlitten hatten, hatte sie bis zur Wuth aufgereizt, und das wehrlose Hammer ward bis zum Grund zerstört. Der Bischof floh mit den Einwohnern nach Opsloo, und Niemand kehrte zurück, die schaurige Brandstätte zu bebauen.

Freilich wendet man ein, „der Bewohner jener Thäler empfinde diesen Mangel nicht; der Hedemarker, Guldbrandsdaler brauche nichts aus der Stadt; es sei Jeder auf seinem Gaard, Schmied, Stellmacher, Schuhmacher, Schneider, Weber, Tischler, Gerber, Seifensieder ꝛc.; mit dem Erblühen einer Stadt werden die alten patriarchalen Tugenden welken u. s. w.“ Ist es aber nicht klar, daß von all dem Vielen, was die Noth und das Bedürfniß machen heißt, nur Weniges oder Nichts gut gemacht ist, und mit dem schlecht und nothdürftig Gemachten nicht das geleistet werden kann, was mit weit geringerer Anstrengung das bessere Werkzeug gewährt, ohne der unvermeidlichen Verschwendung von Stoff zu gedenken. Diese Allseitigkeit läßt die Menschen nie von ihrem jetzigen Standpunkt kommen, indeß die übrige Welt fortschreitet; und, indem man ihnen wünscht, daß sie für ihre Produkte an Holzwaaren, Häuten, Talg, Korn u. s. w. den angemessenen Preis beziehen, und so Leben nehmend, es wieder geben, hat man ihre Thäler noch lange nicht zu Fabrikbezirken, sie zu unglücklichen Proletariern gemacht.

Drei Thäler senden ihre gewaltigen Elven dem Mösen zu; drei Bergketten erheben sich von seinem Spiegel, um im Dofrevield sich zu einem Knoten zu vereinen. Die Kette von Fengring steigt 1500 Fuß hoch unmittelbar aus den Fluthen auf, so steil, daß zwischen See und Felswand kein Weg hinführt, die andere Seite säumt der Bergwald von Morskov. Im Süden entfließt dem Mösen die Vormenelv, eine Wassermasse, die die schwersten Kauffahrer zu tragen vermöchte, und bei Fredrikstadt in's Kattegat mündet. Der Anblick der Feygringberge aus den Fenstern des reinlichen, gutversehenen Wirthshauses zu Morstuen ist schöner, als manche weit gepriesene Schweizer An- und Aussicht; doch, wie sehr würde sie gewinnen durch die weißen Segel einer regen Schifffahrt! —

Der Thonschiefergrund lohnt hier den Ackerbau reichlich, und die Gaarden liegen sich so nahe, daß die ganze Gegend wie ein weit gebautes Dorf erscheint, wenn man sie von der Höhe eines vorspringenden Berges überblickt. An allen Abhängen stehen Höfe, meist zwei Stock hoch, zierlich, wenn auch nicht elegant, mit leuchtenden, großen Glasfenstern in's Thal hinaus schauend, dazwischen eine Kirche, mit hellem, hallenden Glöcklein in der Nähe des gastlichen Prästagaardes, wo oft sehr gebildete, herzliche Prediger, treu dem Sinne des Evangeliums, lehren und leben.

Die Eiche erreicht Hedemarken nicht mehr, da die mittlere Temperatur vier Grad nicht übersteigt. Was aber gepflegt werden kann, Kirschen, frühe Aepfel, beinahe alles Gemüse, gedeiht am buchtigen Ufer des Sees, und besonders auf der lieblichen Insel Helge, die an Reichenau im Bodensee erinnert, und die ernsten Klänge der Frithiofsaga wach ruft. Im Grunde der klaren Fluth ruht König Helge aus vom schweren Kampf unter spielenden Nixen und Elfen. Im Morgennebel umschwebt er das duftende Eiland im langen, grauen, schleppenden Gewande, und pflückt sich zur goldenen Krone die Erkönigsblume, wie die Thalbewohner die gelbe Wasserrose nennen.

Digitized by Google

Kaum einige Jahre vorher, ehe er bei Stiklestadt fiel (29. August 1033), rettete Kühnheit und Geistesgegenwart Olaf, den sogenannten Heiligen, aus unvermeidlichem Untergang. Von der hintigen Härte erbittert, mit der das Christenthum ausgebreitet und Odins Bekenner verfolgt wurden, verbanden sich vier der kleinen Könige des Landes, gegen die unerträgliche Tyrannei. Es war Rörek von Hedemarken, Ring von Hadeland, Dag von Wadelars, und Gudbrid von Guldbrandsdalen. Zu Ringsagger trafen sie sich, um die Maßregeln zu besprechen, als Olaf zu Minde schon Alles verrathen war. Nur von wenigen bemannten Kähnen begleitet, fuhr er in dunkler Nacht den Midsen hinauf und überfiel die Sorglosen im Schlafe. Ring und Dag wurden verwiesen, Rörek die Augen ausgestochen, Gudbrid die Zunge ausgeschnitten. — In dem schwarzen Thurm, der über der Glashütte von Biri stedt, wo der Berg plötzlich wohl 2000 Fuß zum See abstürzt, lagen sie gefangen, bis zum Tode! —

Der Wanderer hat fünfzehn Meilen den langgestreckten See begleitet, bis dieser bei Näs sein Ende erreicht; und hier hört auch der Getreidebau schier auf, oder wird doch mit unverhältnißmäßiger Mühe betrieben. Ehe der Schnee schmilzt, werden kleine Zäune quer am Abhang hin über die Felder gesetzt, damit er sich daran stütze, und nicht so schnell vor der rasch zunehmenden Sonnenwärme verschwinde. Auch wird die Gewalt des vom Bergkulm stürzenden Wassers dadurch gebrochen, daß es nicht die fruchtbare Erde entführe. Nahet der hier gewöhnlich sehr trockene Juni, so werden auf Stunden Weite Quellen gefaßt und geleitet, um das Kornfeld zu wässern. Steht es jetzt in schönen Halmen, so werden auf's Neue Hürden dazwischen gestellt, weil die Bergstürme es sonst plait niederlegen würden; und nach all dieser Arbeit zerstört oft ein Reif im Spätsommer die Erntehoffnung in einer Nacht. Dann sind die armen Bauern gezwungen, Rindebrod zu bereiten. Junge kräftige Fichten werden gefällt und geschält, die äußere, rauhe Rinde sorgfältig entfernt, und die innerste, harzige Schicht abgeschabt. Der weiße Splint wird nun zuerst an der Luft getrocknet, dann auf dem Ofen gedörrt, mit hölzernen Schlägeln geklopft, in Mörsern aus alten Radnaben gestoßen, und endlich zu grobem Mehl gemahlen. Dieses wird endlich mit den Spelzen ausgedroschenen Getreides, oder dem Samenstaub von Moosen, wie Bärlapp, gemengt, und fingerdicke harte Kuchen daraus gebacken. Aber nur mit dem Wasserkrug in der andern Hand, wird das harzig-bittere „Barkebrod“ hinuntergespült; Jeder, der sich monatlang davon genährt hat, wird kraftlos, bleich, und leidet an Brennen und Stechen auf der Brust.

Einige Stunden weiter aufwärts gelangt man in einen engen, gewundenen Gebirgspaß, die „Kringelen.“ Links starren schroffe Gneisfelsen, unersteiglich himmelan, indeß zur Rechten das Gebrüll der von Sturz zu Sturz tosenden Louvenelv aus steiler Schlucht heraufdnt. Hier steht eine schwarze Tafel mit der Inschrift:

Ninhundert Skotter
Blev knuset som Eerd potter.

„Neunhundert Schotten sind hier wie irdene Töpfe zermalmt worden.“

König Gustav Adolf sandte 1612, im Kriege mit Christian dem Vierten, den Obersten Munkhorn auf Werbung nach Schottland. Als er aber im Spätsommer mit 2300 Mann Rekruten zurückkehrte, war Gothenburgs Feste, Elvsborg, von den Dänen genommen, und ihm dadurch die Küste bis nach Calmar verschlossen. Ohne Proviant, auf leckem Schiff, was blieb ihm übrig, als die Hoffnung, durch Norwegen seinen königlichen Herrn zu erreichen. In Strödalen gelandet kam er durch Jemtland und Herjedalen gerade zur rechten Zeit, das von der dänischen Flotte bedrängte Stockholm zu retten. — Oberst Sinclair aber stieg zu Romsdalen an's Land, und glaubte sich nach langem Marsch schon der schwedischen Gränze nah, als auf der andern Seite des Stroms eine Abtheilung Bauern erschien, und wirkungslos matte Kugeln herüber sandte. Die Schotten lachten dieses Angriffs, richteten aber doch alle Aufmerksamkeit auf das Stromufer, als von den Felsen über ihnen 300 Bauern Kugeln und Felsblöcke in ihre Reihen schmetterten. Hinter und vor ihnen war der enge Weg gesperrt, und Lord Sinclair fällt, in der vordersten Reihe kämpfend. Etwas weiter unten erst fand man Erde genug, ihn zu begraben. Ein hölzernes Kreuz mit einer Tafel daran erzählt die That und nennt die Führer: Jörgen Zinklar, und den der Bauern Berdon Segelstad von Ringebou. — Sechszig Schotten wurden gefangen und auf die Gaards vertheilt; als aber die Ernte mißrieth und Mangel eintrat, versammelte man sie auf einer Wiese, und schoß sie mit kaltem Blut todt. Obgleich auch diese That eine Tafel verdiente — es ist keine auf der Blutstatt errichtet! —

Der gemeine Oleander, Nerium oleander, L.

(Taf. 28.)

Dieser schöne, bei uns häufig als Zierpflanze in Gärten und Zimmern kultivirte Strauch stammt aus Ostindien, wo er, wie in Asien, Afrika, und in Europa an den Küsten des mittelländischen Meeres, wild wächst. Er wird 10 bis 12 Schuh hoch, ist perennirend und blühet vom Juni bis in den Oktober.

Der Oleander wird zu den Giftpflanzen gezählt, indem alle seine Theile einen bittern und scharfen Geschmack wahrnehmen lassen, und, wie Versuche an Hunden, Ziegen, Schafen und Pferden ergaben, tödtliche Wirkungen hervorbringen. In der Gegend von Nizza bedient man sich des Pulvers aus der Rinde und dem Holze als Rattengift.

Als Topfpflanze verlangt der Oleander eine weniger lockere aber doch sehr kräftige Erde, nach „Schmidlins bürgerlicher Gartenkunst“ folgende Mi-

Digitized by Google

schung: 6 Theile Rasenerde, 4 Theile Kuhlagererde und 1 Theil Sand. Ist die Rasenerde sehr bündig und schwer, so sollen 2 Theile Lauberde dazu gethan werden. — Im Winter werden die Pflanzen in einem möglichst trocknen Keller aufbewahrt; Versetzzeit ist das Frühjahr; Vermehrung im Frühjahr aus Stecklingen, welche sich in einer Flasche mit Wasser leicht bewurzeln.

Fig. 1 Blüthe und Blätter, Fig. 2 eine noch geschlossene Samenschote der Pflanze.

Fig. 3 bis 5 zeigen uns in den verschiedenen Entwickelungen den bei uns seltnen, prächtigen Oleanderschmetterling (Sphinx nerii). Derselbe gehört zu den Dämmerungsfaltern oder Schwärmern, und fliegt im Oktober. Die Raupe nährt sich von Oleanderblättern, zeigt sich vom Frühjahr bis in den Sommer, und verpuppt sich im Spätsommer; vier Wochen nachher erscheint der Schmetterling.

Ein Ausflug in's Kafferland.

Erzählung.

Ich frage dich ernstlich, Vetter, ob du fest entschlossen bist, mit mir in's Kafferland zu reisen, wo ich Rindstalg und Häute holen möchte, wenn ich nicht allein bin müßte.

Ja, von Herzen! antwortete ich so feierlich, als sollte ich Gevatter stehen. Mein Vetter, ein derber Afrikaander, d. h. ein Mann von europäischen Eltern in der Kapstadt geboren, zeigte mir, nach dieser Versicherung, ohne Weiteres die Schöße seines blauen Fracks, und entschwebte, um sogleich auf der Straße mit einigen Hottentotten vom Stamme der Namaquas zu parlamentiren. Endlich schienen auch diese Herren für den Zug gewonnen zu sein, denn mit lautem „Ktabee" neigten sie die Wollköpfe, und der Vetter besiegelte die Präliminarien mit einer Flasche Branntwein, dessen exquiste Stärke, wie er mir gestand, nicht im Alkohol, sondern in brennendem Kayennepfeffer begründet war. Die armen Teufel sperrten nach jedem Schluck die Wulstmäuler auf, als wollten sie ersticken, schienen aber, wie die meisten Branntweintrinker, hierin gerade Genuß zu finden.

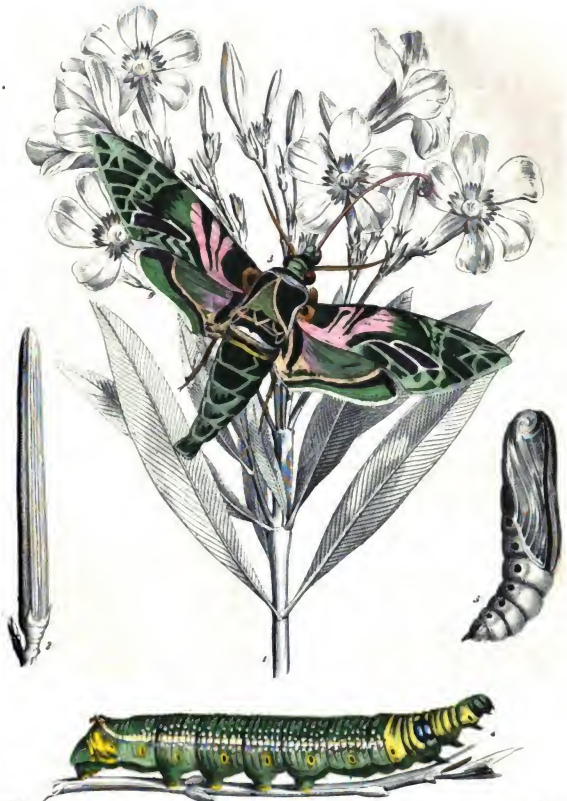
Die Sonne sank, und das Leben der bevorrechteten Menschheit schien zu erwachen! Der reiche Ostindier, durch die üppigsten Genüsse und die glühende Sonne gedörrt, sucht Genesung in der milderen gesunderen Zone der Kapstadt, hat aber seine schwelgerische Lebensweise mitgebracht. Gelb, wie die reife Maisähre liegt er im Palankin mit schlaffen Zügen und erloschenem Auge, theilnahmlos in das Ameisengewirr des arbeitenden Lebens um ihn schauend, wenn die kräftigen muskelstarken Gestalten seiner Träger die Flammenblicke bald mit lüsterner Gier, bald in Spott und Lachen überall hin senden. Auf den „Stoeps," einer Art von Balkon über der Hausthür sammeln sich die Familien der Kaufleute, die vom Comptoir oder aus dem Hafen kommend, nun behaglich bei Thee und Taback mit den Kindern schäckernd, oder ernst auf die Geschäfte des Tags rückblickend ausruhen. Der Hindu mit den sanften schönen Zügen, der ernste Muselmann, der Chinese mit dem listigen, lauernden Blick der schiefgeschlitzten Augen, der Malaye mit dem scharfen, markirten Profil, behäbige Holländer breit in Wort und Form, Engländer, kalt wie Hundsnasen, und steif, als hätten sie ein Ofenrohr verschluckt, kluge, berechnende Amerikaner — treiben sich bunt auf der Terrasse eines Kaffeehauses durch einander herum, von Negern bedient, deren Ebenholzlarven aus weißen Ginghamjacken nur greller abstechen.

Mein Vetter aber hatte mich mitten in dem Treiben aufgestöbert. Du solltest, censire ich, heimgehen, meinte er, denn morgen um zwei reiten wir fort; die Wagen sind schon unterwegs. So bald hatte ich die Abreise nicht vermuthet, und sah den theuren Verwandten deßhalb etwas verdrüßt an, trollte aber folgsam hinter ihm drein, von der Zwecklosigkeit aller Redensarten fest überzeugt. Für lange Zeit zum letzten Mal zog ich die Mosquitonetze um das leichte, kühle Bett zu, um Länder zu durchstöbern, in deren Räumen auf den Karten von Homanns Erben nur Incognitae oder gar Anthropophagi zu lesen steht. Daß der Vetter alles Nöthige für mich, wie für sich selbst, aufgepackt, durfte ich nicht bezweifeln; so ritten wir denn in Gottes Namen dahin, und trafen bei Trumpeters Drift die Karavane: zwei mächtige Ochsenwägen, sieben Pferde und fünf Hottentotten.

Die Sache war aber lange nicht so schlimm, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ein schönes welliges Hügelland, mit reichem, abenteuerlichen Pflanzenwuchs übergrünt, durchritten wir im bequemen Schritt; die Wägen lieferten guten Proviant und Rum unter das Quellwasser zum steifen Grog. Noch immer hatten wir gegen Abend eine Ansiedlung gefunden, in der wir die Nacht schier so bequem zubringen konnten, wie daheim. Das Neue der Scenerie ergötzte, und jubelnd sprengte ich mein Roß an, wenn eine Heerde verschiedenartiger Antilopen, die flüchtige Spießgemse (Antilope beisa) an der Spitze, die weniger scheuen Hartebeests (Antilope defassa) nachtrabend, die milchweiße Addar, die zierliche rehbraune Dama im Mittelzuge, plötzlich erschien und mit Windeseile hinter der nächsten Hügelreihe verschwand. Wie klopfte das Herz, wenn ein Rudel Zebra's donnernd davonjagte, und hinter dem unbändigen Quagga die langen Gestalten einiger Strauße sichtbar wurden, die den Wind in den gehobenen Flügeln fangend, dahinsegelten.

Der Fischfluß, der gelbe Beka, der reißende Keiskama lagen hinter uns, und zum ersten Mal sollten wir biwouakiren, und durch diese Abwechslung das Pikante der Tour noch erhöhen. Die Wägen wurden zwanzig Schritt von einander aufgefahren, und die Hunde darunter angebunden, an den freien Flanken

Digitized by Google



1846 21

Digitized by Google

Digitized by Google

aber tüchtige Feuer vom Gestrüpp des Kameeldorns angezündet und fleißig unterhalten. So krochen wir unter die weiten Zeltbogen der Wagenburg, in deren innerem Raum Pferde und Ochsen standen. Noch nicht lange hatten wir geschlafen, als die Ochsen zu brüllen begannen, und wild an den Stangen, an welche sie gefesselt waren, rissen; die Pferde zitterten und stampften, die Hunde winselten furchtbar. Was haben die Thiere, Jaan? frug ich den nächsten Hottentotten, der sie zu bändigen suchte. Das Wort erstarb mir aber im Munde, als ein dumpfes, donnerndes Brüllen, anmuthig decrescendo, in nicht weiter Entfernung erscholl. „O, komm Massa, zu jagen großer Löwe!“ rief Jaan, und erklärte mir damit den ganzen Auftritt. Es wurden nun, nach jeder Richtung hinaus, Schüsse abgefeuert, accompagnirend klatschten die Hottentotten mit ihren großen Ochsenpeitschen, und schrieen und schimpften unaufhörlich dazu, daß mein ruhiger Vetter sich wunderte, wo sie nur alle die Vokale herbrächten. Ich dachte an so manche geharnischte Rede, die ich schon hören mußte, schwieg aber, da der, sich von Zeit zu Zeit wiederholende brüllende Laut auf meine Nerven einen unangenehmen Eindruck machte, den ich schier Furcht nennen möchte. Der Vetter rauchte, ich versuchte es auch; aber die Pfeife wollte durchaus nicht brennen! — Am andern Morgen fanden wir die Spuren der breiten Tatzen nicht hundert Schritt vom Lager; doch hatte mein Pferd bei der Geschichte, wie ich glaube, einiges gewonnen: es ward nicht mehr seitwärts oder voraus gesport, sondern durfte im gemächlichen Schritt bei den Wagen bleiben.

Die Hügel hoben sich steiler, und an ihren Gipfeln und Seiten ragten wilde Felsbrocken hervor, von Euphorbien und Mimosen übergrünt.

Auf den Blöcken bewegten sich kleine, dunkle Thiergestalten, die bei unserer Annäherung augenblicklich verschwanden. Der Vetter, den ich frug, konnte mir nur sagen, es seien „Dasjes,“ und ihr, im heißen Sande gerinnender Urin „Dasjespiß“ sei sehr heilsam. Die Ochsen wurden in einer Gegend gefüttert, in welcher ich viele dieser Thiere bemerkte, und Jaan, der Namaqua, erbot sich, einige zu holen, wenn wir es erlaubten, sie seien sehr schmackhaft. Mit Bogen und Pfeil schlich er sich hinter einen größeren Steinblock, und hatte, bis wir aufbrachen, sechs Stück erlegt. Sie glichen einem Bären von der Größe eines Kaninchens, so tief staken die Extremitäten im lockern, braungelben Balg; man glaubte daher, sie rutschen auf dem Bauch dahin, wenn sie über die Felsen hingingen. Ueberhaupt könnte man sie eher dem Hasen als dem Dachsgeschlecht anreihen, wenn man die gespaltene Oberlippe mit den langen, steifen Schnurrhaaren, die scharfen Nagezähne, die völlige Harm- und Wehrlosigkeit, der nicht einmal die flüchtigen Läufe zur Vertheidigung geblieben sind, betrachtet. Sie graben zwischen Felsblöcke hinein lange sichere Gänge, haben aber nur kurze, abgerundete Ohren, die wie die Füße, dunkler, als der weiche Balg sind. Vorn haben sie vier Zehen, mit kurzen, runden, aufliegenden Nägeln, hinten nur drei, deren innerster eine längere, hakenförmige Kralle trägt, wohl nur zum Kratzen. Der Schwanz ist nur ein kurzer Stumpf. Die sandigen, eigroßen Klumpen, welche man mir als den Harn des Thiers brachte, konnte ich für keinen thierischen Stoff halten, weit mehr glichen sie dem Erdreich. Jaan erzählte mir noch, ein Raubvogel, den er mir, über den Klippen schwebend, zeigte, sei der gefährlichste Feind des armen Thiers. Es war der Gaukler, falco ecaudatus Okens; sein kurzer, wie abgestutzter Schwanz, der besonders im Fluge sich gar nicht hübsch macht, ließ ihn aus weiter Ferne erkennen. Er schwamm in weiten hohen Kreisen dahin, und ließ seinen, wirklich melodischen Ruf erschallen; meines Wissens der einzige angenehme des ganzen Falkengeschlechts. — Dann plötzlich, wie von Muthwillen ergriffen, schien er aus der Luft herabzufallen, und mit heftigen, schnellen Flügelschlägen, die weithin, wie das Flaggen eines Segels tönten, sich erhalten zu wollen. Nahe der Erde stieg er dann wieder wie ein Pfeil in die Höhe mit der weichen Cadenz seines Ka-hu-ku-ku! Der Vetter schoß einen herunter; Fänge und Schnabel waren schwarz, Schnabelwurzel und Ständer gelb, Rücken und Schwanz dunkelroth, stark gegen den schwarzen Kopf und Hals abstechend; Schulterfedern stahlblau, Schwingen silbergrau. Er war drei Fuß hoch und hatte sieben ein halb Fuß Flugweite, erscheint in der Luft aber weit größer.

Gegen Abend begegneten wir einem Missionar, der in Begleitung zweier Hottentotten zu den Kaffern, die unter ihrem Fürsten Hinsa in dieser Gegend einen Kraal bewohnen sollten — ging. Auch der Vetter wollte mit Hinsa handeln, und die Vergrößerung unsrer Karavane konnte uns nur angenehm sein, zumal, da der schon gereiftere Mann sich als sehr unterrichteter, angenehmer Gesellschafter erwies. Zum Abendessen waren die Klippdachse zugerichtet, und der Fremde erzählte, daß er das Thier durch ganz Syrien, besonders häufig aber am Hareb und Sinai getroffen, wo es Gannim Israel — Israellamm — genannt werde.

Die Kinder Israel, warf der Vetter hin, werden wenig von ihren verlorenen Schafen wissen!

Jetzt wohl, ich gebe es zu, war die Antwort, da es kein Pelzthier ist, doch beweist die Bibel, daß ihre Voreltern es gut kannten. Es wird dort an mehreren Stellen, wie im 5. Buch Mosis, 14, 6. — Psalm 104, 18. — Sprüchw. Salam. 30, 24 und 26. Saphan genannt, welches die Uebersetzer, wohl nicht entsprechend, mit Kaninchen wieder geben. Kaninchen gibt es dort nicht, auch „bauen sie ihr Haus nicht in Felsen,“ wie dort gesagt wird, sondern lieben leichten, sandigen Boden. Ob Hyrax capensis und Hyrax syriacus ganz Eins und dasselbe ist, will ich zwar nicht fest behaupten, doch kann ich keine wesentlichen Unterschiede entdecken.

Noch lange plauderten wir in der Nacht, da mir, aus Furcht vor dem gehörten sonoren Bierbaß, lange kein Schlaf kommen wollte. Doch kam der Morgen

Digitized by Google

ohne weitere Störung, als das gewohnte Gekläff der Schakals und das gedehnte Gewinsel der streifenden Hyäne.

Gegen Mittag des folgenden Tags sahen wir in einer schönen, weichen Mulde, der ein frischer klarer Bach entströmte, etwa hundert backofenartige niedere Hütten, die Residenz des gefürchteten Kaffernhäuptlings Hinsa. Se. Hoheit hatte so eben höchsteigenhändig zwei Ochsen geschlachtet, und zerlegte sie auf einem freien Platz mitten im Kraal, einer Art von Champ de Mars. Er empfing uns freundlich, schien den, durch einen Hottentotten ihm gedolmetschten Antrag des Vetters zu einem Tauschhandel gern zu vernehmen, trank unter schaurigen Grimassen von des Vetters gepfeffertem Schnaps, und schenkte uns dagegen ein mächtiges Lendenstück, welches er erst, seinen Werth zu erhöhen, wohl mit frischem Kuhdung bestrich, und die Hände dann auf der bloßen Brust abwischte. Der Vetter entgegnete meinem Jammerblick trocken: ländlich, sittlich, Schatz! wir waschen es wieder. —

Der Missionar und ich krochen in einen Wagen, schwatzten, rauchten und getrösteten uns eines übrig gebliebenen Klippdachses, indeß der Vetter in der rauchigen Hütte, in die er auf allen Vieren, wie ein Bär, kriechen mußte, seinen Handel mit Hinsa, Nogaste und Gobbus, andern Häuptlingen, die zum Erntefest gekommen waren, abschloß. Es war volle Ladung für sechs Wagen versprochen, falls wir zwei Tage verweilen wollten, die zur Herbeischaffung der Tauschartikel nöthig waren. Es ward nun beschlossen, des andern Tages eine Jagdpartie längs des Ufers des Umzumwobo zu unternehmen, diesen Termin zu kürzen, denn in dem wohlgedüngten Kraal mochte ich durchaus nicht bleiben, und wollte lieber mit allem Gethier des Landes Afrika, ausgenommen einige Katzenarten — anbinden.

Wohl mit Bukupulver eingerieben, das Gesicht mit vortheilhaften Rußflecken geziert, über den Schultern den Karoß von Hammelfell, in der Rechten einige vergiftete Hassagayen, Bogen und Köcher auf dem Rücken, standen beim ersten Taggrauen einige zwanzig junge Leute zur Jagd bereit. Der Missionar blieb mit dreien unserer Hottentotten als Wache unserer Wagen zurück, der Vetter und ich trugen gute Doppelbüchsen, sammt starken Hirschfängern; Proviant und Munition ward Jaan aufgeladen.

Ungefähr eine derbe Wegstunde mochten wir zurückgelegt haben, als wir das Ufer des Umzumwobo, eines schönen breiten Stroms, erreichten, und einige Kähne, uns überzusetzen, bereit fanden. Während der Anstalten dazu kam eilig ein junger Kaffer gerannt, und berichtete, er habe auf dem Felde hinter einem kleinen Gehölz, ein gewaltiges Flußpferd sammt seinem Jungen langsam gegen den Strom her kommen sehen. Vorsichtig schlichen wir unter dem Schutz des Gebüsches vorwärts, indeß die Mehrzahl der Kaffern am Ufer sich da aufstellte, wo die Spuren die gewöhnliche Landungsstelle des Thiers nachwiesen.

Etwa tausend Schritt vor mir erblickte ich jetzt die plumpe Gestalt des gewaltigen Thiers mitten in einem Hirsefeld, dem es sowohl durch Abweiden, als Umhertappen übel mitgespielt hatte; neben ihm trollte die possirlich unbeholfene Masse des Jungen in grotesken Gaukeleien. Das Alte erhob öfters die Nüstern gegen den Wind, stampfte und schien sichtlich beunruhigt, obgleich der Luftzug frisch von ihm gegen uns herblies. Ein junger Kaffer erbot sich nach einer Pause, in der die Mutter das Junge sichtlich zum Abmarsch anzutreiben suchte, die Thiere zu „bekruypen“ — bekriechen — da sie uns sonst wahrscheinlich „malkoop machen“ — durchbrechen — würden. Er erbat sich dazu des Vetters Büchse, der sie ihm gern gab, da ihn die Sache zu langweilen begann. Der Kaffer warf nun den Karoß ab, und legte sich nackend mit der Büchse auf den Boden, dann kroch er, sich wie eine Schlange dahinwindend, gegen die Thiere vor. So oft das Alte den Kopf erhob, lag er völlig regungslos, rückte aber trotz dieser Pausen ziemlich rasch vorwärts; wenn er still lag, konnte ich in der Entfernung von 200 Schritten kaum den graubraunen Körper von den Erdhaufen, die die Wildschweine aufgewühlt hatten, unterscheiden. Immer höher, je mehr er sich den Bestien näherte, schwellte die Jagdlust mir das Herz; er hatte einen etwa ellenhohen Stein erreicht der in bequemer Schußweite lag, und wartete nun geduldig, bis das Alte ihm den Kopf zudrehete. Endlich krachte sein Schuß: das Thier stieß einen gellenden Wuthschrei aus, und rannte in rasender Schnelle, die man den massiven Verhältnissen niemals zugetraut haben würde, gegen den Schützen heran, der Jedem jetzt verloren schien. Er hatte sich aber so dicht an den Stein geschmiegt, daß das Ungethüm keine drei Schritte von ihm vorbeitobte, und nun mir schußgerecht kam. Ich schoß auf den Kopf, zugleich stießen meine Begleiter ein solch schauriges Geschrei aus, daß ich so arg wie das Flußpferd erschrak. Dies wandte sich mit dem schrecklichen Gebiß des weiten Rachens laut klappernd, dem Strom zu — ich hatte mein Gewehr fallen lassen, ohne den zweiten Lauf abzuschießen. Der Kaffer hatte sich jetzt neben dem schützenden Stein erhoben, und sandte dem verdutzt der Mutter nachtrabenden Kalbe die Ladung seines andern Gewehrlaufs zu. Es schrie gellend, wie ein Schlachtschwein, schnell aber hatte der Schütz es im Lauf eingeholt, und packte es am Hinterfuß, ein Anderer kam mit der Hassagaye hinzu, und machte dem Lärm rasch ein Ende. Es war noch ganz jung, von der Höhe eines Tisches, aber schon so schwer, daß zwei Männer es kaum zu tragen vermochten, als es ausgeweidet war.

Rasch wurden die Gewehre wieder geladen, dann ging es dem Ufer zu, so schnell es meine deutschen Beine vermochten, welche die der Kaffern freilich ohne Mühe in Schnelligkeit und Dauer übertrafen. Wir fanden den, an den Strom beorderten Trupp, und erfuhren, das Thier sei, aus zwei Kopfwunden blutend, vor Wuth und Schmerz furchtbar schreiend, so schnell daher gerannt, daß Alle entsetzt davon gelaufen wären, und kein Speer nach ihm geworfen sei. Es liege jetzt, zu schwer ver-

Digitized by Google

wundet zum Entfliehen, im flachen Strom am Ufer, wo das Waſſer nur kaum es überſtröme, und werde nun wohl ſchon verendet ſein. Sie zeigten uns von ferne die regungsloſe Maſſe unter den Oleanderbüſchen des ſteilen Bords, und hatten auch ſchon fortgeſchickt, die Knoten herbeizuſchaffen, um die Beute an's Land zu bringen. Sie kamen ſchnell; der Vetter beſtieg eines, ich das andere, und außer den Ruderern fanden in Jedem nur noch zwei bewehrte Kaffern Platz. Das Thier lag wie leblos, raffte ſich aber, ſo wie der vorderſte Kahn nahete, wild auf, ergriff ihn mit dem ungeheuren Rachen, zermalmte im Nu ſein Vordertheil und — Alles zappelte im Waſſer. Der ruhige Vetter aber hatte den Augenblick benutzt und ihm ſeine Kugel kaltblütig durch's Auge in's Hirn gejagt; es ſank ſogleich todt zuſammen. Die Kaffern erhoben ein gellendes Triumphgeſchrei, denn die Erlegung eines Flußpferds, eines ſeltnen und höchſt geſchätzten Wildes, war bei ihnen, amerikaniſch zu reden — ein Fact, eine Aera; es heißt jetzt: drei — vier Sommer nach Erbeutung des Umzum von den Weißen!

Das Waſſer reichte nur bis zum Gürtel; deßhalb umſtand der ganze Jagdzug das getödtete Thier, es zu häuten und zu zerlegen. Es war 10 Fuß 7 Zoll lang, am Widerriſt 4 Fuß 9 Zoll hoch, wovon kaum 2 Fuß auf die Länge der Beine kamen, an denen ich nur vier kurze Zehen ſah; die Weite des Rachens war über 18 Zoll; die mächtigen, gebogenen Hauzähne, die aber völlig von den Lippen bedeckt waren, fand ich 6½ Zoll lang und zwei dick. Ihre Maſſe iſt ſo hart, daß ſie, trocken, am Stahl Funken geben; ſie ſind deßhalb, und weil ſie nie, wie das Elfenbein, vergelben, weit höher, wie dieſes, geſchätzt.

Kaum hatte ich meine Meſſungen beendet, als vom Kraal, wohin ein Schnellläufer geſandt war, die ganze Horde mit Weibern und Kindern, die drei Häuptlinge an der Spitze, anlangten. Es war ein grauſer Lärm, der Jubel dieſer appetitlichen Naturkinder, der mich in's Weite trieb, und den Vetter zu ungebührlichem Rauchen zwang; er qualmte, wie eine Lokomotive, und glaubte ſo Naſe und Ohr ſchützen zu können. Bald zogen Truppen, mit langen Fett- und Fleiſchſtreifen behangen, heimwärts, und nach einer Stunde war das Ufer menſchenleer; von fern ſchweiften ſchon die Heerden der Bontehonds (Canis pictus *) heran, und der kleine, zierliche Fennek mit den feuerrothen Augen ſchlich, die großen Ohren aufrichtend, im Ufergebüſch, zum reichen Schmaus der Reſte.

Der Abend ſank, und den feſtlichen Tag beſchloß ein großer Tanz. Wohl hundert Männer, mit Keulen bewehrt, mit allerlei Flitter behängt, und entſetzlich bemalt, ſtanden eben ſo viel Weibern gegenüber, die nicht völlig nackt waren. Beide Reihen näherten ſich nun fußſtampfend, in die Hände klatſchend, die Keulen ſchwingend und auf tauſend Arten jedes Glied renkend, die Bewegungen verſchiedener Thiere nachahmend, mit rauhem, wildem Geſang, der indeß das Tempo der Grotestkänzer pünktlich regelte. Bis auf einige Schritt genähert, flohen beide Reigen mit hohem, kurz abgeſtoßenen Schrei in die erſte Stellung zurück, um auf's Neue zu beginnen. Nach einiger Zeit war das ganze Ballet vom eigenen, ſtrömenden Schweiß ſchier reingewaſchen.

Am andern Morgen fuhr ich mit zwei Wägen und den Hottentotten heimwärts, und der Vetter blieb, um mit dem Reſt der eingetauſchten Waaren zu folgen, wenn ich ihm die Transportmittel zugeſchickt haben würde. Ich erreichte ohne weiteres Abenteuer die Kapſtadt.

Der Biber.

Der Biber gehört zu der Familie der Nagethiere und darf noch zu den europäiſchen gerechnet werden, obgleich er in unſerem Welttheile ſeltener zu werden beginnt. Er erreicht eine Länge von höchſtens 4 Fuß, und kann in dieſer Ausdehnung 50 — 60 Pfund wiegen. Der ganze Körper iſt, mit Ausnahme des Schwanzes, mit langen, glänzenden, kaſtanienbraunen Haaren bedeckt, unter welchen ſich ein weicher, gelblicher Flaum befindet. Der Kopf iſt kurz, breit, flach, und erſcheint beinahe viereckig; die Ohren ſind abgerundet, ſehr kurz, und unter dem Haare beinahe verborgen, die Augen klein. Der Mund iſt, wie bei den Nagethieren überhaupt, mit vier harten, ſtarken und ſcharfen Schneidezähnen und mit ſechszehn Backenzähnen bewaffnet. Der Hals iſt kurz und dick; die Beine ſind ſehr kurz. Der Biber bedient ſich der Vorderfüße mit vieler Geſchicklichkeit, um ſein Futter zum Munde zu führen. Die Zehen der Hinterfüße ſind durch Schwimmhäute verbunden und breiten ſich aus, wie bei den Enten und Gänſen. Da die Vorderbeine bedeutend kürzer ſind, als die Hinterbeine, ſo geht das Thier mit geſenktem Kopfe und ſehr gewölbten Rücken, und ſcheint überhaupt eher zum Schwimmen, als zum Gehen gebaut zu ſein. Die Sinne der Biber ſind ſehr ſcharf, namentlich iſt ſein Geruchſinn ſehr entwickelt, daher iſt er für üble Gerüche ſehr empfindlich. Das merkwürdigſte an dieſem Thiere iſt der Schwanz; dieſer iſt beinahe einen Fuß lang, 5 — 6 Zoll breit, von ovaler Form und flach; der Theil, der dem Körper am nächſten ſteht, iſt mit Haaren, der übrige Theil aber mit pergamentartigen, bläulichen Schuppen, unter welchen einige ſpärliche Haare hervorwachſen, bedeckt; außerdem iſt der ganze Schwanz von einer fettartige, übelriechende, gelbe Subſtanz, welche getrocknet eine dunkelbraune Farbe annimmt, und in der Arznei unter den Namen Castoreum oder Bibergeil verwendet wird. Der Biber iſt zwar geſchaffen, um auf dem Lande ſowohl, als im Waſſer zu leben; aber letzteres ſcheint doch ſein Lieblingselement zu ſein. Sein

*) Buch der Welt 1842.

Digitized by Google

Gang ist langsam und er kann nicht weit laufen, im Wasser ist er aber lebhaft und schnell, und schwimmt mit solcher Geschwindigkeit, daß man ihm mit einem Boote kaum folgen kann. Zum Schwimmen braucht er selten die Vorderfüße, sondern rudert blos mit den Hinterfüßen, steuert mit dem Schwanze und hält die Vorderfüße unter dem Kinne zusammen, damit sie seine Bewegungen nicht hindern. Der Aufenthalt im Wasser ist für den Biber so nothwendig, daß er, wenn er gefangen und an einem Orte eingeiperrt wird, wo er sich nicht in das Wasser legen kann, bald abzehrt und stirbt.

Der Biber wählt zu seinem Aufenthalte wasserreiche, waldige, abgelegene, von Menschen wenig besuchte Gegenden, wo er sich ungestört seinem bewundernswürdigen Bauinstinkte hingeben kann. Dies geschieht jedoch nur da, wo diese Thiere in größeren Gesellschaften zusammenleben, und gleichsam ganze Kolonien bilden, was in bebauten, von Menschen bewohnten Gegenden niemals der Fall ist; deßwegen findet man jetzt in den volkreichen Theilen Europa's gar keine Biberkolonien mehr; an dem Ufer einiger Flüsse Deutschlands und Frankreichs gibt es zwar noch einige wenige Biber, aber sie leben einsam, in einer in die Erde gegrabenen Höhle, und scheinen den ihrem Geschlechte von der Natur verliehenen Bauinstinkt ganz und gar verloren zu haben. Die nördlichsten Theile Rußlands und Schwedens sind die einzigen Gegenden Europa's; wo man noch einige Biberkolonien findet, aber auch dort werden sie von Jahr zu Jahr seltener, und bald wird dieses so interessante Thier aus Europa, ja vielleicht später von der Erde ganz und gar verschwunden sein.

Lange Zeit hat man über den Biber sehr irrige Begriffe gehegt, und sein Bautalent, was nur eine Folge seines Instinktes ist, einer mehr als thierischen Intelligenz zugeschrieben. Weit davon entfernt, in dieser Hinsicht den andern Thieren überlegen zu sein, hat man im Gegentheile bemerkt, daß der Biber, im gefangenen Zustande wenigstens, sehr wenig Intelligenz an den Tag legt. Ein norwegischer Geistlicher, der schon mehrere dieser Thiere auf seinem Hofe aufzog, behauptet, sie lernten kaum ihren Herrn kennen, seien träge und gleichgültig für Alles, und fühlten nur eine große Lust, ihre Freiheit wieder zu erlangen, die sie dadurch zeigten, daß sie die Bretter, aus welchen ihr Gefängniß gezimmert war, unaufhörlich zernagten und wegzureißen suchten. Auch wenn sie ganz jung gefangen worden waren und sehr gut behandelt wurden, behielten sie stets ihren wilden, scheuen Charakter, und hörten nicht auf, störrisch, bissig und ungelehrig zu sein. Der Biber scheint, wie die Biene, die Ameise und andere Thiere, deren Kunst wir bewundern, ganz und gar an seinen angebornen Instinkt gebunden und unfähig zu sein, durch Erziehung veredelt zu werden. Dagegen erzählt ein Reisender, Herr Kalm, er habe in Amerika Biber gesehen, die so zahm und gehorsam gewesen seien, daß man sie zum Fischfang abgerichtet habe, und Gmelin spricht in seiner Reisebeschreibung von einem zahmen Biber, der so große Anhänglichkeit an seinen Herrn gehabt habe, daß er nicht nur demselben überall hin gefolgt, sondern, obgleich er sich zu gewissen Zeiten auf mehrere Wochen vom Hause entfernt habe, doch stets wieder von selbst dahin zurückgekehrt sei. Uebrigens kann man ein Thier, das von der Natur nicht bestimmt ist, im zahmen Zustande zu leben, in demselben nicht richtig beurtheilen; die ihm verliehenen Instinkte finden dort keine Gelegenheit zur Ausübung und verlieren sich nach und nach; die Natur des Thieres verändert sich, und gewöhnlich finden wir, daß nach einigen Generationen sogar die physischen Eigenschaften desselben, Gestalt, Größe und Form nicht unbedeutende Modifikationen erleiden. Aber sogar im freien Zustande scheint der Biber, außer seinem Bauinstinkte, den er, wie gesagt, nur dann ausübt, wenn er in Gesellschaft lebt, keine große Intelligenz zu zeigen; allein entwickelt er wenig Industrie, noch weniger List, und kann deßwegen, wenn man seinen Bau entdeckt hat, sehr leicht gefangen werden. Er ist nicht einmal im Stande, sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, sondern zieht dem Kampfe, auch gegen schwache Thiere, die Flucht vor.

Betrachten wir aber den Biber, wenn er, in öden abgelegenen Gegenden, in zahlreichen Gesellschaften lebend, sich ungestört seinem Bauinstinkte überlassen kann, so erstaunen wir über die Fähigkeiten, die er an den Tag legt, und fühlen uns allerdings geneigt zu glauben, daß dieses Thier eine mehr als gewöhnliche Intelligenz besitze, ja sogar, daß es einigermaßen des Nachdenkens oder doch wenigstens eines gewissen Urtheilsvermögens fähig sei.

Die Mitte des Sommers, der Monat Juni, ist gewöhnlich die Zeit, wo sich die Biber zur Ausführung größerer Bauwerke vereinigen. Zu Bauplätzen wählen sie sumpfige, mit Laubholz bewachsene Stellen, namentlich bauen sie gerne da, wo das Wasser eine kleine, von dichten Bäumen beschattete Bucht bildet. Ist das Wasser so beschaffen, daß es stets eine gleiche Höhe behält, so bauen die Biber ohne Weiteres ihre Wohnungen an das Ufer desselben, ist aber das Gegentheil der Fall, steigt oder fällt das Wasser zu verschiedenen Zeiten des Jahres, dann muß vor Allem ein Damm gebaut werden, damit bei längerer Dürre in trockenen Jahren das Wasser nicht zu seicht werde. Diesen Damm führen sie an einer Stelle auf, wo das Wasser nicht zu tief ist, und als Fundament desselben legen sie große Baumstämme in das Wasser; auf diese werden wieder andere, und zwar schief und spitz gegen den Strom gelegt, darauf kommt nun Erde und Reiße, und so wird fortgefahren, bis der Damm hoch genug, acht bis zehn Fuß dick und so fest verbunden ist, daß er ganz wasserdicht ist. Das Ganze wird dann noch durch starke, in dem Boden des Wassers befestigte Pfähle gestützt. Während nämlich einige Biber die Pfähle in senkrechter Stellung aufrecht halten, graben andere mit den Vorderfüßen tiefe Löcher in den Grund, in welche die Pfähle eingelassen und nachher durch ein Gefecht von Zweigen mit einander verbunden werden. Um den Damm noch vollkommen wasserdicht zu machen, füllen sie die Zwi-

Digitized by Google

schenräume mit Steinen und Lehm aus, den sie mit den Vorderfüßen kneten, sehr geschickt anbringen und nachher mit ihrem platten Schweife festklopfen. Die Pfähle sind auf der äußern Seite des Dammes, das heißt, auf der Seite gegen den Strom angebracht, an der innern Seite dagegen ist der Damm durch einen abschüssig laufenden Lehmwall gestützt, so daß der ganze Damm, der an seiner Basis gegen zehn Fuß Dicke hat, oben eine Breite von zwei bis drei Fuß darbietet. Nicht nur verwenden die Biber auf den Bau dieses Dammes die größte Sorgfalt, sondern sie unterhalten ihn auch fortwährend, und machen den Schaden, den das Wasser demselben zufügt, sogleich wieder gut. Diese Dämme sind oft so lang, daß durch dieselben ganze Landstrecken unter Wasser gesetzt werden. Merkwürdig ist die Art, wie die Biber die Bäume, welche ihnen als Baumaterial dienen sollen, fällen und zurichten. Es setzen sich mehrere um den Baum, gewöhnlich eine Birke, Eiche oder Weide, und nagen, auf den hintern Füßen sitzend, wobei ihnen ihr starker Schweif als Stützpunkt dient, mit den scharfen Schneidezähnen das Holz weg, indem sie beide Vorderfüße an beide Seiten des Maules halten, und mit denselben die Späne wegräumen, die sie mit unglaublicher Schnelligkeit abbeißen. Ist der Baum gefällt, so werden die Zweige desselben ganz gleich abgeschnitten, damit der Baum überall gleich ausliege; dann wird der Stamm an das Ufer gerollt, in das Wasser geworfen, und der Stelle zugetrieben, wo er verwendet werden soll. Muß der Baum aber zu Pfählen zugeschnitten werden, so geschieht dies ebenfalls zuerst auf dem Ufer, und die hergerichteten Pfähle werden alsdann in das Wasser geschoben oder getragen, denn der Biber braucht zum Schwimmen blos die Hinterfüße und den Schwanz, und bedient sich der Vorderfüße und der Zähne, um sein Baumaterial an Ort und Stelle zu bringen. Den Lehm gräbt er ebenfalls mit seinen kleinen Vorderfüßen, knetet und ballt ihn zusammen, packt ihn dann mit den Vorderfüßen, drückt ihn fest an sich, legt den Kopf darauf und trägt oder schiebt ihn auf diese Weise vor sich hin. Liegt irgend ein kleiner Baum ihm im Wege, so sucht er ihn zu umgehen, und ist es nicht möglich, so zerschneidet er denselben und räumt ihn auf die Seite. Nach und nach wird der Weg durch den Lehm, der beim Transport verloren geht, glatt und schlüpfrig, so daß nach einigen Fuhren das Schieben ganz leicht vor sich geht.

Nicht weniger merkwürdig als der Bau des Dammes ist die Aufführung der Biberwohnungen selbst, welche ebenfalls gemeinschaftlich errichtet werden. Diese Wohnungen, welche beinahe immer an der Südseite und höchst selten an der Nordseite des Flusses oder Sees angebracht sind und zuweilen allein, zuweilen in der Nähe einer oder mehrerer Biberhütten gefunden werden, bestehen aus runden oder ovalen, von Holz, Stein, Lehm und Sand sehr kunstreich und fest gebauten Hütten. Da diese stets so dicht am Ufer angebracht sind, daß sogar ein Theil derselben im Wasser steht, so bilden dicht an einander gereihte, im Boden fest eingelassene Pfähle das Fundament derselben, über welches sich senkrecht die anderthalb bis zwei Fuß dicken Mauern erheben, die oben in ein festes, kuppelartiges Gewölbe zusammenlaufen. Das ganze Gebäude ist ungemein fest, vollkommen wasserdicht, und die Wände, sowohl von innen, als von außen, so sauber und regelmäßig verputzt, daß man in dieser Arbeit menschliche Kunst und Industrie zu erkennen glaubt. Ueber das Ganze legen die Biber oft noch Erde, Moos, Blätter und Gras, und verbergen auf diese Weise ihre Hütte so gut, daß sie auf den ersten Blick, den Anschein eines gewöhnlichen Erdhaufens bekommt. Die Größe dieser Wohnungen ist sehr verschieden, je nachdem mehr oder weniger Biberpaare in derselben leben; denn zuweilen ist eine Hütte durch ein einziges Paar, zuweilen durch sechs bis acht Paare, welche in Friede und Eintracht mit einander leben, bewohnt. Im erstern Falle kann die Hütte einen Durchmesser von fünf bis sechs, im letztern aber von zwanzig und noch mehr Fuß haben. Gewöhnlich befinden sich an derselben zwei, zuweilen aber auch drei Stockwerke, in denen sich die Biber aufhalten, je nachdem das Wasser mehr oder weniger steigt oder fällt. An jedem Stockwerke ist auf der Wasserseite eine Art von Fenster oder von Altane angebracht, denn in ihren Wohnungen liegen die Biber beständig mit dem vorderen Theile des Leibes auf dem Trockenen, mit dem Schwanze und den Hinterfüßen aber im Wasser. Jede Hütte hat wenigstens zwei Eingänge, von denen der eine von der Landseite, der andere von der Wasserseite in dieselbe führt; letzterer ist so tief angebracht, daß der Biber von da unter dem Eise in das Wasser gelangen kann. Der Boden der Wohnung ist mit kürrem Grase, Blättern und Moos belegt, und überall herrscht die größte Reinlichkeit, denn der Biber beschmutzt nie seine Wohnung, sondern verrichtet seine natürlichen Bedürfnisse im Wasser oder an eigens dazu bestimmten Stellen, die in einiger Entfernung von der Hütte liegen. Natürlicher Weise bedarf es, um so große Wohnungen zu bauen, einer Menge von Bibern, aber höchst merkwürdig ist die Ordnung, welche während des Baues, wie auch überhaupt unter diesen Thieren herrscht.

Jedes einzelne Individuum verrichtet seine eigene Arbeit entweder allein, oder leistet seinen Kameraden die nöthigen Dienste; alles geht ohne Hast, ohne Störung, so ruhig, so regelmäßig und ordentlich vor sich, als wäre jedem seine Arbeit angewiesen, und die Vertheilung derselben, wie auch das Zusammenwirken der Kräfte ist so richtig berechnet, als hätte ein verständiger Baumeister Alles angeordnet. Die Einen fällen die Bäume, Andere schneiden die Aeste ab, wieder Andere beschäftigen sich mit dem Transport der Baumaterialien, einige graben und kneten den Lehm, einige lassen die Pfähle ein u. s. w. Alle diese Arbeiten verrichten die Biber bei Nacht, und zwar bei kühlem, regnerischem Wetter.

Schreiber dieses hatte während seiner Reisen im nördlichen Schweden selbst Gelegenheit, eine solche Bi-

Digitized by Google

berwohnung, welche kurz vorher von den Thieren, die sie gebaut hatten, verlassen worden war, zu untersuchen. Die Wände waren theilweise aus Pfählen, die durch verflochtene Zweige verbunden und mit hartgeschlagenem Lehm bedeckt waren, theilweise blos aus mit Sand gemischtem Lehm erbaut, und zwar so fest, daß eine große Gewalt und längere Zeit dazu gehört haben würde, sie zu zerstören. Das ganze Gebäude ruhte auf einer Art von Rost, dessen Pfähle über zwei Fuß tief in dem Boden steckten; es bildete ein unregelmäßiges, oben mit einer Kuppel bedecktes Oval, dessen Höhe zehn, der Durchmesser aber zwölf Fuß betrug, und hatte drei Stockwerke, wovon das unterste mit der Wasserfläche gleich lag und in drei förmliche Zimmer getheilt war, während die beiden obern deren nur zwei hatten. Bemerkenswerth war, daß sich in keinem dieser Zimmer nur die geringste Spur von Koth vorfand, sondern alle Exkremente hinten am Gebäude angehäuft waren. Auf der Wasserseite war das Gebäude ganz offen.

Ganz in der Nähe ihrer Wohnungen, im Wasser, legen die Biber ihre Wintervorräthe an, welche aus Resten und kleinen Zweigen verschiedener, weicher Holzarten, wie die Espe, Birke und Weide bestehen; diese Vorräthe werden im Sommer und Herbst gesammelt, in das Wasser gelegt und mit großen Steinen gehörig beschwert, um das Fortschwimmen zu verhindern. Im Winter nun holt der Biber diese Vorräthe aus dem Wasser, trägt sie in seine Wohnung, nagt die Rinde ab und legt die blankgeschälten Ruthen auf sein Dach, oder auf den Damm. Wenn das Frühjahr sich nähert, und der gesammelte Vorrath nicht hinreicht, so gehen die Biber in den Wald, suchen grüne Eisenzweige, schneiden sie ab und tragen sie in ihre Wohnungen. Wenn aber diese Thiere genöthigt sind, zu dieser Jahreszeit ihre Hütte zu verlassen, was sie nur im äußersten Nothfalle thun, so geschieht es nur mit der größten Vorsicht; ist es ihnen möglich, so graben sie sich zu diesem Zwecke Gänge in den Schnee, damit ihre Spur und ihr Aufenthalt ja nicht verrathen werde. Man hat behauptet, der Biber nähre sich auch von Fischen, Krebsen und ähnlichen Wasserthieren; dies geschieht jedoch nur, wenn er von starkem Hunger getrieben wird; seine eigentliche Nahrung besteht, wie gesagt, aus Rinde oder auch aus sehr weichem, jungem Holze. Wenn der Biber frißt, sitzt er, wie das Eichhörnchen, auf den Hinterbacken und führt mit den Vorderfüßen die Nahrung zum Munde.

Die Biber leben paarweise, und nur der Tod kann das Männchen vom Weibchen trennen. Man erzählt, daß wenn ein Biber gefangen wird, sein Weibchen sich, nachdem es alle Mühe angewendet, ihn zu befreien, ebenfalls fangen läßt; wird aber eines von beiden getödtet, so hungert sich das andere oft zu Tode. Das Weibchen wirft im Märzmonat zwei bis drei, selten vier Junge, die sich nach vier Wochen schon von Baumrinde nähren und bereits nach sechs Wochen im Stande sind, der Mutter zu folgen. Während der Zeit, wo die Jungen noch an der Mutter trinken, entfernt sich das Männchen von seiner Wohnung, kommt zwar zuweilen nach derselben zurück, aber schwärmt gewöhnlich in der Gegend herum, und scheint sich um sein Weibchen und seine Jungen gar nicht zu kümmern. Wenn letztere im Stande sind, für sich selbst zu sorgen, verläßt sie die Mutter und sucht das Männchen auf, das sie wieder in die gemeinschaftliche Wohnung zurückführt, wo es, wie früher, ruhig mit ihr fortlebt. Das Bibersleisch wird zwar von den Jägern gegessen, soll jedoch nicht sehr wohlschmeckend sein. Die Gewohnheit, mit dem hintern Theile des Körpers stets im Wasser zu liegen, scheint die Beschaffenheit des Fleisches in diesen Theilen verändert zu haben; das Fleisch des Vorderkörpers ist an Geschmack dem Schweinefleische nicht unähnlich, während das der Hinterbeine und des Schwanzes ganz und gar den Geruch, den Geschmack und alle anderen Eigenschaften des Fischfleisches an sich trägt.

Seiner Haut wegen, die man zu verschiedenen Zwecken verwendet, wird im nördlichen Schweden, ganz besonders aber in Amerika, fleißig Jagd auf den Biber gemacht. Man kann sich vorstellen, welch' eine Menge von Bibern in Amerika jährlich erlegt werden müssen, wenn man weiß, daß allein von den Ufern des Hudsonsees alle Jahre gegen zwanzigtausend Biberfelle in den Handel geliefert werden. Die Indianer schießen den Biber größtentheils mit der Flinte oder fangen ihn in Eisen; in Lappland fängt man ihn auch mit Netzen, welche jedoch entweder von Metalldraht verfertigt, oder doch, wenn sie von Stricken gemacht sind, sehr dick und stark sein müssen, weil sie sonst von den Bibern sogleich zernagt und zerrissen werden. Haben die Jäger eine Biberwohnung entdeckt, so werfen sie ihr Netz dicht vor den Ausgang, durch welchen die Biber von ihrem Hause in das Wasser gelangen. Mittags, in der heißesten Stunde des Tags, zu der Zeit, wo die Biber sich in ihren Wohnungen der Ruhe und dem Schlafe überlassen, stellen sich ein paar Jäger mit Spießen oder Schießgewehren an den Eingang des Biberhauses auf der Landseite, während andere auf einem Kahne das ausgeworfene Netz bewachen. Alle diese Vorkehrungen müssen in der größten Stille getroffen werden, denn die Biber haben ein scharfes Gehör, und sobald einer derselben ein verdächtiges Geräusch vernimmt, gibt er den andern ein Zeichen und die ganze Kolonie ergreift die Flucht. Wenn die Jäger auf beiden Seiten Posten gefaßt haben, erheben sie plötzlich ein großes Geschrei und lassen Hunde in das Biberhaus, dessen erschrockene Bewohner sich entweder in das Wasser retten, wo sie in dem Netze gefangen, oder durch den Ausgang zu entkommen suchen, wo sie von den lauernden Jägern erstochen werden. Einige alte Biber jedoch sind nicht so leicht aus dem Baue herauszubringen; sie setzen sich gegen die Hunde zur Wehre und verlassen die Wohnung nicht eher, bis man sie förmlich ausgräbt, durch Feuer anstreibt, oder endlich die ganze Wohnung zerstört. Durch letzteres Verfahren zersprengt man aber auch die ganze Biberkolonie, und zwar auf immer, denn

Digitized by Google

niemals bauen diese Thiere ihre Wohnung auf der gleichen Stelle.

Wenn bei der gänzlichen gewaltsamen Zerstörung ihrer Wohnung mehrere Biber getödtet wurden, so vereinigt sich selten die Gesellschaft wieder, um eine neue Kolonie zu gründen. Die überlebenden Thiere sind so eingeschüchtert, daß sie sich trennen, jedes derselben sucht sich einzeln zu retten und gräbt sich einen Bau in die Erde, in welchem es seiner geselligen Instinkte vergessend, fortan ein einsames Leben führt. Eine weniger gewaltsame Art, den Biber zu fangen, führt man mit der Biberfalle aus, die mit unserer gewöhnlichen Mäusefalle die größte Aehnlichkeit hat. Ein großer, hölzerner, viereckiger Kasten wird in der Nähe der Biberwohnung in das Wasser versenkt, nachdem man grüne, frische Weidenzweige in denselben gelegt hat. Der Biber, durch seine Lieblingsnahrung angezogen, geht in den Kasten hinein, der sich sogleich hinter ihm schließt, und in dem er ertrinkt, bevor er Zeit hat, die Planken, aus denen der Kasten versertigt ist, zu zerreißen, denn, obgleich der Biber allerdings einige Minuten unter dem Wasser leben kann, so muß er doch sehr oft wieder auftauchen, um Luft zu schöpfen. Es soll übrigens auch schon vorgekommen sein, daß, auf den Hülferuf ihres eingesperrten Kameraden, andere Biber aus der nahen Wohnung herbeieilten, den Kasten mit den Zähnen zerrissen und den Gefangenen befreiten.

Die Farbe des Bibers scheint durch den Einfluß des Klima's modifizirt werden. Im höchsten Norden ist er ganz schwarz, und dann ist auch sein Pelz am meisten geschätzt; aber unter diesen schwarzen Bibern findet man zuweilen, jedoch selten, einige, welche entweder ganz weiß, oder grau, oder weiß und braun gefleckt sind. Die südlicher lebenden haben eine hellere Farbe, und man behauptet sogar, es gäbe in den südlicheren nordamerikanischen Freistaaten hellgelbe Biber. In Amerika findet man diese Thiere von dem dreißigsten bis zum sechzigsten, ja fünfundsechzigsten Grad nördlicher Breite.

Der Biberpelz ist noch schöner, dichter und feiner, als der so geschätzte Otterpelz; die schönsten Felle werden als Pelzwerk verkauft, von den weniger schönen wird blos das Haar verwendet. Auf dem Biberfell findet man zweierlei Arten von Haar; das eine, welches der Haut näher liegt, ist kurz, das andere, obere, ist viel länger, aber gröber und rauher, und hat im Handel keinen großen Werth; man braucht es hauptsächlich zu feinen Siebmacherarbeiten. Das weiche, flaumartige Biberhaar wird hauptsächlich, mit Hasenhaaren vermischt, zur Fabrikation von Hüten verwendet; man hat auch Versuche gemacht, Strümpfe und Handschuhe daraus zu bereiten, sie bleiben jedoch immer etwas steif und filzartig. Im Handel wird überhaupt unter den Biberfellen ein großer Unterschied gemacht. Neue Felle nennt man die Pelze der während des Winters, vor dem Haarwechsel, geschossenen Biber; es sind die schönsten und folglich die theuersten; die mageren Felle sind die der im Sommer, nach dem Haarwechsel erlegten Thiere, und die fetten Felle endlich sind solche, welche von den Indianern geraume Zeit auf der bloßen Haut getragen wurden und von Schweiß und Fett genug durchdrungen sind. Das Bibergeil wird in der Arznei als krampfstillendes Mittel sehr häufig und schon seit langer Zeit verwendet; es muß aber frisch oder doch gut erhalten sein, denn alt und verdorben wird es zum tödtlichen Gifte. Das beste Bibergeil wird aus Rußland bezogen; das von England aus Amerika in den Handel gebrachte ist von geringerer Qualität. Auch wird diese Substanz öfter verfälscht, was jedoch die Kenner sehr bald entdecken. Ein schönes Biberfell wird in Schweden mit dreißig bis vierzig Gulden bezahlt, und wenn man dazu noch rechnet, was der Verkäufer für das Bibergeil erhält, so kommt eine Summe heraus, welche den Jäger für seine, übrigens ganz gefahrlose, Mühe mehr als hinlänglich entschädigt. Der große Gewinn, den diese Jagd darbietet, ist gerade der Grund, warum sie mit so großem Eifer betrieben wird, und wenn die schwedische und russische Regierungen keine kräftigen Maßregeln ergreifen und die Biberjagd nicht während einer gewissen Reihe von Jahren unter schwerer Strafe verbieten, wie sie es für die Elennthierjagd gethan haben, so werden in sehr kurzer Zeit die Biber ganz und gar aus dem nördlichen Europa ausgerottet und in unserm Welttheil nur noch durch Tradition bekannt sein.

Alles, oder doch das Meiste, was hier von den Gewohnheiten und der Lebensweise der Biber gesagt wurde, bezieht sich blos auf die in großen Gesellschaften lebenden Biber. Die andern, noch an einigen großen Flüssen Europa's, z. B. an der Donau einzeln lebenden Biber, sind gewöhnlich kleiner, als die andern; ihre Farbe ist ein schmutziges Braun und der Pelz derselben ist viel weniger dicht und fein, als der ihrer nordischen Namensbrüder. Sie bewohnen einen Bau, den sie so nahe am Wasser als möglich, an einer steil sich erhebenden Stelle des Ufers graben, und der nicht selten eine Länge von mehr als hundert Fuß hat. Diese Biber leben gewöhnlich ganz allein, jedoch hat man sie auch schon paarweise getroffen.

v. P—r.

Crusting - Mustethiere*).

Crusting ist der Ausdruck, großes Wild im tiefen Winterschnee zu fangen, wenn die Crust oder Rinde des Schnee's, die sich auf der Oberfläche desselben nach einem leichten Regen bildet, stark genug ist, das Gewicht eines Mannes zu tragen, während es unter den

*) Aus Ch. Hoffmanns „wilden Scenen".

Digitized by Google

scharfen Hufen eines Mufethiers oder Hirsches einbricht, und das so überraschte Wild leicht gefangen und mit Stöcken getödtet werden kann. In unsern nördlichen Staaten wird auf diese Art mehr Wild erlangt, als auf irgend eine andere, und oft lies't man in den Zeitungen die Berichte, daß die Bewohner eines ganzen kleinen Städtchens ausgezogen sind und Hunderte von so gefangenen Hirschen vernichtet haben. Erst vor wenigen Jahren hieß es, in dem Catskill-District seien über Tausende in einer Jahreszeit auf diese Weise hingeschlachtet worden. Alle ordentlichen Jäger verdammen und verachten übrigens dieses Crusting, da es mehr in das Metzgerhandwerk als das edle Waidwerk einschlägt. Es ist aber trotz alle dem nicht so ganz leicht und verlangt von Seiten des Verfolgers sowohl Geschicklichkeit als Muth, indem das Thier sich oft zur Wehre stellt. Da leider die Gesetze dieses edelste allen Wildes vor der Vernichtung auf diese Art nicht schützen können oder wollen, so ist es wohl natürlich, daß das ganze Geschlecht im New-York-Staat bald ausgerottet werden mußte. Der weite Westen hatte keinen so berühmten Jagdgrund für Mufethiere, als unser nördliches Land, und von den Quellen des Hudson bis zu denen des Mississippi fand sich nichts so zahlreich, wie sie noch vor wenigen Jahren in unsern Wäldern waren. Der Staat Maine ist übrigens auch jetzt noch mit ihnen gefüllt.

Das Mufethier, das scheuer und vorsichtiger als der Hirsch ist, hält sich am liebsten im Waldesdickicht auf und zieht nicht, wie der Elk, in ungeheuren Gängen, sondern streift in einsamer Majestät durch sein waldiges Reich, und trabt, wenn durch den Jäger aufgestört, so leicht und sorglos hinweg, daß es sich nicht im Mindesten anzustrengen scheint, während es doch dabei sich schneller als das flüchtige Pferd vom Platze bewegt. Obgleich nun das Mufethier, wenn von Gefahr bedroht, flieht, so ist es doch, verwundet und zum äußersten getrieben, eines der gefährlichsten Thiere des Waldes, und mehrere Stämme der nordwestlichen Indianer feiern, wenn sie so glücklich sind einen starken Bullen zu erlegen, den Tod desselben mit eben solchen Triumphgesängen, als ob sie einen Feind besiegt hätten.

Der tiefe Winterschnee bietet natürlich zur Jagd der Mufethiere die beste Gelegenheit. Das kluge Thier, sobald es Schneegeföder wittert, beginnt für sich eine sogenannte „Moose-yard“ anzulegen, indem es auf einen ziemlich großen Flächenraum den Schnee im Fallen zusammentritt, um einen Platz zum Umherwandeln zu behalten und an den Zweigen nagen zu können, ohne genöthigt zu sein, sich von Ort zu Ort durch die tiefen Triften fortzuarbeiten und den Wölfen in den Rachen zu laufen, die, leichter als das Mufethier, dieses im tiefen Schnee bequem überholen. Kein Wolf darf sich übrigens in eine solche Mooseyard hinein wagen; er mag auf der Schneebank, die es umgibt, herumrennen, durch sein Geheul vielleicht noch einige Kameraden zu Hilfe rufen und dadurch versuchen, das Thier aus seiner sichern Verschanzung aufzuschrecken, aber hinein darf er nicht.

Wenn der Jäger jedoch, auf seinen Schneeschuhen einherschleichend, eine solche Yard erblickt, weiß er sich seiner Beute so gewiß, daß er oft auf dem Fleck, ehe er sie in Sicherheit bringt, sein Lager aufschlägt; ja mir wurde sogar gesagt, daß, wo mehrere Jäger zusammen waren, diese die um die Yard herumstehenden Bäume umgeschlagen und so eine hohe Umzäunung gebildet haben, um das Thier, wenn es durch langes Hungern ermattet und geschwächt worden, lebendig zu fangen. Ein solcher Fall kam unweit M'Intyre im letzten Winter vor, wo eine Yard mit drei Mufethieren, einer alten Mufekuh und zwei jährigen Kälbern von einer Anzahl Jäger entdeckt und umzingelt wurde. Einige von der Gesellschaft wünschten sie lebendig zu fangen, da mehrere Farmer den Versuch machen wollten, die Moose zu einem Hausthier zu zähmen, was ihnen auch zweifelsohne geglückt wäre, da sie, nach früheren Versuchen, wußten, sie könnte, ganz ungleich dem gewöhnlichen Hirsch, fast wie ein Pferd eingefahren werden. Die übrigen Jäger jedoch, zu sehr von ihrem Glücke aufgeregt, wollten diesen Vorschlägen kein Gehör geben, da überdieß noch wenige von ihnen jemals ein solches Wild erlegt hatten. Ihre Büchsen waren gespannt und sie selbst entschlossen, einen Schuß auf die Thiere zu thun, die schnaubend und pfeifend in den Schneegrenzen ihrer Yard umhersprangen und sich, durch das Triumphgeschrei ihrer Feinde, welches die sie umgebenden Hügel in verdoppeltem Echo zurückhallte, zur Verzweiflung getrieben, nach jedem abgefeuerten Schuß so wüthend auf den Schützen stürzten, daß dieser stets gezwungen war, sich hinter den nächsten Baum zu flüchten. Der Kampf wurde auf diese Art zu hinreißend; alle Ordnung hörte unter den Jägern auf, und jeder schoß, fast ohne zu zielen, so schnell er laden konnte, aus Furcht, daß indessen einer der Kameraden ihm zuvorkommen und den Preis davontragen möchte. Die Thiere, obgleich an vielen Stellen verwundet, stürmten wieder und wieder am Schneewall hinauf und trieben ihre Feinde vom Rande desselben zurück, bis sie zuletzt, durch Blutverlust ermattet, die Beute der Jäger wurden.

Das war die Beschreibung, die mir ein alter Streifschütze eines Tags, als wir zusammen am Feuer lagen und ein Stück Fleisch mit einander verzehrten, das auf ähnliche Weise erlangt war, über diese Jagd gab.

Digitized by Google

Digitized by Google

scharfen Hufen eines Muſethiers oder Hirſches einbricht, und das ſo überraſchte Wild leicht gefangen und mit Stöcken getödtet werden kann. In unſern nördlichen Staaten wird auf dieſe Art mehr Wild erlangt,

den zu Hilfe rufen und dadurch verſuchen, das Thier aus ſeiner ſichern Verſchanzung aufzuſchrecken, aber hinein darf er nicht.

Wenn der Jäger jedoch, auf ſeinen Schneeſchuhen [illegible] weiß er ſich

[illegible] zuſammentritt, um einen Platz zum Umherwandeln zu behalten und an den Zweigen nagen zu können, ohne genöthigt zu ſein, ſich von Ort zu Ort durch die tiefen Triften fortzuarbeiten und den Wölfen in den Nachen zu laufen, die, leichter als das Muſethier, dieſes im tiefen Schnee bequem überholen. Kein Wolf darf ſich übrigens in eine ſolche Mooſeyard hinein wagen; er mag auf der Schneebank, die es umgibt, herumrennen, durch ſein Geheul vielleicht noch einige Kamera-

[illegible] war, über dieſe Jagd gab.

Digitized by Google

Digitized by Google

Leonardo da Vinci.

(Taf. 29.)

Leonardo da Vinci, unstreitig einer der größten italienischen Maler, der Stifter der Zeichnenakademie in Mailand und das Haupt der florentinischen Malerschule, wurde zwischen 1444 und 1452 in dem Flecken Vinci bei Florenz geboren, und war der uneheliche Sohn eines dortigen Notars, Ser Pietro. — Von frühester Jugend an mit gleicher Liebe mit Poesie und Musik, Mathematik und Architektur, Anatomie, Plastik und Malerei beschäftigt, übertraf er gar bald seinen Lehrer, den als Maler und Bildhauer bekannten Andrea del Verrocchio; sein Ruf verbreitete sich immer mehr, und Ludovico Maria Sforza, Herzog von Mailand, berief ihn 1482 in seine Dienste. Im Jahre 1499 kehrte er nach Florenz zurück, um eine der Wände in dem großen Saale der Rathsversammlung zu verzieren, begab sich später, als Leo X. 1513 den päpstlichen Stuhl bestieg, im Gefolge des Herzogs Julian von Medici nach Rom, wo er indessen nur bis 1515 verweilte und von hier aus einer Einladung Franz I. nach Frankreich folgte. Alter und Kränklichkeit unterbrachen in Frankreich seine Thätigkeit, er siechte immer mehr dahin, und starb im Jahre 1519 in den Armen des ihn besuchenden Königs, als er sich ehrerbietig vor demselben von seinem Lager aufrichten wollte.

Durch rastloses Fortschreiten in seinen Studien suchte L. da Vinci die, durch Cimabue wieder erweckte Kunst der Malerei in ihrem ganzen Umfange auf Grundsätze und feste Regeln zurückzuführen, erlangte aber nie jene genügsame Ruhe, die sich auf gewisse bestimmte Mittel beschränkt, und daher sind nur wenige Gemälde von ihm vorhanden, an welche er die letzte feilende Hand gelegt, obgleich aus Allen tiefe Wahrheit spricht. Mit banger Furcht, gleich einem Anfänger, begann er jedes seiner Werke, mit dessen Fortgang stieg seine Unzufriedenheit mit denselben, und meistens gab er deren Vollendung auf. Nur wenige seiner ausgezeichneten Werke haben sich bis jetzt erhalten; sein berühmtes Freskogemälde, das Abendmahl, im Refektorium der Dominikaner von Santa-Maria delle Grazie, durch mehrere Kopien und zahlreiche Stiche allgemein bekannt, ist durch Vernachlässigung sehr beschädigt worden; ein Karton, den er, mit Michael Angelo wetteifernd, zu Mailand fertigte, und der zu seinen ausgezeichnetesten Arbeiten gehörte, ist nur in einer Kopie bekannt; andere seiner Meisterwerke sind: das Bild der Lisa del Giocondo in Paris; eine Leda in Wien; Johannes der Täufer im französischen Museum; der Knabe Jesu im Tempel, im Palast Pamfili in Rom, und das Bild des Herzogs Ludovico Maria Sforza in der Dresdener Gallerie. — Außer der Malerei verbreitete sich L. da Vinci's Thätigkeit auch über viele andere Unternehmungen, namentlich bewies er sich als tüchtiger Ingenieur und Baumeister: er leitete das Wasser der Adda bis nach Mailand, zog den schiffbaren Kanal von Mortesana nach den Thälern von Chiavenna und dem Veltlin durch eine Strecke von 200 Miglien, und vollführte noch manche andere Bauten. Seine Schriften, von denen leider ein Theil verloren gegangen, ein anderer Handschrift geblieben ist, werden fast seinen Gemälden gleich geschätzt, und sein Trattato della pittura allgemein als klassisches Werk anerkannt.

Siebenbürgisch Sachsenland.

Michel ohne Mutter.

Wie vor zweiundzwanzig Jahren meine Mutter mit ihren Eltern nach Ungarn auswanderte, war mein Vater schon todt. Alles war zur Reise gerüstet und bereit, ich aber litt heftig am Krampfhusten, der, während des tollen Treibens weniger beachtet, zur Luftröhrenentzündung geworden war. Die ganze Gesellschaft von siebenzehn Köpfen wollte meines dahinsiechenden Hauptleins willen, das überdies schon dem Tode verfallen schien, sich nicht aufhalten; die gute Mutter konnte allein nicht dableiben, denn Betten und Möbeln, das ganze Hab und Gut, war in Ulm schon auf der Donau, der Herren gewartend. Da versprach meines Vaters Mutter, mich treu zu pflegen bis zu meinem, oder respective ihrem Tod, und so fuhr mein Mütterlein mit den Ihrigen ab. Angekommen hat sie auch an die Großmutter geschrieben, und um Nachricht von mir gebeten, da aber Großmutter, des Schreibens selbst nicht kundig, den Schulmeister anging, er solle meine Genesung und pausbackiges Gedeihen nach Ungarn melden, fand sich es, daß Mütterlein, wie es bei weiblicher Korrespondenz wohl öfter gehen soll, Ort und Datum nicht beigesetzt hatte. Nachher war auch der Brief sogar verloren gegangen, die Großmutter ward älter und stumpfer, so wie ich größer und kräftiger, und da mir von allem, was ein Bursche jenes Alters nur wünschen mag, nichts abging, im Gegentheil ich manches bekam, was meine Kameraden nicht hatten, so dachte ich nur selten an mein Mütterlein im fernen Ungarlande. Die Großmutter aber, wenn sie mich verhätschelte, entschuldigte sich vor den Leuten und auch wohl dem eigenen Gewissen stets mit dem Sprüchlein: „der arme Schelm hat keine Mutter," und weil sie es gar häufig wiederholte, so hieß ich endlich im ganzen Dorf „der Michel ohne Mutter." Vom Fehlen des Vaters sprach sie nie; denn mit ihrem Manne hatte sie, wie Maria Theresia mit dem alten Fritz, sieben Jahre Krieg geführt, und ihn nicht ungern verloren, wie er im Rausch von der steinernen Treppe vor der Krone gefallen war, und starb. Nach und nach aber verdroß mich die entmutternde Bezeichnung, und als mich, wie ich des Schulzen Georg Adam darüber derb abgeprügelt hatte, der Schulmeister in's Kamin sperrte, that es mir bitter weh, und noch im Dunkelarrest beschloß ich fest, mir einst die Mutter zu suchen, und wäre sie noch sieben Stunden hinter der Türkei. Oft bin ich weinend

Digitized by Google

auf der Bühne hinter dem Kamin gesessen und habe das goldene Regenbogenschüssele betrachtet, was mein Vater ausgegraben, wie er einen Baum setzen wollte, und meine Mutter gehenkelt am Granatmuster getragen. Sie hatte es beim Abschied abgeschnitten und der Großmutter gegeben, die sollte Doktor und Apotheke damit zahlen; die aber hat es mir zum Andenken aufgehoben, und ich denke, die drei Sterne, die darauf geprägt sind, sollen mir Leitsterne sein, daß ich mein Mütterlein finde! — Denn, Großmutter ist vorgestern begraben, ich bin ein tüchtiger Schlossergeselle, und der Schultheiß sagt, ich habe jetzt über 800 Gulden baares Vermögen, die will ich verreisen im Ungarlande, und meine Mutter suchen.

Der Michel ohne Mutter that, wie er sagte; er pilgerte nach Ulm, und fuhr mit einem Holzschiff bequem nach Wien. Kaum aber hatte er das Wahrzeichen, den Stock im Eisen, besehen, als er sich auf's Dampfschiff nach Ofen einschreiben ließ. Die alte ungarische Königsstadt hielt ihn nicht, und neun Tage durch die endlose Grasebene der Pußta pilgernd, schlief er mit den roßhütenden Czikos auf der Erde am Feuer, theilte das karge Mahl der Giulasz, und wanderte mit dem ruhelosen liederreichen Zigeuner, bis er Kolosz-var erreichte, was die Deutschen Klausenburg nennen. Hier frug er nach dem Sachsenland, und athmete leichter, als er das Thal des wilden Marosch hinab, nach Karlsburg gekommen war, wo der ernste Magyar ihn nicht mehr mit finsterm Blick und stolzem Magyar ember zur Seite stieß, wo er wieder deutsch sprechen hörte. Er sah, hier lebte ein anderes Element im Volk; es war nicht mehr das Verhältniß des siegenden Ungarn zum unterworfenen Wallachen und Slovaken. Geysa II. rief in der Mitte des zwölften Jahrhunderts die ersten Sachsen als fleißige Kolonisten in's Land und gewährte ihnen manche Freiheiten, die Andreas II., unter dem sie tapfer in Palästina gekämpft, 1224 feierlich bestätigte. Denn die Könige legten großen Werth auf das fleißige, stille Volk, welches den schmutzigen, trägen Umwohnern ein Beispiel sein sollte, wie sie hofften. Auch den uralten Bergbau nahmen die Sachsen wieder auf, ehrlicher und ausdauernder, wie die goldwaschenden Zigeuner; welches in einem Lande, wo Torockó unerschöpfliche Eisenlager hat, der Marosch stundenweit durch Salzfelsen rinnt, wo an manchen Orten Gold im Straßenkoth blinkt, dessen Reichthum an Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber, Zink, Spießglanz zum Sprüchwort ward, welches so reich an edlen Steinen, wie Brasilien ist, wahrlich nicht ohne Beachtung bleiben konnte. — Hier, in behäbigem Wohlstand, hoffte Michel die Mutter zu finden, und höher stieg seine Hoffnung, als hinter Müllenbach die Kirchhöfe mit hohen Mauern und Schießscharten ihn stets lebhafter an's schwäbische Vaterland gemahnten. In jedem Ort frug er den Pfarrer nach Barbara Meyer, der Wittwe, von der aber Niemand etwas wissen wollte.

So erreichte er Hermannstadt, das Herz des Sachsenlandes. Hier nahm er Arbeit bei einem derben, alten Schlossermeister, und hielt fleißig Umfrage nach seiner Mutter, die, wie er meinte, hier doch ein Resultat geben mußte. Wie oft durchstrich er die engen, krummen Straßen der Stadt, und schaute nach jeder Baumutter, die auf der Bank, wo der Herr des Hauses den Bart nach alter Sitte trocknete [*]), emsig die Nadel führte; die Töchter beachtete er nicht. Jeden Sonntag ging er in die alte lutherische Kirche, mit den schönen gemalten Fenstern, und setzte sich dem herrlichen Wandgemälde der Kreuzigung gegenüber, um ein Frauengesicht nach dem andern zu mustern, und bestrebt, Familienzüge zu erforschen. Glaubte er dann, eine Aehnlichkeit gefunden zu haben, so zog er Erkundigungen ein; leider aber waren es stets Eingeborne, die unmöglich auf die Ehre seiner Mutterschaft Anspruch haben konnten. Bei der Arbeit geschickt und fleißig, freundlich und nüchtern nach dem Feierabend, erwarb er sich die Zuneigung des ganzen Hauses, während er mehr und mehr in stille Wehmuth versank; der Gedanke, seine Mutter zu suchen, war zur fixen Idee bei ihm geworden.

Das kränkte den alten Meister, der ihn gern länger in der Werkstatt behalten hätte, und er versuchte, ihn zu zerstreuen. Er nahm ihn mit in's Kirschenwäldchen, wie es in der üppigsten Blüthe prangte; aber nicht in die weißen duftigen Wipfel sah der Gesell, sondern auf die älteren spazierenden Frauen. Er führte ihn fort nach Heltau, wo das weiße, durch ganz Ungarn gesuchte Tuch gewoben wird, aber nicht nach den webenden Bauern und ihrem eigenthümlichen Geräth blickte Michel, sondern nach der Frau, die hinter dem Ofen das Spulrad schnurrend drehte. Höflich zeigte der Sohn die Vorrichtungen zum Schweseln und handhabte die mächtige Scheere, wenn der Michel verstohlen die Vorhänge des breiten Betts lüftete, um zu erspähen, ob nicht am Kopfende die Namen des Ehepaars unter einem frommen Spruch ständen. Der Gesell, murrte Meister Stephan, hat eine besondere Gnade von Gott, er ist ein Narr, und glaubt es keinem, der's ihm sagt! — Trüber, wie je, kam Michel nach Haus.

Wie lange ist's, frug am andern Morgen beim Frühstück der Michel, daß die letzten Einwanderer hier her kamen?

Ich höre, antwortete der Meister, der Pfarrer von Niemesch will hinaus, und welche werben im Schwaben, weil sein Edelmann mehrere Güter leer hat, und auch noch ein Stück Weide von einigen Hundert Morgen anbauen lassen will; hieher kommen sonst keine. In den Niederungen um die Donau bei Peterwardein und Neusatz haben einige sich ansiedeln wollen, das ungrische Fieber aber hat sie ausgerieben und vertrieben. Die einwandernden Deutschen thun unter uns nicht gut.

Warum nicht, Meister?

---

*) Szakál szárasto, Bank zum Barttrocknen, nach den von den Türken angenommenen Abwaschungen nach jeder Mahlzeit, steht erhöht vor jedem Hause.

Digitized by Google

Es ist schon über 600 Jahr, daß unsre Voreltern hier eingebürgert sind, zwischen Ungarn, Wallachen, Slowaken, Szeklern, und wie die Völker alle heißen, die hier durch nach Deutschland drangen, und wieder zurückgetrieben wurden, wie Fluth und Ebbe im Weltmeer. Da mußten denn die Sachsen wohl zusammenhalten, und doch sich in die Umstände fügen; manchen Türkensturm, manche Nationalfehde aushalten, und das schöne, angewiesene Land mit ihrem Blut düngen. Kein Ort ist auch weit und breit, von dessen Mauern nicht der Halbmond schon wehete, außer unserm Herrmannstadt, wohin der Erzfeind noch nicht gedrungen ist, so wüthend er es auch oft berannte. So sind wir wohl der Sprache und dem Zusammenhalt nach deutsch geblieben, die Deutschen aber, deren Vaterland sich in diesen sechs Jahrhunderten in ganz anderen Richtungen entwickeln konnte und mußte, stehen fremd unter uns und mögen kaum in uns die Stammverwandten erkennen. Deßhalb bleiben sie nicht gern bei uns, wir stehen ihnen zu nah und zu fern.

Man glaubt für gewöhnlich in Deutschland, das Land der Sachsen sei eine stets sich ergänzende Kolonie von Auswanderern.

Wir sind keine zusammengewürfelten Mischlinge, aber welches deutschen Stammes eigentlich wir sind, wissen wir selbst nicht, und eigen ist es, daß wir uns Sachsen nennen. Denn die Meinung, wir seien Nachkommen der heidnischen Sachsen, die Karl der Große besiegte und zum Theil vertrieb, ermangelt nicht nur jeder Begründung, sondern hat Sprache, Sitten, Sagen, ja Dokumente gegen sich. Eine alte Inschrift am Kronstädter Dom lautet: Anno 1142. Geyza, Avus Andreae Regis Saxones evocavit in Transsylvaniam; und der Freibrief König Andreas nennt uns: Vocati a plissimo rege Geyza.

Habt Ihr auch keine Liebe für das alte Mutterland Euch bewahrt?

Ich kann nicht Ja sagen; es ist uns fern und außer jedem Verkehr fremd; es theilt nicht Furcht, nicht Hoffnung, weder Leid noch Freude mit uns. Die Magyaren und Slowaken hassen uns, wie wir sie; und am ehesten noch kommen wir mit den Szeklern, den Nachkommen jener Hunnen aus, die einst das ganze südliche Europa überfluteten. Geh hinaus zum Land der Sachsen, nach welcher Richtung du willst, du wirst überall die Gränze erkennen: wo keine Kartoffeln mehr wachsen, da ist sie! „Erdäpfel sind für Deutsche und Säue," sagt der Ungar, aber man sieht es auch dem kräftigen, starken, wenn auch weniger beweglichen Menschenschlag an, der damit sich nährt, daß er nicht auf flüchtigem Roß aus der asiatischen Steppe gesprengt kam mit Raub, Mord und Brand. Schon an der ordentlich und reinlich gehaltenen Leibwäsche, die Häuslichkeit und behagliches Besitzthum ausdrückt, erkennst du den sieben-bürger Sachsen von seinen Nachbarn, die das neue, ungebleichte Hemd derb mit Speck schmieren und nicht wieder ausziehen, bis es in Stücken wegfällt. So sind wir nur auf uns beschränkt, und finden es nicht mehr drückend, unter einer milden, nicht stürmenden Regierung, die uns in unsern alten Freisamen schützt, abgeschlossen zu leben. Gern lassen wir dem abgemagerten Wallachen und Slowaken seine Zwiebel, dem Magyaren seine unzertrennliche Pfeife und seine Paprika (spanischen Pfeffer). Mag er sich in seine Bunda wickeln, weite Gatye und gestickte Opanken mit klirrendem Sporn tragen; unsere Bauern mit langen Stiefeln, Tuchhosen, ledernen Westen und dem langen, weißen Ueberrock, auf allen Nähten mit grünen oder schwarzen Borten besetzt, gönnen ihm die grellen Farben gern; die, welche wir tragen, sind unverschossen und von treuer Dauer!

Noch einige andere Zeichen will ich dir geben: der Wallache ist faul, bis zum Verächtlichen, der Ungar arbeitet so viel, als was er für sich braucht, nicht mehr; der Deutsche arbeitet stetig fort, ob die Noth drängt oder im Ueberfluß; er will ersparen, und ein Besitzthum sich gründen. Im deutschen Dorf hat jedes reinlichweiße Haus sein Gärtchen vor sich, und Fenster und Thüre gegen die Straße; es ist eine feste Ansiedlung. Der Magyarenflecken ist eine weite Straße, eine Rennbahn für die Rosse, und die schmutzige Lehmhütte, die ohne Verlust niederbrennt, ohne Bedauern verlassen wird, hat, wie das Zelt des Nomaden, Fenster und Thüre abgewendet von dem lebendigen Heerweg. Doch ist der Magyar gastlicher, wie der sparsame Deutsche, und ein lebhaftes, ich möchte sagen ritterliches Ehr- und Feingefühl ist ihm eigen, welches der derberen deutschen Natur schon um so mehr abgeht, als es am ungeliebten Nachbar erkannt und belobt wird. „Beßsüles," das dritte Wort des Magyaren, womit er „ehrenhaft, honett, nobel" ausdrückt, ist im Sächsischen nur „ehrlich;" in dem Zimmer des Magyaren fehlt nie eine Verzierung von verschiedenen Waffen, wenn in der Stube des Sachsen nur ein paar Bilder hängen. Wir treiben nur Handel und Gewerbe neben dem nöthigen Ackerbau, und fremd sind uns die Künste des Kriegs, deßhalb haben wir auch keinen Adel unter uns, zu dem die Hauptleute sich bald erhoben haben würden. In öffentlichen Urkunden nennt uns die Hofkanzlei prudentes et circumspecti, und will ohne Zweifel die Umsicht und Klugheit des Volkes damit bezeichnen. — Es ist indeß spät geworden, schlaf wohl, Michel!

Michel sah aus dieser Unterredung, daß er schwerlich hoffen konnte, hier seine Mutter zu finden. Zum Bedauren Meister Stephans verließ er kurz darauf Herrmannstadt, und zog westlich, der Donau zu, wo die neueren Einwanderer häufig sich niederlassen sollten. Er hatte es sich so leicht gedacht, seine Mutter zu finden, und erfuhr nun, daß die Welt eine für ihn überraschende Größe habe, und der Menschen sehr viele seien. Die Sonne brannte glühend am wolkenlosen Himmel, doch schritt er schier mechanisch fort, bis quälender Durst die Gebilde seines trüben Sinnens verscheuchte. Weit und breit war kein Wasser zu erspähen; nur der Gneis glitzerte im Sonnenstrahl, und sandte ihn noch heißer auf das Haupt des schmachten-

Digitized by Google

den Wanderers zurück. Eine alte Eiche unter ragender Felswand schien wenigstens Schatten zu bieten, und Michel wankte erschöpft ihr zu. — In der Höhlung des mächtigen, halberstorbenen Baumes stand ein einfaches Marienbild, und unter ihm, auf kühler Steinplatte, ein Paar großer Wasserkrüge, deren einer von durstigen Wanderern schon geleert war! Zum ersten Mal empfing der Fremde hier die einfachste und rührendste Gastfreundschaft der Wallachen, die oft aus stundenweit entfernten Ortschaften, doch nie bei trockenem Wetter verfäumen, die Gefäße, die vielleicht ihr Feind leert, fromm zu füllen. Diese werden deßhalb auch von Jedem heilig gehalten, und eines derselben muthwillig zu zerbrechen, zu beschmutzen, oder den Inhalt zu verschütten, würde der Rohheit nicht wagen.

Erst nach anstrengendem Marsch erreichte Michel ein Dorf. Es war Feiertag, und die jungen Leute zum Tanz versammelt. Ein Mädchen in der malerischen Tracht jener Gebirge, mit weißem, turbanartig um den Kopf gewundnen Tuch, unter dem die reichen, schwarzen Flechten vorquollen, mit weiten, bauschenden Hemdärmeln, die an der Hand roth gestickt eng schlossen, ledernem, gesticktem Leibchen, buntem Gürtel und gestreiftem Rock, bot ihm, mit gesenktem Blick, den antik geformten Krug, den er mit schwäbischem Zug leerte, und dann den gewandten, grotesken Sprüngen der Burschen in der weißen gestickten Harisnya, einem etwas verlängerten Wamms, staunend zusah. Eine souderbar gestaltete Felsgruppe, schier den Ruinen einer Burg ähnlich, zog die Aufmerksamkeit des Reisenden an, da ihr gegenüber Dewa's stattliche Feste die stolzen Zinnen in ernster Pracht erhob. Ein alter Wlache hatte sich zu ihm gesetzt, und war durch eine Pfeife guten Tabaks mittheilend gestimmt worden. Willst du wissen, frug er den Deutschen, wer die zwei Schlösser erbaut? Zwei Schwestern, die Töchter eines reichen Fürsten! Als sie ihr Erbe getheilt hatten, wußten sie nicht, was sie mit all dem rothen Gold beginnen sollten, und die Aeltste sprach: „mit Gottes Hülfe will ich mir ein Schloß erbauen.“ „Wer so schweren, blanken Schatz hat,“ rief die Jüngere, „braucht keinen Gott zum Bauen.“ Die Schwestern legten am gleichen Tage den Grund, und nach Jahresfrist stand Dewa, wie du es heute siehst. Die Jüngere verwandte all ihr Geld; konnte es aber nie weiter bringen, als bis zu jenem Gemäuer, zwischen welchem ihr Geist als wilde Katze spukt! —

Ehe Michel Zalathna erreichte, war er in's Gebiet des Berggeistes und seiner unterirdischen Baue getreten. Nur etwa ein Zehntel dieser Bergwerke, die schon Trajan bauete, gehören der Regierung, neun Zehntheile werden von Privaten betrieben, die aber alles gewonnene Metall der Krone verkaufen müssen, die ihnen die Mark reinen Goldes mit 364 Gulden, die Mark Silber mit 24 Gulden bezahlt. Kein Jude darf auf acht Stunden diesen, und allen übrigen Goldbergwerken sich nahen; dagegen ziehen die gewaltigen Massen edler Metalle nicht selten kecke Räuber herbei. Das Gold kömmt derb und eingesprengt, drahtartig aufgewachsen, und moosartig ausgeblüht vor. In Pochwerken werden die Erze, über die stets ein Strom hellen Wassers rieselt, zermalmt, das schwere Metall bleibt liegen, wenn das taube Gestein stets weggeschwemmt wird. Doch auch dieser Schlamm enthält noch feinere Goldtheilchen, die man zu gewinnen sucht. Zuweilen findet man in diesen Bergen auch mächtige, gediegene Goldmassen, und überhaupt möchten die Berge von Veres-Patak, Vulkoj u. s. w. zu den ergiebigsten Goldminen der Erde zu rechnen sein, und geben durchschnittlich 1250 Kilogramme reinen Goldes jährlich. Höchst interessant ist zu Veres-Patak ein noch völlig erhaltenes, römisches Bergwerk, ein Denkmal der staunenswerthen Beharrlichkeit dieses Volks. Es ist ein massiger Berg, dessen äußere Felsen als leere Schale um das eigentliche Bergwerk benutzt sind; innen ist alles, um das Gold zu gewinnen, in Höfe und regelmäßige Gänge so ausgebrochen, daß segar die heutigen Ingenieure an diesen dünnen Wänden und zierlichen Bogen, troß ihres reichen Gehalts, nicht mehr zu schrämen wagen, aus Furcht, der ganze Berg möchte zusammenbrechen. Die Umwohner nennen diesen alten Bau die große und kleine Festung. Ob man nicht einst — vielleicht bald — den Wald, der darüber grünt, ausreutet, und von oben herab alles zu einem Hohl ausbricht, steht zu erwarten, so sehr man es bedauern müßte. Einer der dort nicht seltenen sehr gebildeten Geistlichen, der in Tübingen studirt hatte, zeigte dem Michel diese ungeheuren Räume, und erzählte ihm aus dem Polybius, daß sie von Staatsverbrechern und des Christenthums Verdächtigen mit ziemlich unvollkommenen Werkzeugen ausgeschrämt seien. Weiber und Kinder begleitelten die Unglücklichen bis zum runden, schwarzgähnenden Schachtmund, der sie verschlang und nur die Leiche wieder gab, deren Auge kein Sonnenstrahl mehr berührt hatte. So gewann Trajan wöchentlich aus diesen Gruben 208 Pfund Gold, außer der Steuer, welche die Bergbewohner in Gold entrichten mußten.

Mit tiefem Schweigen, Jeder wohl einen weit verschiedenen Ideengang verfolgend, saß der Pfarrer und der Wanderbursch auf den Steinen, um den einzigen Eingang zu dieser alten Jammerhöhle, auf denen wohl manche Wittwe des lebenden Gatten, manche Waise eines lebend begrabenen Vaters herbe Thränen vergossen haben mochte, als ein tiefer, ernster Sang durch den Wald scholl,

Wie wir treu der Mutter bleiben
Lebend tief im dunkeln Schacht:
Hüllet uns in ihren Schleier
Einst des Todes milde Nacht!

sang ein Chor deutscher Bergstudenten aus Körners Berglied, und sprang dann mit elastischer Kraft den steilen Hang hinab. — Michel erwachte aus seinen Träumen; er erzählte dem Geistlichen seine Fata, und frug auch ihn nach seiner Mutter. Mild lächelnd machte ihn dieser auf das Unzweckmäßige seines Forschens aufmerksam, und bewies ihm, daß eine Insertion im Pesti

Digitized by Google

Hirlap und einigen andern ungrischen Blättern mehr nützen müsse, wie Jahre langes Wandern. Mit schier krankhafter Hast beschwor Michel jetzt den Geistlichen, dies zu besorgen, und ihm den Erfolg nach Neusatz zu melden, wo er indeß nachfragen, und dessen warten wolle. Am andern Morgen pilgerte er das Thal des Marosch hinab, und dann links nach Temeswar. Er fühlte sich tief erschöpft und fuhr deßhalb den Begakanal hinab nach Peterwardein, und kam nach Neusatz. Aber auch hier hatten seine Nachforschungen keinen Erfolg, und schlich verfiel der sonst so blühende Jüngling. Nicht lange, so ergriff ihn das Sumpffieber der ungrischen Niederungen, und, wie er sich einst nach Ungarn gesehnt hatte, so strebte er jetzt hinaus, in die traute schwäbische Heimath, wie der todtwunde Hirsch zum ersten Stand zurückeilt. Den Pfarrherrn von Veres-Patak benachrichtigte er von seinem Entschluß, und fuhr mit dem Dampfschiff stromauf. Schier war Komorn erreicht, als eine kleine, an der Maschine nöthig gewordene Reparatur den Dämpfer an einem Uferdorfe anzulegen zwang. Michel hatte seinen fieberfreien Tag, und verfolgte einen einsamen Pfad hinter den Hütten hinauf; er führte zum freundlichen Kirchlein, das seitwärts auf der Höhe zwischen üppigem Weizen und den riesigen steifen Stengeln des Kukuruz oder Mais stand. Eine lebendige Hecke umgab den Gottesacker und ließ den Fremdling durch breite Lücke ein. Wie war's so still hier; die breiten Blätter eines Tabakslandes, das der Küster in freier Ecke kultivirte, flatterten im leichten Abendhauch und sandten den Duft der Rosablüthen herüber; das Rauschgold im Kranze auf dem Grab eines jungen Mädchens raschelte unheimlich, und eine Grabschrift um die andere las Michel mit leiser Wehmuth. Da fand er ein schwarzes Kreuz nahe der Mauer und las:

Barbara Meyer, Wittwe,
aus M. in Würtemberg,
fand, auf der Rückreise in's Vaterland,
hier die himmlische Heimath.
Betet für sie! —

Das Dampfschiff fuhr, ohne den fehlenden Passagier zu brachten, nach einer Stunde Aufenthalt, weiter; der Küster aber fand beim Abendläuten den Ohnmächtigen, und ließ ihn in sein Häuschen bringen. Am andern Abend hatte der Michel seine Mutter gefunden.

Algen.

(Taf. 30.)

Wer einen Blick auf die unendlich mannigfaltigen Pflanzenformen wirft, dem muß die Zahl derselben schon überaus groß erscheinen, aber jede Annahme wird weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wenn wir die Zahl der wirklich bekannten Pflanzen nennen hören. Noch sind nicht hundert Jahre verflossen, seitdem Linné in seinem System der Natur 8000 Pflanzen beschrieben hat, und schon ist diese Zahl um das Zehnfache gestiegen, denn wir kennen jetzt 80,000 verschiedene Pflanzen. Aber nicht blos die Wälder aller Zonen und Welttheile, nicht allein Wiesen und Sümpfe, Berge und Thäler, Süden und Norden, tragen durch die jedem eigenthümliche Pflanzenvegetation das ihrige reichlich bei; nicht die Oberfläche unserer Erde allein ist es, welche hierin so reichlich bedacht worden: auch in den Tiefen der Gewässer herrscht ein Pflanzenleben, merkwürdig in Form und Bau, und darum nicht weniger unserer Aufmerksamkeit werth, als andere, unserer Beobachtung näher gerückte Gebilde; ich meine die Algen.

Dieses sind Pflanzen, welche sich fast ausschließlich im Meere finden, und die bald so klein sind, daß sie unserm Auge nur durch Hülfe des Mikroscops deutlich werden, bald aber eine ungeheure Größe erreichen, welche bei einigen eine Länge von mehreren hundert Fuß beträgt. Sie entstehen auf dem Boden des Meeres, meist mehr nach oben auf Felsen oder andern unter der Wasserfläche befindlichen Körpern, und wachsen dann nach oben, ragen jedoch nie über das Wasser hervor, sondern treiben hin und her, sobald sie bis zur Oberfläche gekommen sind. Bei der Ebbe werden sie häufig vom Wasser entblößt, und sie erscheinen dann in ungeheurer Menge, einer Wiese vergleichbar. Solche Wiesen reißen sich manchmal los und werden an den Strand geworfen, wo sie eine Strecke von mehreren Meilen bedecken. In ihrem ursprünglichen Zustande sitzen sie durch Wurzeln fest, im atlantischen Ocean aber treibt eine solche Tangwiese von mehreren tausend Quadratmeilen umher; diese Wiese wird von einer Tanggattung gebildet, welche Sargasso heißt und woran man keine Wurzeln bemerkt. Diese schwimmende Algenwiese wächst fort, indem die jungen Pflanzen auf den alten hervorkommen.

Diese Pflanzen sind lederig oder knorpelig, und bilden Sträucher mit band- oder schnurförmigen ästigen Gliedern. Eine eigentliche Blüthe findet sich hier nicht, sondern nur eine Samenblase, welche eigentlich nur eine stellenweise Erweiterung der Pflanze selbst ist. Ihre Farbe ist meist braun oder roth. Einige wurden früher, ihrer Aehnlichkeit mit den strauchartigen Polypen wegen, für solche gehalten und beschrieben.

Die Samenblasen sind meist kaum so groß, als ein großes Schrotkorn, und die darin enthaltenen Samen dem freien Auge meist unsichtbar. Bei einigen lassen sich in ihrem Baue vier verschiedene Lagen erkennen, welche mit Rinde, Holz, Mark und Oberhaut zu vergleichen wären, im Wesentlichen und Allgemeinen bestehen sie aber aus haut- oder lederartig erhärteter Schleimsubstanz.

Einige können gegessen werden; ein weiterer Nutzen, als daß sie den pflanzenfressenden Wasen zur Nahrung dienen, ist nicht bekannt. Aus dem Wasser genommen, verlieren sie ihre schönen Farben.

Digitized by Google

Da die Temperatur des Meeres nicht der des festen Landes folgt, sondern viel gleichmäßiger ist, so sind diesen Pflanzen auch nicht so enge Gränzen hinsichtlich ihrer Verbreitung gesetzt, wie solches bei Landpflanzen der Fall zu sein pflegt, denn es gibt Gattungen, welche sich von der heißen Zone bis in die nördliche erstrecken.

Auf unserer Tafel finden sich folgende Gattungen abgebildet:

Fig. 1 Phyllophora reptans. Ein kleines, niedliches Pflänzchen; Fig. 2 vergrößert dargestellt. Es überzieht die Oberfläche von Muscheln, hat kriechende runde Stammglieder von der Dicke einer Borste, aus welchen keulenförmige, einfache oder sprossende, 3—5 Linien hohe Blätter hervorkommen; diese sind grün, oben bisweilen etwas röthlich, die Stammglieder braun. Die Pflanze ist schwach anklebend und von derber, lederartiger Substanz. Die Fruchtblasen bilden sich in den obern Enden der Haupt-, noch häufiger aber der aus diesen hervorsprossenden Blätter und bestehen in Häufchen kreisförmig zerstreuter, purpurrother Körner. Diese Pflanze findet sich am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Fig. 3 Diotyota verrucosa. Ein niedliches Sträuchlein von weißgelber Farbe mit gedrehten und stark verzweigten Aesten. Fig. 4 ist das vergrößerte Stück eines Zweiges und zeigt die warzenförmigen Fruchtblasen, welche mit kleinen, länglichrunden Körnern angefüllt sind. Sie findet sich um Tanger.

Fig. 5 Hypnea caulescens. Ein zweitheiliger, schmutziggrüner, 3—4 Zoll hoher Strauch, dessen beide Aeste sich vielfach verzweigen; die Enden der Verzweigungen sind nicht stärker als eine Borste, die Stammglieder aber von Bindfadendicke. An den Zweigen und Nebenzweigen stehen kleine stachelige Nebenzweige, und die Hauptzweige sind mit kleinen, kurzen, gerade abstehenden Stacheln besetzt, in deren Mitte sich durch Anschwellung die Fruchtblasen bilden, angefüllt mit ovalen, purpurrothen, in der Mitte mit drei dunkeln Querstrichelchen gezierten Samenkörnern, welche noch überdies von einer gelblichen und körnigen Masse eingehüllt sind. Die Substanz ist knorpelig, nur oben etwas klebrig. Wächst bei St. Croix.

Fig. 6 Rhodomenia glandulosa, welche sich um Tanger findet, ist 3 Zoll hoch mit knolligem Fuß, 1 Zoll hohem, holzigem, rundem Stiel, der sich oben blattförmig erweitert und in zwei Blätter theilt; diese nehmen nach oben plötzlich ab und enden in eine Spitze. Die Farbe ist purpurroth, die Substanz häutig und schwach anklebend; der Stiel hat zuweilen Seitenäste. Die am Rande der Blätter sich bildende Frucht ist rund.

Fig. 7 Rhodomenia dentata. Von lederartiger Substanz und purpurrother Farbe. Gegen 3 Zoll hoch, aus größeren, 1 Zoll langen, kurzkeulförmigen, unregelmäßig gezähnten Blättern, aus welchen wieder kleinere hervortreiben, bestehend. Die kugelförmige Frucht gestaltet sich auf den Randzähnen. Bei St. Thomas.

Fig. 8 Corallopsis froehlichiana. Von häutiger, stark anklebender Substanz und chokoladebrauner Farbe, 2—3 Zoll hoch, mit knolligem Fuß und vielfach getheilten Aesten von 1 Linie Durchmesser, mit gegliederten Enden. Die Frucht ist nicht genau bekannt, obwohl auf der Außenseite zahlreiche kleine Körner zerstreut sind, welche man dafür halten kann.

Berge.

Wir fügen dieser Darstellung eine andere, aus den Miscellen für 1846 entnommene, bei, welche gewiß für alle Leser von Interesse sein wird.

Seetangkraut.

Viele werden dies für einen sehr unwichtigen Gegenstand halten, und doch bieten nur wenige vegetabilische Klassen ein größeres Interesse, sowohl hinsichtlich ihrer Naturgeschichte, als auch des Gebrauchs und Nutzens dar. Seetangkraut, oder algae, nach der botanischen Benennung, sind unter dem Wasser befindliche Pflanzen, die entweder in frischem, oder in Salzwasser wachsen, aber weit häufiger in letzterem; daher auch ihre gewöhnliche Bezeichnung. Mit vollkommenen Landpflanzen verglichen, fehlen ihnen Stiele und Blätter, da ihre Substanz aus blattähnlichen Ausbreitungen in sehr verschiedenartigen Formen besteht. Sie sind theils plattchenartig, theils röhrenförmig, fadenartig, kugelförmig oder haarförmig, und diese sind wieder entweder verzweigt, nachdem sie erst viele Ellen lang zusammenhängend waren, oder gliederartig verbunden. Wurzeln im gewöhnlichen Sinne des Wortes haben sie nicht, sondern sie hängen sich ohne Unterschied an irgend eine Oberfläche, sei dies nun ein solider Felsen, ein runder Kieselstein, eine Muschelschale oder der Kiel eines Schiffes. Viele werden auch in einem schwimmenden Zustande angetroffen, es scheint, als wüchsen sie, ohne an irgend einen Gegenstand fixirt zu sein. Sie ziehen keine Nahrung aus den Substanzen, an welchen sie befestigt sind, wie die Landpflanzen aus dem Boden, in welchem sie wachsen, und eben so wenig verdunsten ihre Zweige Safe der Atmosphäre, oder ziehen solche ein, denn die meisten derselben sind deren Einflusse entrückt. Ihre Arten sind jedoch eben so verschieden, als die Vegetation, welche das trockene Land bekleidet. Sie eignen sich verschiedene Elemente an aus den Gewässern des Oceans, besitzen verschiedene Eigenthümlichkeiten, und pflanzen ihre Art durch Sporules, oder kleine Embryopflanzen fort, welche auf oder in der Substanz ihrer blattähnlichen Ausbreitungen erzeugt werden. Werfen wir jetzt einen Blick auf einige ihrer Eigenthümlichkeiten.

Hinsichtlich ihrer Wiedererzeugung ist es offenbar, daß die Art des Blühens und Fruchttragens, wie wir sie an den Landpflanzen bemerken, bei ihnen ganz ungeeignet gewesen wäre. Dem Sonnenscheine nicht ausgesetzt, können sie keinen Gebrauch von reflektirenden Blumenblättern machen, beständig unter Wasser wäre ein schützender Kelch völlig überflüssig, und Samen, in der gewöhnlichen Struktur dieses Organs, könnte nicht existiren. Die Natur ist jedoch nie mit passenden Mitteln in Verlegenheit, und die Vegetation des Oceans wird mit eben so großer Sicherheit und Schnelligkeit gefördert, als die fruchtbarsten Pflanzenfamilien auf dem Lande. Zu diesem Zwecke ist die Oberfläche gewisser Gattungen mit einer Menge kleiner Bukkelchen versehen, oder ist ein Theil ihrer Substanz mit kleinen Zellen ausgerästet, welche Bukelchen und Zellen eine Menge kleiner Keimchen von schleimigem Stoffe enthalten. Sobald diese Keime zur Reife gelangen, bersten die sie umschließenden Pusteln und die Keime werden dem Ocean anvertraut, wo sie umher schwimmen, bekleidet mit dem klebrigen Schleime, um an dem ersten besten Gegenstande, den sie berühren, hängen zu bleiben. In wenigen Wochen springen sie auf, um neue Pflanzen zu werden, bis die Reihe wieder an sie kommt, tausende zu produciren. So sahen wir ein halbes Dutzend verschiedenen Seetangkrauts an einer und derselben Austerschaale hängen, und einen 20 Pfund schweren Kieselstein stark erhalten durch eine Pflanze,

Digitized by Google

deren ursprünglicher Keim sich an dessen Oberfläche geteimt hatte. Sitzen diese Keime einmal fest, und hat sich ihre eigenthümliche Lebenskraft entwickelt, so nimmt ihre Ausdehnung mit staunenerregender Raschheit zu. Herr Stephenson, der schottische Ingenieur, fand, daß ein Felsen, der zur Frühlingszeit unbedeckt und im November glatt gemeißelt worden war, im darauf folgenden Mai mit Seetang von 2 bis 5 Fuß Länge bedeckt war, obgleich ein ungewöhnlich strenger Winter vorangegangen. Einige Species haben eine fissiparose Reproduktion, d. h. sie sind in eine Menge Fragmente getrennt, von denen jedes, obgleich gemeinsamen Ursprungs, dennoch individuelles Leben hat und fähig ist, sich zu vermehren.

Obgleich die algae hinsichtlich ihrer Blüthen keinen besonderen Reiz darbieten, so sind sie doch oft schön in Formen und Farben, wie man aus jeder guten Sammlung ersehen kann. Die Verzweigungen verflechten und verstricken sich, wie das zarteste Netzwerk, flattern in langen, seidenen Flechten, oder breiten sich über die Felsenunterlage in Formen, welche die wunderbarste menschliche Geschicklichkeit nicht nachzuahmen vermöchte. Aber auch hinsichtlich ihrer Farben sind sie oft nicht minder reizend; denn obgleich die vorherrschende Farbe eine Art Chokoladenbraun ist, so zeigen sich doch auch dazwischen glänzend grüne, gelbe und rothe Flecken, wie sie die prächtigst schimmernden Muschelschaalen nicht schöner aufzuweisen haben. Zwar ist es ein Irrthum, wenn der Dichter von den Regenbogenfarben der Blümchen der Meerbäume" spricht, der in eine Klasse gebracht werden muß, mit „den Korallenwohnungen und Wölbungen" und den „funkelnden Gewölben;" allein der Leser braucht nur etwas von den Massen von Seeunkraut, welche die letzte Fluth an's Gestade gespült, mit nach Hause zu nehmen und in reinem Wasser abzuspülen, um sich zu überzeugen, daß viele dieser Algen durch eine Vergleichung mit den schönsten Erzeugnissen der Blumengärten nichts verlieren würden. Ihre Mannigfaltigkeit in Gestalt und Umfang ist außerordentlich. Da sieht man Fidern und Fasern, so zart, daß man das Mikroskop zu Hülfe nehmen muß, schwimmende Blätter, im Vergleich zu denen die gewisser Palmenarten Pygmäen sind, eine von Grönland, 3—400 Fuß lang. Kapitän Cook fand auf seiner zweiten Reise bei Kerauelenland die Macrocystis pyrifera, eine Art Salztraut, die aus einer Tiefe von 25 Klaftern (150 Fuß) emporragte, und andere Schifffahrer haben seine Anslage seitdem bestätigt.

„Diese Pflanze," sagt Darwin, indem er von Terra del Fuego spricht, wächst auf jedem Felsen, sowohl auf denen, die sich nahe an der Oberfläche des Wassers befinden, wie in größter Tiefe, sowohl am Küstenrande, wie innerhalb der Kanäle. Ich glaube, daß während der Reisen der Schiffe Adventure und Beagle kein Felsen in der Nähe der Oberfläche des Wassers entdeckt ward, der nicht von diesem schwimmenden Unkraute in der Schwebe gehalten ward. Es ist klar, daß dies Seeunkraut den in der Nähe dieses von Stürmen heimgesuchten Landes befindlichen Schiffen vortreffliche Dienste leistet, und gewiß schon viele derselben vom Schiffbruch gerettet hat. Ich kenne wenige Dinge, die ein größeres Erstaunen erregen, als diese Pflanzen, welche inmitten dieser großen Wellenbrecher des westlichen Oceans wachsen und blühen, denen keine Felsenmasse, sei sie noch so hart, lange widerstehen kann. Der Stamm versteht sich rund, schleimig und weich, und hat selten einen größern Durchmesser, als einen Zoll. Aber nur einige wenige zusammengenommen sind hinreichend stark, um das Gewicht der größten Steinmassen zu tragen, obgleich einige dieser Steine so schwer waren, daß, als man sie mit Mühe auf die Oberfläche des Wassers gebracht, man sie kaum in ein Boot heben konnte. Mir ist nicht bekannt, daß der Seengel irgend einer andern Pflanze eine Höhe von 200 Fuß erreicht, wie dies nach Cooks Behauptung hierbei der Fall ist. Auch Kapitän Fitzroy sah welche, die aus einer Tiefe von 45 Klaftern (270 Fuß) emporwuchsen. Die Schichten dieses Seeunkrauts bilden, auch wenn sie nicht sehr breit sind, vortreffliche schwimmende Wasserbrecher. Es ist sehr merkwürdig, wie bald die Wellen, die aus der offenen See in einen Hafen eindringen, wenn sie sich ihren Weg durch diese umherziehenden Stengel bahnen müssen, an Höhe verlieren, und sich in ruhiges Gewässer verwandeln."

Hinsichtlich ihrer Vertheilung gehorchen die Algen eben so gebieterischen Gesetzen, als die sind, welche die Landvegetation reguliren. Die Beschaffenheit des Grund und Bodens, der Tiefe, der Temperatur des Wassers und dergleichen, sind lauter bestimmende Ursachen; und wir finden nicht allein verschiedene Regionen mit einer eigenthümlichen Seevegetation befiedelt, sondern auch daselbe Gestade mit sehr verschiedenen Arten, je nach den Streifen der Tiefe und den Einflüssen der Fluth. So wächst das bladder-wrack (Blasenkraut) am üppigsten, wo es abwechselnd der Fluth ausgesetzt und von derselben bedeckt wird, das dulce an den äußersten Gränzen der niedrigsten Ebbe, und das laugle oder See-Kabendarm in einer Zone, wohin die niedrigste Ebbe nie reicht. Dagegen ist schlammiger, sandiger Boden so vegetationsfahl, wie der Triebsand der Wüste, während die Algen auf rauhen Felsen wuchern, wie die Jungles in den Tropen. Von dem Grund und Boden des Oceans in gröperen Strecken kennen wir wenig; doch ist uns so viel versichert worden, daß Seeunkraut am besten auf Felsenstrecken von mäßiger Tiefe gedeiht, daß es nie auf sandigem oder schlammigem Boden emporsproßt, und daß es in den eigentlichen Tiefen des Meeres unbekannt ist. Viel solches Seeunkraut scheint umherzuschwimmen, ohne mit irgend einem festen Gegenstande zusammenzuhängen, und obgleich es von irgend einem festigen Ufer losgerissen sein mag, so absorbirt es doch, sortwährend im Wasser, sein eigenes Wachsthum, und wächst eben so, wie nachgeahmt gleichartiges Unkraut, welches noch festhängt. Da die Algen den Schwankungen der Temperatur weniger unterworfen sind, als Landpflanzen, so haben sie auch ein regelmäßigeres Wachsthum, und mit der Ausnahme der den Einflüssen der Fluth ausgesetzten, scheint die Myrzahl seinen Stillstand im Wachsthums und der Fortpflanzung zu erleiden. Man vergesse übrigens nicht, daß die Algen sowohl in frischem, wie in salzigem Wasser vorkommen, und daß einige der merkwürdigsten und schönsten Arten in unsern Strömen und Teichen gefunden werden, oder sich in Form des zarteften Schleims auf Steinen und Grant ausbreiten.

Es entsteht nun natürlich die Frage, welche Zwecke in der Oekonomie der Natur sollen durch diese zahlreichen, wuchernden und universellen Pflanzen erreicht werden? Obgleich es immer gefährlich ist, über die Pläne und Absichten der schöpferischen Weisheit ein entscheidendes Urtheil fällen zu wollen, so muß es doch Jedem, der sich irgend daran gewöhnt hat, Beobachtungen anzustellen, offenbar sein, daß unzählige Fische, Mollusken und andere Kreaturen Nahrung und Schutz in dem verschiedenen und verwickelten Unkraute des Oceans finden. Diese Geschöpfe sind im eigentlichen Sinne des Wortes Grasfresser, andere sind so gebrechlicher Natur, daß sie stets der größten Lebensgefahr ausgesetzt sein würden, ohne den Schutz dieser submarinen Haine, während der Lachs und die Jungen einer Menge von Arten unter ihren Blättern und Stengeln Schutz und Pflege finden. Ferner ist das Seeunkraut in vielen Distrikten sehr nützlich, wenn die Gestade vor dadiger Unterwühlung zu schützen, die zerreibende Kraft der Wogen zu vermindern, gerade wie das mit Gras und Gesträuch bewachsene Ufer eines Flusses dem Andrange der Gewässer besser widerstehi, als ein kahles, unbewachsenes. Wir haben bereits aus Darwins Berichte ersehen, welche mächtigen Wellenbrecher des westlichen Oceans jene langen Flechten der Macrocystis sind, und in verhältnißmäßigem Grade dienl ohne Zweifel jedes andere Seeunkraut zu demselben Zwecke. Ferner haben die Chemiker aus der Menge alkalinischen Stoffes, der in den Algen enthalten ist, ermittelt, daß sie wahrscheinlich einen reinigenden Einfluß auf die Gewässer des Oceans ausüben, und dazu beitragen, das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, welches Verdunstung und Einfluß der Ströme und Flüsse beständig zu zerstören trachten. Auch sind dieselben, wie wir aus nachfolgenden Anzügen aus Dr. Greville's Algae Britannicae ersehen, von keiner geringen Wichtigkeit in der menschlichen Oekonomie.

„Rhodomenia palmata, das dulce der Schotten, das dilleak (Düsttraut) der Iren, und der zuckerartige Meertang der Isländer wird in allen Ländern des nördlichen Europa's und im griechischen Archipel in bedeutender Menge verzehrt. Iridaea edulis wird auch manchmal, sowohl in Schottland, wie im Südwesten von England gegessen. Einige Arten von Porphyra wer-

Digitized by Google

den gedämpft und als Luxusspeise, unter dem Namen Laver, auf unsere Tafel gebracht, und Enteromorpha, an unseren Gestaden sehr gewöhnlich, wird von den Bewohnern der Sandwichsinseln als Nahrungsmittel gebraucht. Laurentia, der Pfefferlang, der sich durch seinen scharfen, beißenden Geschmack auszeichnet, und die jungen Stengel und Stiele des gemeinen Tangle, wurden in Schottland oft genossen, und auch jetzt noch, obgleich seltener, hört man in den Straßen von Edinburgh den Ruf: „Kauk Tang und Tangle." Auch die schöne Alaria bildet einen Theil der einfachen Nahrung der ärmern Klassen von Irland, Schottland, Island, Dänemark und der Faroe-Inseln. Gehen wir weiter, so finden wir eine sehr große, in Australien heimische Art von Tangle, welche den Eingebornen einen Theil ihrer Instrumente, Schiffe und Nahrung gewährt; und nach Borg St. Vincent bilden die Durvillea und andere Tangles den Armen an der Westküste von Südamerika eine ebenfalls sehr wichtige Hülfsquelle dar. In Asien bedient man sich mehrerer Arten von Gelidium, um die scharfen, beißenden Gewürze des Ostens schmackhafter zu machen. Einige unbekannte Arten dieser Gattung liefern auch das Material, aus welchem die eßbaren „Schwalbennester" verfertigt werden. Lamarour bemerkt, daß drei Arten von Schwalben eßbare Nester bauen, von denen zwei ihre Nester von der Seeküste ziemlich weit entfernt einrichten, und daß der Seetangkraut nur als Cement für anderes Material benutzen. Die Nester der dritten Art werden aber am meisten geschätzt und in China mit Gold aufgewogen. Bei dieser Gelegenheit können wir denn auch unser eigenes Chondrus crispus, das irländische Moos, nicht übergehen, welches jetzt so häufig als culinarischer Artikel gebraucht wird, namentlich beim Dessert, oder als leichter Nahrungsstoff für Genesende. Aber nicht blos für die Menschen haben die Seealgen als Tafelluxus, oder als Hülfsmittel in Zeiten des Mangels gedient, sondern verschiedene Arten werden im Norden Europa's auch vom Vieh gierig gesucht. Der Tang ist für Schafe und Ziegen ein solches Lieblingsgetränk, daß Bischof Gunner ihn Fucus ovinus nannte. Auf einigen der schottischen Inseln, wie in Normegen, nähren sich Pferde, Rindvieh und Schafe in den Wintermonaten hauptsächlich vom Bladder-wrack, und in Gothland werden die Schweine damit gefüttert. Ja sogar in medicinischer Hinsicht sind wir den Algen verschuldet. Ich nenne hier nur das corsicanische Moos des mittelländischen Meeres, das einst als Wurmmittel berühmt war. Der wichtigste medicinische Gebrauch des Seetangkrauts findet durch Jodine Statt, das man entweder aus den Pflanzen selbst, oder aus Soda bereitet. Jodine ist bekannt als ein kräftiges Mittel gegen alle scrophulösen Krankheiten, und man verschafft sich dieselbe theils aus Seetangkraut, theils durch die Asche von Schwämmen.

Allein wenn auch die Algen durch Gewährung von Behaglichkeiten und Befriedigung der Bedürfnisse der Menschheit nicht von Nutzen wären, so würde man sie doch wegen ihres Nutzens für die Kunst schätzen lernen. So ist eine Art, Gracillaria tenax, den Chinesen als Leim und Firniß von unschätzbarem Werthe. Obgleich nur eine kleine Pflanze, beläuft sich die jährlich aus den Provinzen Tokien und Tchekiang nach Canton importirte Menge doch ungefähr auf 27,000 Pfund. Das Pfund wird in Canton mit sechs bis acht Pence bezahlt, und dient dort zu denselben Zwecken, wie bei uns Leim und Gummi-Arabicum. Die Chinesen gebrauchen diese Pflanze namentlich bei der Manufaktur der Laternen, um Papier in Stärken oder zu leimen, und zuweilen um Seide oder Baze Glanz zu geben. Auch wird es als Ergänzungsmittel für Glas gebraucht, indem man damit die Zwischenräume bei aus Bambus gezimmerten Häuser verstreicht, da es, wenn trocken, durchsichtig wird. Bei der Kelpmanufaktur, für Glasmacher und Seifensieder gehören die Algen unter die nützlichsten Vegetabilien, und unter diesen stehen namentlich die fucí, Tangles, See-Kohlendarm u. s. w. am meisten im Werthe.

Kelp ist unreine, schlenkige Soda, bereitet aus der Asche des Seetangkrauts, deren Manufaktur ungefähr im Beginn des vergangenen Jahrhunderts auf den schottischen Inseln eingeführt ward. Anfangs widerstanden die Einwohner dieser Neuerung; allein bald ward es ein sehr profitabler Ausfuhrartikel, und trug nicht wenig zur Bereicherung der Eigenthümer, wie zum Nutzen der dortigen Bevölkerung bei, welche sich hauptsächlich dadurch ihre Subsistenz erwarb. Neuerlich hat man gefunden, daß spanische Soda, aus der Asche der Salzsola-Kali und anderer maritimer Pflanzen bereitet, sich besser als Kelp zur Bereitung von Glas und Seife eignet, und nach Aufhebung des Zolls auf Salz (salsfaure Soda) kann man sich die unreinen Langensalze auf chemischem Wege so wohlfeil verschaffen, daß nach Kelp gar keine Nachfrage mehr ist. Abgesehen von seinem Nutzen bei der Bereitung von Kelp, wird Seetangkraut auch viel zu Dünger benutzt, und in gewissen Jahreszeiten fleißig zu diesem Zwecke gesammelt.

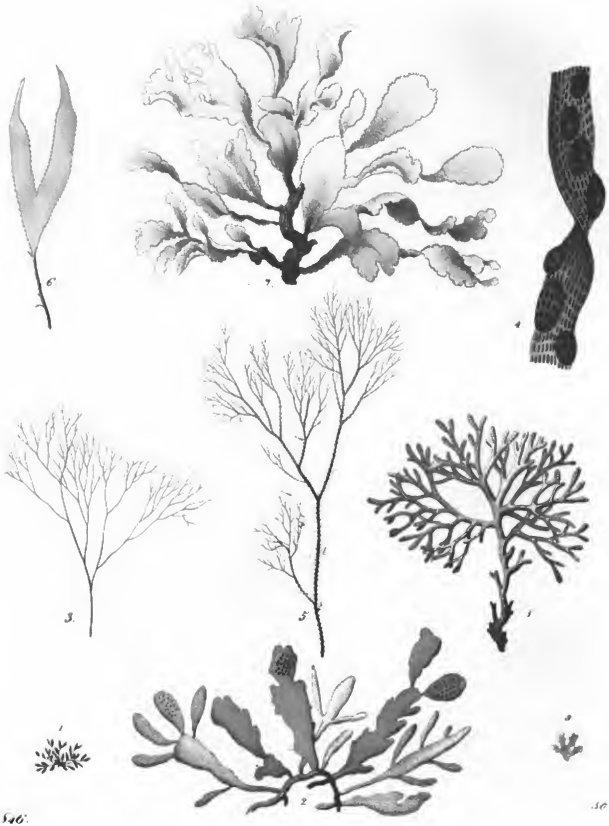
So viel also über das Seetangkraut, eine Klasse der Vegetation, die auf den ersten Anschein werthlos und unwichtig erscheint. Doch so ist es ja immer; lange Zeit und vielfache Beobachtungen gehören dazu, ehe wir den Nutzen der meisten Produkte einsehen und schätzen lernen.

Die Schlacht bei Abukir.

Während die Franzosen in Toulon dreizehn Linienschiffe, sieben Fregatten, vierundzwanzig kleinere Kriegsfahrzeuge, und etwa zweihundert Transportschiffe ausrüsteten, und sich auf den Befehl Napoleon Bouonparte's segelfertig machten, der damals entschlossen war, Malta zu erobern und in Aegypten zu landen, war es, erzählt ein Augenzeuge auf der englischen Flotte, unser Geschäft, diese Kriegsmacht auf dem Meere zu beobachten, und uns zu einer Schlacht bereit zu halten. Wir waren im Golf von Lyon. Alle Seeleute wissen, daß, wenn nach zwölf Uhr Mittags dort sich ein Wind aufmacht, und immer heftiger weht, wenn die Sonne untergeht, es auf die Nacht einen tüchtigen Sturm gibt. Bei Sonnenuntergang war es denn um uns her ganz dunkel. Gegen acht Uhr Abends nahmen wir jedes Segel vom Schiffe ab, und der Wind kam heulend und pfeifend mit solcher Gewalt, daß ein Matrose von der Wacht auf dem Hinterdeck von der Raastange herunter, und zwischen die Böte auf den Querstangen geweht ward, wo er so fest eingeklemmt lag, daß er bald nachher den Geist aufgab. Dazu strömte ein furchtbarer Regen vom Himmel herunter, und das Meer glich einer ergrimmten Brandung, die sich an einem zackigen Felsenriffe bricht.

Der Wind rasete jetzt im Takelwerk; die Nacht ward immer dunkler, so wie der Mond tiefer hinabsank, und um Mitternacht waren wir Schiff auf grimmigem Ocean. Die See ging hoch, unser Segler schwankte und knackte. Um ein Uhr Nachts ward er von masthohen Wellen bestrichen, die zerstörend, wie Ungeheuer, einherrollten. Alle Mann waren natürlich auf Deck. Admiral Nelson wünschte das vom Sturm zerstreute Geschwader beisammen zu haben, damit nicht in der Nacht ein Schiff am Bord des andern scheiterte; allein es bließ so fürchterlich, daß kein Signal bemerkbar werden konnte, und was die Männer anbetraf, die die Kanonen losbrannten, so hörten selbst diese kaum den Knall, und sahen kaum den Blitz. Zwar versuchte der Kapitän das Sprachrohr, doch der Sturm verwehete jeden Laut. Obgleich wir aus allen Kräften arbeiteten, so erblickten wir doch, als das Frühlicht dämmerte

Digitized by Google



1846. 50

Digitized by Google

merte, uns völlig als Wrack, den Wellen zum Spiele. Mit genauer Noth gelangten wir wohlbehalten nach der St. Petersinsel, unweit Sardinien.

Ein Unglück kommt nie allein. Am Tage des Sturmes lief die französische Flotte von Toulon aus, und mußte an uns vorübergesegelt sein. Das war ein Mißgeschick; doch würde es für uns um so größer gewesen sein, wenn sie uns nach dem Sturme erwischt hätte. Vier Tage lang mußten wir kalfatern, ehe wir wieder in See stechen konnten.

Einige Zeit darauf erhielten wir eine Verstärkung an Schiffen. Kaum war das Geschwader zu uns gestoßen, so wurde auf die Franzosen Jagd gemacht. Die erste Kunde, die wir erhielten, lautete, daß die Franzosen Malta erobert hätten. Wir segelten auf die Insel los, kamen aber um einen Tag zu spät. Darauf steuerten wir dem Archipel zu, da die französische Flotte Goza am 16. Juni verlassen hatte, und es war am 20. als wir ankamen.

Damals herrschte eine Zeit gewaltiger Aufregung. Wir wußten unsern Feind ausgelaufen, wußten, daß Nelson ihm keine Gelegenheit zum Entwischen bieten würde; und die täglichen Uebungen bei den Kanonen, mit den kurzen Seitengewehren und den Enterhaken gaben uns deutlich genug zu verstehen, daß, sobald wir der französischen Flotte ansichtig würden, ein Treffen nicht ausbleiben könnte und sollte. Nach langem vergeblichen Suchen steuerten wir endlich dem Nil zu, und Nelson sagte: „Sind die Franzosen dort auf See, so sind' ich sie, wenn d'rüber auch keine Raa und kein Segel geschont würde!“

Es war am 1. August, als Kapitän Hood, der den „Zealous“ kommandirte, um vier Uhr Nachmittags ein Zeichen gab, daß die Franzosen vor Anker lägen. In einer Sekunde war Alles auf Deck, und wir brauchten keines Trommlers, um uns unter Gewehr zu rufen. Jeder von uns war thätig, denn wir erkannten, daß es noch vor Nacht zum Gefechte kommen würde. Als wir küstenwärts zogen, überblickte ich die Segelmacht des Feindes, und die Zahl der Schiffe war vor der Schlacht folgendermaßen: Die französische Flotte bestand aus dreizehn Linienschiffen und vier Fregatten, die in Allem elfhundert und sechsundneunzig Kanonen nebst elftausend zweihundert und dreißig Mann führten; unsere Flotte zählte eben so viele Linienschiffe, und eine Fregatte von fünfzig Kanonen, in Allem mit tausend und zwölf Kanonen und achttausend und sechsundachtzig Mann besetzt. Unsere Schiffe hatten jedes vierundsiebenzig Kanonen, die Franzosen hatten drei Schiffe mit achtzig und einen Dreidecker mit hundert und zwanzig Kanonen.

Die Franzosen hatten sich in Schlachtlinie in der Bucht von Abukir gelegt, und wir waren bald nahe genug, um unsere Stellung bestimmen zu können. Wir bereiteten Alles vor, um erforderlichen Falls Anker auswerfen zu können. Es bildete sich eine enge Schlachtlinie; wir standen in der Bucht und sondirten ruhig Grund und Boden des Meeres. Plötzlich befahl ein Signal: „das vorderste Schiff soll ausbiegen und angreifen, sobald es den Vortrab des Feindes erreicht; kann soll das nächste Schiff das zweite Linienschiff angreifen, und so fort.“

Der französische General hatte vor uns sondirt; er wußte, wo das Riff war, und hatte eine seiner Briggs dorthin gelegt, um uns zu verlocken, uns der Insel Bakier zu nähern. Allein man weiß, daß alte Vögel sich nicht mit Spreu fangen lassen. Dieser Plan mißglückte ihm also. Wir zogen hinauf, indem der „Goliath“ den Führer machte, nachdem er am „Zealous“ vorbei gesegelt war, was zum großen Verdrusse des Kapitän Hood gereichte, der dem Kapitän Foley vom „Goliath“ die Ehre so lange streitig machte, bis sein Segler zurückbleiben mußte.

Es ist schauerlich, in ein Treffen zu gehen, wie dies eins war. Man hatte jegliche Vorkehrung getroffen, wir standen schweigend da, und erwarteten das Feuern des Feindes, der in enggeschlossener Schlachtordnung küstenwärts lag, und einen stumpfen Winkel bildete, dessen Schenkel von Kanonenböten, Mörserkähnen und vier Fregatten gedeckt wurden, welche letztere auf der Insel, an welche dicht hinanzufahren nothwendig war, eine Kanonen- und Mörser-Batterie zum Schutze hatten. Die Feinde hatten eine gute Stellung gewählt, denn sie gewährte entschiedenen Vortheil. Sie brauchten keine Segel zu handhaben, keine Anker zu werfen, keine Taue fest zu machen, sondern hatten nichts zu thun, als standhaft zu schießen, denn ihre Schiffe bildeten Batterien, die obenein noch durch Landbatterien gedeckt waren.

Das Feuern begann. Die Franzosen eröffneten es mit einer Lebhaftigkeit, welche von ihrer Rüstigkeit und Geschicklichkeit zeugte. Es war halb sechs Uhr, als der Goliath den ersten Schuß that. Batterien, Kanonenböte und Schiffe begrüßten ihn zu gleicher Zeit; er segelte an dem Vorschiff der Franzosen vorüber, und ankerte seitlängs des zweiten feindlichen Schiffes. Kapitän Hood im „Zealous“ folgte dicht hinter ihm, und legte sich an den Bug des „Guerrier“*). Nach zwölf Minuten war der „Guerrier“ entmastet, und dem nächsten Gegner des „Zealous,“ dem „Conquérant“ ward ein gleiches Schicksal. Das dritte unserer Schiffe wurde vom Kapitäne James Saumarez befehligt, und hieß der „Orion.“ Als er vorsegelte, wagte die „Sérieuse,“ eine französische Fregatte, auf ihn zu feuern; er gab ihr nur Eine volle Ladung, und sie schwankte und versank augenblicklich. Das war ein schrecklicher Moment! Durch das Werk einer Sekunde waren Hunderte in's Verderben gestürzt worden! Der „Orion“ fuhr vorüber, als ob nichts geschehen wäre, und nahm gelassen seine Station am Backbordbug des „Franklin“ und an dem Hinterdeck des „Peuple souverain,“ indem er von Beiden das Feuer empfing, und

*) Die Namen der französischen Schiffe sind, der leichteren Uebersicht wegen, mit lateinischen Lettern gegeben.

Digitized by Google

es Beiden zurückgab. Dann kam der „Audacious“ unter dem Kapitän Gould, der am Bug des „Conquérant“ ankerte. Ihm folgte der „Theseus“ unter dem Kapitän Miller, welcher dem „Guerrier“ eine solche Salve gab, daß dessen Mannschaft erstaunte, sich verwunderte, und endlich Station an der Backbordseite des „Spartiate“ nahm.

Bisher war das Admiralschiff nicht zum Gefecht gekommen, jetzt jedoch kam die Reihe auch an uns. Der „Vanguard,“ mit einem halben Dutzend fliegender Fahnen, steuerte der Backbordseite des „Spartiate“ zu, ankerte auf eines halben Pistolenschusses Weite, und eröffnete ein Feuer, wodurch jenes Schiff bald zum Schweigen gebracht ward, obwohl auch wir heftig litten, denn das schreckliche Feuern des „Aquilon,“ des nächsten Schiffes in der französischen Linie, ward hitzig und wohl gelenkt, allein Kapitän Louis im „Minotaurus,“ der zwischen dem „Aquilon“ und dem „Vanguard“ ankerte, kam uns zu Hülfe, und machte die Sache bald mit dem Gegner aus.

Ich stand mit dem Fernglas unter dem Arme an der Puppe des „Vanguard,“ und nannte dem Admiral Nelson die Schiffe, so wie sie der Reihe nach in's Treffen gelangten; und mit nicht geringem Stolze sah ich den „Bellerophon“ unter Kapitän Darby, der Linie entlang ziehen, und dicht neben dem „Orient“ von hundert und zwanzig Kanonen ankern. Der „Orient“ war das Flaggenschiff des französischen Admirals Brueys. Kapitän Peyton, im Schiff „Defence“ folgte dicht hinter dem „Bellerophon,“ und nahm seine Station dem „Minotaur“ gegenüber, so daß die Linie ohne Lücke blieb. An seinem Backbordbug lag der „Franklin“ von achtzig Kanonen, welches Schiff die Flagge des Contre-Admirals Blanquet führte. Der „Majestic,“ unter Kapitän Westcott gerieth in's Treffen mit einem von den hinter dem „Orient“ liegenden Schiffen, und litt entsetzlich durch das Feuern desselben. Westcott machte sich jedoch bald klar, und gelangte zum Treffen mit dem „Heureux“ am Steuerbordbug, und mit dem „Tonnant“ von achtzig Kanonen, am Spiegel, dem achten und neunten Schiffe der feindlichen Linie. Vier andere Schiffe vom englischen Geschwader hatten noch erst Theil am Treffen zu nehmen. Sie waren vor der Entdeckung der französischen Flotte abgeschickt worden, um Alexandria zu beobachten, also um halb sechs Uhr Nachmittags, als die Schlacht begann, noch weit entfernt. Da es gegen sieben Uhr schon dunkelte, erforderte es besondere Vorsicht, die Sandbänke zu vermeiden, als sie die Hitze des Treffens sahen, und begierig waren, auf kürzester Fahrt auf die Feinde loszugehen.

Der „Culloden“ unter Kapitän Troubridge war etwa zwei Seemeilen zurück, und das vorderste Schiff des abgesandten, jetzt zurückkehrenden Geschwaders. Die Nacht war dunkel, Troubridge jedoch zeigte sich kalt und besonnen. Der Schnurführer rief die Sondirungen aus, und kein Mann konnte sich's vorstellen, daß das Schiff auf den Strand gerathen würde. Dennoch geschah es, und alle Anstrengungen der Mannschaft vermochten nicht, dasselbe zeitig genug flott zu machen, um Theil am Treffen nehmen zu können.

Der „Culloden“ diente auf diese Weise den folgenden Schiffen zum Leuchtthurm, und es muß den tapferen Burschen am Bord desselben ein Trost gewesen sein, daß sie den Uebrigen zur Warnung vor der Gefahr dienten. Diese Uebrigen gelangten hierauf glücklich in's Treffen. Die Mannschaft auf dem „Culloden“ konnte das Mißgeschick ertragen; sie waren sammt und sonders erprobte Leute, und ihr Kapitän war so brav, als je Einer, der da athmete, es hat sein können.

Kapitän Hallowell im „Swiftsure“ hielt sich weiter weg vom Riff, und als er ein entmastetes Schiff aus der Bucht treiben sah, hielt er es für ein englisches; es war der „Bellerophon,“ den der „Orient“ bewältigt, ihm Masten und Kabeln weggeschossen, und zweihundert von dessen Mannschaft getödtet oder verwundet hatte. Der „Bellerophon“ zog sich aus dem Gefechte, obgleich jedes Herz am Bord desselben sich wieder in's Feuer zurücksehnte. Kapitän Hallowell nahm die vom „Bellerophon“ verlassene Station ein, während er vom „Alexander,“ unter Kapitän Ball, kühn und wacker unterstützt ward. Dann kam der „Leander,“ den Troubridge zu Nelsons Beistand abgeschickt hatte. Der Leander wollte sich quer vor die Küste des „Orient“ vor Anker legen, allein da der „Franklin“ ihm zu nahe lag, als daß er dies hätte möglich machen können, nahm Kapitän Thomson des „Leanders“ Station am Vorbug des „Franklin“ ein, und feuerte nun gegen beide Schiffe der beiden französischen Admirale.

Nun denn, es war ein ehrlich Treffen! Die Franzosen wehrten sich tapfer. Die Verheerung war so entsetzlich, daß, nach Verlauf einer Viertelstunde, die beiden Vorschiffe der feindlichen Linie entmastet waren; und obwohl Schiffe, wenn sie vor Anker liegen, keiner Masten bedürfen, so sieht doch kein Seemann auf einem schwimmenden Rumpfe so gut, als auf einem Schiff, das seine Masten und Raaen hat. Der Verlust eines Mastes erregt Verwirrung, und aus der Verwirrung erzeugt sich Furcht.

Das Treffen fand nun inmitten der Linie statt. Der „Orient,“ „Tonnant,“ Franklin“ und „Heureux“ kämpfte wüthend, um Herren des Tages, oder, wenn man lieber will, der Nacht zu werden. Da der „Bellerophon“ beinahe in Stücken geschossen war, so ermunterte dies die französischen Seesoldaten; denn wer die Franzosen einigermaßen kennt, wird wissen, daß kein Volk besser als sie sieht, sobald ein kleiner Vortheil ihnen Hoffnung zum Siegen aufsteigen läßt. Die Franzosen fochten tapfer, das ist nimmer zu läugnen, und ein Narr ist derjenige, welcher des geschlagenen Feindes Tapferkeit verläugnen will; er verkleinert dadurch des eignen Sieges Werth.

Um diese Zeit erhielt Admiral Nelson eine schwere Verletzung. Die Stirnhaut war ihm durch einen Schuß aufgeschlitzt, so daß sie ihm über's Gesicht hing, und eine schreckliche Wunde sehen ließ. Er ward unter

Digitized by Google

Deck gebracht, verbunden, und es zeigte sich, daß der Schuß nicht tödtlich war.

Um halb acht Uhr erhielten der „Aquilon“ und der „Peuple souverain“ englische Mannschaft an Bord, und auch der „Spartiate“ mußte sich ergeben. Ungefähr um neun Uhr gab sich der Sieg als zuverlässig kund; zwar dauerte das Feuern noch längs der Linie fort, allein das Resultat war außer allem Zweifel. Jetzt verkündigte ein Getöse, ein lautes, entsetzliches Geschrei, daß der „Orient,“ das französische Admiralschiff, in Feuer stände. Es ist ein schauerlicher Ruf, wenn es heißt „Schiff in Brand!“ und Aller Augen wandten sich unwillkührlich sogleich nach der Richtung hin.

Es scheint, der französische Admiral habe es sich nicht träumen lassen, es würde dies Treffen da stattfinden, wo er sich vor Anker gelegt hatte. Die Breitseiten seines Schiffes waren frisch bemalt worden; die Farben- und Oeltöpfe standen noch auf dem Verdeck. Als man bemerkte, daß das Feuer das Hintertheil des „Orient“ ersaßte, trug Kapitän Hallowell darauf an, den „Franklin“ möglichst zu hindern, an den brennenden Theil des „Orient“ zu gelangen. So erhielt ein Kapitän, Namens Allen, den Befehl, scharf nach jener Richtung zu feuern, damit der Brand nicht gelöscht werden könnte. Die Mannschaft des „Orient“ ermattete nicht im Feuern, obwohl sie sich vom unteren Verdeck auf's oberste begab, um den Brand ihres Schiffes zu löschen. Unser vermehrter Eifer aber, der sich jetzt immer auf einen und denselben Punkt richtete, machte alle ihre Anstrengungen zu nichte, und verursachte ein um so blutigeres Gemetzel.

Der Admiral, der wie ein Franzose, und noch dazu wie ein tapferer Franzose focht, hatte schon drei gefährliche Wunden erhalten; dennoch hielt er sich auf seiner Station und feuerte seine Mannschaft an. Eine Kettenkugel vom „Swiftsure“ zerschmetterte ihn, und überhob ihn des Anblicks vom Ausgange der Schlacht. Casa Branca, sein Kapitän, fiel neben ihm. Die Verwirrung war schauderhaft: die Flamme griff immer mehr um sich, denn das Feuern vom „Swiftsure“ her ward so wohl gerichtet, und das Gemetzel war so gewaltig, daß selbst Franzosen vor dem wachsenden und verzehrenden Elemente zurückbebten. Viele sprangen über Bord, um dem zu entgehen, was ihnen unvermeidlich zu sein schien, während die Flammen die Verdecke entlang züngelten, hinauf in die Takelung wie Raketen schossen, die hurtig aufwärts steigen, und einen Strom flüssiger Gluth hinter sich zurücklassen.

Vergebens flehten Viele jetzt um Erbarmen! Das feste Zielen des „Swiftsure“ verdünnte bald die Reihen, welche edlen Sinnes, jedoch fruchtlos, bemüht waren, dem Unheil abzuhelfen. Das Wasser schloß sich über Manchem, der dasselbe als Zufluchtsort gesucht hatte, während das Brüllen der Kanonen, das Prasseln der Musketen, das Krachen des Holzes jegliches Geschrei übertönte, das von den Leidenden ausgestoßen werden mochte.

In diesem Augenblicke ward ein Gekrach, lauter als der lauteste Donner, hörbar, und ließ selbst den Grimm der Streitenden ersterben. Der „Orient“ war aufgeflogen, und die Wirkung dieser entsetzlichen Explosion war so gewaltig, daß dieselben, deren Blut von der Hitze des Sieges kochte, wie todesstarr dastanden und abließen vom Werk des Todes, um das Werk der Zerstörung anzustaunen. Der Schein des Schauerlichtes erhellte die Bucht von Abukir. Die Dunkelheit der Nacht hatte vordem die Lage der vier zuletzt in's Treffen gekommenen Schiffe zweifelhaft gemacht, jetzt jedoch ward durch die fürchterliche Gluth die Nacht zum Tage umgewandelt — jedes Schiff, jede Flagge konnte deutlich erkannt werden. Ein schauerliches, grabähnliches Schweigen folgte dem entsetzlichen Ergebniß; keine Seele flüsterte ihr Bangen aus, keine Stimme ließ den Namen, der auf Aller Lippen schwebte, eher laut werden, als bis Mast nach Mast, und Raa nach Raa mit lautem Gepraſſel in's Wasser stürzte und die Todtenstille brach. Nimmer hatte ein Mensch einen ähnlichen Anblick gehabt.

Die Böte unseres und anderer Schiffe, die nahe dem „Franklin“ lagen, retteten ungefähr siebenzig Mann vom „Orient.“ Mehrere Andere wurden noch außerdem aufgefischt, die vor der Explosion sich über Bord gestürzt hatten. Von den fallenden Stangen gerieth jetzt die englische Flotte in nicht geringe Gefahr. Zwei große Trümmerstücke fielen in den Vortop des „Swiftsure;“ eine brennende Lunte fiel in's Haupt-Royal-Segel des „Alexander,“ allein Ball, der ein guter Offizier war, hatte gegen alle Widrigkeiten Vorkehrungen getroffen, und die Zündruthe glühte, ohne Schaden anzurichten, ruhig fort, bis ein Matrose hinaufgeschickt ward, sie zu löschen.

Nachdem das Schweigen, welches dieser entsetzlichen Explosion folgte, durch das Fallen der Maste, Segelstangen und anderer Trümmerstücke gebrochen worden war, begann augenblicklich das Feuern wieder, und dauerte ohne Unterlaß bis drei Uhr in der Nacht fort.

Bei Tagesanbruch war jedes Auge rührig, um das Fortschreiten des Sieges wahrzunehmen. Jedes Schiff, mit Ausnahme der beiden fernliegendsten Schiffe von der französischen Schlachtlinie, des „Guillaume Tell“ und des „Genereux,“ hatte seine Flagge gesenkt. Letztere Beide, welche den Vortheil eines schwachen Windstoßes benutzten, kappten ihre Ankertaue, und stachen in See. Der „Zealous“ machte sofort Jagd auf sie; doch war jedes andere unserer Schiffe im Takelwerke so beschädigt, daß keines von ihnen dem edeln Beispiele des Kapitän Hood folgen konnte, weßhalb dieser von dem Admiral zurück beordert ward. Es entrannen außerdem zwei Fregatten; und mit Ausnahme dieser vier Schiffe, senkte jedes französische Linienschiff seine Flaggen.

Von dreizehn Linienschiffen hatten wir neun genommen und zwei verbrannt; von den Fregatten war eine gesunken und die andern verbrannt. Wie verlo-

Digitized by Google

ren achthundert und fünfundneunzig Mann, und von den Franzosen wurden nicht weniger als fünftausend zweihundert und fünfundzwanzig getödtet. Die Uebrigen, dreitausend einhundert und fünf, wurden in Kartellschiffen weggeschickt. Wir büßten einen braven Seemann, den Kapitän Westcott, ein, allein er fiel im Augenblick des Sieges, und im glorreichsten Treffen, das jemals zur See geschlagen ward. Nelson sagte, man dürfe es nicht einen Sieg, sondern müsse es eine Eroberung nennen.

Die Schlacht bei Trafalgar.

Am 21. Oktober 1805 erfocht Nelson beim Vorgebirge Trafalgar zwischen Cadix und der Meerenge von Gibraltar einen anderen großen Sieg gegen die vereinigte französisch-spanische Flotte, mußte ihn jedoch mit seinem Leben bezahlen. Ein Augenzeuge auf der „Victory," Nelsons Admiralschiff, erzählt die Schlacht folgendermaßen: Am 21. hatten wir früh Morgens die ganze feindliche Flotte vor uns. Sie bestand in dreißig Linienschiffen und sieben großen Fregatten. Die Anzahl unserer Linienschiffe belief sich auf siebenundzwanzig. Alle Mann waren zum Treffen bereit, und jeder befand sich auf seinem Posten, als Nelson befahl: „Man gebe das Signal, in zweien Linien gegen den Feind vorzurücken!" Das Signal flog augenblicklich. Der Wind war um diese Zeit leicht und schwankend geworden, und blies aus Westen. Der Feind zog sich auf der Steuerbordseite zusammen, und hielt sich südwärts in geschlossener Schlachtlinie, segelte nur schwach, und schien durchaus nicht ein Treffen vermeiden zu wollen. Admiral Collingwood führte die eine Linie im „Royal Sovereign." Er hatte dreizehn Schiffe, es waren: der Mars, Belleisle, Tonnant, Bellerophon, Kolossus, Achilles, Polyphem, Revenge, Swiftsure, Defence, Thunderer und Defiance. In der andern Linie hatten wir: Victory, Temeraire, Neptun, Conqueror, Leviathan, Ajax, Orion, Agamemnon, Minotaur, Spartiate, Prince, Britannia, Dreadnought und Afrika. Dann kamen die Fregatten: Euryalus, Sirius, Phoebe, Najade, und hinter diesen der Schooner „Pickle" und der Kutter „Entreprenant."

Als Nelson sah, daß von Seiten der Franzosen und Spanier keine Absicht gezeigt ward, ihre Segel anzusetzen und sich davon zu machen, ließ er das Signal aufziehen: „Zum Ankerwerfen fertig!" Unsere beiden Linien segelten vorwärts, aber der Wind war so schwach, daß wir nicht sonderlich viel Wasser hinter uns ließen. Nachdem Nelson sich den Feind nochmals angesehen hatte, der nun in seiner Lage einen Halbmond bildete, ging er hinunter in seine Kajüte, zu schreiben. Wir liefen nun mit allen Segeln der feindlichen Linie zu. Bevor wir begannen, bekamen wir unser Mittagsessen, obwohl auf mehreren Schiffen viele von der Mannschaft ihre Ration nicht genossen. Ich stand auf dem Vordertheile der „Victory" und beobachtete die Flotte, und mir ist, als sähe ich noch die Scene vor mir.

Um diese Zeit büßten wir das Signal auf: „England erwartet, daß jeder Seemann seine Schuldigkeit thut!" Wie durch Zauberschlag empfing jedes Schiff dieses Signal mit einem dreimal wiederholten Hurrah, das uns Allen zu Herzen drang, und unsern Admiral Nelson überzeugt haben muß, daß Aller Brust von einem und demselben Gefühl beseelt war. Nelson muß in jenem Augenblicke gefühlt haben, daß er mit Herz und Hand unterstützt werden würde, und daß jenes Hurrah der Vorläufer gewissen Sieges war. Mich dünkt, ich höre jenes Hurrah noch, wie es über das Wasser hinrollte, von jedem Schiffe sein Echo erhielt, und im Dahinrollen immer mächtiger anschwoll.

Als Nelson mit seinem Schreiben fertig war, ging er rund um die Verdecke, um nachzusehen, ob Alles klar und in Ordnung sei; er sprach mit Mehreren von der Mannschaft, und ermunterte sie Alle. Einem Seemann hüpft das Herz im Leibe, wenn er sieht, wie sein Admiral sein selbst nach Allem umschaut. Nelson freute sich über die muthigen Blicke der Mannschaft, und als er auf's Hinterdeck kam, ward er mit einem dreimaligen Hurrah begrüßt. Er verbeugte sich gegen seine Mannschaft, die nicht wenig stolz auf ihren Befehlshaber war. Er gab dem Kapitän Hervey, welcher den „Temeraire" kommandirte, den Befehl, vorwärts zu segeln, und sich dicht hinter der „Victory" zu halten. Es war nicht leicht, dem Befehle zu gehorchen, indem beide Schiffe fast gleich segelten. Der „Temeraire" schoß bis zu unserm Hinterdeck vor und nahm den Wind aus unseren Segeln, bekam dann einen Schuß, und würde an uns vorbeigestrichen sein, wenn Nelson, der den Gedanken nicht ertragen konnte, daß ein anderer bloßgestellt würde, um ihn zu schützen, nicht ausgerufen hätte, indem er, wie er immer that, ein wenig durch die Nase sprach: „Kapitän Hervey, ich ersuche Sie, sich auf der Ihnen gebührenden Station zu halten, und die ist dicht hinter der Victory!"

Jetzt hörten wir den ersten Schuß fallen; es war grade um Mittag. Der „Monarca" und „Fougeux" griffen den „Royal Sovereign" an, und dieser steuerte gradezu in den Feind, und so standhaft hinein, als ob er in einen Hafen einzulaufen hätte. Das Schießen machte die Aufmerksamkeit Nelsons rege, welcher laut genug, daß wir Alle es hören konnten, ausrief: „Sieh, wie der brave Collingwood sein Schiff in's Treffen führt." Der „Sovereign" zickzackte nicht um ein Haar, und nahm zehn Minuten lang gar keine Notiz von dem Feinde; dann, um ein Bischen Qualm zu machen, ließ er ein paar Schüsse abblitzen, und setzte seinen festen Lauf bis zwanzig Minuten nach zwölf fort, um welche Zeit er durch die Linie der feindlichen Flotte gebrochen war, indem er am Hinterdeck der „Santa Anna," einem spanischen Dreidecker, vorüber war, dem er eine tüchtige Ladung in den Spiegel gab. Dann legte der „Sovereign" um, und schob sich seitlängs an die „Santa Anna," die er leewärts angriff. Er blieb nicht unun-

Digitized by Google

terstützt, denn der „Mars," „Belleisle" und der „Tonnant" segelten scharf in seinen Strich, und halsen ihrem tapferen Admiral bald aus dem gewaltigen Feuer, in welches er hineingesteuert hatte. Nimmer gab es ein edleres Treffen — nimmer einen stattlichern Anblick! Die Kanonen brüllten; das Feuer war so heftig, daß es wie ein unaufhörliches Geroll erscholl.

Wir Alle hielten den Blick auf Collingwoods Linie, bis wir ausfindig machten, daß wir selbst im Bereich des feindlichen Feuers waren. Er brannte einzelne Schüsse von zweien der nächsten Schiffe auf uns ab, bis er sah, daß wir ihm gehörig im Schusse waren, dann öffnete er seine Breitseiten, und donnerte aus allen seinen Kräften gegen uns. Er feuerte hoch, als wolle er uns nach oben zu zunicht machen, und uns auf diese Weise länger davon abhalten, mit ihm in Handgemeng zu kommen. Er wußte recht wohl, welches Schiff Nelsons war, nicht weil die „Victory" so wacker gegen ihn ansteuerte — denn Collingwood that ein Gleiches — sondern weil er sah, daß wir alle Signale machten, und ein halb Dutzend Wimpelflaggen wehen ließen. Es ließ sich wie mit Händen greifen, daß wir das Admiralschiff waren, und Jeder mußte die „Victory" erkannt haben.

Nelson schrieb indeß unten so lange fort, bis sein Schiff den ersten Schuß that. Jetzt kam er herauf. Wir konnten nicht ausfindig machen, welches Schiff das feindliche Admiralschiff war, denn keines von ihnen wies Flaggen und Wimpel; doch wußten wir, welches das größte der Schiffe war, und das genügte Nelson. Uebrigens verdroß es uns nicht wenig, daß wir in's Treffen gingen, ohne daß ein einziges der feindlichen Schiffe eine Flagge aufgezogen hatte. Freilich wußten wir, daß unsere Gegner keine Engländer waren, und da zu jener Zeit so ziemlich die halbe Welt wider uns war, konnten wir nicht leicht einen Irrthum begehen, wenn wir auf jene Halbmondflotte feuerten. Es ging das Gerede, die Franzosen wären nicht recht sicher, ob die Spanier dem Feuer, das ihrer sicherlich wartete, auch Stand halten würden; und der spanische Admiral Gravina, der, wie alle Spanier, stolz und tapfer war, glaubte nicht, daß der freundschaftliche Beistand der Franzosen unter Admiral Villeneuve erheblich sein würde, und daher kam es wohl, daß sie wechselsweise ihre Schiffe an einander gelegt hatten, und neben einem spanischen Schiff auch immer ein französisches lag. Beide mochten wohl ein wenig Furcht vor uns haben, und es muß ihnen sonderbar zu Sinne geworden sein, als Collingwood, indem er zwischen ihnen hinsteuerte, das Feuer ihrer Flotte so kaltblütig hinnahm, und, als sie ferner auch die „Victory," vermöge ihrer Stellung von allen Seiten beschossen, wir uns um ihr Feuer gar nicht zu bekümmern schienen.

Nelson stand mit den Kapitänen Blackwood und Prowse auf dem Vordertheil seines Schiffes — Ersterer befehligte den „Euryalus," Letzterer den „Sirius" — und ich war ihnen nahe genug, um hören zu können, was sie sprachen. Als die Kugeln hageldicht über uns kamen, bat Nelson Beide, sie möchten sich an ihren Bord begeben. Indem Blackwood die „Victory" verließ, sagte er: „Ich hoffe, Mylord, bald zurückzukehren, und Sie als Herr von zwanzig Prisen zu sehen!" worauf Nelson antwortete: „Gott sei mit Ihnen, Blackwood! ich werde Sie nimmer wieder erblicken." Es klang gerade, als hätte irgend ein Bote vom Himmel meinem edlen Befehlshaber vorhergesagt, er würde binnen vier Stunden auf dem Verdeck als ein Sterbender hingestreckt liegen.

Der Wind war schwach, und bei solchem Wetter segelt ein Dreidecker nicht eben schnell. Dann und wann ward uns ein Schiffsmaat weggeblasen, und doch gaben wir keinen einzigen Schuß zurück, und wenig ward gethan, um unsere Aufmerksamkeit von solch verdrießlichem Schauspiele abzulenken. Ich stand noch immer auf dem Vordertheil des Schiffs, meiner mir angewiesenen Station, und paßte sorgsam auf, was um mich her vorging, als plötzlich ein paar Kettenkugeln unter die Seesoldaten prasselten, die sich in Reih und Glied aufgestellt hatten. Acht von ihnen sanken, zum Tode getroffen, zu Boden, den sie mit ihrem rieselnden Blute rötheten. Es war kaum zwei Minuten her, daß wir sie über Bord geworfen hatten, als wieder ein Geschoß kam, und auf's Hinterdeck schlug, daß die Splitter links und rechts umherflogen. Ein Stück davon riß unserem Schiffskapitän Hardy eine seiner Schuhschnallen weg, und Nelson blickte ihn an, als ob er sagen wolle: „Wie? wurdest du nicht getödtet?" Dann setzte er gelassen hinzu: „das ist eine zu hitzige Arbeit, als daß sie lange anhalten könnte." Kaltblütig, wie immer, schritt er wieder hin und her.

Wir waren jetzt den Feinden ziemlich nahe gekommen, und begannen daran zu denken, ihnen etliche Kugeln, mit denen sie uns überhäuften, zurückzuschicken. Unser Haupttopmast und ein ganz Theil Segelstangen waren weggeschossen, und fünfzig Mann hatten wir verloren, ohne einen einzigen Schuß gethan zu haben. Indessen — die Reihe war noch nicht an uns gewesen.

Wir steuerten gegen das größte Schiff in der feindlichen Linie, gegen die „Santissima Trinidad." Wir kannten es an seinen vier Reihen Schießlöchern, denn es war das einzige Schiff, das jemals gebaut worden ist, um eine solche Anzahl von Kanonen zu tragen, und sah aus, als ob drei Linienschiffe in Eines zusammen geknetet wären. Die beiden vor und hinter der „Trinidad" befindlichen Schiffe lagen so dicht an, daß wir die Linie nicht hätten brechen können, ohne an Bord des einen oder des anderen anzulaufen; und dies beweist, daß Villeneuve recht wohl verstanden hatte, seinen Vortheil wahrzunehmen. Hätte ein guter Wind geweht, so glaube ich nicht, daß er eine Schlacht angeboten haben würde; allein er wußte, wie lange es für uns währen würde, ehe wir in's Treffen — so recht in nahes Treffen, wie Nelson es liebte — würden kommen können; und unter welchem großen Nachtheile wir rangen, indem wir eine Viertelstunde lang das hinrafsende Feuer aushalten mußten, das ein halbes Dutzend

Digitized by Google

Linienschiffe gegen uns donnerten, bevor wir unsere Breitseite gegen sie zu öffnen vermochten. Jetzt waren wir aber Hartbord an ihnen.

Um unsern Lauf fortzusetzen, und zu suchen, an den Spiegel des großen Schiffs zu gelangen, wie wir den „Trinidad“ nannten, hätten wir uns in die feindliche Linie verwickeln müssen. Als Nelson dies sah, gab er im Vorbeisegeln der „Trinidad“ eine volle Ladung. Dies war ein gutes Beispiel, dem der „Temeraire“ folgte; dann kam der „Neptun,“ der ein Gleiches that — das Krachen der drei Breitseiten war fürchterlich! Nelson sagte nun zu Hardy, er solle sich einen Gegner wählen. Dieser ließ nun das Steuer wenden, und die „Victory“ legte sich seitwärts des „Redoutable,“ welcher willig bereit war, uns einen heißen Empfang zu bieten; denn sobald wir ihm nahe kamen, erhielten wir eine volle, fürchterliche Ladung von Granaten, Kartätschen und Kettenkugeln. Das Schiff feuerte jedoch während des ganzen Treffens keine einzige Kanone mehr von der Seite ab, die uns so schrecklich begrüßt hatte. An unserm Backbord hatten wir die „Santa Trinidad“ und den „Bucentaur.“ Auf letzteren wurde gefeuert. Mittlerweile hatte der „Temeraire“ sich an die Breitseite des „Redoutable“ gemacht; ein Spanier legte sich wiederum gegen den „Temeraire,“ und diese vier Schiffe lagen alle in Linie, als ob sie sich gegenseitig vernichten wollten. Wenn einmal die Schiffe mit den Breitseiten an einander liegen, dann gibt es nur Eine Art, das Treffen derselben zu beschreiben — da ist nichts als geben und nehmen, so viel beide Partien nur immer nehmen und geben können. Eine ungeheure Dampfwolke erstickte uns beinahe, und für eine Zeitlang war's unmöglich, zu erkennen, wie es um andere Schiffe ständе. Das Brüllen der Kanonen, das „Gebt Feuer!“ das Rufen nach Pulver, das Schreien nach Lunten war es, wodurch das Abfeuern unterbrochen ward, und die Kugeln flogen, wie Hagel vor einem Windsturme. Mit mittelten bald aus, daß die großen Kanonen das mindere Unheil unter uns anrichteten; wohl aber kam dann und wann ein Pfeifen von Musketenkugeln; so daß Ein Mann von uns zuverlässig fiel. Diese Belustigung unserer Feinde, die uns eitel Tod bereitete, hatte ihren Siz auf den Tops der französischen und spanischen Schiffe. Da diesem Theile des Spieles nicht gehörig begegnet ward, dachten unsere Seesoldaten, die von dem versteckten Feuern arg verdünnt wurden, es dürfte an der Zeit sein, das Kompliment zu erwiedern, und schickten sich also an, für diesmal Topmänner zu werden. Kapitän Adair, ein so tapferer Mann, als unter den Seesoldaten nur gefunden werden mag — und das will viel sagen, denn unter diesem Corps gibt es so wackere Burschе, wie unter irgend einem Regiment, oder in irgend einer Armee der Welt — sollte sie hinaufführen. Nicht jeder, der eine blaue Jacke und weite Hosen trägt, ist im Stande, mit einer Muskete in den Maskkorb an einem stillen Tage, geschweige denn zu einer Zeit zu klettern, in welcher vier feindliche Schiffe ihm seitlängs liegen.

„Folgt mir,“ rief Adair, „ich will Matrosen aus Euch machen!“ und hinan kletterte er die Tauknoten; allein kaum war er eine Klafter hoch gekommen, so stürzte er mit achtzehn Musketenkugeln im Leibe todt auf das Deck herunter. Das beweist, wie gut die Franzosen schossen — achtzehn Schüsse in einem Augenblick, die alle achtzehn trafen; man begreift, wie heiß es herging. Seit dem Tage, an welchem der erste Admiral die Welt umsegelte, war solch ein Kanonendonner auf keinem Gewässer gewesen, und kein Theilnehmer an jenem Treffen erzählt davon, ohne die Männer zu beklagen, welche fielen, — „ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.“ Der „Bucentaur“ allein zählte dreihundert und sechszig Todte, noch ehe er selbst einen einzigen Schuß gethan hatte, und kein Schiff kam ohne beträchtliche Verminderung seiner Mannschaft von dannen.

Bei alledem ging Alles gut und führte zu gewissem Siege. Nelson ging auf dem Verdeck umher, und war trotz dem Scharfblicke der Franzosen, die den Kapitän Adair wegschossen, nicht bemerkt worden. Er trug an dem Tage seine Alltagskleidung, auf welcher, wie auf alle Röcke des Admirals, vier Orden festgenäht waren, denn er war nicht der Mann, der sich die Orden hätte abtrennen lassen, weil es in ein Treffen ging. Als der „Redoutable“ aufhörte, mit Kanonen zu feuern, ward er als ein Schiff angesehen, das die Flaggen strich, wiewohl er keine Flagge streichen konnte, weil er keine aufgehißt hatte. Nelson befahl jezt, unser Feuer gegen den „Bucentaur“ zu richten; von diesem Augenblick aber nahm das Schießen aus den Maskkörben des „Redoutable“ zu. Die Kugeln umpfiffen mich so arg, daß mir der Gedanke kam, die Franzosen möchten mich irrigerweise für Nelson halten.

Ich ſtand an der Backbordseite des Vordertheils, und beobachtete den Admiral, denn ich konnte meine Augen nicht von ihm ablassen. — Ich sah ihn fallen, sprang zu und war der Erste neben ihm; gleich darauf kam Kapitän Hardy. „Ich hoffe, es wird nicht tödtlich sein,“ sagte der Kapitän. Nelson war auf sein Gesicht gefallen, und ich kniete nieder, um ihn aufzurichten, als er sagte: „Endlich haben sie mir den Rest gegeben, Hardy!“

„Daß Gott helfe!“ stammelte der Kapitän, der vor Schrecken weiter nichts hervorzubringen vermochte.

„Ja, ja, entgegnete der Admiral, sie haben mir den Rückenwirbel durchschossen.“

Mister Burke, der Zahlmeister, trug mit mir den Admiral hinunter, und ich sah, wie dieser sich das Gesicht mit seinem Taschentuche bedeckte, damit die Matrosen ihn nicht erkennen möchten. Dies nutzte jedoch zu nichts. Die Kunde davon lief dennoch bald über's ganze Verdeck, denn wer konnte einen Umstand geheim halten, von dem jeder so innig wünschte, daß er nimmer stattgefunden hätte? Wir trugen ihn hinunter, und da war er denn zwischen den Verwundeten und Sterbenden, von denen Einer in Todesangst stöhnte, während ein Anderer den Schmerz in schweigender Ge-

Digitized by Google

ringschätzung ertrug; während hier Einer sich die Schraubenbinde löste, um seiner Qual und seinem Leben ein Ende zu machen, und dort Einer seinem heftigen Temperamente durch Fluchen und Rachegeschrei Luft zu schaffen suchte. Uns zu Häupten donnerten dabei die Kanonen, das Schiff zitterte von dem endlosen Feuern, während ein Hurrah unserer Mannschaft über einem dem Feinde zugefügten Nachtheil das Gesicht des Admirals erheiterte, als ob Hoffnung ihn in eben den Augenblicken beleben wollte, in denen der Schmerz ihn beinahe zermalmte.

Wir trugen Nelson über einen Haufen Verwundeter hinweg — ein todtes Schweigen trat ein, als wir in die Tauenkammer kamen, und Aller Augen wendeten sich zu uns, um zu sehen, wen wir trugen. Wir legten den Admiral auf eine Schiffsmatratze; er ward sofort ausgekleidet, und sah wie ein mit Haut überzogenes Gerippe aus. Ich habe mich stets darüber verwundert, wie in so schwachem Körper eine so große Seele wohnen konnte.

Der Schiffsarzt Beattie kam. „Es ist unnütz," sagte Nelson mit schwacher Stimme, „es ist unnütz, Beattie; Sie können nichts für mich thun. Ich fühle es in meinem Rücken, fühle jeden Augenblick eine Blutaufwallung in meiner Brust. Gehen Sie, Beattie, gehen Sie zu denen, welchen Sie helfen können."

Der Arzt stand, und beobachtete Nelsons Gesicht, und als Kapitän Hardy Beattie's Arm faßte, und ihn ansah, als ob er fragen wollte: „Was sagen Sie, Doktor?" da hörte ich wohl die Antwort, obwohl sie nur für Hardy gegeben war, und sie lautete: „Durchaus keine Hoffnung!"

Ich lief auf Deck. Rachegefühl loderte in mir. Ich war augenblicklich auf dem Vordertheil, ergriff eine Muskete, und zielte nach dem Besantop des „Redoutable," von woher der verhängnißvolle Schuß abgefeuert worden war. Zwei Franzosen waren noch oben — die Uebrigen hatten bereits ihr Leben gelassen — und Einer von den Beiden hatte den Admiral getödtet. Zwei Cadetten waren die einzigen noch Lebenden auf dem Vordertheil der „Victory." Ich versorgte sie mit Patronen, und lud meine eigene Flinte. Ich sah den Mann oben, denn wir erkannten ihn an seinem blanken Lederhut und an seinem weißen Kurzkittel. „Legt an," sagte ich, „er wird gleich zu Gesichte kommen, er hat sein Gewehr geladen." — „Das ist er, das ist er!" riefen wir alle Drei zugleich und feuerten augenblicklich. Sein Gewehr ging im nämlichen Moment los — aber gleich darauf stürzte er todt zu Boden.

Ich kehrte zu Nelson zurück, als ich ihn gerächt hatte. Mittlerweile war längs der ganzen Linie die Schlacht auf edle Weise geliefert worden. Nachdem Collingwood die „Santa Anna" entmastet, und sich seitlängs derselben gelegt hatte, ward er wacker vom „Mars" unterstützt, den der würdige Duff, wie man ihn nannte, befehligte — der Brave verdiente jenen Beinamen. Der Arme! nachdem er wie ein guter Offizier gefochten hatte, riß eine Kartätsche ihn mitten auseinander, und England verlor noch einen Helden. Nach seinem ersten Kampfe mit der „Santa Anna" stieß der „Sovereign" Collingwoods über jedes so französische wie spanische Schiff her, das in den Bereich seiner Kanonen kam; während der „Bellerophon," nachdem er die Linie durchbrochen hatte, sich an den „Aigle," einen Achtziger, legte. Die Vorderrae des „Bellerophon" stach in die Hauptrae des Franzosen, und ein heftiges Feuern vom Steuerbordbug erfolgte, während die Backbordkanonen in den „Monarca" hineindonnerten. Zu gleicher Zeit empfing der „Bellerophon" und gab sonder Zeitverlust zurück das Feuer des „Bahama," eines Achtzigkanonenschiffs der Spanier, das an das Backbordhinterdeck des „Bellerophon" herangekommen war, während ein Schiff, das so lang war, wie sein Name, der „San Juan Nepomucano" sich quer vor den Spiegel des „Bellerophon" legte. Die Mannschaft des „Bellerophon" achtete dieser Ueberzahl der Feinde nicht, sie focht wie ächt englische Matrosen, die bekanntlich sich um so kräftiger erheben, je ärger man sie niederdrücken möchte.

Mehrere Handgranaten waren in die Luken des Unterdecks geworfen worden, und richteten großes Unheil unter der Mannschaft an. Der Haupt- und der Besantopmast fielen über die Steuerbordseite, während die Haupttopsegel und die Bramstengsegel Feuer fingen. Immer aber feuerten unsere Bursche vom „Bellerophon" tapfer drauf los, bis sie im Stande waren, zu zeigen, daß Collingwoods Linie unter ihrem Admiral eben so gut, als die unsrige unter Nelson, fechten konnte. Hurrah nach Hurrah ward laut, als die Mannschaft das Resultat ihrer Tapferkeit wahrnahm, und überzeugt ward, daß dem so stolz und freudig bejubelten Signal: „England erwartet, daß jeder Mann seine Schuldigkeit thut!" von jedem Manne und jedem Jungen der Flotte glorreich entsprochen worden war.

Das Treffen war nun mit Tapferkeit von Seiten der Franzosen und Spanier drei Stunden lang gefochten worden; der Sieg war unser; zehn Schiffe hatten sich ergeben, jedoch das letzte traurige Resultat sollte sich noch ereignen. Es nutzt nicht, ein Gemälde davon zu entwerfen, was in der Cadettenkajüte der „Victory" verging — der größte Admiral, den England je hervorbrachte, lag hingestreckt, um seinen letzten Odemzug zu thun. Von Zeit zu Zeit, sobald der Dienst es gestattete, kam Hardy herunter, und berichtete dem Admiral, wie's mit dem Gefechte ging. Als er rapportirte, daß zehn Schiffe sich ergeben hätten, sagte Nelson: „Ich werde immer schwächer; es ist unmöglich, daß ich lebe; mein Rückgrat ist zerschossen, und unterhalb der Brust habe ich keine Empfindung mehr. — Sie werden's wohl wissen, Beattie," setzte er, auf den Wundarzt blickend, hinzu. Es war in diesem Augenblicke eine vorübergehende Stille eingetreten; plötzlich entlud jetzt die „Victory" mit einem Male ihre ganze Backbordseite, so daß das Schiff vom Schnabel zu Spiegel erdröhnte, dann trat wieder eine dumpfe Stille ein. „O, Sieg! Sieg!" sagte Nelson mit fester Stimme,

Digitized by Google

und fügte dann matten Tones hinzu: „Wie theuer ist doch jedem Menschen das Leben!“ — „Hardy,“ fuhr er fort, „schaffen Sie mein Geripp nach England!“ — Geripp war sein eigener Ausdruck — es war ein seltsam Wort, was er in diesem Augenblick wählte, doch fuhr es durch mich hin, wie eine Ueberzeugung von Nelsons kalter Geringschätzung gegen den Tod, obwohl er erst vor einer Minute geäußert hatte, wie süß das Leben wäre.

Hardy war abermals auf Deck geeilt, und kehrte bald wieder zurück.

„Vierzehn,“ rief er, „vierzehn haben sich ergeben!“

Ein Strahl der Belebung zuckte über Nelsons Gesicht.

„Gott sei mit Ihnen, Hardy; küssen Sie mich,“ sagte nach einigem Stillschweigen der Admiral, dessen letzte Augenblicke herannahten. Wie Viele auch gegenwärtig waren, so ward doch kein Wort gesprochen.

Das Auge Nelsons deutete uns jetzt an, daß der Held vom Nil und von Trafalgar bald verscheiden würde; es funkelte nicht mehr, wenn ein Hurrah vom Deck herunterscholl. Nelson athmete schwer, und was er jetzt noch redete, war ein kaum verständliches Lallen. Einige Male machte er den Versuch, sich belebt zu zeigen, doch sein sonst so ruheloser Geist wollte sich nicht mehr anregen. Der Schiffskaplan stand neben ihm, und erbaschte die letzten Odemzüge des großen Mannes. Nelson sprach abermals — es klang von Sünden und Schwächen, die wohl der Beste unter uns an sich haben muß: denn er war ein zu guter Christ, als daß er, ohne derer zu gedenken gestorben wäre. Als dies geschehen war, gedachte er seines Königs und seines Vaterlandes. Die letzten Worte, die er stammelte, waren: „Dem Höchsten Dank, — ich that — meine Pflicht!“ Bald darauf war Nelson nicht mehr. Ich beobachtete sein Gesicht, ich sah das letzte Zucken seiner Lippen, sah die glasige Stille seines Auges, die Todtenblässe auf seiner Stirn, das flüchtige Beben, von welchem sein ganzer Körper erschüttert ward; und als Beattie, laut genug, um von allen Anwesenden gehört werden zu können, die Worte sprach: „Er ist nicht mehr!“ sank ich ohnmächtig nieder. — In dem glorreichen Treffen auf der Höhe von Trafalgar erbarten wir neunzehn Schiffe, die entweder genommen, oder in Grund geschossen, oder verbrannt, oder zu Wrack gemacht wurden. Vier, welche uns entwischten, wurden wieder eingeholt, und ich sollte meinen, nimmer war ein solcher Lärm auf dem Atlantischen Meere, und nimmer wird's auf demselben einen solchen Lärm wieder geben.

Die Naken. Coracias Linné.

(Taf. 31.)

Schnabel: wenig kürzer, als der Kopf, stark, gerade, scharfkantig, hinten ziemlich breit, vorn mehr oder weniger zusammengedrückt; beide Schnabelhälften an den Spitzen abwärts gebogen.

Nasenlöcher: sehr nahe an der Stirn; rundlich, schiefliegend; von oben durch eine harte Haut halb überdeckt. An der Schnabelwurzel steife Borstenfedern. Hinter dem Auge ein kahler Fleck.

Füße: ziemlich kurz, mittelmäßig stark, bis zur Ferse befiedert; die Läufe vorn getäfelt, hinten und seitlich grob genetzt; die Zehen an der Basis unverwachsen frei, kurz, die hintere die schwächste und kürzeste, mit dem kleinsten Nagel; die mittlere kürzer, als das Fußblatt.

Flügel: lang und spitz; die erste große Schwinge größer als die vierte; die zweite bis vierte verengt.

Schwanz: aus 12 Federn bestehend, von mittlerer Länge; die einzelnen Federn abgerundet, die zwei äußern an der Spitze etwas verschmälert, und länger als die übrigen.

Durch das elastische, zerschlissene Gefieder, glänzende und meist sehr intensiv gefärbte Gefieder, welches meist mit sehr lebhaften Farben prangt, charakterisiren sich die Naken eigentlich als tropische Formen, welche in dieser Beziehung nur mit den Eisvögeln und Bienenfressern verglichen werden können, welche eben so eigenthümlich in der Reihe der europäischen Vögel auftreten. Sie bilden eine nur wenige Arten (etwa ein halbes Dutzend) enthaltende Gattung, welche, wie die Bienenfresser, nur der alten Welt angehören, und ganz Amerika, dem Gebiete des eigentlichen stillen Meers, überhalb der nördlich gemäßigten Zone und auf Höhenzügen mangeln. Nur die europäische Art hat einen größern, die übrigen kleinere Verbreitungsbezirke. Die Naken sind mehr von mittlerer Größe — zwischen Drossel und Heher — schen, äußerst lebhaft, flüchtig, unstät, gute Flieger, schlechte Läufer, große Fresser und arge Schreier. So ähnlich sie äußerlich der Gattung Oriolus sind, auch wohl mit dieser schon vereinigt wurden, so unähnlich sind sie ihnen in anatomischer Hinsicht, indem ihnen der Ringmuskelapparat und die damit verbundenen übrigen Eigenthümlichkeiten, wodurch sich die Vögel, welche dieser Abtheilung angehören, auszeichnen, abgeht, wodurch sie sich aber unmittelbar an die Bienenfresser und Eisvögel anschließen, mit denen auch ihre verschiedenen Metamorphosen und Lebensart ziemlich übereinstimmen, so daß sie sich zu den Bienenfressern etwa verhalten wie die Fliegenfänger zu den Schwalben.

In Europa besitzen wir, wie bemerkt, nur eine Art, nämlich:

Die blaue Rake (Coracias garrulus Brünnich), die auch unter dem Namen: Mandeldrähe, Birthäher ꝛc. bekannt ist.

Kennzeichen der Art:

Hauptfarbe blaugrün; Rücken zimmtfarbig; die kleinen Federn des Vorderarms glänzend veilchenblau; die Unterseite der Schwingen tiefblau; die Schwanzfedern fast gleichfarbig, die zwei Mittelfedern desselben graugrün; die Füße gelb.

In der Nähe betrachtet, ist die blaue Rake mit keinem europäischen Vogel zu verwechseln, da sie sich leicht durch ihr prächtiges Gefieder unterscheiden läßt; dagegen hat sie im Fluge und in der Ferne gesehen mit der Hohltaube (Columba oenas Linné) viele Aehnlichkeit. Unter ihren ausländischen Verwandten stehen ihr einige nahe, doch sind auch diese durch einzelne, abweichend gezeichnete Theile unschwer von ihr zu unterscheiden; nur die abyssinische Rake (Coracias abyssinicus L.) ist ihr so ähnlich, daß ohne Vergleichung beider eine Verwechslung möglich wäre, indem jene nur etwas kleiner und durch die bedeutend verlängerten äußern Schwanzfedern des alten Männchens ausgezeichnet ist, während die Färbung — obgleich in Folge des südlichen Klima's intensiver — ganz die nämliche ist, wozu noch der Umstand kommt, daß bei den Weibchen und Jungen der erwähnten Art keine Verlängerung der Schwanzfedern stattfindet.

Die blaue Rake ist ohne Zweifel einer der schönsten Vögel Europa's, ja von vielen wird ihr der Preis der Schönheit, und vielleicht mit Recht, zuerkannt. In der Pracht ihrer Farben gleicht sie den schön gefiederten Bewohnern tropischer Gegenden; kein Vogel unsers Welttheils, etwa den Bienenfresser und Eisvogel ausgenommen, darf hier einen Vergleich wagen, wenn auch einige sie an Mannigfaltigkeit der Zeichnungen übertreffen. Weniger auffallend, wenn auch nicht minder eigenthümlich, ist

Digitized by Google

Digitized by Google

ihre Lebensweise. Hierin ähnelt sie den Bienenfressern, Eisvögeln, Pirolen und Fliegenfängern, durch die Stimme und den ganzen Habitus dagegen den Hehern, Elstern und Krähen.

Das Männchen übertrifft kaum das Weibchen an Größe, und kommt darin unserem Holzheher (Corvus glandarius L.) beinahe gleich. Seine Länge beträgt 12 — 13 Zoll, wovon auf den langen Schwanzfeder 5 Zoll 8 Linien kommen. Das Gewicht 10 bis 12 Loth.

Der Schnabel gleicht entfernt einem Heherschnabel, ist von der Stirn bis zur Spitze 1 Zoll bis 1 Zoll 3 Linien, vom Mundwinkel zur Spitze 16 — 18 Linien lang, ziemlich stark — vor den Nasenlöchern 6 — 6¼ Linien hoch, am Kinn 5½ Linien breit — mit messerförmigen Schneiden, von den Seiten wenig zusammengedrückt, am Rande eingezogen, an der Wurzel breit; beide Kinnladen sind an der Spitze etwas abwärts gebogen, die obere in einen Haken auslaufend; die innere Seite des Schnabels sehr hohl, von schwarzer Farbe. An den Mundwinkeln stehen starke Bartborsten. Der große Nachen ist bei den Alten schmutzig dunkelgelb, bei den Jungen grüngelb.

Die rundlichen großen Nasenlöcher, welche schief seitlich ganz nahe der Stirn liegen, sind nach unten geöffnet, von oben mit einer harten Haut bald verdeckt.

Die Zunge ist hornig, lang, ziemlich schmal, und so flach, daß sie von der Seite fast linienförmig erscheint, an der Spitze pergamentartig und in Fransen zerrissen.

Das Auge sah in der Mitte des Kopfes, von mittlerer Größe, hinter demselben ein nackter Fleck.

Die Füße sind kurz, ziemlich stark, nur zum Auffußen geschickt, Höhe des Tarsus 11 Linien. Die schwachen gebogenen Krallen sind doppelt gefurcht, die mittlern mit einer scharfen Schneide an der Innenseite. Länge der Hinterzehe 8 Linien, des Nagels 3½ Linien, der Mittelzehe 10 Linien, des Nagels 4 Linien, der Innenzehe 6½ Linien, des Nagels 3¼ Linien, der Außenzehe 9 Linien, des Nagels 4 Linien.

Die Flügel lang, gestreckt, spitzig, bedecken zwei Drittel des Schwanzes. Von den 23 starken Schwungfedern gehören 10 der ersten Ordnung an, von denen die zweite die längste, die erste kürzer als die dritte, aber länger als die vierte ist. Die 5 ersten Schwungfedern erster Ordnung sind schmal; die folgenden, wie die Schwungfedern zweiter Ordnung, gewöhnlich ausgeschnitten oder mit einem Spitzchen; die meisten der zweiten Ordnung sind auf der äußern Fahne kürzer, als auf der innern, die 5 letzten abgerundet.

Der Schwanz ist bei den alten Vögeln viereckig und enthält 12 ziemlich lange, harte und schmale Federn, welche vorn zu und abgerundet sind. Nur die äußerste ist scharfspitzig und überragt beim Männchen die übrigen um 3—5 Linien, während die zweite um ein paar Linien zurücktritt. Beim nicht ganz alten Weibchen übertrifft die Esterste die nächsten Federn nicht, oder um ein Weniges. Jüngere Vögel haben einen abgerundeten Schwanz, in welchem die äußerste Feder 5—6 Linien kürzer ist, als die zweite, welche wieder den dritten um 2 — 3 Linien nachsteht.

Das Gefieder, welches jährlich nur einmal gewechselt wird, ist, besonders am Kopfe, dornig, überall straff, zerschlissen. Die meisten Federn haben steife Schäfte, und lockere, zerschlissene und etwas straffige Bärte. Flügel- und Schwanzfedern sind dicht; überall mehr oder weniger Glanz im Gefieder.

Jugendkleid: Schnabel hornschwarz, an der Wurzel, zumal des Unterschnabels, lichtbraun, viel kürzer, als bei den Alten, innen und am Winkel schön grüngelb; Iris tief nußbraun; Augenlider und nackte runzelige Haut hinter dem Auge braungrau; Fuß schmutzig olivengelblich, hinten und an den Sohlen gelb, Klauen schwarz. Der Oberkopf olivengraubraun, grün überlaufen, gegen die Stirn hin weißlich, über dem Auge mit einem spangrünen Schiller. Der Nacken zeigt eine ähnliche, nur mehr graue Färbung, ohne Glanz, welche Färbung wieder in den dunkler uebergrauen, olivengrün überlaufenen Rücken vertauft und auch die drei letzten Schwungfedern einnimmt. Die Wangen und Halsseiten gleichen der Nackenfärbung, nur sind sie gegen den Hals hin etwas heller, und ihre Zeichnung verläuft in die röthlich olivengraubraune Brust- und Halsfärbung. Nur die Kehle ist weißlich und am Halse finden sich einige dichte Schaftstreifen. Unterbrust, Bauch und die untern Schwanzdeckfedern sind daß olivenblaugrün. Unterrücken, Bürzel und die angebreiteten Flügel an der Wurzelhälfte, der Schwanz an der Endhälfte schmutzig spangrün mit olivenbraunen Spitzen an den kleinen Deckfedern der Flügel. Nur die 10 großen Deckfedern erster Ordnung trüb himmelblau, die untern Deckfedern der Flügel licht himmelblau, die Achselgegend schön lönigsblau. Die Oberseite der Flügelendhälfte, wie die Spitze der Unterseite schwarz; die 4 ersten Schwungfedern auf der Außenfahne grünlich, die folgenden blauschwarz schillernd. Die Unterseite zeigt ein prächtiges Lasurblau. Die Wurzelhälfte des Schwanzes ist an der Unterseite licht grünblau, gegen die Wurzeln der mittlern Federn matt lönigsblau, an der Oberseite — wie die Spitze — schmutzig spangrün, nur gegen die Wurzel und gegen die vier olivengraugrünen Mittelfedern allmählig dunkler vertauschend.

Das Weibchen ist etwas anders gefärbt. Bei ihm ist sowohl auf dem Bürzel, als auf den kleinen Federn am Oberarm nur ein schwacher Anflug von Königsblau, der Mantel ist mehr grünlich, das Blaugrün in Flügel und Schwanz etwas matter, Brust und Hals viel lichter, als beim Männchen.

Gleich nachdem die jungen Raben das Nest verlassen, was im Juli oder Anfang August geschieht, tritt die erste Mauser ein, in welcher aber nur das kleine Gefieder und nicht immer vollständig gewechselt wird. Nach Vollendung derselben erhalten sie das Jugendkleid, welches sehr ähnlich erst beschrieben. Schnabel braunschwarz, an der Wurzel lichter, innen und am Winkel grüngelb; Iris braun; nackte Umgebung des Auges graubraun; Tarsus schmutzig bräunlichgelb, Nägel schwarz. Stirn schmutzig weißbräunlich, Scheitel, Ober- und Hinterkopf schmutzig spangrünlich mit wenig deutlichen graubräunlichen Rändern. Dieselbe grüne Färbung, welche der Kopf trägt, zeigt sich auch, obgleich mit mehr Braun vermischt, an den Wangen, Ohren und Seiten des Oberhalses; der Rücken, die Schultern und die drei letzten Schwungfedern, sammt den sie bedeckenden Deckfedern sind schmutziggrau ueberbraun mit einem durchschimmernden grünlichen Anfluge und grauweißen schmalen Rändern. Der Unterrücken und Bürzel lasurblau, aber durch Spangrün so stark gemischt, daß letztere Farbe faft vorherrscht. Die obern Deckfedern des Schwanzes spangrün, dunkelgrün schillernd. Der Flügel, d. h. alle Deckfedern, mit Ausnahme der zehn erster Ordnung, schmutzig spangrün, jede Feder an der Spitzenhälfte mit einem verwaschenen bläulichbraunen Fled, am Flügelrand, d. h. am Vorderarm, prächtig dunkel lasurblau, mit spangrünen Federrinnfassungen; der Rand des Handgelenkes, die zehn Deckfedern erster Ordnung und die Wurzel der Schwungfedern von der fünften bis zur letzten bell himmelblau in's Grünliche ziehend, und zwar so, daß die ersten am schönsten und lichtesten, die letzten am dunkelsten und schmutzigsten, am meisten in's Grüne spielend, gefärbt sind. Die Schwungfedern sind bis auf die drei letzten schwarz, außen auf der schmalen Fahne bei der ersten grün, an den hintern, namentlich denen zweiter Ordnung, dunkel königsblau, an der vierten blaugrün, an den Spitzen bräunlichweiß eingefaßt. Alle Deckfedern der untern Flügelseite sind licht weißbraun · oder blaugrünlich; der größte Theil der dreizehn Fahne der Schwungfedern ist auf dieser Seite herrlich satt königsblau, dunkler und heller schillernd, und dieses ist eigentlich die Prachtseite des Vogels. Kinn und Kehle schmutzigweiß, grünlich überflogen, an den Seiten bräunlich, mit weißgrünlichen Federschäften, die Brust licht oder etwas dunkler zimmtgraubraun, in's röthlich Olivengraubraune ziehend, mit weißlichen und weißlichgrünen Federschäften; gegen den Oberbauch verliert sich das Braune in ein lichtes Weißspangrünlich, welches weiter herab, zumal an den Seiten, intensiver ist, sich gegen die Bauchmitte und den After herab in Weiß verläuft, auf den schwarzgeschäfteten Unterschwanzdeckfedern aber wieder die grüne Farbe annimmt. Die Fersen sind licht grünlich. Die vier mittlern Schwanzfedern sind oben schmutzig olivengrün, dunkelgrün schillernd, die übrigen an den Spitzen faß bis zur Hälfte spangrün, an der Wurzelhälfte dunkelblaugrün; die Unterseite heller, weißblaugrünlich; die fünf äußern an jeder Seite auf der Wurzelhälfte an der breiten Fahne

Digitized by Google

saforblau in's Spangrün spielend. Die Spitzen sämmtlicher sind graumeißlich.

Bei einigen Männchen ist die Brustfärbung intensiver, geht etwas weiter gegen den Bauch herab und überliegt gleichsam den ganzen Unterleib.

Das junge Weibchen gleichen Alters ist dem Männchen im Ganzen ähnlich gefärbt, doch herrscht mehr Grün in dem Braun des Rückens vor, das Königblau auf dem Oberarm ist weniger intensiv, Kehle und Brust sind weißgrünlich überflogen, das Braun auf der Brust ganz licht, mehr gelblich und nur in einem Anfluge vorhanden ist, während die grüne Farbe des Bauches sich viel schmutziger zeigt. Durch das schwache oder lichte Braun auf der Brust ist das Weibchen sicher vom gleich alten Männchen zu unterscheiden.

Herbstkleid der alten Vögel. In der Hauptsache gleicht es dem ersten Frühlingskleide, von dem es sich jedoch dadurch unterscheidet, daß das schmutzige Spangrün des Kopfes und Oberhalses schon olivengraugrün ist, welche Farbe die Seiten des Halses, die Ohren und die Kehle bis zur Oberbrust aber lichter haben; die Brust ist ebenfalls zimmtbräunlich, aber so stark mit Gelbgrün überflogen, das letztere Farbe die erstere fast gänzlich verdeckt; der Bauch ist spangrün, welches gegen die Brust in das Braungrünliche verläuft; der Rücken ist grünlich dunkel olivengraubraun, mit schwarzbraunen Federschäften; die drei letzten Schwungfedern zeigen das Braune am deutlichsten. Die Flügeldeckfedern sind spangrün, ohne die braunen Flecke des ersten Herbstkleides, welche nur in einem lichten Anfluge vorhanden sind. Das Blau am Vorderarm ist prächtig veilblau königblau. Der Schwanz hat eine ähnliche Zeichnung, wie im ersten Herbstkleide, doch ist die Färbung dunkler, weniger in's Grüne, mehr in's Blaue ziehend, die Spitze der äußersten Schwanzfeder ist zugespitzt, auf eine Länge von 6 Linien oben schwarz, unten blau, und um so viel ist sie jetzt auch länger als beim Jungen. Der Bürzel hat die Farbe des Vorderrumpfgefieders, veilblau königblau. Durch Abreiben, Ausbleichen und theilweise erfolgte höhere Ausbildung der Farben erhält die blaue Rake — ohne neue Mauser — ein vom Herbstkleide verschiedenes

Frühlingskleid. Schnabel braunschwarz, gegen die Wurzel lichter; Rachen schmutzig dunkelgelb; Iris hellbraun; Augenlieder und nackte Stelle hinter dem Auge gelblich graubraun; Füße schmutzig dunkelgelb, hinten und an den Sohlen lichter gelb; Nägel schwarz. Beim alten, wenigstens zweijährigen Männchen ist Stirn und Kinn weißlich; Kopf, Hals, alle Deckfedern der Flügel — mit Ausnahme der zehn großen Deckfedern erster Ordnung und der kleinen Federn am Oberarm — die Wurzel der Schwungfedern und der ganze Unterleib, mit Einschluß der Unterschwanzdeckfedern, hellgrünlich lasurblau, mit lichten Schaftstreifen auf der Brust und am Vorderhalse; das der Färbung der Flügel und des Rückens am dunkelsten, des Bauches am hellsten ist, die Kopffärbung aber einigen Glanz, besonders an den lichten Schaftstreifen hat, deren reinere Färbung durch den dichten Bau dieser Federtheile entsteht. Je nach dem verschiedenen Lichte erscheint diese Färbung mehr blau oder mehr grün. Die größte Dunkelheit ist an der Außenfahne etwas dunkler, mehr grünlich, an der Spitze schwarzblau; die Deckfedern der Unterseite der Flügel sind, wie die zehn großen obern Deckfedern, sehr licht himmelblau, letztere mit königblauen Spitzen. Der Bürzel und die kleinen Federn am Vorderarm sind prächtig veilblau- oder königblau, die Oberseite der Schwungfedern an der Spitze und an der Innenfahne schwarz, an der Außenfahne, die auf die erste grünlichst, schwärzlich veilblau. Die Unterseite derselben zeigt an der Außenfahne und am Schafte eine schwarze, an der Innenfahne eine prächtige lasurblaue, heller und dunkler schillernde Färbung. Die drei hintersten Schwungfedern und der Rücken sind hell zimmtbraun, mit sehr wenig bemerkbaren weißgrünlichen Federrändern, die vierte ist, wie die hinterste große Deckfeder der Schwungfedern zweiter Ordnung, dunkel blaugrün, bräunlich überlaufen. Die fünf äußersten Schwanzfedern an jeder Seite, von der Wurzel über die Hälfte ihrer Länge, und gegen die Mitte zu in keilförmig verlängerter Zeichnung, sind an der Oberseite schön dunkelblaugrün, an der Innenfahne schwärzlich, am Schafte indigblau, an der Spitzenhälfte hellgrünblau, oder lichtblau, an der äußern Feder mit schwarzer, unten blauer, an den folgenden mit verbunkelter Spitze. Die beiden Mittelfedern dunkel blaugrün, mit durchschimmerndem Olivengrün. Die Deckfedern des Schwanzes sind königblaugrün, die Schäfte oben und unten schwarz. An der Wurzel der Unterseite sind die Steuerfedern bis auf die beiden mittlern, saforblau, etwas heller als der Flügel, mit grünlicher Außenfahne und schönen Streifchen in der Nähe des Schaftes. Die Spitze des Schwanzes ist sehr licht grünblau, an den Schaftseiten am reinsten; die beiden Mittelfedern sind bläulich olivenbraungrün.

Das ganz alte Weibchen ist dem Männchen ganz ähnlich, doch hat es bisweilen eine etwas dunklere Rückenfärbung und stets kürzere Schwanzspieße.

Das einjährige Männchen ist bedeutend unreiner gefärbt; an Kopf, Hals, Brust und an den Flügeln mit olivenbraunen Federspitzen, die Schwanzspitzen sind schmutziger, dunkler, und mehr in einander gefloßen; alle Farben weniger glänzend, die äußerste Feder braun, über die zweite hervorragend, mit einem kleinen, bläulichen Fleck. Nur die Färbung der großen Schwungfedern ist fast schöner, als beim alten Vogel, indem sie heller ist, und dadurch auch an der Oberseite einen lasurblauen Schiller zeigt. Uebrigens haben die Schwungfedern, wie im Herbstkleide, weißgrünliche Ränder.

Das gleich alte Weibchen ist dem Männchen ähnlich, nur sind die Farben oft etwas unreiner.

Im Sommer verliert das Gefieder durch Abreiben und Ausbleichen an Glanz und Schönheit, und bei jüngern Vögeln wird es etwas reiner, allein eine wesentliche Farbenänderung findet nicht statt.

Sie artet zuweilen in Weiß aus, noch seltener zeigen sich einzelne ultramarinblaue Federn auf dem Rücken oder am Nacken.

Das Herbstkleid dieses Vogels ist hier zum ersten Mal richtig beschrieben, da er in Deutschland dieses Kleid nur selten vollständig anlegt, indem seine Mauser mit der Wanderung zusammentrifft. Im südlichen Ungarn, wo er bis September verweilt, konnte ich mehrere vermausterte alte und junge Vögel erlegen, und mich somit genau überzeugen, daß er auch in Europa das vollständige Herbstkleid anzulegen trägt.

Aufenthalt: Die blaue Rake lebt in dem größten Theil von Süd- und Mitteleuropa. Nördlich geht sie bis Livland, in das südliche Norwegen und mittlere Schweden; östlich bis in das westliche Sibirien, wo sie sie sich in den Nadelwäldern um den Irtisch besonders zahlreich aufhält und bis an den Altai geht. In ganz Südrußland, besonders in der Krym und in den Ebenen an der Wolga; in Ungarn und Siebenbürgen ist sie gemein. In Frankreich, namentlich im südlichen, ist sie nicht selten; in Italien wurde sie bisher nur in einigen Gegenden bei Rom und in Piemont — einzeln nistend gefunden, sonst nur auf dem Zuge im April und August bemerkt. Dagegen ist sie in den meisten Gegenden von Sicilien vom April bis August, also während der Brütezeit, nicht selten. In Griechenland, namentlich in der Moina, auf Negroponi, Cerigo und andern Inseln brütet sie häufig, nicht minder häufig ist sie in Kleinasien, Syrien und Algier, besonders bei La Calle. In England und Schweden ist sie selten, in Polland gar nicht, in der Schweiz sehr selten und gewöhnlich nur junge Vögel auf dem Herbstzuge. Obgleich die Rake die Gebirge gewöhnlich nicht liebt, so brütet sie auffallender Weise in Württemberg hauptsächlich nur auf diesen, nämlich im Schwarzwald und auf dem Aalbuch, und wird in den Ebenen nur ausnahmsweise gefunden, sodann in den Bogesen, Kärnthen, Steiermark und Krain. Dagegen fehlt sie in den Gebirgsgegenden Mitteldeutschlands, namentlich in der sächsischen Schweiz. Die ebenen Gegenden Nord- und Mitteldeutschlands bewohnt sie in Menge — obgleich sie die nicht unmittelbare Gesellschaft ihres Gleichen lieben, und jedes Paar einen ziemlich großen Raum für sich in Anspruch nimmt und gegen andere behauptet; besonders zahlreich ist sie in Pommern, Mecklenburg, in der Mark, in der Lausitz und in Schlesien. Im Süden Deutschlands, wie in den Rheingegenden ist sie weit seltener, und kömmt namentlich in vielen Gebirgsgegenden nicht

Digitized by Google

einmal auf dem Zuge vor. Aber in manchen Jahren nistet sie auch in Gegenden, wo sie gewöhnlich nicht, oder doch nur auf dem Zuge vorkömmt, so 1837 zahlreich bei Söflingen in der Gegend von Ulm.*

Auf dem Zuge geht sie über das mittelländische Meer zahlreich nach Syrien, Kleinasien, Aegypten und die ganze Nordküste von Afrika bis an den Senegal, ja sogar bis in die Südspitze Afrika's. Sie hält sich dann gern auf Feldern und in ganz kleinen Gehölzen, und kömmt sogar in ganz nackte, baumlose Ebenen.

Im nördlichen Deutschland kommt sie gewöhnlich vor dem 10. Mai, seltener im April an und verläßt uns Ende August, oder Anfang Septembers. Im südlichen und mittlern Deutschland sieht man sie wohl eine Woche früher, doch kamen sie 1838 in der Lauffa einzeln schon vor der Mitte April. Um dieselbe Zeit erscheint sie in den Gegenden um das schwarze und caspische Meer. Schon im August verlassen uns die alten Vögel, die Jungen im September.

Die blaue Rake lebt zwar, wie bemerkt, auf einigen Gebirgen Württembergs, des Elsasses und Tyrols, allein höhere Gebirge oder große dichte Wälder lieben sie so wenig, als ganz freie, nackte Ebenen; aber Waldränder, besonders südliche, Feldhölzer und lichte Holzgegenden — wie sie namentlich mehrere Gegenden des nordöstlichen Deutschlands aufzuweisen haben — wählen sie zu ihrem Lieblingsaufenthalte. Vor allen andern Holzarten hat sie Birken, Kiefern- und andere Nadelgehölze gern, besonders wenn sie mit einzelnen alten Eichen und hohen Buchen untermischt sind. Keine Holzart bedingt aber ihr Vorkommen, und sie lebt daher, wo es keine Birken und Kiefern gibt, auch in andern Gehölzen, so namentlich in Ungarn, wo sie Wälder von Silberpappeln, Ulmen und alten Eichen zahlreich bewohnt, und in Pommern, wo sie in gemischten Laubholzwaldungen, wo die Birken fehlen, nicht selten ist. Auch sumpfige Gegenden verabscheut sie nicht so sehr, wie Naumann glaubt, sonst wäre sie in den sehr sumpfigen Wäldern Sirmiens, zumal der Militärgränze längs der Sava, nicht so zahlreich, daß man z. B. bei Kupinowa oft von einer Eiche 6—8 Stück wegfliegen sehen kann. Schon ihre Hauptnahrung, die Frösche, bedingen ihren, wenn auch nur vorübergehenden Aufenthalt an Sümpfen oder stehenden Gewässern.

Betragen. Die Blaurake ist ein kluger, gewandter, wilder und kräftiger Vogel. In ihrem ganzen Wesen zeigt sich große Unbändigkeit und eine Beweglichkeit, die sie nie lange rasten läßt. Durch letztere Eigenschaft ähnelt sie, wie durch die Art, ihre Nahrung zu nehmen, den Fliegenfängern, ihr Flug aber ist anhaltender, schneller und kräftiger, ihr Aufenthaltsort — auf dem Zuge und in seltenen andern Fällen — nicht unbedingt an Bäume gebunden. Sie sitzt gern auf erhabenen Gegenständen, stets frei, so daß sie eine unbehinderte Aussicht hat, am liebsten auf Baumgipfeln, kreisebenden trockenen untern Aesten, auf Steinen und im Herbst auf Heuschobern und Getreidehaufen — Mandeln. — Sobald sie von da ein Insekt erblickt, stürzt sie sich auf dasselbe und fehrt, wenn sie es zerbissen und verzehrt, auf ihren Standpunkt zurück, oder wählt sich einen andern, ähnlichen. Zum Gehen ist sie ganz ungeschickt; auch hüpft sie selten und schwerfällig. Eine große Gewandtheit zeigt sie im Fluge, worin sie etwas vom Holzhetzer, etwas von der Hohltaube hat, letztere aber fast noch an Schnelligkeit, sicher an Gewandtheit übertrifft. — Zur Frühlingszeit fliegt sie oft gaukelnd und kreischend in die Luft, stürzt dann pfeilschnell herab, um sogleich wieder aufzufliegen, überschlägt sich im Fluge und treibt stundenlang tausend Gaukeleien, oft ohne sichtbare Flügelbewegung schwimmend, oft im kräftigsten Flügelschlage sich tummelnd. Dann ist die Luft ihr wahres Element; an jeder ihrer Bewegungen erkennt man das Wohlbehagen, welches sie empfindet, in dem weiten Luftmeer zu schwimmen. Jedoch nur bei schönem Wetter befindet sie sich wohl, gegen Nässe und Kälte ist sie äußerst empfindlich, sitzt mit hängendem Gefieder still und traurig da. — Ein herrlicher Anblick ist es dem ruhigen Beobachter, diese Vögel in ihrem lichten, glänzenden Gefieder gegen die Aurorläne eines heitern Frühlingshimmels tummeln zu sehen, wie sie bald in weiter Ferne dem Auge entschwinden, bald nahe über dem Haupte des Lauschers sich wiegen, oder einen flüchtigen Ruhepunkt suchen auf dem dürren Wipfel eines Baumes oder auf einem seitlichstreifstehenden untern Aste. Besonders wenn das Weibchen brütet, treibt das Männchen dies luftige Spiel; außerdem sieht man sie paarweise, — zur Frühlingszeit selten in größerer Anzahl —, denn obgleich sie gern in der Nähe ihres Gleichen Wohnplätze suchen, lieben sie doch wieder nicht ein unmittelbares Beisammenwohnen, sondern beißen und jagen sich, bis die Schwächere der stärkern weicht. Gegen Vögel anderer Art sind sie verträglich, wenn sie für sich oder ihre Brut von ihnen keine Gefahr befürchten, aber Raubvögel, Krähen und Würger greifen sie muthig an und vertreiben sie von ihren Nistplätzen. Gegen den Menschen sind sie mißtrauisch, vorsichtig und scheu, bes vergessen sie da, wo sie gehegt werden, auch in der Nähe der Brutplätze, die gewohnte Vorsicht so weit, daß sie sich ziemlich nahe kommen lassen. Die in den südlichsten Ländern Europa's, in Griechenland und Sicilien wohnenden Raken scheinen in ihrer Lebensart von ihren nördlichen Verwandten bedeutend abzuweichen, indem sie dort in großen Kolonien vereinigt beisammen wohnen, und nahe beisammen in hohen Erdwänden, weit von Bäumen entfernt, gleich den Bienenfressern, ihre Nester anlegen, oder diese in Gesellschaft der Dohlen unter den Dächern der Landhäuser und Weinkeltern anbringen *).

Sie lieben die Nähe der Gewässer und begeben sich des Abends, an entlegenen Orten auch des Tages, dahin, um Nahrung zu suchen; in Ungarn durchsuchen sie in Gesellschaft Zuweilen die Maisäcker und die an Sümpfen liegenden Obstgärten. Sowohl in der Luft beim jagenden Fluge, als sitzend auf dem Gipfel eines Baumes, läßt die Blaurake ihre elkterartige heisere Stimme hören. Hier klingt sie wie Rak-rack — Rak-rack der Racke — Racke, im langsamen, gedehnten Tempo; aufgeschreckt, oder im Kampfe mit ihres Gleichen, wie sie sich einem heisern Kräksch; in der Luft beim gaukelnden Fluge ertönt ein einzelnes Rack-Rack; dies wird beim Niedersetzen in immer schneller auf einander folgenden Tönen zu einem langgedehnten Räh — räruh — räh — räh.

Nahrung: Obgleich in der Schnabelbildung den Krähen verwandt, stillt die Blaurake doch nicht wie diese die verschiedenartigsten animalischen und vegetabilischen Gegenstände, sondern nährt sich vorzüglich von Kerbthieren und kleinen Fröschen, verschmäht dagegen — mit Ausnahme der Feigen, von denen sie in Griechenland im Herbste sehr fett und wohlschmeckend wird — alle Nahrung aus dem Pflanzenreiche. Da die Raken ihre Nahrung vorzüglich auf der Erde suchen, besteht dieselbe auch fast nur aus kleinen Fröschen, Grillen, Heuschrecken, Schnecken und solchen Käfern und Käferlarven, welche sie auf der Erde finden. Daher fressen sie besonders Käfer aus den Sippen: Carabus, Porcilus, Geotrupes, Scarabaeus und Sylpha, doch lesen sie von Bäumen und Sträuchern auch manche Arten von Curculio, Laborbynchus und Cetonia ab. Im Frühling findet man ihre Mägen gewöhnlich von Käfern, Schnecken oder Feldgrillen, im Herbste oft von kleinen Fröschen oder auch Käfern und Heuschrecken angefüllt. Auf dem Zuge sind sie weniger wählerisch, und sie sollen dann sogar — auf den griechischen Inseln — vom Aas, welches das Meer ausspeit, leben. Die unverdaulichen Theile der genossenen Nahrung, namentlich die Flügeldecken der Käfer, werfen sie nach Art der Raubvögel in einem Gewölle wieder aus.

Wie die Fliegenfänger erspähen sie ihre Beute von einem erhöhten Standpunkte aus, und stürzen sich dann rasch auf sie. Nur wenn sie dieselbe verfehlen, machen sie ein paar schwerfällige Sprünge, welche beweisen, wie wenig Geschick sie zum Gehen oder Springen haben. Nicht selten suchen sie aber auch ihre Nahrung auf dem Standpunkte selbst, wo sie sich befinden; im Herbste auf Heuschobern, Getreidehaufen, und im Frühling von den Gipfeln der Bäume, namentlich den Kiefern. Gefangene

*) Diese Abweichung von dem Benehmen der den Norden bewohnenden Vögel läßt sich wohl durch die hier spärlichere, oder überflüssige Nahrung erklären. Es verhält sich bei mehreren andern Vogelarten auch z. B. beim Storch, der bei uns immer einen großen Bezirk mit Hornschrecken bedarf, während es in Birmien z. Dörfer gibt, in denen jedes Dach von einem Paare bewohnt ist, so daß Hunderte zugleich nach Nahrung ausfliegen.

Digitized by Google

Fröſche ergreifen ſie an den Hinterbeinen und ſchlagen ſie auf die Erde, bis ſie getödtet ſind. Ob die Blauraken im freien Zuſtande trinken, iſt, obgleich ſie ſich gerne am Waſſer aufhalten, nicht völlig gewiß, in der Gefangenſchaft geſchieht dies nicht, oder doch ſehr ſelten. Eben ſo wenig haben ſie im unfreien Zuſtande.

Fortpflanzung: Sobald das Weibchen, welches einige Tage ſpäter kommt, als das Männchen, ſich mit letzterem vereinigt hat, beziehen beide, gewöhnlich gegen das Ende des Mai, ihre Brutplätze, welche ſie unverrückt alljährlich in derſelben Gegend, oft in denſelben Bäumen wählen. Sie ſuchen für ihr Neſt gewöhnlich hohle Eichen, Eſpen, Pappeln oder Buchen auf, welche in lichten Gehölzen, an Waldrändern, an Waldblößen, oder auf Feldern, welche an Waldgränzen ſtehen; auch in große Gärten mit hohlen alten Bäumen kommen ſie, um daſelbſt zu niſten. Das Eingangsloch iſt ſtets über mannshoch, oft ſogar gegen 30 Fuß vom Boden; gewöhnlich zwiſchen 12 — 20 Fuß hoch, und meiſt ſo groß, daß eine mäßige Mannshand hineingreifen kann, häufig jedoch auch etwas kleiner. Nur wo ihnen dieſe von der Natur angewieſene Niſtſtätte fehlen, dann ſie auch in alten Eichhornneſtern, ja mein Freund v. Homeyer fand ein Neſt in einem alten, im Gebüſch belegenen Wartthurm. In Griechenland niſten ſie geſellſchaftlich mit Dohlen unter den Dächern der Garten- und Landhäuſer, Ketten ꝛc., und nach Art der Bienenfreſſer, in weite Erdlöcher, die ſie ſich in ſenkrechte Erd- und Conglomeratwände — z. B. in der Maina — horizontal eingraben, was im ſüdlichen Rußland auch in hohen Flußufern der Fall iſt. Haben ſie einen paſſenden Ort gefunden, erbauen ſie ihr kunſtloſes Neſt aus ſchlecht zuſammengelegten Halmen, Graswurzeln und Faſern, welche ſie bisweilen mit einzelnen Daunen und Federn belegen. Das Weibchen legt darin Anfangs Juni fünf oder vier, ſeltener ſechs oder drei Eier. Dieſe ſind 1 Zoll 2 Linien bis 1 Zoll 4 Linien lang, 10½ Linien bis 1 Zoll 1 Linie dick, zigeſtalt, mehr oder weniger länglich, oft abgerundet und dem eiförmigen annähernd. Die Schaale iſt dünn, ſehr feinkörnig mit bemerkbaren Poren und, wie bei allen Sitzfüßlern und Sprechten ſtark glänzend und ſchneeweiß. Beide Arten brüten gemeinſchaftlich 18 bis 20 Tage, und ſo feſt, daß man ſie oft mit der Hand auf dem Neſte ergreifen kann. Sie brüten gewöhnlich nur eine Brut, welche in der letzten Hälfte des Juli oder Anfang des Auguſt das Neſt verläßt. Dieſes iſt ſehr unreinlich und überleichend, da die Excremente der Jungen nicht aus dem Neſte geſchafft werden.

Jagd ꝛc. Die Blauracke iſt als ein vorſichtiger und ſehr ſcheuer Vogel, der überdies äußerſt viel Lebenskraft beſitzt, ſchwer zu ſchießen. Am eheſten gelingt dies noch in der Nähe ihres Brutplatzes, wo man ſie, vorſichtig angeſtellt, von ihren Lieblingsbäumen, die gewöhnlich in der unmittelbaren Nähe ihres Neſtes ſtehen, herunterſchießen kann. Außerdem müſſen ſie vorſichtig beſchlichen werden. Wenn ſie Junge haben, ſtoßen ſie auf Hunde, und ſind dann leicht zu tödten. Da ſie beim Brüten ſehr eifrig ſind, können ſie nicht ſelten im Neſte ergriffen werden. Anderdem ſind ſie nur zufällig zu fangen; es verlohnt ſich aber nicht der Mühe, da die Alten ſchwer zu zähmen ſind, und trotz aller angewandten Mühe ihr unbändiges Weſen beibehalten, ja gewöhnlich in den erſten Tagen ihrer Gefangenſchaft ſterben. Halbflügge Junge aus dem Neſte genommen, mit Ameiſenpuppen, Rinderherz, Semmeln in Milch ꝛc. aufgefüttert, werden zahm und laſſen ſich recht gut einige Jahre erhalten, allein ihr Gefieder erhält in der Gefangenſchaft nicht die ſchönen Farben, welche es in der Freiheit hat, und weder Stimme, noch Bewegungen empfehlen ſie als Stubenvögel.

Feinde. Nächſt dem Menſchen, welcher zwar nur ſelten durch Tödtung der Alten, oder Zerſtörung der Brut, ihnen unmittelbaren Schaden zufügt, deſto öfter aber durch Vernichtung ihrer Brutplätze ſehr weſentlich zu ihrer Verminderung beiträgt, haben ſie die gelegentlichen Nachſtellungen mancher Eulen und Falken, beſonders des Hahlichts (Falco palumbarius L.) zu erdulden; ihrer Brut iſt der Baummarder gefährlich, und ſie ſelbſt werden, wie dieſe, oft von Milben und Eingeweidewürmern geplagt.

Nutzen und Schaden. Obgleich der Nutzen dieſes ſchönen Vogels nicht gar groß iſt, wenn er nicht, was jedoch häufig geſchieht, ſchädliche Inſekten, namentlich den Tannenrüſſelkäfer (C. abietis) vertilgt, ſo verdient er doch alle mögliche Schonung, da er durchaus unſchädlich iſt. Das Fleiſch iſt nicht nach Jedermanns Geſchmack, wird aber in Griechenland, wenn der Vogel von den Feigen fett geworden iſt, häufig und gerne genoſſen.

Die Abbildung ſtellt ein altes Männchen im Prachtkleide, auf einem Heuſchober ſitzend, vor, wie ich es in Ungarn vielfältig beobachtet habe.

L. Landbeck.

Ueber die Bedeutung einiger Pflanzen bei den Griechen und Römern.

Die heutige Erklärungsart der Natur-Erſcheinungen, und insbeſondere der des Pflanzenlebens mit der Annahme einer Lebenskraft hatten auch die Alten ſchon. Denn der Zeus der Griechen oder der Jupiter der Römer iſt in der That nichts Anderes, als dieſe Lebenskraft, als das, was wir wohl auch mit dem Namen der Natur bezeichnen; die denkenden Köpfe wußten recht wohl, daß die Lehre von ihrem Jupiter ſo zu verſtehen ſei. Der römiſche Philoſoph Seneca ſagt in ſeinen „Unterſuchungen über die Natur der Dinge“ (de quaestionibus naturalibus) mit voller Ueberzeugung: „Wohl wiſſen die Verſtändigen, daß das nicht der Jupiter iſt, den man im Capitol oder in anderen Tempeln mit dem Blitze bewaffnet ſieht; es iſt vielmehr der allgemeine Weltgeiſt, der über Alles wacht, Alles regiert, der die Welt erſchaffen hat und ſie lenkt und leitet. In ihm vereint ſich jene hohe und unabwendbare Macht (Fatum), von welcher die Ordnung und der Verlauf aller Dinge abhängt. Daher wird Jupiter auch die Natur genannt, aus welcher Alles entſteht und durch welche Alles exiſtirt, was lebendig iſt.“

Ein großer Theil der Götterlehre der Alten iſt überhaupt eigentlich nichts Anderes, als der poetiſche Ausdruck für die Vorſtellungen derſelben von den Naturkräften und ihren Wirkungen, und es gibt nicht leicht ein anziehenderes Studium für jeden Gebildeten ohne Unterſchied, als den tiefen Sinn zu ſuchen, der in dieſen alten Mythen liegt. So leiteten die Alten, was wir z. B. dem Einfluß der Luft, ihrer Electricität, ihrer Temperatur u. ſ. w. zuſchreiben, vom Daſein und vom Willen der Here oder Juno, der Gemahlin des Jupiter, alſo des Weltregierers, ab, von der ſie glaubten, daß ihre Herrſchaft ſich insbeſondere auf die unteren Regionen des Himmels und über den Dunſtkreis erſtrecke, von deſſen Beſchaffenheit, wie jeder Landmann weiß, die Fruchtbarkeit des Jahres abhängt. Ihre Dienerinnen waren die Horen (Jahreszeiten), deren Mithülfe die Entwicklung der Blumen zur gehörigen Zeit, die Zeitigung der Früchte zugeſchrieben wurden im Verein mit dem Götterjüngling Zephyrus, deſſen ſanfter Hauch die Gewächſe hervorlocke und ihr Wachsthum beſonders dadurch befördere, daß er die

Digitized by Google

Bildung des Thaues begünstige. So verehrten die Alten die Cybele oder Gäa, die „magna mater," die Mutter Erde, um auf diese Art ihre Hochachtung und Dankbarkeit für die vielfältigen Gaben auszudrücken, die ihnen durch die Erde zu Theil werden. Denn sie ist es hauptsächlich, aus deren Schooß die meiste Nahrung für die Menschen und Thiere hervorsproßt, und der Einfluß des Bodens auf das Gedeihen der Gewächse ist allbekannt. Aber die Erde allein bewirkt es nicht; nebst anderen Bedingungen muß solche namentlich auch eine gehörige Temperatur, die geeignete Wärme haben, und diese, glaubten die Alten, habe man dem Herrscher der Unterwelt, dem Hades oder Pluto, zu danken, der in der Erde wohne. Deßhalb wurde dieser sonst so fürchterliche Gott auch der „Wohlthätige" genannt, als der Urheber aller Fruchtbarkeit der Erde; er galt für den Gott des Reichthums, denn aus der nächtlichen Tiefe der Erde kommt ja aller Reichthum und alle Fülle der Vegetation, und nach der Vorstellung der Alten konnte nur eine Gottheit diese Wunder bewirken. Pluto ist also der Ausdruck für die im Schooße der Erde befindliche Kraft, die Alles erzeugt, was auf der Oberfläche wächst, während Vesta das Feuer, d. h. die Lebenswärme bedeutet, die, im Schooße der Erde verbreitet, Allem, was ihr entsprießt, Leben und Gedeihen einflößt. Den Einfluß der Feuchtigkeit auf das Pflanzenleben dachten sich die Alten als die Wirkungen von Gottheiten, welche Nymphen hießen und den befruchtenden Quellen vorstanden, und den Regen dankten sie dem allmächtigen Jupiter, der denselben unter Blitzen und Donnern den Sterblichen zukommen lasse, um die lechzende Erde zu befeuchten. Der Kampf der Elemente in den höheren Regionen des Luftkreises hat ohne Zweifel die Mythe von dem Zank und Hader hervorgerufen, den Jupiter häufig mit seiner stolzen und eifersüchtigen Gemahlin, der oft zürnenden Juno, der Beherrscherin der Wolkenregionen, habe. Die Wirkungen des Sonnenlichtes waren für die Alten ebenfalls der Ausfluß einer Gottheit, des Sonnengottes Apollo; und nicht minder hatten sie bereits auch erkannt, daß das Mondlicht auf die Pflanzennatur influire. Die Göttin des Mondes, die Artemis der Griechen, Diana der Römer, galt ihnen als die „Nährerin der Pflanzenkraft," als Symbol der Natur und ihrer Fruchtbarkeit. Aus den dunkeln Zeiten der alten griechischen Mythologie rührt der beim Volke noch immer nicht erloschene Glaube, daß manche Pflanze mit zunehmendem Monde besonders wachse und gedeihe. Dionysos oder Bachus ist das Symbol für die in den Blumen und Pflanzen überhaupt wirkende und lebende Kraft; in der Demeter oder Ceres wurde ein höheres Wesen verehrt, unter dessen besonderer Obhut die Ausbildung und Zeitigung der Früchte des Pflanzenreiches stehe, und die Mythe von der Persephone oder Proserpina ist unstreitig eines der schönsten Bilder vom Keimen des Samenkorns. Pluto habe nämlich, so erzählt die Sage, die blumensuchende Proserpina, die Tochter der Ceres, geraubt und in sein Reich, in die Unterwelt entführt. Die untröstliche Mutter habe erst nach langem Suchen ihren Aufenthalt erfahren und sofort vom allmächtigen Jupiter es erwirkt, daß die geliebte Tochter immer sechs Monate lang auf der Oberwelt zubringen dürfe, um dann auf gleiche Zeit zum Hades wieder zurückzukehren. Augenscheinlich bedeutet Proserpina, die Tochter der Ceres, der Göttin, welche die Früchte zur Reife bringt, das Samenkorn, und ihre Verbindung mit Pluto, dem Urheber aller Fruchtbarkeit, will ausdrücken, daß dasselbe unter die Erde gebracht und daselbst verbleiben müsse, bis die Frühlingswärme es belebt und zum Keimen bringt. Ebenso die Mythe vom Adonis, der aus Eifersucht von der ihn liebenden Venus verborgen und in einem Kästchen der Proserpina übergeben worden sei. Diese habe später das anvertraute Gut nicht mehr herausgeben wollen, worauf Jupiter als Richter dahin entschieden, daß Venus und Proserpina jede ein Drittel des Jahres hindurch den Adonis besitzen soll; das dritte Drittel sei in seine eigene Wahl gestellt. Adonis habe dies der Venus geschenkt und sei also acht Monate bei ihr und nur vier in der Unterwelt geblieben. Auch in dieser Sage ist Adonis das Samenkorn, das vier Monate in der Erde und deren acht auf der Oberwelt (Venus die obere Hemisphäre im Gegensatze zur Proserpina, die in der „Unterwelt" wohnt) verweilt.

Die Alten dachten sich ferner die Wälder unter dem Schutze einer besonderen Gottheit, des Pan oder Faunus, ja sogar jeder einzelne Baum hatte in ihrer Phantasie eine eigene Schutzgöttin, Dryade oder Hamadryade genannt, die mit dem Baume geboren war und mit ihm sterben mußte. Dazu waren aber häufig ganze Haine noch einzelnen Gottheiten geweiht, z. B. der heilige Hain vor dem kapuanischen Thore bei Rom, der den Musen geweiht gewesen; in der Landschaft Argolis bei der Stadt Phlyus hatte Hebe einen Tempel in einem reizenden Haine, der als ein Asyl für Verfolgte berühmt gewesen; den Furien waren besonders finstere Waldstrecken gewidmet, und so noch viele andere.

Endlich waren eine Menge Baum- und andere Pflanzenarten verschiedenen Gottheiten geweiht, und nicht selten knüpften sich an dieses Heilighalten Mythen vom tiefsten poetischen Gehalte. Betrachten wir einige derselben etwas näher.

Allbekannt ist wohl auch unseren Lesern die Myrte, der schöne immergrüne Strauch, eine Zierde unserer Gewächshäuser; denn er wächst nur im südlichen Europa wild. Ein Myrtenkranz schmückt ja jede Braut, wenn sie vor dem Altar steht! Nicht so bekannt jedoch möchte sein, daß die einzelnen Myrtenblättchen, gegen das Licht gehalten, mit zahllosen durchsichtigen Punkten überdeckt sind. Es sind diese mit ätherischem Oel gefüllte Drüsen, wovon der eigenthümlich aromatische Geruch der Myrtenblätter abhängt. Von der Myrte erzählt nun die Sage, daß Phädra, die zweite

Digitized by Google

Gattin des Königs Theseus, ihrem Stiefsohn Hippolytus bei seinem Vater verleumdet und so dem Verkannten und unschuldig Verfolgten dessen Fluch zugezogen habe. Hippolyt floh, und auf seiner Flucht wurde er von den scheugewordenen Pferden geschleift und verlor sein Leben. Jetzt sei der Stiefmutter das Gewissen erwacht; Gram habe die reuige Phädra verzehrt; in ihrer Schwermuth hätte sie die Blätter eines bei Troezen stehenden Myrtenbaumes durchstochen, und sich dann selbst das Leben genommen.

Weiter läßt die Mythe die Myrte entstehen aus dem Leichnam der Myrsine, einer Nymphe aus Attika von ausgezeichneter Schönheit und Stärke. Diese sei eine Freundin der Kriegsgöttin Minerva oder Pallas gewesen, habe solche sogar übertroffen an Gewandtheit im Ringen und Laufen, weßhalb sie denn aus Eifersucht von der Minerva getödtet worden, worauf ihr Körper sich in den Myrtenstrauch verwandelt habe. So oft Minerva einen solchen gesehen, und sie habe von nun an den Myrtenbaum sehr geliebt, hätte sie sich reuevoll an die einst so heißgeliebte Freundin erinnert.

Uebrigens war die Myrte nicht der Minerva geheiligt, sondern der Venus, die, als sie an der Insel Cythera dem Meeresschaum entstiegen, sich hinter einem Myrtenbaum verbarg.

Die Myrte galt als Symbol der Schönheit und Tugend; man bekränzte sich bei den Festen, die der Venus gewidmet waren, mit Myrten, und schon bei den Griechen und Römern trugen bei den Hochzeiten Braut und Bräutigam einen Myrtenkranz, und zwar aus den Zweigen der zärtlicheren Art mit breiten Blättern, der Myrtus latifolia, welche bei den Römern die Myrtus conjugula hieß, von conjungere, zusammenknüpfen oder vereinigen. Diese Sitte, bei Hochzeiten die Braut mit Myrten zu bekränzen, ist, wie ich schon oben erwähnt habe, auch bei uns noch ziemlich allgemein; in Bremen geht der Hochzeit sogar ein eigenes Myrtenfest mit sehr sinnigen Gebräuchen voran.

Ueberhaupt wurden im Alterthum Myrtenkränze bei den meisten freudigen Festen verwendet; bei der Feier der Eleusinien waren die Priester mit Myrten bekränzt; bei den Eleutherien, den Spielen der Freiheit, wurden mit Myrtenkränzen beladene Wagen in Prozession geführt; bei einem Feste der Europa zu Ehren, Helotia genannt, wurde ein zwanzig Ellen großer Myrtenkranz mit feierlichem Gepränge umhergetragen, und dergleichen mehr; nur auf den Altar der bona Dea der Römer, der Göttin, welche die Saaten schützt und nährt, durften keine Myrten gebracht werden, obgleich er sonst mit Blumen aller Art geschmückt wurde.

Sogar in der Unterwelt, im Aufenthalt der Verstorbenen, ließ die Phantasie der Alten die Myrten wachsen. Die Schattengänge, in welchen jene Trostlosen wandelten, denen eine allzuheftige Liebe das Leben verkürzt hatte, dachte man sich aus Myrtenbäumen.

Die Corona ovalis, eine Triumphkrone der Römer für Solche, welche einen unblutigen Sieg erfochten hatten, bestand gleichfalls aus einem Myrtenkranz. M. Crassus verbat sich dieselbe nach einem sehr glücklichen Feldzuge, worauf sich der Senat entschloß, ihm einen aus Lorbeer zu gestatten.

Der Lorbeer, Laurus nobilis L., war eine der bedeutungsvollsten Pflanzen im Alterthume, und vor Allem diente er als Zeichen des Triumphes und des Sieges. Rom lohnte seinen siegreichen Feldherren mit der Lorbeerkrone; bei Siegesnachrichten wurden die Briefe mit Lorbeerzweigen umwunden; die Boten trugen einen Lorbeerstab; und nach erhaltener Siegesnachricht wurde in Rom dem Jupiter optimus maximus ein Lorbeerzweig in den Schooß gelegt.

Auch als Symbol der Ruhe und des Friedens galt bisweilen der Lorbeer; die Friedensgöttin, die Göttin der Gnade und die des Mitleidens wurden mit Lorbeer bekränzt dargestellt.

Besonders aber diente der Lorbeer als Symbol der Ehre und des Ruhmes, und vor Allen geizten die Dichter nach dem Besitze des Lorbeerkranzes; denn Apollo, dem der Lorbeer geheiligt, war auch der Vorsteher und Führer der Musen.

Auch ein Sinnbild der unbefleckten Jugend und Wahrheit ist der Lorbeer gewesen; er diente namentlich zum Lustriren und Wahrsagen. Wenn man in Erfüllung gehende Träume haben wolle, sagt Antiphones, so müsse man sich den Kopf mit Lorbeer umkränzen, und der Wahrsager im Tempel des Apollo zu Delphi bereitete sich durch Kauen von Lorbeerblättern zu seinem Dienste vor. Wenn man opferte, um von den Göttern die Schicksale der Zukunft zu erfahren, wurde Lorbeerholz verbrannt; knisterte solches öfters und laut im Feuer, so war dies ein glückliches Zeichen; verbrannte es aber still und ruhig, so fürchtete man schlimme Zeiten.

Auch in den Festen des Merkur spielte der Lorbeer eine Rolle, besonders am 15. Mai in Rom, an welchem Tage vorzüglich die Kaufleute demselben Opfer brachten, damit er ihnen im Handel Gewinn verliehe; denn Merkur war bekanntlich auch der Gott der Kaufleute, so wie der Diebe. Am Merkursbrunnen vor dem Kapenischen Thore versammelten sich die Kaufleute, und brachte jeder Etwas von seinen Waaren mit, welche sie alsdann, so wie auch sich selbst mit Wasser aus diesem Brunnen mittelst eines Lorbeerzweiges besprengten, um ihre Vergehungen im verflossenen Jahre auszusöhnen. „Wasche ab die Meineide in meinem vergangenen Leben," läßt sie ein Dichter beten, „und die falschen Worte am vergangenen Tage! Wenn ich irgend einen Gott oder eine Göttin zum falschen Zeugnisse angerufen habe, so müssen nun die Winde den falschen Schwur verwehen! Gieb mir aber Gewinn und lasse mich des Gewinnstes erfreuen." Merkurius, sagt der Dichter, lächle immer dieser Bitte von seinem hohen Sitze, eingedenk des Raubes der Rinder, die er als Knabe schon dem Apollo gestohlen.

Auch als Sinnbild der Sicherheit und

Digitized by Google

Freiheit galt der Lorbeer; daher kommt Libertas, die Göttin der Freiheit, häufig mit demselben bekränzt vor. Man schrieb ihm ferner ausgezeichnete Heilkräfte zu; Lorbeerhaine in der Nähe einer Stadt wurden für der Gesundheit sehr zuträglich gehalten, man glaubte, daß ihre aromatischen Ausdünstungen die schädlichen Kontagien zerstören, daß ein vor die Thüre gesteckter Lorbeerbaum vor der Pest schütze. Auch vom Blitze bleibe der Lorbeer verschont, war der allgemeine Glaube; Tiberius bedeckte das Haupt mit einem Lorbeerkranz, so oft ein Gewitter am Himmel stand.

Uebrigens waren nicht alle Lorbeerbäume gleich hoch geschätzt. Wollte man Könige damit erfreuen, so mußten die Zweige aus dem Haine des Apollo vom Berge Parnassus sein; zu Triumphzügen hielt man diejenigen von Delphi am höchsten, und zwar nur von Bäumen, welche keine Beeren trugen; denn der Lorbeer ist getrennten Geschlechts, und die keine Beeren tragenden, männlichen Bäume haben meist üppiger belaubte schönere Zweige. Auch an den Ufern des Eurotas, an welchem Sparta lag, waren Lorbeerbäume, welche in besonderem Ansehen standen.

Die Griechen der Vorzeit nannten aber den Lorbeer nicht Laurus, sondern Daphne, wie auch jetzt noch der Neugriechische. Denn die Mythe läßt die Daphne, die schöne Tochter des Flußgottes Peneus, zum Lorbeer emporsprossen auf ihr Flehen zu Zeus, sie vor den Verfolgungen des Apollo zu retten; Apollo habe nun seine Schläfe mit dem Lorbeer bekränzt. Uebrigens wird diese Sage von der Daphne mit großer Wahrscheinlichkeit noch auf eine andere Pflanze, eine Jasminum-Art gedeutet, die ihre Blume beim Eintritt der Nacht öffnet und solche wieder schließt, sobald am Morgen die Sonne sich blicken läßt; namentlich hat Jasminum Sambac diese Eigenschaft, und konnte den Griechen, wenn auch nur der Sage nach, schon frühe bekannt geworden sein, weil er im ganzen Orient als Zierpflanze sehr verbreitet ist.

Nach einer anderen Mythe war Daphne eine arcadische Bergnymphe im Gefolge der Diana, die mit Leukippos, dem Sohne des Königs von Pisa, in einem Liebesverhältniß gestanden, das von Apollo aus Eifersucht der Diana verrathen worden sei. Diana, welche keinen Liebesbund unter ihrer Schaar geduldet, habe den Unglücklichen erschossen, und die Jungfrau verbannt. Endlich habe sie sich derselben wieder erbarmt und sie, die nicht mehr leben wollte, in einen Lorbeerbaum verwandelt.

Auch in dieser Sage steht Apollo, der Sonnengott, in Beziehung zu dem Lorbeer. Die Alten behaupteten sogar, wenn man Lorbeer mit Epheu reibe, so entwickelten sich Funken, wie beim Stahl an einem Kieselstein, und im Lorbeersamen liege ein zündender Stoff, ein verborgenes Feuer — augenscheinlich Alles Andeutungen auf den gewürzhaften Geschmack und den Reichthum an ätherischem Oel, wodurch, so wie der Lorbeer selbst so auch die ganze Familie der Laurinen oder der lorbeerähnlichen Gewächse sich auszeichnen, wie z. B. die zahlreichen Zimmtsorten, der Kampferbaum, Benzoestrauch und viele andere.

Die Gartenrose, Rosa centifolia, war dem Eros, Amor oder Cupido, dem kleinen Liebesgott gewidmet; denn frisch und rosenfarbig sei derselbe immer, allezeit blühend und munter; golden sei sein Haar, wie die goldfarbigen Staubbeutel der Rose; scharf seine Pfeile, wie ihre Stacheln, und seine Flügel beständen aus Rosenblättern; so flüchtig seien die vom Liebesgott gebotenen Freuden, wie die Rose hinfällig sei, und wie sie, die schönste der Blumen, nicht selten die pflückende Hand verletze, so säe keine Gottheit häufiger, als der liebliche Cupido, quälende Sorgen in die Brust der Sterblichen.

Die Mythe läßt die Rosen aus dem Nektar (Göttermein) entstehen, den Cupido eines Tages bei einem Göttermahle verschüttet habe; eine andere läßt sie aus dem Blute des Liebesgottes, eine dritte aus dem Blute des Adonis entspringen; eine vierte endlich sagt, sie sei unmittelbar aus dem Abendstern herabgekommen. Ursprünglich seien die Rosen weiß gewesen; als aber Venus, bemüht dem verwundeten Adonis zu Hülfe zu eilen, in dorniges Gesträuch getreten, das ihr den Fuß verletzt habe, hätten sich die Rosen der Gebüsche geröthet.

Die Rose war das vorzüglichste Symbol der Schönheit; die Dichter der Vorzeit so gut, wie diejenigen der Gegenwart, wählten selten ein anderes Bild, wenn sie Schönes, Liebliches und Annehmliches darstellen wollten. „Die Rose würde die Herrschaft erhalten," sagt ein alter Dichter, „wenn Jupiter dem Gewächsreiche einen König geben wollte; denn sie ist die Zierde der Erde, das Licht der Pflanzen, das Auge der Blumen, das Symbol der Liebesgöttin, die allezeit mit rosigem Munde spricht, die Freude der Götter und Menschen." Die Grazien dachte man sich mit Rosen geschmückt, ebenso die Göttin der Jugend, Hebe, so wie den Göttermundschenken, Ganymedes, und wenn Aurora die Pforten des Tages öffne, bestreue sich der Himmel mit purpurnen Rosen.

Aber auch ein frühzeitiger Tod wurde durch eine Rose angedeutet, wie man auf alten Grabsteinen sehen kann, und noch jetzt gelten weiße Rosen als Sinnbild des Todes.

Endlich war und ist die Rose noch ein Symbol der Verschwiegenheit. Eine Rosenguirlande um den Becher gewunden erinnerte den fröhlichen Zecher, daß er sich vom Weine nicht sollte Geheimnisse entlocken lassen; ein Bild der Rose an der Decke des Speisesaales hatte die Absicht, an die Pflicht der Verschwiegenheit zu erinnern, und daher rührt der Ausdruck, daß man „sub rosa" eröffnet, was ein strenges Stillschweigen erheischt.

Ed. Schmidlin.

Digitized by Google

Die Libelle oder der Ameisenlöwe.

Der größte Theil unserer Leser hat gewiß schon jene hübschen Insekten mit langem, schlankem Leibe und großen, florartigen, schimmernden Flügeln bemerkt, welche an schönen Sommerabenden in Gärten und Wiesen, namentlich in der Nähe des Wassers sich sehen lassen und unter dem Namen Libelle, auch Jungfer oder Wasserjungfer bekannt sind; aber vielleicht wissen nicht alle, daß diese glänzende, elegante Fliege, welche so leicht und graziös die Luft durchstreift, von einem kleinen, häßlichen Wurme herrührt, der sich tief in den Sand gräbt und durch Instinkt, so wie durch Lebensweise von der Libelle sich eben so sehr unterscheidet, als durch Gestalt, und doch sind beide ein und dasselbe Thier.

Die gewöhnliche Libelle (libella gracilis), welche in Deutschland gegen Ende Juli erscheint, hat einen schmalen, cylinderförmigen, ungefähr 14 bis 16 Linien langen, aus beweglichen Ringen gebildeten Leib. Die Farbe desselben ist hellgrau, und jeder Ring mit einem goldgelben Rande eingefaßt. Die vier Flügel, noch länger als der Leib, sind weiß, von außerordentlich zartem und leichtem Gewebe, das an der Sonne silberähnlich schimmert, und auf dem obern Theile derselben bemerkt man einige gelbbraune Flecken. Die sechs Füße sind verhältnißmäßig kurz und sehr dünn; endlich bemerkt man an dem Kopfe des Insektes zwei schwarze Augen, zwei dicke Fühlhörner und eben so viele sägenartige Zangen, mit denen das Thier seine Nahrung, die aus einigen Gräsern besteht, erfaßt. In diesem Zustande, als Libelle, lebt das Insekt nur kurze Zeit, nach wenig Tagen schon legt es seine Eier eines nach dem andern in den Sand und stirbt.

Aus dem Ei kriecht nach mehr oder weniger kurzen Zeit, je nachdem es in einem feuchten oder trockenen Boden lag, ein kleines, zwei, höchstens drei Linien langes larvenartiges Insekt von ganz eigenem Baue. Der verhältnißmäßig breite, aus kleinen Ringen zusammengesetzte graubraune Leib wird von sechs kurzen Füßen getragen. Die Form und Beschaffenheit des Kopfes ist ganz besonders merkwürdig; er ist flach, vorne breiter als hinten und an einem starken, beweglichen Halse angebracht. An der Vorderseite des Kopfes befinden sich zwei sehr starke, harte Zangen oder Hörner, die dem Thiere zugleich dazu dienen, seine Beute, kleine Insekten, zu erfassen und sie auszusaugen. Nach unten läuft der Leib in einen harten, scharfen, spitzen Stachel aus, der dem Thiere, wie wir gleich sehen werden, von wesentlichem Nutzen ist. Da seine Nahrung hauptsächlich aus Ameisen besteht, so hat er den Namen Ameisenlöwe (formica leo) erhalten.

Sobald das Thierchen das Ei verlassen hat, so fängt es sogleich an, für seine künftige Nahrung zu sorgen, und zwar auf ganz eigenthümliche Weise. Vor allem wählt sich der Ameisenlöwe einen passenden Aufenthalt, nämlich eine gegen den Regen geschützte Stelle, unter einem Felsen oder Baume, auf sehr feinem, trockenem, beweglichem Sande. Hier fängt er an, sich seine Grube zu graben, indem er sein spitziges Hintertheil in den Sand steckt und nun rückwärts schreitend eine vollkommen zirkelförmige Furche beschreibt; zugleich wirft er mit seinen Hörnern oder Zangen den auf beiden Seiten der Furche sich anhäufenden Sand heraus. Ist der erste Zirkel vollendet, so gräbt er einen zweiten, kleinern, dessen Rand den ersten berührt, dann einen dritten und vierten, und so fährt er spiralförmig fort, immer kleinere Kreise zu beschreiben, indem er immer tiefer in den Sand eindringt, denselben unaufhörlich mit seinem Kopfe weit über den ersten Kreis hinauswirft und so das Innere leert oder ausbohrt. Dadurch entsteht ein vollkommen regelmäßiger Trichter, dessen Tiefe dem Durchmesser des ersten äußeren Kreises gleich ist und dessen Wände steil oder abschüssig genug sind, um den Sand zu halten und nicht beständig in den Grund des Trichters rollen zu lassen. Durchmesser und Tiefe einer solchen Grube betragen gewöhnlich anderthalb bis zwei Zoll. Ist nun der Ameisenlöwe unten angekommen und hat seinen Bau vollendet, was bei weitem nicht so lange dauert, als man glauben sollte, sondern, wie ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte, in einer bis anderthalb Stunden geschehen ist, so verbirgt er sich in dem Sande, was ihm, da er dieselbe Farbe hat, sehr leicht wird, und stellt sich ganz unten in dem Trichter dergestalt an, daß sein Kopf den untersten Punkt desselben berührt. Nähert sich nun ein Insekt, so wartet der Ameisenlöwe, bis es den Abhang der Grube betreten hat, dann macht er in seinem Verstecke eine rasche Bewegung, wodurch der Bau einigermaßen erschüttert wird; der Sand rollt unter den Füßen des arglos wandernden Insektes weg, das gewöhnlich mit fortgerissen, hinunterfällt und so eine Beute des unten angestellten Jägers wird. Doch ist dies nicht immer der Fall; oft erholt sich das Insekt vom ersten Schrecken und trachtet die Wand zu erklimmen, oder sucht, wenn es fliegen kann, in schnellem Fluge sein Heil. Mit ungeheurer Kraft wirft jetzt der Ameisenlöwe, der sich in seinen Hoffnungen für den Augenblick zwar getäuscht sieht, aber seine Beute durchaus nicht fahren lassen will, mit seinem flachen, schaufelartigen Kopfe eine Menge Sand in die Höhe; ein dichter Sandregen fällt auf den unglücklichen Flüchtling herab, betäubt, blendet und verwundet ihn; einen Augenblick kämpft er gegen das stets neu auf ihn eindringende Wurfgeschoß; endlich verlassen ihn die Kräfte, er taumelt zurück, stürzt in den Abgrund und fühlt sich sofort von zwei kräftigen Zangen gepackt, die seinem Leben ein Ende machen.

Das auf diese Weise erbeutete Thier saugt der Ameisenlöwe sogleich aus und wirft dann die Ueberbleibsel, die leere Haut, nicht nur zu seiner Grube hinaus, sondern zuweilen beinahe einen Fuß über den Rand derselben weg. Ein todtes Thier dient ihm nie zur Nahrung, auch duldet er keinen Leichnam und überhaupt keinen fremden Körper in seiner Nähe, sondern schleudert ihn sogleich hinaus. Haben vielleicht durch alle diese Bewegungen die Wände der Grube Schaden gelitten, ist der Trichter durch den herunterrollenden

Digitized by Google

Digitized by Google

Sand einigermaßen verschüttet und angefüllt worden, so fängt das Thier gleich an, den Schaden wieder gut zu machen, und stellt sich nachher in seinem Verstecke wieder auf die Lauer. Unglaublich ist die Kraft, welche das kleine Thier in seinem Kopfe besitzt. Einem Ameisenlöwen, den ich lange Zeit in einer Kiste voll Sand auf meinem Fenstergesimse hielt, habe ich oft zum Versuche todte Blattläuse, Ameisen, ja Fliegen, welche wohl dreimal so groß waren, wie er selbst, hingeworfen; kaum hatte das todte Thier den Boden des Trichters berührt, so flog es auch wieder, wie durch eine unsichtbare Federkraft getrieben, hoch in die Luft, und fiel außerhalb des Randes der Grube auf den Boden. War das Thier oder der Gegenstand, den ich hineinwarf, zu schwer, so kroch der Ameisenlöwe unter denselben, nahm ihn sehr geschickt auf den Rücken, oder vielmehr auf den Kopf, und trug oder schob ihn zur Grube hinaus. Einst warf ich eine todte Wespe hinein und beobachtete aufmerksam das Verfahren des Ameisenlöwen. Nachdem er mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte, das für ihn viel zu schwere Thier auf seine Hörner zu nehmen, stemmte er sich mit seinem spitzigen, zurückgebogenen Hintertheile in den Sand, spreitzte seine Beine aus einander und fing nun an, aus aller Kraft mit dem Kopfe zu stoßen. Es gelang ihm auch wirklich, die Wespe zu bewegen, jedoch nicht sie wegzurollen. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er beinahe zwei Stunden, aber kaum hatte er seine Last ein wenig vorwärts gebracht, so rollte sie auf dem beweglichen Sande wieder zurück. Endlich schien er die Sache aufgegeben zu haben, er verschwand, und nachdem ich ihn einige Zeit lang nicht zurückkehren sah, zog ich mich zurück. Am andern Morgen fand ich, daß der Ameisenlöwe sich an dem andern Ende der Kiste einen neuen Trichter gegraben hatte, die alte Grube war ganz und gar verschüttet und die Wespe unter dem Sande begraben.

Man sagt, der Ameisenlöwe werde von dem Instinkte getrieben, seine Grube wo möglich in der Nähe von Ameisenhaufen zu graben. Da er indeß nie auf Beute ausgeht, sondern ruhig wartet, bis sie sich ihm darbietet, so mag er wohl öfter längere Zeit Hunger leiden. So viel ist gewiß, daß er im Stande ist, mehrere Wochen ganz ohne Nahrung zu leben.

Ist die Zeit gekommen, in der nach den Gesetzen der Natur die Verwandlung des Ameisenlöwen vor sich gehen soll, so verläßt er seinen als Jäger gewählten Posten, zerstört zuweilen seinen Trichter, indem er den Sand unter einander wirft und gräbt sich tief in denselben ein. Dann spinnt er sich aus feinen, klebrichten Fäden, die sein Körper von sich gibt, ein festes, durchsichtiges Seidengewand, in das er sich ganz einhüllt, und rollt sich nun, gleichsam in sein Sterbhemd gewickelt, nach allen Seiten und Richtungen im Sande herum. Die Sandkörner bleiben vermöge des von dem Thiere ausströmenden klebrigen Stoffes an der äußern Hülle desselben hängen, und zuletzt bildet sich eine kleine Sandkugel von einem halben Zoll Durchmesser, deren Mittelpunkt der ganz eng zusammengekauerte, in seiner seidenen Hülle verwahrte Ameisenlöwe ist. So bleibt er zwei Monate lang unbeweglich liegen; nach dieser Zeit fängt er an, sein äußeres Gewand abzuwerfen, das sich während dieser Zeit fest an ihn angeschlossen hatte und gleichsam mit ihm verwachsen war, denn indem er sich desselben entledigt, bleiben seine charakteristischen Züge als Ameisenlöwe: seine Hörner, seine Füße, seine Augen, an demselben hängen, und er erscheint als ein ganz anderes Wesen, mit längern Füßen, längerem Leibe, dicken Fühlhörnern und sägenartigen Zangen, mit einem Worte — als Libelle. Die Verwandlung ist vor sich gegangen; jedoch kann sich das Thier in dem engen Raume nicht ausdehnen, es bleibt immer noch in einer zweiten, ganz durchsichtigen, unendlich dünnen Hülle zusammengerollt, und fängt nun an, das Gefängniß mit seinen scharfen Zangen zu zernagen, bis es endlich, die letzten Bande abwerfend, durch den zu einer harten, kompakten Masse gewordenen Sand eine kleine Oeffnung gemacht hat, die es immer mehr erweitert und durch die es zuletzt schlüpft, um ein neues, leider nur zu kurzes Leben zu beginnen. Nach drei bis vier Tagen schon legt die Libelle ihre Eier in den Sand und hat ihre ephemere Existenz beschlossen. v. H—r.

See- und Landschnecken.

(Taf. 31.)

Auf beiliegender Tafel liefern wir Repräsentanten von drei der reichsten und schönsten Schnecken-Gattungen, deren erste, die Gattung der Kegelschnecken, fast ausschließlich die Meere der heißen Zone bewohnt, die beiden letzteren, die Achat- und Vielfraßschnecken aber auf dem Lande leben, und wie bei uns die Weinbergsschnecken in den Grasgärten und Wäldern der Tropen gefunden werden.

Die Kegelschnecken (Conus) gehören der Sippe der Rollschnecken an; sind eingerollt und kegelförmig, ohne Falten an der Spindel, haben einen sehr kurzen Wirbel und eine schmale, gerade Mündung ohne umgeschlagenen Rand. Ihre Schale ist größtentheils mit einer rauhen, schmutzigen Oberhaut überzogen, unter welcher sie glatt und mannigfach gefärbt und gezeichnet erscheinen; der Fuß und Deckel sind nur klein, der Rüssel dagegen sehr lang, und die Augenstiele stets mit den dünnen Fühlfaden verwachsen. Man findet sie an den Küsten aller tropischen Länder, besonders der ost- und westindischen Inseln, wo sie häufig gesammelt, zerschlagen und verspeist, oder an Naturalienkammler theuer verkauft werden.

Von neu bekannt gewordenen Arten bietet unsere Tafel: Die gefurchte Kegelschnecke, Conus carinatus, Fig. 1, die 2½ Zoll lang und mit zwei dunkleren Bändern versehen, in Ostindien gefunden wird; — die gegürtelte Kegelschnecke, Conus cinctus,

Digitized by Google

Fig. 2, von gleicher Länge, die mit zwei weißen Bändern geziert, an der Baſis in eine roſenrothe Färbung übergeht, und der Bohrer, Conus tenebra, Fig. 3, welcher bis 3½ Zoll Länge vorkommt, mit erhabenen Querſtreifen beſetzt iſt, und mit den beiden vorigen gleiches Vaterland hat.

Die Achat- und Bielfraß- oder Bauchſchnecken gehören zur Gattung der Schnirkelſchnecken (Helix); ſie haben eine längliche, ziemlich bauchige, glatte glänzende Schale, die wie Achat mit ſchönen Bändern und Striemen geziert iſt; die ovale Mündung der erſteren iſt ohne, die der letztern mit einem verdickten Rande. Die ſchönſten und größten Arten, welche unſere Tafel zeigt, ſind: die gerandete Achatſchnecke, Achatina marginata, Fig. 6, von 1½—2 Zoll Länge; die rothe Achatſchnecke, Achatina purpurea, Fig. 5, mit dunkel-purpurrother Mündung und einer Länge von 2—2½ Zoll; die gekerbte Achatſchnecke, Achatina crenata, Fig. 4, von 4 Zoll Länge, brauner Farbe und weißer Mündung. — Von Bauchſchnecken, Bulimus, zeigt Fig. 7 die citronenfarbige Bielfraßſchnecke, Bulimus citrinus, die in Guinea gefunden wird, und Fig. 8 die ſchwarzmündige Bielfraßſchnecke, Bulimus melastomus, deren äußere braune Lippe ſich flach ausbreitet, die Mündung aber ſchwarz gefärbt iſt; ſie kommt aus Braſilien und iſt öfters über 2 Zoll lang.

Die Prüfglocke; Erzählung.

Der Morgen dämmerte matt durch die langen Fenſter einer alten Kapelle, die ſchon lange jedes heiligen Schmucks beraubt, jetzt die Werkſtatt eines berühmten Glockengießers zu Reutlingen, der alten Reichsſtadt, war. In der Gießgrube formte ein junger, ſchlanker Mann am Kern einer Glocke; er trug den geſchlämmten Thon behufſam auf, und ſtrich mit der Schablone, die genau an einer feſten Spindel ſich drehete, ihn rings akkurat eben, indeß an ſtarkem Flaſchenzuge über ihm bereits der Mantel hing. Franz, rief er nach einer Weile, löſch die Lichter, und blaſ die Kohlen an, daß Alles gut hart gebrannt iſt, wenn ich morgen gieße; ich will die Bilder in den Mantel ſetzen. Doch Franz hörte nicht; er grub ſeitlich im ehemaligen Chor eine tiefe Grube, in welche lange Spitzenrohre, Zapfenlager, Windkeſſel u. ſ. w. morgen, mit der Glocke zugleich, gegoſſen werden ſollten, und hatte dabei eben einen zuſammengedrückten, vermorſchten Sarg gefunden. Der junge Meiſter war herausgeſtiegen, und ſah, wie ſein Gehülfe behutſam die Erde entfernte, und dann die Bretter des Deckels abhob. Ein Geripp, in ein rauhes härnes Gewand gekleidet, lag, zur Hälfte ſchon vermodert, darunter, etwas herab vom kleinen Schädel blinkte ein vergoldetes Kreuzlein mit dem Bilde des Heilandes — die Nonne hatte es wohl am Halſe getragen. Haſtig ergriff es Franz, und ſprang mit einem Satz aus der Vertiefung, den Meiſter ſchier umrennend, und ihn dann dumm anſtarrend. Ruhig wiederholte dieſer ſeinen Befehl; darnach, ſprach er, ſammelſt du dieſe Gebeine, und legſt ſie in eine Grube, die du dicht an der Wand im Gärtchen gräbſt. Franz beſorgte das Angewieſene, löſchte die Kerzen, die in der Tiefe Licht von allen Seiten auf die Form warfen, und ſchürte, faſt mit ſich ſelbſt plappernd, die kniſternden Kohlen. „Ich ſoll das Geripp da begraben? ja, warum nicht gar,“ murrte er, „daß die Hex bei Nacht zu mir käm, und mich plagen thät! Der Meiſter mags ſelber thun, der Ueberſtudirte; hab ich doch 's Kreuzle, wo mer Schätz mit findt!“

Der junge Meiſter Heinrich ſtand indeß vor dem geöffneten Grabe. Ueber ihm war eine dunkle Platte eingemauert, die in der düſtern Ecke ſelbſt er bis jetzt nicht bemerkt hatte. Ohne Mühe reinigte er den Stein, und las in Mönchſchrift:

Anno Domini
MCCCCXLVI
Die XV Novembris devotissima soror
Sybilla de Knerin
Ordine Sanctae Clarae
Professa Sefflingensis pro restauratione monast:
Pfullingens: hic translata sicut pie vixit ita et devota in domo Marchthalensi mortua est. Cui anima
Deo vivat. Amen.

Er war, um beſſer leſen zu können, in die Gruft hinabgeſtiegen, und lehnte ſich, ernſter Gedanken voll, auf ihren Rand; er hob den runden, edelgebildeten Schädel, deſſen glänzende vollſtändige Zahnreihe auf ein noch jugendliches Alter ſchießen ließ, auf, und ſah ihm lange, ſchweigend in die leeren Augenhöhlen.

Weißt du denn Nichts, ſo gar nichts mir zu ſagen?
Schläft ſich's dort unten wirklich ſtill und kühl?
Kannſt ſchmerzlos du das Sonnenlicht ertragen?
Weicht nicht im Tode jegliches Gefühl?
Hat deine Seele, dieſem Rand entbunden,
Schon anderswo den Wirkungskreis gefunden?
Beſtehet noch ein magiſcher Verein?
Nennſt du noch dieſen morſchen Schädel dein?

frug er mit Präzels ernſten Worten, und verſank in dumpfes Sinnen, aus dem ihn der Lehrling weckte, der zum Frühſtück rief. Da nahm der Meiſter erſt einen Spaten, grub draußen im Gärtchen, wo die Morgenſonne freundlich ein Roſenſpalier beſchien, ein räumiges Grab, warf eine Handvoll duftigen Flieder hinein, und legte die Gebeine der Nonne darauf. Schlaf in Frieden! ſprach er mild, und ſchaufelte die Erde darüber; dann ging er über die enge Straße in's hohe, altväterliche Haus. —

Das Frühſtück war ſchweigſam eingenommen und nachher ein Gebet verleſen, wie die alte, fromme Sitte in Reutlingen es heiſcht. Heinrich, mahnte ein alter Mann den Träumenden, zieh dich jetzt an, und hole

Digitized by Google

die fremden Schaumeister im Lamm, daß sie deine Arbeit prüfen, und du die Form schließen kannst ohne Eile und Drängen. Eine sonderbare Grille vom alten Kurt, dir erst die Christine geben zu wollen, wenn du nach altem Brauch deine Prüfglocke gegossen — als wenn nicht schon manche von dir auf den Thürmen in der Runde klänge. Das Pfrondorfer Geläut in G moll, rein wie auf deinem Schiedmaier'schen Flügel stimmend, das sind deine Prüfglocken, die schon zwei Jahre dich zum Meister ausrufen!

Laß gehen, Vater, entgegnete Heinrich; ist mir schon so mancher Guß gelungen: so ist meine Christine wohl werth, daß ich auch um sie einen wage. Will's Gott, so soll der alte Herr wohl zufrieden sein, und sehen, daß ich so viel gelernt, seine Tochter ohne sein Geld zu ernähren. Damit ging er in seine Kammer.

Es war Abend geworden. Im niedern, braungetäfelten Gemach saßen die Prüfmeister, in deren Gegenwart Heinrich den Mantel über den Kern gesetzt, die Windpfeifen zum Entweichen der, durch das Einströmen des glühenden Metalls ungeheuer ausgedehnten Luft, gestellt, das Metall abgewogen, und den Herd beschickt hatte — beim Weinglase. Der alte Kurt schmunzelte vergnüglich: trink Heinrich, du hast redlich dich tummeln müssen bei der Hitze, und wahrlich deine Sachen brav gemacht. Der Damm ist zugegraben wie ein stilles Grab; Gott geb eine fröhliche Urständ deiner Glocke Christine! Die Gläser klangen rundum, und der zweite Meister frug, was ist das für ein Wein? er mundet, wie Remsthaler. Da lachte Heinrichs Vater: das ist ächter Reutlinger, aus meiner Sommerhalde, da unter der Achalm!

Hoho, höhnte Kurt, wie hat Prinz Eugenius beim Reutlinger Ehrentrunk gesagt — —

Da wollt ich lieber noch einmal
Doch Belgrad nehmen ein,
Als noch einmal recht trinken,
Vom Reutelinger Wein!

Ich mag Euch heut Abend keinen andern bieten, als diesen Reutlinger, war die Antwort, kann Euch aber versichern, daß in einigen Kellern wohl noch besserer liegt, als dieser, z. B. vom Jürgenberg; — die Putzscheeren freilich werden ausgerottet.

Das ist die runde spitzige Pyramide, dort gegen Pfullingen hin? frug Kurt, er hat gar ein absonderliches, auffallendes Ansehen. Da hat St. Jürgen, der Ritter, wohl den Drachen umgebracht?

Schwerlich, war die Antwort, aber ein Kirchlein stand vor Zeiten oben, St. Georg geweiht, das hatte so viel Zubrang, daß man rings um die Spitze einen Graben abwarf, zwölf Schritt breit, darauf standen die Gläubigen herum beim Hochamt. — Jetzt baut ihn der Pfullinger Meßner als „Acker ohne Anfang und Ende," weil es ein Ring ist.

Wer hat den heiligen Ort zerstört? frug der Biberacher.

Der Aberglaube, entgegnete Heinrichs Vater. Ein Pfullinger Schuhmacher wollte lieber Schätze graben, als schustern; täglich flehete er am Altar des Kirchleins um Erhörung, und warf seine Habe in den Opferstock, indeß Weib und Kinder darbten. Als nun die Noth stets höher stieg und die Vorwürfe seines Weibes beim Tode eines seiner Kinder das Gewissen wach riefen, fand man ihn Morgens am Glockenseil erhängt.

Als wäre grausend vor dem Entsetzlichen das Heilige daraus entwichen, so stand hinfort die Kapelle öd und leer, sie versank, und nur die Grundmauern findet man noch. Die reichen Schätze raubten die Kroaten, und erschlugen den Leutpriester.

„Wo wollte denn der Narr Schätze suchen?"

Am Ursulenberg, wo die schöne Fee einen reichen Hort hütet, der in der Freitagnacht wie Kohlen glimmt.

„So so! hat schon Jemand sie und ihren Schatz, den goldenen, gesehen?"

Ja wohl! Es war vor hundert Jahren einmal ein Bauernsohn in Pfullingen, der war wie alle Burschen auch, lustig und vergnügt, bis seine Mutter, eine Wittwe, ihn einesmals auf den Ursulenberg schickte, dort Reisig zu hauen. Da sah er nicht weit von seiner Arbeit ein wunderschönes Mädchen, die Flachsknoten emsig mit zierlichem Rechen umwendete. Nach ein Paar Stunden nahm sie das große weiße Tuch zusammen, nickte ihm freundlich zu, und ging davon. Bald machte auch er Feierabend, und ging über die Stelle, wo sie gearbeitet hatte. Da blinkte es im Grase, und es war ein Regenbogenschüsselein, eine dicke goldne Münze, hohl, wie ein kleines Uhrglas, mit einigen Sternen und einem rohgebildeten Kopf in der Höhlung. Des andern Tags kam die schöne Jungfrau wieder, und sang ein wehmüthiges Lied zu ihrer Arbeit, dessen weiche Schmerztöne tief in's Herz des Jünglings drangen. Lange fand er nicht den Muth, sie anzureden; endlich, wie sie sich zum Gehen wandte, rief er: „Du hast gestern wohl dies Gold verloren?" Behalt es nur, sprach sie mild, und verschwand.

Auch am andern Tage trafen Beide sich bei ihrer Arbeit, und abermal am dritten. Konrad band aber keine Reisigbüschel mehr, sondern blickte unverwandt nach der Felsjungfrau, die mit traurigem, wehmüthigem Sang ihre Flachsknoten wendete.

So ging es den ganzen Sommer hindurch. Täglich stieg Konrad zum Ursulenberg hinauf, wo die geheimnißvolle Jungfrau ihn erwartete. Kaum einzelne Worte wechselten sie, und doch, das fühlten wohl Beide, waren sie sich innig herzlieb.

So kam der Herbst; von der Achalm und dem Jürgenberge knallte Schuß auf Schuß, denn der Wein war gerathen, wie lange nicht, und jauchzend und singend schnitten Bursch und Mädchen die süßen, kleden-

Digitized by Google

den Trauben. Konrad aber war nicht dabei; sinnend stieg er den steilen Hang des Ursulenbergs hinan, ohne auch nur der Freude an der Bergwand gegenüber einen Blick zu gönnen: denn gestern, beim Scheiden, hatte sie ihn gebeten, heute zu kommen. Oben, auf ragendem Fels, sah er sie jetzt stehen, und wie eine Gemse sprang er die Klippen hinauf. Mit feuchtem Auge sah sie lange, lange, stumm ihn an, und reichte ihm die weiche, weiße Hand, die er an sein klopfendes Herz drückte. Sie setzten sich auf einen Felsblock neben einander, und sahen hinaus über's Thal, das glänzte im Gold der Herbstsonne, zu den frohen, arbeitenden Menschen. Eine Buche streuete rothe, gestorbene Blätter auf sie herab, und einzelne Töne fortziehender Drosseln klangen wie das Ade eines Scheidenden.

Konrad, frug sie, hast du mich lieb?

O, unendlich, antwortete er, und sah ihr tief in die dunkeln Augen.

So höre mich an! Schon länger, als Menschen denken, bin ich in diesen Berg gebannt, und alle hundert Jahre darf ich hundert Tage in meiner Gestalt nach meinem Erlöser forschen. Du bist am St. Ursulentag geboren, der nach drei Tagen gefeiert wird, und in einer Wiege geschaukelt die aus dem Holz eines Ahorns gemacht war, welcher mit meinem Sein in geheimnißvoller Beziehung stand. Du kannst mich erlösen, wenn du Muth hast, daß ich mit dir lebe, und auch an mich Schuldlose des Todes süße Ruhe komme. Kann aber Gold dich reizen, so komm und sieh.

Sie führte ihn dann durch ein Felsenthor in den Berg, und zeigte ihm drei weite Braukessel mit Regenbogenschüsseln eben gefüllt, auf jedem aber lag ein reicher Schmuck oben auf. Gleichgültig doch wandte er den Blick von den Schätzen, auf ihr holdmildes Angesicht, und frug, was er leisten müsse, den Zauber zu brechen.

Du mußt, entgegnete die Jungfrau, drei Mal um Mitternacht mit mir essen, und jedes Mal mich auf die Stirn küssen, in welcher Gestalt ich auch erscheinen mag. Auch sollst du wissen, daß ich von ganzem Herzen glaube an Gottes hochheilige Dreieinigkeit, und nur durch Dessen Milde und Barmherzigkeit, der die Hölle am Kreuze überwand, meine Erlösung hoffe. Willst du nun, so komme heut Abend um elf zum ersten Mal, daß ich am Ursulentag befreit sei! — Sie reichte ihm noch einmal die Hand, und ging in den Fels, der hinter ihr sich schloß.

Als die Glocke elf schlug, stand Konrad vor dem Felsen, der sich vor ihm aufthat. Mit frommem Spruch trat er in ein rundes Steingemach, in welchem ein kleiner Tisch für Zwei gedeckt stand. Auf dem Polster ihm gegenüber ringelte sich eine gewaltige, bunte Schlange, und leckte mit gespaltener Zunge die leckern Speisen. Nach dem Mahl sprach der Jüngling mit fester Stimme ein Dankspsrüchlein und küßte die schillernde Stirne der Schlange. Da schwand Alles dahin, er stand wieder vor dem Fels, aus dem ein mildes „Hab Dank“ ihm nachscholl. Den folgenden Tag brachte er im Gebet zu, und ersties Abends wieder den Berg, wo er das Gemach unverändert fand. Statt der Schlange aber richtete ein gewaltiger Tiger an der Gegenseite des Tisches die flammenden Augen auf ihn. Wohl schlich das Grauen ihm eisig rieselnd den Rücken hinauf, doch küßte er mit lautem „In Gottes Namen“ dem Unthier die Stirn, und eilte hinab in's schweigende, schlummernde Dorf.

Im heißen Flehen zu Gott rang der Jüngling den zweiten Tag hindurch nach vertrauendem Muth, und zwischen Grauen vor dem Entsetzlichen und seiner Liebe schwankend, erreichte er den Felsen und trat in's Gemach. Da rauschte ein ungeheurer Haselwurm, laut mit den Schuppen rasselnd, an den Tisch, an dem er sich aufbäumte. Aus dem Rachen zischten züngelnde rothe Flammen in knisternden Funken zu dem Erstarrenden herüber, der von Schauern geschüttelt ohnmächtig zusammenbrach. Als er erwachte, starrend vor Kälte, war Mitternacht lange vorbei; aus dem Felsen tönte leises Weinen hoffnungslosen, unendlichen Jammers, das, wie stets tiefer und tiefer versinkend, erstarb. — Der Jüngling schleppte sich heim, beichtete dem Pfarrherrn das Erlebte, fand aber keine Ruhe mehr. Täglich, in Eis und Schnee, in Wintersturm und Kälte stieg er zum Fels hinan, an welchen gelehnt, man ihn eines Morgens todt fand, auf der Stirn einen Kranz frischer, bitterer Berggentianen, den man ihm mit in's Grab legte. Ein Waldvöglein aber schwebte mit leisem Wehlaut über dem schwankenden Sarg, bis die braunen Erdschollen ihn deckten; dann flog es dem Ursulenberg zu.“

Meister Kurt that einen tiefen Zug. Meiner Meinung nach, sprach er, hatte der gute Konrad einen sanften Raptus, wie ich einen handfesten Burschen kenne, der sich einbildet, Stiftsdame zu sein, einem seine Einkleidung und alle dabei passirten Feierlichkeiten breit erzählt, leider aber des Ganshirten eheleiblicher Wechselbalg ist, und schon deßhalb nicht stiftsfähig. — Die Zeit der Schätze ist vorüber, obgleich mancher ehrlicher Glockengießer früher dergleichen gehoben haben mag, wenn die Andächtigen Gold und Silber in das schmelzende Metall zu werfen wähnten, welches begreiflich im Aschenlosch sich wieder fand, da nur die Flamme durch den Schwalch zum Glockenguß getrieben wird, welches dem Herd fern bleibt. Es hätte das edle Metall auch nur das Verhältniß des Zinks und Zinns zum Kupfer gestört, und einen schlechten Ton gegeben.

Ja, ja, nickte Erhard, der zweite Fremde, ich habe zu der Erzählung von mancher silbernen Glocke auf meiner Wanderschaft herzlich gelacht. In Erfurt, über der großen Susanne, hängen auch zweie, von recht weißem, hartem Metall; da bekam ein französischer General, gerade wie ich dort arbeitete, Lust, sie in Cours zu bringen. Er war aber doch klug genug, das Gut erst prüfen zu lassen, und da fand sich's, daß sie aus der

Digitized by Google

gleichen Mischung sind, wie die berühmte Suse. Jawohl, bajumal, wie die Leute ihr Gold und Silber in's Feuer des Glockengießers warfen, waren sie noch sehr fromm, und dumm in einfältigem Herzen; jetzt sind sie vielfältig, wie die Kühmägen, die man Pfalter nennt, aber sehr schutzig. — Des mildthätigen Sinns halber könnte man wieder, wie zu den Zeiten der ersten Christen, mit Schlägeln auf Bretter trommeln, um die Leute zur Kirche zu rufen.

Doch wird auch der rohe Sinn vom Klang einer meisterrecht gegossenen Glocke ergriffen, widersprach der alte Lang, Heinrichs Vater, weil in ihr der Grundton des Kranzes mit der Terz der Mitte und der Quint des Helms zu einer Harmonie erklingt. Ist dies nicht richtig getroffen, so gibt die Glocke nie den hehren majestätischen Ton, der uns, besonders aus den größeren, alten Glocken so anspricht; und nie kann ich glauben, daß die Oberflächlichkeit unserer Zeit so alles Gemüths entbehre, daß man das Erhabene eines vollen Geläutes verkennen könnte.

Auch ich, fiel Heinrich ein, habe es stets für ein hartes Entbehren gehalten, daß den orientalischen Christen die Glocken verboten sind! Mich wundert sehr, daß die so kunstfertigen Griechen und Römer keine Glocken gossen, welche ihnen nicht unbekannt sein konnten, da die Juden sie schon an das Kleid ihres Hohenpriesters hefteten.

Ich möchte wissen, sprach der alte Kurt, ob die ungeheuren chinesischen Glocken mit ihren ausgezackten Rändern auch nach unsern Grundsätzen gegossen werden.

Hätte ich derweilen nur das Ungeheuer, welches in Moskau, im Thurme Iwan Weliki, nutzlos in der Erde liegt; sie soll noch einmal so groß sein, wie die Erfurter Susanne; wir wollten bald hören, ob sie den rechten Dreiklang hätte.“

So schwatzten die Männer vergnügt mit einander, bis vom Thurm es elf schlug. Am kleinen Tisch hinter dem Ofen aber saß Franz, der Knecht, und horchte mit der lechzenden Gier des Geizes auf jedes Wort von Gold und Schätzen, denn für Anderes hatte er keinen Sinn. Ohne gründlichen Unterricht aufgewachsen, ohne den Segen eines frommen Glaubens im Herzen, der seinem Stolze in Demuth und Selbsterkenntniß ein Gegengewicht gegeben hätte, hielt er seine Armuth für eine schändliche Fessel, die ihn an den Fluch der lastenden Arbeit kettete, statt in zufriedenem Sinn die mäßige Quelle eines stillen Glücks in ihr zu sehen. Wohl hatte er schon mit der rohen Genußsucht der besitzlosen Genossen sich in die Schlammpfützen thierischer Vergnügungen gestürzt, und bald es bitter bereuen gemußt, wodurch sein Neid zu noch finstererem Grimm aufgestachelt war. Doch heute zuckte wahrer Teufelshohn ihm in den bärtigen Lippen. Schwelgt nur und freut euch beim edeln Wein, indeß ich, der ich die schwerste Last schleppen mußte, ein kärgliches Krüglein Most schlucke; morgen wirds anders lauten! Die hochmüthige Wachspuppe von Meisterstochter, die meinem Gruß kaum dankte, und meinte, ich sähe aus wie's böse Gewissen im Katzenjammer, soll sich diesmal umsonst auf die Hochzeit freuen. Hab ich doch ein geweihtes Kreuzle, unter dem ein keusches Jungfernherz verfault ist; mit dem kann man jeden Schatz heben, so steht's in dem alten Buch, das mir der Jud verkauft hat. Meinetwegen könnt ihr euch Alle hängen nachher!

In der Gießhütte standen am folgenden Tag die Meister um den Ofen; Franz trug dürres Holz herbei, welches Heinrich vorsichtig in den flammenden Ofen warf, der mit hohlem Sausen die Lohe in den Trichter des Schwalchs trieb, vor dem in weiter Vertiefung die Glockenspeise schmolz. Eine dünne Eisenstange tauchte der Jungmeister in die zähe, mit grauer Asche bedeckte Masse, und prüfte mit behutsamem Hammerschlag die blanke, angedängte Haut. Genau untersuchte er den über der Form angebrachten Trichter, die Windpfeifen, die Gießrinne, in der das Metall fließen soll, und winkte seinem Vater zum Trichter, um mit einem Eisenstab das mögliche Verstopfen seiner Oeffnung zu bewachen. Er selbst trat mit spitziger Stange vor den Ofen, und lautlos standen Alle umher.

Herr Jesu, laß den Guß gelingen
Und Deinem Knechte Ehre bringen.
So sprich ich an in Christi Namen,
Und sprech von Herzen Ja und Amen!

betete der junge Mann mit dem althergebrachten Reim, und stieß kräftig den Gießpfropfen weg. Wie eine Schlange schoß das Metall, ein blendender Lichtstrahl, hervor, lautlos in den Trichter sich ergießend. Da erhob plötzlich in der Erde sich ein grollendes Donnern, aus den Windpfeifen zischte gelbgrauer Dampf, hochauf sprühte das geschmolzene Metall im Trichter, die Umstehenden mit einem Flammenregen überschüttend, und alles in dicken, wogenden Qualm verhüllend — der Guß war mißrathen! —

Am Bette des, durch das herumspritzende Metall, hartverletzten Vaters saß finster brütend der junge Meister, als Kurt, Christinens Vater, eintrat. „Mit Trauern und Zagen ist nichts gethan,“ hob er an. „Ich bin fest überzeugt, daß die Form durchaus meistermäßig gebaut und geschlossen worden ist; imgleichen hätte Niemand den Guß besser leiten können, als du es gethan hast, mein lieber Sohn. Drum komm, laß die Grube aufgraben, und wir selbst wollen den Mantel sprengen, daß wir sehen, welcher tückische Possen dir gespielt ist.“ Da ward Heinrichs Stirn heiterer; noch einmal erneuerte er des Vaters kühlende Umschläge, und folgte dem voranschreitenden Schwäher.

Unten in der Hausflur lehnte Franz. Komm mit uns, rief Heinrich, zum Aufgraben. Thut's nur selbst, entgegnete er patzig, ich mag Keinem dienen, der nicht einmal sein Handwerk versteht, und will mein Glück weiter suchen!

Schweigend griff Heinrich in die Tasche; du hast

Digitized by Google

den gestrigen Taglohn zu fordern, hier ist er, sprach er ruhig — es gehe dir wohl!

Stumm ergriffen die Beiden ihr Werkzeug, und bald war der Helm entblößt, und zeigte, wie die Form oben an den Bogen der Henkel zersprengt war. Kurt hob behutsam Stück um Stück weg, und fand bald einen Klumpen noch nasser Sägspäne, die mit Mühe durch das Gießloch eingeschoben waren. Die verkohlte Hälfte schon hätte hingereicht, das gestrige Unheil anzurichten. Nur Franz hatte Zutritt gehabt, drum fluchte der alte Herr weidlich auf ihn, indeß Heinrich ernst und wehmüthig die Bosheit des Thäters in wenigen Worten bedauerte. Immer heiterer wurden die Männer beim Fortrücken der Arbeit, denn nirgend zeigte sich eine weitere Beschädigung, und das ganze Mißgeschick war ein Tag Arbeit im Stande, herzustellen. Als der Abend dämmerte, war bereits alles geschehen, zwei Tage später die Form wieder geschlossen und des Gusses gewärtig. „Christine," tröstete der Schwäher, „wird die drei Tage Verzug nicht inne, und braucht vom ersten Gusse nichts zu wissen! — Möge der Teufel dem tückischen Kobold den Katzenkopf salben für seinen hämischen Streich."

Franz war indeß durch Eningens lange Gassen geeilt, und leuchte jetzt an der steilen Steige nach St. Johann hinauf. Die Achalm hob den schlanken Kegel hinter ihm aus dem Thal. An seinem zähen Hang sprang die Ziegenheerde des Dorfs bis zum felsgegürteten Mauerkranz, über dem die Zinnen des Thurms ragten und die große roth und schwarze Fahne schwankte. Einzelne Weingärtner suchten zwischen den Reihen nach den ersten Blüthen, die der starke würzige Duft verrieth; aus dem Buchenwipfel über dem Wanderer schmetterte der Fink seine freudige Strophe, und auf dem Kirschbaum flötete die Golddrossel; der Röthelfalk schwebte mit kurzen schrillen Tönen dem Felshorst zu, von der Mauerschwalben schnellem Flug mit lautem gedehnten Schrei umschwirrt. — Franz hielt ausruhend an und sah mit dem finstern Blick des Neides hinab in's gesegnete Thal. Hätte ich nur das Geld, dort aus den Häusern der reichen Händler, oder aus der vollen Kasse der Linnenhandlung „zur Eintracht," an der Vierunddreißig Theil haben, murrte er vor sich hin, einer Schnecke das Gehäuse mit dem spitzigen Stachel seines Stabes durchstoßend, und die blauen Blüthenähren des Gaucheil köpfend. — Da erklang das volle Geläut der Eninger Kirche, ein Sarg, vom langen, schwarzen Zug der Leidtragenden gefolgt, schwankte dem Kirchhof zu; „Befiehl du deine Wege," das herrliche Lied des Gottvertrauens, mit der tiefsinnigen Melodie, drang durch die klare Bergluft herauf zu dem Unzufriedenen, Grollenden — umsonst wachten die, in der Schule gelernten Verse im Herzen auf; der Mund plapperte mechanisch die Worte — ihren Sinn empfand er nicht. Plärrt euch heiser für eure drei Batzen, ihr geistlichen Schafshunde, lachte er höhnisch, der Herr Pastor salbadert nachher etwas Weniges, und mault, wenn es nur ein Fünffrankenstück, kein Kronenthaler, ist, den er aus dem Papier wickelt. Der Todtengräber aber hat eine Tasche voll Sargnägel gesammelt und verkauft sie im Stillen an die Weiber, die Krampfringe draus schmieden lassen. — Alles um's Geld, so ist's recht! —

Er hatte den steilen Rand erstiegen, und strich auf der öden, sumpigen Grasfläche, am Erlenbuch dahin, bis er das Forsthaus erreichte und der herrliche Buchenwald ihn aufnahm. Nach einer halben Stunde stand er am Bord einer jäh abfallenden Schlucht, in die er auf gewundenem Felspfad hinunter stieg. Hier prangte vor Zeiten das reiche Kloster Güterstein, von dem keine Spur mehr sich findet; eine prächtige Stuterei dehnt ihre lustigen Räume, der Hengste muthiges Gewieher erschallt, wo einst nur der Chorgesang der Cisterzienser vom Gewölbe der Kirche zurückhallte in's einsame Felsthal, hinüber zu den Zinnen der Veste Hohenurach. Franz eilte weiter; das frische Leben, die edeln Gestalten der herrlichen Thiere, der vom Felshang flatternde Wasserfall, die Ruinen in ihrer hehren Pracht — er sah von Allem nichts. Einen Imbiß ließ er sich reichen im Städtchen, und trollte fürbaß, in's Pfäffhofthal, wo der einsame Weg sich nach Grabenstetten hinaufzieht. Da wandte er sich rechts, und hielt vor einer mächtigen, steilen Felswand, deren Gipfel einst die Burg Falkenstein trug. Es war längst Nacht geworden, und das Mondlicht warf breite, unheimlich schwankende Schatten auf den grauweißen Fels, an dessen Fuß eine dunkle Höhle gähnte. Der Schleiereule schauriger Ruf weckte den Ermüdeten aus langem dumpfen Brüten, in das ihn der Feuerkröte einmöniges Unkunk gewiegt hatte; ein Rehbock, der am Grasrain äßte, sprang laut schreckend durch's Gebüsch, als er sich erhob. Er trat in den Eingang der Höhle, und zündete am knisternden Schwefelholz ein Licht an; halb zwölf, flüsterte er, nach der Uhr sehend, gerade die rechte Zeit! —

Ein enger, niederer Gang hallte seinen Schritt dumpf zurück, er ging auf halbmorschen Brettern, unter denen ein Bächlein, eilig plaudernd, bebend das Freie suchte. Allmählig hob die Decke sich höher, weiteten sich die Wände; einzelne weiße Streifen blendeten im grellen Licht seiner Laterne, klatschend fielen mächtige Tropfen von der Wölbung auf dieselbe Stelle, welche ein beginnender Stalagmit bezeichnete, und lange, gespenstige Schatten warf der Stalaktiten sonderbare, wechselnde Gestaltung. Doch, als wäre der Weg dem Grausen durch's Auge nicht weit genug, so begann jetzt mit jedem Schritt ein dumpfes, rollendes Brausen stets deutlicher sich zu erheben; ein kalter, feuchter Luftzug ward zum Winde, zum Sturme, als um die letzte scharfe Ecke biegend, ein mächtiger unterirdischer Wasserfall vor dem Entsetzten herabdonnerte, in Tiefen, die noch kein Auge sah. Sein Sprühwasser war der abfließende Bach! —

Nur bis hierher waren die gedrungen, die den reichen Hort, der, nach der Volkssage, in dem Falkenstein liegen soll, zu heben trachteten. Erschreckt von der Majestät des tobenden Elements, welches hier in

Digitized by Google

die unerforschten Seen sich stürzt, aus denen der Blaukopf, der Ursprung, und wie die gewaltigen Sprudel weiter heißen, die Ströme hervorquellen, genährt werden — waren alle zurückgewichen. Auch Franz schauderte; bald doch hob er die Blendlaterne, einen Weg zum Aufklimmen zu ersphähen. Dort, auf der Seite, wo das Wasser, kaum den Fels bedeckend, herabrieselte, war ein Absatz, von dem es nicht schwer sein konnte, vollends sich aufzuschwingen zum Rand des Sturzes, über dem der weite Dom der Höhle hoch sich wölbte. Er erstieg einen Felsblock, der ihm erlaubte, hinüber zu sehen in das obere Gewölbe: der Strom nahm kaum die Hälfte seiner Breite ein. Und aus dem Dunkel leuchtete es mit bleichem, blauem Schein; das war der Schatz, den das Nonnenkreuz ihm zeigte, der lockend ihm winkte. Behend, wie die Wildkatze, sprang er über die gähnende, tosende Kluft, fußte auf dem Vorsprung, umsicht vom Wasser, das an seinen Füßen sich brach, und stand im nächsten Augenblicke über dem Fall, der hinter ihm seiner Wogen Schwall hinabstürzte. Noch war die lockende, phosphorische Helle vor ihm klar sichtlich; tief auf athmete der Gierige, und reinigte den Docht der Laterne, daß sie hell auflackerte, als er, zitternd vor Erwartung, nun näher trat. Er sah überrascht bleiche, klebrige Wurzeln den Fels umrankend, die, so wie er den Strahl der Laterne abwendete, bläulich schimmerten. Doch Gold wollte er, keine Rhizomorphen; er riß sie ab, im Aerger der erkannten Täuschung, und schleuderte sie in den Strom, der lautlos, glatt, wie Oel, dunkel dahinglitt. Der rosenrothe Höhlenolm mit den Puerpurkiemen erschien zuweilen schlängelnd an der Oberfläche, dem hastigen Wanderer zur Seite, indeß das Brausen des Cataracts dumpf und dumpfer verhallte. „Wird's bald, daß ihr eure Schätze herausgebt, ihr Mächte der Hölle,“ grollte der Erschöpfte, der eben einen jähen Block mit blutigen Nägeln erklimmt hatte; die Laterne entglitt ihm, und zerschellte — — — Von Franz hat kein Mensch mehr etwas vernommen! —

Acht Tage später, nachdem wir ihn verließen, handthierte Heinrich mit der Kratzbürste an einer schönen, blanken Glocke, die unter seiner Hand einen sanften, summenden Ton hören ließ. Neben dem schwarzrussigen Manne stand ein einfach gekleidetes schönes Frauenbild, und bot ihm mit leuchtenden Braunaugen das volle Weinglas. „Mein tönendes Pathchen,“ lachte sie schelmisch, „ist jetzt blank genug; auch ich heiße Christine, und möchte, daß du dich etwas um mich bekümmertest.“ Er sah lächelnd auf, wischte den Schweiß von der Stirn, und ergriff mit herzlichem Druck die weiße Hand. „Gott segne meine beiden Christinen!“ rief er laut, und leerte das Glas bis zum Grunde! —

Schmidt.

Der Seebär.

Der Seebär oder die Bärenrobbe, Phoca ursina, ist schon Jahrg. 1843. S. 381 beschrieben worden, und ich füge daher nur noch Einiges hinzu, was auf seine Heimath, seinen Fang und seinen Nutzen Bezug hat, mir vorbehaltend, später in kurzen Umrissen die merkwürdigen Eigenthümlichkeiten der Sinnesorgane der Robbenarten zu schildern.

Ehemals hat es sehr viele Seebäre auf den Felsen los Farellones im großen Ocean, dem Meerbusen San Francisca gegenüber, gegeben; allein die Amerikaner der vereinigten Freistaaten haben sie dort ganz ausgerottet. Jetzt kommen ihre Felle blos durch die russisch-amerikanische Compagnie in Handel. Sie läßt den Fang besonders auf den Commodore- und den Pribylowschen Inseln unternehmen; am bedeutendsten ist er dort auf der Insel Sanct Paul. Deßhalb halten sich daselbst Aleuten von den Fuchsinseln und einige Russen auf. Diese Seebärenjäger theilen die Seebären nach Alter und Geschlecht: 1) in Kotiki, d. h. junge Männchen und Weibchen von vier Monaten bis ein Jahr alt; diese sind es besonders, welche man tödtet, denn ihr wolliges Fell gibt ihnen den Vorzug vor allen anderen Robben. Wenn sie zur Welt kommen, ist ihr Fell schwarz; das schwarze Haar fällt aber vom Anfang Septembers ihres ersten Lebensjahres aus und macht dem neuen, grauen, Platz; 2) die Matki sind fortpflanzungsfähige Weibchen; einige derselben haben ein rothbraunes Fell, das bei anderen in's Röthlichgraue und bei noch anderen in's Grane fällt; 3) die Cholustjäki sind 2 bis 3 Jahre alte Männchen; sie haben noch keine Mähne und ihr Fell ist, besonders im Frühjahre, heller gran, als bei 4) den Polusekatschi (Halbsekatschi), d. h. Männchen von 4 bis 5 Jahren, denen die älteren Männchen noch nicht gestatten, eine Heerde Weibchen zu halten; 5) die Sekatschi sind Männchen nicht unter 6 Jahr alt. Ihr Fell ist dunkelgrau; die Haare vom Kopfe an bis an die Hälfte des Leibes herunter sind zottig und viel länger als am übrigen Körper. Die Länge dieser Männchen beträgt 8 bis 9 Fuß, und sie sind viel größer, als die erwachsenen Männchen.

Die Seebäre sind Wanderthiere. Sie ziehen im Frühjahre durch die Aleuten und besonders durch die Unimakstraße in's kamtschatkische Meer, um den Sommer auf dessen Inseln zuzubringen; jedoch gehen sie nicht nördlicher, als die Insel Sanct Paul liegt. Man findet sie in jenen Gegenden im Sommer, wo sie oft in großen Heerden wohl 800 bis 1000 beisammen, auf dem Strande lagernd, während sie im Winter mehr auf dem Meeresgrunde und unter Seegras, als auf dem Lande sich aufzuhalten pflegen.

Nach Mitte des April erscheinen die Sekatschi, in der Mitte des Mai die Matki, von denen jeder Sekatsch so viel sich aneignet, als möglich. Die Zahl der Weibchen eines Sekatsch ist nach seiner Tapferkeit äußerst verschieden, 1 bis 150. Das Weibchen wirft in

Digitized by Google

der Regel ein Junges, und zwar im Juni bis Juli. Bis zu Ende des Juni kommen auch alle Kotiki an. Der Fang wird in den letzten Tagen des September vorgenommen. Man treibt eine ganze Heerde in's Land hinein, bisweilen über zehn Werst weit. Unterwegs gibt man allen Weibchen, die über vier Monate alt sind, und allen Sekatschi die Freiheit, um sich ihre Fortpflanzung zu sichern. Endlich tödtet man alle übrigen. Daraus steht man, daß die meisten Felle des Handels von Männchen unter sechs Jahren alt und von Weibchen unter vier Monaten alt herrühren. Die übriggebliebenen ziehen vom Anfang October einzeln nach Süden, im December die letzten. Auf den Inseln Sanct Paul und Sanct Georg allein hat man von 1786 bis 1833 über 3,170,000 Seebäre erlegt.

Das Fell der Seebäre wird in Rußland sehr gesucht, vorzüglich das feine, schwarze, glänzende Fell, welches die ungeborenen Jungen haben, daher die Russen zuweilen auch den trächtigen Weibchen nachstellen und ihnen die Jungen ausschneiden. Die Chinesen verstehen die Kunst, diese und andere Robbenfelle so zuzurichten und die langen groben Haare zu entfernen, daß sie äußerst biegsam werden und blos das unter den groben Haaren vorhandene, feine, daunenartige Pelzwerk sitzen lassen. Der Absatz dieser Felle nach China ist daher eben so beträchtlich als vortheilhaft, und dieserhalb betreiben die Russen den Fang dieser Thiere mit großem Eifer, aber auch mit großer Schonung für die Erhaltung der Nachkommenschaft.

Außer dem Felle des Seebärs benutzt man von ihm auch sein Fett, welches einen sehr guten Thran liefert, und sein zwar wohlschmeckendes, aber blaues Fleisch.

Dr. Martiny.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Der Diebstahl, der Raub, die Haft und der Wächter.

1) Der Diebstahl.

Das siebente Gebot: Du sollst nicht stehlen!
Paßt nicht auf meinen Dieb,
Ich habe den, und möcht' es gern verhehlen,
Recht innig lieb.
Was er mir stiehlt, was wir einander stehlen,
Das könnten Küsse sein;
Daß sie es nicht sind, dient nur uns zu quälen.
Nun rathet fein!
Es läßt sich mit den Händen nicht befassen,
Und ist ein heimlich Glück;
Doch wer es kennt, der kann's auch sehen lassen
Im Augenblick.

2) Der Raub.

Ein Räuber ist geworden aus dem Dieb,
Und was er mir geraubt hat, soll ich sagen?
Doch muß ich mich des Raubes auch anklagen,
Der ohne meine Schwachheit unterblieb.
Ich hatte nicht, was mir geraubet ward,
Und hab' es erst durch diesen Raub bekommen,
Und ob es mir der Räuber gleich genommen,
So nahm er sich dabei doch ziemlich zart.

Es brannte heiß, als er es von mir nahm,
Doch glaub' ich kaum, daß er verbrannt die Finger,
Auch achtet' ich darum ihn nicht geringer
Und fühle schon, daß er mir näher kam.

3) Die Haft.

Du Dieb und Räuber, wie ich dich bestraft,
Das soll von mir die ganze Welt jetzt wissen;
Ich würde viel von meinem Glück vermissen,
Wenn sie nicht wüßte von der engen Haft,

In die ich mit zwei Schlingen ihn gebannt,
Aus denen ihn zu fliehen kaum gelüstet,
In deren Kreis der Glückliche sich brüstet
Und meint, nun hab' ihn erst das Glück erkannt.

Statt Brod und Wasser geb' ich in der Haft
Ihm Luft und Licht, wie er sie mir gestohlen
Und mir geraubt, er darf sie frisch sich holen,
Und holt mit ihr sich neue Diebeskraft;

Und meint, ihn drücke diese Fessel nicht;
Wer weiß? ich fühle selbst mich auch gefangen,
Und unterdrücke kaum ein heimlich Bangen,
Ob er sie nicht nur allzubald zerbricht.

4) Der Wächter.

Nun wart! ich will dich binden,
Daß du mir nicht entfliehst,
Will einen Wächter finden,
Dem du dich nicht entziehst!

„Ich bleibe gern, du Holde"
— Doch thät' ein Wächter gut!
Dem vielgescholt'nen Golde
Vertrau' ich deine Hut.

Es ist ja doch Nichts ächter
Und so im Feu'r erprobt:
Sein Glanz soll sein der Wächter
Des Bands das du gelobt;

Gegraben sollen die Namen,
Die lieben: Mein und Dein,
In dieses Goldes Rahmen
Und in zwei Herzen sein!

J. G. Moser.

Auflösung: 1) 2. 11. 9. 3. 10. 5. — 2) 10. 20. 18. 25. — 3) 20. 12. 1. 17. 12. 20. 13. 7. — 4) 17. 9. 13. 7.

Digitized by Google

Schlosser in Asien und Europa

Empfahl an das schwarze Meer

Digitized by Google

Die Schlösser in Europa und Asien, und der Eingang in's schwarze Meer.

(Taf. 33.)

Längs dem langgestreckten Ebersonnesus führt die Dardanellenstraße, der Hellespontus der Alten, aus dem ägeischen Meere in das Marmora-Meer oder Propontis, und aus diesem als thracischer Bosporus oder Straße von Konstantinopel in den Pontus Euxinus oder das schwarze Meer, um zwei Welttheile, Europa von Asien zu scheiden. — Der Hellespont, der die Wellen brausend durch der Dardanellen hohe Felsenpforte rollt, ist einer der interessantesten Punkte des südöstlichen Europa: Hellas Sturz, der Argonauten berühmte Fahrt in das schwarze Meer, verherrlichen diesen natürlichen Kanal, über welchen Xerxes jene berühmte Brücke schlagen ließ, die seine Schaaren nach Griechenland überführen sollte, ihm aber nur zur Flucht diente. Hier vergoß der Weltenerobrer Thränen des Schmerzes, als er bei Betrachtung seiner Macht von dem Gedanken gequält wurde, mit sammt seinem Heere nach Verlauf eines Jahrhunderts nichts als Staub zu sein, bedachte aber nicht, was doch geschah, daß schon nach einem Jahre der größte Theil desselben im freien Griechenlande, dessen Luft den asiatischen Barbaren von jeher tödtlich war, begraben liegen würde. — Glücklicher als die übermüthigen Erdengötter der alten Welt waren Orchans Söhne in der neuern Geschichte, die ebenfalls ihre Horden, doch diesmal zur Vertilgung des Christennamens, hier nach Europa übersetzten und von dieser Zeit an das südöstliche Europa sich dienstbar machten, was ihnen nie gelungen sein würde, wenn ihnen statt Byzantinern, Griechen gegenüber gestanden hätten. Hero und Leander, das heldenmüthige Liebespaar, dessen Geschichte unserm Schiller Stoff zu einer seiner rührendsten Balladen gab, fand in den Fluthen des Hellespontus sein frühes Grab, und Lord Byron, ergrimmt über das kleinliche Geschlecht, dessen Herz die Kraft des Enthusiasmus nicht kennt und Leanders That bezweifelte, bewies es am 3. Mai 1810 durch die That, daß der Hellespont zu durchschwimmen sei und viel zu wenig Wasser besitze, um das Feuer eines warmen Herzens erlöschen zu können.

Die Osmanen erkannten die hohe Wichtigkeit des Hellesponts gar gut, fühlten, daß er der Schlüssel ihres neuen Reiches sei, und Muhamed II. errichtete da, wo der Kanal sich zum Marmora-Meer erweitert, die Felsenschlösser der alten Dardanellen, Kilidbahr auf der europäischen, Bogas-Hissar auf der asiatischen Seite. Am Ausgange des Hellesponts in das ägeische Meer, dort, wo die Entfernung beider Ufer kaum 2000 Toisen beträgt, erbaute Kiuperli, der berühmteste aller Großvezziere, unter Muhamed IV., das neue Dardanellenpaar, welches unsere Abbildung zeigt. Das europäische Schloß führt den Namen Seledbahr, das asiatische Hissar Sultani. Früher durften nur Kauffahrer den Kanal passiren, und alle, welche von Konstantinopel kamen, mußten hier anlegen, um sich visitiren zu lassen, ob sie den Zoll entrichtet, keine verbotenen Waaren und keine Sklaven geladen hätten. Die Dardanellen sind nur auf einen Angriff von der See her eingerichtet, vom Lande her aber schlecht befestigt und leicht wegzunehmen; sie sind zwar mit ungeheuren Kanonen und Riesenschlünden versehen, aber jede bedarf einer halben Stunde, um geladen zu werden, indem sie auf der Erde ohne Lafette, unter gewölbten, mit eisernen Thüren versehenen Schießscharten da liegen, die nur zum Schusse geöffnet werden. Die Lüfe dieser Kanonen sind 22 Fuß lang, die Bohrung ist für Granitkugeln und Haubitzgranaten eingerichtet, und so oft sie losgebrannt werden, thun sie den Kanonieren größern Schaden, als den feindlichen Schiffen. Kriegsfahrzeugen war früher die Durchfahrt durch den Kanal verboten; 1770 fuhr die russische Flotte, und 1807 die englische unter Admiral Duckworth, ohne Schaden hindurch, und seit jener Zeit haben die Schlösser keinem Kriegsschiff wieder die Einfahrt verwehrt.

Um die Dardanellen herum sieht es gar friedlich und freundlich aus; bis nach Gallipoli hin, oberhalb dessen, dem Marmora-Meer zu, Leuchtthürme an beiden Ufern stehen, einer bei dem berühmten Lampsacus in Asien, einer bei Gressa in Europa, ziehen sich längs dem Kanale reizende Abhänge hin; prachtvolle Weingärten spiegeln sich in den Fluthen, Orangenhaine und üppige Getreidefelder dehnen sich zu beiden Seiten aus, und die bewaldeten Berggipfel, die den Horizont begränzen, tragen einen Ueberfluß von Eichen und andern stämmigen Baumarten. Südlich und südöstlich von den Schlössern, auf der asiatischen Seite, breitet sich die klassische Ebene von Troja aus, der berühmte Schauplatz der Homerischen Helden, die weiter landeinwärts bis an's Gebirge Ida reicht, dessen höchste Spitze, der Kasdag (Cotylos) die Schneegränze nicht übersteigt, obgleich er mehr als zwei Drittel des Jahres mit Schnee bedeckt ist. — Vom alten Troja ist auch nicht die kleinste Spur mehr aufzufinden, und die Alterthumsforscher sind selbst über die Stelle uneins, wo es gestanden haben mag. Die Einwohner der dortigen Ortschaften bezeichnen das Dorf Bunarbaschi als das alte Troja, wofür sich auch der berühmte v. Hammer und Le Chevalier erklären, englische Forscher bestreiten aber diese Angabe und behaupten, das heutige Tschiblak-Kewi stehe an der Stelle des alten Homerischen Troja. Die natürliche Lage der Umgebung hat übrigens an sich nichts Großes und Malerisches; es ist eine an mehreren Orten sumpfige Ebene, durchschnitten von kleinen Hügeln, welche wie Denkmäler von einigen hier und da zerstreuten Dörfern ausstehen, die längs dem Simois oder Skamander liegen. Die Natur hat diesen berühmten Ort weder durch Gebüsche verschönern, noch durch lachende Thäler unterbrechen wollen; auch hat der Boden keine solche Abwechslung, wie angebautes Land. Nirgends sieht man hier eine Heerde, und alles befindet sich im Zustande der Armuth, der Entwürdigung und Vernachlässigung.

Das Marmora-Meer ist ein herrliches Becken, das

Digitized by Google

mehrere ansehnliche Inseln trägt, und dort, im Nordosten, wo es durch den Bosporus nach dem schwarzen Meere zu sich öffnet und dessen Wässer empfängt, Stambul oder Konstantinopel, einst die Weltstadt des ersten christlichen Herrschers hat. Der Kanal des schwarzen Meeres, dessen Eingang die andere Hälfte unsere Tafel zeigt, schlängelt sich nach dem Hafen von Stambul zwischen lachenden Hügeln hin, auf denen die Hauptstadt des Osmanischen Reichs in drei gesonderten Abtheilungen erbaut ist. Kommt man aus dem Marmora-Meer oder der Propontis und umschifft die Spitze des Serails, so hat man zur Rechten das feste Land von Asien und die Stadt Skutari, zur Linken den Kontinent von Europa. Die Küsten des letztern bilden eine breite, halbmondförmige Bucht, mit großen Schiffen bedeckt, zwischen denen eine Unzahl kleiner Fahrzeuge wimmelt. Diese Bucht, zwischen zwei Anhöhen eingeschlossen, bietet den amphitheatralischen Anblick von Konstantinopel und Galata. Die Unermeßlichkeit dieser drei hochliegenden Städte mit ihren Palästen, Minarets, hohen Cypressen im Hintergrunde und einem Mastenwalde in der Fronte, ihren unzähligen roth und weiß getünchten Häusern, dem Meere, welches zwischen dieselben wie ein alles widerstrahlender Spiegel eingelagert ist, und der Himmel, der, einer azurnen Kuppel gleich, sich über das Ganze ausspannt, reißt zur staunenden Bewunderung hin, gleich einem Zauberbilde aus Tausend und Einer Nacht. Einen gleich lieblichen, fast noch sanfteren, wenn auch weniger großartigen Anblick gewährt die Meerenge bis zum schwarzen Meere hin, dort aber breitet sich nach Osten und Westen das hohe Gestade aus, das nach der asiatischen Seite zu einem traurigen armen Felsenabfall gleicht, längs der europäischen Küste aber sich mannigfach einbuchtet und vom Strandschea-Gebirge überragt wird. Gegenwärtig in der Kultur außerordentlich gesunken, erinnert man sich an den Küsten des heutigen Kumeliens nicht mehr, daß in der Stille der Vorwelt hier ein Volk aufwuchs, das bestimmt war, griechische Kultur über drei Erdtheile zu verbreiten. Das Vaterland der Antigone, Antipater, Ptolomäus, Eumenes, Seleucus u. a. ist unter türkischer Herrschaft ein Spott der europäischen Großmächte geworden, doch heute noch liegt der Keim jener Männerkraft in der Seele der jetzigen Bewohner, und unter einer kräftigen Regierung werden auch sie sich wieder erheben und der Halbmond auf der Asa Sophia von neuem dem Kreuze weichen, das dann wie früher von deren Spitze herunter glänzen wird.

Volksbücher.

Robert der Teufel.

Vor vielen Jahren lebte in der Normandie ein Herzog, Namens Hubertus. Er war reich und mächtig, besaß eine gute und fromme Frau, und es fehlte ihm nichts zum vollkommenen Glücke, als ein Erbe seiner Güter und Reichthümer. Er und seine Gemahlin beteten täglich zu Gott, daß er ihre Ehe mit Kindern segnen möge; aber Gott versagte ihnen diesen Wunsch, weil er in seiner Weisheit besser als sie wußte, was ihnen heilsam und dienlich sei. Da wurden endlich der Herzog und seine Gemahlin ungeduldig, und die Herzogin sprach: „Da Gott meine Bitten nicht erhören will, so mag sich der Teufel meiner annehmen, und wenn uns durch seine Macht ein Kind zu Theil wird, so soll es ihm übergeben sein mit Leib und Seele!“

Hierauf geschah es, daß die Herzogin wirklich einen Knaben zur Welt brachte, an welchem sie nachmals großen Kummer erlebte.

Der Knabe wurde Robert getauft, und wuchs kräftig in die Höhe, war auch nach einem einzigen Jahre schon so groß und stark, wie andere Kinder von fünf Jahren. Dabei aber hatte er eine wilde und unbändige Gemüthsart, lief seiner Wärterin davon, schlug, kratzte und biß um sich, wie ein junges wildes Thier, und kaum vermochte man seine bösen Gelüsten und Leidenschaften im Zaume zu halten. Je älter und größer er wurde, desto mehr Unheil richtete er an, und mit heißen Thränen beweinte daher seine Mutter oft ihren frevelhaften Wunsch, daß ihr der Teufel zu einem Kinde verhelfen möchte. Aber die Reue kam nun zu spät, und geduldig mußte sie die Leiden ertragen, welche Gott ihr zur Buße ihrer schweren Sünde auferlegte.

Die größte Lust des jungen Robert war, durch die Straßen zu laufen, und die Kinder, welche ihm begegneten, mit einem Stocke anzufallen; ja, er wagte es sogar, erwachsene Personen anzugreifen. Bald brachte er es dahin, daß ihm Jedermann schon von Weitem aus dem Wege ging.

Die Knaben in der Stadt rotteten sich zuweilen zusammen, um es gemeinschaftlich mit ihm aufzunehmen, und so wie sie ihn kommen sahen, riefen sie: „Dort kommt der Teufel!“ und wenn er nun doch unerschrocken auf sie losging, so liefen sie schreiend aus einander, wie Schafe vor dem Wolfe. So geschah es, daß ihn die Kinder bald allgemein nicht anders als Robert den Teufel nannten, und dieser Name breitete sich mit dem Rufe von seinen frechen Schandthaten über alle Lande aus, je größer er ward, und je verruchter seine Schandthaten. Mit jedem Jahre wurde es schlimmer mit ihm. Seinen Lehrer erstach er mit dem Messer, erklärte geradezu, daß er nichts lernen wolle, freute sich allen Schadens, den er anrichten konnte, haßte das Gute, und verfolgte Priester und Gläubige mit Spott und Gewaltthat. Daher haßte und fürchtete ihn alles Volk, und selbst seine Eltern würden sich nicht gegrämt haben, wenn ihn Gott aus diesem Leben abgerufen hätte.

Herzog Hubertus hoffte, daß sein Sohn sich bessern werde, wenn er ihn zum Ritter schlüge. Aber auch das nützte nichts. Robert setzte sein abscheuliches Leben fort, sammelte eine Schaar verwegener Gesellen um sich her, und durchzog mit diesen das Land, wie ein wüthendes Thier. Er plünderte die Reichen, erschlug die Armen,

Digitized by Google

mißhandelte Frauen und Kinder, mordete Priester, und beraubte sogar Kirchen und Klöster. Die unaufhörlichen Klagen, welche bei Herzog Hubertus einliefen, brachten diesen endlich dermaßen in Zorn, daß er beschloß, seinen Sohn zu fangen und strenges Gericht über ihn zu halten. Er schickte bewaffnete Boten ab, welche ihn gefangen nehmen sollten. Robert aber überwältigte sie, ließ ihnen die Augen ausstechen, und schickte sie so mit hohnvollen Worten an seinen Vater zurück. Dieser, auf's Aeußerste erzürnt, ließ nun einen Befehl an sein ganzes Volk ergehen, daß Jeder, der seinen Sohn träfe, ermächtigt sein solle, ihn festzunehmen und gebunden in seine Hände zu liefern. Auch solle Niemand mehr ihn für seinen Sohn und Erben ansehen.

Als Robert von diesen Beschlüssen Kunde erhielt, schäumte er vor Wuth, verdammte seinen Vater, und verschwor sich, daß er nicht eher ruhen wollte, als bis sein Vater, von ihm gedemüthigt, seine Herrschaft an ihn abgetreten hätte. Dann ließ er sich ein festes Schloß mitten im Walde bauen, und von hier zog er aus zu Raub, Mord und Brand, und verübte entsetzliche Unthaten. In der ganzen Christenheit wurde sein Name berüchtigt, und Niemand hieß ihn mehr anders, als Robert den Teufel. Die Straßen in der Normandie wurden durch seine Mordthaten so verrufen, daß kein Kaufmann und Pilger auf denselben sich blicken ließ, der Bauer getraute sich kaum noch seinen Acker zu bestellen, und die Bürger wagten sich nicht mehr aus ihren Mauern heraus. Seinen Raub häufte er in dem Waldschlosse auf und schüttete ihn in Kammern über einander. Die Soldaten, welche sein Vater gegen ihn ausschickte, schlug er in die Flucht, und es war gar kein Ende seiner Abscheulichkeiten abzusehen. Alles Volk schrie zu Gott um Erlösung von dieser Landplage, und in den Kirchen wurde öffentlich gebetet, daß der Herr dem Treiben des schrecklichen Buben ein Ende machen möge. Aber Alles blieb, wie es war, bis endlich doch Roberts Stündlein kam und Gott sein Herz so erschütterte, daß seine arme Seele aus den Klauen des Satans gerissen wurde.

Eines Tages ritt Robert ganz allein auf Abenteuer in den Wald aus. Dort begegneten ihm sieben Pilger, über die er wie ein Rasender mit seinem Schwerte herfiel und Alle ermordete, ohne daß nur die Unglücklichen den geringsten Widerstand geleistet hätten. Da empfand er doch Reue über seine böse That, und ritt hinüber nach dem Schlosse Argues, wo seine Mutter sich aufhielt. Als nun Robert in die Nähe des Schlosses kam, da flohen vor ihm Männer und Frauen, welche ihn erblickten, und retteten sich in die Kirchen oder schlossen sich in ihre Häuser ein, und Keiner glaubte sich seines Lebens sicher. Da erschrak Robert, und dachte bei sich selbst: „Weh' mir, ich sehe wohl, daß ich der unglücklichste und heillooseste Mensch auf Erden bin! Gott und die Menschen hassen mich und mein Leben ist das eines Verfluchten!“

Bittere Reue im Herzen gelangte er an das Schloßthor und stieg vom Pferde. Aber kein Mensch nahete ihm, kein Diener kam, ihm das Pferd abzunehmen. Er ließ es am Thore stehen und ging hinauf nach dem Saale, wo seine Mutter sich befand. Als diese ihn erblickte, so floh sie vor ihm mit Angstgeschrei, und ihre Frauen mit ihr. Dieser Anblick brach vollends Roberts schon heftig erschütterten Herz, und er rief seiner Mutter nach, daß sie nur bleiben möchte, er wolle ihr nichts zu Leide thun, sondern nur ihr sein Herz eröffnen. Die Mutter gab nach, und da sie allein mit ihrem Sohne war, sagte dieser: „Ich beschwöre Euch, liebe Mutter, erklärt mir, wie es zugeht, daß ich so grausam und blutgierig bin? Meine Bosheit ist nicht das Werk meines Willens, sondern sie ist mir angeboren, und ich elender Mensch habe nur leider keinen Versuch gemacht, sie zu bewältigen.“

Nach diesen Worten weinte die Herzogin sehr und erzählte ihrem Sohne Alles, was seiner Geburt vorhergegangen war. Robert wurde davon so erschüttert, daß er ohnmächtig zu Boden sank, und sich lange nicht wieder erholen konnte. Endlich aber sprach er:

„Mutter, ich sehe, der Teufel trachtet nach meiner Seele! Aber ich will von dieser Stunde an aufhören, Böses zu thun und mich aller Werke des Teufels enthalten. Auch will ich nach Rom gehen, um dem heiligen Vater meine Sünden zu beichten, und nicht eher werde ich ruhig schlafen, als bis ich meine Seele aus der Macht des Bösen errettet habe!“

Hierauf schwang er sich auf sein Roß und jagte von dannen. Seine Mutter aber betete: „Herr, hilf ihm, damit er Gnade erlangen möge vor deinen Augen!“

Nachdem Robert seine Mutter verlassen hatte, begab er sich in sein festes Schloß, und kündigte seinen Raubgesellen an, daß er sie verlassen werde und daß sie in Zukunft sich aller bösen Thaten enthalten müßten. Den bösen Buben gefiel solche Rede übel, und sie versuchten Robert auf andere Gedanken zu bringen. Da er aber auf seiner guten Absicht beharrte, fielen sie über ihn her und wollten ihn tödten. Robert aber wehrte sich tapfer und erschlug Alle, so daß auch kein Einziger mit dem Leben davon kam. Nach diesem guten Werke begab sich Robert in eine Abtei, die er schon öfters geplündert hatte, beruhigte die Mönche, die bei seinem Anblicke voll Entsetzen aus einander stoben, und trug dem Abte auf, zu seinem Vater zu gehen, ihm den Schlüssel zum Thore seines Raubschlosses zu übergeben, ihn zu bitten, die zusammengeraubten Reichthümer heraus zu schaffen und an die Eigenthümer zurückzugeben, und endlich das Schloß selber niederzubrennen und der Erde gleich zu machen. Dann übergab er sein Schwert, sein Roß und seine ritterliche Kleidung dem Abte und pilgerte demüthig zu Fuße nach Rom, wo er nach mancher mühseligen Tagreise am grünen Donnerstage bei guter Zeit ankam. Hier beichtete er dem Papste seine großen Sünden, erzählte ihm auch, was schon vor seiner Geburt sich begeben hatte, und bat dann, daß ihm eine schwere Buße auferlegt würde zur Reinigung und Heiligung seiner Seele.

Der Papst kreuzigte und segnete sich, als er die

Digitized by Google

Beichte Roberts vernahm, und verwies ihn endlich an einen frommen Eremiten. „Ein gotterleuchteter Priester ist dieser," sagte er. „Ihm öffne dein Herz und bitte ihn, daß er dir eine Buße auferlegen möge, wie du sie verdient hast. Was er dich heißt, das thue, denn es wird zu deinem Segen sein."

Robert versprach dem Papste, Alles zu thun, was zum Heile seiner Seele gereichen könnte, küßte den Saum seines Gewandes, und begab sich zu dem heiligen Priester. Der fromme Mann hieß ihn willkommen in seiner Klause, hörte seine Beichte an, über die er sich arg entsetzte, freute sich aber auch, als er Roberts tiefe Zerknirschung wahrnahm.

„Bleibe diese Nacht bei mir, mein Sohn," sagte er. „Morgen will ich dir rathen, was du zu thun und zu lassen hast."

Demüthig erwartete Robert den Ausspruch des Eremiten, brachte die ganze Nacht in der Kapelle zu, und flehte Gottes Gnade und Barmherzigkeit an. Am nächsten Morgen aber verkündete ihm der heilige Mann, daß ihm in der Nacht ein Engel erschienen sei und Folgendes zu ihm gesprochen habe: „Mann, Gott entweiset dir durch mich, daß der Sünder Robert, wenn er Vergebung seiner Sünden erlangen will, allen Uebermuth und Dünkel seines Herzens völlig in sich ersticken und ertödten muß. Darum soll er sich selbst zu einem Spott und Schimpf vor den Menschen machen und ohne Ungeduld und Murren tragen, was der Uebermuth der Menschen ihm zu dulden geben wird. Er soll sich als ein Narr und Stummer anstellen und geberden, er soll nichts genießen, um sein Leben zu fristen, als was den Hunden vorgeworfen worden und was er diesen entreißen kann, und er soll in diesem kläglichen Zustande unter stillem Gebet in seinem Herzen, ohne Trost von Menschen so lange verharren, bis es Gott gefallen wird, ihn durch seinen Diener aus dem Stande der Erniedrigung zu erheben. Der Herr wird wissen, wann die rechte Stunde da ist, und wann Robert seine schweren Sünden durch zeitliches Ungemach genug gebüßt haben wird."

Nach diesen Worten des Eremiten brach Robert in Freudenthränen aus und dankte Gott, daß er ihn nicht ganz verworfen, sondern ihm noch einen Weg zum Heile geöffnet habe. Die schwere Buße schien ihm ein Geringes gegen seine Sünden, und, nachdem er dem frommen Einsiedler die Hände geküßt, machte er sich auf nach Rom, um ohne alles Zögern die ihm auferlegte Buße zu beginnen. Er fing an, sich als Verrückter zu geberden und nach der Weise eines Narren in den Straßen umherzulaufen. Seinen Hunger stillte er mit Knochen, die er den Hunden abjagte, und geduldig ertrug er es, daß er den Knaben zum Spott diente, und von ihnen mit Schmutz und Unrath beworfen wurde. Lange trieb er sich umher, bis er eines Tages an die Thore des kaiserlichen Palastes kam, und, da sie offen standen, hinein lief. Unangefochten gelangte er bis in den Saal, wo der Kaiser mit seinem ganzen Hofstaat offene Tafel hielt. Hier geberdete er sich nun ganz wie ein Narr, bis der Kaiser ihn bemerkte und sein wunderliches Treiben beobachtete. Er ließ ihm zu essen reichen; aber Robert verschmähete alle die köstlichen Gerichte und rührte keinen Bissen an. Alle, die ihn sahen, verwunderten sich und lachten über seine Narrheit. Indem sah der Kaiser einen seiner Lieblingshunde, nahm einen Knochen von seinem Teller, und warf ihn dem Rüden vor. Jetzt sprang Robert hinzu, stürzte mit einem Satze auf den Hund und suchte ihm den Knochen, den er schon zwischen den Zähnen hatte, zu entreißen. Narr und Hund zerrten nun um die Wette an dem Knochen; keiner wollte ihn fahren lassen; sie grinsten einander an, zerrten sich an dem Knochen hin und her, und gewährten so den Zuschauern einen seltsamen Anblick, bis es endlich Robert gelang, den Knochen dem Hunde zu entreißen. Sogleich sprang er mit demselben in eine Ecke des Saals, warf sich nieder auf die Erde und benagte ihn mit großer Gier. Der Kaiser, der seinen Heißhunger sah, nahm ein ganzes Brod und warf es einem anderen Hunde zu. Sogleich sprang auch Robert wieder herbei, entriß dem Hunde das Brod, brach es aber hernach entzwei, und gab dem Hunde die Hälfte davon. Der Kaiser lachte und sagte zu seinen Leuten: „Das ist wahrlich der sonderbarste und schmutzigste Narr, den ich all mein Lebtag gesehen. Ich glaube, er ißt nichts, als was er den Hunden von ihrem Fraße abjagen kann."

Um nun das ergötzliche Schauspiel zu erneuern, warfen alle Anwesenden den Hunden Speise zu. Robert kämpfte mit ihnen um die Speisen, blieb dann bei ihnen, und der Kaiser ließ es geschehen, daß er mit seinem Lieblingshunde ihn überall hin begleitete. Als es Abend wurde, suchte der Hund seine gewöhnliche Lagerstätte auf, welche sich unter einer Treppe im kaiserlichen Palaste befand. Robert folgte ihm dahin und legte sich bei ihm nieder. Dies erfuhr der Kaiser, hatte Mitleid mit dem armen Mann, und befahl, daß man ihm ein Bett bringen solle. Robert verschmähete aber das Bett standhaft, und da man dies dem Kaiser meldete, so wunderte er sich von Neuem über den Wahnsinn des Menschen, der durchaus wie ein Hund behandelt werden wollte, und befahl, man solle das Lager des Hundes mit frischem Stroh in Menge versehen. Darauf streckte sich dann der Unglückliche neben dem Hunde hin und ruhte seinen armen, ermüdeten und gequälten Leib bis zum nächsten Morgen aus.

Robert verharrte in dem Stande der Erniedrigung volle sieben Jahre, und Niemand hatte eine Ahnung von dem wahren Stande des Unglücklichen.

Da geschah es, daß der Seneschall des Kaisers, ein mächtiger aber auch bösgesinnter Herr, um die Hand von dessen Tochter anhielt, welche überaus schön und lieblich war. Doch hatte sie schon in ihrer Jugend durch einen plötzlichen Schrecken die Sprache verloren, und war stumm geblieben, zur großen Betrübniß ihres Vaters. Der Kaiser, welcher seine Tochter sehr liebte, wollte sie nicht einem Vasallen zur Gemahlin geben, und wies den Seneschall mit seiner Bewerbung ab.

Digitized by Google

Dieser gerieth darüber in so großen Zorn, daß er den Entschluß faßte, sich am Kaiser zu rächen und eine Empörung gegen ihn anzustiften. Er verließ den Hof, begab sich auf eines seiner Schlösser, warb eine große Menge reisiges Kriegsvolk, und gewann sogar die ungläubigen Saracenen durch Gold und große Versprechungen für seine Sache. Ein großes Heer derselben rückte gegen Rom vor und versetzte Kaiser und Reich in Bestürzung. Der Kaiser ließ sogleich die Hauptstadt in guten Vertheidigungsstand bringen, und forderte sodann seine Ritter und Mannen auf, tapfer gegen den verrätherischen Seneschall und die feindlichen Heiden zu kämpfen. Sie versprachen Alle treulich zu ihm zu stehen, und hierauf rückte der Kaiser dem Heere der Saracenen entgegen. Wie groß aber auch sein Muth war, er hätte doch wohl gegen die allzugroße Ueberzahl der Feinde den Sieg verloren, wenn Gott ihm und seinen Streitern nicht einen unerwarteten und außerordentlichen Beistand gesendet hätte.

Am Tage, wo der Kampf beginnen sollte, ging Robert, wie gewöhnlich, des Morgens an den Brunnen im Garten des Kaisers, um daselbst seinen Durst zu löschen. Da vernahm er dicht neben sich eine Stimme, welche zu ihm sprach:

„Robert, Gott gebietet dir durch mich, daß du alsbald diese blanken Waffen anlegest und dieses Roß, welches du vor dir stehst, besteigst, um dem Kaiser zu Hilfe zu eilen.“

Robert blickte auf und sah neben dem Brunnen ein milchweißes muthiges Roß und eine ritterliche Rüstung darauf aus silberglänzendem Stahle, Helm, Schild, Lanze und Schwert, Alles in prachtvollem Glanze dabei. Sofort wappnete er sich, bestieg das Roß und eilte nach dem Kampfplatze.

Während dies geschah, stand die stumme Tochter des Kaisers an einem Fenster des Palastes, durch welches man nach dem Brunnen hinüber sehen konnte. Da erblickte sie nun Alles, was der Narr begann, und bewahrte es in ihrem Herzen, weil sie ja doch nicht sprechen konnte. Robert aber kam gerade zur rechten Zeit, um dem Kaiser zum Siege zu helfen. Die Truppen desselben begannen schon der Uebermacht zu weichen. Robert wendete jedoch schnell den Sieg. Mit großer Kühnheit setzte er auf die Feinde ein, erschlug ihrer Viele, und trieb das ganze Heer in die Flucht. Nachher, als der Sieg gewonnen war und er die Feinde weithin verfolgt hatte, kehrte er still zu dem Brunnen zurück, legte die funkelnden Waffen ab, und sah dieselben sammt dem weißen Rosse verschwinden, er wußte nicht, wohin. Ruhig begab er sich hierauf in die Hütte zu dem Hunde, um dort unter der Treppe von seiner Müdigkeit auszuruhen.

Die Kaisertochter hatte seine Rückkehr wohl bemerkt, und gern hätte sie davon erzählt, wenn es ihr möglich gewesen wäre. Robert hatte in der Schlacht keinen Schaden genommen, nur daß ihm das Gesicht von einer Lanze gestreift und gefratzt worden war. Der Kaiser aber dankte dem Herrn für den Sieg und kehrte fröhlich in seinen Palast zurück. Hier erzählte er von dem weißen Ritter Wunderdinge, und Alle lobten seine große Tapferkeit und die Stärke seines Armes. Die Prinzessin hörte Alles aufmerksam an, und darauf deutete sie mit der Hand auf Robert und gab ihrem Vater zu verstehen, daß dieser es sei, welcher den Ausgang der Schlacht entschieden habe. Der Kaiser aber spottete ihrer und schalt sie, weil sie so albern sei, einem blödsinnigen Narren solche Thaten zuzuschreiben. Die Prinzessin mußte wohl schweigen, da Niemand ihr beistand, und weinend verließ sie den Saal.

Nach einiger Zeit hatten sich die Saracenen von der erlittenen Niederlage erholt, und zogen mit einem neuen, noch größeren Heere sengend und brennend gegen Rom heran. Der Kaiser zog ihnen zwar entgegen, würde diesmal aber ohne Zweifel den Sieg verloren haben, wenn ihm nicht wieder der weiße Ritter zu Hilfe gekommen wäre. So ging es auch ein drittes Mal, und doch wußte Niemand, wer der unbekannte Retter und Helfer war, als die Kaisertochter allein, der aber Niemand Glauben schenken wollte. Bei der dritten Schlacht kam Robert plötzlich wie im Fluge herangesprengt, und was er in den beiden ersten Gefechten gethan, war nur ein Wind gegen das, was er jetzt vollbrachte, denn die Feinde, von Zorn und Rache entbrannt, hielten ihm diesmal besser Stand. Hei, wie knickten und stoben die Lanzen auf seinem Harnisch, wie prasselten die Pfeile von seinem strahlenden Schilde zurück, wie hallten ihre Schwertschläge von seinem Helme wieder! Aber immer vorwärts stürmte der starke Held durch die Schaaren der Feinde, die ihm nicht zu folgen vermochten und vor ihm niederstürzten, wie Halme vor der Sichel des Schnitters. Die anderen Ritter folgten seinem Beispiele, und so vollständig war der Sieg, daß nur wenige Saracenen dem furchtbaren Gemetzel entrannen. Ihr ganzes Lager, voll von Kostbarkeiten, fiel in die Hände des Kaisers, und noch nie war von einem solchen Siege gehört worden, so lange die Welt stand.

Ehe die Schlacht begann, hatte sich eine Schaar von Rittern auf den Wunsch des Kaisers das Wort gegeben, sie wollten den weißen Ritter fangen, um ihn vor das Angesicht des Kaisers zu führen. Nachdem der Sieg völlig entschieden war, lauerten sie ihm auf, und sahen ihn auch wirklich herangesprengt kommen. Da sie ihn aber aufhalten wollten, gab er seinem Rosse die Sporen, sprengte ihre Reihen und verschwand mit Windeseile in der Weite. Dabei geschah es aber, daß Robert mit dem Schenkel an die Lanze eines Ritters anstreifte und sich hart verwundete; denn die Lanze brach, und die tief in den Schenkel eingedrungene Spitze derselben blieb in der Wunde stecken. Robert achtete indeß der Wunde nicht, jagte zum Brunnen, entledigte sich seiner Waffen, welche mit dem Rosse verschwanden wie das erste Mal, und dachte nun erst der Wunde, die er verband und mit Gras und Moos umwickelte. Die Lanzenspitze zog er heraus, und verbarg sie unter einem Steine des Brunnens. Dann begab er sich in

Digitized by Google

seine Hütte, und wiederum hatte Niemand ihn gesehen, als die Kaisertochter, welche oben am Fenster stand.

Als der Kaiser heim kam, wußte er wieder nicht Rühmens genug von dem Manne im weißen Harnisch zu machen, und hörte mit Erstaunen die Erzählung des Ritters an, welcher das Zusammentreffen mit demselben nebst allen Umständen, die dabei vorgefallen waren, berichtete.

„Wahrlich," sagte er, „es liegt mir daran, zu erfahren, wer der Mann ist, denn wir sind ihm großen Dank schuldig, weil er uns Leben, Land und Ehre gerettet hat. Es sollen Herolde durch alle Lande ziehen und öffentlich bekannt machen, daß ich dem weißen Ritter die Hälfte meines Reiches und die Hand meiner einzigen Tochter geben will, wenn er kommt, und sich mir zu erkennen gibt!"

Dieser Befehl des Kaisers wurde erfüllt, und als der verrätherische Seneschall Kunde davon erhielt, so sann er auf eine schändliche List, und beschloß, sich für den weißen Ritter auszugeben und so die Hälfte des Reiches und die Hand der schönen Prinzessin zu gewinnen. Er ließ sich sogleich eine blendend weiße Rüstung schmieden, kaufte sich ein milchweißes Roß, und, um seinen Betrug ganz vollständig zu machen, brachte er sich selbst mit einer Lanzenspitze eine tiefe Wunde in seinen Schenkel bei. Hierauf ritt er geraden Weges nach Rom, und wurde vor den Kaiser geführt, da er laut verkündete, daß Er es sei, nach welchem der Kaiser seine Herolde ausgesandt habe. Der Kaiser verwunderte sich höchlich, als er den Seneschall erkannte und sagte: „Wie, du schändlicher Verräther, bist du es nicht, der mich und das Reich verrathen hat? Wie kannst du es wagen, mit solchen Lügen vor mir zu erscheinen?"

„Mit Vergunst, Herr Kaiser," nahm der Seneschall das Wort, „allerdings bin ich ein großer Verbrecher und Verräther gewesen, aber mit Gottes Hülfe suchte ich meinen Fehler wieder gut zu machen. Da ich sah, wie grimmig die Saracenen im Lande hausten, überkam mich große Reue, und unerkannt kämpfte ich für Euch in der Schlacht. Der Herr stärkte meinen Arm; ich errang den Sieg, wagte es aber nicht, mich zu erkennen zu geben, da ich Euren gerechten Zorn fürchten mußte. Jetzt bin ich jedoch Eurer Verzeihung gewiß! Seht hier die Wunde, welche ich nach der letzten Schlacht von Einem Eurer Ritter empfing, und seht auch die Lanzenspitze, welche in der Wunde stecken geblieben ist!"

Der Kaiser wunderte sich über diese unerwartete Enthüllung des Geheimnisses, und wäre jetzt gern seines Wortes und Versprechens entbunden gewesen. Da er jedoch seinen Eid nicht brechen durfte, so mußte er seine Tochter dem Seneschall vermählen und bestimmte einen Tag zur Hochzeit. Die Prinzessin weinte zwar und jammerte laut, betheuerte durch Zeichen, daß der Seneschall ein Betrüger sei, und wiederholte noch einmal die Behauptung, daß Robert es wäre, der die Siege gegen den Feind erfochten habe; der Kaiser aber gebot ihr Stillschweigen, und mit blutendem Herzen mußte sie sich in das Schicksal ergeben, die Gemahlin des bösen und verhaßten Seneschalls zu werden.

Robert hatte nun bereits viele Jahre Gott gedient und seine Schmach und Trübsal geduldig ertragen. Da kam endlich die Zeit heran, wo ihm der gnädige Gott seine Sünden vergeben wollte. Von dem Lager der Rüden, auf welchem Robert in tödtlichem Schmerze lag, und keinen anderen Arzt hatte, als den treuen Hund, welcher ihm seine Wunde leckte, sollte er zu hohen Ehren und Ansehen erhoben werden. Robert dachte nicht entfernt daran, sich selber als den weißen Ritter zu erkennen zu geben. Er betete nur ohne Unterlaß zu Gott, daß ihm seine schweren Sünden vergeben werden möchten, und rechnete die Thaten gegen die wilden Heiden für Nichts. Darum grämte er sich auch nicht, als er sah, wie sich ein Anderer fälschlich den Lohn dafür anmaßte.

Eines Tages erschien dem frommen Eremiten, welcher Robert die Buße auferlegt hatte, im Schlafe das Gesicht eines Engels. Der Engel befahl ihm, nach Rom zu gehen, den armen Robert aufzusuchen und ihm zu verkünden, daß ihm Gott nunmehr gänzlich seine Sünden vergeben habe und das Joch von ihm nehmen wolle, was er so lange Zeit geduldig und in Demuth getragen. Auch erzählte der Engel, was sich mit Robert in den verflossenen sieben Jahren zugetragen, und wie ihn Gott als ein starkes Rüstzeug gegen die Heiden gebraucht habe.

Hoch erfreut über diese Kunde machte der Eremit sich auf und pilgerte nach Rom, um dem Befehle Gottes gemäß Robert bei den Hunden des Kaisers aufzusuchen. Er kam gerade an dem Tage an, wo die Prinzessin mit dem verrätherischen Seneschall vermählt werden sollte. Die arme Jungfrau weinte bitterlich, schlug sich die Brust und zerraufte ihr seidenes Haar. Aber es half Alles nichts, da ja der Kaiser, ihr Vater, nicht wortbrüchig werden durfte, selbst nicht gegen den ärgsten Feind.

Siehe, da nun die arme Jungfrau keine Hülfe und Rettung bei den Menschen fand, so erbarmte sich ihrer Gott, und verlieh ihr in dem Augenblicke, wo sie mit dem Lügner und Betrüger am Altare stand, die Sprache wieder. Jetzt erzählte sie nun zum Erstaunen und Entzücken ihres Vaters und des ganzen Volkes, was sich mit Robert zugetragen hatte, und Alle fielen sie nieder auf die Knie und dankten Gott für das Wunder, welches er an der Prinzessin gethan. Der böse Seneschall benutzte diesen Augenblick, heimlich zu entwischen; er entkam glücklich, schwang sich auf sein Roß und jagte so schnell davon, daß Niemand ihn einholen konnte. Auch verfolgte man ihn nicht, sondern überließ ihn der Strafe Gottes, der er ja auf keine Weise entrinnen konnte. Die Jungfrau aber führte den Kaiser an den Brunnen, zog die blutige Lanzenspitze unter dem Steine hervor, und da man die Lanze brachte, so paßte sie so genau darauf, daß es war, als ob Lanze und Spitze nie getrennt gewesen wären. Nun gingen Alle zu dem

Digitized by Google

Orte, wo Robert wie gewöhnlich bei den Hunden auf dem Strohe lag. Alle, selbst der Papst, verneigten sich vor ihm — er aber stellte sich blödsinnig, starrte die Leute an, und that, als ob er von nichts wüßte. Mit thörichtem Lächeln drehte er spielend einen Strohhalm zwischen seinen Fingern. Der Kaiser forderte ihn auf, sein angenommenes Wesen von sich zu thun; aber Robert beharrte bei seinem Blödsinn. Da trat der Papst feierlich vor ihn hin, und befahl ihm im Namen Gottes, daß er reden solle und enthüllen, wer er sei. Jetzt schwankte Robert, sprang in die Höhe, und wußte nicht, was er beginnen sollte; aber in diesem Augenblicke ward ihm Hülfe; der fromme Eremit kam, umarmte Robert vor dem ganzen Volk und erzählte mit großer Freude, was der Engel ihm in der vergangenen Nacht zu thun befohlen hatte.

„Erhebe dich aus dem Staube, Robert von der Normandie, den die Menschen den Teufel nannten, der aber jetzt von seinen Sünden durch harte Buße und die Gnade Gottes gereinigt ist," — sagte er. „Du sollst in alle deine Ehren wieder eingesetzt und ein ritterlicher Held werden, der das Schwert führt zur Ehre Gottes, zum Schutze der Kirche, und zur Errettung Aller, die unschuldig Noth leiden."

Als Robert diese Worte hörte, fiel er auf seine Knie, erhob seine Augen und seine Hände zum Himmel und dankte Gott. Darauf wendete er sich mit edelm Anstande zum Papst und zum Kaiser, bestätigte Alles, was der fromme Eremit von seinen Schicksalen erzählt hatte, und gab darauf den Wunsch zu erkennen, daß er in sein Vaterland zu seinen Eltern heimkehren wolle. Man ließ ihn ziehen, wenn auch mit Widerstreben. Unterwegs aber hatte Robert ein Traumgesicht, in welchem ihm geboten ward, er solle nach Rom zurückkehren, um mit der schönen Tochter des Kaisers vermählt zu werden. Dieses Traumgesicht wiederholte sich drei Mal, weil er ihm die ersten Male nicht Folge leistete, und nun endlich kehrte er zurück. Halbwegs kam ihm der Kaiser schon entgegen geritten mit großem Gefolge, denn auch ihm hatte ein Traumgesicht befohlen, daß er seine Tochter dem bekehrten und entsündigten Robert zur Gemahlin geben solle. Mitsammen zogen sie in Rom ein. Dort wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, und nun endlich kehrte Robert in die Normandie zurück, wo er noch viele Jahre an der Seite seiner tugendhaften Gemahlin in Glück, Freude und Frömmigkeit verlebte. —

Er war ein großer Sünder gewesen; aber der Herr nahm ihn wieder zu Gnaden an, weil er in seinem innersten Herzen Reue fühlte und die ihm auferlegte Buße treulich gehalten hatte. —

Die Tapirjagd.

(Nach Bennet Waterton's Wanderungen in Süd-Amerika.)

(Zu Taf. 34.)

Auf einer von befreundeten Indianern vom Stamme der Arrowaken geleiteten Pirogue schiffte ich mich in Gesellschaft meines Henry, eines rüstigen Negers, der mich bereits auf die Jagdgründe der Osages begleitet hatte, in Texas im Kampfe gegen die Cumanches mein Retter gewesen war, und sich nur glücklich fühlte, wenn er die Feldarbeiten verlassen und mit der Büchse umherstreifen konnte, auf dem Demerary ein, um in den Binnenländern Guyana's meine Sammlungen bereichern, einige Monate jagend verbringen zu können. Wir passirten, von Stabroek aus, längs beiden Ufern viele Pflanzungen, berührten im Flusse selbst mehrere bedeutende Inseln, bemerkten aber schon am dritten Tage unserer Abfahrt, daß die Pflanzungen, je weiter wir aufwärts kamen, immer spärlicher wurden, große Waldstriche sich zwischen dieselben drängten, und einige Meilen oberhalb Amelias-Waard alle europäische Kultur aufhörte. So lange wir Ansiedelungen in der Nähe wußten, brachten wir, um unsere geladenen Vorräthe zu schonen, stets die Nächte auf solchen zu, und fanden bei allen Pflanzern freundliche Aufnahme, meine Arrowaken oft mehr Tafia, als mir lieb und ihnen gut war, und mein unermüdlicher Henry hatte früh Morgens nur immer zu kämpfen, um sie zum Aufbruch zu bewegen und aus dem Todesschlaf zu rütteln, in welchen sie stets der zu reichliche Genuß des geliebten Feuerwassers versetzt hatte.

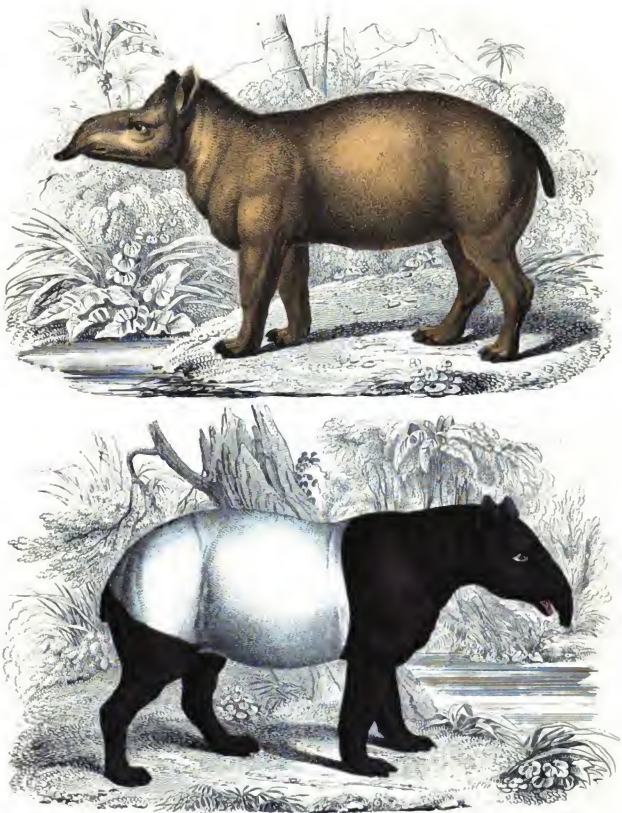
Je weiter wir aufwärts kamen, desto reizender wurde die Umgebung des Flusses; der Urwald zog sich immer dichter nach beiden Ufern des Flusses herab; vom fünften Tage an bemerkten wir nur selten kleine gelichtete Landstellen, Hütten von Holzschlägern, mit wenigen Ackern Graslandes, auf denen das Vieh der genügsamen Ansiedler weidete. Der Fluß bot angenehme Scenerien; bald waren die Ufer flach, kaum eine Hand hoch über den Wasserspiegel erhaben, bald dachten sie sanft gegen den Strom ab, und hier und da traten steile Uferfelsen mit senkrechtem Abfall bis in's Wasser und bildeten, da dieses sich bei jeder Krümmung des Flusses wiederholte, gewissermaßen Vorgebirge, wie die Meeresküste Guyana's kein einziges bot. Ein ewiger Frühling leuchtete aus den Urwäldern hervor, und zugleich die größte Mannigfaltigkeit des Grüns und Purpurs in den Blättern, vermischt mit dem buntesten Schmelz tausend verschieden gestalteter Blüthen, Beeren und Früchte, die von rankenden Lianen herabhingen, durch welche ganze Uferstriche zu einer dichten Wand verbunden erschienen. Bis Saba ist Demerary eine sanft gewellte Ebene; hier beginnt der Boden sich allmählig zu heben, und obgleich die Ufer daselbst nicht steil sind, treten hier die ersten beträchtlichen Felsen hervor. Hier ist ein kleiner Militär- und Handelsposten, dessen Kommandant die Verpflichtung hat, etwaige Bewegungen unter den Indianern zu beobachten und

Digitized by Google

zu verhindern, daß verdächtige Menschen den Fluß passiren. Ein neuer Waarentransport, dessen Ankunft sich wie ein Lauffeuer von einem Stamme zum andern verbreitet hatte, namentlich aber die Nachricht, daß der Tafavorrath verstärkt worden sei, hatte aus allen Theilen des Binnenlandes Indianer zum Tauschhandel herbeigeführt, und man erblickte hier Wilde aller Farben, von der kupferrothen bis zur weißen und schwärzesten afrikanischen Negerfarbe. Der Handel war ziemlich lebhaft; die Tauschwaaren bestanden größtentheils in Häuten, Früchten, bunten Vögeln und Waffen; Einige brachten kleine Quantitäten Goldsand, und der Handel mit diesen schien am geschwindesten beendigt worden zu sein, denn sinnlos lagen sie um die Hütten herum, wie sie beim Tanze im Rausche niedergestürzt waren. Wir rasteten kaum eine Stunde bei Saba und bald nahm uns der Urwald wieder auf. — Von hier aus erblickten wir keine Niederlassungen mehr, dagegen erreichten wir nun das eigentliche Gebiet der verschiedensten Affenarten, die in den Lianengehegen die sichersten Wohnungen finden. Nur selten sahen wir einzelne sich über dem Flusse auf Aesten wiegen; ihr durchdringendes Geschrei dagegen gellte den ganzen Tag in unsern Ohren wieder, und jede Tageszeit schien einer andern Gattung dieser Thiere das Vorrecht und die Herrschaft einzuräumen; den anbrechenden Morgen begrüßt der rothe Brüllaffe, Mycetes Seniculus, hier fälschlich von den Ansiedlern Baboon genannt, der heerdenweise in den hiesigen Waldungen lebt und diese mit seinem Geheul erfüllt, das bald Solo, bald von Allen, in Gesellschaft von Hunderten, erhoben wird. Mit dem fortschreitenden Tage erhebt der Saï, eine Cebusart, seine winselnde Stimme, die von der rauhen des Beelzebubs, eines Klammeraffen, unterbrochen wird; das Geschnatter des Quatto, der alle Thierstimmen nachzuahmen sucht, füllt die Nachmittagsstunden, der Kiss-Kiss und der gehörnte Sinsjou schlüpfen mit durchdringendem Gepfeife durch das dichte Laubdach, das vom Abendwinde geschüttelt den Fluß überwogt, und mit der sinkenden Sonne erhebt der Bartaffe seine brüllende Stimme, und läßt sie oft, ohne Unterbrechung, stundenlang ertönen. — Am neunten Tage erreichten wir die Mündung des Bamaja, und einige Meilen diesen Fluß aufwärts das Gebiet unserer Arrowaken, woselbst ich einen vollen Monat verweilte, um in Gesellschaft meiner neuen Freunde zu jagen.

Die Umgebung des Bamaja ist, bis gegen sechs Stunden oberhalb seiner Mündung, eine flache, dicht bewaldete Ebene, die sich zu beiden Seiten des Flusses auf vier Stunden ausdehnt und dort von einem Gürtel kleiner festiger Hügel begränzt wird, jenseits welcher die geographische Kenntniß meiner Begleiter und Führer nicht reichte. In dem unweit des nordwestlichen Ufers gelegenen Karbet oder Dorfe unserer Arrowaken fanden wir freundliche Aufnahme, und die Bewillkommnung, die uns wurde, war lebhafter und herzlicher, als wir es bei der scheinbaren Apathie unserer Begleiter erwartet hatten. — Ein am Ufer harpunirender Indianer, der unsere Pirogue entdeckt hatte, als wir ein behuschte Krümmung des Flusses umfuhren, hatte di Bewohner des Karbets zu den Waffen gerufen un einige dreißig Männer empfingen uns mit wilder Kriegsgeschrei, schwangen ihre Speere und Mussi's ode Streitkolben von schwerem Eisenholze, und suchten un durch nichts weniger als einladende Pantomimen von Landen abzuhalten. Der Zuruf meiner rothen Freund aber, die schnell von ihnen erkannt wurden, ändert plötzlich die Scene; ein lauter Jubelton, der mehr den Geheul eines gejagten Panthers glich, durchdrang di Luft, und aus allen Hütten stürzten Weiber und Kin der herbei, die angekommenen Freunde und Fremdling zu begrüßen. Unsere Führer, die mittlerweile ausge stiegen waren, legten ihre Waffen am Rande des Ufe nieder, und gingen mit emporgehobenen Händen, dere Flächen auswärts gerichtet waren, den Aeltesten de Karbets mit niedergeschlagenen Augen entgegen, wäh rend das junge Volk sie tanzend umsprang und di Weiber mit emporgehobenen Händen einen Halbkrei um die Gruppe bildeten. Vor den Aeltesten angekom men, blieben sie einige Minuten schweigend vor den selben stehen, kehrten ihnen dann den Rücken zu un begannen nun ihre Anrede in einem kläglich singende Tone, indem es nach ihren Begriffen unanständig un eines Indianers unwürdig gewesen sein würde, den An zuredenden in's Ange zu sehen, da nur Hunde einande anschen, wenn sie zusammenkämen. Die Rede selbs war ein kurzer Bericht ihres Besuches in Stabroek, ein Aufzählung der Wonnen, die jeder Schluck Tafia ihne verursacht, und eine Inventur der kleinen Geschenke, di ihnen geworden waren. Den Schluß derselben bildet meine und meines Henry Wenigkeit; wie wir zwe Söhne des großen weißen Vaters gekommen wären ihre Brüder zu werden, wie wir mit ihnen jagen un fischen, wie wir sie mit Feuerwasser waschen, mit Spie geln und Perlen behängen, Kämme und Messer unte ihnen austheilen würden. Hierauf rieben sie die Hände zum Zeichen, daß ihre Rede beendet sei, und wie ei Sturmwind stürzten alle Männer nach der Pirogu herab, in welcher wir uns noch befanden, zogen die selbe an's Land und trugen sie mit uns, trotz unsere Sträubens, auf ihren Schultern nach dem Karbet, i eine größere, in der Mitte desselben befindliche Hütte die zum Versammlungshause des Dorfes und zu ge sellschaftlichen Trinkgelagen und Tänzen bestimmt war — Hier erst durften wir aussteigen; die Pirogue wurd in eine der Ecken gestellt, der Sammeti oder Zauber priester schüttelte seine Maraca, eine zum Klappern ein gerichtete Kalabasse, über dieselbe, und legte auf jede Ende einen weißen Stein, um alle bösen Jowahus von den in derselben befindlichen Sachen abzuhalten. Nunmehr erfolgte ein Händeschütteln und spezielles Begrüßen, bei welchem mein Henry, der eben so wenig wi ich ein Wort ihrer Sprache verstand, sich, da er alle ihre Ceremonien und Höflichkeitsbezeigungen nachzuahmen suchte, ohne lange sich eines Dollmetschers zu bedienen, besser zu insinuiren wußte, als ich; denn

Digitized by Google



1846. 34.

Digitized by Google

um seine Artigkeit zu beweisen, drehete er Jedermann den Rücken zu und hielt so die verkehrtesten Anreden; besonders aber erwarb er sich die Freundschaft des Zauberers, den er heimlich einen Schluck aus seiner Rumflasche nippen ließ und dessen mit Rucou roth gemaltes Gesicht er mit einigen schwarzen Strichen mittelst Schießpulvers verzierte. — Der ganze Stamm bemühete sich, uns seine Achtung und Freundlichkeit zu beweisen; in allen Hütten wurden Vorbereitungen zu einem großen Mahle getroffen; überall waren die Maisstampfen in Bewegung; die einfachen Maniokpressen, zwei auf einander gelegte Klötze, über welche, einem Hebel gleich, ein junger Baum gebogen wurde, befreiten die zerriebene Wurzel von ihrem giftigen Safte; die Kinder sammelten rothen Pfeffer, Tomatoes oder Liebesäpfel und Yams; die jungen Männer zogen mit ihren Blaseröhren und vergifteten Pfeilen in den nahen Busch, um einige Vögel oder Affen zum Mahle zu liefern, und andere stellten sich an den Einbuchten des Flusses auf, um mit ihren Speeren Fische zu erlauern, die sie auf diese Art sicherer und schneller als mit der Angel zu fangen wissen.

Bis zum Aufgang des Mondes durften wir die Gemeindehütte nicht verlassen, so wie aber die Sonne herabgesunken war, wurde die Matte von dem Eingang entfernt und wir in Prozession vor die Hütte geführt, wo ein reichliches Mahl von Fischen, gekochten Affen und Peccari's, die in Kalabassen aufgetragen wurden, nebst ganzen Haufen von Yams, geröstetem Mais und Cassavebrod auf Bananenblättern auf den Erdboden ausgebreitet lag. Männer, Weiber und Kinder hatten sich getrennt, um die verschiedenen Haufen Lebensmittel gelagert; wir saßen im Kreise der Alten; jeder bemühete sich, uns vorzulegen oder die verschiedenen Speisen in den Mund zu stecken; jede Annahmeverweigerung wäre etikettwidrig gewesen, und wir wurden im wahren Sinne des Worts förmlich gestopft. Während der Mahlzeit wurde nichts als Wasser getrunken, was um so nöthiger zur Kühlung war, als das Fleisch und die Fische so sehr mit rothem Pfeffer gewürzt waren, daß mir davon fast die Haut im Munde losgezogen wurde. Nach dem Mahle wurde Illihity und Baivar in Krügen von rothem Thon herumgegeben; es sind dieses zwei, aus Cassave und Wasser durch Gährung erzeugte, säuerliche Getränke, von denen das erstere ganz dickflüssig, das letztere aber durchgeseiht ist. Ehe der Tanz begann, an welchem Alle Theil nahmen, ließ ich von Henry eines der Rumfläschchen aus der Pirogue nehmen und für die Frauen einen kalten Grog bereiten, den Männern dagegen das Getränk unverfälscht und ungeschwächt reichen, wodurch die Heiterkeit nicht wenig gehoben wurde; laut erschallendes Gelächter und fröhliche Tänze währten die ganze Nacht hindurch, und erst mit dem anbrechenden Tage suchten wir und sämmtliche Bewohner des Karbets die künstlich gewobenen Hängematten, um uns zur beschlossenen Jagd zu stärken. Leider wurde letztere um mehrere Tage hinausgeschoben, denn so wie wir die Hammacks verlassen und durch ein Bad im Flusse uns gestärkt hatten, bezannen stets die Festlichkeiten und Schmausereien von neuem, da die lustigen Verehrer und Verehrerinnen des Rums und Grogs wohl gemerkt hatten, daß ich gern von meinen Vorräthen spendete. Selbst meinem Henry wurde des Tanzens und Trinkens zu viel, und in Atrvirginien war er doch als der unermüdlichste Chick- und Reel-Tänzer bekannt gewesen; auch er sehnte sich hinaus in die Wildniß, seine Büchse wieder probiren zu können, und er steckte sich hinter den Semmeth, der etwas holländisch radebrechte, und bewog denselben durch einen Extratrunk, ein allgemeines Jagdfest zu Ehren Kururumans, des Schöpfers der Männer, auszurufen, was dieser auch mit vieler List ausführte und unter den gräßlichsten Verdrehungen und Geschrei die ganze Gemeinde um sich sammelte, Dornen, Fischgräten, Schlangen und Knochen scheinbar ausspie, um seinen Kampf mit den Jowahis deutlicher zu bezeichnen, und nicht eher zu beruhigen war, als bis alle Jäger ihre Theilnahme auf acht Sonnen zugesagt hatten. — Diesen Abend beschloß kein Fest, sondern Alle rüsteten sich, ihre Waffen, Speere, Blaseröhre und Pfeile in Stand zu setzen, und nur der Zauberer allein, der für seine Kunst eine doppelte Portion Rum nachträglich von mir erhalten hatte, wankte, von Geistern getrieben, im Karbet umher und sallte mit schwerer Zunge unverständliche Töne.

Am nächsten Morgen setzten wir, zwanzig Mann stark, in drei Kanoes, welche von 24 Weibern gerudert wurden, über den Fluß, und landeten eine Meile unterhalb des Dorfes in einem kleinen Flußhafen, der durch die Einmündung eines kleinen, unbedeutenden Creeks gebildet wurde. Die Kanoes wurden an's Land gezogen; die Indianer warfen ihre Pfeiltaschen von Affenfell über die Schultern, nahmen das Blaserohr in die linke, den Mussk oder einen Speer in die rechte Hand, und die Weiber beluden sich mit ihren Tragbrettern, die mit Riemen aus Fellen um die Stirn befestigt, auf den Rücken heruntertingen. Wir theilten uns in zwei Parthien, um eine an Wild reiche Niederung besser absuchen zu können, und verabredeten, am obern Ende derselben wieder zusammen zu treffen. Bei jeder Parthie mußten einige der Frauen voran, die ich mit Jagdmessern versehen hatte, um Bahn durch das Unterholz und die Lianen zu schneiden, und im Indianermarsch folgten wir einzeln langsam nach. Die Niederung war mit Passifloren und Guavagebüsch dicht bedeckt, aus denen sich Awarapalmen, Ebenholzbäume, Eta- und Cocaritapalmen stolz erhoben. Je weiter wir einwärts drangen, desto düsterer und dichter wurde der Urwald, dessen verwachsene blätterreiche Gipfel kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermochte. Der Ducalabalbaum, dessen Holz den Mahagoni übertrifft, der Heuschreckenbaum, welcher den südamerikanischen Kopal liefert, der Mora, der Riese der hiesigen Waldungen, und der Hayawa und Olu, deren Harz so angenehm riecht, bildeten den Hauptbestandtheil des Urwaldes; nur wenige der Stämme hatten indessen mehr als neun oder zehn Fuß im Umfange, dagegen entdeckte ich Mas-

Digitized by Google

sen durch Alter oder Wetterschlag trocken gewordener Bäume, die namentlich der Toucanvogel zum Nisten auszuwählen schien. Schmarotzerpflanzen erheben sich fast auf allen Stämmen und Aesten; Lianen und andere Schlinger verbanden ganze Waldstrecken zu einem undurchdringlichen Gehege. Die Buschrebe, eine Lianenart, deren Stamm so dick als der Leib eines Menschen ist, windet sich schraubenförmig um die höchsten Bäume, und breitet oberhalb deren Gipfel seine Blätter und glockenförmigen Blüthen aus; andere Lianen winden sich von den Baumgipfeln bis zu deren Wurzeln herab, wurzeln dort, sobald sie die Erde erreicht haben, mit ihren Auslaufern von neuem ein, und stoßen nach allen Richtungen neue Schösse aus, die wiederum andere Bäume verbinden. Wilde Feigenbäume von der Stärke eines Apfelbaums erheben sich öfters aus den dicken Aesten der Mora als Schmarotzer, weil ein von einem Vogel unverdauter Samenkern sich auf den hohen Zweigen angesäet hat und durch den Saft des Urstamms mit ernährt wird, und täglich werden durch die mannigfaltigsten Vögelarten, die hier nisten, Bäume auf Bäumen angepflanzt, und so die üppige Vegetation in's Unendliche vermehrt. Papageien belebten alle Bäume, Adler und Schlangenvögel erhoben sich bei unserer Annäherung, und der gekrönte Hocko, ein schöner schwarzer Vogel, von der Größe eines Truthahns, suchte die höchsten Aeste zu erlangen, um den vergifteten Pfeilen zu entgehen. Die erste Kugel, die ich im Urwald Guyana's verschoß, brachte einen dieser Riesenvögel herab, der so wohlbeleibt war, daß er beim Auffallen auf den Boden platzte; der Knall meiner Büchse hatte das ganze Dickicht in Aufruhr gebracht; Heere von Affen kamen schreiend, quiekend und brüllend auf allen Zweigen hervorgedrängt und sendeten eine Fluth von Früchten auf uns herab; mehrere Rudel Tajassus oder Nabelschweine, von den Indianern Keberuns genannt, brachen grunzend aus der sumpfigen Niederung hervor, und in Zeit von einer halben Stunde hatten die Indianer acht Stück geblötet, ich zwei geschossen; die Weiber fielen über jedes niedergestreckte her, die auf dem Kreuz befindliche Drüse auszuschneiden, und trugen die Beute nach den Kanoes zurück. Nach einem beschwerlichen Marsch von drei Stunden, während welchen wir kaum eine Stunde weit vorgedrungen waren, rasteten wir am Fuße einer abgestorbenen Mora; bald loderte ein Feuer empor, an welchem die Weiber an mehreren Stecken große Stücken eines der erlegten Keberuns brieten, und für mich wurde extra, als besondere Delikatesse, ein junger Affe im Felle gebraten. Während die Männer die Hammacks in der Nähe des Feuers aufhingen, damit wir durch den aufsteigenden Rauch vor den giftigen Stichen der Muskiten geschützt würden, suchten einige der Weiber nach Früchten, und holten abgestorbenes Holz herbei, um das Feuer zu unterhalten; kaum schaukelten wir aber eine Viertelstunde in unsern Hängematten, als eine der Frauen durch das Lianengewirr zurückkehrte und berichtete, sie hätte ein Danta schlafend getroffen. Die Nachricht ermunterte uns augenblicklich. Was für ein Thier es sein könne, da die Arrowaken jedes große Thier als Danta bezeichnen, konnten wir nicht errathen; die Furcht hatte die Indianerin gehindert, genauere Untersuchungen anzustellen; es konnte ein Besu oder ein Wirreboccra, zwei dem Lande eigene Hirsche, ein Manipuri oder Tapir, oder auch ein Jaguar oder Puma gewesen sein. — Genug, vorsichtig rüsteten wir uns, den Feind in seinem Lager anzugreifen; die Indianerin mußte als Führerin dienen; kaum hörbar wand sie sich wie eine Schlange unter den Lianen hinweg; eben so leise folgten wir Jäger, und nur das Gebrüll der Affen, die von Ast zu Ast hüpfend uns neugierig folgten, konnte dem Feind unser Nahen verkünden. Plötzlich hörte ich nach meiner Seite zu das Gebüsch durchbrechen, kreischend flogen eine Masse Vögel auf; ich machte mich schußfertig, zwei der Arrowaken mit gefällten Speeren zu meiner Seite. Ein langer brauner, mit einem Schweinsrüssel versehener Kopf wurde sichtbar, fuhr erschrocken zurück, als die Indianer laut schreiend ihr „Manipuri“ erschallen ließen, plötzlich aber stürzte ein gegen vier Fuß hohes und sechs Fuß langes Thier, von der Gestalt eines Riesenschweins hervor, überrann einen der Indianer, und ihm folgten mit gleicher Schnelle zwei andere Thiere auf dem Fuße. Alles war das Werk eines Augenblicks, und der Durchbruch geschah so plötzlich, daß ich vergeblich meine Kugel den flüchtenden Thieren nachsendete. Während ich ladete, verfolgten die Arrowaken die Flüchtlinge, die durch das Geschrei ganz scheu und toll gemacht, auf einmal umkehrten und sich auf ihre Feinde stürzten, abermals zwei derselben überrannten, dann auf mich losfuhren, und mich sicher niedergestürzt haben würden, wenn ich nicht hinter einem Baumstamm Schutz gefunden und von dort aus eins der Thiere durch eine Kugel niedergestreckt hätte. Die Indianer erhoben ein Siegsgeschrei, und alle, selbst die Weiber, stürzten über das gefallene Thier her, um ihm den Garaus zu machen, es auszuweiden und zu zerlegen, und kaum gestatteten sie mir, dasselbe mit Muße betrachten zu können. Selbst nach den Versicherungen der Arrowaken war es eines der größten Exemplare, die ihnen vorgekommen waren; seine Länge betrug vom Ende der Schnauze bis zum After 6 Fuß 4 Zoll, die Höhe des Vordertheils 3 Fuß 10 Zoll, die des Rückens 4 Fuß 2 Zoll. Der Umfang des Leibes maß 4 Fuß 4 Zoll, die Länge des Kopfes bis zur Spitze der Schnauze 1 Fuß 8 Zoll. Seine dicke, braungrauliche Haut war mit wenigen kurzen Borstenhaaren besetzt; sein Aussehen glich dem eines Schweines, nur waren seine Beine bedeutend stärker und die vordern mit vier, die hintern mit drei Zehen versehen. Die rüsselförmig verlängerte Nase war nach allen Seiten beweglich, und dient, wie ich später zu bemerken Gelegenheit hatte, dem Thiere dazu, sein Futter, das in Pflanzen aller Art, Baumblättern und süßem Mohre bestebt, besser fassen zu können. An Gewicht mochte das Thier, nachdem es ausgeweidet war, gegen vier Centner wiegen; fünf der Weiber hatten an den zerlegten Theilen zu tragen, und

Digitized by Google

auf dem Raſtplatz, wo mittlerweile unſer Braten übergahr, der Affe aber faſt ganz verkohlt war, ein Stück zur Probe an den Spieß geſteckt. Wir hielten ein tüchtiges Mahl, das durch eine Flaſche Rum noch mehr gewürzt wurde; hielten hierauf unſere Siesta und brachen dann von neuem auf, um ſo bald als möglich den verabredeten Sammelplatz zu erreichen. Die Hälfte der Weiber wurde mit der Jagdbeute nach den Kanoes zurückgeſendet, und beordert, unſerer Spur zu folgen; ſchneller als am Vormittag ſetzten wir nun unſere Wanderung fort, und ließen uns nicht von unſerm Wege verlocken, obwohl ein öfters wiederholtes gedehntes Pfeifen uns mehrere Male die Nähe anderer Tapirs vermuthen ließ. Mit Sonnenuntergang erreichten wir den Sammelplatz, auf welchem Henry mit ſeinen Gefährten ſchon zwei Stunden früher angekommen war. Kehrends und Manipuri's hatten ſie auf ihrem Pfade nicht getroffen, dagegen hatten ſie eine herrliche Sammlung von Vögeln und Affen, die Henry mit bekannter Geſchicklichkeit bereits abgebalgt, und die Häute tüchtig mit Aſche eingerieben hatte. Unweit des Sammelplatzes hatten ſie im dichteſten Walde gebahnte Pfade entdeckt, die nach der Verſicherung der Indianer Wechſelplätze der Manipuri's waren, und Henry hatte auf einem derſelben bereits eine Grube ausliefen laſſen und mit Rohr, Zweigen und Lianen bedeckt, um wo möglich eines der Thiere lebendig fangen zu können. Die Indianer ſchlugen ſchnell einfache Hütten auf: vier Stangen, über die eine Baſtmatte als Dach gebreitet wurde. Bald loderte ein luſtiges Feuer, an welchem auf Bukalli's oder flachen Steinen Caſſavekuchen gebacken und Mais geröſtet wurde; ein ganzes Keherun, deſſen Leib mit reifen Plantanen, Yams und rothem Pfeffer gefüllt war, wurde unabgeſengt in die Kohlen gelegt, und nach kaum einer Stunde im herrlichſten Mondſchein ein delikates Abendmahl gehalten, bei welchem wiederum, um meine Begleiter bei guter Laune zu erhalten, der Rum nicht fehlen durfte. Die Strapatzen des Tages hatten uns ermüdet, wir Männer ſuchten die an Bäumen befeſtigten Hammacks, die Weiber hockten um's Feuer und ſuchten daſſelbe durch Aufwerfen von Olivzweigen in Brand, uns aber in einem fortwährenden Dampf und Rauch zu erhalten. Das Gebrüll der rothen Baboons erſtarb nach und nach, und lange Zeit unterbrach nichts die heilige Stille der mondhellen Nacht, als das Gezirp der Cikaden und dann und wann der Ruf einer Eule oder der unkende Ton der gehörnten Kröte, die in allen Niederungen zu finden iſt. Feuerkäfer und Laternenträger umſchwirrten uns zu Tauſenden, und das Dickicht glich einem Vauxhall mit vielfarbigen Lichtern. Es mochte Mitternacht ſein, als ein Zetergeſchrei der Weiber uns aus dem Schlafe erweckte; — das Feuer war faſt erloſchen, ein formloſer Klumpen, auf welchem die Weiber mit Aeſten und Holzſtücken zuſchlugen, kollerte in der Aſche herum, — eilends ſprangen wir auf und griffen nach den Waffen, ehe wir aber am Feuerplatze ankamen, eilte ein großes Thier mit zwei Sprüngen und hochgeſchwungenem Schwanze in einen der Waldpfade hinein. Es war ein Puma, der auf eine der am Feuer hockenden Indianerinnen losgeſprungen war, ſie gepackt, mit ihr gerungen und ihr ein Stück Fleiſch aus der Schulter geriſſen hatte. Noch waren wir mit der Verwundeten beſchäftigt, als ein Rudel Manipuri's den Wechſelpfad herunter brach, die Ohren ſpitzend und die Rüſſel aufwerfend unſern von uns hielt und dann die Köpfe ſenkend pfeilſchnell im Waldpfad verſchwand. Kaum einige Minuten waren ſie entfernt, als ein lautes Geheul und abwechſelndes Pfeifen, Quieken und Puſten uns überzeugte, daß der Puma ſowohl als die Manipuri's in Henry's Grube geſtürzt ſein mußten. Wir überließen die Verwundete den Händen der Weiber, zündeten uns Fackeln von Oluholz an, das wie Kiehn brennt und dampft, und eilten mit unſern Waffen der Fallgrube zu, aus welcher uns ein Mordgetümmel entgegentönte. Vorſichtig näherten wir uns dem Rande derſelben, als plötzlich einer der vorangehenden Arrowaken in die Grube ſtürzte; ſein Angſtruf erſchütterte uns Mark und Bein, — es trat eine Todtenſtille ein; — aus einem Winkel der Grube leuchteten uns die Augen des Puma wie feurige Kohlen entgegen, — entſchloſſen legte Henry die Büchſe an und ſchoß, — der Puma war getroffen; er machte einen entſetzlichen Sprung in die Höhe, ſtürzte aber wieder zurück und nun begann von neuem in der Grube eine Balgerei, aus welcher die Stimme des Indianers furchtbar herausſtönte. Abermals zu ſchießen wagten wir nicht, aus Furcht, den Gefährten zu verletzen, der ſich mit dem verwundeten Puma unter den Manipuri's herumzuwürgen ſchien. Es war eine ängſtliche Viertelſtunde, — die Jammertöne wurden immer ſeltener, hörten endlich ganz auf, und eine Todtenſtille umgab von neuem die verhängnißvolle Fallgrube. Die Weiber brachten neue Vorräthe von Fackelholz, ſo daß wir die Höhle beſſer beleuchten konnten; der Indianer kauerte ſchwer verwundet in einem Winkel, zu ſeinen Füßen lag der Puma todt ausgeſtreckt, und im entgegengeſetzten Winkel hatten ſich drei Tapirs in ihrer Todesangſt noch tiefer in die weiche Erde eingewühlt. An einem Lianenſeil zogen wir den Gefährten wieder herauf, der von den Klauen des ſterbenden Puma ſchrecklich zerriſſen war, glücklicherweiſe aber nur Fleiſchwunden erhalten hatte, und mit Tagesanbruch tödteten wir die Manipuri's und kehrten mit großen Fleiſchvorräthen, Häuten und Vogelbälgen von unſerer erſten Jagdpartie nach dem Dorfe zurück. —

Die obere Figur unſerer Tafel iſt der Tapir Guyana's, Tapirus americanus, ein friedliches, ſcheues Thier, das ſich im Nothfall übrigens auch zu vertheidigen weiß. Zum Aufenthalt wählt er dichte Waldungen, welche nahe an Flüſſen, Seen oder Sümpfen liegen; er ſchwimmt und taucht gut, geht aber nicht, wie Zimmermann in ſeinem Werke angibt, im Grunde der Flüſſe auf die Weide. Sein eigentlicher Aufenthalt iſt das Land, nur ſelten und auf der Flucht begibt er ſich in's Waſſer, gräbt ſich dagegen gern in feuchten ſchlammigen Orten ein. Seine Nahrung nimmt er nur aus

Digitized by Google

dem Pflanzenreiche; sein Fleisch kommt im Geschmack dem Rindfleisch nahe und wird häufig gegessen; das Fell und die Hufe werden von den Indianern benutzt; jung eingefangen ist er leicht zu zähmen und auf vielen Pflanzungen Guyana's zu finden.

Die untere Figur ist der indische Tapir, Tapirus indicus, der auf Malakka, Sumatra und einigen andern indischen Inseln gefunden wird, etwas größer als der vorige, schwarzgrau, und über dem Rücken wie mit einem graulichweißen Tuche überzogen ist, in der Lebensart aber ganz mit jenem übereinstimmt.

Georg Stulz.

In den Schicksalen des Mannes, mit dessen Leben wir uns jetzt näher vertraut machen wollen, finden wir manche Aehnlichkeit mit der pag. 133 u. ff. besprochenen Laufbahn Oberkampfs. Stulz war ein Deutscher, wie dieser; in einem fremden Lande machte er sein Glück, eben so, wie Oberkampf, durch Genie, Fleiß und Betriebsamkeit; Beide begannen ihre Laufbahn mit geringen äußeren Mitteln; Beide erreichten ihr hohes und beneidenswerthes Ziel, ohne jemals vom Pfade der Rechtlichkeit abzuweichen, Beide machten sich ihrer glänzenden Erfolge würdig durch die Art und Weise, wie sie ihr endlich errungenes Glück benutzten, und Beide endlich wurden in ihrem Fache von Keinem ihrer Zeitgenossen oder ihrer Nachfolger jemals erreicht. Es ist interessant, die Lebensgeschichte dieser beiden Männer zusammen zu stellen, deren Laufbahn in der That den schlagendsten Beweis liefert, daß Armuth und Hülflosigkeit für das ächte Talent kein Hinderniß sind, sich empor zu arbeiten, wenn, Notabene, das Talent mit Rechtlichkeit, Betriebsamkeit und redlichem Wollen verbunden ist. Diese beiden Männer, welch ein Trost und Sporn sind sie für den Armen, dessen Talent mit der Ungunst äußerer Verhältnisse ringen muß! Auf sie blicke hin, du, der du im Kampfe mit dem Leben zu erliegen fürchtest, und schöpfe neue Kraft und neuen Muth aus ihrem Muthe und ihrer Kraft.

Georg Stulz wurde am 17. Februar 1770 zu Kippenheim, im Großherzogthum Baden, geboren. Seine Familie stand in gutem Rufe und erfreute sich einer gewissen Wohlhabenheit. Sein Vater war ein Schneider, und in diesem Gewerbe ziemlich geschickt. Mit einigem Stolze rechnete er die edlen Bewohner des Schlosses Mahleburg zu seinen treuesten Kunden, und sah es nicht ungern, wenn sein Sohn Georg, wie dies öfters zu geschehen pflegte, dahin abgeholt wurde, um mit den Kindern der Frau von Blittersdorf zu spielen. Diese Dame, deren Wohlwollen der Knabe gewann, leistete ihm später manchen guten Dienst und gab ihm die trefflichsten und weisesten Rathschläge.

Der junge Georg war von seinem Vater eigentlich dazu bestimmt, sich der Landwirthschaft zu widmen; sein schwächlicher Körper verhinderte jedoch die Ausführung dieses Vorhabens, und gab die Veranlassung, daß er ebenfalls das Schneidergewerbe erlernte. Schon sehr früh hielt ihn der Vater zum Geschäfte an, und schickte ihn, damit er sich eine kleine Kundschaft erwerben möge, häufig in die nächstgelegenen Ortschaften. Schon zu dieser Zeit bemerkte man, daß Georg Stulz Proben von Geist, Gewandtheit und Sparsamkeit gab, welche Tugenden später ihm zur Richtschnur für sein ganzes Leben dienen sollten. Kaum dreizehn oder vierzehn Jahre alt, hatte der junge Lehrling bereits die Nothwendigkeit eingesehen, daß Arbeit immer durchaus mit der strengsten Ordnung verbunden sein müsse. Er legte sich insgeheim eine kleine Sparkasse an, in welcher er das Geld, was er durch seinen Fleiß verdiente, sorgfältig aufbewahrte. Diesen kleinen Schatz, der nach und nach zu einer Summe von zwei- bis dreihundert Gulden anwuchs, verbarg er in dem Strohsacke seines Bettes, wo er ihn vor allen Nachstellungen völlig sicher glaubte. Durch einen Zufall entdeckte ihn jedoch eines Tages seine Mutter. Uebertascht von diesem Beweise seiner Sparsamkeit nahm sie das Geld zu sich, und war nun sehr neugierig darauf, wie sich ihr Sohn bei der Sache benehmen werde. Groß war der Schrecken und die Angst, als Georg am Abend, wie gewöhnlich, seine Sparkasse aus dem Stroh hervorsuchen wollte, und sie nicht fand. Er durchwühlte sein Bett von oben bis unten, mußte aber natürlich immer mehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine sorgsam angehäuften kleinen Ersparnisse verschwunden seien. Trostlos, unter Jammern und Klagen ging er zu Bett, weinte sich aber doch nach und nach in den Schlaf hinein. Am nächsten Morgen war sein erster Gedanke wieder der verlorene Schatz, und er beruhigte sich nicht eher, als bis er von der lächelnden Mutter, die sein sorgenvolles Gesicht nicht gut noch länger sehen konnte, die Gewißheit erhielt, daß seine kleinen Ersparnisse in den besten Händen seien. Durch den Vorfall, der ihm so viel Schmerz und Kummer bereitet hatte, gewitzigt, ließ er das Geld der Mutter zur Aufbewahrung, und forderte es erst nach manchem Jahre zurück, als er auf dem Punkte stand, sein Heil in London zu versuchen und daselbst eine Werkstatt zu übernehmen. Die sorgsame Mutter hatte die kleine Summe gewissenhaft aufgehoben, und übergab sie unverkürzt den Händen ihres geliebten Sohnes. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß diese ersten geringen Ersparnisse das Samenkorn waren, aus welchem das ganze spätere Glück Georgs üppig emporblühte.

Georg hatte eben das sechszehnte Lebensjahr erreicht, als sein Vater das irdische Leben mit dem ewigen vertauschte. Dies war die nächste Veranlassung, daß Georg seine Heimath verließ, um nach Art anderer Handwerksburschen in die Welt hinauszuwandern und sich unter den Menschen umzusehen. Zunächst wendete er sich natürlich nach Karlsruhe, der Hauptstadt seines kleinen heimathlichen Landes. Er langte daselbst mit einem Empfehlungsbriefe der Frau von Blittersdorf, seiner Gönnerin, an, blieb aber nicht lange in

Digitized by Google

dieser Stadt, die eben erst noch das Ziel seiner Sehnsucht und seiner lebhaftesten Wünsche gewesen war. Jugendliche Neugier, und die Hoffnung, mit leichter Mühe genügende Beschäftigung zu bekommen, zogen ihn nach Frankfurt am Main, wo zu dieser Zeit die Krönung des deutschen Kaisers mit großer Pracht und feierlichem Gepränge stattfinden sollte.

Frankfurt hatte jedoch eben so wenig Anziehungskraft für unseren jungen Handwerksburschen, wie die Residenz des Markgrafen von Baden. Nach kurzem Aufenthalte faßte er den Entschluß, die freie Reichsstadt zu verlassen und nach Genf in der Schweiz zu wandern, wo er nicht nur die französische Sprache zu erlernen, sondern auch Arbeit genug zu finden hoffte, um einen Lehrer bezahlen und sich selbst von seinem Verdienste erhalten zu können. Nachdem er einmal diesen Entschluß gefaßt hatte, war er auch völlig entschieden, ihn auszuführen. Aber das Ding hatte einen Haken. Der Weg nach Genf führte durch seinen Geburtsort; er wußte, wie sehr seine Mutter ihn liebte, eine Liebe, die durch die Trennung von ihm ohne Zweifel noch bedeutend gesteigert worden war, und da fürchtete er denn, daß sie ihn nach seiner Ankunft zu Hause nicht wieder werde fortlassen wollen. Dieser Umstand machte ihm nicht geringe Sorge, bis er ein Mittel auffand, welches jegliches Hinderniß aus dem Wege räumte. Er packte sein Felleisen, schickte es mit der Post in die Schweiz voraus, und machte sich nun leichten und fröhlichen Herzens auf den Weg nach der Heimath, wo er mit dem Entzücken eines guten Sohnes die zärtlich geliebte Mutter umarmte. Nach einem kurzen Aufenthalte bereitete er sich zum Abschiede vor, und widerstand allen Bitten der Mutter, welche ihn, wie er vermuthet hatte, von seinem Vorhaben abzubringen versuchte. „Das Felleisen, Mutter, das Felleisen — ich darf es nicht im Stiche lassen!“ dies war die Antwort, welche er ihren Bitten entgegensetzte. Und die Mutter gab nach, denn natürlich die sauberen Hemden und Strümpfe, mit so vieler Sorgfalt genähet und gestrickt, durften nicht leichtsinnig verschleudert werden.

Zum letzten Male umarmte Georg die treffliche Frau, die er, so hatte es das Schicksal beschlossen, nicht wieder sehen sollte, und eilte, ganz erfüllt von seinen abenteuerlichen Projekten, den Schweizerbergen zu.

Seit dieser Zeit wurde er von einem gewissen Instinkte geleitet, welcher ihm immer den besten Weg zu seinem Glücke zeigte, und der ihn, wie er selber zu sagen pflegte, fortwährend zu neuen und kräftigen Anstrengungen anspornte.

Unser junger Reisende, den Wanderstab in der Hand, und ein Päckchen auf dem Rücken, welches die sorgsame Mutter mit allerlei guten Dingen angefüllt hatte, wurde bald des beschwerlichen Fußreisens müde, und ergriff mit Freuden eine bequemere Gelegenheit zum Fortkommen, welche ihm ein Fuhrmann unterwegs unentgeltlich anbot. Diesem erzählte er während der Reise von seinen glänzenden Hoffnungen, welche ohne Zweifel die Zukunft einst erfüllen werde, und der Fuhrmann hörte ihm mit Vergnügen zu. Er war ein gutherziger und wohlwollender Mann, und gerührt von dem kindlichen Vertrauen, das sein jugendlicher Reisegefährte ihm durch seine Mittheilungen bewies, beschenkte er ihn beim Abschiede in Basel mit einem Goldstücke.

„Mein lieber Junge,“ sagte er dabei, „ich habe angefangen wie du, und Gott segnete meiner Hände Fleiß. Ich besitze Alles, was ich bedarf, und noch mehr, denn meine Verhältnisse gestatten mir, manchem armen und bedürftigen Menschen Beistand zu leisten. Ich zweifle nicht, daß mein kleines Geschenk bei dir wohl angewendet ist und seine Früchte tragen wird, denn du scheinst mir ein rechtlicher und gottesfürchtiger Bursch. Bleibe so, und der Himmel wird dich behüten und in seinen Schutz nehmen.“

Mit Thränen in den Augen trennten sich die beiden neuen Freunde. Georg Stulz wanderte fürbaß, tief ergriffen von den herzlichen und wohlmeinenden Worten des ehrlichen Fuhrmanns, welche er nie in seinem Leben vergaß. Selbst als er in aller Welt berühmt, und der reiche Freiherr von Ortenberg geworden war, erinnerte er sich oft dieses kleinen Abenteuers, und erzählte es gern und nie ohne sichtliche Bewegung im Kreise seiner Familie. Jederzeit war es ihm schmerzlich, daß er sich weder des Namens noch des Wohnorts jenes redlichen und wohlgesinnten Mannes, der ihn so uneigennützig unterstützt hatte, erinnern konnte. Ohne Zweifel würde er seine Wohlthat vergolten haben, wie er denn nie einen Dienst oder eine Gefälligkeit vergaß, welche ihm in seiner Jugend erwiesen worden war. Beweis genug dafür ist ein Geschenk von fünfhundert Gulden, welches er aus reiner Dankbarkeit der Wittwe eines Jugendfreundes schickte, der ihm bei seinem ersten Ausflug aus Kippenheim sein Tornister eine Strecke Wegs getragen hatte. Gewiß eine ansehnliche Belohnung für einen so geringen Dienst. Ebenso schickte er einer armen Frau, die ihn einst während einer Krankheit in Holland gepflegt hatte, eine gleiche ansehnliche Summe, nur um ihr zu zeigen, daß er die in den Tagen der Armuth empfangene Wohlthat in den Zeiten des Glücks nicht vergessen habe.

Als Georg Stulz in Genf genug von der französischen Sprache gelernt zu haben glaubte, erwachte die alte Wanderlust wieder in seiner Seele, und er bot einer englischen Familie, welche den Continent verlassen wollte, seine Dienste an. Er wurde angenommen, und ging mit nach England, wo er einige Monate hindurch bei der nämlichen Familie in Hull verweilte. Es ging ihm da ganz wohl, aber sein ruheloser Geist, der sich jetzt nach den Herrlichkeiten Londons sehnte, trieb ihn rastlos vorwärts. Er verließ seinen Dienst und begab sich nach der Hauptstadt der Welt.

In London angekommen, mußte der arme deutsche Schneider Hülfe bei einem Commissions-Bureau suchen, um sich vor der Hand nur Arbeit zu verschaffen. Man nahm sich seiner theilnehmend an und brachte ihn bei

Digitized by Google

einem Landsmanne, Namens Schweizer, unter, dessen Geschäft sich eines vortrefflichen Rufes erfreute.

Stulz wußte sehr bald die volle Gunst seines Meisters zu gewinnen, denn er machte sich derselben durch Fleiß, und besonders durch seine saubere, geschmackvolle und pünktliche Arbeit vollkommen würdig. Anfänglich nur auf Tagelohn angenommen, wurde er nach kurzer Zeit zu der wichtigen Stelle des Zuschneiders erhoben. Mit dieser Stelle war ein ziemlich bedeutender Gehalt verbunden, der von Zeit zu Zeit noch immer mehr erhöht ward, einmal, weil Stulz durch sein auszeordentliches Talent dies wohl verdiente, und dann, weil Schweizer vielleicht fürchten mochte, daß Stulz ihn verlassen, und er auf diese Weise seinen besten Arbeiter verlieren werde. Man machte allerdings unserem Freunde von vielen Seiten her die vortheilhaftesten Anerbietungen, und Schweizer kannte die Versuchungen recht wohl, denen Stulz dadurch ausgesetzt war. Jedoch er war klug genug, einer allenfallsigen Trennung auf die beste Weise vorzubeugen, und ergriff zu diesem Zwecke die nächste Gelegenheit, welche sich ihm darbot. Sein Associé trat aus dem Geschäft, und er, rasch entschlossen, machte dem einfachen Zuschneider den Vorschlag, an Jenes Stelle Theilhaber am Geschäft zu werden. Stulz wies natürlich diesen vortheilhaften Antrag nicht zurück, und da Schweizer einige Zeit nachher sich gänzlich vom Geschäfte zurückzog, trat er dasselbe käuflich an seinen treuen Freund und Mitarbeiter gegen eine sehr mäßige Summe ganz ab. Jetzt war Stulz der alleinige Besitzer des vielbeschäftigten Atelier's auf der Mount-Street (Bergstraße), dem er stehen oder acht Jahre vorstand.

Um diese Zeit kam Stulz, dessen Ruf sich weiter und immer weiter verbreitete, so zu sagen in die Mode, und konnte drei- bis vierhundert Arbeiter in seinem Atelier beschäftigen. Er wurde der Leibschneider des Prinz-Regenten und der vornehmsten Personen bei Hofe. Was die große Stadt an Macht und Rang enthielt, strömte ihm zu, und nicht allein die Stadt, sondern auch die Provinzen, selbst die entferntesten englischen Kolonien überhäuften ihn mit Kundschaft. Die modischen jungen Offiziere der Armee hätten um keinen Preis bei einem anderen Meister, als Stulz, arbeiten lassen, und kein Rock fand Gnade vor ihren Augen, der nicht von Stulzs Meisterhand zugeschnitten war. Was übrigens mehr als Alles dazu beitrug, Stulz auf den äußersten Gipfel der Mode zu erheben, war der Umstand, daß die Prinzessin Charlotte ihn mit der Verfertigung ihrer Reitkleider und was sonst zum Amazonen-Costüme gehört, beauftragte. Prinzessin Charlotte führte damals den Herrscherstab der Mode in London, und natürlich folgte nun alle Welt ihrem Beispiele. Bald durfte man in England, ohne sich lächerlich zu machen, gar keine andern Kleider tragen, als die Meisterwerke, welche aus dem Atelier des glücklichen und gewandten Stulz hervorgegangen waren.

Die Beziehungen zu den Rothschilds und die Geschäftsverbindung mit ihnen schreiben sich von dieser Zeit her. Er legte die ungeheuren Summen, welche er durch seinen rastlosen Fleiß und eine fast unerhörte Betriebsamkeit erwarb, bei diesem Hause nieder, und dort vermehrten sie sich durch die geschickten Operationen dieser genialen Banquiersfamilie auf eine Weise, die selbst die kühnsten Erwartungen unseres Stulz bei weitem übertraf.

Von jetzt an schien nicht nur das Glück an Stulz gefesselt, sondern er konnte sich auch der allgemeinsten Achtung erfreuen, zu welcher er alle Welt durch seine strenge und unerschütterliche Rechtschaffenheit zwang. Auf dem Gipfel seines Glückes angelangt, und von Ueberfluß umgeben, war er doch von Jugend auf so sehr an ein arbeitsames Leben gewöhnt, daß es ihm gewiß nicht eingefallen wäre, sich zur Ruhe zu setzen, wenn er nicht um diese Zeit die ersten Spuren der Krankheit empfunden hätte, welche später seinem Leben ein Ende machen sollte. Etwa dreißig Jahre waren ihm in angestrengter Thätigkeit verflossen, als die Aerzte ihm riethen, fortan in völliger Zurückgezogenheit von allen Geschäften zu leben, und besonders, das nebelvolle und feuchte Klima Englands mit einem wärmeren und sonnigeren Himmelsstriche zu vertauschen. Jetzt zuerst kam ihm der Gedanke, England zu verlassen. Er legte die Führung seines ungeheuren Geschäfts in die Hände zweier junger Verwandten nieder, denen er vollkommenes Vertrauen schenken konnte, und faßte den Entschluß, Italien und das mittägliche Frankreich zu bereisen. Italien vermochte ihn nur wenige Monate hindurch zu fesseln; er begab sich nach Hyères an der Küste des mittelländischen Meeres, und das reizende Klima dieses glücklichen Himmelsstriches sagte ihm so ungemein zu, daß er sich geneigt fühlte, hier den Rest seines Lebens zuzubringen. Er kaufte eine angenehme Besitzung in der Nähe der Stadt, und sein Haus, oder vielmehr Schloß wurde bald der Schauplatz einer edeln und unbeschränkten Gastfreundschaft.

Georg Stulz war in der That ein unermeßlich reicher Mann; aber weder seine Tonnen Goldes, noch die allgemeine Verehrung, welche man ihm in seiner Zurückgezogenheit zollte, ließen ihn jemals die Mühen und Beschwerden vergessen, welche den Anfang seiner glänzenden Laufbahn begleitet hatten. Nie sprach ein Armer oder Unglücklicher vergebens seine Hülfe an, sondern Allen, wenn sie es nur irgend verdienten, stand sein Herz oder seine Börse offen. Nie vergaß er sein Vaterland, aber zugleich betrachtete er Frankreich als seine zweite Heimath, und vergalt die Annehmlichkeiten, welche ihm der milde Himmel und das herrliche Klima dieses Landes gewährten, mit einer Fülle von Wohlthaten, welche den Bewohnern, und namentlich seinen näheren Umgebungen, zu gut kamen.

So hatte er z. B. mit Mißfallen bemerkt, daß die protestantischen Einwohner des Distriktes Toulon und Hyères die Wohlthaten der Religion entbehren mußten, weil es ihnen an Mitteln fehlte, einen Geistlichen zu besolden. Sofort stellte er sich an die Spitze einer Gesellschaft, welche eine protestantische Kirche zu Tou-

Digitized by Google

lon gründete, und setzte dafür eine so bedeutende Summe aus, daß dem Uebelstande für immer ein Ende gemacht ward.

Seine Sorgfalt erstreckte sich auf noch viele andere Dinge von minderer Wichtigkeit, die alle aufzuzählen zu weitläufig sein würde. So bestimmte er, um nur Einiges anzuführen, eine Summe von zehntausend Francs zur Herstellung eines Brunnens, dessen Mangel schon längst in einem Stadtviertel von Hyères fühlbar geworden war, ohne daß sich bis dahin die Mittel zur Abhülfe gefunden hätten. Ferner gab er, ohne auf den Religions-Unterschied Rücksicht zu nehmen (er war Protestant), ansehnliche Summen zur Gründung katholischer Kirchen, Denkmäler und Stiftungen.

Auch das Krankenhaus zu Hyères erfreute sich seiner thätigen Unterstützung, indem er der Verwaltung desselben reiche Gaben zufließen ließ. Selbst auf die Zeiten nach seinem Tode hatte er Rücksicht genommen, indem er, nicht zufrieden, bei Lebzeiten Wohlthaten rings um sich her zu spenden, der Stadt Hyères in seinem Testamente ein bedeutendes Legat vermachte, dessen Zinsen dazu verwendet werden sollten, eines der merkwürdigsten Monumente christlicher Baukunst, die Kirche des cordeliers, im Stande zu erhalten, welche ohne seine Hülfe unfehlbar langsam ihrer Zerstörung entgegen gegangen wäre. Und dieser Verlust hätte in der That beklagenswerth genannt werden müssen, indem das Gebäude nicht nur an sich als Denkmal einer weit zurückliegenden Vergangenheit, sondern auch durch historische Erinnerungen das Interesse in Anspruch nahm, wie es denn z. B. dieselbe Kirche war, in welcher der heilige Ludwig bei seiner Rückkehr vom Kreuzzuge sein erstes Gebet wieder auf vaterländischem Boden verrichtete.

Während Stulz auf diese Weise seine Anwesenheit zu Hyères mit Wohlthaten bezeichnete, vergaß er keineswegs das Land seiner Geburt, sondern überhäufte es mit Geschenken, die seiner ganzen Heimath zum Segen gereichten. Sein Trieb zum Wohlthun war in der That unerschöpflich. Nur beiläufig mögen die großen Summen erwähnt werden, welche er den Armen von Kippenheim und Heiligenzell spendete, ohne auf den Unterschied der Religion Rücksicht zu nehmen. Wichtiger erscheinen die dauernden Stiftungen, welche mehr als Alles sein von Zeit und Umständen ganz unabhängiges, von Güte und Wohlwollen überfließendes Gemüth bezeugen. Am 1. November 1829 führte Stulz den Entschluß aus, in Kippenheim ein Hospital zu gründen, in das heimische und fremde Kranke ohne Unterschied des Glaubens aufgenommen und verpflegt werden sollten. Eine besondere Klausel in der Stiftungs-Urkunde lautet, daß dieses Hospital vorzugsweise für solche arme reisende Handwerksbursche bestimmt sein solle, die unterwegs von Krankheit und Elend befallen würden, und daß daher zu Aufnahme derselben fortwährend drei mit allem Nöthigen wohl versehene Zimmer im Stande erhalten werden sollten. Am 8. Januar schenkte er dem polytechnischen Institute und dem evangelischen Seminar zu Karlsruhe jedem eine Summe von über 20,000 Gulden. — Am 1. September 1831 setzte er eine Summe von 23,000 Francs aus, die zur Verbesserung, Ausschmückung und Erhaltung der Kippenheimer Kirche verwendet werden sollte. In demselben Jahre hatte er kaum vernommen, daß durch die Ueberschwemmungen des Rheines eine Anzahl armer Bauern zu Grunde gerichtet sind, als er ihnen auch sogleich eine Summe von 25,000 Francs überschickte, die wenigstens der äußersten Noth ein Ziel setzte. Am 30. December desselben Jahres trug er eine beträchtliche Summe zu der frommen Leopolds- und Sophiens-Stiftung zu Karlsruhe bei. Endlich, eine Menge kleinerer Geschenke und Stiftungen nicht zu erwähnen, setzte er am 14. April 1832 ein Kapital von 200,000 Francs aus, deren Verwendung zu guten und nützlichen Werken er der Bestimmung des Großherzogs von Baden überließ. Der Gesammtbetrag seiner sämmtlichen derartigen Schenkungen beläuft sich über 363,000 Francs, und bemerkenswerth dabei ist, daß manche derselben ihren Ursprung ohne Zweifel der Erinnerung an jene Zeit verdanken, wo der jetzt reiche Mann noch ein armer, mittelloser Handwerksbursch war. Als solche ist gewiß auch eine Summe von 2400 Francs anzusehen, deren Zinsen dazu verwendet werden sollten, alljährlich das Lehrgeld für einen armen Knaben, der ein Handwerk erlernte, zu bezahlen. Die erwähnte, dem Großherzog von Baden zugestellte Summe wurde zu Gründung eines Waisenhauses benutzt, welches den Namen des Stifters führt. Es werden darin, ohne Unterschied der Religion, immer vierzig arme, elternlose Kinder erzogen.

Eine so lange Reihe von Wohlthaten durfte nach der Meinung des Großherzogs von Baden nicht ohne eine besondere Erkenntlichkeit bleiben. Am 4. October 1831 übersandte er Georg Stulz das Kreuz des Zähringer Löwenordens, und machte diese Verleihung durch ein eigenhändiges Schreiben, welches die volle Anerkennung der von Stulz bewiesenen großartigen Wohlthätigkeit aussprach, noch außerdem besonders werthvoll. Ein zweites Schreiben vom 29. August des folgenden Jahres erhob Stulz in den Adelsstand und verlieh ihm die Erlaubniß, seinem Namen die Bezeichnung von Ortenberg hinzuzufügen, so daß er also von jener Zeit an Baron Stulz von Ortenberg genannt ward.

Obgleich Stulz noch kein sehr hohes Alter erreicht hatte, war dennoch seine Gesundheit seit einigen Jahren nicht die beste. Doch war sein Zustand keineswegs so bedenklich, daß man wirkliche und nahe Gefahr darin gesehen hätte. Am 17. November 1832 nahm jedoch sein Herzübel plötzlich einen bösen Charakter an. Um Mittag verlor er, nachdem er vorher mehrere auf sein nahes Ende bezügliche Bestimmungen getroffen hatte, völlig die Besinnung, und gegen acht Uhr Abends verschied er sanft und ohne Kampf. Dieser ganz unerwartete Tod versetzte ganz Hyères in die tiefste Bestürzung. Seinen irdischen Ueberresten wurde die höchste Ehre angethan. Die ganze Nationalgarde, die Ge-

Digitized by Google

richtsbarkeit und eine unzählige Menge von Bürgern jedes Ranges und Alters begleiteten ihn zu seiner Ruhestätte, um dem allgemein verehrten Manne einen letzten Beweis der Achtung und Liebe zu geben. An seinem Grabe wurden mehrere Reden gehalten, die seine Tugenden in das rechte Licht stellten, und manchem Auge Thränen entlockten. Das Merkwürdigste aber, wenn man den fanatischen Geist der Bewohner des südlichen Frankreichs berücksichtigt, war der Umstand, daß die Feierlichkeiten der Beerdigung von protestantischen Geistlichen abgehalten wurden, und daß die katholische Bevölkerung nicht nur keine Störung veranlaßte, sondern sogar mit der größesten Andacht und der lebhaftesten Theilnahme dem Leichenbegängnisse beiwohnte. Dies beweist mehr als Alles die Größe der allgemeinen Liebe, welche Georg Stulz durch seine Tugenden sich erworben hatte. Laute Segenswünsche folgten ihm nach, und auch wir mögen aus vollem Herzen rufen: „Friede seiner Asche! Er war ein edler Mann, und würdig, daß man seinem Beispiele folge!“ —

Die indische Azalie.

(Taf. 35.)

Einer der schönsten Ziersträucher, der neuerer Zeit mit besonderer Liebe kultivirt wird, in allen Farben vorkommt und vom Mai an bis in den hohen Sommer hinein seine prachtvollen Blüthen entwickelt, im Winter zwar im Freien aushält, aber gehörig gegen die Kälte geschützt werden muß, und um besser gedeihen zu können, eine eigenthümliche Erdmischung verlangt, auch häufig in Töpfen kultivirt wird, um ihn zu treiben, d. h. zu ungewöhnlich früher Jahreszeit im warmen Zimmer zur Blüthe zu bringen, ist die aus Indien stammende Azalie, die der Familie der Ericeen angehört und in die erste Ordnung der fünften Klasse des Linné'schen Systems eingereiht wird.

Die indische Azalie, Azalea indica, deren prachtvollen Blüthenzweig unsere Tafel zeigt, ist ein vom Grund an ungemein ästiger Strauch, dessen untere Aeste sehr lang und schwankend sind und zahlreiche, unregelmäßig gebogene, überhängende, kürzere Aestchen und Zweige tragen, die, so wie die Blattstiele, mit anliegenden borstenförmigen Spreublättchen dicht bekleidet sind. Die Blätter derselben sind länglich-lanzettförmig, spitz und ganzrandig, von $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$ Zoll lang und von $\frac{1}{2}$ — 1 Zoll breit, und auf beiden Seiten rauhhaarig, besonders aber auf der untern Seite. Die großen hochrothen Blüthen stehen einzeln an den Spitzen der zahlreichen kurzen Zweige und bilden so gewissermaßen mit diesen eine Doldentraube am Ende jedes Astes. Die Blumenkrone ist trichterförmig mit ungleichem fünfspaltigem Saum; 8 — 10 schönrothe, unten weißfleckige Staubfäden stehen auf dem untersten, etwas einwärts gebogenen Rand der Blumenkrone; die Staubbeutel sind dunkel-violett und öffnen sich an der Spitze in zwei Löcher.

Die indische Azalie ist mit ihren mannigfaltigen Spielarten nicht nur ein vorzüglicher Schmuck der Hinesischen und japanischen Gärten, sondern wird auch bei uns außerordentlich geschätzt und vielfach vermehrt. Der Boden, in welchem der schöne Strauch am besten gedeiht, besteht aus gleichen Theilen Laub- und Heideerde mit einem Viertheil seinen Flußsandes vermischt. Die Vermehrung geschieht durch die Aussaat des Samens, durch Stecklinge und Ableger, von welchen Verfahrungsarten, da der Samen bei uns selten zur keimfähigen Vollkommenheit gelangt, die letztere stets die sicherste ist. Man pflanzt zu diesem Behufe einen reich mit Zweigen versehenen Strauch in das Erdbeet eines Vermehrungshauses oder Kastens, und legt die Zweige, welche man wie bei den Nelkensenkern einschneidet, oder an der Stelle, wo sie Wurzeln machen sollen, etwas dreht, mittelst kleiner Häkchen in die Erde. Nach drei bis vier Monaten haben sich gewöhnlich Wurzeln gebildet; sie werden dann abgenommen und in kleine Töpfe verpflanzt, auf deren Boden kleine Kiesel gelegt werden. Um das Anwachsen zu begünstigen, thut man wohl daran, die jungen Ableger eine Zeitlang mit Glasglocken zu bedecken.

Die Blüthezeit der indischen Azalie fällt bei uns in die Monate April und Mai; die geisblattähnliche, A. periclymenoides, welche rosenrothe und gelbe Blüthen in großer Fülle trägt, währet bis in den Juni; die pontische, A. pontica, die in vielen Varietäten vorkommt und weiß blühet, wird von 4 — 5 Fuß hoch; die klebrige, A. viscosa, wird noch höher, blüht ebenfalls weiß und hält wie die gelbblühenden Arten, Azalea aurantiaca, calendulacea, coccinea und nudiflora, bis Ende Juli an.

Fig. 1 unserer Tafel zeigt einen Blüthenstengel der indischen Azalie; Fig. 2 die Blumenkrone; Fig. 3 die Stellung der Staubfäden; Fig. 4 den Fruchtboden; Fig. 5, 6, 7 Staubbeutel mit ihren Löchern, und Fig. 8 den quer durchgeschnittenen Fruchtboden.

Drei Tage am Orinoco-Strome.

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Mexiko, erzählt ein französischer Kaufmann, erhielt ich den Auftrag, einige Gegenden von Columbien zu bereisen. Ich übernahm die Sendung mit großer Freude, da ich hoffen konnte, meine von heftigen Fieberanfällen geschwächte Gesundheit durch die Luftveränderung wieder hergestellt zu sehen, und weil ich zugleich Gelegenheit bekam, die berühmten Ufer des Orinoco kennen zu lernen. Eine glückliche Fahrt brachte mich in wenigen Tagen nach Cumana, und von hier aus überstieg ich die Bergkette, welche die Llanos vom Meere trennt.

Die Llanos sind unermeßliche, vom Orinoco und seinen Zuflüssen durchströmte Ebenen, die sich wie ein glatter Teppich vor dem Reisenden aufrollen, das Auge

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

durch ihre Gleichförmigkeit ermüden, und dem Blicke keinen andern Ruhepunkt gewähren, als den fernen Horizont. Nichts ist so großartig und zugleich so einförmig, wie diese Ebenen. In der Regenzeit gleichen sie einem unendlichen See, aus dem nur hie und da Bäume und einzelne höher gelegene Plätze hervorragen. Wenn dann das Wasser abfließt, wird die ganze Ebene vom hochaufschießenden Grase und tausend üppigen Pflanzen bedeckt. Bald aber verschwindet unter der Gluth der Sonnenstrahlen dieser grüne Teppich, nirgends bleibt eine Spur von Vegetation, und nur Aschenhaufen bezeichnen die Stellen, wo Pflanzen geblüht haben.

Es war gegen das Ende der heißesten Jahreszeit, als ich die Llanos betrat. Man kann sich keinen trostloseren Anblick denken, als diese abgestorbene Natur ihn darbot. Kein Windstoß erfrischte die Luft; nur ein leiser Hauch fuhr von Zeit zu Zeit über den Erdboden hin, und hüllte uns in undurchdringliche Staubwolken. Hie und da bezeichneten ein Paar versengte Palmen das ehemalige Bett einer nun vertrockneten Quelle; sonst war nichts zu sehen, als ein dunkler, überall geborstener Boden. Glühend heiße, durch keine Wolken gemilderte Sonnenstrahlen fielen auf uns herab, und während die ungeheure Hitze die Augen angriff, verursachte der feine Staub auf der ganzen Haut die empfindlichsten Schmerzen.

Und doch hatte hier die wüste Landschaft den höchsten Grad von Trostlosigkeit noch nicht erreicht. Bald kam ich nämlich an eine Stelle, wo keine Palme mehr zu erblicken war, und wo ich unter dem glühenden Gewölbe eines stark geheizten Ofens mich zu befinden glaubte. Ich war entschlossen, umzukehren und meinen Reiseplan zu ändern; doch die Versicherung der beiden Indianer, die ich zu meiner Bedienung bei mir hatte, daß das Schlimmste bald überstanden sein würde, richtete mich wieder auf, und ich setzte, jedoch nur mit der größten Anstrengung, meinen Marsch fort. Endlich erblickten wir in der Ferne ein kleines Gebüsch, das auf eine nicht ganz versiegte Quelle schließen ließ; es bedurfte aber noch eines beschwerlichen Marsches von mehr als drei Stunden, um dasselbe zu erreichen.

Kaum waren unsere Esel an den ersten Baum festgebunden, so sprang ich über das Gebüsch, um mich in das Wasser zu stürzen; ich fand indessen nur noch einigen Schlamm, da der Teich fast ganz ausgetrocknet war. Ich hatte gedroht, meiner brennenden, von der Hitze ganz aufgerissenen Haut durch dieses Bad eine Erquickung zu verschaffen; statt dessen fühlte ich plötzlich einen heftigen Schlag an meinem Knie, als ob es von einer Flintenkugel getroffen wäre. Ich blickte um mich — nichts zu sehen, kein Ton zu hören. Da lähmt ein zweiter, heftigerer Schlag das ganze Bein. Kaum hatte ich noch so viel Kraft, meine Indianer zu rufen. Unterdessen verdoppeln sich die furchtbaren Schläge, und auf den stechenden Schmerz folgt eine völlige Erstarrung. In diesem Augenblicke erkenne ich die schwarzblauen Ringe einer scheußlichen Schlange, die mein rechtes Bein umschlungen hat. Auf mein Geschrei stürzen meine Indianer herbei, werfen mir einen Strick zu, und ziehen mich aus dem Schlamm. Das Thier läßt mich los, springt mit einem Satze in die Höhe, und verschwindet in der Tiefe.

Lange Zeit blieb ich unbeweglich und völlig erstarrt unter den Palmen liegen. Nach vier Stunden kehrten meine Kräfte endlich in so weit wieder, daß ich mich aufrichten konnte. Aber noch zwei Tage lang war ich so schwach, daß ich weder auftreten, noch mich auf dem Esel erhalten konnte, und nur durch die treue Sorgfalt meiner Indianer gelang es mir, in dieser Zeit einige Meilen weiter zu kommen.

Der Feind, der mich so unerwartet und heftig angegriffen hatte, gehörte nicht, wie sein Anblick vermuthen ließ, zu den Schlangen, sondern war eines jener Thiere, welche man mit dem Namen der elektrischen Aale bezeichnet. Seine Berührung verursacht allen Thieren eine so heftige Erschütterung, daß bisweilen selbst Pferde und Ochsen derselben erliegen, und es wäre sicher um mich geschehen gewesen, wenn das Thier Zeit gehabt hätte, mich noch mit einigen Ringen zu umspannen. Diese Aale sind, wie ich später erfuhr, in den Llanos so häufig, daß eine Landstraße verändert werden mußte, weil sie sich in einem Flüßchen in solcher Menge aufgehäuft hatten, daß in jeder Woche mehrere Pferde und Esel vor Betäubung umkamen.

Als ich wieder ganz hergestellt war und mit frischen Kräften meine Reise fortsetzte, sah ich mit Vergnügen, daß die Landschaft sich immer mehr belebte. Hier und da erschienen einzelne, zerstreute Häuser, in denen Heerdenbesitzer wohnten; sie standen bei ausgetrockneten Quellen oder am Ufer kleiner Bäche, deren Wasser sich unter Gesträuchen verbarg oder im Sande verschwand. Endlich näherten wir uns einer Hügelreihe, welche die Ufer eines kleinen Flusses bildete, und sich bis zum Orinoco erstreckte. Hier fanden wir wieder Gras, Sträucher und Bäume. Mit welcher Wonne begrüßten wir den leise rauschenden Flußwind, mit welchem Entzücken wateten wir durch den Fluß!

Jetzt hatten wir die Ufer des Orinoco erreicht. Hier gab ich meinen beiden Eseln, deren ich nun nicht mehr bedurfte, die Freiheit, und bestieg mit meinen beiden Indianern ein Schiff, das den Orinoco hinaufzuführen, um mehreren Niederlassungen Waaren zuzuführen. Der Eigenthümer dieses Schiffes war ein riesenhafter Neger mit feurigen, starren Augen, der lange unter den wilden Horden dieses Landes gelebt und Manches von ihren Sitten angenommen hatte. Seine Matrosen, acht an der Zahl, waren eines solchen Führers würdig; es waren Leute von allen Farben, und Einer erschien immer wilder als der Andere. Dennoch hatte ich keine Furcht, denn ich wußte, daß man vor diesen Leuten völlig sicher ist, wenn man ihnen Zutrauen beweist.

Es war gegen Ende des April, als wir uns auf dem unermeßlichen Strome einschifften. Die heißeste Jahreszeit nahte sich ihrem Ende; daher ließ der nie-

Digitized by Google

drige Wasserstand Felsen und Klippen hervorblicken, welche in den Sonnenstrahlen hell erglänzten. Die Ufer waren von gewaltigen Bäumen und dichtem Buschwerk eingeschlossen, durch welches hier und da wilde Thiere sich Bahn gebrochen hatten, um ihren Durst zu stillen oder ihrer Beute nachzugehen. Nur selten war ein Fels zu sehen, auf dem nicht Krokodile ausgestreckt gelegen hätten. Sobald diese Ungeheuer der Amphibienwelt Fleisch gekostet haben, verschmähen sie alle andere Nahrung; daher sieht man sie in jenen Dörfern, die den Ueberschwemmungen des Orinoco ausgesetzt sind, zur Zeit der starken Regengüsse ungescheut Menschen anfallen und wegführen.

Nachdem der Herr des Schiffes an mehreren Punkten angehalten und fast alle seine Waaren angebracht hatte, bemerkten wir eines Abends eine kleine Felseninsel, die sich nahe dem Ufer aus dem Wasser erhob. Hier legte das Schiff an, denn hier waren wir sowohl vor den Jaguars als vor den übrigen wilden Thieren sicher. Die Regenzeit war im Beginnen, und kündigte sich schon durch das wiederholte Rollen des Donners, durch leichte Regengüsse, durch die graue Atmosphäre und durch ein starkes Steigen des Wassers an. Auf der einen Seite sahen wir ein endloses Meer von Laubwerk, begränzt von hohen bewaldeten Hügeln, auf der andern die Fläche des gewaltigen Stroms; in der Luft aber schwirrten Millionen von Insekten, die uns mit ihren empfindlichen Stichen überall verfolgten.

Da ich mir an diesem Orte wenig Ruhe für die Nacht versprechen konnte, so fuhr ich mit meinen beiden Indianern in einem Kahne nach einem Granitfelsen hinüber, der sich nahe dem südlichen Ufer und in einer Entfernung von etwa vierhundert Schritten von unserer Insel fast senkrecht aus dem Wasser erhob. Der Fels hatte nur sechszig Fuß Höhe und war mit leichter Mühe zu ersteigen. Als ich auf dem Gipfel angekommen war, konnte ich mit der Hand einige herüber hängende Aeste eines Manguinos erreichen, der sich am Ufer über alle Bäume des Waldes erhob, und sich durch den Umfang seiner Krone, den hellen Glanz seiner Blätter und die unzählige Menge seiner riesenhaften Zweige auszeichnete. Ich zog einige derselben zu mir hernieder; vermöge ihrer eigenthümlichen Elasticität richteten sie sich wieder in die Höhe und erhoben mich von dem Felsen, auf dem ich gestanden, mit einem Male in die Mitte des Riesenbaumes. Mit leichter Mühe erreichte ich einen starken Ast, auf dem ich bequem fußen konnte.

„Welch eine herrliche Nacht könnte ich hier zubringen, mitten in diesem frischen grünen Tempel, fern von Insekten, Tigern und Krokodilen!“ sprach ich zu mir selbst. Und schnell war der Plan entworfen. Ich rief meine Indianer; sie ruderten nach dem Schiff zurück, holten meine Hängematte, halfen sie zwischen den Zweigen befestigen, und versprachen am andern Morgen nach Sonnenaufgang wieder zu kommen und mich abzuholen. Augenblicklich lag ich in der Hängematte. Das ferne Geräusch der Wogen, das Schreien der Tiger und Affen verschmolz zu einem fernen und eintönigen Gemurmel, das mich bald in Schlaf versenkte. Ich schlief die ganze Nacht hindurch, ohne daß meine Ruhe gestört worden wäre.

Als ich die Augen öffnete, empfand ich ein sehr peinliches Gefühl. Ich war naß bis auf die Haut, und das Leder meiner Hängematte war durch die Nässe so ausgedehnt, daß ich in einem Sacke zu liegen glaubte. Mit Mühe gelang es mir, mich aus meinem Gefängnisse zu befreien; aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich meine Blicke forschend umherwarf, und rings um mich her nichts als Wasser sah! Von dem Felsen, den ich erstiegen hatte, ragte nicht viel mehr als die Hälfte aus dem endlosen Meere hervor; die Insel aber, an der unser Schiff vor Anker gelegen hatte, war ganz überschwemmt. Kein Schiff, kein Kahn, keine Indianer waren zu sehen; Alles war verschwunden. Wie sollten mich meine Gefährten wieder finden? Wie mich entdecken in diesem Baume mitten im Wasser? Meine Lage war sehr bedenklich, aber ich war in diesem Augenblicke noch weit entfernt, alle Folgen meines leichtsinnigen Unternehmens zu ahnen.

Ich hatte Zeit, mein lustiges Gefängniß zu untersuchen. Es war geräumig genug; aber der Baum, auf dem ich mich befand, war kein Pisang, und wenn mich der Hunger erfaßte, blieb mir zum Stillen desselben nichts als die jungen Triebe der Blätter. Traurige Aussichten für einen Unglücklichen, der kaum vom Fieber genesen und dessen Glieder von der Feuchtigkeit erstarrt waren! Um mich ein wenig zu erwärmen, begann ich eine Wanderung über die schönen, grünen Zweige, die durch ihr dichtes Gestecht meinen Füßen einen sichern Pfad boten. Da sah ich plötzlich ein Paar feurige, metallartige Augen vor mir funkeln, und erkannte das Thier, gegen welches ich seit meiner frühesten Kindheit eine unüberwindliche Abneigung gehabt habe, nämlich eine Eidechse, aber eine Riesen-Eidechse von mehr als drei Fuß Länge. Dieses ganz unschuldige Thier verursachte mir einen solchen Schrecken und eine so entsetzliche Furcht, daß ich auf der Stelle umkehrte; aber jetzt erblickte ich auf der andern Seite einen zweiten Leguan, noch größer, als die erste, die mich, wie jene, ruhig betrachtete.

Um mich dem widrigen Anblicke zu entziehen, stieg ich bis in den Gipfel des Baumes. Ein unermeßlicher Ocean umgab mich rings herum; der Regen schlug mir in's Gesicht, der Donner rollte immer lauter. Ich suchte meinen wüthenden Hunger durch das Kauen einiger Baumblätter zu stillen; dann stieg ich wieder hinab, um einen starken Ast zum Ruhepunkt aufzusuchen. Meine beiden Tischgenossen, die Eidechsen, mußten meine Furcht errathen haben, denn trotz ihrer angeborenen Schüchternheit näherten sie sich mir. Schon war die eine nur noch zwei Fuß von mir entfernt, als ich allen meinen Muth zusammennahm und sie mit einem Zweige auf den Kopf schlug, worauf beide Feinde mit unglaublicher Schnelligkeit verschwanden. Seitdem hielten sie sich in ehrerbietiger Entfernung und blieben auf der andern Seite des Baumes.

Digitized by Google

Jetzt traten alle Schrecknisse meiner Lage deutlich vor meine Seele. Rings um mich her, im Waſſer ſowohl als in den Waldern, lebten große Horden wilder Thiere; nichts, ſo weit ich auch ſpähen mochte, erinnerte mich an die Gegenwart eines Menſchen. Die wenigen bewohnten Orte waren weit entfernt, alles Land war überſchwemmt, und die große Waſſerwüſte machte es meinen Leuten beinahe unmöglich, den Baum aufzufinden, auf dem ich mich befand. Offenbar hatten die Wogen in ihrem ſchnellen Andrang unſer Fahrzeug mit fortgeriſſen; vielleicht hatte es auch die Fluth mit Mann und Maus verſchlungen. Woher ſollte mir Hülfe kommen?

Unter dieſen Betrachtungen ſah ich die Nacht hereinbrechen. Ueber meinem Haupte ſchwebten unzählige Geier, und über dem Waſſer kreiſten ganze Schaaren von Reihern; die Flamingo's ſpielten im ſeichten Waſſer; auf den Felsblöcken kämpften Krokodile und Jaguars um die ungeſtalten Seekälber, und in den Bäumen ſprangen ganze Reihen von Affen umher. Je mehr die Finſterniß zunahm, deſto lauter wurde das Schwirren der Fledermäuſe und das Geſumme der Muskiten. In dieſem Getümmel mußte ich mein Nachtlager bereiten. Glücklicherweiſe fand ich ein Meſſer in meiner Taſche, mit welchem ich einige Zweige abſchnitt, um meine Hängematte zu ſtützen, die vom Regen immer mehr aus einander gezogen wurde, und mich im Schlafe zu erdrücken drohte. Endlich war ich von den Anſtrengungen des Tages ſo erſchöpft, daß ich wirklich einſchlief.

Die erſten Strahlen der Sonne, welche die zahlloſen Thiere um mich her erweckten, riefen mich zu neuen Sorgen und Schmerzen. Ein heftiger Wind hatte ſich erhoben; das Waſſer wälzte ſich in immer mächtigeren Fluthen heran und erſchütterte die Zweige meines Baumes. Nirgends war ein Schiff, nirgends ein menſchliches Weſen zu erblicken. Jetzt verließ mich auch die letzte Hoffnung. Wo ſollten mich meine Gefährten ſuchen, wie mich auffinden in dem dichten Nebel, der Alles einhüllte? Das Geſchrei eines Kindes mitten im Getöſe des Sturmes wäre eher zu vernehmen geweſen, als meine Stimme in dieſem Toben der Elemente. Ich war ohne Nahrung, ohne Obdach; ich wußte, daß dieſe Nebel oft mehrere Wochen lang anhalten; meine Fieberanfälle kehrten in größerer Heftigkeit, als je, zurück. So verlebte ich einen ſchrecklichen Morgen, von quälenden Schmerzen geſoltert, völlig unbeweglich, durch Krankheit, Hunger und Angſt geſchwächt, von der dichteſten Finſterniß eingehüllt. Dicke, ſchwere, vom Nebel gebildete Tropfen fielen langſam auf meine Stirn; aber ſelbſt mit der größten Anſtrengung vermochte ich nicht, eine Handbreit über die Gränzen meines engen Käfigs wegzuſehen.

Plötzlich drang ein dumpfes, nicht gar fernes Gemurmel durch die dichte Nebelluft an mein Ohr. Ich erhob mich langſam, und unterſchied bald das Geſchrei eines Jaguars. Gleich darauf entſtand ein Geräuſch in den Blättern, einige Zweige brachen, und es fiel etwas dumpf niederwärts. Ich fühlte das Gefährliche meiner Lage, und rief meine ganze Kraft zurück. Bewaffnet mit einem Zweige, den ich am Abend vorher abgeſchnitten, wandte ich mich nach der Richtung, aus der das Geräuſch kam. Der Lärm verdoppelte ſich, die Aeſte krachten, indem ſie ſich niederbeugten, und nach einigen Minuten fiel ein gewaltiges Thier herab, und plumpte in das Waſſer. Fünf Minuten lang hörte ich noch den Jaguar, deſſen Stimme ich nun deutlich erkannte, brüllend gegen die Fluthen kämpfen, dann aber verſank Alles wieder in tiefes Schweigen. Offenbar hatte das Thier meine Nähe gewittert und den Aſt, auf dem ich mich befand, zu erreichen geſucht; jetzt aber konnte ich hoffen, daß entweder der Strudel den Tiger mit fortgeriſſen, oder daß die Krokodile da unten Gerechtigkeit geübt haben würden.

Ausgehungert, wie man es nach einem heftigen Fieberanfall zu ſein pflegt, beſchloß ich, eine der beiden großen Eidechſen zu opfern, die meinen Zufluchtsort mit mir theilten. Es blieb mir keine andere Wahl, als vor Hunger zu ſterben, oder eins dieſer Thiere zu verzehren, die mich anfangs ſo erſchreckt und mir einen ſo entſetzlichen Ekel verurſacht hatten. Ich begann die Jagd, ſobald der Nebel ſich zertheilte; aber die Nähe des Tigers mußte den Eidechſen eben ſo furchtbar geweſen ſein, wie mir, denn ſie hatten ſich in einen völlig unzugänglichen Winkel zurückgezogen. Als ich zu meinem Lager zurückgekehrt war, fegte ein leiſer Wind über die Oberfläche des Waſſers, und zerriß den Nebelſchleier, der die endloſe Waſſerwüſte meinen Augen entzogen hatte. Aber ſo eifrig ich nach allen Seiten hin ſpähte, nichts war zu ſehen, was meine Hoffnung hätte beleben können.

Als ich den Blick auf den unglückſeligen Felſen richtete, der mich auf den Baum geführt hatte, gewahrte ich zu meinem größten Schrecken den Jaguar, der bereits einen Angriff auf mich verſucht hatte, und der auf eine wunderbare Weiſe dem Tode entronnen ſein mußte. Er war noch ganz naß, und offenbar darauf bedacht, wie er ſicherer, als das erſte Mal, ſich mir nähern könnte.

Seine glühenden Augen waren auf den Baum gerichtet, deſſen Zweige auf ſeinen Kopf herabhingen; unbeweglich und lauernd ſtand er da; er ſchien ſeine Kräfte und ſeine Geſchicklichkeit zu prüfen, und nur zu fürchten, daß die Zweige noch einmal an ihm zum Verräther werden und ihn in's Waſſer ſtürzen konnten. Endlich beſchloß er einen andern Angriffsplan; ich ergriff mein Meſſer und den zugeſpitzten Zweig, und ſtellte mich dem Feinde muthig entgegen.

Der Tiger war an den Stamm des Baumes hinabgeſprungen, und verſuchte ihn zu erklettern, indem er ſich mit ſeinen langen Krallen an die glatte Rinde feſtklammerte und langſam aufwärts ſtieg. Ich erkannte den Vortheil, den mir dieſe Stellung meines Feindes gab, und ging ihm bis an den Stamm entgegen. Hier beſchloß ich ihn zu erwarten. Ich ſah, wie er langſam und vorſichtig ſeine Hinterpfoten hob, und alle Kraft und Gewandtheit ſeines Körpers anwendete,

Digitized by Google

um mir näher zu kommen. Die spitzen Nägel seiner Tatzen waren tief in die glatte Rinde des Baumes eingedrückt, und so näherte er sich Schritt vor Schritt, das Auge voll Blutdurst auf seine Beute gerichtet. Ich hatte meine Knie in die Ecke gestemmt, welche der Ast, auf dem meine Hängematte war, mit dem Stamm des Baumes bildete. Trotz der Gefahr meiner Lage konnte ich nicht umhin, die Gewandtheit, Schlauheit und Kraft meines Gegners zu bewundern. Bald war er mir so nahe, daß der Athem aus seinem weit geöffneten Rachen mich glühend anwehte, und wenige Augenblicke darauf berührten seine Vorderpfoten fast meine Hand. Jetzt stieß ich die Spitze meines Messers in den Baum, und versetzte ihm mit dem Baumast einen derben Schlag auf den Kopf. Ein dumpfes, tiefes Geheul war die Antwort; aber er verlor auch nicht einen Zoll Raum, um einem zweiten Schlage auszuweichen, sondern machte nur eine kleine Bewegung seitwärts, um sich hinter einem Aste sicher zu stellen.

Jetzt sah ich, daß die Art der Vertheidigung, die ich bisher angewendet, mir nichts mehr nützte, und ich versuchte daher, meinen Spieß dem Tiger in den Rachen zu bohren. Dies verursachte ihm einen so empfindlichen Schmerz, daß er einige Schritte zurück wich. Schon hoffte ich, er würde bei dieser Gelegenheit hinabstürzen; leider aber gelang es ihm, sich fest zu halten. Er versuchte darauf, indem er eine seiner Tatzen ausstreckte, einen Ast zu ergreifen, der seitwärts von dem war, auf welchem ich mich befand. Wenn ihm dies gelang, so war er in gleicher Höhe mit mir und ich unrettbar verloren. Schon berührten seine fünf ungeheuren Krallen mein Knie; sein keuchender Athem verrieth die Anstrengung, die es ihm kostete, mich zu erreichen; da ergriff ich das Messer, beugte mich nieder, und bohrte ihm die spitze Klinge in's Auge. Das Thier stieß einen langen, furchtbaren Angstschrei aus und versuchte, mich mit seiner Tatze zu fassen, riß mir aber nur die Haut, doch so, daß das Blut aus der Hand floß. In dem Augenblicke stieß ich dem Jagnar den Spieß in die blutende Augenhöhle, und drückte mit dem ganzen Gewicht meines Körpers nach. Das Thier wich vor dem entsetzlichen Schmerz zurück, und ein langes und dumpfes Geheul verrieth seine ohnmächtige Wuth.

Vertrauen und Muth kehrten in meine Seele zurück. Bald war der Tiger so weit von mir entfernt, daß ich ihn nicht mehr erreichen konnte. Dennoch verließ er mich mit keinem Blick. In seinem Ingrimm setzte er die seinem Geschlechte eigenthümliche Klugheit aus den Augen, racheschnaubend suchte er mich zu erfassen, nahm einen Anlauf, sprang auf einen Zweig in meiner Nähe, und erhielt von meinem Spieß einen so nachdrücklichen Schlag auf den Kopf, daß er augenblicklich in den Fluß hinabstürzte. Sein Schicksal war bald entschieden, denn sobald er im Wasser anlangte, fielen mehrere Krokodile, die unsern Kampf aus der Ferne beobachtet hatten, über ihn her und verzehrten ihn.

Nun konnte ich wieder mit Ruhe um mich blicken. Noch immer ruhte der Nebel auf entfernteren Gegenden, noch immer war nichts zu sehen, was mir Rettung verheißen konnte. Ich wurde vom heftigsten Hunger und Frost geplagt und zitterte an allen Gliedern. Meine Schlafkameraden, die ich trotz der ansänglichen Furcht nachgerade als Freunde zu betrachten anfing, die Eidechsen, waren verschwunden und kamen nicht wieder zum Vorschein. So blieb mir nichts übrig, als wieder einige Bambusblätter zu kauen; aber obgleich sie meinen Magen füllten, so milderten sie doch nicht das Verlangen nach nahrhafter Speise. Die großen Schildkröten, die auf dem nahen Felsen lagen, reizten meine Eßlust auf's höchste; aber ich durfte es nicht wagen, mich dem hungrigen Zahn der vielen in der Nähe hausenden Raubthiere preiszugeben. Auch durfte ich nicht hoffen, daß der feuchte, schlüpfrige Felsen, auf welchem selbst der Jaguar nur mit Mühe hatte stehen können, meinen Schritten einen festen Halt geben würde. Ein Fehltritt aber genügte, mich in den Rachen der Krokodile zu bringen.

So blieb mir nichts übrig, als in meinem Kerker auszuharren, allen Leiden des Hungers und der Kälte preisgegeben. Immer deutlicher erkannte ich das Trostlose meiner Lage, und es bedurfte aller Kraft und Festigkeit meines Geistes, um mein Vertrauen auf Gottes Hülfe aufrecht zu erhalten und nicht in völlige Verzweiflung zu versinken. Meine Indianer, die einzigen lebenden Wesen, von denen ich Rettung erwarten konnte, waren entweder umgekommen, oder das Schiff war sehr weit stromabwärts getrieben worden; wenn sie nicht bald erschienen, so erlag ich dem Hunger und der Mattigkeit. Um aber kein Mittel zu meiner Rettung unversucht zu lassen, schnitt ich einen langen, geraden Zweig ab, an dessen Spitze ich ein weißes Tuch befestigte. Kaum hatte ich jedoch diese Fahne am höchsten Gipfel des Baumes aufgesteckt, so wurde das Tuch von einem so heftigen Regenguß durchnäßt, daß es sich nicht mehr bewegte, und also auch vom Flusse aus kaum wahrgenommen werden konnte.

Die dritte Nacht fand mich noch immer in meinem seltsamen Gefängniß, eingewickelt in meine Hängematte, und abwechselnd von nagendem Hunger, brennendem Durst und den heftigsten Kopfschmerzen gemartert. Kein Lichtstrahl, auch nicht der kleinste Stern drang durch den dichten Nebel. Wie lang erschien mir diese Nacht! Wie langsam schlichen die Stunden dahin! Nicht einen Augenblick genoß ich eines erquickenden Schlummers; stechende Schmerzen zuckten durch meine erstarrten Glieder; sie waren das einzige Gefühl, durch welches ich mir des Lebens klar bewußt wurde. Von Zeit zu Zeit ertönte das Geschrei der wilden Thiere aus dem Innern des Waldes und aus der Tiefe des Wassers. Auf diese Töne der Mordgier folgte dann eine Todtenstille, die mir noch schrecklicher erschien. Die Nacht dünkte mir von ewiger Dauer.

Endlich fegte der Wind durch den Nebel, und zeigte mir im Osten einen röthlichen Streifen. Den Blick

Digitized by Google

fest gerichtet auf diese, wie ich meinte, mein Grab beleuchtende Morgenröthe, schaute ich in's Weite, ohne Hoffnung und Vertrauen, und hörte das lange Rollen des Donners, der seine Stimme mächtig erschallen ließ. In den Zwischenräumen glaubte ich zuweilen ein anderes Geräusch zu vernehmen, ähnlich dem Wiederhall eines Feuergewehrs. War es Täuschung? Betrog mich meine Einbildungskraft? Doch immer wieder ließ sich derselbe Ton hören. Wahrscheinlich verfolgten wilde Indianer am Ufer des Orinoco ihre Feinde. Was kümmerten sie mich? Waren es doch nicht meine Gefährten, von denen allein mir Rettung kommen konnte.

Ich verfiel wieder in eine gänzliche Abspannung. Schon fingen meine Glieder an, mir den Dienst zu versagen, und ich konnte mich nicht mehr aufrecht erhalten. Erschöpft legte ich mich nieder, und wenn auch mein Puls in diesem Zustand lebenden Todes noch zu schlagen fortfuhr, so hatten meine Gedanken doch aufgehört.

Plötzlich dringt der Schall von Flintenschüssen in mein Ohr; ich erwache aus meiner Erstarrung, erhole mich, rufe — Niemand antwortet. Jetzt ertönt ein zweiter Schuß, aber viel näher. Der schnelle Wechsel von gänzlicher Verzweiflung zu neu erweckten Hoffnungen ergreift mich so mächtig, daß ich vor Freude fast die Besinnung verliere. Da trifft ein dritter Schuß mein Ohr, und in demselben Augenblicke sehe ich einen Kahn um den Felsen herumbiegen. Es sind meine Indianer — ich erkenne sie deutlich; der Herr des Schiffes steht am Steuerruder. Ich versuche zu schreien, aber die Bewegung meines Innern erstickt meine Stimme. Der Kahn lavirt nach allen Richtungen; die treuen Indianer suchen mich. Von Zeit zu Zeit schießen sie eine Flinte ab, um mir ihre Gegenwart kund zu thun. Endlich nähern sie sich meinem Baume. Mit Anstrengung aller Kräfte gelingt es mir, einen langen Schrei auszustoßen, und einen Augenblick darauf erschallt das Echo ihrer lärmenden Stimmen. Sie binden den Kahn mit Stricken an den Baum, tragen mich hinab, und sind herzlich erfreut, mich noch lebendig anzutreffen, nachdem sie zwei und einen halben Tag auf dem Wasser zugebracht haben, um mich aufzusuchen.

Und diese Menschen werden von allen Reisenden mit dem Beinamen „Räuber des Orinoco“ bezeichnet.

Seebild.

„Herr, was haben verbrochen die Mütter
„Und was haben die Bräute gethan,
„Deren Verlobte und Söhne hier liegen,
„Dort die Waisen, schlummernd in Wiegen?“
Aber, als er so düster gefragt
Hat der Himmel düster geschwiegen.
Blitze nur kreuzten im Westen fern,
Und er ehrte schweigend die Wege des Herrn! —

Bechstein.

Es war am 19. October 1827, als vor der Bai von Navarin die vereinte Flotte von England, Rußland und Frankreich mit mildem Südost kreuzte. Bald sah man durch die schmale Einfahrt die weißen Häuser von Nauplia, mit den bequemen Terrassen, über welchen schirmend die Pinie den breiten dichten Wipfel wölbte und der Zypresse schlanke Pyramide im Winde sich wiegte, dann wieder verdeckten die barocken Felsen der Insel Sphacteria die herrliche Landschaft. Ueber ihr aber flatterten tausend rothe Wimpel und gaukelten wie bunte Schmetterlinge die Farben der rasch erscheinenden und verschwindenden Signalflaggen von der türkisch-ägyptischen Flotte, die dahinter in der sichern, geräumigen Bai lag.

Auf der englischen Fregatte Darmouth stieg der wachhabende Lieutenant mit langen Schritten über die Kampanie hin und her, bald nach der Asia, auf der Admiral Stopfort seine Flagge gehißt hatte, bald nach dem französischen Admiralschiff, der Syrene, ungeduldig blickend. Wird's bald, ihr Herren? brummte er; sie fassen den dünnen Kapudan Pascha mit Glacehandschuhen an, während er das Blechsäuskel eines Steigreifritters trägt. Wären wir allein, so wäre der Tanz aus, ehe die guten Leute ihre Plane dazu mit Stecknadeln auf der Karte ausstechen! — Das Schiff schwankte plötzlich, und die Segel klitten an den Mast. He, fuhr der Offizier auf, wer Teufel ist da am Steuer? Auf mit dem Rad, sag ich! Du bist's, Robsart, frug er, über die Gallerie zum Helmstock sich herabbeugend, sonst unser bester Steurer? Was meinst du, wenn die Franzosen das gesehen hätten!

Verzeihung, Sir, tönte eine tiefe Stimme herauf, aber der kleine Breitpfeil konnte das Rad nicht gewältigen.

Wer heißt denn Breitpfeil steuren? frug der Offizier zurück: der soll den Weg von der Pulverkammer nach Nro. 5 studiren, daß er nicht stolpert, wenn er Patronen zutragen muß.

Ja, Sir, aber ich habe nur meine Knöpfe an der Jacke abzählen wollen, ob wir auch etwas mitspielen dürfen, oder ob die weißen Betttücher, die die Froschfresser aufhissen, alles allein schlucken werden.

Nun, was sagt denn prophetisches Wammes? — Wir thun auch mit; aber, mit Verlaub, ich dächte, es wäre angerichtet, und Jeder hätt' sein Besteck bei sich; warum langen wir nicht zu, ehe es kalt wird?

Nur Geduld, entgegnete der Lieutenant, mach es wie unsere Kanonen, die schweigen mausstill, bis es gilt, dann erst thun sie, wie es gesetzten Personen geziemt, das Maul auf, bälder nicht!

Breitpfeil stellte sich vor den Offizier, berührte seinen blanken Lederhut und rapportirte mit komischem Ernst: „Signal auf der Asia, Sir!“ dann drehte er sich und huschte mit der Geschmeidigkeit eines jungen Panthers zum Kokpit, den Signalmann zu beordern. „Blauer Schwalbenschwanz über Gelb — Kapitäne zum Admiral gerufen,“ meldete er dann in der Kajüte, ehe noch das Zeichen auf Deck erkundet war.

Schnell waren die Raaen gebraßt, und am Steuerbord wiegte sich das Gig des Kapitäns, drin stehend,

Digitized by Google

die Hand am Hut die Ruderer warteten. Ein dreimaliger Pfiff gellte, Kapitän Richard Oughton trat in's Boot und sprach, die Leute freundlich grüßend: Asia! die Ruder sanken in's Wasser, und wie ein belebtes Wesen glitt das flüchtige Ding dahin.

Es waren etwa sechs Jahr vergangen, als der Darmouth, in der Nordsee kreuzend ein kleines Boot tristig fand, in welchem die Leiche eines alten Fischers, den augenscheinlich ein Schlagfluß getödtet, und ein etwa zweijähriger Knabe, lagen. Aus dem Kinde war nichts zu bringen, als daß der Todte sein Großvater sei, sonst war kein Zeichen vorhanden, aus dem Heimath oder Eltern des Kleinen zu ermitteln gewesen wären. Der Darmouth konnte seinen Lauf nach den Antillen nicht unterbrechen; so ward dem Kinde von Robsart, dessen Sally ihm den Tod seines Buben an Bord gemeldet hatte, der breite, königliche Pfeil, der alles der Krone England eigne Schiffsgut bezeichnet, auf die gewölbte Brust geäzt, und ihm unter dem Namen „Breitpfeil“ in den Schiffsbüchern seine Ration jeder Art gesichert. Der Knabe gedieh, in seiner rauhen Wiege von Stürmen geschaukelt und von Matrosen gepflegt, herrlich. Der Geistliche des Darmouth, Mr. Glenlyon, der, des Kapitäns Studienfreund von Cambridge her, nicht von ihm und dem Schiff ließ, unterrichtete ihn in Religion, Lesen, Schreiben u. s. w. während der alte Geschützmeister ihm Arithmetik, Mathematik und Schiffahrtskunde dozirte. Durch den Wechsel erhabener Naturscenen, durch die Umgebung von ein Paar Hundert furchtloser Eichenherzen war dem Knaben ein unerschütterlicher, kalter Muth eigen geworden, und Selbstverläugnung als höchste Zierde stets vorgehalten, welchen Eigenschaften Mr. Glenlyon stets eine höhere Beziehung zu geben trachtete. Ein junger Jaquarete, den Kapitän Oughton zu Buenos Ayres geschenkt bekommen hatte, war sein Spielkamerad, und die furchtbare Bestie wagte nie, die angebovene Wuth zu zeigen, weil ihr rollendes Auge keinen furchtsamen Blick auf dem ganzen Schiff erspähen konnte, und vor Allen Breitpfeil sie stets mit dem vollen Bewußtsein überlegner Kraft behandelte.

Doch bis nach zehn Uhr des folgenden Morgens ward die Geduld der kampfmuthigen Matrosen des Darmouth geprüft, dann aber dubliete die Asia die Felsspitze des Ufers und fuhr stolz mitten im Fahrwasser in die Bai ein; ihr folgten der Albion und Genua, dann trat die Syrene, Admiral de Rigny's Schiff, in die Reihe, der die Armida und der Trident sich anschlossen, zulezt segelten die Russen, den Asow an der Spitze. Links, am Felsgestade krochen türkisch zwei Goeletten und mehrere Kanonenböte dahin, die, so wie die Flotte einfuhr, lebendiger wurden, und sich ihr zu nähern suchten. Kapitän Oughton beobachtete diese Fahrzeuge scharf, konnte indeß nichts Verdächtiges an ihnen entdecken, als Breitpfeil, der mit dem Tubus neben ihm stand, ihn auf einen feinen Rauch aufmerksam machte, der aus der Kajüte des einen Kanonenboots aufstieg. Entweder, meinte er, will der Bursch nicht mitspielen, oder — —

Nun was? frug der Kapitän.

— es sind Brander!

Wahrhaftig, der Bube könnte Recht haben, rief der Kapitän; Mister Smith, lassen Sie die Lansche bemannen, und visitiren Sie gefälligst die Dinger da.

Kaum aber näherte sich die Lansche den verdächtigen Fahrzeugen, als eine Gewehrsalve auf sie losprasselte, und einen Mann im Vorderbug tödtete. Zugleich begann das türkische Admiralschiff Esnina gegen die Syrene zu kanoniren, und diese legte sich Raa an Raa neben den Kapudan Pascha; ehe fünf Minuten vergingen, war das Gefecht auf der ganzen Linie losgebrochen. Der Darmouth legte mit vollen Breitseiten die beiden wüthend sich vertheidigenden Goeletten back, indeß das eine Kanonenboot von der französischen Brigg Alcyone gefaßt wurde, das andere aber entfloh, sich an die französische Fregatte Scipio hakte und hell aufodernd dies Schiff in furchtbare Gefahr brachte, welche nur mit Noth und der äußersten Anstrengung vermieden ward.

Die ägyptisch-türkische Flotte säumte in weitem Halbkreis die Bai; rechts vier Dreidecker, im Fond zwanzig Fregatten von fünfzig bis sechzig Kanonen, links neune mit je achtundvierzig Geschützen; dahinter ein Mastenwald von Transportschiffen und kleineren Kriegsfahrzeugen. Der Darmouth suchte im Grund des Halbmonds eilig die ihm zugewiesene Stelle zu gewinnen, da das eben geendete Vorspiel ihn einige Kabellängen zurückgehalten hatte. Von seinem Deck übersah man die ganze Schlachtlinie, eine solche Zahl von Schiffen, wie kein alter Seemann sie je im Kampf mit einander auf so engem Raum gesehen hatte. — Seht, die Syrene, wahrlich, das Ding ist lecker! Legt sich da zwischen zwei Sechziger hinein, wie ein Schultheiß in den Lederstuhl! Das heiß ich ein prächtig Ankern, rief Robsart neben seiner Kanone stehend. Das russische Admiralschiff Asow stand jetzt dem Darmouth gegenüber zwischen einem Dreidecker und zwei Fregatten geklemmt, und hatte bereits zwei Masten verloren. Graziös, wie ritterlich grüßend, neigte sich jetzt die Fregatte. Feuer, Steuerbord! hallte es vom Quarterdeck, und unter wildem Hurrah entlud sich die Breitseite.

Der Kampf raste jetzt mit blutiger Wuth, und zwei Hängestühle konnten kaum die Verwundeten hinunter fördern in den Raum, wo der Schiffsarzt mit seinen Gehülfen ihrer harrte. Sausend fuhr eine Stangenkugel durch eine Spiegelstückpforte, riß einen Mann mitten durch und schlug schmetternd an den Mast, dessen zischende Splitter noch zweie verwundeten.

Nehmt das da weg, sprach ruhig der Hochbootsmann, auf die zuckende, zerrissene Leiche deutend, es stört etwas die Aufmerksamkeit. — Was kräht denn da für ein junger Hahn, frug er weiter, als ein durchdringendes Geschrei in der zweiten Batterie erscholl.

Pad hat seine Hand beim Laden auf der Kanone

Digitized by Google

vergessen, antwortete ein Midshipmen, und kommandirte ruhig, mit dem Degen winkend: Feuer.

Sieh, entgegnete ein alter Matrose, Paddy, das hältest du nicht thun sollen! Hurtig weg, wenn die Kugel auffährt. Aber schreien wie eine Möve darfst du gar nicht; wenn du satt hast, mach mir die Andern nicht ekel — jetzt geh, und laß dir den Stummel einwickeln.

Der Asow hatte Lust bekommen, und die Aegyptier schienen sich des rüstigeren Feindes um jeden Preis entledigen zu wollen, um dann mit dem übel zugerichteten Russen kurzes Spiel zu machen. Die Fregatte Nur-Mahal kappte also ihr Kabel und ließ sich auf den Darmouth lostreiben, willens, ihn zu entern. Es war ein Anblick, der auch den festesten Muth ernst prüfte; aus dem blaulichen Pulverdampf rückte das türkische Gallionsbild, eine gräuliche, roth angestrichene Chimäre mit grünen Augen langsam vor, darüber ein junger, blau gekleideter Türke, mit scharfen Zügen und vor Kampfwuth blitzenden Augen, seinen Hataghan wild schwingend, hinter ihm nackte, wuthheulende Neger und Levantys, mit Enterbeilen, Säbeln und Dolchen bewaffnet. Auf Pistolenschußweite sandte ihm der Darmouth seine volle Breitseite, zwischen Wind und Wasser zu, eben, als das türkische Bugspriet sich in die Wante des Besanmastes schieben wollte. Ein gellendes, grauses Geschrei übertönte für einen Augenblick selbst den Donner der Kanonen, dann schien das schreckliche Gallionsbild sich, rückwärts geneigt, zu erheben, um im nächsten Augenblick in den hochauf rauschenden Wogen zu versinken. Aus dem Schwall des schäumenden Strudels aber erhoben sich Hunderte rettungflehender Arme und kahler Häupter, die nach Kräften aufgefischt wurden.

„Brav, meine Eichenherzen," rief Kapitän Oughton, das Blut, welches reichlich ihm aus einer Stirnwunde quoll, die ein Splitter gerissen, mit dem Tuch aus den Augen wischend, „das russische Admiralschiff ist gerettet! Jetzt schickt dem Brakim da vor uns noch ein halb Hundert Kugeln zwischen Wind und Wasser, so ist er gahr wie Beefsteakes."

Mit unheimlichem Sausen schlug in diesem Augenblick eine gewaltige Bombe am Hauptmast nieder, zersplitterte die große Raa und fiel dröhnend auf's Deck, mit sprühendem, zischenden Zunder. Schreckstarrend, der alles zerschmetternden Explosion athemlos harrend, stand Jeder, als Breitpfeil auf die Knie sich warf und das Ungethüm zur Speigate hinaus in's Meer rollte. Habe die Hand verbrannt; will den Doctor um Salbe bitten, lachte er dann unbefangen, und sprang die Luke hinab.

Es war Abends halb sechs, als die ganze türkische Flotte, rhedelos, den Kampf aufgab, und ihre Befehlshaber die übrige Mannschaft zur Zerstörung der eigenen Transportschiffe hetzte, welche bald zu ungeheurer Gluth aufloderten. Am Ufer hin zogen andere, wüthende Banden, Dörfer und Landhäuser anzündend und plündernd. Von mehr als zweihundert Schiffen mit dem Halbmond waren nur einundzwanzig bei Sonnenuntergang segelfähig. —

Die herrliche, klare, blaue Bai glich, bis in den Grund von hunderttausend Kugeln aufgewühlt, dem Wasser einer trübschlammigen Pfütze, mit Trümmern jeder Art überstäet, an die sich einzelne blutige Verwundete laut und jammernd nach Hülfe rufend klammerten, und dazwischen stumme, zerrissene Leichen. Wie schlüchtern erhob sich ein leiser Seewind, die heißen Stirnen der Ueberlebenden kühlend.

Kapitän Oughton hatte seinen Leuten Erfrischungen austheilen lassen, und forderte jetzt Freiwillige in die Boote, aufzulesen, was noch lebte. Breitpfeil war voran in ein leichtes Gigh gesprungen, welches eben den tristigen Resten eines Mastes nahete, an welche sich zwei Türken mühlig über Wasser hielten. Der eine ergriff mit lautem „Allah kerim" das gehaltene Ruder. Der Zweite, den das heilige Grün des Turbans als einen Nachkommen Mahomets bezeichnete, hatte den Arm um die zersplitterte Brüstung eines Mastkorbes geschlungen, und blickte mit wildem Trotz auf das rettende Boot. „Komm einmal, Osmanli," rief lachend der Knabe, „der Schiffskoch kann auch Pilaw und Kabobs machen, und Cigarren sind so gut, wie Tschibouki." Er ergriff den alten Mann, und hob ihn am Bord des Schiffchens auf. Da hatte der Schwärmer den krummen Handjar gezogen, und drückte ihn tief in die Brust des Kindes, dessen Hand ihn retten wollte. Fahr zu Eblis, verdammter Giaur! stieß er hervor, indem er untersank. —

An der Steuerbordseite des Darmouth lagen in stummer bleicher Reihe die Männer, die in der Schlacht gefallen, bis zur Brust mit der blau und rothen Kreuzflagge bedeckt, für deren Ehre sie blutig gestorben. Am Ende der Reihe blickte ein noch im Tode lächelnder Kinderkopf, aus reicher Locken Gold, in der Brust eine klaffende Wunde, die einen blau eingeäzten königlichen Pfeil mitten zerschnitten hatte.

„So trauern wir denn in Hoffnung," sprach der Geistliche mit zitternder Stimme, „daß aus Land und Meer alle sich versammeln werden, die in Ihm starben, der Land und Meer erschuf. Der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. Christus, der ist die Auferstehung und das Leben, sei mit uns, im Leben und Tode!"

Eine volle Lage hallte über die mondbeglänzten Wellen, die mit stets weiteren, verschwimmenden Ringen die Stelle bezeichneten, wo sie hinabgesunken! —

Schmidt.

Deutsche Segler.

(Taf. 36.)

Deutschland besitzt unter seinen Tausenden von Schmetterlingen nur wenige Segler; die meisten gehören wärmeren Klimaten an, und namentlich sind Ost- und Westindien die Heimath der schönsten Arten. Unter den in Europa heimischen sind die beiden, auf beiliegender Tafel abgebildeten auch in Deutschland gemein, und nur wenige Gegenden wird es in unserm Vaterlande ge-

Digitized by Google

ben, wo man dieselben nicht in größerer oder geringerer Menge findet.

Der Segelfalter oder Segelspanner, auch Schlehensegler, Aërnauta podalirius, genannt, Fig. 1, 2 und 3, entwickelt sich aus einer gelben Raupe, die auf blauem Kohl, Mandel-, Schlehen- und Zwetschenbäumen, auf Schwarzdorn, Birnen, Aepfeln und Eichen meistens einsam lebt und aus zerstreutliegenden, kegelförmigen, gelblichen Eiern kommt. Die Raupe ist anfangs grün, wird später, bis auf den Kopf, welcher grün bleibt, hoch- und endlich hellgelb, und ist auf jedem Ringel mit mehreren kleinen, rothbraunen Tupfen versehen. Die Puppe ist grüngelb mit schwarzen Tupfen, hängt stets wagrecht und verwandelt sich nach 14 Tagen, oder, da der Schmetterling zweimal im Jahre erscheint, wenn es die Puppe einer Sommerraupe ist, nach Verlauf des Winters, in einen schönen großen Schmetterling, dessen langgezahelte Hinterflügel orangenfarben und blau geaugt, die Vorderflügel aber blaßgelb von Farbe, und mit schwarzen, spitz zulaufenden Querbinden versehen sind.

Der Schwalbenschwanz oder Fenchelsegler, Aërnauta machaon, Fig. 4, 5 und 6, übertrifft die vorigen an Größe und lebhafter Färbung, erscheint aber wie dieser, zweimal im Jahre, im Frühling und im Sommer. Die Raupe, welche von 2 — 2½ Zoll lang wird, lebt einsam auf dem Kraute von Möhren, Petersilie, Fenchel, Sellerie und andern Küchenkräutern, an denen der Schmetterling seine gelblichen, halbkugelförmigen Eier abgelegt hat, aus denen die Jungen nach vier Wochen ausschlüpfen. Sie ist glatt, schön mattgrün, und jeder Ring mit einem schwarzen, rothgelb getüpfelten Querband verziert; der Kopf ist klein und rund, und hinter demselben befinden sich zwei einziehbare Fühlfäden, durch welche die Raupe einen grünlichen, übelriechenden Saft auszutreiben vermag. Sie kriecht sehr langsam, wie die Raupe des Segelfalters; überzieht den zurückgelegten Weg mit Fäden; frißt langsam und hängt sich nach 14 — 18 Tagen meistens wagrecht an einen Stengel, um sich in eine grünliche oder bräunliche Puppe mit einem gelben Seitenstreifen zu verwandeln, aus der bereits nach 14 Tagen schon der schöne Falter entschlüpft. Die Puppe der Sommerraupe ist meistens gelblich und bräunlich und überwintert. Der Schmetterling der letzteren ist einer der ersten im Frühjahr, und obgleich ziemlich gemein, einer der prächtigsten deutschen Schmetterlinge.

Um die Raupen beider genannten Segler zu schönen Schmetterlingen zu ziehen, muß man sie in luftige, mit Marly überzogene, nicht mit Deckeln geschlossene Behälter thun, und ihnen täglich zweimal frisches Futter geben.

Die Zuckerpflanzungen auf Martinique.

Die wesentlichsten Arbeiter in den Zuckerpflanzungen sind ohne Zweifel die Neger, weil man nur durch deren Beihülfe das Zuckerrohr anbauen, ernten und bearbeiten kann. Früher war man zwar der Meinung, Europäer zur Arbeit in den Zuckerpflanzungen verwenden zu können, und englisch-deutsche Seelenverkäufer verlockten noch vor wenig Jahren deutsche Auswanderer, als Arbeiter nach Jamaica zu ziehen, der Erfolg aber hat es bewiesen, daß europäische Ansiedler die Arbeiten für Länge der Zeit nicht aushielten, noch weniger aber sich der Ordnung zu fügen gemeint waren. Es gehört ein vollkommenes Ganze dazu, daß der Verwalter, welcher die verschiedenen Arbeiten einer Pflanzung zu ordnen hat, die bei der Kultur und in den Manufakturen erforderlichen Kräfte gehörig vertheilen könne. Dieses übereinstimmende Ganze aber kann ohne die strengste Subordination nie erreicht werden, und eine solche ist bei freien Arbeitern und unter einem, die Gesundheit so sehr zerstörenden Klima, wie das der Antillen ist, nie auszuführen, da eine ununterbrochene, beständige Arbeit nicht für das Temperament der Europäer, geschweige denn für Deutsche paßt. Es könnte bei Betreibung einer Pflanzung durch freie weiße Arbeiter, wie in Vorschlag gebracht worden ist, leicht geschehen, daß die Arbeiter der täglich so ermüdenden Arbeit überdrüssig würden und sich entfernten, die Manufaktur würde große Kosten und Gefahr haben, und der Gewinn dabei nie gesichert sein. Der Neger, welcher an Erdreich und Klima, und an Arbeiten dieser Art von Kindheit auf gewöhnt ist, erträgt den hohen Grad der Hitze ohne Gefahr, und die Zeit der Ernte ist für ihn, obgleich die Arbeiten sich in derselben verdoppeln, ein wahres Fest.

Die Neger, welche auf Martinique und andern französischen Kolonien in den Zuckerpflanzungen arbeiten, sind größtentheils Kreolen; die geringere Zahl stammt aus Afrika, die kreolischen Nachkommen derselben haben aber größtentheils den Charakter der Nationen beibehalten, von denen sie abstammen. — Ohne uns hier auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Sclavenfrage einzulassen, wollen wir hier nur die Arbeiten beschreiben, zu welchen man in den Zuckerpflanzungen die Neger braucht, als den stärksten Gegenbeweis gegen das, was man seit vielen Jahren schon über Kolonien behauptet hat. — Der Mensch ist zur Arbeit geboren, und diese Arbeit muß ihm seinen Unterhalt und die Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens verschaffen. Wenn ein solches Wesen zeitlebens mit Sanftmuth behandelt, gut genährt und in Krankheiten gepflegt wird, so ist die Pflicht der Menschenliebe vollkommen beobachtet, und man hat noch weit mehr gethan, als was den Zustand betrifft, in welchem sich die armen, in die Kolonien eingeführten Neger in Afrika befanden, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß die Neger in den französischen Kolonien immer noch besser behandelt werden könnten, ohne daß der Vortheil der Pflanzer

Digitized by Google

4

6

5

2

3

1

Digitized by Google

darunter leiden würde, und noch sind daselbst viele Mißbräuche zu überwinden.

Die Pflanzung, die wir hier im Auge haben, ist nach dem Verhältniß einer Manufaktur, welche jährlich 450,000 Pfund Zucker liefert, eingerichtet, und erfordert 200 Neger. — Den Ort, wo die Neger beim Pflanzer zur Arbeit vereinigt sind, nennt man eine Werkstatt, die Zuckerrohrfelder den Garten. Man theilt die Neger in große und kleine Werkstätten, weil nicht alle gleich viel Kräfte haben. Bei der großen Werkstatt arbeiten beiderlei Geschlechter das, wozu die meisten Kräfte erforderlich sind; sie graben und schneiden das Zuckerrohr als Feldarbeit, und in der Manufaktur haben sie die Oefen zu heizen und für das Abschäumen des Zuckers in den Kesseln zu sorgen. Die Negerinnen allein bleiben von dem letztern Geschäfte ganz befreit. — Die leichteren Arbeiten für die Schwächeren bestehen besonders darin, das Unkraut im Zuckerrohr auszujäten, die Pflanzen in die zubereiteten Löcher zu setzen, das abgeschnittene Zuckerrohr in Bündel zu theilen, und es in die Preßmühle zu tragen, das ausgepreßte dem Heizer zur Feuerung zu bringen, und den Zucker in die Vorrathshäuser zu schaffen. Hierzu nimmt man stets die schwächeren Arbeiter, unter Aufsicht einer Frau, wenn der Verwalter nicht etwa alle Arbeiter bei einer Sache nöthig hat, wie wenn z. B. ein neues Feld bepflanzt werden soll.

Der Administrator einer Pflanzung bestimmt alle Arbeiten; ohne seinen Auftrag darf durchaus nichts geschehen, und er muß um Alles wissen, was in jeder Minute geschieht. Der Neger-Kommandeur weckt die Arbeiter Morgens 5 Uhr; dann gehen sie auf eine Viertelstunde zum Gebet, wobei der Kommandeur Acht gibt, daß Niemand fehlt. Dann werden sie auf die Zuckerfelder geführt, wohin der Administrator sie schickt. — Ihre Geräthschaften bestehen in einer Hacke, einem breiten Messer, von der Gestalt und Größe eines Hirschfängers, und einem Korbe, um Dünger zu tragen. Außerdem haben sie noch einen Strick, um das Zuckerstroh zu binden, welches auch zur Feuerung gebraucht wird, und einen Stock, um die Schlangen zu vertreiben, welche sich im Zuckerstroh aufhalten.

Wenn sie an ihrer Arbeitsstelle angekommen sind, werden die Neger in eine Reihe gestellt, an jedem Ende befindet sich ein Kommandeur und der Oekonom in der Mitte; die Arbeit beginnt und währt bis 8 Uhr. Dann frühstücken und ruhen sie eine Stunde auf dem Felde. Von 9 Uhr bis Mittag geht nun die Arbeit in derselben Ordnung wieder fort, wo sie dann durch die Glocke zur Wohnung gerufen werden. — Um drei Uhr nach Mittage geht ihre Arbeit wieder an, und währt ununterbrochen bis 6 Uhr, oder besser gesagt, bis die Sonne untergeht. Dann nimmt jeder ein Bündel Kräuter für das Vieh mit, welches nun auch von der Arbeit kommt, und in die Ställe gebracht wird. — Um sieben Uhr müssen die Neger zum Gebet erscheinen; und hierauf sind Alle frei, bis auf diejenigen, welche die Wache haben. — Nach dem Gebet gibt der Administrator dem Oekonomen und den Kommandeurs die Geschäfte des nächsten Tages auf.

Die Gebäude, welche bei einer Zucker-Manufaktur erfordert werden, sind vielerlei Art, und verdienen eine besondere Beschreibung, um ihre Nützlichkeit beurtheilen zu können. Alle zusammen bilden mit dem Herrnhause gewissermaßen ein Dorf für sich. Die Wohnungen der Neger, von denen gewöhnlich zwei beisammen leben, bestehen aus einem Hause von Brettern, mit Zuckerrohr gedeckt, welches sehr guten Schutz gibt. Andere sind von leichten Balken und die Wände von Ruthen korbartig durchflochten und mit lehmartiger Erde beworfen, und auf manchen Pflanzungen haben die Neger Häuser von Mauerwerk; alle Häuser sind von 16 — 20 Fuß lang und 10 — 12 Fuß breit. In jedem Hause sind zwei Zimmer, und jedes Zimmer wird von einem verheiratheten Neger und seiner Frau bewohnt. Schlechte, baufällige Wohnungen für die Neger trifft man selten; denn der Grundeigenthümer läßt sie zum Besten seiner Leute sogleich wieder ausbessern. Die geflochtenen und mit Lehmerde überzogenen Häuser werden weniger geschätzt, als die bretternen, die man für besser und gesünder hält. Die Herstellungskosten eines bretternen Gebäudes rechnet man auf 3 — 400 Liv. Kolonial-Kur., ein geflochtenes auf 200 Livr. Letztere findet man besonders in dem Theile der Insel, der gegen den Wind geschützt ist. Gebäude von Mauerwerk sind selten. Den Werth der Negerwohnungen einer Zuckerpflanzung von 200 Negern schätzt man auf 40,000 Livres. Unweit dem Herrenhause befindet sich an einer gesunden Stelle das nothwendigste Gebäude der Pflanzung, das Hospital, das mit einer Mauer umgeben ist, damit die kranken Neger keine Gemeinschaft nach außen haben können. Es besteht in der Regel aus drei großen Zimmern; eins für die Männer, ein anderes für die Weiber, und ein drittes für die Wöchnerinnen; zuweilen hat man auch einen Saal für die Aussätzigen. Wenigstens zweimal wöchentlich besucht der Arzt das Krankenhaus; er wird aber bei nothwendigen Fällen öfter gerufen. Die Kosten eines Hospitals betragen wenigstens 25,000 Livres. Die Hospitäler in Martinique sind sämmtlich gut eingerichtet, und zu Erhaltung der Gesundheit der Neger mit einem großen Aufwand verbunden.

Zu den Manufakturgebäuden gehört eine Mühle, um den Saft aus dem Zuckerrohr zu pressen. — Es gibt auf Martinique vier Arten derselben, die durch Wasser, Wind, Dampf oder durch Lastthiere in Bewegung gesetzt werden. Dampfmühlen gibt es jedoch nur wenige, weil die Brennmaterialien so theuer sind. In jeder Art derselben wird durch drei überrollende metallene Walzen der Saft aus dem Zuckerrohr gepreßt. Dieser Saft, welchen man Vesou nennt, fließt in ein Becken oder einen Behälter, und muß starkes Gefälle haben, damit er durch eine Röhre in den großen Kessel gelangen kann. — Das Zuckerrohr, wenn der Saft ausgepreßt ist, nennt man Bagasse; es wird sorgfältig bei der Mühle aufgesammelt, sechs Wochen getrocknet, und dient dann fast als das einzige Brennmaterial unter dem großen Kessel zum Auskochen des Saftes. — Der mittlere Preis einer Mühle ist 40,000 Livres Kurant.

Digitized by Google

Das Kochhaus ist gewöhnlich in der Nähe der Mühle, damit man keine langen Gänge und Rinnen nöthig hat, um den Saft in die großen Kessel zu treiben, wo er in Zucker verwandelt werden soll. Es ist ein gleichseitiges oder längliches Viereck, ganz von Steinen aufgemauert und mit Ziegeln gedeckt, um Brand zu verhüten. An dasselbe gränzt eine Scheuer, in welcher derjenige Neger seine Stelle hat, welcher die Heizung der Kochanstalt besorgt, die aus vier oder fünf großen Kesseln besteht, welche auf solche Art geordnet sind, daß das darunter mit getrocknetem Zuckerrohr (Bagasse) stets unterhaltene Feuer, wenn es unter den Kesseln fortgegangen, in einen kegelförmigen Schornstein übergeht, und fast gar keine Wärme mit fortnimmt.

Die Erbauung des Ofens, wo die Kessel ganz eingemauert sind, erfordert eine genaue Kenntniß und große Sorgfalt, und ward zuerst durch einen Herrn Bayreau in der Kolonie eingeführt. Auf jeden Fall aber würde es von großem Vortheil für die Pflanzer sein, wenn man statt der Feuerung mit Bagasse ein anderes Brennmaterial anwenden könnte und so dem Mangel daran hinlänglich abzuhelfen wüßte.

Die Benennung der vier Kessel einer Zuckerkocherei sind: Nro. 1 der Große, das heißt derjenige Kessel, wo man den Vesou mit gelöschtem Kalk schäumen läßt, um die fremdartigen Theile herauszutreiben. Er ist am weitesten vom Heerde entfernt, und dem Schornstein am nächsten, und hat gewöhnlich zwischen 140 bis 172 Zoll im Umfang. Die folgenden Kessel sind immer zehn Zoll im Umfange kleiner. — Nr. 2 der Reine, er wird so genannt, weil der Saft, wenn er dahin gekommen ist, schon die unreinen Theile, die er enthielt, von sich gegeben hat. Wenn der Umfang des großen Kessels 140 Zoll beträgt, umfaßt dieser nur 130 Zoll, und arbeitet die Kochanstalt mit fünf Kesseln, so sind gewöhnlich zwei Reine (propres) darin. — Nro. 3 die Fackel (flambeau) ist gerade zwischen dem zweiten und vierten; hier wird der Saft vorbereitet, um in einen dicken Syrup umgeschaffen zu werden, und stößt einen starken Schaum auf, welcher in Nro. 2 zurückgeworfen wird. — Nro. 4, welcher la batterie genannt wird, ist der wichtigste der Anstalt, und der Koch muß auf diesen am aufmerksamsten sein, damit der Saft in diesem letzten Kessel entweder zu körnichtem Zucker oder Syrup werde. Der Heizer sucht durch stete Unterhaltung des Feuers unter diesem Kessel nicht nur denselben in fortwährender Arbeit zu unterhalten, sondern dadurch auch das Aufkochen der übrigen mit zu befördern.

Es gehören gewöhnlich zwei Stunden dazu, daß der rohe Zuckersaft von Nr. 1 nach Nro. 4 komme und in Zucker verwandelt werde, und wenn er so weit fertig ist, läßt der Sieder diese kochende Flüssigkeit in einen Kessel ab, in welchem sie sich beim Abkühlen in rohen Zucker verwandelt, welchen man hiernächst entweder in große Gefäße oder in Formen füllt, oder auch auf Fässer bringt, bei welch' letzterem Verfahren man beobachtet hat, daß fast ein Fünftel mehr an Zucker gewonnen wird. — Der Zuckersieder oder Koch gibt dem Heizer Anleitung, und wenn er die Art, seinen Zuckersaft zu behandeln, gut versteht, so wird er nie seinen Zweck verfehlen. Er beurtheilt gewöhnlich den Zustand seines Sudes nach dem zerreißenden Faden des Syrups auf seinem Nagel, wenn er ihn mit einem Finger drückt. — Durch Aufmerksamkeit und Erfahrung lernt man kennen, ob zwei Stunden oder weniger Zeit dazu erforderlich ist, um den Zucker gahr zu machen, welches von den mehr oder weniger wässerigten Theilen abhängt, welche ausgetrieben werden müssen, ehe der Vesou zu Syrup oder Zucker werden kann.

Der Heizer, welcher in der Scheuer vor der Batterie Nro. 4 ist, gibt dem Feuer beständig Nahrung mit Bagasse oder Zuckerstroh, welches ihm aus dem Vorrathshause zugetragen wird. Sein Geschäft ist so abmattend, daß man ihn jede Stunde ablösen muß. — Unter der Batterie ist ein Rost für die Asche, damit die Feuerung immer lebhaft brennen kann. Die Kosten der Herstellung eines vollständigen Kochhauses betragen gegen 30,000 Livres. Unfern der Mühle sind Vorrathsschuppen zum Aufbewahren des Brennmaterials; es sind lange Gebäude von nahe an hundert Fuß Länge und von 24—30 Fuß Breite, entweder mit aufgemauerten Pfeilern oder Ständern von hartem Holz, die in der Erde befestigt sind, in Zwischenräumen von kleineren Ständern unterstützt werden und gewöhnlich mit Dächern von Rohrstroh überdeckt sind. In diese bringt man das ausgepreßte Rohr, das, wenn es hier 5—6 Wochen gelegen hat und gut ausgetrocknet ist, Bagasse genannt und zum Heizen der Kessel benutzt wird. Diese Bagasse und das Rohrstroh machen den Reichthum des Pflanzers aus, und man sorgt immer für einen hinreichenden Vorrath, um nie im Geschäfte aufgehalten zu werden. Bei jeder Kocherei hat man zwei, zuweilen auch vier solcher Vorrathehäuser, deren jedes bis 2000 Livres herzustellen kostet.

Mit dem Kochhause hängt in der Regel ein Klärhaus zusammen, in welchem man den gemachten Zucker abtropfen läßt; in jedem findet man zwei Kessel von verschiedener Größe, welche wie in der Kocherei eingemauert sind, um den Syrup entweder zu körnen oder zu Syruppzucker zu verkochen, welches immer leicht zu unterscheiden ist, weil letzterer viel weniger Körperliches enthält, als der Rohrzucker. In diesem Gebäude befindet sich auch ein oder mehrere Becken oder Cisternen zum Syrup, und wenn man noch Terrezucker bereitet, eine bestimmte Anzahl von Formen, etwa 40—50, die dicht neben einander gestellt und mit Rohrzucker gefüllt werden. Diese Einrichtung nennt man cabaner. Bei diesen Formen gibt es mancherlei zu thun: man muß den verhärteten Zucker aus der Mitte der Form wegnehmen, welcher die Einwirkung der darauf zu legenden Erde hindern würde; man muß sie zum Belegen mit Erde in Bereitschaft setzen, die Oberfläche des Zuckers in der Form gerade machen und zusammendrücken, damit die Feuchtigkeit eher herauskomme, und Pflanzenerde, mit Wasser zu einer Art Brei angerührt, auf die Form legen. Das Wasser, welches aus dieser Mischung kommt, macht den Zucker

Digitized by Google

weiß. Wenn dies geschehen ist, belegt man die Formen auf's Neue, ohne die vorige Erde abzunehmen. Nach acht Tagen nimmt man den Erdkuchen von der Form ab, und läßt den Zucker noch drei Wochen abtropfen. Nach dieser Zeit bringt man ihn in das Wärmhaus. Wenn man den Zucker blos körnigt gemacht haben will, läßt man ihn 3 — 4 Wochen abtropfen, ehe man ihn zum Verkauf ausbietet. Die Errichtung eines Klärhauses mit allem Zubehör kostet in Martinique 25,000 Livres Kurant. Das Wärmhaus (étuves) ist ein Gebäude mit dicken Mauern und mehreren Stockwerken, in welches der Terrezucker gestellt wird, nachdem er 3 Wochen abgetropft hat, um ihn nun festzumachen, und ihm alle Feuchtigkeit zu benehmen. Dazu unterhält man in einem Ofen, welcher von außen geheizt wird, eine gelinde Wärme in dem gegen alle äußere Luft dicht verschlossenen Gebäude, das mit Ziegeln gedeckt ist, vierzehn- bis fünfzehnhundert Zuckerformen aufzunehmen vermag, und gegen 10,000 Livres herzustellen kostet; eine Ausgabe, die man aber ersparen kann, wenn man blos rohen körnigten Zucker bereitet.

Pflanzungen, welche etwas weit von der Seeküste entfernt sind, haben gewöhnlich, um die weite Landfahrt zu vermeiden, Anstalten zur Rumbereitung, um den durch Gährung und Destillation in Rum und Tafia verwandelten Syrup zu einem höheren Preise verwerthen zu können. Die Brennerei mit den Gefässen zum Gähren des Syrups, einem Kessel, welcher 250 — 300 Gallons faßt, kurz Allem, was zur Einrichtung gehört, das Gebäude mit eingerechnet, kostet gegen 50,000 Livres.

An Baulichkeiten sind ferner auf einer guten Zuckerpflanzung erforderlich: Ställe für die Esel und Mauleseln, um diese Thiere des Nachts und in der regnigten Jahreszeit unter Schutz zu bringen. Es sind dieses lange Gebäude, die auf der einen Seite offen, und nur auf der Wetterseite beschlagen sind, und auf jeder Pflanzung befinden sich außerdem zwei Magazine; das eine für Lebensmittel und andere Gegenstände, die täglich gebraucht werden; das andere für die gewonnenen Erzeugnisse. Das eine ist nahe bei der Wohnung des Pflanzers, das andere zunächst da, wo die ankommenden Schiffe landen.

Die Arbeiten in den Zuckerpflanzungen, wozu größere Leibesstärke erforderlich ist, sind dreierlei Art: das Graben und Zubereiten des Erdreichs; die Reinigung von Unkraut und trockenen Rohrblättern, und die Vorarbeiten bei der Zuckerbereitung. — Die geringeren Arbeiten für die Schwächeren sind von mancherlei Art, und erleichtern, obgleich sie meistens zufällig sind, die Erreichung des Hauptzwecks ungemein; sie bestehen in Unterhaltung der Wege, der Gebäude, der eingezäunten Plätze, der Kanäle, und in Ausbesserungen aller Art; im Düngen der Zuckerfelder, in Verfertigung aller bei der Zuckerbereitung nützlichen Fuhrwerke und Geräthschaften, in Anpflanzen der Lebensbedürfnisse und anderer Dinge von Nutzen, in Zuckereinstampfen u. s. w.

Ein Zuckerfeld umzugraben ist eine der schwersten Arbeiten; sie besteht darin, in gleichen Zwischenräumen, nach Verhältniß der Güte des Erdreichs, Löcher von zwei Quadratfuß Weite und neun Zoll Tiefe zu machen, die dazu bereiteten Zuckerpflanzen oder Tops einzulegen, und sie dann zu beschneiden. Man nimmt zu den Setzlingen den nur einen bis anderthalb Fuß langen oberen Theil des abgeschnittenen Zuckerrohrs, und die ausgegrabene, oder vielmehr ausgehauene Erde wird wie eine Furche über denselben, so wie sie gelegt sind, aufgehäuft.

Wenn diese Arbeit vorgenommen werden soll, stellt man die Arbeiter in eine Linie; jeder Neger hat eine Hacke und einen spitzen Stock; die Kommandeurs, welche an beiden Enden sind, haben ein Seil, an welchem die Zwischenräume bezeichnet sind, wo die Gruben oder Setzlöcher gemacht werden sollen, und jeder Neger steckt seinen spitzen Stock vor sich an dem Orte ein, wo das Zeichen am Seile ist, und macht dort seine Grube mit der Hacke. — Wenn man den Pflug gebrauchte, würde man dieser äußerst ermüdenden Arbeit größtentheils ausweichen; doch ist dieses Werkzeug in den Kolonien noch nicht so bekannt, um dessen Nutzen einsehen zu können. — Die Neger müssen, je nach dem die Erde fest oder locker ist, achtundzwanzig Gruben in einer Stunde machen. Das Unkraut um die Wurzel des Zuckerrohrs, welches ihm am Wachsthum hinderlich werden kann, muß weggeschafft werden, und diese Arbeit wird wiederholt, so oft es nöthig ist, welches von der Beschaffenheit des Erdreichs und der Witterung abhängt. Man jätet so lange, bis die aufgeschossenen Zuckerrohrpflanzen die Oberfläche des Feldes vollkommen decken. Insbesondere jätet man aber um das gepflanzte Zuckerrohr, welches weit ergiebiger ist, als die Schößlinge aus der Wurzel, die weniger Zuckerstoff enthalten. Zu gleicher Zeit häufelt man die Erde um die Pflanze an, um ihr gute Nahrung zuzubringen und sie kräftiger zu machen, und schafft dabei stets die trockenen Rohrblätter hinweg, welche die Einwirkung der Luft und der Sonne auf die Pflanzen hindern; diese Arbeit richtet sich aber nach der Lage und Beschaffenheit des Erdreichs, und je nachdem der Boden niedrig, sumpfig, hoch oder hügelig ist, ist dieselbe der Pflanze entweder nützlich oder schädlich.

Die mühevollste Zeit, für den Administrator sowohl und die Oekonomen, weit mehr aber noch für die arbeitenden Neger, ist die Zeit der Ernte und Zuckerbereitung, hier Kouler genannt. Die Menschen und die Lastthiere werden in derselben gleich stark angestrengt, jeder hat sein Geschäft dabei, und die Arbeiten müssen genau in einander eingreifen, damit an jedem Tage nur die erforderliche Menge Rohr abgeschnitten werde, die auf der Mühle frisch ausgepreßt und gleich von der Mühle aus im Kochhause zu Zucker versotten werden kann, da der Zucker dann vorzüglicher wird. Geschnittenes, nicht gleich gepreßtes Rohr säuert leicht, und sauer gewordener Saft kann nur mit vieler Mühe und Verlust zu Zucker verkocht werden.

Die erste Arbeit dabei ist, das Rohr zu schneiden; zwanzig Mann schneiden in einem halben Tage so viel, daß der große Kessel Nro. 1 zehnmal damit gefüllt werden kann. Ein großer Kessel voll, der nach und nach in die andern Kessel übergegangen und in Syrup

Digitized by Google

verkocht worden ist, gibt 7—8 Formen ungeläuterten Zucker (sucre brut, rohen Zucker, auch Muscovade genannt), jede von 52—54 Pfund an Gewicht. — Zu den zwanzig Rohrschneidern gehören wieder zehn Mann, welche dieses Rohr auffammeln und binden, damit es entweder hinweggefahren oder auf Mauleseln fortgeschafft werden kann. Um das Rohr, was zwanzig Mann schneiden, nach der Mühle zu bringen, sind acht bis zehn Maulesel mit ihren Treibern, oder wenigstens zwei Wagen mit zwei Ochsen bespannt, und ihre Führer erforderlich.

In der Mühle selbst sind beschäftigt: zwei Negerinnen, die eine um das Rohr unter die Presse zu bringen, die andere um die Bagasse, deren Saft ausgepreßt ist, hinwegzunehmen. Eine Negerin ist außerdem gewöhnlich im Vorrathshause dabei angestellt; doch ist sie auch entbehrlich. Zwei Negerinnen, um das Rohr denen zuzutragen, welche auf der Mühle sind; eine Negerin, welche die noch frische Bagasse nach dem Vorrathshause zum Trocknen, und eine andere, welche trockene Bagasse dem Heizer des Siedhauses zuträgt. — Vor den Kesseln sind, den Koch mit eingerechnet, vier Neger beschäftigt, um den Schaum abzunehmen, welcher zur Rumbereitung kommt; zwei Neger, die alle Stunden wechseln, unterhalten das Feuer, und wenn man Terrezucker bereitet, ist auch noch ein Formensetzer beschäftigt. — Dieses beträgt, die zwanzig zum Schneiden und zehn zum Aufbinden des Zuckerrohrs beschäftigten mitgerechnet, dreiundfünfzig Arbeiter. Während der Zuckerernte bleibt der Feldbau stets zurück oder werden nur die leichtesten Arbeiten darin vorgenommen. Um die Arbeit in der Zuckermanufaktur selbst regelmäßig betreiben zu können, strebt man dahin, daß der Besoi oder Zuckersaft von der Mühle mit dem in den Kesseln verkochten immer in gleichem Verhältniß bleibe. Der Ertrag einer Mühle, welche durch ein oberschlächtiges Wasserrad getrieben wird, besteht wöchentlich in vierbis fünfhundert Zuckerformen. Die Windmühlen liefern weniger, weil die Westwinde nicht immer gleich sind, die Mühlen aber, welche durch Lastthiere in Bewegung gesetzt werden, geben einen noch geringeren Ertrag.

Das Zuckerkochen selbst, wobei drei Neger und Raffineurs (Meisterköche) angestellt sind, hat wenig Schwierigkeit, aber es erfordert Uebung, indem man dabei Rücksicht auf die Jahreszeit, auf die Lage des Zuckerfeldes und auf die Witterung nehmen muß, wo die Rohre geschnitten werden. Vom Monat December bis zum Juli läßt sich der Zucker leicht machen, aber vom Juli bis December gibt es mancherlei Schwierigkeiten; der Zucker wird weich und geräth nicht so gut.

Wenn der Zuckersaft (vesou) anfangs aus der Mühle kommt und in das Becken fließt, worin er bleibt, bis er in den großen Kessel kommt, so mischt man Kalk darunter, um durch Schäumen die unreinen Theile aus dem süßen Safte herauszutreiben; in dieser Absicht löset man eine gewisse Quantität Kalk in Zuckersaft auf, damit er später mit dem zusammenschäume, der in dem großen Kessel ist. Man rechnet auf den großen Kessel nach Verhältniß der Jahreszeit zehn bis dreißig Unzen Kalk. — Ist der Zuckersaft durch's Kochen die drei oder vier ersten Kessel durchgegangen und in die Batterie als Zucker durch's Aufkochen gekommen, so füllt man ihn in einen Kessel, worunter kein Feuer ist, und den man das Abkühlungsgefäß (rafraichissoire) nennt. Man erkennt an der glänzenden, härteren Oberfläche, welche sich nach einigen Minuten darauf bildet, ob der Zucker gut gerathen ist. Wenn man ihn noch mehr hat abkühlen lassen, füllet man ihn mit kupfernen Gefäßen entweder in Formen oder Becken. Will man ihn als rohen Zucker lassen, so wartet man noch zwölf Stunden, ehe man ihn aus dem Becken in Tonnen füllt, wo man ihn noch drei bis vier Wochen abtropfen läßt. Wenn der rohe Zucker abgetropft hat, bekommt man von jedem Fasse zweiundbreißig Gallonen Syrup; der übrigens auch noch zum größten Theil in Zucker verwandelt werden kann. In Formen gefüllt wird der Zucker am schönsten und tropft am besten ab, doch verliert man bei dieser Methode ein Fünftheil des Ertrags, im Vergleich mit dem Füllen auf Fässer.

Wenn man den rohen Zucker zu Terrezucker machen will, trägt man ihn in Formen in das Klärhaus (purgerie), wo man stets 40 — 50 Formen neben einander stellt (cabaner), und einige Tage nachher, wenn man mit dem Umrühren fertig ist, nimmt man den besten Zucker heraus, welcher immer in der Mitte der Form ist, und welcher, wenn man ihn nicht herausnähme, die Wirkung der aufgelegten Erde stören würde. Man nennt dieses Stück sucre de fontaine. Man ebnet nun die Oberfläche der Form, indem man den Zucker mit Hülfe der Erde zusammendrückt. Der erste Syrup, den man aus den Töpfen bekommt, welche unter den Formen stehen, heißt Rohrsyrup; er ist sehr reichhaltig, und man kann ihn noch in körnigten Zucker verwandeln, den man als rohen Zucker verkaufen kann, oder man bringt ihn auch oben auf die Formen, ehe man sie mit Erde belegt. Um desto weniger an Zucker zu verlieren, macht man ihn noch durch die Bereitung in den zwei Kesseln, die man im Klärhause hat, dazu tauglich. Solcher Zucker ist leicht und wie aufgeblasen.

Der Syrup, welcher hervorquillt, nachdem die Formen zum erstenmal mit Erde belegt worden sind, heißt todter brauner Syrup; er ist viel weniger reichhaltig, als der erste. So oft man neue Erde auflegt oder sie auffrischt, bekommt man stets ein Drittel mehr Syrup aus den Töpfen. Dreiundbreißig Gallonen Syrup geben bei jeder Wiederholung elf Gallonen mehr. So oft man den Zucker auf's neue mit Erde belegt, oder sie wieder auffrischt, wird die Güte des Syrups immer geringer. Man nennt den zweiten Syrup, welcher nach der zweiten Belegung mit Erde hervorquillt, Bastard-Syrup. Gewöhnlich nimmt man die Erdkuchen vom Zucker ab, wenn sie hart geworden sind, und das Wasser darin getrocknet ist, welches innerhalb acht Tagen geschieht. Dann läßt man den Terrezucker noch drei Wochen abtropfen, und wenn man die Köpfe abgenommen hat, bringt man ihn in die Wärmegebäude, wo er noch drei Wochen bleibt; hierauf stampft man ihn in

Digitized by Google

Fässer, nachdem man ihn vorher nach seiner Güte sortirt hat. — In dieser Absicht stellt man vier Neger um das Faß; jeder von ihnen hat eine Keule, und so zerstampfen sie drei Stunden nach einander den Zucker, welchen man ihnen einwirft. — Gut fabrizirter Zucker liefert gewöhnlich zwei Drittel weißen und ein Drittel ordinären.

Wenn die Fässer zugemacht und gezeichnet sind, schickt man sie nach St. Pierre zum Verkauf, oder sie werden an den Kommissionär der Pflanzung abgeliefert.

Ein Herr Dorion hatte eine Methode angegeben, Alles, was den Zucker verschlechtern könnte, aus dem süßen Safte wegzutreiben. Man soll nämlich unter den süßen Saft im großen Kessel eine gewisse Quantität von dem klebrigen Safte mischen, welcher aus der Rinde der amerikanischen Ulme kommt. Wenn dieser Saft eine Zeitlang im Kessel gewesen ist, zieht er sich so zusammen, wie das Weiße vom Ei. So zweckmäßig dieses Mittel auch schien, hat es doch nicht allgemeine Anwendung gefunden, denn alle Ulmenbäume der Insel würden nicht ein Jahr zugereicht haben, die Zuckermanufakturen von Martinique zu befriedigen. Späterhin hat man auch bemerkt, daß dieser Zusatz auf den Vesou keine größere Einwirkung hatte, als der gewöhnliche Kalk.

Große Zuckermanufakturen müssen, wenn sie die Neger in der Mühle nur 7½ Stunde täglich zu solchen Arbeiten gebrauchen wollen, die auch während der Nacht nicht aufhören, wenigstens 150 Mann haben. Diejenigen, welche diese Zahl nicht aufbringen können, müssen sich darauf beschränken, nur den Tag über in den Fabriken zu arbeiten. Der Hauptzweck übrigens, wonach ein guter Administrator streben muß, ist, daß er nicht eher die Kräfte der Menschen auffordere, als bis sich durch einfache Maschinen und durch Lastthiere nichts mehr ausrichten läßt.

Die französischen Zuckerpflanzungen rentiren sich übrigens bei weitem besser, als die englisch-westindischen Pflanzungen, die seit Einführung des Lehrlingssystems, aus Mangel an einer hinreichenden Anzahl ständiger Arbeiter jedes Jahr in ihrem Ertrag zurückgehen. Die Sclaven-Emancipation hat die Pflanzer, wenigstens in den großen Kolonien Jamaica, Trinidad und Guyana so ziemlich zu Grunde gerichtet. Die Kolonial-Gazette vom 7. Juni 1845 sagt hierüber: daß die Nachrichten aus Westindien über die Zuckerernte, was Menge und Güte betrifft, sehr erfreulicher Art sind, und der Gesammtertrag diesmal dem, wie er vor der Emancipation gewöhnlich war, näher kommen wird, als je; fragt man aber, um welchen Preis man baut, schneidet und verarbeitet, so wird man kaum Einen Grundeigenthümer nennen können, der von seinem Kapital irgend einen Gewinn zieht. Ein junger unternehmender Mann, Namens Price, hat durch unablässige Anstrengung, durch wahre Sclavenarbeit, aus seinen Gütern einen Ertrag herausgeschlagen, wie ihn etwa ein Pächter einer Pflanzung hat, aber wo bleibt da der Antheil des Grundeigenthümers? Durch die größtmöglichste Anstrengung eines ungewöhnlich energischen Mannes schlägt man bei Pflanzungen, die sonst 15,000 Pfund Sterling abwarfen, nur mit Mühe 1500 heraus, und Alles dieses hat nur einen Grund, den Mangel an einer hinreichenden Zahl ständiger Arbeiter. — In den französischen Kolonien, namentlich auf Martinique, sucht man den Folgen einer Emancipation, deren Unvermeidlichkeit man einsieht, dadurch zu entgehen, daß man den Anbau des Zuckerrohrs jetzt schon, wo die Sclaverei rechtlich noch besteht, von der Fabrikation des Zuckers trennt, und letztere immer mehr fabrikmäßig im Großen mit bezahlten ständigen Arbeitern nach den neuen verbesserten Methoden betreibt, und die jetzt noch im Sclavenstande befindlichen Farbigen nur mit der Feldarbeit beschäftigt. Kürzlich ist bereits in Havre eine Ladung von 500 Faß Zucker, der in solchen Anstalten fabrizirt worden war, angekommen, und der Courier du Havre bemerkt dazu in einem Schreiben: „daß die solchergestalt centralisirte und von dem Bau des Zuckerrohrs getrennte Fabrikation vielleicht der Rettungsanker in dem sonst unvermeidlichen Untergange sein wird, den das Mutterland den Kolonien bereitet. Die gezeigte Möglichkeit, das Grundeigenthum zu zerstückeln, wird eine der größten Schwierigkeiten lösen, welche die französischen Kolonien im Fall einer Emancipation zu befahren haben werden.

Verglaste Burgen.

Erzählung.

Ihr fragt mich, warum ich gern allein, still in die blauen Rauchwirbel meiner Pfeife blicke, und durch eine solche, wie Ihr meint, langweilige Stunde jederzeit erheitert werde? Habt Ihr keine Erinnerung, die mit welkem, doch so süß duftendem Kranz Euch das innerste Herz wieder erwärmt, wenn der Kampf mit dem Leben Euch eisig erstarrt? Ich weiß es, der Jugend gesellt sich die Hoffnung — das Alter hofft nur noch auf Jenseits — wage in reiferen Jahren Euch die Erinnerung nur Bilder zeigen, bei denen Ihr gern verweilt! —

Ziemlich langweilige Geschäfte hielten mich längere Zeit in Aberdeen gefangen. Gefangen sage ich: denn das Städtchen ist unbedeutend, und nur vom Handel mit den Produkten Norwegens, so weit die Bergschotten ihrer bedürfen, belebt. Der Hafen, den der Don, sich in die Nordsee ergiessend, bildet, wird nur selten von andern, als kleinen Handelsfahrzeugen besucht, und in den Abendgesellschaften wußte man nur englische Kaufmannspolitik, oder Georg Gordon, Grafen von Aberdeen zu besprechen, ein Herr, der mich nicht interessirte. — Desto mehr sprach mich ein junger, blasser Schotte an, der, um sich hier kuriren zu lassen, aus seinen Bergen gekommen war. Er litt an einem langwierigen und schmerzhaften Augenübel; der Landsmann, an den er sich gewendet, gehörte aber zur Saalleiste der Heilkunst, konnte indeß trefflich rastren, wenn auch sonst

Digitized by Google

nichts. Bald hatte er Vertrauen genug, mir sein Unglück mit Augen und Arzt zu klagen, und ich nach einigen Wochen die Freude, ihn geheilt zu sehen.

Es war Anfang Auguſts, als ich ihm sagen durfte, daß er, was seine Gesundheit beträfe, wieder zum Loch-Neß, von dessen Ufern er mit so hoher Begeisterung rede, abziehen dürfe.

Gern morgen, wenn Ihr mich begleitet, Doctor, rief er heftig. Ihr müßt mit, fuhr er, mein Schwanken bemerkend, mit steigendem Affekt, fort; Ihr schießt ja schier, wie ein Schotte, und wißt mit der Claymore wie mit der Lanzette umzuspringen. Von Balich-Erana bis Kilorhnimen-Fort reicht unser Jagdrevier, belebt von tausend Rudeln der stärksten Hirsche. Bis zu den Quellen des Kinkie wollen wir Lachse stechen, und in den Bergen um Ruthven Hasel- und Birkhühner bürschen.

Der Antrag war sehr verlockend; einen, auch zwei Monat hatte ich frei, und in Aberdeen nur lange Laugeweile zu hoffen. Ich sagte zu: und schon nach einigen Tagen schwammen wir Peterhead vorüber und durch den Firth of Murray nach Inverneß. Hier erwartete uns Roberts Vater, der alte Joë Mac-Kelly, ein kräftiger Greis in blau und roth gewürfelten Tartan und Playd, eine schwere Lochaberaxt, wie ein spanisches Rohr in der Rechten schwingend, eine schwarze Adlerfeder, als Haupt seines Clans, auf der flachen Mütze. Hinter ihm trug sein Leibdiener die mächtige Claymore, ein langes, zweihändiges Schwert auf der Achsel. Rob, mein Kleinod, rief er, den Sohn umarmend, bist du genesen? Vater, was macht die Mutter und Schwestern, und wo steht der große Achtzehnender? frug der Sohn entgegen; ich habe dem Doctor versprochen, er soll ihn schießen. Der Alte empfing mich mit der Herzlichkeit und Würde eines alten Clanschefs. Ihr habt meinen Sohn mir gerettet, und das sollen Euch alle Söhne Kellys danken, die auf den Granopians jagen, obwohl kein Clan mehr sein darf und wir Alle nur Unterthanen des Königs — Gott segne ihn — sind.

Eine leichte Barke nahm uns auf, und pfeilschnell glitten wir über den breiten Spiegel des Stromes, der den gedehnten Landsee Loch-Neß mit dem Meer verbindet, bis bei Dunaven wir ihn selbst erreichten. Hier wandten wir südlich, einer blauen, bewaldeten Bergkette zu, deren rundliche Kuppen von ferne schon den Granit anzeigten, aus dem sie besteht.

An einem kleineren See, der durch eine flußähnliche Verbindung sich in den Loch-Neß ergießt, erhob sich auf einem Felsen, den rings die kleinen, blaugrünen Wellen umplätschern, die Burg Balich-Erana, mit grauen, dicken Mauern, und Fenstern, wie Schießscharten. Drinnen aber war's unter der Leitung von Roberts Mutter und zwei freundlichen Schwestern gar traulich; sämmtliche Dienstboten waren Clansverwandte, und schienen in dem Verhältnisse ärmerer, doch lieber Verwandten sich im Hause zu bewegen. Die neuere Gestaltung der Dinge mußte freilich die alten Clane, eine Art Familienverbindung, lösen; doch hängen die Stammverwandten noch innig an dem Oberhaupte, und werden, zur Zeit der Noth, auch nie von ihm verläugnet, vor Gericht vertreten u. s. w. Noch immer leben in seinem Schlosse der Tafeldecker, der Schwertträger, der Sackpfeifer, der den Kriegsgesang des Clans so oft gellend bläst, daß jedes kleine Kind den Piborch eher kennt, als das Vaterunser. Gegessen ward, gemeinschaftlich mit allen Dienern, in der großen Unterstube des Schlosses, einst wohl die Halle; noch immer wurden die mächtigen Fleischgerichte am obern Ende der Tafel aufgestellt, und verschwanden völlig am unteren, wo die Hunde sogar die Knochen in Empfang nahmen. Außer diesem, von dem sich der alte Laird nichts abdingen ließ, war das Schloß im zweiten Stock einfach, dabei aber allen Forderungen der Bequemlichkeit gemäß, eingerichtet; doch hing das größte Zimmer noch gedrängt voll alter Waffen und Rüstungen, und wieder an jedem Stück hing eine Sage, die Geschichte eines Kampfes, die Erinnerung einer Heldenthat der Mac-Kellys.

Schon am andern Morgen trat Robert zur Jagd gerüstet in mein Zimmer. Ich kann ja wieder sehen, jubelte er, und muß doch versuchen, wie meine neuen Augen schießen! Eine Stunde darauf waren wir schon in den Bergen, mit gemischten Holzarten bestanden, unter denen jedoch die Birke, mit ihrem weißen Stamm, dem zierlichen Geäst und dem Balsamduft ihrer Blätter, vorschlug. Auch die Fichte mit der majestätischen Pyramide der dunkeln Krone rauschte aus mächtiger Höhe ihren geisterhaften Gruß dem jungen Erbherrn, der jeden Bergkulm, jede rauhe Schlucht, jeden Stamm mit leuchtendem, seelenfrohen Blick grüßte, wie einen alten, langentbehrten Freund.

Harpy zieht an, flüsterte er mit plötzlich zu; es sind Hühner da! Der ferne Hund führte uns zu einem Dickicht aus Fichten und Birken von Mannshöhe gemischt. Auf ein gegebenes Zeichen sprang der Hund vor, und sprengte ein starkes Ritt Birkhühner auf, von denen wir auch zwei erlegten. Noch nie hatte ich diesen schönen Vogel gesehen, dessen Heimath nur im europäischen Norden und hohen Gebirgen ist. Er hat die Größe eines Haushahns, das Männchen ist schön blauschwarz, mit rother Warzenhaut um Stirn und Augen, und einen weitgespaltenen Schwanz, dessen Eckfedern sich im zierlichen Schwung zur Seite biegen und rundlich enden — der Spielhahn der Tyroler. — Das Weibchen ist bunt rostfarb und schwarz geschreckt. Sie fressen Insekten und die Knospen der Fichten und Birken. Sehr pösterlich beschrieb mir Robert die Geberden des Hahns zur Paarungszeit im Frühling, wo der Lockton ziemlich wie „Frau“ klingt. Ahmt man den Ruf nach, so fliegen sie kampfbegierig herbei.

Schnell entschwand mir die Zeit unter diesen herzlichen, natürlichen Menschen; und Robert hatte einige Tage vor meiner Abreise noch eine solenne Hirschjagd im Sinn. Die Voranstalten dazu riefen ihn ab, und ich ging mit der Angel einen klaren Bergstrom hinauf,

Digitized by Google

um einen Lachs zu fangen. Zuerst hatte mir dies Vergnügen etwas langweilig, und dennoch grausam deuchten wollen; Robert aber führte mir das Beispiel so vieler hoher und geistreicher Männer vor, die leidenschaftliche Angler waren und sind, und gab mir mit Humphrey Davy's Salmonia eine so derbe Breitseite, daß ich endlich schier mich schämte, die Sache langweilig genannt zu haben. Was die Grausamkeit betraf, so belehrte mich Davy ja sonnenklar: „daß jeder Fisch nur äußerst geringe Empfindung in den Kiefern habe; eine große Grausamkeit aber es sein würde, wenn man Säugethiere, z. B. einen Walfisch, angeln wollte!“

Trotz alle dem wollte es mir heute weder glücken noch behagen; ich versteckte die Angel in das Uferschilf und ging bergauf. Bald hatte ich den Gipfel eines Vorberges erstiegen, und freute mich der herrlichen Aussicht über Wald und See. Gegenüber lag ein steiler, felsiger Hügel mit einer Ruine gekrönt, die im Sonnenstrahl wie polirt erglänzte. Dieser sonderbare Glanz veranlaßte mich, den Fels, der sie trug, zu erklimmen. Ich fand uralte, mächtig dicke Mauern von Granit und Gneis, einen weiten Raum umschließend, in welchem, augenscheinlich viel neuere, Gebäude in Trümmern lagen; so daß der erste Blick zeigte, die äußere Mauer sei von dem späteren Bauherrn nur ausgebessert und benutzt worden. Das Interessanteste aber war, daß sie nach außen verglast erschien, wodurch ihr Glanz sich erklärte. Die Verglasung war augenscheinlich durch Feuer, und mit Fleiß geschehen; sie begann, stark, am untern Theil der Mauer und nahm in 14 — 16 Fuß Höhe ab. Ein Stück, an unersteiglich steilem Absturz, war nicht auf diese Weise gefestigt, und deutlich sah man, wie die Verschlackung so weit, wie möglich, auch über den Abgrund vorgeschoben, aber nur unvollkommen gelungen war. Am Thor waren neue Pfeiler angeflickt. — Sinnend über dies Neue, Niegesehene erreichte ich das Schloß, wo ich dem alten Laird meine Entdeckung berichtete. Er lächelte und erzählte mir: dergleichen „verglaste Burgen“ — vitrefied forts — seien nicht so sehr selten. Als unsere Voreltern, die muthigen Kelten, aus ihren Wohnsitzen in Deutschland, zur Zeit der Völkerwanderung von den wilden Germanen verdrängt wurden, setzte ein Theil von ihnen nach England über; als aber Hengists und Horses Schaaren sie auch hier überwältigten, flohen sie in die heilige Veste unserer Berge, und wir, die Gäl en oder Käl en, sind ihre reinen, unvermischten Nachkommen. Wie in den Kriegen mit jenem römischen Cäsar, errichteten sie auch hier heilige Mauern um geweihte Plätze, in die, zu Zeiten der Gefahr, der ganze Stamm sich flüchtete, und welche die Männer mit ihrem letzten Herzblut vertheidigten. Von außen diese Mauern zu festigen und schwerer ersteiglich zu machen, ward der Ueberfluß der Waldungen um sie geschichtet und angezündet, wodurch dieser Glasfluß erzeugt ward, der Euch so auffallend ist. Als später das Christenthum die Sitten milderte, setzte das Haupt des Stamms seine Burg in den umschirmten Raum; aber Schottland eigenthümlich ist die Verglasung seiner Vesten geblieben.

Roberts Ankunft, mit mehreren, zur morgigen Jagd geladenen Gästen endete die Belehrungen des alten Lairds, der mit sichtlichem Wohlgefallen die schlanke, kräftige Gestalt des Sohnes — zum letzten Male — betrachtete.

Mit frühem Morgen zogen wir aus zur Jagd. Schon Abends hatten die Treiber das Gehäge umstellt, und behaupteten, mehrere Rudel, mit wenigstens sechs jagdbaren Hirschen eingekreist zu haben. Auf den gewohnten Wechsel des Achtzehnenders ward ich gestellt. Waidmanns Heil! rief Robert, mein Nachbar, mir freundlich zu, und gab das Zeichen zum Trieb. Nicht lange, so donnerte es, wie der Galopschlag eines Cavalleriezuges, gegen mich heran, und prächtig, das vielästige Geweih auf den Rücken gelegt, sprengte der Achtzehnender einem Rudel Hündinnen und schwächerer Hirsche voran, aus dem Dickicht. Meine Kugel traf die breite Brust, und krachend stürzte er! Brav, Doctor! jubelte Robert, und eilte, den Hirsch abzufangen. Da raffte das edle, todtwunde Thier noch einmal alle Kraft zusammen. Das Haupt gesenkt, flog es mit einem Satz dem Nahenden entgegen; ein Schrei, und Mann und Wild lagen am Boden! Der Hirsch hatte die scharfen Augensprossen tief in des Jünglings Brust gebohrt und die großen Gefässe zerrissen. Sein brechender Blick ward glasig — starr — er war todt! —

Seebild.

Beringten Finger hob der Greis;
„Nichts höhres ist, als treuer Tod
„Fürs Vaterland, mein Kind! — —
Camoëns.

Es ging flott her am Bord der Fregatte „Diamant,“ die im Juni 1796 vor der Mündung der Seine kreuzte. Man schlug eben mit den Messerrücken den Gläsern die Füße ab, um zu verhindern, daß sie halbvoll hingestellt werden — ein bedenkliches Stadium für jeden nicht ganz formellen Trinker, der bei jeder nun ausgebrachten Gesundheit leeren, und das Glas auf den Tisch l e g e n muß. Sir William Sidney-Smith, der Wirth, stand auf: Auf's Wohl meiner geehrten Gäste! rief er; ich müßte ja vor Langeweile vergehen, wenn sie nicht so gütig wären, mir zuweilen einen Abend zu kürzen.

„Wie ungerecht und überbegehrlich!“ lachte ein eisgrauer Schwede, der mit einer Ladung nummedaler Balken und Bretter nicht in die Seine durfte, weil „Holz“ mit zum Kriegsbedarf gerechnet wurde, der nicht passirte. „Die Franzosen können doch nicht alle Woche eine Fregatte für Euch von Stapel lassen, wie vor acht Tagen die Revolutionäre, das schmucke Ding.“

Es ist wahr, lachte Sir William, die Franzosen bauen nette und gute Schiffe; wenn sie sie nur auch zu

Digitized by Google

vertheidigen wüßten! Na, dieser Revolutionäre stehen die englischen Farben gar nicht übel, und sie wird nicht schlechter drum segeln; ich hatte sie schon auf dem Korn, wie sie noch zu Brest auf dem Werfte lag.

Wie so? frug ein neutraler Däne.

Je nun, antwortete Smith, es war ein mächtiges Wesen von der neuen Fregaite, und wie Frisard eine eigene Construktion bei ihren Bugen befolge, das Reitknie von einer Eiche sei u. s. w. Das wollte ich doch selbst sehen, und so mußte ich wohl hingehen. Es war richtig so! —

Hätte man Sie erkannt! Sie wären gehenkt worden.

Das wäre mir sehr ärgerlich gewesen; und es ging auch darauf um. Da war so ein Thier von einem Offizier, den ich einmal gefangen hatte, und laufen ließ, weil er gar sehr nach seinen Kindern verlangte. Denkt Euch, das Mondkalb wollte mir im Werft danken. Glücklicherweise war ich in Caen auf der Schule, und verwunderte mich in so krächzendem Normannisch, daß er glaubte, er habe sich geirrt. Doch war ich so erschrocken, daß ich gelobte, ihn nie mehr los zu lassen, wenn ich ihn erwischte.

Die Gesellschaft lachte laut, nur der Comodore nicht, der an der Gallerie lehnend, geärgert zusah, wie ein französischer Kaper, eine englische Brigg im Schlepptau, eben unter den Kanonen von Havre de Grace vor Anker ging. Die drei Farben flatterten über Altengland Kreuzen, und der Jubel des Volks hallte weit über die stille, mondbeglänzte Meeresfläche. Seht, begann er mit dumpfem Laut, an solche schleichende Füchse muß ich die Segel meiner Fregatte setzen. Aber, bei meiner Mutter Grab, dem Burschen lasse ich statt seiner sieben seidenen, nächstens eine Cravatte von Hanf umlegen! — Ein Offizier der Marinesoldaten machte ihn auf die kanonenstarrenden Werke aufmerksam, in deren sicherstem Schutz der Kaper mit seiner Prise lag, doch nun ward Smith, vom Punsche aufgeregt, böse. Herr! rief er, lassen Sie sich die Knöpfe mit den Pudeln herunterschneiden, und Anker vor die Brust nähen, ehe Sie beurtheilen, was wir thunlich oder unmöglich nennen! Ich sage Ihnen, noch in dieser Nacht will ich die Froschfresser da heraus holen, damit die englischen Eichenherzen dort in der Brigg morgen früh nicht soupe maigre frühstücken müssen.

Seine Schlachtlaune war erwacht, und die Gesellschaft, die ihn kannte, fand es am besten, sich zu empfehlen. Der Comodore aber stieg auf die Kreuzhölzer des Masts, und schaute lange und angestrengt nach dem Kaper, einer koketten Corvette, deren blankes Messinggeschütz im Mondstrahl funkelte.

Morgens um zwei Uhr deckte ein dichter Nebel die See, wie am Himmel die Sterne schon zu bleichen begannen. Da nahenten mit beiegten Rudern drei Boote dem Kaper, auf dem die ganze Mannschaft sieg- und weintrunken im vollen Gefühl unantastbarer Sicherheit ruhig schlief. Ein kräftiger blonder Mann stieg, den Säbel im Munde, behutsam an Bord, und winkte, dann erschienen noch fünfundzwanzig Matrosen mit Tomahawks, Messern und Piken bewehrt. Im Augenblick schnarchte ein schwarzhärtiger Nachkomme der marseiller Phoäer, wie eine Sägmühle; Smith hielt ihm mit einer Hand die Kehle zu, und mit der andern ein Pistol an die Stirn, und der sähige Bursch begriff sehr rasch, daß er nur leise reden dürfe. „Wo ist die Mannschaft der Brigg?“ — „Unten im Raum,“ flüsterte der Matrose. „Sämmtlich?“ — „Keine mehr drüben?“ „Kein Einziger, sur mon honneur!“ „Wie viel habt Ihr Mannschaft?“ „Nur dreiundfiedenzig; fünfunddreißig kakeln die Brigg wieder.“ Jenkins, seien Sie so gut, diesen Gentlemen zu bewachen. Sollte er Hand oder Fuß regen oder gar das Maul, so schießen Sie ihm eine Pistole in's Ohr; doch wenn ich bitten darf, lieber etwas zu früh, als zu spät. Der kleine Mißsignem. Nachdem dieser Befehl ertheilt, berührte seinen blanken Federhut, und bat seinen Schutzbefohlenen artig, sich zu setzen, damit er sein Ohr erreichen könne, und nicht etwa den schönen, silbernen Ohrring verletze, spannte dann den Hahn, und summte leise ein Kinderlied.

Smith hatte eine Rolle Kabellau auf die Luke niederringeln lassen, daß sie von unten nicht zu erheben war, und schickte einige Mann hinauf, die Bramsegel zu lösen; der Anker ward gelöpelt, und langsam, doch stets schneller, von der ablaufenden Ebbe gefaßt, entfernte sich das Schiff von den Batterien. Jetzt kam es zu seiner Prise, die mit zerfetztem Takelwerk, geknickten Masten und eingeschlagnen Seiten zeigte, wie beherzmüthig sie sich gewehrt. Stumm, mit geballten Fäusten, blickte Sir William hinüber und hatte nicht übel Lust, auch sie mitzunehmen, mußte sich aber die unmöglichkeit solches doppelten Handstreichs selbst gestehen. Eine englische Flagge, die er zusammengewickelt, und als Schärpe um den Leib gewunden hatte, knüpfte er los, und ließ sie ausbissen, damit man nicht sagen könne, er sei unter französischen Farben gesegelt. Er hatte aber nicht bedacht, daß die Mastspitze, über den Nebel aufragend, den Wachen sein Unternehmen verrathen, und den Kugeln der Batterien ihr Ziel bezeichnen mußte.

Augenblicklich begann die Lunelle zu feuern, ihr folgte das Fort St. Michel, und hagelsicht flogen die Kugeln.

Hey, die Bursche werden munter, lachte Smith, der sah, daß wenige Kabellängen ihn aus dem Bereich ihrer Schüsse brachten und die Ebbe im stärksten Abströmen die Fluthen der Seine dahinriß; doch hatte der Donner der Geschütze auch die Mannschaft des Kapers geweckt, und wuthknirschend begriff sie ihre Lage. An den Kajütenfenstern, zu den Kanonenluken heraus kletterten sie auf's Deck, und griffen mit wilder Heftigkeit die Engländer an. Der unauslöschliche Schimpf ihrer Ueberrumpelung stachelte sie zu lobverachtendem Grimm, der ihren um's Dreifache schwächeren Gegnern sicheres Verderben drohte.

Pardon, Monsieur! rief der kleine Jenkins, der vom Vorderschiff die Scene überfah, und drückte seine Pistole dem Marseiller in's Ohr ab, dann huschte er, wie ein Wiesel, zu einer Luke hinein und zum Raum hinab, wo die gefangenen Engländer kaum den Lärm des Kampfes hören konnten. Er stieß die Riegel zurück, und wie Rachedämonen aus der Unterwelt stürmten die Männer heraus. Im Zwischendeck fanden sie Waffen genug, und unerwartet fanden sich die Franzosen auf dem Deck von hinten angegriffen; das Strohfeuer ihrer Kampfwuth war ziemlich verprasselt und bald warfen die Meisten die Waffen weg. Eine halbe Stunde später lag die Corvette zur Seite des Diamant.

Digitized by Google

Digitized by Google

vertheidigen wüßten! Na, dieser Revolutionäre stehen die englischen Farben gar nicht übel, und sie wird nicht schlechter drum segeln; ich hatte sie schon auf dem Korn, wie sie noch zu Brest auf dem Werfte lag.

Wie so? frug ein neutraler Däne.

Je nun, antwortete Smith, es war ein mächtiges Wesen von der neuen Fregatte, und wie Frissard eine

dann erschienen noch fünfundzwanzig Matrosen mit Tomahawks, Messern und Piken bewehrt. Am Bugspriet schnarchte ein schwarzhäutiger Nachkomme der markeiller Phosäer, wie eine Sägmühle; Smith hielt ihm mit einer Hand die Kehle zu, und mit der andern ein Pistol an die Stirn, und der Lügige Burch begriff sehr rasch, daß er nur leise reden dürfe. „Wo ist die Mannschaft der Brigg?“ „Unten im Raum,“ flüsterte der Massilier. „Sämmtlich? Keine mehr drüben?“ „Kein Einziger, sur mon honneur!“ „Wie viel habt Ihr Mannschaft?“ „Nur dreiundsiebenzig; fünf-

Morgens um zwei Uhr deckte ein dichter Nebel die See, wie am Himmel die Sterne schon zu bleichen begannen. Da nahe-ten mit belegten Rudern drei Boote dem Kaper, auf dem die ganze Mannschaft sieg- und weintrunken im vollen Gefühl unantastbarer Sicherheit ruhig schlief. Ein kräftiger blonder Mann stieg, den Säbel im Munde, behutsam an Bord, und winkte,

Digitized by Google

Theodor Körner.

(Taf. 37.)

Karl Theodor Körner, der begeisterte Sänger von Leyer und Schwert, der jugendlich kräftige, leider zu schnell vorübergegangene Stern einer sich fühlenden, rießig aufsodernden Zeit, dessen Schlacht- und Siegeslieder noch heute die Brust heben, das Herz ermuthigen, ein Muster aller Jünglinge, der voll Thatendranges den Frieden der Unschuld sich bewahrte, im Kampf als Mann sich zeigte, und dessen Name im Munde Aller fortleben wird, die am Erwachen Deutschlands Antheil nahmen, wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren, wo sein Vater, später Obertribunalrath in Berlin, die Stelle eines Appellationsraths bekleidete. — Frühzeitig entwickelte der körperlich schwache Knabe ein weiches Herz, hohe Empfänglichkeit für alles Edle und Gute, seltene Willensfestigkeit und einen warmen, aufopfernden Freundschaftssinn. Reich an Phantasie und Lebhaftigkeit war es schwer, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, war aber dieses gelungen, dann faßte er schnell, und die Fortschritte, die er in Geschichte, Naturwissenschaften und Mathematik machte, bezeugten es hinlänglich, daß er ernsten Wissenschaften nicht abhold war, obgleich der Sinn für Musik und Poesie sich bei ihm am meisten ausbildete, er der Guitarre bis zu seinem Ende treu blieb, und sich mit der Zither am Arm gar gern zurück in die Zeiten der Troubadours versetzte.

Durch gymnastische Uebungen aus dem schwächlichen Knaben zum kräftigen Jüngling gebildet, zeichnete er sich unter seinen Gnossen als dreister Reiter, tüchtiger Schwimmer und geschickten Fechter aus. Vom würdigen Vater und guten Privatlehrern unterrichtet, unter denen letzteren der nachmalige große Historiker Dippold seinen Sinn für Geschichte weckte und ihn begeisterte, der jetzige Pfarrer Roller zu Lausa seine religiöse Erziehung leitete, erhielt er seine wissenschaftliche Bildung auf der Kreuzschule, und verweilte im väterlichen Hause bis zum siebenzehnten Jahre. Die inneren Verhältnisse des häuslichen Kreises waren ganz dazu geeignet, dem Charakter des Jünglings die edelste Richtung zu geben, seine Talente zur schönsten Blüthe zu entwickeln; Schiller und Göthe, beide vertraute Freunde des Vaters, von denen ersterer einige seiner Meisterwerke während seines Aufenthalts im Körner'schen Hause schuf, übten einen außerordentlichen Einfluß auf den Jüngling und erfüllten ihn mit hehrer Begeisterung; zwar fand er mit seinen ersten Versuchen keine Aufmunterung bei seinem trefflichen Vater, sein jugendlicher Muth achtete aber wenig darauf, und von den, äußeren Anlässen entnommenen Produkten seiner frühesten Jahre ging er bald zu ernsterern, schwierigen Aufgaben über.

Mit zärtlicher Sorgfalt suchte Körners Vater den einzigen Sohn bei der Wahl des künftigen Berufes zu leiten; er hatte ein Geschäft zu wählen, das ihm künftig ein hinlängliches Auskommen zu sichern versprach, da er auf den Besitz eines bedeutenden Vermögens nicht rechnen durfte. Der Bergbau, dessen Erlernung ihm vorgeschlagen wurde, hatte ungemein viel Anziehendes für unsern Theodor; durch gründliche Studien der Hülfswissenschaften in Dresden vorbereitet, bezog er im Jahre 1808 die, damals unter des berühmten Werners Leitung stehende Berg-Akademie Freiberg, wo er den Bergbau in praktischer und theoretischer Beziehung mit wahrem Enthusiasmus trieb. Im Umgang mit edlen Freunden gewann sein Gemüth immer mehr an ernster Haltung und männlicher Festigkeit; der Aufenthalt im dunklen Schooße der Erde erregte die erhabenen Empfindungen der Poesie immer mehr in ihm, und in herrlichen Liedern beurkundete er seinen hohen Sinn für Freiheit, Vaterland und wahre Religiosität. Die Religion war ihm der Stab, an dem er sich erhob, die traute Freundin seiner Seele, und daher die Wärme und Unbefangenheit, mit der er das Herrliche im Christenthume auffaßte, sich zu eigen machte, und in seine Gedichte übertrug. — Im Sommer 1810 beendigte Körner seine akademische Laufbahn in Freiberg und zog nach Leipzig, um auf der dortigen Universität seine Studien fortzusetzen. Hier veröffentlichte er die erste Sammlung seiner Gedichte, die unter dem Titel „Knospen" sich eines entschiedenen Beifalls zu erfreuen hatte. Mit gleichem Fleiße, wie früher, seinen Studien obliegend, zog ihn das fesselnde Studentenleben zu mancher jugendlichen Verirrung; er gerieth in Gefahr, den höhern Zielpunkt seines Lebens aus dem Auge zu verlieren; sein tiefes Gefühl für Ehre riß ihn zu mancher gesetzwidrigen Vertheidigung derselben hin, und bald verließ er Leipzig, in Berlin seine Studien zu vollenden. Dort von schwerer Krankheit getroffen, deren zurückbleibende Schwäche den Gebrauch des Karlsbades nöthig machte, ging er von seinen Eltern begleitet dorthin, und wieder hergestellt, begab er sich von da im August 1811 nach Wien, wo die strahlende Epoche seines poetischen Lebens begann. Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel, Gönner und Freunde seines Vaters, nahmen ihn freundlich in ihren Häusern auf. Karoline Pichler öffnete ihm ihre bildenden Zirkel; von einem reizenden Mädchen gefesselt und begeistert, gestalteten sich die schönsten Träume der Zukunft in seiner glücklichen Seele und erhoben ihn zur höchsten Poesie; in rascher Reihenfolge schuf er hier mehrere seiner lieblichsten Dramen: die Braut, den grünen Domino, den Nachtwächter und Toni, die mit rauschendem Beifall auf dem Wiener Theater aufgeführt wurden, und bald folgte diesen seine meisterhafte Darstellung Zrinys, sein erschütterndes Drama Hedwig und sein großes Trauerspiel Rosamunde, Zrinys würdiges Seitenstück. — Sein Ruhm als Dichter war gegründet, durch ihn und Kotzebue's Einfluß erhielt er die Stelle als Theaterdichter in der kaiserlichen Residenz, und mit ihr ein festes Einkommen und eine sorgenfreie Existenz.

Ein Günstling des Glücks, bot er alle Kräfte auf, dem einmal gesteckten Ziele immer näher zu kommen;

Digitized by Google

nie verschloß er sein Ohr belehrenden, warnenden oder auffordernden Stimmen, und die Liebenswürdigkeit seines Charakters war so allgemein anerkannt, daß er während seiner theatralischen Karriere nie über Neid oder Kabale zu klagen hatte, nie dazu Veranlassung gab. — Trotz dieser äußeren glücklichen Verhältnisse hatte sich tiefe Trauer über den entehrenden Druck, unter welchem das Vaterland seufzte, in die Seele unsres patriotischen Körners gesenkt, und fest stand sein Entschluß, für Deutschlands Erlösung das Schwert zu ergreifen; in Moskau's Flammen erblickte auch er die Morgenröthe einer bessern Zeit! Preußens Aufruf an das deutsche Volk hallte auch im fernen Thale der Donau wieder, und freudigen Muthes folgte Körner dem Zauberrufe. „Deutschland stehet auf," schrieb er an seinen Vater, „der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Feuerschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jüngling sein. Jetzt, da ich weiß, daß alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten; jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei, für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen Jubel nachleiern? Ich weiß, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen, Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dieses Leben, mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage; daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, „Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten," — das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf."

In Breslau trat Körner am 19. März 1813 in die sich damals bildende Freischaar des Majors von Lützow, und wurde nach einigen Tagen mit seinen Waffengefährten in der Kirche zu Rochau dem heiligen Kampfe geweiht. Zum Oberjäger erwählt, begleitete er seinen Major, von Peterdorf, auf einer Geschäftsreise nach Dresden, wo er den Segen der Seinigen empfing und von den Theuren schied, um sie auf Erden nie wieder zu sehen. — Von Leipzig aus, wo Körner Lieutenant wurde, zogen die Lützow'schen Jäger über Dessau und Zerbst bis in die Gegend von Lützen, wo sie sich dem Korps des Grafen von Wallmoden anschlossen, und mit diesem über die Elbe gingen, um die bei Danneberg stehenden Franzosen anzugreifen. Bei dem Gefechte an der Görde, am 12. Mai, zeichnete sich Körner durch seinen Muth aus; die Franzosen wurden geschlagen; leider aber verfolgte Wallmoden seinen Vortheil nicht, sondern ging mit seinen Truppen am nächsten Tag über die Elbe zurück. In Folge der Lützener Schlacht sah sich das Lützow'sche Fußvolk, unter Petersdorfs Führung, in eine Thatenlosigkeit versetzt, die Niemand schmerzlicher, als unser kampfbegieriger Körner empfand, und kaum erfuhr er, daß Lützow mit seiner Reiterei einen Streifzug nach Thüringen beabsichtige, als er sich ihm dringend bei der Kavallerie anbot, und Lützow, der den jungen Krieger schätzte, gewährte ihm die Bitte, und ernannte ihn zu seinem Adjutanten. Nicht ohne große Gefahr zogen die schwarzen Reiter im Rücken des Feindes durch Gegenden, die von zerstreuten Abtheilungen des französischen Heeres wimmelten, über Eisleben, Buttstädt und Schleiz nach Plauen. Ueberall wurden Kuriere aufgefangen, Kriegs- und Mundvorräthe erbeutet oder zerstört, einzelne Abtheilungen des feindlichen Heeres aufgerieben und die wichtigsten Kommunikationen desselben unterbrochen. — Napoleon schwur der verwegenen Schaar den Untergang — das Mittel dazu war schändlicher Verrath! — Lützow, welcher in Plauen den Abschluß des Waffenstillstandes erfahren hatte, stellte alle feindseligen Bewegungen ein, und beschloß, den geradesten Weg zum Rückmarsch einzuschlagen, um sich mit seinem Korps zu vereinigen. Die feindlichen Befehlshaber ertheilten ihm die beruhigendsten Zusicherungen, und ungehindert gelangte er bis Kitzen, in der Nähe Leipzigs. Hier sah er sich plötzlich von einem Heerhaufen der Franzosen verrätherisch bedroht. Körner wurde von Lützow als Parlamentär dem Feinde entgegengeschickt, um Aufklärung über diesen Wortbruch zu verlangen. Unvorbereitet auf einen gewaltsamen Angriff, reitet er auf den kommandirenden Offizier zu und redet denselben an; ein Hieb über den Kopf war die Antwort, und nur die Schnelligkeit seines Pferdes rettete den Verwundeten in ein nahes Gehölz. — In demselben Augenblicke hieb die zehnfach stärkere Zahl der Feinde von allen Seiten auf die verrathene schwarze Schaar, ehe diese noch die Waffen ergreifen konnte, und nur unter der heldenmüthigsten Anstrengung gelang es Lützow, sich mit einem Theile seiner Leute durchzuschlagen, und das rechte Ufer der Elbe zu erreichen. Der Rest des Korps fiel unter den Streichen der Feinde oder wurde gefangen. Einige der feindlichen Reiter verfolgten unsern Körner bis in das Gehölz, — schon waren sie dem Verwundeten nahe, da rettete ihn seine seltene Geistesgegenwart: Aus voller Kraft kommandirte er in den Wald hinein: „Vierte Eskadron vorgerückt!" — Die Feinde stutzen, schwenken um, als sehen sie die gefürchteten Schwarzen schon auf der Ferse, und ergreifen eiligst die Flucht. Mittlerweile war die Dunkelheit eingebrochen, der vom Blutverlust Ermattete suchte Schutz im dichtesten Gebüsch und erwartete den Tod; — seine Kräfte schwanden — er sank in Ohnmacht. Doch seine kräftige Natur siegte; — als er am andern Morgen erwachte, sah er sich von Bauern umringt, die ihm Beistand anboten, ihn in Sicherheit brachten und verpflegten. Unter Freundeshülfe gelangte er nach Leipzig und von da nach Karlsbad, wo er nach vierzehntägiger treuer Sorgfalt und ärztlicher Hülfe völlige Genesung fand. Ueber Berlin, wo er einige Zeit verweilte, kehrte er mit neuer Kraft und

Digitized by Google

Kampfeslust zu seinen Reitern zurück, die am rechten Ufer der Elbe, oberhalb Hamburg, dem Ende des Waffenstillstandes entgegen harrten. Mit dem freudigsten Jubel empfingen die Gefährten den Todtgeglaubten. Endlich erschien der 17. August, — die racheathmende Schaar übernahm den gefährlichen Vorpostendienst, war von nun an täglich im Kampf und bestand ruhmvoll mehrere Gefechte gegen Davousts Truppen. Den 28. August hatte Lützow zur Ausführung eines kühnen Streifzugs im Rücken der Feinde bestimmt. Am Abend erreichte die Freischaar einen Ort, wo für ein Regiment der Franzosen Quartier und Kost bestellt war. Die Schwarzen sättigten und stärkten sich an den für die Feinde gedeckten Tischen, und trabten dann weiter, bis in die Nähe von Rosenberg, wo sie in einem Gehölz Halt machten und Kundschafter aussandten, um ein, ein paar Stunden weiter befindliches Lager der Franzosen zu recognosciren, dessen Ueberrumpelung man bezweckte. Während man die Rückkehr der Kundschafter erwartete, entdeckten die im Gebüsch lauernden Vorposten Morgens 7 Uhr die Annäherung eines feindlichen Transports von Munition und Lebensmitteln, der von zwei Kompagnien Fußvolk gedeckt war. Augenblicklich beschloß man, denselben aufzuheben. Hundert Kosaken sollten den Feind von vorn angreifen; Lützow wollte mit einer halben Schwadron der Schwarzen ihm in die Flanken fallen, der Rest sollte als Reserve geschlossen halten. Körner war als Adjutant dem Major zur Seite; in der Dämmerung des Morgens hatte er seinen Schwanengesang, „das Schwertlied“ in sein Taschenbuch geschrieben und las es einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Auf der Straße, welche von Gadebusch nach Schwerin führt, kam es zum Gefecht. Die Feinde, obgleich zahlreicher, als man vermuthet hatte, flohen in das nahe Gehölz; Körner war einer der kühnsten Verfolger; ein Regen von Flintenkugeln schlug den muthigen Angreifern entgegen — eine derselben durchbohrte den Hals von Körners Pferd, ihm selbst den Unterleib. Tödtlich getroffen sank der Tapfere sprachlos nieder und nach wenigen Augenblicken hatte er den Tod gefunden, den er so oft mit Begeisterung in seinen Liedern gepriesen, den Tod im heiligen Kampfe für's Vaterland.

Unter einer alten Eiche beim Dorfe Wöbbelin ruht der deutsche Held und Sänger, ehrenvoll bestattet von seinen Kampfgenossen, die seinen Namen in die Rinde des Baumes gruben. Ein in Eisen gegossenes Denkmal bezeichnet seine Grabstätte und deckt zugleich die einzige Schwester Körners, die der Gram über des Bruders Tod dahin gerafft. —

Deutsche Volksbücher.

Der Schwanenritter.

Vor alten Zeiten herrschte im Lande Lillefort ein mächtiger König, Namens Oriant. Er vermählte sich mit einer schönen Jungfrau, Namens Beatrix, und hielt sie ausnehmend lieb und werth. Seine Mutter aber zeigte sich mit der Heirath sehr unzufrieden und haßte die junge Königin, weil sie ihrem Sohne keine Schätze zubrachte, als eben nur ihre Schönheit; denn sie war sehr arm. Am liebsten hätte die böse Matabruna die holde Beatrix aus dem königlichen Schlosse verjagt; doch sie wagte es nicht, eben weil der König seine Gemahlin so ausnehmend lieb hatte.

Nun geschah es, daß der König, nachdem er manches Jahr in Glück und Frieden mit Beatrix gelebt hatte, in den Krieg ziehen mußte, weil ein wilder Feind mit Heeresmacht in sein Land einbrach. Da befahl er seine junge und schöne Gemahlin in die Obhut seiner Mutter und ritt mit seinen reißigen Knechten davon.

Als nun der König auf lange Zeit entfernt war, dachte die böse Matabruna, jetzt sei die Zeit gekommen, wo sie ihren Haß und ihre Rache an Beatrix auslassen könne. Sie ließ eine Frau zu sich beschieden in's Schloß und sagte zu ihr: „Meine Schwiegertochter wird bald ein Kindlein zur Welt bringen, und du sollst ihr dabei Beistand leisten. Wenn aber das Kind geboren ist, so sollst du es mir übergeben und an seine Stelle ein junges Hündlein legen, also daß Jedermann glaubt, die Königin sei böses Zaubers voll.“

Die Frau weigerte sich zwar der bösen That, aber Matabruna bedrohete sie hart, und endlich mußte sie nachgeben, wollte sie nicht für ihr eigenes Leben fürchten. Und da nun die Stunde gekommen war, so brachte die schöne Beatrix sieben liebliche Kinder zur Welt, sechs Knaben und ein Mägdlein, und alle hatten ein silbernes Kettlein um den Hals. Sobald Matabruna dies erfuhr, ließ sie sogleich sieben junge Hündlein herbeischaffen, nahm die Kinder heimlich weg und legte die Hündlein an ihre Stelle in's Bett. Dann begab sie sich zu ihrem Diener Markus, befahl ihm, die Kinder in den Wald zu tragen, und sie dort zu tödten. Zum Wahrzeichen, daß er ihre Befehle befolgt, solle er die sieben silbernen Kettlein zurückbringen.

Der Diener gehorchte, nahm die Kinder unter seinen Mantel, und ritt in den Wald hinaus. Als er sie aber nun umbringen wollte, da wurde ihm das Herz weich, und er vermochte es nicht über sich, die böse That auszuüben. Er küßte die Kinder, überließ sie ihrem Schicksale und ritt wieder heim. Der Königin aber sagte er, ihr Befehl sei erfüllt und sie glaubte ihm. In ihrem Herzen lachte sie und sagte zu sich selbst: „Wenn jetzt mein Sohn heimkehrt, so will ich es schon dahin bringen, daß er seine Gemahlin verstößt oder tödten läßt, und dann bin ich gerächt!“

Als nun die Kindlein so im Walde lagen, fingen sie jämmerlich an zu schreien. Das hörte ein alter Einsiedler, eilte herzu, und war sehr verwundert, als er die Kinder erblickte. Er erbarmte sich ihrer, trug sie nach seiner Hütte, bereitete ihnen ein weiches Lager, und pflegte sie. Eine weiße Ziege nährte sie mit ihrer Milch, und fröhlich wuchsen sie auf. Als sie größer wurden, machte ihnen der Einsiedler Röcke von Baum-

Digitized by Google

blättern, und damit liefen ſie in den Wald und ſpielten mit den Ziegen, oder ſuchten ſich Beeren, die ſie zu ihrem Brode aßen. Auf ſolche Weiſe gediehen ſie vortrefflich, alſo daß der wackere Einſiedler viele Freude an ihnen erlebte.

Während die Kinder nun im Walde lebten, kehrte König Oriant von dem Kriegszuge heim und ſchickte Botſchaft in ſeine Hauptſtadt, daß er in den nächſten Tagen daſelbſt eintreffen werde. Als Matabruna Solches erfuhr, machte ſie ſich auf, reiſete dem Könige entgegen, und verleumdete die ſchöne unſchuldige Beatrix ſo ſehr, daß König Oriant in großen Zorn gegen ſeine Gemahlin gerieth. Sie erzählte ihm von den Hündlein, die Beatrix zur Welt gebracht, und noch manches Andere, was der armen Königin nicht zur Ehre gereichte. Auch ließ ſie die Hebamme herbeirufen, welche Alles beſtätigte, was Matabruna log und beſchwor.

Da nun der König in ſeine Hauptſtadt kam, ſo ging er nicht zu ſeiner Gemahlin Beatrix, ſondern verſammelte ſeinen Rath und beſchloß mit ihm, daß Beatrix verſtoßen werden ſolle, um ihrer großen Sünden willen. Man ſperrte ſie in einem Gefängniſſe ein, und obgleich ſie ihre Unſchuld betheuerte und ſich vor lauter Kummer faſt die Augen ausweinte, mußte ſie doch in ihrem bittern Leiden ausharren, ſo lange es Gott gefallen mochte. Denn die böſe Matabruna ſorgte ſchon dafür, daß der König ſich nicht mit ſeiner Gemahlin verſtändigte.

Mittlerweile wurden die ſieben Kinder im Walde groß und ſtark, und eines von ihnen nannte der Einſiedler Helias nach ſeinem eigenen Namen, weil er an ihm die meiſte Freude hatte. Und eines Tages ſaßen alle ſieben im Walde, da kam ein Jäger Matabruna's daher und wunderte ſich über den ſeltſamen Anblick und über die ſilbernen Kettlein, welche die Kinder am Halſe trugen. Auf ſeine Fragen erzählte der Einſiedler ihm Alles, was er von den Kindern wußte, und der Jäger eilte heim und unterrichtete auch Matabruna von dem, was er vernommen. Matabruna merkte ſogleich, was für Kinder dies waren, und ihr Grimm erwachte mit aller Gewalt. Sie befahl dem Jäger, in den Wald zurückzukehren und die Kinder zu tödten, auch, zum Wahrzeichen, die ſilbernen Ketten mitzubringen. Der Jäger machte keinen Widerſpruch, ſondern nahm ſieben ſtarke Geſellen mit ſich und begab ſich mit ihnen nach dem Walde. Unterwegs aber rührte Gott ſein Herz, ſo daß er beſchloß, Matabruna's Gebot nicht zu befolgen. Er ging in die Hütte des Einſiedlers, fand daſelbſt aber nur ſechs Kinder, welchen er ihre ſilbernen Ketten nahm. Sobald er dies gethan hatte, verwandelten ſich die Kinder in weiße Schwäne und flogen unter jämmerlichem Geſchrei davon. Der Jäger aber brachte die ſechs Kettlein der Königin und gab vor, das ſiebente ſei im Walde verloren gegangen. Die Königin mußte es wohl glauben, ob ſie gleich ſehr erzürnt war. Sie ließ einen Goldſchmied kommen, und befahl ihm, aus den ſechs Ketten einen Becher zu ſchmieden. Der Goldſchmied gehorchte; als er aber eine Kette ſchmolz, wurde ſie ſo ſchwer und groß, daß er zwei Becher davon verfertigen konnte. Da behielt er einen Becher und die übrigen fünf Ketten für ſich, und den andern Becher brachte er der Königin, welche den Betrug nicht bemerkte.

Der Einſiedler und der junge Helias waren ſehr betrübt, als ſie bei der Rückkehr in die Hütte die Kinder nicht fanden. Helias machte ſich auf, ſie zu ſuchen, und gelangte nach langem Umherirren an einen Weiher, wo er ſechs Schwäne fand. Die Thiere gefielen ihm über die Maßen, obgleich er nicht wußte, daß es ſeine Geſchwiſter waren. Er lockte ſie an ſich, gab ihnen Brod, und ging von da ab täglich an den Weiher, um mit den Schwänen zu koſen.

So verſtrich eine geraume Zeit, und Helias wurde immer größer und ſchöner. Er war ſo gewandt und ſtark, daß er den wilden Thieren nachlief und ſie mit den Händen fing. Die arme Beatrix aber, ſeine Mutter, ſaß in ihrem Kerker, härmte ſich ab und betete täglich zu Gott, daß er ihre Leiden endigen, und ihre Unſchuld an den Tag bringen möge.

Zuletzt erbarmte ſich Gott der Unglücklichen. Er ſandte einen Engel an den alten Einſiedler, und ließ ihm verkündigen, welche Bewandtniß es mit den ſieben Kindern habe. Der Einſiedler erſtaunte, erzählte dem jungen Helias, was er vernommen, und ſagte ihm, daß ſeine Mutter in der höchſten Gefahr ſei. Matabruna nämlich hatte die arme Beatrix noch ärger verleumdet, als bisher, und darauf angetragen, daß ſie des Todes ſterben müſſe. Der König glaubte ihre Lügen, weil ſie einen tapferen Ritter aufſtellte, der ihre Verleumdung beſtätigte und ſich bereit erklärte, mit dem Schwerte in der Hand die Wahrheit derſelben zu behaupten. Er gerieth von Neuem in Zorn und ſchwur bei ſeiner Krone, daß Beatrix ſterben ſolle, wenn kein Kämpfer für ſie aufträte.

Das Alles erfuhr der alte Einſiedler durch den Engel und erzählte es Helias wieder. Helias aber machte ſich auf, um für die Unſchuld ſeiner Mutter zu kämpfen. Er ging in ſeinem Blätterrocke, barfuß und barhaupt, und trug nur einen Stecken in ſeiner Hand.

Grade an dem Tage kam Helias in der Hauptſtadt an, wo über ſeine arme unſchuldige Mutter Gericht gehalten, und ſie zum Tode verurtheilt wurde, obgleich ſie mit heißen Thränen ihre Schuldloſigkeit betheuerte. Kein Ritter wollte für ſie kämpfen, denn Alle fürchteten Matabruna's Rache. Da erſchien aber Helias im Palaſte, und obgleich man ſeines Blätterkleides ſpottete, trat er doch kühn vor den König, und forderte den böſen Ritter Markus zum Gottesgerichts-Kampfe. Auch gab er ſich als den Sohn des Königs und der ſchönen Beatrix zu erkennen und erzählte friſch weg alle Lügen und Ränke der böſen Matabruna, wie er ſie von dem Einſiedler vernommen hatte.

König Oriant wurde von alle dem ganz verwirrt, und wußte nicht, was er denken und glauben ſollte. Matabruna aber erblaßte vor Schrecken, als ihr der König ihre Sünden vorhielt. Da dachte der König,

Digitized by Google

er möge doch wohl von seiner Mutter betrogen worden sein, und befahl, daß Beatrix in ihrem Gefängnisse wohl gehalten werde. Dem jungen Helias ließ er eine prachtvolle Rüstung schmieden, und forderte ihn auch auf, mit ihm in den Wald zu reiten zur Jagd. Er nahm aber die Jagd nur zum Vorwande, um ohne großes Aufsehen zum Einsiedler zu kommen, welcher ihm haarklein erzählen mußte, was ihm der Engel verkündigt hatte. Da vernahm König Oriant Alles und wußte nun wohl, daß er betrogen und seine arme Gemahlin unschuldig sei. Bei der Rückkehr ließ er sogleich Beatrix aus dem Gefängnisse führen, und befahl, daß man statt ihrer die böse Matabruna in Haft bringen solle. Dem Ritter Markus aber sagte er, daß er sich zum Kampfe mit Helias bereit halten müsse.

Als der Tag des Kampfes erschien, versammelte sich alles Volk vor den Schranken und das Gefecht begann. Die Kämpfer ritten gegen einander und Helias stieß den falschen Ritter so sehr mit der Lanze, daß derselbe von dem Pferde und in den Sand stürzte und sogar das Pferd strauchelte. Da sprach Markus: „Ha, Helias, willst du solche Streiche machen, dann sollst du einmal die Macht meines Armes fühlen!“ — Helias sprach: „Das bin ich wohl zufrieden; komm nur heran, ich fürchte dich nicht!“ — Als Helias nun seine Lanze sinken ließ, meinte der verrätherische Markus, nun wäre es Zeit, den Jüngling zu fassen, und schlug ihn mit dem Schwerte zwischen eine Fuge des Harnisches, so daß das Blut herausquoll. Da überfiel das versammelte Volk eine große Furcht und sie baten Gott für Helias, und Gott verließ ihn nicht. Als Helias sich nämlich verwundet fühlte und sein Blut rinnen sah, da rief er: „Ha, du falscher Verräther, meinst du auch mich zu meucheln? Ist es nicht genug gewesen, daß du meine Mutter verrietheſt? Ich will dich lehren, daß die Strafe dem Verrathe auf dem Fuße folgt.“

Somit liefen sie von Neuem gegen einander, und Helias schlug Markus den Helm vom Haupte und traf ihn so hart mit seinem guten Schwerte, daß er kein Glied mehr rühren konnte; darnach hieb er ihm mit einem zweiten Hiebe den rechten Arm ab, daß derselbe mit dem Schwerte zu Boden fiel. Da mußte sich Markus für überwunden geben und bekannte nun auch, daß er von Matabruna zu aller Missethat gedungen sei. Er erzählte alle Verrätherei, und nannte sogar den Goldschmied, welcher die silbernen Kettlein empfangen hatte, um einen Becher daraus zu verfertigen. Darüber verwunderten sich Alle, und König Oriant fiel Beatrix um den Hals, gab ihr seine Reue zu erkennen und bat um Vergebung. Dann begab er sich mit ihr und Helias nach dem königlichen Schlosse, und alles Volk freute sich, daß der König und Frau Beatrix wieder in Liebe vereinigt waren. Der schlechte Ritter Markus aber mußte des Todes sterben, den er wohl verdient.

Im Palaste König Oriants war Jubel und Freude aller Orten. Der Goldschmied kam, brachte die fünf silbernen Kettlein nebst dem Becher, und erzählte auch, daß Matabruna den andern Becher habe, welcher aus dem einen Kettlein gefertigt sei. Als Helias das hörte, sprach er, daß er nicht ruhen und rasten wolle, bis er seine Geschwister aufgefunden habe, nahm die Kettlein, und wollte von dannen reiten. Aber grade, als er zu Roß stieg, kam ein Diener und verkündigte ihm, daß sechs schöne weiße Schwäne sich auf dem Schloßteiche niedergelassen hätten. Alsbald erkannte diese Helias für seine Geschwister, hing ihnen die silbernen Ketten um, und jubelte laut mit allem Volk, da nun die Schwäne sogleich wieder in Menschen verwandelt wurden. Nur der sechste Schwan, für welchen kein Kettlein vorhanden war, mußte in seiner Gestalt verharren und schwamm traurig davon. Die andern fünf Kinder wurden in die Kirche geführt und getauft. Die Tochter empfing den Namen Rosa; die vier Brüder wurden nachmals männliche Helden.

Nachdem dies Alles geschehen war, beschloß König Oriant, sich der Krone zu begeben, und sie auf das Haupt seines Sohnes Helias zu setzen. Dies geschah und Helias wurde nun König an seines Vaters Statt. Matabruna aber entfloh und begab sich in ihr festes Schloß Mombrand, wo sie vor dem gerechten Zorne des jungen Königs Helias sicher zu sein glaubte. Aber Helias strebte nach Gerechtigkeit, erstürmte das Schloß mit fünfhundert Helden, nahm Matabruna gefangen und ließ sie auf einem Scheiterhaufen verbrennen, weil sie seiner Mutter so vieles gebrannte Herzeleid angethan hatte. Da war es mit der bösen Matabruna vorbei und sie konnte fürderhin keine Ränke mehr spinnen und keinen Schaden mehr thun.

Als Helias nun eine Zeitlang ruhig über Lillefort geherrscht hatte, sah er eines Tages aus dem Fenster, und erblickte den Schwan, seinen Bruder, der auf dem Wasser schwamm und ein Schifflein hinter sich her zog, als wollte er Helias bitten, hinein zu steigen. Dieser ließ sich alsobald seinen Harnisch bringen und seinen silbernen Schild, nahm Urlaub von seinem Vater, und begab sich an den Fluß, wo der Schwan seiner harrte. Er stieg in's Schifflein und rasch zog der Schwan es fort, so daß sie bald viele Meilen weit von Lillefort entfernt waren. Schnell flog das Schifflein dahin, von Fluß zu Fluß, von Strom zu Strom, bis es zu der Stelle gekommen war, wohin der Wille Gottes es beschieden hatte.

Um jene Zeit herrschte Kaiser Otto von Deutschland, und unter ihm stand auch das Land der Ardennen, Lüttich und Namour. Er hielt grade einen Landtag zu Nymwegen, und wer etwas zu klagen hatte, kam dahin und brachte sein Anliegen vor. So erschien auch der Graf von Frankenburg und klagte die Herzogin von Billon der Vergiftung ihres Gemahles und noch anderer Verbrechen an, unterfing sich auch, die Wahrheit seiner Behauptung mit den Waffen in der Hand zu verfechten. Der Kaiser sagte: „Das ist eine schwere Anklage, Frau Herzogin! Suchet Euch einen Kämpfer, der Eure Sache vertheidige.“

Die Herzogin sah sich nach allen Seiten um, aber kein Kämpfer wagte es mit dem Grafen von Franken-

Digitized by Google

burg aufzunehmen. Indem tönten laute Hornklänge vom Rheine her, und Alle horchten auf und sahen mit Verwunderung den Schwan und das Schiff, auf welchem Helias stand in blanken Waffen. Die Herzogin rief sogleich: „Dieser sei der Ritter, der für sie kämpfen werde!“ und also ergab es sich. Als Helias hörte, um was es sich handelte, so erbot er sich, ihre Sache zu verfechten; denn die Herzogin schien ihm eine ehrbare Frau, und als er ihre Tochter sah, da entzückte ihn ihre Schönheit so sehr, daß er beschloß, ihr seine Hand zum Hochzeitsbunde anzubieten.

Alsobald wurden nun die Schranken errichtet, wo die beiden Männer kämpfen sollten, und sie ritten mit so großer Gewalt auf einander, daß ihre Lanzen brachen. Dann fochten sie mit den Schwertern, und der edle Schwanenritter drang so stark auf den Grafen ein, daß derselbe sich Seiner nicht mehr erwehren konnte. Helias sprang vom Pferde, faßte den Grafen, warf ihn zu Boden, riß ihm den Schild weg und rang ihm das Schwert aus der Faust. Als der Graf sich nun überwunden sah, versprach er Helias sein ganzes Land, wenn dieser ihm das Leben schenken wolle. Aber Helias erhob sein Schwert und schlug dem Verräther den Kopf ab.

Da entstand großer Jubel überall, als nun die Unschuld der Herzogin offenbar wurde. Der Kaiser belehnte sie von Neuem mit ihren Ländern und Gütern, und die Herzogin gab diese und die Hand ihrer Tochter dem Kämpfer, welcher so tapfer ihre Schuldlosigkeit verfochten hatte. Am andern Tage schon ward die Hochzeit gefeiert, und Helias machte nur zur Bedingung, daß Niemand nach seinem Namen und seiner Herkunft forschen dürfe, weil sonst großes Unglück entstehen würde. Solches hatte ihm der Schwan befohlen, und die Herzogin nebst ihrer Tochter versprachen willig, nie einen Versuch zur Enthüllung des Geheimnisses zu machen.

Manches Jahr lebte Helias als Herzog von Billon mit seiner Gemahlin glücklich und zufrieden. Da geschah es einstens, daß die Herzogin trotz des Versprechens, das sie gegeben, ihre Neugierde nicht zügeln konnte, sondern lebhaft in Helias drang, daß er ihr Kunde geben möge von seiner Herkunft und Geburt. Da verfiel Helias in große Traurigkeit und sprach: „Frau, Frau, du hast übel gethan, Solches zu fragen; denn nun muß ich morgen dein Land verlassen!“

Die Herzogin erschrak und bereute mit Thränen ihre allzugroße Neugierde. Sie bat Helias, zu bleiben und veranlaßte auch ihr und sein einziges Töchterlein, daß sie den Vater anflehen möge, sie nicht zu verlassen. Aber Helias, obgleich er seine Frau und Tochter sehr liebte, widerstand dennoch allen Bitten, und begab sich zum Kaiser, um diesen zum Vormunde seiner Tochter und Beschützer seines Weibes zu bestellen. Der Kaiser versprach, sich der Verlassenen treulich anzunehmen, und indem hörte man auch schon den Schwan schreien, welcher gekommen war, ohne daß Einer wußte, woher, und mit seinem Schifflein auf dem Rheine hielt. Unter Thränen verabschiedete sich Helias von Allen, die er liebte, sprang dann in den Nachen und grüßte den Schwan, welcher fröhlich mit den Flügeln schlug und alsbald hurtig davon schwamm. Er zog das Schifflein hinter sich her von Strom zu Strom, von Fluß zu Fluß, bis er endlich in Lillefort wieder anlangte.

Eines Tages saßen Herr Oriant und Frau Beatrix nebst ihren fünf Kindern bei Tische, als plötzlich der helle Schall eines Hornes erklang. König Oriant erkannte den Ton, sprang auf und rief: „Freuet Euch Alle, denn Euer Bruder Helias kehrt in die Heimath zurück!“

Da liefen Alle an das Fenster und sahen das Schwanenschiff und Helias darin. Jubelnd stiegen sie nieder, empfingen ihn mit Umarmungen und Küssen, und führten ihn zu der Mutter Beatrix, welche ihn mit großen Freuden an ihr Herz drückte.

„Wo warest du so lange, mein Sohn?“ fragte sie.

„Du wirst es später hören, zu gelegener Zeit!“ erwiederte Helias.

„Und wo blieb der Schwan, mein Sohn, der dich auf dem Wasser dinauf und hinunter fuhr?“

„Er hält unten im Wasser, und schlägt mit den Flügeln!“ sagte Helias.

Und Frau Beatrix sprach: „Ich hatte diese Nacht einen Traum; es däuchte mir, der Schwan würde in einen Menschen verwandelt, nachdem der Goldschmied aus den Bechern wieder eine Kette geschmiedet hatte.“

Alsbald befahl Helias, daß man den Goldschmied kommen lasse; und als er kam, gab er ihm die Becher und hieß ihn eine Kette daraus machen. Und als der Goldschmied die Kette brachte, begab sich Helias an's Ufer und rief mit heller Stimme den Bruder, welcher sogleich geschwommen kam. Helias hing ihm die Kette um, und siehe da, der Schwan verwandelte sich in einen schönen Jüngling, der aus tiefster Brust seufzte: „Das lohne Euch Gott! Durch Eure Gebete bin ich erlöst!“ Da fielen ihm Alle um den Hals und bewillkommten ihn fröhlich. Am anderen Tage wurde er getauft und Esmer geheißen. Der König aber hielt einen ganzen Monat hindurch offene Tafel, um zu zeigen, wie sehr er über die Erlösung seines letzten Kindes erfreut sei.

Während Alle fröhlich waren, blieb Helias allein traurig und betrübt; denn er konnte seine Gemahlin nicht vergessen, und nicht sein schönes Töchterlein Ida. Und eines Tages versammelte er seine Eltern und Geschwister um sich her, erzählte ihnen wettläufig seine Abenteuer und Schicksale, und gab endlich seinen Entschluß zu erkennen, daß er sich ganz und gar von der Welt zurückziehen und in ein Kloster gehen wolle, um dort sein Leben in Einsamkeit und frommen Betrachtungen zu beschließen.

„Warum aber kehrst du nicht lieber zu deiner Gemahlin und Tochter zurück?“ fragte die Mutter.

„Das darf nicht sein,“ entgegnete Esmer an des Bruders Statt. „Ein Engel hat mir verkündigt, es werde daraus großes Unglück entstehen, und Sünde

Digitized by Google

wäre es, dem Willen Gottes zu widerstreben. Will es der Himmel, so kann es wohl sein, daß Bruder Helias mit seinen Lieben wieder vereinigt wird."

„Esmer hat weise gesprochen!" sagte Helias. „Ich will dem Himmel nicht widerstreben, sondern mit Ergebung mich in Alles fügen, was Gott über mich beschlossen hat."

So ging er denn in ein Kloster und betete fleißig zum Herrn. Doch vergaß er darum seiner Gemahlin Clarisse und seiner Tochter Ida nicht, sondern ließ in der Nähe des Klosters ein Schloß erbauen, das ganz und gar dem Schlosse Billou in den Ardennen glich, und er nannte es auch mit dem gleichen Namen Billou.

Während dies Alles geschah, konnte sich die Herzogin von Billou noch immer nicht über die Abreise ihres Gemahles trösten, und vergoß viele bittere und heiße Thränen. Nach allen Weltgegenden hin hatte sie Pilger ausgesandt, welche nach dem Aufenthalte Helias forschen sollten, aber Keiner von Allen wußte ihr eine gute Nachricht zu geben. Endlich sandte sie auch einen Diener, Namens Puzius, in das heilige Land, und dieser fand daselbst einen Mann, ungefähr gekleidet, wie er selbst, woher er vermuthete, daß er wohl ein Landsmann sein müsse.

„Wo bist du zu Hause, Gesell?" fragte er.

„Ich bin von Billou," antwortete der Andere, und Beide beschlossen, in die Heimath zurückzukehren. Sie reisten über Jaffa und Rom nach Hause. Auf der Weiterreise von Rom fügte es Gott, daß sie im Walde vom rechten Wege abkamen, und lange Zeit in der Irre umherliefen. Endlich standen sie plötzlich vor dem Schlosse, welches Helias erbaut und Billou genannt hatte.

„Sieh', hier sind wir zu Hause," sprach Puzius, „denn dies ist das Schloß Billou."

Da gingen sie in eine Herberge, fragten weiter, und erfuhren nun, daß sie im Irrthume befangen seien. „Aber in welchem Lande sind wir denn nun?" fragte Puzius ganz bestürzt.

Der Wirth erzählte ihm Alles, wie Herr Helias das Schloß habe erbauen lassen zum Andenken an seine Gemahlin, wie er in's Kloster gegangen sei und alles Andere, was Puzius gerade zu wissen begehrte und warum er von seiner Herrin, der Herzogin von Billou, ausgesandt worden war.

„Ei, so habe ich ja gefunden, was ich so lange Zeit vergebens suchte!" rief er aus, und dankte Gott in seinem Herzen, daß er seine Schritte an diesen Ort gelenkt habe. Dann begab er sich in das Kloster, wo Herr Helias seinen Aufenthalt genommen, und wurde von diesem wohl empfangen. Man reichte ihm Speise und Trank, und darauf erzählte er, was ihn hergeführt, wie sehr die Herzogin noch immer ihren Gemahl liebe, und noch manches Andere, worüber Helias sehr erfreut war.

„Aber jetzt habe ich auch keine Ruhe mehr," sprach Puzius endlich. „Ich muß heim, und die frohe Botschaft verkündigen, daß unser gnädigster Herr nun endlich noch aufgefunden ist. Gebt mir ein Wahrzeichen, Herr, damit man glaubt, daß ich von Euch komme."

Helias zog seinen Ring vom Finger, gab ihn dem Diener, und trug ihm viele Grüße an seine Gemahlin und seine Tochter auf. Puzius versprach, Alles wohl auszurichten, reiste ab, und reiste Tag und Nacht, bis er endlich bei der Frau Herzogin im Schlosse Billou anlangte. Da erweckte er große Freude mit seinen guten Nachrichten, und die Herzogin bereitete sich alsbald zu einer weiten Fahrt, nahm auch ihre Tochter Ida mit und den Grafen Eustachius von Bonn, welchem sie anvermählt war. Tag und Nacht blieben sie unterwegs, kamen endlich nach Lillefort und von dort in das Schloß Billou. War das eine Freude, als Herr Helias nun endlich seine Gemahlin und seine Tochter wieder sah. Er umarmte sie mit großer Liebe und dankte dem Herrn, welcher Alles so gut geleitet und so herrlich hinausgeführt hatte. Von Stund an verließ er das Kloster, kehrte nach Lillefort zurück, und bestieg wieder den Thron, welchen er vor Jahren verlassen. Seine Gemahlin blieb natürlich bei ihm nebst seiner Tochter und dem Grafen Eustachius. Sie lebten noch viele Jahre herrlich und in Freuden, und schieden nie wieder von einander.

Dies ist die Geschichte vom Schwanenritter, dem edlen und hohen Herrn Helias von Lillefort, welcher wunderbare Schicksale erlebt und zuletzt doch noch sehr glücklich geworden ist, weil er sich willig und duldsam den Geboten des Herrn unterwarf.

Ottern.

Erzählung.

Im Forsthause zu G. war's Abends gar heimlich; wir saßen um den großen Ofen her, die Försterin mit ihren Töchtern spann emsig, der alte Revierförster, mit dem Sohn Otto, meinem Kameraden, wärmte sich noch die Zehne etwa, ehe sie hinaus gingen, zur Streife auf Holz- und Wilddiebe. Und zwischen die Lieder der Mädchen, und die alten Mährchen der Mutter schnurrten die Räder, und der alte Förster erzählte ein Kriegs- oder Jagdabenteuer aus dem eigenen bewegten Leben. Draußen aber schien hell der Mond, und gern sah ich dem Schwanken der Schatten zu, die von den leise im Nachtwind bewegten Zweigen einer großen, alten Tanne auf die Fenster und die blanke Schneedecke des Gärtchens geworfen wurden.

Tannenbaum mit grünem Finger
Klopft an's niedre Fensterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauscher,
Wirft sein bleiches Licht herein.

sang Riekchen mit leiser klarer Stimme, und Otto langte nach der Bergzither, sie zu begleiten.

Kann nicht aufgeführt werden, rief der Alte aus dem Lehnstuhl herüber. Holzdiebe gibt's heute Nacht

Digitized by Google

nicht, es ist zu klar; aber die Wildenten kommen jetzt, wenn die Ströme zufrieren, zu unsern warmen Quellen und Forellenbächen herauf, und fallen an offnen Stellen ein. Auch Marder, Füchse und anderes Raubzeug kömmt zum Schuß. Also marsch, junge Herren, denn der Vetter Student geht doch auch mit.

Er hat mir Pelz zu einem noblen Muff versprochen, rief Riekchen, und Marder wäre schon recht.

Nimm doch den alten Kater hinter dem Ofen, schalt die Mutter; Jägertöchter und Pelzmuffe! das paßt, wie Kaplan Seeling und ein Schnapsrausch. Könnte einewegs zusammenkommen, lachte die Muthwillige.

Widersprechen galt nicht beim alten Herrn, das wußten wir Beide zu gut, um nicht alsobald die Ranzen umzuhängen, und die allzeit geladenen Gewehre aufzunehmen. Der Schnee knirrte unter dem Tritt, der Uhu, für die Krähenhütte gehalten, rief, durch unsern Abgang aufgestört, seine unheimlichen Laute aus dem Stall, wo er logirte, und Pürschmann, der geschwänzelt kam, ward zurückgewiesen.

Wir zogen im Schatten des Waldsaums dahin; auf den beschneiten Kleeäckern scharrte hie und da ein Hase, kaum aber hinuntergekommen zu den grünen Blättchen, verließ er die entblößte Stelle wieder, um ein Paar Schritte davon auf's Neue einzuschlagen.

Sieh den Krummen, lachte Otto; ein Stadtjäger glaubt am Morgen, da haben wenigstens ihrer Zehne geäst, wenn ein Einziger all den Unsinn trieb. Gieb Acht! da schleicht ein Fuchs heran, der möchte auch mitspielen! Bald jedoch merkte Lampe Unrath, er richtete sich zum zierlichen Männchen auf, und — behend flog der schwarze Schatten über den flimmernden Schnee, indeß Reineke in ein kurzes, heiseres Gebeller ausbrach. In seinem Eifer und Unmuth hatte er uns indeß nicht bemerkt, zumal da wir ihm unter dem Wind waren, Otto zielte kurz, und schon wälzte er sich im Schnee! Er ward eingebößt, d. h. der eine Hinterlauf zwischen Knochen und der Kniesehne gespalten, und der Andere durch diese Oeffnung gesteckt — und am Aststumpf einer Fichte bis zur Rückkunft aufgehangen.

So waren wir an einen tiefen Waldteich gekommen, und, in enger Schlucht, da, wo ein klarer Forellenbach ihm, über einen Ablaß rauschend, entströmte, stellte der Vetter mich an. Hier bleib, flüsterte er leise, indeß ich den Teich umkreise; hier fallen die Enten ein, die ich auftreibe! Es war empfindlich kalt, über mir sausten geisterhaft die Wipfel mächtiger Tannen, anschwellend wie eine gewaltige tiefe Aeolsharfe, und zu leisem Rauschen verhallend. Des Reihers heiserer Schrei kreischte widrig aus der Ferne, Otto mochte an seinem Stand vorbei gekommen sein, und bald hörte ich den schweren Flügelschlag über den Bäumen. Der Teich dehnte sich, eine blinkende Silberfläche, vor mir weithin, einzelne schwarze Stellen waren Flecke, wo eine warme Quelle das Zufrieren verhinderte. Auch vor dem Ablaß hatte die Strömung ein Stück Wasser offen gehalten; es erschien dunkel, unheimlich, nur wenn der Wind es kräuselte, wie von blauem, gespenstischem Licht überzittert. Ich erkannte die Stelle: hier hatte sich der Schäfer hinabgestürzt in den nassen Tod, wie der Mord des Viehhändlers ruchbar geworden; hier hatten die Wellen die ekelhafte, aufgetriebene, angenagte Leiche ausgeworfen! — Das widrige Bild los zu werden blickte ich rasch umher, zu meinem Stand drang kein Mondstrahl, desto greller schien mir die weiße helle Fläche draußen vor mir, aber vergebens horchte ich auf den pfeifenden schnellen Flügelschlag der Wildente, Alles war stumm, still, nur die Tannen rauschten, nur das Wasser plätscherte eintönig vor meinen Füßen! —

Da erhob sich's leise aus dem düstern, tiefen Wasserspiegel vor mir, ein schwarzes rundes Haupt, grell beleuchtet vom Mondlicht, und gellend erscholl ein heller Pfiff, daß es vom andern Ufer schaurig wiederhallte, wie des Schäfers schrilles Fingerpfeifen! Das Blut gerann mir in den Adern, und flirrend schien die Silberfläche vor mir zu wogen; auf ihr aber ruhte behend, und schlangenartig schwindend, ein schwarzer Körper dahin. Mein Schuß krachte und bewußtlos sank ich nieder.

Ehe Otto zurückkam, hatte die Kälte des Schnees, in den ich gefallen, mich ermuntert. Gefaßter erhob ich mich; die Vernunft, vom Grauenhaften, Ueberraschenden betäubt, war zurückgekehrt. Da lag das lange Ungethüm im Schnee, den es weit herum schweißend gerötet, und Otto rief jubelnd: ein Otter, du Hauptkerl, das gibt einen üppigen Muff! aber dumpf, halb betäubt, unerfreut vom Lobe des glücklichen Schusses, suchte ich mein Bett.

Am andern Morgen noch war der Kopf mir wirr und unklar, wie ich nach toller Traumhatze erwachte. Der alte Herr saß vor mir, und schien mit den klugen klaren Augen mich durchspähen zu wollen. Was gab's gestern Abend, Eduard, frug er, milder, wie sonst, und offen erzählte ich Alles! Er lächelte, freundlich, ohne Spott: derlei ist wohl schon bessern Männern, wie deines Vaters Sohn, begegnet, sprach er. Hättest du den Fischotter so gut aus der Natur, wie aus deinen Büchern gekannt, so wärest du nicht erschrocken, wie er auf's Eis stieg und pfiff, denn das ist ihr Lockaut, jetzt Ende Januar, wo ihre Ranzzeit beginnt. Du weißt gewiß, daß Oken ihn zu den schreitenden Schleichthieren mit den Mardern setzt, du kennst seine drei Lückenzähne u. s. w., hattest aber kein Bild von ihm im Kopf, und noch nicht kaltes Blut genug im Herzen, das Ueberraschende ruhig zu beobachten. Er ließ hierauf den erlegten Otter heraufbringen, und aufmerksam betrachtete ich das interessante Thier. Der breite, flache, fast froschartige Kopf mit überaus scharfem Gebiß und kleinen, schräggeschlitzten Augen machte einen widrigen Eindruck; der Körper, walzig gestreckt, schloß sich ihm fast ohne erkennbaren Hals an, auch dehnte sich der Bauch gegen den weiten Brustkorb nicht aus. Die Schenkel der kurzen Füße waren völlig in der Haut versteckt, und ihre Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Am auffallendsten erschien der lange Schwanz, der nicht, wie bei andern Thieren, am Hinterleib plötzlich dünn absetzte, sondern in den der Körper keilförmig sich zuspitzte, so, daß die Oeffnung des Afters erst eine Handbreit von den Schenkeln entfernt, im Schwanz sich zeigte. Der Balg war mit dichtem, graubraunem Stachelhaar besetzt, unter welchem ein höchst feiner, dunklerer Flaum jede Nässe abwies.

Der Revierförster erzählte mir noch, daß sie, meist unter Baumwurzeln aufwärts vom Wasserspiegel, drei bis vier Ellen lange Röhren graben, in welchen sie trocken liegen, und neun Wochen nach der Paarung zwei bis drei blinde Junge werfen, die nach ein Paar Monat schon selbst fischen gehen. Nur im Nothfalle fangen und fressen sie auch Frösche, Wasserratten u. dgl. Geruch und Gesicht sind ausgezeichnet gut. So heftig und nachdrücklich der Otter sich zu vertheidigen weiß, wenn er überrascht und in die Enge getrieben wird, so scheu und vorsichtig ist er; einsame, fischreiche Waldströme sind daher sein liebster Wohnort, bis er ihren ganzen Fischstand ruinirt hat und weiter wandern muß. Man hat Beispiele von jung Gefangenen, die ziemlich zahm geworden sind; ja, die Chinesen richten ihn zum Fischfang ab, indem sie ihn nur mit Fleisch füttern, und nie etwas anderes, als das Eingeweide von seiner Beute kosten lassen; doch bleibt er stets tückisch und gewinnt nie wirkliche Zuneigung zu seinem Pfleger. Sowohl ihrer Schädlichkeit, als auch ihres Balges wegen, der mit 11 — 15 fl. bezahlt wird, stellt man den Fischottern eifrig nach, gräbt sie aus ihren Bauen vor einem scharfen Hunde aus, fängt sie in Tellereisen, die sie jedoch ungern annehmen, oder schießt sie auf dem Anstand, wie ich es unwillkürlich that; sie haben aber ein sehr zähes Leben.

Auch Otto war heraufgekommen. Du hast, begann er zum Vater gewendet, mir neulich versprochen, das, was du bei der englischen Pelzkompagnie vom Meerotter bemerkt, zu erzählen.

Allerdings, entgegnete der alte Herr, so thu dich dort nieder, und spitze die Löffel!

Von alten Pelzjägern habe ich gehört, daß der Meer- oder Seeotter nirgend häufiger ist, als im arctischen Meere, zwischen Amerika und Asien, wo sie in ungeheurer Menge, des köstlichen Pelzes wegen, erlegt werden. Er ist lang gestreckt, wie eine Robbe, der er auch in Lebensweise und Manieren ziemlich ähnlich ist, wird 70 — 80 Pfund schwer, und 3 — 4 Fuß lang, hat aber im übrigen ganz die Formen des gewöhnlichen Fischotters. Der sehr geschätzte Balg ist dunkelbraun bis schwarz mit zartem Seidenglanz, und steigt im Werth, je dunkler er ist; die Chinesen sind vorzüglich die Käufer dazu, und bezahlen einen schönen Balg mit 70 — 80 Silberrubel, und noch höher. Höchst selten sieht man auch weiße Seeottern, entweder sehr alte, oder Albinos. Sie tauchen und schwimmen ausgezeichnet, sind aber auch am Lande und auf dem Eise sehr behend; Fische sind ihre Hauptnahrung, doch reißen sie auch Muscheln vom Fels, die die Ebbe entblößte, und allerlei Conchilien, die das Meer auswarf. Sie leben und schlafen, wie die Robben, in Heerden zusammen, und stellen Wachen aus, die annähernde Gefahr verkünden. Die Liebe zu ihren Jungen haben sie gleichfalls mit den Phoken gemein, und wirklich rührend ist es, wie die Mutter dem Pelzjäger, der sie raubte, mit kläglichen Jammerlauten weit nachläuft, bis auch sie unter seiner Keule fällt.

Auf den Behringsinseln sind sie in ungeheuren Schaaren, gehen weit die Flüsse hinauf und treiben im Sonnenstrahl possierliche Spiele am Ufer, bei denen man ihre Gewandtheit und zierlichen Bewegungen bewundern muß; so wie überhaupt sie mehr Intelligenz verrathen, wie wir sonst an Thieren bemerken. Ihr Fleisch ist sehr angenehm.

Die Lutra canadensis, den kanadischen Fischotter, findet man in ganz Nordamerika, auf der Landenge von Panama, bis Brasilien, wiewohl man sie oft schon als eigene Arten zu trennen versucht hat. Gestalt und Sitten sind die des Unsrigen, nur sind sie an großen, fischreichen Strömen und Seen weit häufiger, und werden auch größer. Mit dem Vorrücken der Civilisation und dem Anbau der Wildnisse wird er auch schon seltner werden. — Das ist's, was ich von den Ottern zu melden weiß.

Aber ich weiß noch von einem Otter, Herr Papa, mit Dero Wohlnehmen, rief Otto.

Wird ein mächtig Gethier sein, du Spießer, lachte der Alte, ein jagdbares gewiß nicht!

Haben Ew. Liebden, Herr Vater und Vetter, noch nicht vom Nörz oder Mänk gehört?

Steht weder im Hartig, noch Wildenow, auch nicht in Döbels Forst- und Jagdpraktika, war die Antwort.

Von Tharand durfte ich vor drei Jahren, wie du weißt, Vater, den Grafen Dohna nach Livland begleiten. Dort schoß ich auf der Jagd, meiner Meinung nach, einen Iltis an einem Bache, und erstaunte sehr, wie sich das Thierchen wie ein kleiner Fischotter mit weißer Schnauze erwies, und sogar die Schwimmhaut zwischen den Zehen nicht fehlte. Der Jäger des Grafen belehrte mich, daß dieser kleine Sumpfotter auch obige beiden Namen beim Volk führe, und nur in den sarmatischen Ländern, Polen, Finnland, Livland, bis nach Rußland vorkomme, seine eigentliche Heimath scheine jedoch der Bord der Ostsee zu sein, und die Sümpfe zwischen Oder und Weichsel, wo es seine Lieblingsnahrung, Krebse, reichlich finde. Der Balg ward nicht sehr geschätzt. Angeschossen gab er Laut wie eine Elster.

Riekchen rief zum Essen; — aber nur Fastenspeise, setzte sie hinzu. Es war der Fischotter, der in katholischen Gegenden für Fisch gilt, und wirklich sehr delikat war.

Die Wallnuß.

(Taf. 38.)

Der gemeine Nuß- oder Wallnußbaum, Juglans regia, dessen Vaterland Persien ist, kam schon

Digitized by Google

in den frühesten Zeiten nach Griechenland, wurde von da nach Italien verpflanzt, und hat sich von dort aus über alle Länder und Staaten von Süd- und Mittel-Europa verbreitet. Er gehört der 21sten Klasse Linné's an und trägt Blüthen getrennten Geschlechts. Der Baum, welcher seiner Früchte wegen bei uns häufig in Alleen, großen Gartenanlagen und auf Weinbergen angepflanzt wird, erreicht eine Höhe von 50 — 60 Fuß, wird bis zum vierzigsten Jahre selten über einen Fuß dick, gelangt aber nach dieser Zeit öfters zu einem Durchmesser von 3 — 5 Fuß; der Stamm ist bis an die Aeste 10 — 12, selten 20 Fuß hoch; die Aeste sind stark und bilden eine schöne Krone; die Rinde ist weißlich und glänzend; die Blätter sind gefiedert, 10 — 12 Zoll lang und 2 Zoll breit. Die männlichen Blüthen sind lange Kätzchen; aus den weiblichen, welche einzeln, gewöhnlich aber zu drei beisammen an den Zweigen sitzen, und wovon nur die grünlichgelben Narben aus der Knospe hervorragen, entstehen die Wallnüsse, die zolldick und etwas länger sind. Die Leifel oder grüne Schale, welche die Nuß einschließt, zerreißt unregelmäßig, ist herb und bitter und dient, wie die Blätter des Baumes, zum Schwarzfärben. Die Nußschale ist hart und zweilappig; der süße, ölreiche Kern trägt in der Spitze den Keim verkehrt, ist wohlschmeckend, zweilappig, jeder Lappen wiederum gespalten und mit einer gelben, herben Haut umgeben, die sich, so lange die Nuß frisch ist, leicht abschälen läßt. Die jungen Blätter, so wie alle Theile des Baumes, selbst das Holz, riechen stark gewürzhaft; erstere schmecken bitter und herb, und werden, außer zum Färben, als Hausmittel gegen Würmer, und überhaupt zur Stärkung des Darmkanals angewendet, auch äußerlich zu Umschlägen bei Hautkrankheiten benutzt; wenn man mit einem Absud derselben im Sommer das Vieh wäscht, so wird es dadurch vor Stechfliegen und Mücken geschützt; die Leifel wirkt adstringirend; ein Absud derselben ist das einfachste Mittel gegen die Wanzen; der unter der Rinde des Baumes liegende Bast ist besonders scharf und wirkt stark abführend. Das Holz wird sehr geschätzt und, namentlich in Süddeutschland, zu den feinsten Schreinerarbeiten verwendet; unter allen europäischen Holzarten wird es für das beste und dauerhafteste gehalten, und nimmt vor allen andern die schönste Politur an.

Seiner Früchte und seines Holzes wegen wird den Nußbaumanlagen große Aufmerksamkeit gewidmet; der Baum verlangt einen tiefgründigen milden Boden und eine etwas trockene Lage, und gedeiht am besten an geschützten Anhöhen. — Die Früchte sind, reif und frisch genossen, so lange sie sich noch schälen lassen, gesund und angenehm; alt aber verursachen sie leicht Heiserkeit und Sodbrennen. Den Hauptnutzen gewährt das aus ihnen gewonnene, kalt ausgepreßte Oel, das sehr süß und als Speiseöl besser als Baumöl ist, auch gegen Würmer und Flechten dient, größtentheils aber, da es leicht trocknet, in der Malerei benutzt wird. Die nach dem Oelpressen zurückgebliebenen Nußkuchen sind ein treffliches Futter für das Vieh. Die unreifen Früchte werden mit Zucker eingemacht und als magenstärkendes Mittel genossen, auch geben sie mit Gewürz und Zucker in Rum gesetzt einen angenehmen Likör; die fast reifen Nüsse macht man in Frankreich in Essig ein, und betrachtet sie als eine besondere Leckerei.

In Ansehung der Früchte unterscheidet man verschiedene Sorten des gemeinen Nußbaums: die Pferdenuß, welche die größte Schale, aber nur einen kleinen Kern hat, der dieselbe bei weitem nicht ausfüllt; — die große Steinnuß, mit sehr harter Schale und vollem Kern, und die dünnschalige oder Meisennuß, welche sich leicht zerbrechen läßt, und den angenehmsten Kern hat.

Der schwarze Wallnußbaum, Juglans nigra, der weiße, J. alba, der graue, J. cinerea, und die olivenförmige Wallnuß, J. olivaeformis, sind eigene Arten, die aus Amerika stammen, jetzt aber auch hin und wieder bei uns gezogen werden, aber keine unserer Arten übertreffen.

Fig. 1 unserer Tafel ist ein Zweig mit Früchten, die noch in der Leifel sitzen; Fig. 2 eine männliche Blüthe; Fig. 3 die von der Leifel befreite Nuß; Fig. 4 die geöffnete Nuß; Fig. 5 der zweilappige Kern, quer durchgeschnitten.

Die Höhlen von Ellora.

Die wundervollen Höhlen von Ellora sind nur eine halbe Stunde von Rowsa in Dekan, welche Stadt wir auf unserem Wege nach Bombay berührten, entfernt, und wir wünschten uns Glück, dieselben in Augenschein nehmen zu können. Von fünfzig Sepoys begleitet machten wir uns in unsern Palankins dahin auf den Weg. Am Fuße eines steilen, aus rothem Granit bestehenden Hügels stiegen wir ab, und genossen vom Gipfel desselben herab eine herrliche Aussicht auf die weite, zu unsern Füßen liegende Ebene und das von Bäumen umschattete Dorf Ellora. Der ganze Hügel ist beinahe eine Stunde weit ausgehöhlt und in weite Hallen und Säle umgewandelt. Als wir beinahe zwei Drittel desselben herabgestiegen waren, erreichten wir den Eingang der größten Aushöhlung, die im Sanskrit „Keylas“ oder „das Paradies“ genannt wird. Das erste, was uns in die Augen fiel, war ein Thorweg, der mit den Seiten des Hügels durch Mauern mit plump gearbeiteten Zinnen verbunden war. Oberhalb sowohl, als auch an den beiden innern Seiten desselben, steht man eine Menge Pagoden und Obelisken, die man erst dann zu beachten und zu bewundern beginnt, wenn man gewahr wird, daß das Ganze aus einer einzigen Felsenmasse gehauen ist; noch mehr aber steigt das Erstaunen, wenn man den weiten, unterirdischen Vorhof betritt, der 250 Fuß lang, 150 Fuß breit und 100 Fuß hoch ist — wenn man den Haupttempel betrachtet, der auf riesigen Elephanten ruht, und dann bedenkt, daß diese gewaltige, in ihren kleinsten Theilen auf's sorgfältigste bearbeitete Masse aus dem nämlichen groben Material besteht, aus

Digitized by Google

welchem die senkrechten Seitenwände gehauen sind. Beim Eintritt in das Thor, welches oberhalb mit mehreren Zimmern versehen ist, fällt der Blick zuerst auf eine gegenüberstehende, gegen zehn Fuß hohe, kolossale Gestalt, die mit Bildhauerarbeiten und zwei Elephanten umgeben ist, die ihre Rüssel über dem Haupte derselben mit einander verschlingen. Die kolossale Gestalt hat eine sitzende Stellung und ist roth bemalt. Der Vorhof hat rechts und links Oeffnungen, denen gegenüber man zwei Elephanten in Lebensgröße sieht, die aber mehr oder weniger verstümmelt sind. Hier entdeckt man zuerst das Ganze des großen, pyramidalischen, unterirdischen Tempels, der 90 Fuß hoch, den Mittelpunkt der Aushöhlung bildet. Erhaben kontrastiren die, bis in die kleinsten Theile mit der größten Sorgfalt ausgearbeiteten Verzierungen der Außenseite, mit den ihn umgebenden Klippen. Dreißig Fuß weiter sieht man zwei schöne Obelisken, etwa 38 Fuß hoch, die mit mancherlei vorzüglichen Bildhauerarbeiten bedeckt sind. Durch einen kleineren Tempel, in welchem man die, ebenfalls aus dem Felsen gehauene, jedoch sehr entstellte Figur des Ochsen Nundee sieht, steht der Haupttempel mit dem Zimmer über dem Eingangsthore in Verbindung, und hinter demselben bilden fünf niedrigere Tempel einen Halbzirkel. Elephanten in Lebensgröße, kolossale Löwen und phantastische Thiergestalten, zum Theil in Hant-Relief, zum Theil in ganzer Figur aus dem Felsen gehauen, scheinen das Ganze zu tragen. Diese Thiere sind in mannigfaltigen Stellungen abgebildet, einige in wüthendem Kampfe mit den zunächststehenden, andere stehend ꝛc. Füße, Ohren, Rüssel und andere Theile haben jedoch durch die Zerstörungssucht mohamedanischer Zeloten bedeutend gelitten.

Der Zwischenraum der Seitenwände des Tempels bis an die Felswände beträgt an jeder Seite nicht mehr als vierzig Fuß. Zwischen dem Haupttempel und dem Thorwege steht man viele Bildhauerarbeiten in neun Reihen von Gestalten von etwa einem Fuß Höhe: fechtende Männer, mit Bogen, Keulen und Schwertern bewaffnet, andere in zwei- oder vierrädrigen, von Pferden gezogenen Wagen, und allenthalben sind diese Gestalten mit Affen untermischt, welch letztere Abbildungen, wie man muthmaßt, auf den von Rama unternommenen Einfall in Ceylon, anspielen sollen. Vier Stufen führen in den großen Saal des Haupttempels, dessen Inneres 103 Fuß lang, 65 Fuß breit, aber nur 17 Fuß hoch ist. Während der ersten Minuten nach dem Eintritte wird man durch das Helldunkel verhindert, die Gegenstände um sich herum genau zu erkennen; doch trägt gerade dieses Helldunkel, verbunden mit den kolossalen Gestalten und Säulenmassen, vieles dazu bei, das Gemüth in Erstaunen und Bewunderung zu versenken. Die zur Höhe unverhältnißmäßige Dicke der Säulen spricht deutlich das auf ihnen ruhende Gewicht aus, und ihr Anblick erweckt das Gefühl der Entstehungsweise des unermeßlichen Werks. Vier Säulenreihen, deren Schäfte sorgfältig ausgehauen, deren Kapitäler aber ganz einfach sind, stützen die Decke, die zwischen diesen Stützen auf großen, sich durchkreuzenden, mit den Kapitälern der Säulen in Verbindung stehenden Strahlen zu ruhen scheint. Die Decke ist übrigens ganz einfach, ausgenommen im Mittelpunkte, wo man in halberhabener Arbeit eine Art Medaillon sieht, welches einen Mann zwischen zwei weiblichen Figuren vorstellt. Aurenzzeb ließ, um seine Verachtung gegen die Religion der Hindus an den Tag zu legen, das ganze Innere dieses unterirdischen Werkes durch den Rauch angezündeter Feuer schwärzen, wovon man noch jetzt die Spuren erkennt, wenn man die natürliche Farbe neu abgefallener Stücke mit der Außenseite vergleicht. Dem Eingange gegenüber ist ein Saal, welchen man das Allerheiligste nennen könnte, und in welchem an jeder Seite eine Reihe kolossaler Gestalten ist, deren Häupter die Decke berühren. Dieser Saal enthält auch den Lingam. An beiden Seiten der Thüre des Haupttempels befanden sich zwei weibliche, zwölf Fuß hohe Gestalten, die sich, wiewohl anmuthsvoll, unter ihrer Last zu beugen scheinen. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Caryathiden der Griechen, doch wird es eine schwere Aufgabe sein, die Frage zu beantworten, ob die Hindus solche von jenem Volke, oder ob die Griechen sie von diesem entlehnt haben. Die Portikus haben Sitze. Hinter dem Allerheiligsten ist ein Balkon oder eine offene Gallerie, die zwischen dem Haupttempel und den fünf kleineren Tempeln herumläuft. Letztere ruhen auf Thiergestalten, deren in Allem achtzig bis hundert vorhanden sind. Der Baumeister begnügte sich nicht, dieses Riesenwerk im Centrum zu vollenden, sondern höhlte auch die Vorderseite der Klippe an jeder Seite drei oder vier Stockwerk hoch aus, deren jedes zwanzig Fuß Höhe und eine bedeutende Tiefe hat. Leider hatten wir keine Zeit, diese Zimmer in Augenschein zu nehmen, da die andern Höhlen, die wir noch zu sehen hatten, sich nord- und südwärts beinahe eine halbe Stunde weit erstreckten. Erwägt man, daß bei dieser unermeßlichen Arbeit nur Meißel und Hammer gebraucht werden konnten, und daß sie blos durch Ablösung der überflüssigen Felsmassen, nicht durch Herbeiführung von Materialien entstand, so weiß man nicht, wen man mehr bewundern soll, den Entwerfer des Plans, oder diejenigen, die ihn ausführten. Einige dieser Bildhauerarbeiten würden der schönsten Periode der griechischen Schule Ehre machen, und mehrere der kleineren Verzierungen sind wirklich klassisch zu nennen; im Ganzen ist jedoch ein unkultivirter architektonischer Styl vorherrschend. Aber die unregelmäßigen Gestalten und Dekorationen der Säulenschäfte mit ihren einfachen Kapitälern haben etwas Prachtvolleres, als die einfachen griechischen Säulen mit ihren dekorirten Kapitälern. Die kannelirten korinthischen Säulen sind nur ein schwacher Versuch dieser Art. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß in dem ungeheuren Werke kein einziger Schwibbogen zu sehen ist. Unmittelbar an der Außenseite des Eingangsthores befindet sich eine gleichfalls in den Granitfelsen gehauene Cisterne.

Nachdem wir unsere Neugier im Tempel Keylas

befriedigt hatten, verfügten wir uns auf einem langen gefahrvollen Pfade zu den übrigen Höhlen, von denen die erste 103 Fuß breit und 14 Fuß hoch war. Sie führt den Namen „Das Avatara“ oder die „Zehn Verkörperungen Wischnus.“ Sie ruht auf mehreren Säulenreihen, geht 46 Fuß tief in den Felsen hinein und endet in einem Allerheiligsten. An den Seiten befinden sich Gemächer mit Gruppen von Gestalten, so hoch wie die Decke. Die Säulen der Höhle sind ganz einfach und ohne alle Verzierungen. Wir besahen noch zwei andere Höhlen, ähnlich der letzteren, jedoch mit dem Unterschiede, daß die eine zwei, die andere drei Stockwerke hatte; keine aber kam dem Tempel Keylas bei.

Ein Braman, der uns begleitete, nannte uns die Namen sämmtlicher Hauptgottheiten, deren Abbildungen wir erblickten; doch machte die Fülle der Gegenstände und die Kürze der Zeit es unmöglich, diese mythologischen Notizen auch nur einigermaßen befriedigend dem Gedächtnisse einzuprägen. In einer der letzterwähnten Höhlen befanden sich mehrere dunkle, ganz mit Wasser angefüllte Zimmer. Bei der südlichsten Höhle, die wir in Augenschein nahmen, und die überhaupt nächst dem Haupttempel die sehenswertheste ist, bildet die Decke ein Gewölbe, das einzige in allen diesen unterirdischen Bauwerken. Diese Höhle, welche 79 Fuß lang, 43 Fuß breit und im Mittelpunkte des Bogens 38 Fuß hoch ist, ist augenscheinlich in einem von den übrigen ganz abweichenden Style gearbeitet; Sachkundige halten dafür, daß sie der Religion des Bhudda gewidmet sei. Dieses führt auf eine geschichtlich erhebliche Frage. Alle historische Nachrichten der Hindus reden von einer furchtbaren Verfolgung, welche die Anhänger der Sekte des Bhudda vor vielen Jahren von den Braminen erlitten haben, und welche die Vertreibung der ersteren zur Folge hatte. Dennoch erstreckt sich die Religion des Bhudda jetzt über Ceylon, Tübet, Tonkin, Cochin-China, ganz China und einen großen Theil von Japan, und ist ohne allen Zweifel die Religion, welche in der ganzen Welt die meisten Anhänger hat. Nächst ihr kann sich die christliche Religion der meisten Glaubensgenossen rühmen; dann folgt die mohamedanische, und die am wenigsten zahlreiche unter den vier Hauptreligionen, welche die bewohnte Erde unter sich theilen, ist die Bramanische.

Es ist bekannt, daß es den Bramanen gelang, ihre Gegner und Widersacher zu vertreiben, und ihren Glauben, der seitdem unerschüttert geblieben ist, fest zu begründen. Welche von diesen Höhlen ist also nun die älteste? Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Bramanen Werke von solchem Umfange in der Nähe eines von ihren Widersachern angelegten gottesdienstlichen Ortes unternommen haben sollten; eben so unwahrscheinlich ist es aber auch, daß die Bhudisten ihren Tempel ausgehöhlt haben sollten, nachdem die Bramanen den Tempel Keylas vollendet, indem sie, damals nur spärlich über ganz Indien zerstreut, hierzu nie mächtig genug waren. Zwar geben die Bramanen zu, daß Bhudda die neunte Verkörperung Wischnus, und die letzte, worin er auf Erden erschien, gewesen sei; allein dem ungeachtet sprachen sie von der Sekte der Bhuddisten in den gehässigsten Ausdrücken und behaupten: Bhudda's Lehre sei falsch und die Erfindung irgend eines Betrügers. Sir William Jones vermuthet, Bhudda sei ein Reformator der in den Vedas enthaltenen Lehren gewesen, indem er die Opferung von Thieren gemißbilliget. Auch glaubt er, daß zwei Personen dieses Namens existirt haben müssen, von denen der letztere, ein Schüler des ersteren, das ganze System der Bramanen umzustürzen versuchte, und sich dadurch die Verfolgung von ihnen zuzog, welcher die Bhuddisten welchen mußten. Es ist übrigens bei den toleranten Grundsätzen der Religion Brama's unwahrscheinlich, daß die Verfolgung von ihren Anhängern ausgegangen sein sollte, man kann vielmehr mit weit mehrerem Grunde vermuthen, daß sie durch Selbstvertheidigung gegen irgend einen Reformator hervorgerufen wurde. Gegenwärtig ist die Religion Brama's in ganz Hindostan und Dekan herrschend, die Frage selbst aber, welche der beiden Religionen die älteste sei, ist immer noch unbeantwortet.

Der Name des Flusses Nerbudda, d. h. Bhudas-Fluß, welcher die Gränze zwischen Hindostan und Dekan bildet und Indiens heiligen Strömen zugezählt wird, die große Anzahl von Denkmälern der bhuddistischen Religion, nicht nur zu Ellora, sondern auch in den Höhlen von Carli, auf der Insel Salsette und in Nalikipuram, und die überwiegende Ausbreitung dieses Glaubens in unsern Tagen, — dies Alles, zusammengenommen mit dem Umstande, daß die neunte Avatar oder Verkörperung der bramanischen Religion Bhudda's Namen führt, scheint die Vermuthung zu bekräftigen, daß die Religion des Letztern den Lehren Brama's voranging. Auch berichteten gelehrte Bramanen dem Kapitän Wilford, ihr Stamm sei ursprünglich aus dem Norden in Hindostans Ebenen gekommen und kein indisches Urvolk. Hiermit stimmt auch Dübois in seinem Werke über Indien überein. Kam aber Brama's Religion aus Norden, so ist es natürlich, daß das Andenken der früheren in denjenigen Ländern am stärksten sein muß, die dem alten Glauben am längsten anhingen. Daß die Einführung der bramanischen Religion in Ceylon mißglückte, erklärt sich nicht nur daraus, daß dieses Land eine Insel ist, sondern auch aus dem Umstande, daß die verfolgten Bhuddisten hier ihren Zufluchtsort suchten; wahrscheinlich gründet sich die indische Volkssage von Ramas Angriff gegen diese Insel auf einen, zur Fortsetzung der Verfolgungen wirklich unternommenen Einfall.

Es ist nicht unmöglich, daß beide Religionen einen gemeinschaftlichen Ursprung hatten, und sich erst später in zwei Sekten trennten, nichts destoweniger aber viele Jahrhunderte lang friedlich neben einander bestanden, bis endlich Ehrsucht oder irgend eine andere noch ärgere Leidenschaft das Schisma zum offenen Kampfe entflammte, der mit der Vertreibung der Bhuddisten en-

Digitized by Google

dete. Was das Alterthum der beiden Religionen betrifft, so müssen wir, wenn wir annehmen, daß die Abbildung Bhudda's die Personifizirung des Feuers sei, (denn zu Zeiten wird er mit einem Flämmchen auf dem Haupte dargestellt), und daß eine der frühesten Religionen aus der Ehrfurcht vor der Sonne entsprang, so wie auch, daß Brama's Anbeter, ihrer eigenen Behauptung zufolge, aus dem Norden stammen, den Bhuddisten in Hinsicht des Alterthums den Vorrang lassen.

(Nach Fitzclarence Travels etc.)

Die Puszta.

Erzählung.

Zwischen flachen, kahlen Ufern, die uns lange noch den Rückblick auf die Thürme Preßburgs gestatteten, zog das Dampfschiff dahin. Aber eine andere Natur regte sich auf den niedrigen Flußborden, am Spiegel wehte nicht mehr Oesterreichs Flagge, sondern Ungarns Grün-weiß-roth. Comorn, vom ritterlichen Matthias Corvinus gegründet, erschien und verschwand, — lange Reihen träg sich umwälzender Schiffmühlen lagern sich in der Mitte des Stromes, denen der Dampfer mit behender Wendung auswich — hin und wieder ein am Horizont auftauchender einzelner Kirchthurm, eine halbüberschwemmte, ertrinkende Insel — sonst alles einförmig, kahl, todt. Da sprengte ein Ungar, in weiten Gatyehosen mit fliegendem Pelz auf so total hölzernem Wagen, daß auch nicht ein Nagel an der ganzen, knarrenden Maschine eisern ist, an's Ufer, das Feuerschiff anzustaunen; kaum aber erschallt sein scharfes Né! so fliegen die langmähnigen, unansehnlichen Rosse auf ungebahntem Pfad im Galopp davon, wenn auch kein Schlag der über ihnen stets wirbelnden Peitsche sie trifft. Noch haben wir das Gespann nicht aus den Augen verloren, so trabt eine Heerde von wohl hundert mächtigen weißen Ochsen heran, mit gewaltigem, schön gebogenen Gehörn. Auch sie starren das Schiff mißtrauend an, gehen aber dicht hinter ihm in den Strom, um die Weide der andern Seite schwimmend zu erreichen. Nun streckt das Gebirge auch grüne Arme nach dem herrlichen Strom, in dessen Spiegel sich Ruinen des Mittelalters ernst beschauen; zwischen die Uferfelsen gekeilt glänzt die weiße Wand eines Kirchleins herüber; dann wird der ganze Berg bis Ofen rebengrün — wer hat noch nicht von „Ofner Ausbruch“ wenigstens gehört! — Die Insel St. Margarethe theilt jetzt den Strom und nun erscheinen Ofen und Pesth, die Schwesterstädte, über den Strom sich die Hand reichend.

Die Geister einer wildbewegten Vorzeit scheinen Ofen zu umschweben, Ofen, die römische Kolonie, die jetzt noch heilig gehaltene Stadt der Türken, die Lieblingsstadt Matthias Corvins, der in Ungarn fortlebt in jedes Kindes Phantaste, in jedes Mannes Brust und in tausend Sagen oder Anekdoten am Feuer des Winterherds. Terrassenweis erheben sich die alten Befestigungen, jetzt üppige Gärten, aus der Donau — wie Mancher mag unter diesen Beeten schlummern; mehrere Brunnen, besonders aber der am Markte, aus rothem Marmor, sind augenscheinlich türkisch, von einem prachtliebenden Pascha, oder einem reichen, frommen Muselmann errichtet, den durstenden Fremdling zu laben. Pesth dagegen ist eine lebhafte, heitere Handelsstadt hinter breitem, bequemen Kai hingelagert.

In Pesth verließ ich Schiff und Strom, um die endlosen Grasebenen der Pußten zu durchwandern. Von Pesth bis gegen Debreczin, von Szegedin bis Erlau dehnt sich der schier wagrechte Boden eines Ursees aus, mit einem Umkreis von 240 Stunden, jetzt ein grünes Grasmeer. Vor der Morgendämmerung war ich mit einem schwarzhaarigen Burschen von ächt orientalischem Prostl, einem wahren Abkömmling der Begleiter Arpáds, davon gefahren, und staunte jetzt die Herrlichkeit des Sonnenaufgangs in dieser Fläche an. So weit das Auge reichte, erglühete der, dem Boden entstiegene, dünne Nebel in tausend rothen Tinten, vom blassen Rosa, bis zu dunkelm Amaranthroth wechselnd, je nach dem ein frischer Wind ihn wogend bewegte. Kaum aber war dieser Wunderanblick verschwunden, als die intensen Strahlen der Sonne auf dem offnen Wagen nichts weniger als angenehm wurden. Der Horizont woge in zitternder Gluth, und in der wellenden Luft stand plötzlich das Bild eines spitzigen Kirchthurms verkehrt da, der nach der Versicherung meines Kutschers, wohl acht Stunden von uns auf seiner Basis stand. Oft, und gerade, wenn man am meisten Durst hat, fuhr er fort, glaubt man einen Fluß mit Baumufer, oder einen felsgegürteten See zu erblicken; wer aber gescheidt ist, kümmert sich nicht darum; es ist à Delibaba, eine Zauberin. Die fata morgana der kalabrischen Küste fiel mir ein, und ihre liebe holde Base, die Phantaste, half mir die steigende, dörrende Gluth ertragen. Sie führte mich zurück in jene ferne Zeit, wo die Pußta vom Hufschlag der hereinwogenden Asiaten überfluthet war, den Fürsten Arpád an der Spitze; und in jene Nähere, als zahllose Heere, geführt von Amurath, Mahomed, Suleiman, im glänzenden Gefolge von hundert Pascha's, gegen die zitternde Christenheit sich hier vorüberwälzten. Sie zeigte mir das Zurückwogen dieser verderblichen Fluthen — bald in wilder, regelloser Flucht, oder auch zweimal Hunderttausende kettenbelasteter Gefangene, wie 1526, in tollem Siegesjubel vor sich hertreibend! —

Dort ist ein Brunnen, rief mein Rosselenker, die Pferde wollen trinken! Es war ein Loch im Boden, ohne Ausschalung, ohne Brüstung; doch lag eine Stange daneben, an der ein hölzernes Gefäß zum Heraufziehen des Wassers befestigt war. Unfern davon erhob sich ein kleiner Hügel — das Grab eines scythischen Helden, der heute noch die Bewohner dieser Steppen als seine ächten Sprossen erkennen würde, mit den treuen, geliebten Rossen, der weiten, wallenden Tracht, den klirrenden Sporen, dem langen, schwarzen Schnurr-

Digitized by Google

bart, der sich mit den geflochtenen Zöpfen der Schläfenhaare mischt. Mit großem Wohlgefallen betrachtete mein Führer den meinigen und frug, ob er auch in meinem Lande Brauch sei. Voller Pathos versicherte ich ihm, daß heut in allen 38 deutschen Partikeln jeder Schneidergeselle, und Jeder, der fühle, daß man ihm sonst keine Mannheit zutrauen möchte, einen möglichst großen Schnauzer zu erzielen strebe. Mit sichtlichem Behagen strich mein Magyar seine Lippenzier: Schöne Sach, edle Sach, murrte er, alle Spent — Heiligen — auch Schnurrbart! Dabei ergriff er seinen Kulats — eine Kürbisflasche, mit Wachs und Rosinen überzogen — und schluckte eine Portion Slibowiz, die den zwei Füllenschwänzen seines Bartes entsprach; dann ging es im Galopp weiter. Schräg saß ihm der schwarze, Izakoartige Suveg auf den glänzenden Haarflechten, die Arme deckte ein weites, leinenes Hemd, von etwas zweifelhafter Couleur, wie Nante sagen würde, welches sich aber nicht mit den flatternden, unten mit Franzen besetzten Gatyehosen, obgleich vom selben Stoff, gemein machte, sondern, nicht die Hüftgegend erreichend, oft vom Winde gebläht, einen muskelkräftigen braunen Rücken zeigte. Die Beinkleider wurden von einem breiten, scharfgeschnallten Lederriemen, der den Unterleib zurückschnürte, festgehalten; über die linke Schulter fiel die Bunda, ein langer, weiter Schafpelz, dessen unten geschlossene Aermel als Taschen dienen. Oben am Kragen ist die Bunda jedes Magyaren originell verziert: ein Lammfell ist mit ausgespreizten Beinen darauf genäht, dessen langer Schwanz auch hier noch keine Ruhe findet, sondern bei jeder Bewegung gar kurios wackelt und zappelt. Stiefel mit klirrenden Sporen verstehen sich wohl von selbst. Beim Adel wird die Gatye als Unterkleid fest um das Bein gewickelt, und eine enge, betreßte Hose darüber getragen, indeß die Bunda zum Dolman einschrumpft — die malerische Tracht der Husaren!

Gegen Abend kamen wir in ein Dorf mit weiten, langen Gassen, dem Tummelplatz der Pferde und Hunde. Die Häuser niedrig, äußerst leicht gebaut, alle die Giebel vorn, erinnern unwillkürlich an die doppelte Zeltreihe eines Nomadenlagers; wo heute die Kirche steht, hatte der Anführer die Standarte, den Roßschweif, aufgepflanzt. Den Abend hindurch hatte ich Gelegenheit, das häusliche Leben der Magyaren zu beobachten. Der Ungar, reich oder arm, ist Alleinherrscher auf seinem Eigenthum, das er stets, und wäre es nur sechs Schritt lang und breit, Joszágom — mein Gut — nennt. Weib und Kind sind seeledem — meine Leute; seine Frau nennt ihn nie du, sondern uram — mein Herr. Nie vergißt er, seinem Weibe gegenüber, die Milde des Starken, und eine Art natürlicher Galanterie, mit der er sie csillagom, rozsam — mein Stern, meine Rose, auredet, und stets das, was er bescületes — honett, ehrenhaft — nennt, im Auge behält. Niemals wird ein Ungar um ein Trinkgeld bitten, wenn er nach einem geleisteten Dienste sich entfernt, und niemals wird, auch bei der unverhältnißmäßigsten Kleinheit desselben, ein unzufriedener Schatten seine Stirn dunkeln. Mit tausend Segenswünschen seiner oriental bilderreichen Sprache geht er; anders wäre nicht beesület!

Der Abend kühlte, unzählige Schwärme jeder Art Wassergevögel eilten den sumpfigen Niederungen am Ufer der Ströme, wo alle in Frieden bei einander nisten und wohnen, zu, und wir — mein gastfreier Wirth, mein Kutscher und ich, saßen auf unbehauenem Stamm vor der Thür. Auf der Pußta, die sich in silbernen Abendnebel hüllte, flammten mehrere Feuer auf. Wer zündet sie an? frug ich. Die Hüter der wilden Roßheerden, die Csikós, war die Antwort; um ihre Feuer versammeln sich die Pferde, und der Wolf hält sich fern. Wie werden die rohen Thiere gezähmt und zugeritten? frug ich weiter.

Der Csikós, entgegnete mein Wirth, kennt jedes Thier seiner Heerde so genau, als gehörte es zu seiner Familie. Will er eins davon dressiren, so nähert er sich ihm öfter zu Fuß, um es zu streicheln, zupft ihm die Dornen aus der zottigen Mähne, bietet ihm ein Stück Brod u. s. w., bis es ihm die Hand einen Augenblick auf den Rücken zu legen erlaubt. Wohl sieht es scheel von der Seite den Csikós an, der, die Mähne in die Augen gedrückt, die kurze Pfeife zwischen die Zähne klemmt. Im Nu, schneller, wie das Thier zu entwichen vermag, hat er sich ihm auf den Rücken geschwungen, und sitzt, wie mit ihm verwachsen, fest. Das erschrockene Pferd macht verzweifelte Anstrengungen, die ungewohnte Last abzuwerfen, es steigt kerzengerade, es springt vorwärts, indem es den Kopf zwischen die Füße beugt, und zugleich mit aller Kraft ausschlägt, es dreht sich ruckend seitwärts im Kreis — vergebens, der Csikós sitzt wie angenagelt fest, und bläst mächtige Dampfwolken, das einzige Zeichen seiner Anstrengung, aus der kurzen Pfeife. Es wirft sich auf den Boden, aber mit ausgespreizten Beinen steht der Csikós über ihm, der es mit der kurzstieligen Peitsche gewaltig trifft; es springt rasend auf, und trägt entsetzt die vorige Bürde. Da fliegt es endlich mit Sturmeile davon, ohne dem Peiniger zu entrinnen, der, wenn es ermüdet nachlassen möchte, es mit scharfem Sporenhieb zerfleischt, bis es athemlos stürzt. Nun, verwirrt, todtmatt, legt ihm sein Bändiger das bereitgehaltene, schwere Gebiß an, und reitet es, fürder ohne Widerstand, ruhig, wohin er will. Der Trotz ist ihm völlig gebrochen, zuweilen aber auch der Muth, so, daß es feig und tückisch, jede Gelegenheit zum Schaden benutzt, wenn das gefürchtete Gebiß es nicht zwingt. Vom Herrn der Heerde bekömmt der Csikós für ein solches Stückchen den bunten, seidegestickten Tabacksbeutel und den Kulats, mit gutem Stoff gefüllt, auch schenkt ihm die Dame oder das Fräulein wohl ein farbiges Band an die lange Peitsche.

Wie diese Csikós mag's wohl wenig Reiter in Europa geben, urtheilte ich; aber meine beiden Gesellschafter sahen mich mit sehr deutlichen Blicken an. Lora termett a Magyar, der Ungar wird als Reiter geboren, antwortete blos mein Kutscher, mit einem Ton,

Digitized by Google

der bewies, er ſei jeden Augenblick zu ſolchem Stückchen bereit.

Es muß aber bei alle dem ein ziemlich elendes Leben ſein, ſo den Sommer, wie den Winter auf der offenen Puſzte zu liegen, warf ich hin, und hatte wieder angeſtoßen.

Es gibt nichts Herrlicheres, rief mein Wirth, mit einem Urſuche, der einen Matroſen ſtaunen gemacht hätte, als das Leben eines Czikós oder Gulgás — Ochſenhirten — auf der Puſzta! Der Fiſch des Stroms, das Wild des Waldes, der Kukuruz — Mais — des Bauern iſt ſein! Gott hat's gegeben, warum es nicht nehmen?

Und Beide begannen zu ſingen:

Ich bin ein armer Burſch
Und reite auf jeden Markt,
Da ſtehle ich Kühe und Füllen:
Davon iſt der Arm mir erſtarkt!

Szegény legény — wörtlich: armer Kerl, iſt auch das Wort für Räuber — ich ſchwieg bedenklich. Wohl gefiel mir die wilde, natürliche Kraft dieſer Leute, und geſtehen mußte ich mir, daß dieſe Auswüchſe daran ziemlich in der Ordnung ſeien.

Die Hausfrau rief zum Eſſen, und auf weißem Ahornitſch duftete lieblich eine Fleiſchſchüſſel. Es iſt Gulyaahuſz — Hirtenfleiſch — inoitirte der Hausherr; es wird Euch ſchmecken! Jigeza rozam, meine Frau weiß es zu bereiten, als wäre ſie ſelbſt auf der Puſzta erwachſen. Er legte mir ein derbes, ſehr appetitliches Stück vor, an welches ich mich mit dem Eifer des Hungers machte. Aber — du lieber Gott — ſchon nach dem erſten Biſſen ſperrte ich möglichſt weit die Kinnladen auf, ſo, daß ich einem Drachenkopf an einer blechernen Dachrinne nicht unähnlich geweſen ſein mag. Das Fleiſch ſammt der Brühe war roth wie Krebsbutter, aber von Paprika, gottheilloſem ſpaniſchen Pfeffer, da der ſchwarze dieſen Naturkindern zu mild und zu theuer iſt; dieſen bauen ſie ſelbſt! — Die ritterlichen Magyaren lachten wie Kobolde; Roſe Jigza aber nahm ſich meiner an, und theilte ihre, weniger infernal gewürzte Portion mit mir, indeß die Roßdiebe mit den wenigen Pfunden in der Schüſſel allein fertig wurden. Dennoch beförchtete ich bei jedem Ausathmen, die Maisblätter des Sopha's, auf dem ich lag, anzuzünden.

Das Hirtenfleiſch ward begreiflich mit einigem Slibowitz begoſſen, und dann die Pfeifen in Stand geſetzt — ich lehnte indeß beides ab, da ich kürzlich etwas von Selbſtentzündung geleſen hatte, und noch immer ſchnappte, wie ein Goldfiſch im Glaſe.

Die Männer ſchienen zu fürchten, mich beleidigt zu haben. Nagy, mein Kutſcher, drehete den Schnauzbart ſpitz, und begann: Matthias, der König aß das Gulyashuſz ſehr gern! Schon ſo oft hatte ich dieſen mittelalterlichen ungriſchen „alten Fritz" nennen hören, daß ich ihn ermunterte, mir etwas von ihm zu erzählen. Ich hatte das rechte Mittel getroffen, die Mißſtimmung zu beſeitigen. Wißt Ihr von ſeinem Hundshandel? frug Nagy, und begann nach meiner Verneinung.

Matthias Corvinus liebte es, unerkannt auf den Märkten mit Jedem zu ſprechen, und erfuhr da beſſer, wie es im geſegneten Ungarn zuging, als wenn er von allen Geſpanen lange Berichte darüber verlangt hätte. So war er auch auf dem St. Andreasmarkt zu Debrezin und hörte da einen armen Mann bitterlich klagen, wie er ſein einziges Pferd verkaufen müſſe, um einem Adelichen auf Weihnachten ein kleines Darlehen abzuzahlen. Matthias fragte den Herrn, der mit zwei Viergeſpannen da war, ob er dem Armen nicht längere Friſt geſtatten wolle; erhielt aber, weil der Ban ihn nicht kannte, eine ſchnöde Antwort. Da kaufte er des Mannes Pferd, und ſagte ihm, wenn er es wieder haben wolle, ſo ſolle er in acht Tagen ſechs weiße Hunde nach Buda bringen, und im Schloß, wo er Jäger ſei, nach ihm fragen. Als der Mann die Hunde brachte, ritt Matthias gerade zur Jagd; verkaufſt du die Hunde, und wie theuer? frug er den Erſchrocknen, und ließ ihm für einen weißen Schafhund das gekaufte Pferd zurückgeben. Natürlich kauften die Hofherrn die übrigen fünf zu ſchweren Preiſen. Froh ritt der Bauer heim, und erzählte ſeinen Handel; den König aber hatte er nicht erkannt. Wie der Bauernnebelmann das hörte, nahm er all ſein Geld, und borgte noch dazu; dann durchzog er das Land und kaufte alle weißen Schafhunde, die er bekommen konnte, und trieb ſeine Käufer nach Buda. Der König aber befahl, alle zuſammen fortzujagen, und der Wucherer ging heim, bloß, wie ſein kleiner Finger!

Ja, ſetzte der Hausherr hinzu, er konnte nun in die Puſzta gehen und König Darys Schatz ſuchen!

Weſſen Schatz? frug ich.

König Darys, war die ernſte Antwort; wer den einmal findet, der kann, wie die Gräfin Cilley, auf goldnen Tellern in die Kirche gehen!

Halt, rief ich, Eins nach dem Andern! Nagy, ſag mir, wer Se. Majeſtät, König Dary war, ich kenne den Herrn nicht: dann kömmts an die Dame Cilley.

Unſere Väter, entgegnete Lukáß, der Wirth, waren im Heer Iskanders, Philipps Sohn, der nach Aſien zog, und den König Dary bezwang. Unſere Ahnen hatten ſeinen Schatz erbeutet, und darum den Neid der Andern ſich zugezogen. Wie nun Iskander ſtarb, zogen ſie mit dem Hort davon, und kamen über's Meer und Gebirge auf die Puſzta, wo ſie zu bleiben beſchloſſen. Da vergruben die Führer den Schatz, bis das Volk, welches hier wohnte, beſiegt wäre, ſie wurden aber alle in einer großen Schlacht erſchlagen, und noch heute liegt die Menge rothes Gold, mehr als die niemez czásár — der deutſche Kaiſer und alle Magnaten zuſammen haben, in der Erde; das weiß jedes Kind im ganzen geſegneten Ungarlande!

Und nun die ſtolze Gräfin, wandte ich mich zu Nagy.

Nun ja, erzählte er, da war ſo ſtolz und reich, daß, wenn ſie in die Kirche ging, ſie die Erde nicht

Digitized by Google

mit den Füßen berühren mochte. Es mußten also fünfzig Edelknaben, jeder mit einer großen, goldnen Platte in der Hand, sie begleiten, und diese vor sie hintegen, daß sie nur auf Gold trat. Hinter ihr wurden sie wieder aufgehoben, und von den hurtigen Pagen wieder vorwärts gebracht. Da trat ihr einst ein armes Kind entgegen, und bat für die kranke Mutter um ein Almosen. Die Gräfin aber stieß es aus dem Goldweg, daß es fiel und blutete; eine alte Zigeunerin hob es auf, und rief: „so möge dein Herz zu Golde werden.“ Von Stund an ward die Gräfin gelb, wie Gold; kein Arzt vermochte ihr zu helfen, die feinsten Speisen und Getränke waren bitter in ihrem Munde, bis sie langsam verstechte.

Eine lange Pause trat nach Nagys Erzählung ein. Lukáb athmete tief auf dem rauschenden Sack mit Maisblättern, auf den er sich gestreckt hatte. Noch im halben Traum sah ich, wie Frau Jizza leise die Lampe löschte, dann verschwammen die Bilder mehr und mehr zum erquickenden, traumlosen Schlaf der Ermüdung.

Der Seidenschwanz. Bombycilla.

(Taf. 39.)

Die Kennzeichen dieser schönen, aber nur wenige Arten umfassenden Gattung sind:

Schnabel: gerade, etwas dick, kurz und gewölbt; an der Wurzel flacher und ziemlich breit. Der Oberkiefer mit einem kleinen Ausschnitte versehen, biegt sich mit seiner gekrümmten Spitze über den etwas kürzern Unterkiefer herab.

Nasenlöcher: oval, mit zarten Borstenfedern bedeckt.

Füße: etwas kurz, ziemlich stark, am Rücken getäfelt; an den Zehen mit groben Warzen und spitzigen, mittellangen, nicht sehr gekrümmten Nägeln.

Flügel: ziemlich lang und zugespitzt.

Schwanz: mittellang, mit breiten Federn, fast ganz gerade, zu zwei Fünftheilen von den Flügeln bedeckt.

Der Körper ist zwar etwas kurz und dick, aber Hals und Flügel sind ziemlich gestreckt, so daß seine Gestalt dennoch nicht plump erscheint, zudem ist sein Körper mit einem seidenhaften, ungemein weichen, reichen, strahlenden Gefieder, welches auf dem Scheitel in einen nach hinten gekehrten, aufrichtbaren Busch verlängert und äußerst zart gefärbt ist, bedeckt, so daß er zu den sehr hübschen Vögeln gezählt werden kann.

Zwischen beiden Geschlechtern und den Jungen bestehen zwar unbedeutende, aber sehr bestimmte Unterschiede.

Es sind bis jetzt nur drei Arten, die einander sehr ähnlich sind, bekannt, wovon eine der neuen und zwei der alten Welt angehören. Sie sind übrigens sämmtlich Waldbewohner der nördlichen Erdhalbkugel. Obgleich während der wärmern Jahreszeit eine Art ziemlich weit unterhalb der kältern Zone gefunden wird, und auch die übrigen während des Winters mehr gegen die gemäßigte Zone hinabrücken, so scheint doch keine die südliche Gränze derselben zu überschreiten. Ihr Aufenthalt gegen Norden erstreckt sich so weit, als baumtragende Sträucher und den Gattungen der Rosaceen, Coniferen, Ericinen, Rhamneen, Grassularceen, Caprifoliaceen ꝛc. in größern Massen sich verbreiten und in Folge des kurzen, aber doch warmen Sommers noch reife, saftige Früchte liefern, indem ihre Verbreitung ziemlich innig zusammenhängt; deswegen gehen sie im höhern Amerika und Asien tiefer nach Süden herab, als im gemäßigten Europa, wo sie erst sehr weit gegen Norden sich finden; eine Art — die europäische — verbreitet sich über den Norden beider Continente zugleich. Das Mißrathen der erwähnten Beerenfrüchte nöthigt sie, in manchen Jahren ihren gewohnten Aufenthalt zu verlassen und anderwärts eine Herbstätte zu suchen, die jedoch selten weit weg verlegt wird; der hohe Schnee, welcher ihre Nahrung den Winter über oft gänzlich bedeckt, zwingt sie zu größern Wanderungen, die sich bis weit in die gemäßigte Zone hinein ausdehnen.

Die Seidenschwänze sind einfältige, gutmüthige, friedfertige, geselligе, phlegmatische und sehr gefräßige Vögel, welche fast keine andere Bewegung machen, als um zu fressen und zu trinken. Sie kommen selten auf die Erde herab, als etwa um zu trinken oder zu baden, wobei sie schwerfällig und scheu umher hüpfen, sich aber möglichst bald wieder auf Bäume erheben, um zu fressen oder in großer Gesellschaft zu verdauen und zu ruhen. Im Fluge, der bei geringen Strecken flatternd und leicht, bei Ueberfliegung großer Räume aber rasch, fast staarenartig von statten geht, verräth sie ihr Phlegma, und sie erscheinen alsdann als sehr gewandte Vögel.

Hinsichtlich der Nahrung der Seidenschwänze herrscht noch große Unsicherheit, indem bis jetzt durch Beobachtungen an ihren Sommeraufenthaltsorten nicht bestimmt ausgemittelt werden konnte, ob sie neben Beeren auch Insekten fressen; wiely letzteres nach den neuesten Beobachtungen in Deutschland fast keinem Zweifel mehr unterliegt. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß die Jungen vorzugsweise mit Insekten gefüttert werden, wie dies bei Drosseln, Zeisigen, Finken, Kirschkernbeißern ꝛc., welche sich im Winter von Körnern und Beeren nähren, auch der Fall ist. Sie geben die Beeren, welche sie bei und im freien, größtentheils wieder unverdaut von sich, wovon ihr sehr kurzer und gleich weiter Darm die Ursache sein soll. Es fragt sich aber, ob sie die Insekten nicht vollkommen verdauen und die Beeren nur als Nothbehelf zu sich nehmen? oder ob sie vielleicht bestimmt sind, die beerentragenden Gesträuche in ihrer Heimath zu verbreiten? wie dieses die Misteldrosseln mit der Mistelpflanze und die Tauben auf Banda mit den Muskatnüssen thun? —

Ueber ihre Fortpflanzung ist ebenfalls noch wenig, und nur so viel bekannt, daß sie ihre Nester nicht auf höhere Bäume, sondern ziemlich niedrig im Gebüsche oder auf Baumästen anlegen, und sehr spät brüten. Sie schweifen wahrscheinlich zwischen dem Frühlingsabstange und der Brütezeit so lange herum, bis eine größere Menge von Beeren ihre Zeitigung erlangt hat, um in keine Nahrungssorgen zu gerathen. Die Nester zweifelhaft der amerikanischen Art, sind ziemlich groß, außen von groben, innen von feinen Materialien zusammengelegt.

Sie stehen im Systeme ziemlich isolirt, und wurden deswegen schon öfters translocirt; mit den Drosseln und Fliegenfängern scheinen sie noch einige Verwandtschaft zu haben, vielleicht auch mit den Hähern. Sie werden die ihnen im Systeme gebührende Stelle erst erhalten, wenn ihre Lebensweise, Nahrung, Fortpflanzung ꝛc. genauer bekannt sind; es sind übrigens wahre Singvögel.

Ihr Nutzen und Schaden ist gleich unbedeutend, obgleich ihr Fleisch eine gute Speise gibt.

Der europäische Seidenschwanz. Bombyc. garrulus.

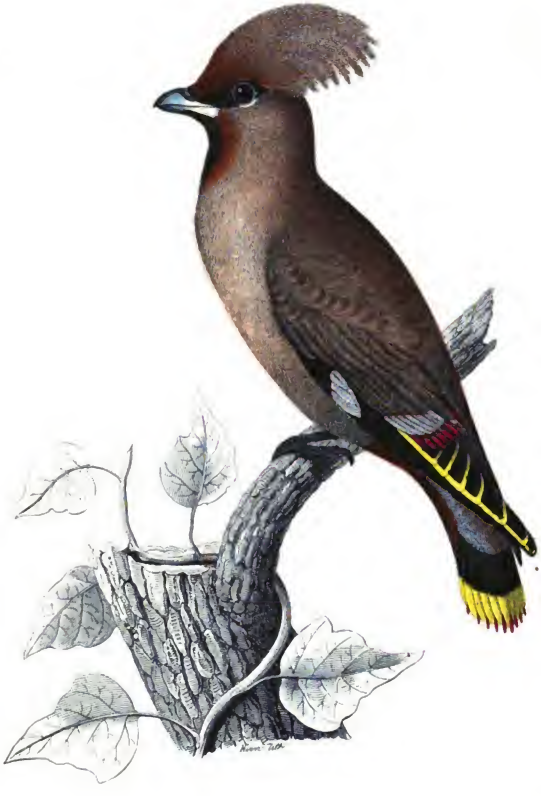
Artkennzeichen.

Die Spitzen der hintern Flügel und der vordern Flügel-Deckfedern weiß; die Spitzen der Schwingen nach außen gelb, nach innen weiß; der After braunroth.

Beschreibung.

Der Seidenschwanz ist wohl einer der schönsten europäischen Vögel, obgleich sein Gefieder nicht mit grellen oder auch nur sehr lebhaften Farben prangt, vielmehr nur ein düsteres Rothgrau zeigt; allein seine hübsche Gestalt, seine lustige Federhaube, das seidenweiche, zarte Gefieder, das allmählige Zusammenverfließen der gleichsam nur über das Gefieder gehauchten weichen Farbentöne, verbunden mit den gelben Einfassungen der Flügel- und Schwanzfedern, und die lebhaft rothen Schaftstrichlge der kurzen Schwingen machen auf jeden Beschauer den angenehmsten Eindruck und erregen die Bewunderung des gleichgültigsten Menschen; er kann mit keinem europäischen Vogel verwechselt werden und ist nur seinem amerikanischen Gattungsverwandten

Digitized by Google



1846.

39

Digitized by Google

Digitized by Google

ziemlich ähnlich; jedoch durch bedeutendere Größe und etwas verschiedene Färbung leicht von demselben zu unterscheiden.

In der Größe kommt er dem Kiefschreihelfer am nächsten, übertrifft ihn aber in der Länge um etwas, und erreicht die Größe der Rothdrossel nicht ganz. Er ist 7½–8 Zoll lang und 12 — 13 Zoll breit, die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze 4½ Zoll, der Schwanz 2½ Zoll. Der Schnabel ist 5 Linien lang, an der Wurzel eben so breit, wodurch der Rachen weit ist, gewölbt mit abgerundetem Rücken, vorn über den Unterschnabel herab gebogen, vor der Spitze mit einer Kerbe am Ober- und Unterschnabel. Die vordere Schnabelhälfte ist blauschwarz, die hintere gelblichweiß. Die etwas aufwärts gerichteten, ovalen Nasenlöcher sind mit schwarzen Borstenfedern bedeckt. Die Iris ist bei alten Vögeln prächtig braunroth, fast dunkelroth, bei jungen lebhaft nußbraun.

Die Füße sind ziemlich kurz, stark, die Krallen wenig gekrümmt, aber spitzig, der Tarsus ist vorn geschildet, seitwärts getäfelt, die Zehenrücken geschildet, die Sohle gewarzt. Die Benge ist befiedert, wodurch der Fuß kürzer erscheint, als er ist, denn die Ferse ist 7 Linien lang, eben so lang die Mittelzehe ohne Nagel. Die Farbe des Fußes ist veränderlich, an der Sohle etwas lichter. Den Scheitel ziert ein lustiger, bei alten Vögeln 1½ Zoll langer, aufrichtbarer, nach hinten gerichteter, etwas steifer fradliger Busch, vorn von tief rostbraunen, hinten röthlichgrauen Federn, welche nach hinten strahlig und einander fiederen, von vorn aber glatt anliegen. Ueber den Hals, Oberrücken, Brust und Seiten verbreitet sich dieselbe röthlichgraue Farbe, welche der Busch trägt, so geht sie gegen den Unterrücken allmählig in ein zartes Braungrau, auf dem Bauche und Schenkel in ein gelbliches Silbergrau über. Das Braungrau des Unterrückens erstreckt sich auch über die Deckfedern der obern Flügelseite und geht auf den hintern Schwingen in ein röthliches Schwarzgrau, auf den dem Rande der Unterrückens in schönes Aschgrau über, welches sich auf dem Bürzel und den obern Schwanzdeckfedern fortsetzt. Ein schmales Bändchen quer über die Schnabelwurzel, der Zügel und ein Streif über und hinter dem Auge, so wie die Kehle sind sammtschwarz, letztere an ihrer untern Begränzung in Schwarzgrau übergehend. Die Stirn, ein Streif über dem Auge, ein dergleichen unter dem schwarzen Augenstreif und eine kleine Linie beiderseits Einfassung der schwarzen Kehle sind rostbraun, auf der Stirn am intensivsten. Ein kleines Fleckchen an der untern Schnabelwurzel und das untere Augenlid sind schön weiß, ersteres im Rostroth der Kehleinfassung sich verlierend. Die Schwungfedern erster Ordnung sind schwarz, an den Spitzen winkelförmig, gelb und weiß eingefaßt, so daß die Einfassung der Außenfahne gewöhnlich gelb, die der Innenfahne weiß ist; die Deckfedern derselben schwarz mit weißen Spitzen; die Schwungfedern zweiter Ordnung sind graulschwarz, auf den letztern in Aschgrau und Röthlichbraungrau übergehend, so daß die zwei letzten fast die Farbe des Rückens haben. Auf der schmalen Fahne endigt die Spitze in einen länglichrunden Fleck von rein weißer Farbe, an der breiten ganz schwarzen Fahne, welche eine Linie weit über die schmale sich verlängert, befinden sich ovale, pergamentartige, prächtig scharlachrothe Anhängsel, welche als verkümmerte Spitzen der kürzern schmalen Fahne angesehen werden können. Dem Vogel aber sehr zur Zierde gereichen und ihn unter allen Singvögeln auszeichnen. Es sind deren je nach dem Alter des Vogels 4—9. Diese Fortsätze lassen sich hinsichtlich ihrer Form mit den kleinen Blättchen der Azaleen, in der Farbe mit dem feinsten scharlachrothen Siegellack vergleichen. Die Unterseite der Flügel ist einfarbig silbergrau, an den Spitzen der großen Schwingen in Schwarzgrau endigend. Der Schwanz ist an der Wurzel aschgrau, zumal so weit die obern Deckfedern reichen, geht dann allmählig in Graulschwarz und gegen das Ende in reines Schwarz über, das Ende ist aber durch eine 3—4 Linien breite, hochgelbe Binde eingefaßt, welche bei recht alten Vögeln durch rothe Schaftfortsätze, wie an den hintern Schwingen, noch erhöht wird. Die Alter- und Unterschwanzdeckfedern lebhaft braunroth. Alter des Männchen.

Bei jüngern Männchen ist der Federbusch kürzer, die Schaftfortsätze an den Flügeln kleiner, auch sind es deren weniger, und am Schwanze fehlen sie ganz, so wie endlich die gelbe Flügeleinfassung blässer ist, oder an den ersten Schwingen in Weiß übergeht.

Das Weibchen hat dieselben Farben und Zeichnungen, wie das Männchen, aber blässer und schmutziger, und die rothen Fortsätze an Flügeln und Schwanz sind kleiner, auch weniger an der Zahl, oder fehlen bei jüngern auch ganz. Die Einfassung der Schwungfedern ist nur einfach und bildet nur einen Längsstreif, während die Querbinde des Männchens fehlt, auch ist dieselbe dicht gelb, fondern nur gelblichweiß, und endlich ist die gelbe Schwanzbinde schmäler und blässer.

Ihre einfache Mauser dauert vom August bis Oktober.

Aufenthalt: Seine eigentliche Heimath ist die alte Welt, in der er als Zugvogel von England bis Japan vorkommt; er bewohnt jedoch auch die Rocky-Gebirge und den noch entlegenern westlichen Theil von Nordamerika; im Sommer zwischen der Hudsonsbay und dem nördlichen stillen Meere. Im Sommer bewohnt er die Gebirgswälder des arctischen Kreises und dessen südliche Nachbargegenden in Europa zwischen dem 60. und 70.° nördl. Breite, Lappland, Nordwerenland, überhaupt die nördlichen Theile von Norwegen und Schweden. Tritt in diesen unwirthlichen Gegenden Nahrungsmangel ein — was öfters, obgleich in ungleichen Jahreszeiträumen, der Fall zu sein scheint, so wandert er in angehrenden Oktober aus und erscheint in den südlichen Theilen Scandinaviens, in Holland, Deutschland ꝛc., um zu überwintern; in strengen Wintern oder wenn auch in diesen Ländern Nahrungsmangel eintritt, wandert er noch weiter gegen Süden und erreicht zuweilen Frankreich, Italien, selbst noch Sardinien; seltnere Scharen gelangen auch nach Großbritannien. Er ist weder nirgends ein regelmäßiger Zugvogel und erscheint oft erst nach zwei bis drei und noch mehreren Jahren in einer gewissen Gegend, manchmal aber auch mehrere Jahre nach einander; auch berührt er nicht immer dieselben Gegenden, sondern zeigt sich bald da, bald dort einzeln oder in Scharen, doch besucht er einige Länder regelmäßig, z. B. Schlesien, Thüringen, Böhmen; auch in Württemberg, zumal auf dem Schwarzwalde, werden fast alljährlich einzelne oder kleine Scharen bemerkt. Die Ankunft in Deutschland fällt in die letzte Hälfte des November oder die erste des December, der Rückzug erfolgt aus obenen Gegenden zu Ende des Februars oder Anfang des März, aus den hochgebirgigen Gegenden aber früher, selbst im südlichen und mittlern Deutschland, einzelne Brutpaare zurückbleiben — in der ersten Hälfte des April. Auf gleiche Weise wandert er auch in Amerika und Asien südlicher, wo aber im merchotarischen Gebirge in Sibirien schon viele oder die Brutzeit zurückbleiben. Auf seiner Wanderung sucht er bevorzugte Wälder, — besonders gern Nadelwälder, doch auch Laubhölzer — hält sich gesellschaftlich nahe zusammen, und läßt sich oft in großer Zahl auf Einem Baume oder Gebüsche nieder; bei stürmischer Witterung sucht er im niedrigen Gebüsche, auch wohl in Felsspalten, Schutz und Nachtruhe. Die Weibchen reisen öfters in besondern Flügen.

Seine unregelmäßige Ankunft wurde in frühern Zeiten für ein böses Omen gehalten, da sie zufällig mit wichtigen Zeitereignissen zusammengetroffen ist; dieser Aberglaube ist jedoch in neuerer Zeit so ziemlich verschwunden. Ein anderes Vorurtheil läßt ihn nur alle sieben Jahre erscheinen, was ebenfalls unrichtig ist. In Schweden und der Schweiz zeigten sich Seidenschwänze in größerer oder kleinerer Anzahl in den Jahren 1519, 1570, 1628, 1779, 1784, 1787, 1788, 1789, 1806, 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1835, 1843 und 1844, in welchem Jahre sie auch bei Dresden ungemein häufig waren.

Eigenschaften: Der Seidenschwanz zeigt sich in seinem ganzen Wesen als wahrer Lappländer. Er ist gegen Kälte unempfindlich, empfindet aber die Hitze sehr übel, denn im warmen Zimmer lecht und keucht er bald mit aufgesperrtem Schnabel; meist gefräßig und ein großer Säufer, und wird deßwegen selten fatt, fristt daher auch — in der Gefangenschaft — die unverdauten Reste aus seinen eigenen Excrementen zum zweitenmal; er ist äußerst gesellig und verträglich sowohl gegen seines Gleichen, als gegen andere Vögel, wird in der Gefangenschaft bald zahm, verhält sich aber fast immer lautlos und ruhig, und kennt keine

Digitized by Google

andere Beschäftigung und Bewegung, als um zu fressen, zu saufen und zu baden; er ist in der Freiheit höchst einfältig und deßhalb in allen Arten von Fallen leicht zu fangen, so daß sich nicht selten in zwei neben einander stehenden Dohnen nach einander zwei Stück erhängen. Diese große Einfalt scheint jedoch weniger in natürlicher Dummheit, als vielmehr in der Unerfahrenheit und Unkenntniß der menschlichen Nachstellungen ihren Grund zu haben, indem sie bei länger fortgesetzten Nachstellungen einen großen Theil ihrer Zahmheit ablegen, ja ich habe einzelne gefunden, welche so scheu waren, daß ich mich mit der Flinte nicht auf Schußweite anschleichen konnte. Lockvögel und Gesang sind gleich unbedeutend, und Männchen und Weibchen fangen sich gleich gut, oder vielmehr gleich schlecht. Der gewöhnliche Lockton, den er jedoch in der Gefangenschaft selten, bei der Paarung wohl um so öfter, hören läßt, ist ein sanft flötendes Düü, welches dem des Gimpels ähnelt und durch sanftes Blasen in einen hohlen Schlüssel ziemlich gut nachgeahmt werden kann, und eine Art von Triller, welcher sich durch pfiffiffi pfirrirrr versinnlichen läßt. Der Gesang klingt so ziemlich wie das Knarren eines ungeschmierten Schiebkarrenrades, ebenfalls etwas gimpelartig knirrend, zirpend und trillernd und nicht laut. Heitere Witterung, auch im kalten Winter, reizt ihn zu diesem sehr einförmigen Gesang, besonders wenn er in größerer Gesellschaft auf sonnigen Baumästen sich versammelt hat. Gefangene singen fast das ganze Jahr, alle aber mit einiger Anstrengung, welche sich durch Auf- und Niederschlagen des Federbusches zu erkennen gibt. Wird er in seinem Gesange oder in der Ruhe gestört, so klappt er zornig seine Kinnladen auf einander, daß es ziemlich weit hörbar knappt, wie dieß von den Fliegenfängern, Drosseln und Pirolen ebenfalls gehört wird.

Seine Stellung ist, zumal im Affekte, sehr zierlich, indem er fleißig mit seiner Haube spielt, bald neugierig den Hals ausstreckt, bald einzieht. Sein Gang ist ziemlich schwerfällig und geht gewöhnlich in schiefer Richtung; der Flug dagegen leicht, mit starkbewegten Flügeln, über größere Strecken in Bogen, welche dadurch entstehen, daß die Flügel nach einigen schnellern Schlägen etwas eingezogen werden, wodurch der Vogel zuerst gehoben wird, dann allmählig sinkt.

Im Zimmer ist er eben nicht der angenehmste Gesellschafter, obgleich er fast augenblicklich zahm wird, und die ihm vorgelegten Beeren schon nach wenigen Stunden annimmt, und wenn sie unter ein Universalfutter gemischt werden, auch dieser nicht verschmäht, und sich sonach sehr leicht an die Gefangenschaft gewöhnen läßt, wo er sich überdieß bei seinem ruhigen Verhalten sein hübsches Gefieder nicht zerstört. Aber es ist deßwegen unangenehm in seiner Nähe zu sein, weil er als ein außerordentlicher Fresser auch einen eben so bedeutenden Gestank verbreitet und durch sein lautloses Wesen am Ende langweilt. Frei in einem Zimmer umherfliegend, hält er sich besser, was ihm auch zugleich zuträglicher ist.

Nahrung: Es scheint, daß der Seidenschwanz fast ausschließlich von Beeren lebt, indem noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen ist, daß er auch Insekten frißt. Gefangene vielmehr niemals welche berühren, wogegen man jedoch in im April und Mai erlegten verschiedene Käfer im Magen gefunden haben will. Es wäre aber dennoch möglich, daß er in seiner Heimath nur gewisse Arten von Insekten fängt, welche ihm bei uns nicht angeboten werden können *). Von Beeren frißt er mancherlei Arten, und zwar am liebsten Vogel- und Wachholderbeeren, sodann die Beeren vom Faulbaum, Kreuzdorn, Mistel, Hollunder, Hartriegel, Cornelkirschbaum, Mehlbeerbaum, Schlingbaum, Liguster, Weißdorn, Schierlingstrauch und Rosen (rosa canina), von welchen sein Magen zuweilen ganz vollgepfropft ist. Seine Sommernahrung besteht in Johannis-, Heidel-, Preußel-, Rausch-, Him- und Brombeeren. Bei Nahrungsmangel begnügt er sich auch mit Baumknospen. Die Häute und Kerne mancher Beerenarten speit er in länglichen Ballen wieder aus.

*) Einzelne, welche bis in den Mai in Deutschland verweilten, vielleicht auch brüteten, soll man wie Würger und Fliegenfänger von Baumgipfeln in die Luft fliegen und wieder auf die gleiche Stelle zurückkehren, ob aber nach Insekten, ist ungewiß.

In der Gefangenschaft ist er mit untermengten Beeren leicht an irgend ein Universalfutter, z. B. von geriebenen Karotten, eingeweichtem Weißbrod und Grützengrütze ꝛc. zu gewöhnen, nimmt aber auch mit bloßer Grützengrütze oder eingeweichtem Weißbrod vorlieb, so wie er sich mit gleicher Leichtigkeit an Kartoffeln, Gemüse, Obst ꝛc., überhaupt an einfache Hausmannskost gewöhnt und dabei nicht selten zwölf Jahre lebt. Wasser verlangt er viel, denn er frißt nicht allein viel, sondern ist auch ein ausgezeichneter Säufer. Er hält sich gewöhnlich in der Nähe des Freßtroges auf, um seine fast immer rege Freßbegierde nach Bedürfniß befriedigen zu können, ohne vorher lange darnach zu gehen. Er frißt täglich so viel als er wiegt, so daß er einen großen Theil des Genossenen unverdaut von sich geben muß, was er sodann nochmals verzehrt; wodurch er sehr an die Bieverkäufer erinnert.

Fortpflanzung: Von dieser ist leider noch wenig Zuverlässiges bekannt, und nur so viel weiß man, daß er in den Gebirgswäldern inner des arctischen Kreises sehr spät, wohl erst im Juni und Juli — indem dis zu diesen Monaten noch Flüge umherziehender Seidenschwänze gefunden werden — auf niedrigen Bäumen und Sträuchern sein ziemlich ordentlich gebautes Nest anbringt und wahrscheinlich zweimal brütet. Es soll 4—5 bläulichweiße Eier legen, welche denen der Steinschmätzer ähnlich dürften. Es ist sonderbar, daß man über das Brutgeschäft dieses Vogels noch so im Ungewissen ist, da er gerade nicht gar so selten auch in Deutschland, in Thüringen, Mähren, Schlesien und Schwaben nistet. In Württemberg z. B. brütete im Jahr 1820 ein Paar im botanischen Garten in Tübingen auf einer Weihmuthskiefer vier Fuß hoch über der Erde; das Nest wurde aber von Neugierigen zerstört; 1830 blieb eine Parthie Seidenschwänze in den Tannenwäldern bei Neuenbürg zurück und brütete; im Jahre 1834 brütete ein Pärchen im Garten des Grafen von Erbach, wo die Jungen aus dem Neste genommen, aufgezogen und dahm gehalten wurden. Ja man hat jedoch nicht so glücklich, eines dieser brütenden Paare selbst beobachten zu können, und kann deßwegen über Anzahl, Form und Farbe der Eier nichts Bestimmtes mittheilen.

Feinde. Er ist ein Lieblingsgericht verschiedener Falkenarten und in seiner Heimath mögen die vierbeinigen Raubthiere seiner Nachkommenschaft Abbruch thun.

Fang. Wie schon oben bei seinen Eigenschaften bemerkt wurde, ist er zahm und zutraulich und mit den ihm drohenden Gefahren gänzlich unbekannt; deßwegen kann man mit der Flinte offen auf Schußweite sich ihm nähern, mehrere auf den Strich nehmen oder die schönsten auswählen, ohne daß er die Flucht ergriffe; auch wenn mehrmal nach Einzelnen geschossen wird, werden diese vorsichtiger, erstmals sogar sehr scheu, daß ihnen schwer beizukommen ist. Zu fangen ist er ebenfalls in allen möglichen, für andere Vögel, zumal für Drosseln, aufgestellten Fallen, wenn nur Beeren vorhanden. Er geht in Dohnen und Netzen unbedachtsam in sein Verderben, und läßt sich durch seine im Todeskampfe zappelnden Kameraden nicht abhalten, ihre Stelle einzunehmen. Durch das Ziehen der Nester ausgespürt, begibt er sich auf einen benachbarten Baum, um dort abzuwarten, bis dieselben wieder gestellt sind, damit sie auch ihn ergreifen. Vermittelst eines guten Lockvogels kann man eine ganze Heerde mit Einem Zuge auf dem Vogelherde fangen.

Nutzen und Schaden. Ihr Fleisch ist eine gute und gesunde Speise von gewürzhaftem, zwar etwas bitterem Beigeschmad, und wird dem der Drosseln vorgezogen. Daß sie Beeren treffen, die sonst unbenützt verloren gingen, kann nicht als Schaden betrachtet werden.

Der amerikanische Seidenschwanz. B. americana.

Er ist dem vorigen sehr ähnlich, erreicht aber nur die Hälfte von dessen Kubikgröße. Sein Federbusch ist kleiner und mehr zugespitzt, das Schwarz am Kopfe die zum Schnabelwirbel weit eingefaßt, Schwingen und Bürzel mehr Oberfarbe des Spanges hell schieferblau, Unterband gelb, Stoß weiß, sein Gelb und Weiß an den Schwungfedern. Die Kehlfedern liegen glatt an. Er hat ähnliche rothe Schaftfortsätze, wie die vorige Art, und die jungen Männchen erhalten dieselben schon im Neste.

Digitized by Google

Er hat keine so weite Verbreitung, wie die vorige Art, und ist eigentlich auf Nordamerika beschränkt, wo er jedoch weiter nach Süden hinab, als die europäische Art vorkommt. Er wohnt gerne in Baumgärten, so wenigstens in den Vereinigten Staaten, wo er bis Carolina sehr zahlreich ist.

In seinen Eigenschaften kommt er dem vorigen sehr nahe, denn er ist eben so zutraulich und einfältig und eben so leicht zu zähmen, und nicht minder lustig.

Seine Nahrung besteht zwar auch großentheils in Beeren, aber er verzehrt auch sehr viele Kerbthiere, und soll namentlich die Aepfel- und übrigen Gartenbäume von gewissen, sehr verwüstenden Bärenraupen befreien, auch die Jungen anfangs fast ausschließlich mit Inseklen füttern.

Er brütet sehr spät, erst im Juni, und wählt sich hiezu entweder eine Ceder, oder noch lieber und gewöhnlicher einen Baumgarten, wo gewöhnlich mehrere Paare nahe beisammen ihre Nester von 5 — 20 Fuß hoch auf Aepfelbäumen anbringen. Das Nest ist im Verhältniß zum Vogel groß und ruht in der Astgabel oder auf einem horizontalen Aste. Es besteht von unten und außen aus einem dicken Filz oder Flechtwerk von grobem Gras, und ist etwas unordentlich zubereitet; das Innere dagegen ist auf dürren, feinen Grasstengeln zusammengelegt und zeigt einen höhern Grad von Sauberkeit, als das Aeußere vermuthen läßt. In der zweiten Hälfte des Juni enthält es 3—4 oder 5 bläulichweiße oder mergelfarbige und in's Olivengrünliche ziehende Eier, welche am dicken Ende mit einem blassen, matt purpurfarbigen Kranze, und mit gleichmäßigen, kleinen Flecken und Schattirungen von schwarzer und Purpurfarbe versehen sind. Noch in der ersten Woche des Septembers hat man Bruten in den Nestern sitzend gefunden. Er verhält sich beim Neste, selbst wenn er davon verscheucht wird, äußerst still, weshalb dasselbe verhältnißmäßig nicht sehr oft entdeckt wird.

Jagd, Fang, Nutzen, Schaden, Feinde ꝛc. verhalten sich wie bei der europäischen Art.

Eine dritte Art wurde erst in neuerer Zeit in Japan entdeckt, wo sie weit häufiger ist, als die europäische. Er heißt rothflügeliger Seidenschwanz, B. phoenicoptera Temm., hat ebenfalls große Aehnlichkeit mit dem unsrigen, aber einen längern, getheilten Federbusch mit einigen schwarzen Federn, rothgelben Vorderkopf und Steiß, und statt der Anhängsel an Schwung- und Schwanzfedern rothe Enden an den kleinen Flügeldeck- und Schwanzfedern.

Seine Naturgeschichte ist aber noch weniger bekannt als bei den vorigen Arten.

L. Landbeck.

James Watt.

Bei dem Alles bewältigenden Interesse, welches in unseren Zeiten die Verwendung der Dampfkraft mehr und mehr in Anspruch nimmt, ist es ohne Zweifel sehr anziehend, sich mit dem Leben und Wirken eines Mannes vertraut zu machen, dessen durchdringendem Scharfsinne wir vorzugsweise die genauere Kenntniß dieser bis zu seiner Zeit kaum geahnten ungeheuren Macht verdanken.

James Watt wurde zu Greenock in Schottland am 19. Januar 1736 als ein sehr schwächliches und zartes Kind geboren. Seine Mutter gab ihm den ersten Unterricht im Lesen; von seinem Vater, einem redlichen Gewerbsmanne, lernte er schreiben und rechnen, und besuchte nebenbei die öffentliche Elementarschule zu Greenock.

Die Gesundheit des kleinen James war so schwankend, daß er die Schule nicht regelmäßig besuchen durfte, sondern einen großen Theil des Jahres in seinem Zimmer zurückgehalten wurde, wo er sich dem Studium ohne irgend eine fremde Hilfe widmen mußte. Seine hohen geistigen Fähigkeiten, welche einst die köstlichsten Früchte tragen sollten, begannen, wie dies in ähnlichen Fällen gewöhnlich ist, unter dem Schutze der Einsamkeit in geistiger Sammlung sich zu entwickeln.

Watt war, wie gesagt, zu kränklich, als daß seine Verwandten hätten daran denken können, ihm eine anhaltende Beschäftigung zuzumuthen; sie überließen ihm selbst die freie Wahl seiner Zerstreuungen. Aus folgendem Beispiel wird man sehen, ob er diese Güte mißbrauchte.

Ein Freund des Herrn Watt traf einstmals den kleinen James auf dem Boden liegend und mit Kreide alle Arten sich durchkreuzender Linien zeichnend. „Warum gestatten Sie," rief er aus, „daß dieses Kind seine Zeit so vergeudet? Schicken Sie es doch in die öffentliche Schule!" — Herr Watt wies den Vorwurf zurück und öffnete dem Freunde die Augen, indem er ihm zeigte, daß der sechsjährige Knabe die Lösung einer mathematischen Aufgabe suchte.

Von seiner aufgeklärten Zärtlichkeit geleitet, hatte der alte James Watt frühzeitig eine Anzahl Geräthschaften zur Verfügung des jungen Schülers gestellt, deren sich derselbe mit der größten Geschicklichkeit bediente. Er zerstückte und stellte die Kinderspielsachen wieder her, die in seine Hände fielen, und unaufhörlich führte er deren neue aus. Später verfertigte er sogar eine kleine Elektrisirmaschine, deren glänzende Funken ein Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung und Ueberraschung für alle Gespielen des armen Siechlings wurden.

Wie geistreich der junge Knabe war, geht auch aus der folgenden kleinen Begebenheit hervor. Auf einer Reise nach Glasgow vertraute Madame Watt ihren James der Obhut einer Freundin an. Einige Wochen später besuchte sie ihn wieder, und dachte wohl nicht an den sonderbaren Empfang, der sie erwartete. „Madame," rief ihr jene Freundin zu, sobald sie ihrer ansichtig wurde, „nehmen Sie Ihren James baldmöglichst mit nach Greenock zurück. Ich kann den Zustand der Aufregung nicht ertragen, in den er mich versetzt; ich bin von Schlaflosigkeit gefoltert. Jeden Abend, sobald die Stunde herannaht, wo meine Familie gewöhnt ist, sich zu Bette zu legen, spinnt Ihr Sohn auf gewandte Weise irgend eine Unterhaltung an, in welche er immer eine kleine Erzählung einzumischen weiß, an die sich, wo es nur möglich ist, andere anreihen. Diese Erzählungen, bald ernst, bald drollig, haben unendlich viel Reiz und Interesse; meine ganze Familie lauscht ihnen mit so großer Aufmerksamkeit, daß man das Gesumme einer Mücke hören könnte, und in dieser Art reihen sich Stunde an Stunde, ohne daß wir es gewahren; aber den folgenden Tag erliege ich der Mattigkeit. Nehmen Sie, ich bitte Sie dringend darum, Ihren Sohn sogleich wieder mit zurück.

James Watt hatte einen jüngeren Bruder, John, welcher sich dazu entschloß, das Geschäft seines Vaters

Digitized by Google

zu übernehmen, und daher ihm, den schottischen Gebräuchen zufolge, die Freiheit ließ, sich seinem inneren Berufe gemäß auszubilden; aber dieser Beruf war schwer zu entdecken, weil der junge Mann sich Allem mit gleichem Erfolge widmete.

Die Ufer des Loch-Lomond entwickelten in ihm den Geschmack zur Botanik; Ausflüge in verschiedene Gebirge Schottlands lenkten seine Aufmerksamkeit auf die leblose Rinde des Erdballs, und er ward Mineralogie. Bei seinen häufigen Berührungen mit den armen Einwohnern dieser wunderbaren Gegenden vertiefte sich James in ihre örtlichen Ueberlieferungen, ihre volksthümlichen Balladen, ihre wilden und abergläubischen Ideen. Wenn seine sechzehn Gesundheit ihn unter dem väterlichen Dache zurückhielt, ward die Chemie der Hauptgegenstand seiner Forschungen. Die Elemente der Naturphilosophie von Graevesande machten ihn mit den tausend und aber tausend Wundern der allgemeinen Physik vertraut. Und endlich verschlang er, gleich den meisten kranken Personen, die medicinischen und chirurgischen Werke, deren er habhaft werden konnte. Es hatten diese letzten Wissenschaften die Neugier des Schülers in so hohem Grade erregt, daß man ihn eines Tages überraschte, wie er den Kopf eines Kindes, welches das Opfer einer unbekannten Krankheit geworden war, in sein Zimmer trug, um ihn zu zerlegen.

Watt bestimmte sich indessen weder für die Botanik, noch für die Mineralogie, noch für Poesie, Chemie, Physik, Medicin oder Chirurgie, obwohl er für alle diese verschiedenen Studien gleich gut vorbereitet war. Im Jahr 1755 ging er nach London, wo er bei Herrn John Morgan, einem Verfertiger mathematischer und Seeinstrumente, in Finch-Lane, Cornhill, als Lehrling eintrat. Der Mann, welcher England mit Hebeln versehen sollte, neben welchen in Beziehung auf die Wirkung derselben noch nie etwas Aehnliches existirt hatte, trat in die einfache gewerbliche Laufbahn, indem er mit eigenen Händen feine, zierliche, zart gefügte Instrumente, jene kleinen, aber bewunderungswürdigen Spiegelsextanten verfertigte, denen die Schiffahrtskunde so manche ihrer Fortschritte verdankt.

Watt blieb höchstens ein Jahr bei Herrn Morgan. Nach Glasgow zurückgekehrt, erwarteten ihn indeß nicht unwichtige Schwierigkeiten. Die Künstler- und Handwerkszünfte, gestützt auf ihre alten Rechte, betrachteten den jungen Londoner Künstler als einen Eindringling, und verweigerten ihm hartnäckig das Recht, die bescheidenste Werkstätte zu eröffnen. Nachdem alle Versuche einer Vermittelung vereitelt waren, legte sich die Glasgower Universität dazwischen, verfügte zu Gunsten des jungen Watt über einen kleinen Raum in ihren eigenen Gebäuden, erlaubte ihm, einen Laden einzurichten, und gab ihm den Titel ihres Ingenieurs. Es bestehen noch aus dieser Epoche kleine, mit ausgezeichneter Nettigkeit ganz von der Hand Watts verfertigte Instrumente, welche eben so bemerkenswerth durch ihre Feinheit, als durch Festigkeit und Genauigkeit der Zeichnung sind.

Als die Universität von Glasgow Watt an sich zog, war er kaum einundzwanzig Jahre alt. Unter seinen Beschützern zählt man Adam Smith, den Verfasser eines berühmten Werkes über den Reichthum der Völker; ferner einen ausgezeichneten Chemiker, Namens Black, und den berühmten Mathematiker Robert Simson. Diese einflußreichen Personen glaubten anfangs nur einen gewandten, eifrigen und mit sanften Sitten begabten Arbeiter vor den Neckereien der Zünfte sichergestellt zu haben; aber bald erkannten sie den ausgezeichneten Mann, und weiheten ihm die innigste Freundschaft. Die Zöglinge der Universität strebten nicht minder nach der Ehre, mit Watt in nähere Verbindung zu treten. Mit einem Wort, sein Laden ward eine Art Akademie, wo alle berühmten Köpfe von Glasgow die wichtigsten Fragen über Kunst, Wissenschaft und Literatur abhandelten.

„Ich hatte," erzählt Robison in Bezug auf diese Periode, „obgleich noch Zögling, die Eitelkeit, mich in meinen Lieblingsstudien, der Mechanik und der Physik, weit vorgerückt zu glauben, als man mich bei Watt einführte. Aber ich war, ich gestehe es, nicht wenig beschämt, als ich sah, in welchem Grade mir der junge Arbeiter überlegen war. Sobald uns auf der Universität eine Schwierigkeit aufstieß, von welcher Art sie auch sein mochte, so nahmen wir die Zuflucht zu unserm Künstler. Einmal angeregt, ward für ihn jeder Gegenstand der Text ernsthafter Studien und Entdeckungen. Niemals ließ er nach, ehe er die gestellte Frage hinlänglich aufgeklärt hatte; sei es, indem er ihre Grundlosigkeit an den Tag legte, oder daß er irgend ein schönes und gehaltreiches Resultat daraus entwickelte. Eines Tages schien die gewünschte Lösung die Kenntnißnahme des Leupold'schen Werkes über die Maschinen zu erheischen; Watt lernte sogleich deutsch. Bei einer anderen Gelegenheit und für einen ähnlichen Zweck machte er sich der italienischen Sprache mächtig. Die anmuthige Einfachheit des jungen Ingenieurs erwarb ihm das Wohlwollen Aller, die ihn besuchten. Und kaum gibt es ein zweites Beispiel einer so aufrichtigen und allgemeinen Anhänglichkeit, welche einer Person von unbestreitbarer Ueberlegenheit geweiht worden wäre. Dies kommt freilich daher, daß jene Ueberlegenheit sich unter der liebenswürdigsten Offenheit verhüllte, und daß sie sich dem festen Willen, die Werkdienste jedes Andern freimüthig anzuerkennen, anschloß. Watt gefiel sich sogar darin, daß er den erfinderischen Geist seiner Freunde mit Dingen ausstattete, die häufig nur seine eigenen, unter einer anderen Form dargestellten Ideen waren."

So weit Robison. Die ernsthaften und vielseitigen Studien, in welche die Umstände seiner eigenthümlichen Lage den jungen Künstler von Glasgow unaufhörlich versetzten, schadeten niemals den Arbeiten der Werkstätte. Er führte diese bei Tage aus, während die Nacht den theoretischen Untersuchungen geweihet war. Voll Vertrauen auf die Hülfsmittel seiner Einbildungskraft, schien sich Watt in den schwierigsten Unternehmungen zu gefallen, und überdieß in solchen, welchen

Digitized by Google

man ihn keineswegs für gewachsen hielt. So unternahm er es z. B., eine Orgel zu bauen, obgleich er so wenig von Musik verstand, daß er keine Note von der anderen unterscheiden konnte, und das Werk gelang ihm, ja er brachte sogar Verbesserungen an, die dem Auge der geschicktesten Orgelbauer bisher entgangen waren.

Im Jahre 1763 verließ Watt sein Geschäftslokal im Universitätsgebäude, und ließ sich in der Stadt Glasgow als Civil-Ingenieur nieder. Im folgenden Jahre heirathete er eine Cousine, die Miß Miller. Man verwendete seine Dienste zu Anlegung von Kanälen und dergleichen, aber ein glücklicher Umstand gab seiner Thätigkeit bald eine andere Richtung.

Es befand sich in der Sammlung der Glasgower Universität ein kleines Modell der von Newcomen erfundenen Dampfmaschine, welche noch sehr unvollkommen war. Watt ward von dem Professor der Physik, Anderson, beauftragt, dieses Modell, welches niemals ordentliche Dienste hatte leisten können, auszubessern. Unter der mächtigen Hand des Künstlers verschwanden die Fehler und der Apparat war seitdem alle Jahre vor den Augen der Studenten in Thätigkeit. Ein gewöhnlicher Mensch würde sich mit diesem Erfolge begnügt haben; Watt sah darin im Gegentheil, seiner Gewandtheit gemäß, eine Gelegenheit zu den ernsthaftesten Studien, und er erfand den Condensator, die vorzüglichste Entdeckung seines ganzen Lebens. Dies geschah im Jahre 1765, aber zwei volle Jahre verflossen noch, ehe Watt den Versuch machte, seine Erfindung im Großen auszuführen. Seine Freunde setzten ihn endlich mit dem Doctor Roebuck, Gründer des weitläuftigen, noch heute berühmten Hüttenwerks von Caron in Verbindung. Der Ingenieur und der Entwürfe machende Kopf vereinigen sich; Watt tritt ihm zwei Drittheile des Patentes ab, welches er auf seine Erfindung genommen hat; eine Maschine wird nach den neuen Grundsätzen ausgeführt; sie bestätigt alle Vorhersehungen der Theorie; ihr Erfolg ist vollkommen. Allein während dieser Zwischenzeit erlitt das Vermögen des Doctor Roebuck verschiedene Stöße. Ohne allen Zweifel hätte Watts Erfindung sie wieder gut gemacht; es hätte hingereicht, einige Kapitalisten aufzusuchen, aber Watt fand es für einfacher, auf seine Entdeckung zu verzichten und eine andere Laufbahn einzuschlagen. Im Jahre 1767, während Sweaton zwischen den beiden Flüssen Forth und Clyde die Dreiecksmessungen und Nivellirungen, die Vorläuferinnen der gigantischen Arbeiten ausführte, deren Schauplatz dieser Theil von Schottland werden sollte, finden wir Watt, wie er ähnlichen Verrichtungen längs einer den Uebergang des Lomond durchkreuzenden anderen Linie obliegt. Späterhin entwirft er die Pläne eines Kanals, bestimmt, die Erzeugnisse der Steinkohlengruben von Monkland nach Glasgow zu führen, und er leitet die Ausführung desselben. Mehrere ähnliche Entwürfe, unter anderen des schiffbaren Kanals durch die Landenge von Crinan; tiefe, auf gewisse Verbesserungen der Häfen von Ayo, Glasgow, Greenock bezügliche Studien; der Bau der Brücken von Hamilton und von Rutherglen; Untersuchungen des Bodens, durch welchen der berühmte caledonische Kanal gehen sollte, beschäftigten Watt bis Ende 1773.

Endlich trat Watt in den ersten Monaten des Jahres 1774 mit Herrn Boulton von Soho, nahe bei Birmingham, einem unternehmenden, thätigen, mit vielseitigen Talenten begabten Manne in nähere Verbindung. Die beiden Freunde forderten von dem Parlament eine Privilegien-Verlängerung, indem das Patent Watts nur noch auf wenige Jahre Giltigkeit hatte. Sobald das Parlament nach vielfach gemachten Schwierigkeiten endlich eine Verlängerung des Patents auf 25 Jahre bewilligt hatte, begann Watt im Vereine mit Boulton zu Soho die Manufakturen, welche für ganz England die nützlichste Schule der praktischen Mechanik geworden sind. Man leitete dort sehr bald den Bau von Schöpfmaschinen in sehr großem Maßstabe. Wiederholte Erfahrungen zeigten, daß sie, bei gleicher Wirkung, drei Viertheil des Brennstoffes ersparten, welchen früherhin diejenigen Newcomens verbrauchten. Seit diesem Augenblick verbreiteten sich die neuen Dampfungen in allen minenhaltigen Ländern, und vorzüglich in Cornwallis. Boulton und Watt erhielten als Zins den Werth des Drittels der Kohlenmenge, deren Ersparung jede ihrer Maschinen verschaffte. Man kann von der kaufmännischen Wichtigkeit der Erfindung sich durch folgende verbürgte Thatsache einen Begriff machen. In der einzigen Mine von Chaze-Water, wo drei Pumpen in Thätigkeit waren, fanden es die Eigenthümer vortheilhaft, die Rechte der Erfinder für eine jährliche Summe von 60,000 Franken abzukaufen, was also in einem einzigen Etablissement eine Ersparniß von 180,000 Franken voraussetzt.

Die Bergwerksbesitzer von Cornwallis bezahlten indeß von Jahr zu Jahr mit steigendem Widerwillen die Rente, welche sie den Ingenieurs zu Soho schulden, und benutzten die ersten, von Büchersudlern aufgeworfenen Schwierigkeiten, um sich aller Verbindlichkeiten ledig zu erklären. Es kam zu einem lange dauernden Prozesse, welcher Watt vielen Aerger und Kummer bereitete, obgleich derselbe nach einer Reihe von Jahren zu seinen und Boultons Gunsten entschieden wurde.

Die Verfolgungen, welche einen Mann von Gefühl treffen, der nach der strengsten Gerechtigkeit auf lauter Dankbezeugungen hätte zählen dürfen, verfehlen selten, ihn zu entmuthigen und seinen Charakter zu verbittern. Auch Watts sonst glückliches Naturell widerstand solchen Proben nicht. Sieben lange Prozeßjahre hatten in ihm ein Gefühl des Mißbehagens erregt, welches sich manchmal in bitteren Ausdrücken Luft machte.

„Nichts fürchte ich in der Welt mehr,“ schrieb er an einen seiner Freunde, „als die Büchersudler. Die Büchersudler, sie haben mich schon grausam angefallen, und wenn ich nicht ein so ausgezeichnetes Gedächtniß hätte, so würden mich ihre schamlosen Behauptungen am Ende überredet haben, daß ich keine Verbesserung

Digitized by Google

in den Maschinen angebracht habe. Die bösen Leidenschaften der Menschen, denen ich so nützlich gewesen bin, gehen so weit, daß sie, sollte man es glauben? behaupten, diese Verbesserungen, weit entfernt, Ansprüche auf Nutzen machen zu dürfen, hätten dem öffentlichen Reichthume großen Schaden gethan."

Watt, obgleich lebhaft aufgeregt, verzagte jedoch nicht. Seine Maschinen waren anfangs, gleich denen Newcomens, nichts anderes, als bloße Pumpen, einfache Schöpfmittel. In wenigen Jahren verwandelte er sie in allgemeine Bewegkräfte von unbestimmter Gewalt. Sein erster Schritt in dieser Bahn war die Erfindung der Maschine von doppelter Wirkung, bei der die Bewegkraft einzig der Wasserdampf ist, wohingegen man früher immer den Luftdruck noch zu Hülfe hatte nehmen müssen. Zugleich erfand er das gegliederte Parallelogramm, und dann den Regulator mit Centrifugalkraft. Die Wirksamkeit desselben ist so bedeutend, daß man vor wenigen Jahren zu Manchester in der Baumwollenspinnerei des Herrn Lee, eines sehr talentvollen Mechanikers, eine Stutzuhr sah, welche durch die Dampfmaschine des Etablissements in Bewegung gesetzt wurde, und die, ohne daß sich ein zu großer Nachtheil für sie herausgestellt hätte, neben einer gewöhnlichen Stutzuhr mit Federkraft ging.

Watts Regulator ist das wahre Geheimniß der erstaunlichen Vervollkommnung der industriellen Erzeugnisse unserer Zeit; er ist das Mittel, welches heutzutage der Dampfmaschine einen von Unregelmäßigkeiten völlig freien Gang gibt; er bewirkt, daß die Maschine mit gleichem Erfolge Musseline sticken und Anker schmieden, die zartesten Stoffe weben und schweren Steinen in einer Getreidemühle eine schnelle Bewegung mittheilen kann. Dies erklärt uns auch, wie Watt, ohne den Vorwurf der Uebertreibung zu fürchten, sagen konnte, daß er im Fall einer Krankheit, um das Gehen und Kommen der Bedienten zu vermeiden, sich sein Getränk durch von seiner Dampfmaschine abhängende Kunstgezeuge auftischen und bringen lassen würde. Es ist ein Irrthum, daß die Sanftheit der Bewegung auf Kosten der Kraft erworben wird, wie Viele glauben. Das Sprüchwort: „Viel Lärmen und wenig Arbeit," ist nicht allein in der sittlichen Welt wahr, es ist auch ein Grundsatz der Mechanik.

Als Watt sich zu Soho anstedelte, wohnten in der Nachbarschaft viele tüchtige und gelehrte Männer, welche sehr bald Freunde des berühmten Mechanikus wurden. Die Mehrzahl von ihnen bildete mit Watt und Boulton eine Verbindung unter dem Namen Mondgesellschaft. Dieser seltsame Titel gab Veranlassung zu mancherlei Mißdeutungen, obgleich er weiter nichts besagen wollte, als daß man sich am Abend des Vollmonds versammelte, eine Zeit im Monat, der man den Vorzug gegeben hatte, damit die Theilnehmer der Gesellschaft beim Nachhausegehen sehen könnten.

Jede Sitzung der Mondgesellschaft war für Watt eine neue Gelegenheit, die unvergleichliche Fruchtbarkeit an Erfindungen darzuthun, womit die Natur ihn ausgestattet hatte. „Ich habe," sagte eines Tags ein Mitglied der Gesellschaft, der Naturforscher Darwin, zu seinen Kollegen, „eine gewisse doppelte zweischnäblige Feder erdacht, mit deren Hülfe man eine jede Sache zweimal schreiben, zugleich das Original und die Abschrift eines Briefes geben kann." — „Ich hoffe eine bessere Lösung des Problems zu finden," entgegnete Watt fast auf der Stelle; „ich werde meine Ideen diesen Abend reifen lassen und sie Ihnen morgen mittheilen." — Am folgenden Tage war die Copierpresse erfunden, und ein kleines Modell erlaubte selbst schon ihre Wirkungen zu beurtheilen.

Drei Jahre später erfand Watt die Dampfheizung, und führte sie zuerst im Jahre 1783 in seinem eigenen Hause ein, wie er denn noch eine Menge anderer, zum Theil wichtiger Entdeckungen machte, deren Aufführung uns viel zu weit führen würde. Der eine Umstand, daß er der eigentliche Schöpfer der Anwendung der Dampfkraft ist, genügt, seinen Ruhm allen folgenden Jahrtausenden aufzubewahren.

Wie schon erwähnt wurde, heirathete James Watt im Jahre 1764 seine Base, Fräulein Miller. Sie war eine vollkommene junge Dame, deren ausgezeichneter Geist, unveränderte Sanftmuth und munterer Charakter den berühmten Ingenieur bald der Lässigkeit, der Entmuthigung und dem Menschenhaß entrissen, welche eine Nervenkrankheit und die Ungerechtigkeit der Menschen verhängnißvoll zu machen dachten. Ohne den unwiderstehlichen Einfluß seiner Gattin würde Watt vielleicht niemals seine weltbeglückenden Erfindungen der Oeffentlichkeit übergeben haben. Vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, gingen aus dieser Ehe hervor. Madame Watt starb im Wochenbette, so wie ein dritter, eben geborener Knabe. Ihr Mann war damals im Norden Schottlands beschäftigt, und die Trauerkunde von dem Tode der geliebten Frau beugte ihn tief darnieder.

Mehrere Jahre vergingen, bevor er sich entschließen konnte, eine andere Gattin in sein verddetes Haus einzuführen. Ein Fräulein Mac-Gregor verband ihr Loos mit dem seinigen, und ersetzte ihm den erlittenen großen Verlust durch ihre mannigfaltigen Talente, durch die Sicherheit ihres Urtheils und die Stärke ihres Charakters.

Beim Erlöschen des Privilegium, welches das Parlament ihm ertheilt hatte, zog sich Watt (im Anfang des Jahres 1800) völlig von den Geschäften zurück. Seine beiden Söhne folgten ihm. Unter der aufgeklärten Leitung des Sohnes des Herrn Boulton und der beiden jungen Watt fuhr die Fabrik von Soho fort zu gedeihen, und entwickelte sich noch bedeutend. Noch heute nimmt sie einen der ersten, für den Bau großer Maschinen bestimmten Etablissements den ersten Rang ein.

Der zweite Sohn Watts starb 1804 im Alter von 27 Jahren an einer Brustkrankheit, und sein Verlust beugte den Vater so tief, daß die zarteste Pflege seiner

Digitized by Google

Familie und seiner Freunde nur mit Mühe ihm einigen Trost gewähren konnte.

Selbst in seiner Zurückgezogenheit war James Watt noch immer geistig thätig. Eine Gesellschaft hatte zu Glasgow auf der linken Seite des Clyde große Gebäude und mächtige Maschinen errichtet, um Wasser in alle Häuser der Stadt zu schaffen. Als diese Arbeit vollendet war, entdeckte man, daß nahe am entgegengesetzten Ufer eine Quelle, oder vielmehr eine Art natürlichen Filtrums sich fand, welches dem Wasser augenscheinlich bessere Eigenschaften gab. Die Versetzung des Etablissements auf eine andere Stelle konnte man sogar nicht einmal in Vorschlag bringen. Man dachte also daran, auf dem Grunde des Flusses und quer über den Fluß eine metallene Röhre anzubringen, deren Oeffnung sich beständig in dem trinkbaren Quellwasser befunden haben würde. Die Anlegung des Pflasters, bestimmt, eine ähnliche Röhre zu tragen, auf einem schlammigen, wechselnden, sehr ungleichen und immer mit mehreren Fuß Wasser bedeckten Bette schien zu starke Ausgaben zu erheischen. Watt wurde nun um Rath gefragt. Seine Lösung war schon ganz fertig. Er hatte einige Tage vorher einen Hummer auf seinem Tische gesehen; er hatte gesucht und gefunden, wie die Mechanik aus Eisen ein Geräth mit Gliederungen verfertigen könnte, das die ganze Beweglichkeit des Schwanzes des Krebses hätte. Er schlug mithin eine geradlinige Leitungsröhre vor, die sich von selbst nach allen gegenwärtigen und zukünftigen Biegungen des Flußbettes legen konnte; es ist ein Hummerschwanz aus Eisen von zwei englischen Fuß Durchmesser und an tausend Fuß Länge, den die Glasgower Gesellschaft nach den Plänen und Zeichnungen Watts mit einem vollkommenen Erfolge ausführen ließ.

Wer Watt genauer kannte, erklärte, daß bei ihm die Eigenschaften des Herzens noch die Verdienste des Gelehrten übertroffen hätten. Eine kindliche Offenherzigkeit, die größte Einfachheit der Manieren, eine bis zur Aengstlichkeit getriebene Gerechtigkeitsliebe, ein unerschöpfliches Wohlwollen; dies sind die unvertilgbaren Erinnerungen, die er in Schottland wie in England zurückgelassen hat. Watt, gewöhnlich so gemäßigt, so sanft, gerieth aber in den heftigsten Zorn, wenn in seiner Gegenwart eine Erfindung nicht ihrem wahren Urheber zuerkannt wurde, wenn vor Allem ein niedriger Schmeichler ihn selbst auf Kosten Anderer bereichern wollte. In seinen Augen waren die wissenschaftlichen Entdeckungen das erste der Güter. Stundenlange Erörterungen schienen ihm nicht zu viel, wenn es sich darum handelte, bescheidenen Erfindern, die durch Büchersudler ihrer Rechte beraubt oder nur von einem undankbaren Publikum vergessen waren, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Das Gedächtniß Watts konnte als wunderbar angeführt werden, selbst neben alle dem, was man über diese Fähigkeit von einigen begünstigten Menschen erzählt hat. Indessen war die Ausdehnung sein geringstes Verdienst: es eignete sich Alles an, was einigen Werth hatte, und verwarf unwiederbringlich, fast unbewußt, das Unnütze.

Die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse Watts würde wahrhaft unglaublich sein, wenn sie nicht von mehreren ausgezeichneten Männern beglaubigt wäre. Lord Jeffrey charakterisirt in einer beredten Notiz auf eine glückliche Art den zugleich starken und eindringenden Verstand seines Freundes, wenn er ihn dem so wunderbar organisirten Rüssel vergleicht, dessen der Elephant sich mit gleicher Fertigkeit bedient, um einen Strohhalm aufzufassen, wie um einen Eichbaum zu entwurzeln.

Walter Scott hegte eine große Verehrung für seinen berühmten Landsmann. „Watt war nicht allein," sagte er an einer passenden Stelle, „der tiefste Gelehrte, derjenige, welcher mit dem meisten Erfolg aus gewissen Combinationen von Zahlen und Kräften brauchbare, praktische Anwendungen gezogen hatte; er nahm nicht allein einen der ersten Plätze unter denen ein, die sich durch die Allgemeinheit ihrer Kenntnisse bemerklich machen; er war auch der beste, der liebenswürdigste Mensch. Das einzige Mal, wo ich ihn angetroffen habe, war er von einer kleinen Gesellschaft nordischer Schriftsteller umringt. Da sah und hörte ich, was ich nie wieder sehen und hören werde. Der Greis, im einundachtzigsten Jahre seines Alters, munter, liebenswürdig, wohlwollend, nahm einen lebhaften Antheil an allen Fragen. Seine Wissenschaft stand zur Verfügung eines Jeden, der sie ansprach. Er verbreitete die Schätze seiner Talente und seiner Einbildungskraft über alle Gegenstände. Unter den Herren befand sich ein gelehrter Philolog; Watt stritt mit ihm über den Ursprung des Alphabets, wie wenn er der Zeitgenosse von Cadmus gewesen wäre. Ein berühmter Kritiker hatte sich zu ihnen gesellt, und man hätte glauben können, der Greis habe sein ganzes Leben dem Studium der schönen Wissenschaften und der Staatswirthschaft gewidmet. Es würde überflüssig sein, der Wissenschaften zu erwähnen; dies war sein glänzendes und besonderes Fach."

Alle Jahre stellte Watt während einer sehr kurzen Reise nach London, oder anderen von Birmingham weniger entlegenen Städten, eine in's Einzelne gehende Prüfung alles dessen an, was seit seinem vorigen Besuch Neues erschienen war. Gewöhnlich hielt sich Watt auf einem Landgut in der Nachbarschaft von Soho, Heathfield genannt, auf, welches er um das Jahr 1790 käuflich an sich gebracht hatte.

Seine Gesundheit hatte sich mit dem Alter befestigt, und seine geistigen Fähigkeiten bewahrten ihre ganze Stärke bis zum letzten Augenblicke. Einmal glaubte er, daß sie abnähmen, und, treu dem Gedanken, den das von ihm gewählte Petschaft ausdrückte (ein Auge, umgeben von dem Worte observare, beobachten), beschloß er seine Zweifel aufzuklären, indem er sich selbst beobachtete; und siehe da, der mehr als siebenzigjährige Greis sucht, in welcher Art von Studium er sich würde versuchen können, und verzweifelt beinahe, einen Gegenstand zu finden, in dem er sich

Digitized by Google

nicht schon versucht hätte. Endlich erinnert er sich, daß es eine angelsächsische Sprache gibt, und daß dieselbe schwierig zu lernen ist. Das Angelsächsische wird das gewünschte Versuchsmittel; er fängt es an zu lernen, und die Leichtigkeit, mit der er sich dieser schwierigen Sprache bemeistert, zeigt ihm klar genug den geringen Grund seiner Besorgnisse.

Watt widmete die letzten Augenblicke seines Lebens dem Bau einer Maschine, dazu bestimmt, schnell und mit mathematischer Genauigkeit die Bild- und Steinhauerarbeiten von allen Dimensionen zu kopiren. Man sieht mehrere sehr befriedigende Erzeugnisse dieser Maschine in den Kabinetten verschiedener Liebhaber Schottlands und Englands. Der berühmte Ingenieur hatte sie in seiner heiteren Laune als die ersten Versuche eines in das dreiundachtzigste Lebensjahr tretenden jungen Künstlers gegeben.

Dieses dreiundachtzigste Jahr sollte Watt nicht vollenden. Seit den ersten Tagen des Sommers 1819 nahmen beunruhigende Symptome alle Anstrengungen der Heilkunde in Anspruch. Watt selbst täuschte sich nicht darüber. „Ich bin," sagte er zu den zahlreichen Freunden, die ihn besuchten, „geführt von der Anhänglichkeit, welche Sie mir bezeigen. Ich beeile mich, Ihnen dafür zu danken; denn dies ist meine letzte Krankheit." Sein Sohn schien ihm nicht gefaßt und ergeben genug, und er suchte nun jeden Tag einen neuen Vorwand, um ihm mit Sanftmuth, mit Güte und Zärtlichkeit alle die Trostgründe zu bezeichnen, welche die Umstände, in denen ein unvermeidliches Ereigniß sich zutragen mußte, für ihn mit sich bringen würden. Dieses traurige Ereigniß fand in der That am 25. August 1819 statt.

Watt wurde neben der Pfarrkirche von Heathfield, nahe bei Birmingham in der Grafschaft Stafford begraben. Herr James Watt, dessen ausgezeichnete Talente, dessen edle Gesinnungen während einer Reihe von fünfundzwanzig Jahren das Leben seines Vaters verschönerten, ließ ihm ein prachtvolles gothisches Denkmal errichten, das heute die Kirche von Handeworth ausgezeichnet merkwürdig macht. Im Mittelpunkt erhebt sich eine bewundernswürdige Marmorbildsäule, von dem berühmten Bildhauer Chantrey ausgeführt, welche die edeln Züge des verstorbenen Greises getreu wiedergibt.

Noch andere Denkmäler sind dem großen Ingenieur James Watt errichtet; aber mehr als diese Kunstwerke von Marmor erhalten die eisernen Maschinen sein Andenken, welche den Menschen über weite Länderstrecken und Meere mit erstaunenswerther Schnelligkeit hinwegführen, in seinen Manufakturen für ihn arbeiten, ihm die Dienste organischer Wesen leisten, welche mit einer ungeheuren und unerschöpflichen Kraft ausgerüstet sind, und den Wohlstand aller Nationen auf den Punkt der höchsten Blüthe und Ausbildung bringen werden.

Wir beschließen unsere kurzen Notizen über das Leben James Watts mit den Worten des berühmten Sir Humphrey Davy, welcher sagt: „Wendet Eure Blicke auf die Hauptstadt dieses mächtigen Reiches (England), auf unsere Städte, auf unsere Dörfer, auf unsere Arsenale, auf unsere Manufakturen; prüfet die unterirdischen Höhlen, und die auf der Oberfläche der Erde ausgeführten Arbeiten; betrachtet unsere Flüsse, unsere Kanäle, die Meere, welche unsere Küsten bespülen: überall werdet Ihr die Spur der ewigen Wohlthaten dieses großen Mannes finden! Das Genie, welches Watt in seinen bewunderungswürdigen Erfindungen entwickelt hat, trug mehr dazu bei, den praktischen Nutzen der Wissenschaften zu zeigen, die Gewalt der Menschen über die materielle Welt zu vergrößern, die Bequemlichkeit des Lebens zu vervielfachen und zu verbreiten, als die Arbeiten irgend eines Mannes der alten und neueren Zeit. James Watt verdient es, zu den ersten und größesten Wohlthätern der Menschheit aller Zeiten gerechnet zu werden, ja, er nimmt vielleicht den obersten Rang unter ihnen allen ein" *).

Die Pappel und deren Bewohner.

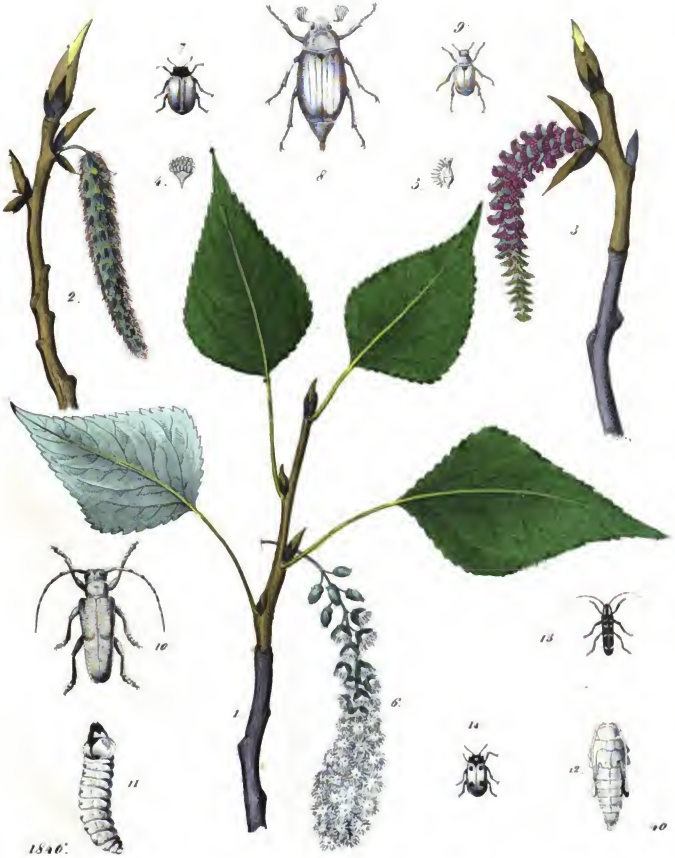
(Taf. 46.)

Die Pappel, ein allgemein bekannter, hochaufstrebender Baum, der in verschiedenen Arten bei uns in Deutschland vorkommt, gehört der 22sten Klasse Linné's an und trägt, wie alle Pflanzen dieser Klasse, zweihäusige Blüthen, d. h. die männlichen und weiblichen Blüthen erscheinen jede auf verschiedenen Stämmen, und ein einzeln stehender Baum ist stets unfruchtbar und pflanzt sich nie durch Samen fort, wenn nicht anders geschlechtliche Bäume derselben Gattung in seiner Nähe sich befinden. Die Blüthen aller Pappelarten sind in Kätzchen zusammengestellt, die schon im ersten Frühling hervorbrechen, ehe die Blätter kommen. Die männlichen Blüthen, Fig. 3, 4, mit acht Staubfäden, stehen in gemeinschaftlichen, locker in einander geschobenen Kätzchen beisammen, welche den Blumenstaub ausstreuen, sodann vertrocknen und abfallen. Die weiblichen, Fig. 2, 5, sind ebenfalls Kätzchen, welche mit den männlichen viel Aehnlichkeit haben. Jedes Blümchen an solchen Kätzchen hat einen ovalen zugespitzten Samenkopf mit einem sehr kurzen Staubwege und einer vierfach getheilten Narbe, welche den Blumenstaub empfängt, auf welchen dann die Früchte, als ovale, mit zwei Fächern versehene, trummgebogene, kleine, aus Kapseln zusammengesetzte Kätzchen, Fig. 6, folgen, in welchen viele

*) Genauere Nachrichten über die Erfindungen Watts sind in den „Unterhaltungen aus dem Gebiet der Naturkunde von Arago" nachzusehen, einem in jeder Beziehung meisterhaften Werke, das in sechs Bänden einen wahren Schatz von belehrenden Kenntnissen enthält, und darum jedem Gebildeten nicht genug empfohlen werden kann. Es ist in Stuttgart bei Carl Hoffmann erschienen, und kostet im Ladenpreise 7¼ Thlr = 13 fl.

In Wahrheit können wir sagen, daß für geringeren Preis nie eine größere Fülle gediegener Kenntnisse in so merkwürdig klarer und faßlicher Sprache und Darstellung dem Publikum zugänglich gemacht wurde.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

ovale, äußerst kleine, mit Wollbüschchen versehene schwarze Samen eingeschlossen liegen. An allen Pappelarten stehen die Blätter wechselsweise einzeln an Zweigen, auf dünnen Stielen, und fallen im Herbste ab.

Die gemeine Pappel oder Schwarzpappel, Populus nigra, Fig 1 unserer Tafel, ist ein ungemein schnell wachsender Baum, der in einem milden, frischen Boden bisweilen die Größe einer Eiche erreicht. Die Blätter bilden beinahe ein Dreieck, das unten gerundet und oben mit einer langen Spitze versehen ist; sie sind 3 Zoll lang und gegen 2 Zoll breit; ihr Bau ist dick und stark, ihre Farbe grasgrün; beide Flächen sind glatt; die obere ist besonders glänzend, die untere oben mit einer der Mitte nach hinlaufenden erhabenen Ader gezeichnet, welche einzelne Seitenäste wechselsweise ausschickt, zwischen denen sich ein feineres, die ganze Fläche bedeckendes Adergewebe befindet. Vor dem Ausbrechen sind sie in dicke, zugespitzte, klebrige Knospen von balsamischem Geruch eingewickelt. — Die äußere Rinde des Stammes ist aschgrau, an jüngern Bäumen und an den Zweigen fällt sie in's Gelbliche. Am häufigsten findet man die Schwarzpappel an den Ufern der Flüsse, wo sie, wenn sie nicht durchs Köpfen oder durch den Eisgang verstümmelt worden ist, vorzüglich gedeiht. Das Holz ist weich, zähe und schwer zu spalten, und wird zu Backtrögen, Mulden u. dgl. verarbeitet; die Wurzel gibt einen sehr schönen Maser; die Knospen und Blüthen enthalten Wachs für die Bienen, und aus der Samenwolle kann man mit einem Zusatz von Baumwolle Matten, Bettdecken, Handschuhe, Strümpfe u. dgl. verfertigen.

Die Silberpappel, Populus alba, obwohl sie nicht überall häufig als ein wilder Waldbaum vorkommt, wird doch von Jahr zu Jahr immer gemeiner, und ihres schnellen hohen Wuchses wegen für solche Gegenden immer wichtiger, denen der Holzmangel droht. Sie erreicht in wenig Jahren eine übermäßige Höhe und Stärke, ist im nördlichen Asien heimisch, und liefert in einigen Theilen jener Erdveste das einzige Bauholz. Die Blüthen erscheinen lange vor dem Ausbruch des Laubes; der Samen fliegt bereits im Juni ab; die Blätter stehen auf 2 Zoll langen, mit weißer, zarter Wolle bedeckten Stielen, sind 3½ Zoll lang und 2½ Zoll breit, oben dunkelgrün und glänzend, unten hingegen mit einer dichten, kurzen, silberfarbigen Baumwolle bekleidet, mit der zugleich die jungen, grünlichen Zweige überzogen sind. Die Rinde ist aschgrau und glatt, und reißt nur an alten Stämmen unten auf. Das Holz ist bei jungen Bäumen weiß und weich, an älteren bräunlich und mittelmäßig fest, zu mancherlei Benutzung brauchbar, und gibt besonders eine leichte Kohle. — Die Silberpappel liebt einen milden, mit Dammerde gemischten Boden. Die Fortpflanzung durch Samen, obgleich derselbe auf feuchten Stellen sehr häufig im nämlichen Sommer noch von selbst aufgeht, ist zu langweilig, daher man sie, wie bei den Weiden, durch Setzstangen vermehrt, die man im März steckt, oder durch Wurzelbrut, die man im Spätherbste verpflanzt.

Eine dritte, bei uns heimische Pappelart ist die Zitterpappel oder Espe, Populus tremula, welche rundliche, eckig gezähnte, an langen, dünnen, gebogenen Blattstielen befestigte Blätter hat, die bei dem geringsten Lüftchen schon in eine zitternde Bewegung gerathen. Das Holz dieser Pappel ist weich und schlecht, und wird in gutem Forstboden als Unkraut angesehen; zum Brennen ist es fast untauglich, dagegen als Mulden- und Drechslernutzholz zu verwenden.

Die italienische oder lombardische Pappel, Populus dilatata, wird jetzt überall angepflanzt, und zeichnet sich durch ihren pyramidenförmigen Wuchs aus; sie wird über 60 Fuß hoch und 3 Fuß dick, ist von unten an mit aufrechtstehenden, ruthenförmigen Aesten besetzt, und gleicht in Blatt und Blüthe genau der gemeinen Pappel.

Als Zierbäume in Alleen und Parks werden die verschiedenen Pappelarten vorzüglich angebaut, doch sind sie reich an Feinden, deren gefährlichste unsere Tafel in Fig. 7 — 14 zeigt. — Der rothe Pappelnblattkäfer, Chrysomelina populi, Fig. 7, ist stahlblau mit gelbrothen, nur an der äußersten Spitze blauen Flügeldecken; man findet ihn auf allen Pappeln, besonders aber in großer Menge auf jungen Espen, deren üppig aufgeschossene Wurzelbrut er oft auf großen Strecken vernichtet. Die Larven fressen vom Mai und Juni bis in den August und verpuppen sich an den Blättern.

Der Pappellaubkäfer, Melolontha hippocastani, Fig. 8, ist eine Maikäferart, die nur wenig von dem ächten Maikäfer unterschieden ist, mit diesem zugleich vorkommt, in manchen Jahren denselben in Menge noch übertrifft, und die Pappeln schnell ihres Laubes zu berauben vermag.

Der Gartenlaubkäfer, Melolontha horticola, Fig. 9, grün und braun metallisch glänzend, ist einer der schädlichsten Käfer; im Anfang Juni bereits findet man Sträucher, Garten- und Waldbäume ganz mit ihm bedeckt; er frißt an Blättern und Blüthen, selbst an jungem Obst, und seine Larve richtet an allen Gartengewächsen beträchtliche Verwüstungen an. — Der große Pappelbockkäfer, Cerambyx carcharias, Fig. 10, dessen Larve, Fig. 11, und dessen Puppe, Fig. 12, wird in allen Theilen Europa's, doch nur auf den verschiedenen Pappelarten, gefunden; er geht nur lebende Bäume an, wo man ihn indessen wegen seiner rindenähnlichen Farbe nur schwer bemerkt. Fast eben so schädlich als dieser, dessen Larven die Stämme durchwühlen, ist der gelbstreifige Espen-Bockkäfer, Cerambyx populneus, Fig. 13, der besonders die jungen Stämmchen heimsucht, in die kleinsten Risse der Rinde seine Eier legt, und dessen Larve sich gleich in's Holz einfrißt. — Der punktirte Pappelblattkäfer, Chrysomela quadripunctata, Fig. 14, ist schwarz, mit gelbrothen, vier schwarze Flecke zeigenden Flügeldecken. Er fliegt schon im Mai und frißt nicht nur auf Pappeln, sondern auch auf Erlen, Eichen, Weiden, Birken und Haselsträuchern.

Digitized by Google

Alexander Selkirk.

Eine wahre Geschichte.

Einleitung.

Vor etwa zehn Jahren machte ein Freund von mir eine Reise durch Schottland. Sein Zweck war, nicht nur die Schönheiten der Natur, sondern auch die Menschen in allen ihren Verhältnissen kennen zu lernen, und daher kam es, daß man ihn häufiger auf Nebenwegen und Gebirgspfaden, als auf den breiten, sehr wohl erhaltenen Landstraßen antraf, welche im Allgemeinen den Reisenden ihre Richtung angaben.

Einen Tages war er den ganzen Tag in den rauhen aber überaus herrlichen Gebirgen umhergeschweift, ohne einen Menschen oder ein Haus anzutreffen, und es gereichte ihm daher nicht wenig zum Wohlgefallen, als er bei einbrechender Finsterniß ein Lichtlein in der Ferne schimmern sah. Natürlich säumte er nicht, darauf los zu gehen, und obgleich er noch manchmal in der Dunkelheit stolperte, gegen einen Baum rannte und unzählige Male den Schimmer des Lichtes aus den Augen verlor, so gelang es ihm doch am Ende, sein ersehntes Ziel ohne bedeutenden Unfall, als eine aufgeschwollene Nase und verschiedene Löcher und Risse in seiner Kleidung, zu erreichen.

Daß die Gastfreundschaft ganz besonders in Schottland zu Hause ist, weiß Jedermann. Auch mein Freund hatte auf seinen Kreuz- und Querzügen die Erfahrung gemacht, daß man in jenen Gegenden fast niemals vergebens um ein Abendbrod oder ein Nachtlager bittet, und so klopfte er denn ohne Bedenken an die Thür der Hütte, welche ihm einen sehr willkommenen Zufluchtsort für die Nacht zu bieten schien. Nach wenigen Minuten ward die Thür von einem Mädchen geöffnet. Ein altes Mütterchen, mit einem brennenden Kienspahne versehen, trat heraus, und betrachtete meinen Freund vom Kopf bis zu den Füßen, während dieser mit den üblichen Redensarten um ein Nachtlager bat.

„Kommt herein," sprach die Alte. „Was meine Hütte vermag, sollt Ihr haben. Aber auf Arbeit macht Euch nur keine Rechnung, denn auch mein Mann und ich schlafen oben auf dem Heuboden, weil uns schlechte Menschen unsere Betten entrissen haben. Wenn Ihr also mit einem warmen und weichen Heulager zufrieden sein wollt, so seid Ihr willkommen!"

„Pah oder Federn, gleichviel, wenn ich nur schlafen kann und ein Dach habe," erwiederte mein Freund, der nicht viel Werth auf die unnöthigen Bequemlichkeiten des Lebens legte. „Nur vorwärts, Mütterchen! Ich bin ein genügsamer Mensch und mit Allem zufrieden."

Die alte Frau zögerte nicht länger. Sie ging voran, mein Freund folgte, und bald sah er sich in einem niedrigen, verräucherten Stübchen, dessen ganzer Hausrath in ein paar roh gezimmerten, hölzernen Bänken und einem eben solchen großen Tische bestand. Von Schmuck und Zierrath bemerkte man keine Spur, wenn man nicht die Sauberkeit der sehr rein gescheuerten Bänke für einen Schmuck ansehen wollte. An der Wand hingen einige Waffen, eine Büchse, ein Säbel, ein Paar alte Reiterpistolen; und über der Thür bemerkte man ein Brett, auf welchem einiges Geschirr stand, und ein ziemlich starkes Paket zusammengebundener Papiere lag.

„Mein Mann ist nicht daheim und wird auch diese Nacht nicht nach Hause kommen," sagte die Alte ein wenig geheimnißvoll. „Er jagt in den Bergen, und wenn Ihr morgen gekommen wäret, hätte ich Euch ein saftiges Stück Wildbraten vorsetzen können. Heute müßt Ihr schon mit Kartoffeln und einigen Forellen fürlieb nehmen."

Mein Freund erwiederte, daß er durchaus kein Leckermaul, sondern mit der versprochenen Mahlzeit vollkommen zufrieden sei, und das Mütterchen eilte hinaus in die Küche, um das einfache Abendessen möglichst schnell zuzubereiten.

Während sie draußen war, nahm mein Freund aus Langeweile das Paket Papier von dem Brette über der Thür herab, schnürte es auf, befreite es von dem braungeräucherten zum Staubigen Umschlage, und hielt nun ein sichtbar sehr altes Manuscript in den Händen. Das Papier war vergilbt, die vormals schwarze Dinte so ausgebleicht, daß man die Handschrift kaum lesen konnte, und an einigen Stellen zeigte es sich sogar von Würmern zerfressen. Mein Freund schlug es in der Mitte auf, las einige Seiten davon, las weiter und immer weiter, und saß noch bei der Handschrift, als seine alte Wirthin mit einer dampfenden Schüssel prächtiger Kartoffeln und einigen sehr leckeraussehenden gesprenkelten Forellen wieder in die Stube trat. Mit Verwunderung bemerkte sie die Beschäftigung meines Freundes, und schüttelte den Kopf, als er sie mit großer Lebhaftigkeit fragte, auf welche Weise sie zu der fast hundert Jahre alten Handschrift gekommen sei.

„Es ist ein altes Erbstück in der Familie," erwiederte sie. „Ein Vorfahre meines Mannes, der sich viel in der Welt umhergetrieben und manchertei wunderbare Schicksale erlebt hatte, schrieb sie nieder und brachte seine Arbeit einem Manne in London, den er bat, sie ein wenig zurecht zu stutzen, weil er sie nachher drucken lassen wollte. Die Arbeit mochte aber wohl nicht viel taugen, denn der Londoner gelehrte Herr gab sie meinem Vorfahr zurück, und sie ging nun immer von Vater auf Sohn über, ohne daß nur Einer sich die Mühe gab, hinein zu schauen. Da oben auf dem Brette hat sie gelegen, seit ich denken kann, und sie würde auch dort liegen geblieben sein, bis an mein Ende, wenn Ihr sie nicht in ihrer Nähe gestört hättet."

„Möchtet Ihr mir die alten, vergilbten Bogen wohl überlassen?" fragte mein Freund. „Ihr könnt sie doch nicht benutzen, und mir gewähren sie auf der Reise eine angenehme Unterhaltung."

Das Mütterchen zögerte ein wenig, wie sich denn alte Leute nur ungern von Etwas trennen, was mit ihnen zugleich alt geworden ist. Als er aber versprach, die Handschrift ihres Vorfahren drucken zu lassen, machte sich die Eitelkeit geltend, und das Mütterchen weigerte sich nicht länger, meinem Freunde die Bogen zu überlassen.

Dieser las sie durch, und die Geschichte unterhielt ihn recht angenehm. Sein Versprechen aber, dieselbe drucken zu lassen, vergaß er. Endlich, nach manchem Jahre, fiel ihm das Manuscript wieder einmal in die Augen, und er übergab es mir zu freier Benutzung.

Es ist in Form eines Tagebuches geschrieben, und enthält bei manchem Lehrreichen und Nützlichen so viele Längen und Wiederholungen, daß ich sogleich die Nothwendigkeit einsah, es völlig umzuarbeiten, bevor ich es wagen durfte, die Leserwelt damit bekannt zu machen. Dies geschah, und so erfolgt denn nun nachstehende Arbeit, welche durchaus nichts darbietet, als den Hauptinhalt von Alexander Selkirks Tagebuch; — die Erzählung also von lauter wirklichen Erlebnissen.

Erstes Kapitel.

Alexander Selkirks Jugendgeschichte.

Ich bin in dem Städtchen Largo, welches in der Grafschaft Fife in Schottland liegt, von armen, aber rechtschaffenen Eltern geboren, und zwar im Jahre des Herrn eintausend sechshundert und achtzig. Mein Vater starb früh, und blieb meine Mutter in so beschränkten Verhältnissen zurück, daß sie nur wenig für meine Erziehung thun konnte. Doch besuchte ich mit andern Kindern meines Alters die Stadtschule, und da unser Lehrer in jeder Beziehung ein vortrefflicher und guter Mann war, den wir Kinder Alle von ganzem Herzen liebten, so lernten wir eben aus Liebe zu ihm und um ihm keinen Verdruß zu machen, so fleißig unsere Aufgaben, daß wir wenigstens so ziemlich mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen Bescheid wußten.

Da meine Mutter nur wenig daheim war, weil sie durch Waschen und ähnliche Arbeiten außer dem Hause ihren und meinen Lebensunterhalt verdienen mußte, so würde ich außer den Schulstunden die größeste Langeweile gespürt haben, wenn ich mich nicht auf eine zweckmäßige Weise zu beschäftigen gewußt hätte; ich saß also entweder bei einem lehrreichen und zugleich unterhaltenden Buche, welches mein guter Lehrer mir geliehen, oder ich machte Ausflüge in die umliegende Gegend, um mir Schmetterlinge und Käfer einzufangen; oder aber ich besuchte die Handwerker meiner Vaterstadt, und saß Stunden lang ihren Beschäftigungen zu. Dies letztere gewährte mir das größeste Vergnügen, und bereicherte zugleich mein Gedächtniß mit einer

Digitized by Google

Menge von Kenntnissen, welche mir in meinen späteren Lehrjahren nicht wenig zu Statten kamen.

Bei den Schmieden lernte ich, wie das Eisen geglüht und verarbeitet wurde; bei den Töpfern, wie sie ihr Geschirr verfertigten; bei den Schuhmachern, wie sie ihr Leder zuschnitten und zu Stiefeln und derzleichen mehr verarbeiteten; bei den Gerbern, wie sie ihre rauhen Felle in weiches und geschmeidiges Leder verwandelten; und von Allem lernte ich verschiedene kleine Vortheile und Handgriffe, die mir schon, während ich noch ein Knabe war, zu gut kamen. In die Wohnung meiner Mutter wurde nur selten ein Handwerksmann gerufen, denn so wie irgend ein Gegenstand der Ausbesserung bedurfte, war ich sogleich bei der Hand, meine Geschicklichkeit und meine Kenntnisse zu zeigen. Zerbrach eine Fensterscheibe, so machte ich den Glaser; bedurfte das Schloß einer Thüre der Ausbesserung, so riß ich es ab, ging in die Werkstatt meines Freundes, des Schlossers, und stellte gewöhnlich ohne weitere Hülfe den Schaden wieder her; Tische und Stühle zimmerte ich selber zusammen, wenn sie durch die Länge der Zeit wackelig geworden oder gar zerbrochen waren; ich manerte allshörlich den Ofen in der Stube; ich schnitte mit Hülfe eines scharfen Messers vieles Geräth, was in der Küche gebraucht ward; ich ersetzte mit eigenen Händen das zerbrochene Geschirr, die Teller und Töpfe und Schüsseln; ich verstand mich sogar darauf, Eimer und Fäßchen zu verfertigen; kurz, es gab fast kein einziges Handwerk, in welchem ich nicht ein wenig hinein gepfuscht hätte.

Die Handwerksleute, denen ich ihre Künste ablernte, waren mit Alle ziemlich gewogen, und auf meine Geschicklichkeit durchaus nicht eifersüchtig, was seinen Grund wohl darin hatte, daß ich mich jederzeit gefällig und dienstfertig gegen sie zeigte und allerlei kleine Geschäfte für sie besorgte, welche sonst den Lehrlingen übertragen worden wären. Dies brachte ihnen manchen kleinen Vortheil, um deßwillen sie mich gar nicht ungern in ihren Werkstätten duldeten.

Als ich mein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte, wurde ich von dem Herrn Pfarrer unseres Städtchens eingesegnet und mußte die Schule verlassen. Jetzt war es Zeit, an die Zukunft zu denken, und meine Mutter legte mir eines Abends die Frage vor, was denn nun eigentlich aus mir werden solle? Meine Antwort gefiel ihr nicht und kam ihr auch sehr unerwartet, denn ich erklärte gerade heraus, daß ich zu keinem Gewerbe eine größere Lust verspüre, als zu dem Gewerbe eines Seemannes.

„Wie, ein Seemann willst du werden?“ fragte meine gute Mutter, indem sie erschreckt und erstaunt zugleich die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. „Wie kommst du auf dieses Gedanken, Alexander?“

Ohne Zögern erzählte ich meiner Mutter, was ich in den folgenden Zeilen auch meinen Lesern mittheilen will.

Ich hatte nämlich etwa ein halbes Jahr vor meiner Konfirmation einen wackeren Seemann kennen gelernt, welcher in Largo Verwandte hatte, die er von Zeit zu Zeit zu besuchen pflegte. Er war Steuermann auf einem englischen Kriegsschiffe, hieß William Dampier, und hatte sich durch seine Kenntnisse, durch seinen oft erprobten Muth und seine Entschlossenheit, so wie durch vielfache, glücklich überstandene Abenteuer in seinem Vaterlande einen berühmten Namen erworben. Er gewann mich lieb, und da er bemerkte, daß ich mich lieber auf eine nützliche Weise beschäftigte, als thörichte Dinge trieb, so gab er mir den Rath, daß ich zur See gehen und ein Schiffsmann werden sollte. Anfänglich bezeigte ich keine sonderliche Lust dazu, da ich schon vielfach von gescheiterten Schiffen, von den Gefahren der Stürme, von Klippen und Sandbänken reden gehört und gelesen hatte, und Jeden für einen verlorenen Mann hielt, der sein Leben den Launen des ungestümen und falschen Meeres anvertraute. Dampier wußte mir aber bald nicht nur meine Furcht zu benehmen, sondern auch eine so große Sehnsucht nach dem Seeleben in meiner Brust zu erwecken, daß ich fest entschlossen war, seinen Rath zu befolgen und mein Glück auf dem trügerischen Elemente des Wassers zu versuchen. Dampier schilderte mir die Reize der tropischen Länder mit so lebhaften Farben, wußte mir selbst die Gefahren des Seelebens in so verlockendem Lichte darzustellen, daß ich ihm versprach, auf sein Schiff zu kommen, sobald ich das gehörige Alter und die Einwilligung meiner Mutter erreicht haben würde. Er versprach mir dagegen, vor seiner Abreise an mich zu schreiben, wenn sein Schiff in die Nähe meiner Vaterstadt kommen würde, und ich zeigte mich breit, allsdann ohne Zögern unter seiner Leitung meine Laufbahn als Seemann zu beginnen.

Als meine Mutter hörte, daß ich fest entschlossen sei, diesen Vorsatz auszuführen, daß sie sich alle mögliche Mühe, mich davon abzubringen, und mich zu überreden, irgend ein Handwerk zu erlernen, und dadurch meinen Lebensunterhalt zu erwerben.

„Bleibe im Lande, und nähre dich redlich!“ sagte sie. „Warum willst du dich in ein Leben voll unaufhörlicher Gefahren stürzen? Warum willst du deine Mutter verlassen, die dich so herzlich liebt, und auf der Welt keine Freude weiter hat, als nur dich?“

Ich erwiederte ihr, daß die Gefahren gar nicht so groß wären, als sie dächte, weil es sonst nicht so viele alte Seeleute in der Welt geben würde; daß ich zu einem Handwerke durchaus keine Lust verspüre, und daß ich endlich sie ja nicht auf immer verlassen, sondern so oft ich Urlaub bekommen könne, zu ihr zurückkehren wolle.

„Sieh, Mutter,“ sprach ich, „wenn du mich zu einem Meister in die Lehre gibst, so mußt du erstens noch Lehrgeld für mich bezahlen, und zweitens kann ich als Lehrjunge viele Jahre hindurch nichts verdienen und dich auch nicht einmal mit einem Pfennig unterstützen. Als Schiffsjunge aber bekomme ich meinen Sold und im glücklichen Falle auch noch Beutegelder, und das Alles will ich dir schicken, damit du dich in deinem Alter besser als bisher pflegen kannst. Laß mich darum nur ruhig gehen, Mutter, und sei versichert, daß du es niemals bereuen wirst!“

Meine gute Mutter aber, die mich so sehr liebte, achtete nicht auf meine Reden, sondern brach in einen Strom von Thränen aus, die mir zwar in der Seele weh thaten, aber meinen Entschluß, den ich natürlich für einen sehr guten hielt, nicht zu erschüttern vermochten.

„Und wenn du mich mit Reichthümern überschüttetest, lieber Sohn,“ sagte sie, „so würde ich mich dennoch niemals glücklich fühlen können. So oft ein Sturm durch die Wipfel der Bäume sauste, würde ich vor Angst vergehen, und dich von drohender Gefahr umringt glauben. Schreckliche Träume würden meinen Schlaf benrruhigen, und traurige Gedanken meine Tage verbittern. Keine Freude würde ich genießen können, während ich denken müßte, daß du fern von mir immer über dem Abgrunde des Todes schwebst!“

Durch die eindringlichsten Bitten und zärtlichsten Liebesbezeugungen suchte sie mich von meinem Vorhaben abzubringen, und wendete endlich, als Alles nichts half, auch Befehle und Drohungen an.

„Bivian,“ sprach sie, „da ich sehe, daß du so wenig Mitgefühl und Liebe für deine Mutter empfindest und auf vernünftige Vorstellungen durchaus nicht achten willst, so verbiete ich dir, zur See zu gehen, und morgen schon will ich mit dem Schiffsmeister Coote reden, daß er dich als seinen Lehrling annimmt!“

Erzürnt entließ mich meine Mutter, und ich blieb mit einem Herzen voll gemischter Empfindungen zurück. Die Liebe meiner Mutter, ihre freundlichen, zärtlichen Worte hatten mich kalt gelassen und nicht erschüttern können, aber ihr Zorn machte einen um so tieferen Eindruck auf mein Gemüth, als ich sie noch niemals gegen mich aufgebracht gesehen hatte. Zudem wußte ich, daß Meister Coote mir sehr zugethan war, und das Schiffserhandwerk hatte, im Grunde genommen, durchaus nichts Abstoßendes und Widerwärtiges für mich. Halb und halb fühlte ich mich schon geneigt, den Wünschen meiner guten Mutter nachzugeben, als gerade zur unrechten Stunde der Versucher zu mir trat, und der schwankenden Wagschale meiner Entschlüsse den Ausschlag gab.

Kaum hatte mich meine Mutter eine Viertelstunde verlassen, so trat der Postbote in unser Häuschen und brachte einen Brief von meinem Freunde William Dampier, welcher mir die Nachricht mittheilte, daß sein Schiff im Hafen von Kirkaldy vor An-

Digitized by Google

ter gegangen sei und daselbst volle acht Tage liegen bleiben werde. Er habe bereits mit dem Kapitän über mich gesprochen, und ich solle nun nicht zögern, das Vaterhaus zu verlassen und meine Laufbahn als Seemann anzutreten.

Wäre dieser Brief nur acht Tage später eingetroffen, so würde ich vermuthlich den Bitten und Vorstellungen meiner Mutter nachgegeben haben und bereits Lehrling bei Meister Cooke gewesen sein. Jetzt aber, wo ich mich schwankte und unschlüssig gab er meinen ersten, lange gehegten und gepflegten Lieblingsplänen das Uebergewicht, und ich vergaß das Gebot, welches da lautet: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden!"

Alle Erzählungen William Dampiers standen wie durch einen Zauberschlag in den frischesten und lebhaftesten Farben vor meiner Seele, und ich konnte leider der Versuchung nicht widerstehen, alle die Herrlichkeiten mit eigenen Augen zu schauen, welche er mir so lebendig geschildert hatte. Die tropischen Gegenden dachte ich mir schöner, wie die Gärten der Hesperiden, von denen unser guter Schulleher uns Knaben erzählt hatte, und die schlanken Palmen, die dichten Urwälder, die belebten Wildnisse jener fernen Erdstriche hatte eine unbeschreibliche Anziehungskraft für mich. Die Thränen und der Kummer meiner guten Mutter waren vergessen; das Schlosserhandwerk erkiete mich an; ich dachte es mir schrecklich, in der ruhigen Werkstatt zu sitzen, und Tag für Tag nichts zu thun, als Eisen zu schmieden und zu verarbeiten; nichts zu hören, als das Prausen des Blasbalges, das Geklapper der Hämmer, das Knistern und Zischen der glühenden Kohlen.

„Nein," rief ich aus, „lieber sterben, als solch' ein Leben führen, das nichts, als eine Kette von Mühen und Plagen und Arbeit ist!"

Ohne die Rückkehr meiner Mutter zu erwarten, die erst spät am Abend erfolgen konnte, suchte ich meine besten Habseligkeiten zusammen, packte sie in ein kleines Bündel, leerte meine Sparkasse aus, die etwa einen Schilling und ein paar Pence enthalten mochte, schrieb ein kleines Briefchen an meine Mutter, in welchem ich ihr meinen unwiderruflichen Entschluß, zur See zu gehen, zu erkennen gab, bütete mich aber wohl, den Namen des Hafens zu erwähnen, wodurch sie zusteuerte, auch machte mich dann ohne Zögern auf die Reise.

Unterwegs dachte ich wohl daran, wie meine arme Mutter weinen und jammern werde; aber ich beruhigte mich bald, indem ich mich der Hoffnung hingab, daß die Zeit sie über kurz oder lang schon trösten würde.

„Was ist's denn auch mehr?" sagte ich zu mir selbst. „Eine Trennung von wenigen Monaten, höchstens von wenigen Jahren. Ist jetzt ihr Schmerz auch groß, so wird ihre Freude auch um so größer sein, wenn ich in ihre Arme zurückkehre und ihr eine wohlgefüllte Börse voll Geld mit heimbringe!"

An diesen Gedanken, der mir das Wiedersehen so lieblich vormalte, klammerte ich mich fest, und es gelang mir dadurch, alle und jede Reue schon im Keime zu ersticken. An die Folgen meines Schrittes, die mich selbst betreffen könnten, fiel mir gar nicht ein zu denken, denn ich wußte mir das Leben auf dem Schiffe als das schönste in der Welt aus, und obgleich ich recht gut wußte, daß ich eine große Sünde beging, indem ich den Befehlen meiner Mutter zuwider handelte und ihr heimlich entlief, glaubte ich doch, daß es mir auf der Welt nicht anders, als gut gehen könne.

Thörichter Glaube! Als ob Gott irgend ein Vergehen unbestraft, irgend eine Sünde, sei sie auch scheinbar noch so gering und unbedeutend, ungeahndet ließe!

Wie so viele Menschen, die ihrem Richter nicht entgehen werden, in Thorheit und Leidenschaft dahin stürmen, so auch ich; und in Wahrheit kann ich sagen, daß die Strafe meinem Vergehen auf dem Fuße und so lange folgte, bis ich ernstlich darnach rang und strebte, wieder gut zu machen, was ich böse gemacht hatte.

Wer das Leben eines Seemanns, eines Matrosen kennt, wird mir beistimmen, daß es eine ununterbrochene Kette von Mühen und Drangsalen ist. Freilich hat es auch, wie so Vieles in der Welt, seine angenehmen Seiten, aber diese gehen für den verloren, der sie nicht mit einem ruhigen und fröhlichen Gewissen genießen kann. Und ein Solcher war ich.

Als ich ohne Unfall das Schiff meines Freundes William Dampier, der es wahrhaft gut und wohl mit mir meinte, erreicht hatte, suchte ich ihn auf, und wurde mit herzlicher Freude von ihm in Empfang genommen. Er fragte mich, ob ich noch mit der alten Liebe und Neigung an ihm hinge, ob ich auch mit Freuden seiner Einladung gefolgt sei, und ob meine Mutter gern und willig ihre Einwilligung zu der Wahl meines Lebensberufes gegeben habe? Ich beantwortete alle diese Fragen bejahend, denn ich wußte sehr wohl, daß Dampier mich augenblicklich zu meiner Mutter zurückgeschickt haben würde, wenn er nur eine Ahnung davon gehabt hätte, daß ich ihr heimlich entlaufen sei. Also hütete ich mich wohl, ihm die Wahrheit zu gestehen, und fügte also meinem ersten Vergehen auch noch die Lüge hinzu.

William Dampier war viel zu ehrlich, um sich nicht leicht täuschen zu lassen. Da er sah, daß ich meine sämmtlichen Habseligkeiten bei mir hatte, zweifelte er keinen Augenblick daran, daß ich mit Einwilligung meiner Mutter die Reise zu ihm angetreten habe, stellte mich als Freiwilligen seinem Kapitän vor, und bewirkte, daß ich ohne Zögern angenommen und mein Name in die Schiffsbücher eingetragen wurde. Man reichte mir die nöthigen Kleidungsstücke, wies mir meine Hängematte an, und ich gewöhnte mich bald an den Gedanken, daß ich nun ein wohlbestallter Schiffsjunge in den Diensten Seiner Majestät des Königs von Großbritannien und Irland sei.

Zweites Kapitel.

Das Schiff, auf welchem mein Freund William Dampier angestellt war, hatte im Hafen von Kirkaldy nur angelegt, um einige Vorräthe an Lebensmitteln und Wasser einzunehmen. Sobald es mit allem Nöthigen versorgt worden war, stach es wieder in See, und richtete seinen Lauf westlich, da es von der Regierung zu einer Entdeckungsreise in die heimath noch ziemlich unbekannten Gegenden der Südsee zwischen dem amerikanischen Festlande und Asien bestimmt worden war.

So lange das Schiff im Hafen lag, verspürte ich kaum eine Anwandlung von Reue über meinen unbesonnenen Schritt, sondern lebte vielmehr nur in der heimlichen Sorge, daß meine Mutter Nachforschungen nach mir anstellen und mich in meinem Zufluchtsorte aufsinden könne. Was nun zu meinem Glücke gereicht haben würde, erfüllte mich mit Angst und Bangen, und machte mir mehr als Eine schlaflose Nacht. Aber der Himmel sorgte schon dafür, daß mich die Folgen meines Vergehens erreichten und ich meiner Strafe nicht zu entrinnen vermochte. Ohne daß Jemand nach mir gesorscht und gefragt hätte, wurden die Anker gelichtet und das Schiff stach in See. Je weiter die grünen Ufer meines Vaterlandes zurückwichen, desto leichter schlug mein Herz, und ich athmete ordentlich frei auf, als die Küste nur noch wie ein dunkler Nebelstreifen vor meinen Blicken lag. Auf die Brüstung des Schiffes gelehnt, blickte ich nach dem Lande meiner Jugend hinüber, und fühlte keinen Kummer bei dem Gedanken, daß ich es in vielleicht langer Zeit, ja vielleicht niemals wieder sehen würde. Meine Phantasie schweifte hinüber in das Land der Palmen und Platanen, und über dem Verlangen, das Ungekannte zu schauen, vergaß ich die liebende Erinnerung an Alles, was mir von Kindheit auf vertraut und bekannt gewesen war. Ich ahnete nicht, welche Leiden ich noch überstehen müßte, bis ich die Wunderbäume der Südländer zu Gesicht bekam, sonst würde ich mich nach ihrem Anblicke vielleicht nicht ganz so heftig gesehnt haben.

Der letzte Schimmer der heimathlichen Küste verschwand endlich aus meinen Augen, und nun trat William Dampier zu mir, um mir Unterricht in den Handgriffen und in anderen Kenntnissen zu ertheilen, welche ich mir als Seemann erwerben mußte. Dampier meinte es, wie gesagt, redlich mit mir, und freute sich, als er sah, daß ich mich zu Allem recht geschickt anstellte. In der That begriff ich leicht, was er mir sagte, und weil ich mir schon seit meinen Knabenjahren eine gewisse Handfertigkeit angeeignet hatte, so ging bei mir Alles ziemlich schnell und gewandt von Statten. Die Lobsprüche meines ehrlichen Lehrmeisters, die Ausdrücke seiner Zufriedenheit erfüllten mich mit Freude, und weniger als je bedauerte ich, daß ich das See-

Digitized by Google

mannsleben zu meinem Berufe gewählt hatte, da ich für dasselbe wie geboren schien. Hatte ich doch nicht einmal etwas von der Seekrankheit zu leiden, die sonst den Neulingen auf dem Meere so viel zu schaffen macht.

Triumphirend sprach ich dies eines Tages gegen Dampier aus. Der aber lächelte, und meinte, aufgeschoben sei beßhalb noch nicht aufgehoben.

„Warte nur, mein Junge, bis uns einmal ein tüchtiger Sturm faßt," sprach er; „dann wirst du schon kennen lernen, was es heißt, die Seekrankheit zu bekommen."

Der Sturm, als ob Dampier ihn gerufen hätte, ließ nicht lange auf sich warten. Er brauste recht tüchtig über das Meer herüber, und schienderte Schiff und Wellen mit einer Kraft umher, die ich früher nicht für möglich gehalten hätte. Doch ferne sei es von mir, ein Ereignis von Neuem zu beschreiben, was schon so unzählige Male beschrieben worden ist. Ich erwähne den Sturms nur, um zu bemerken, welche Angst mich schüttelte, als unser Schiff willenlos hin und her geschleudert ward, und wie in diesen fürchterlichen Augenblicken das Gespenst der Reue zuerst in meiner Seele aufstieg. Ja, als ich einen Vorgeschmack von den Gefahren des Meeres erhielt, da erzitterte meine Seele, und ich würde die eine Hälfte meines Lebens darum gegeben haben, wenn ich dafür die andere in Ruhe und Zufriedenheit am Lande hätte zubringen können.

Nach und nach legte sich der Sturm, ohne uns einen weiteren Schaden zugefügt zu haben, als daß er das Schiff ein paar hundert Seemeilen weit aus seiner Bahn verschlagen hatte. Noch immer aber ging die See hoch, und das Schwanken des Schiffes, welches hierdurch hervorgebracht ward, machte mich bald so übel und elend, daß ich mich nicht auf den Füßen erhalten konnte, sondern ohne Zögern meine Hängematte aufsuchen mußte. Während ich darin lag und stöhnte, kam Dampier an und fragte mich lachend, wie es nun um meine Zuversicht beschaffen sei? Ich war kaum im Stande, eine kurze Antwort herauszustoßen, und als Dampier meinen Zustand sah, verließ er mich nach einigen mitleidigen Tröstungen, indem er sicherlich der Meinung war, daß ich für immer von meinem Uebermuthe geheilt sein würde. Und wirklich, mein Uebel, das etwa neun martervolle Tage anhielt, besserte mich nicht nur von allzugroßem Selbstvertrauen, sondern machte mich auch durch und durch so mürbe, daß ich zum ersten Male ernsthafte Reue über den Kummer fühlte, welchen ich nothwendiger Weise meiner guten Mutter durch meine heimliche Entfernung verursacht haben mußte. Und so tief waren diese Eindrücke, daß sie auch nicht einmal von meiner endlich zurückkehrenden Gesundheit wieder verwischt wurden. Der Gedanke an meine Mutter, die Gewißheit, daß ich für meine Vergehen über lange noch Strafe hart bestraft werden müsse, verfolgte mich unaufhörlich, und verwandelte mich aus einem hurtigen, munteren und lebhaften Knaben in einen trübsinnigen, ernsten, beinahe mürrischen Jüngling.

Dampier bemerkte mein stilles Wesen und fragte mich oft nach der Ursache desselben. Aus seinen Fragen schloß ich, daß er die Veränderung dem Heimweh zuschrieb, welches jeden jungen Mann, der sich zum ersten Male weit von seinem Vaterlande entfernt, zu befallen pflegt. Ich bestärkte ihn in seiner Ansicht, da eine unüberwindliche Scham mich verhinderte, ihm offen die Quelle meines geheimen Kummers zu enthüllen.

Hätte ich's doch nur gethan! Gewiß, er würde meine Entlassung vom Schiffe bewirkt und meine Rückfendung in das Vaterland vermittelt haben. Ja würde reinig meiner Mutter zu Füßen gefallen sein, und am ersten Tage, wie zu jeder, ein Dankopfer erlernt und mein Leben ohne weitere Abenteuer still und in bescheidenem Glücke in meiner Vaterstadt beschlossen haben! Aber wie gesagt, ich schwieg, und die Folge davon bestand in einer Kette von Unglücksfällen, die ganz dazu geeignet waren, das Andenken an meine Vergehen und die Reue darüber in meiner Seele lebendig zu erhalten.

In der Handschrift Alexander Selkirks wird nun weitläufig erzählt, welche große Seereisen er gemacht, wie er hie und da von kleineren und größeren Leiden und Täuschungen heimgesucht, und wie dadurch sein vormals heiteres Gemüth immer mehr zur Beschaulichkeit und zum Ernste hingelenkt worden sei. Auch erzählt Selkirk, daß er mehrmals seine Mutter besucht, sie von seinem Erwerbe unterstützt, und sogar auch Verzeihung für seinen Schritt von ihr erlangt habe. Doch spricht er offen genug aus, wie er gefühlt habe, daß selbst der Mutter Segen sein erstes Verbrechen noch nicht wieder gut gemacht haben könne, und daß er immer auf ein großes Leiden, welches ihn noch treffen würde, gefaßt gewesen sei. Wir übergehen aber alle seine Gedanken über diesen Punkt, nachdem wir ihren Inhalt kurz angedeutet haben, und lassen Selkirk nun wieder selbst erzählen, auf welche Weise es kam, daß ihn in der That ein seltsames, und gewiß nicht beneidenswerthes Schicksal ereilte.

Ich war nun schon viele Jahre ein Seemann, hatte beinahe alle Meere unserer Erde befahren, und war noch niemals von meinem Freunde William Dampier getrennt worden. Aber auch diesen Schmerz sollte ich endlich erdulden. Während unser Schiff in einem Hafen der Insel Ceylon verschiedene Beschäftigungen, welche es während eines heftigen Sturmes erlitten hatte, ausbesserte, überfiel mich ein bitziges Fieber, welches anfänglich den stärksten und kräftigsten Mitteln der Aerzte nicht weichen wollte. Ich lag noch krank, als mein Schiff bereits wieder segelfertig war und nur einen günstigen Wind erwartete, um in See zu stechen. Meine Ungeduld, nur erst wieder hergestellt zu sein, verdoppelte meine Leiden mehr, als daß sie dieselbe befördert hätte, und so kam es, daß ich noch nicht im Stande war, mein Bett zu verlassen, als Dampier eines Abends kam, und mich von der Abreise des Schiffes am folgenden Morgen benachrichtigte.

Der Gedanke, von meinem langjährigen Freunde getrennt zu werden, war mir so unerträglich, daß ich mit Gewalt aufstehen, meine Kleider anlegen, und ihn auf das Schiff begleiten wollte. Nur mit Mühe vermochte mich Dampier im Bett festzuhalten, indem er mir die Folgen meiner Unbesonnenheit vorstellte, und mir zugleich die Aussicht eröffnete, daß wir uns ja vermuthlich schon nach wenigen Monaten wiedersehen würden.

„Unser Schiff," sagte er, „segelt geraden Weges nach England, und wenn du geduldig deine Genesung ab, und wenn du glaubst, daß du ohne Gefahr für dein Leben die Ueberfahrt wagen kannst, so schiffe dich als Passagier auf dem ersten besten Kauffahrer ein, der nach England überfährt. Gelegenheit dazu findet sich hier oft genug; also Geduld und Ruhe. Im Hafen von Portsmouth werden wir uns wieder sehen, denn unser Schiff bedarf einer gründlichen Ausbesserung, die unter vier Monaten nicht bewerkstelligt werden kann. Und ehe diese Zeit vergeht, kannst du bequem die Rückkehr deiner Gesundheit abwarten und die Reise in das Vaterland zurücklegen."

„Trotz der Ungeduld, die mich folterte, mußte ich Dampier Recht geben, und versprach ihm, auf's Pünktlichste seine Anordnungen zu befolgen.

„Wohlan," sagte er, „so werde ich deinen Posten als Steuermann nicht besetzen, sondern warten, bis du selber ihn wieder antreten kannst."

Mit diesem Versprechen nahm Dampier von mir Abschied, und ich sieß ihn ziemlich gefaßt gehen, in der Hoffnung, daß ich ihn nach einer kurzen Spanne Zeit wieder erblicken werde.

Aber diese kurze Spanne dehnte sich zu einer sehr langen und sehr traurigen aus, und manches trübe und kummervolle Jahr verging, ehe ich Dampiers treues Auge und sein ehrliches, wohlwollendes Gesicht wieder sah.

Nachdem unser Schiff den Hafen verlassen hatte, besserte sich meine Krankheit schnell, und schon acht Tage später durfte ich es wagen, einen Spaziergang im Freien zu machen. Mein erster Gang war an den Hafen, um mit eigenen Augen zu schauen, ob vielleicht eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach England da sei. Aber es fand sich keine, und noch manches Mal mußte ich meinen Gang wiederholen, ehe sich mir ein Schimmer von Hoffnung, und noch dazu ein trügerischer, zeigte.

Ich saß eines Tages vor einem Kaffeehause, welches dicht am Hafen gelegen war, und wo ich meine Erkundigungen über die verschiedenen absegelnden Schiffe anzustellen pflegte. Abermals hatte ich vergeblich meine Fragen gethan, und blies nun mißmuthig den Dampf meiner Pfeife in die Luft, als ich zwei Fremde sich vom Hafen her dem Kaffeehause nähern sah. Ihr

Digitized by Google

Aeußeres gab sie sogleich als Seelente zu erkennen, und bald hatte ich heraus, daß der Eine von ihnen Kapitän eines schmucken Schiffes, Namens Cinqueports, und der Andere sein Oberbootsmann sei. Die beiden Männer nämlich nahmen nicht weit von mir an einem Tischchen Platz, ließen sich einige Erfrischungen geben und sprachen so laut mit einander, daß ich unwillkührlich ihr Zuhörer sein mußte, und auf diese Weise die erwähnte Kunde von ihnen erhielt. Anfänglich ließen mich ihre Gespräche ziemlich gleichgiltig, bald aber vernahm ich Etwas, das mich nicht wenig die Ohren spitzen machte; denn ich hörte, wie der Oberbootsmann fragte: „Wann gedenkt Ihr nach Europa abzusegeln, Kapitän Stradling?“

Wie der Blitz fuhr ich mit dem Kopfe herum, damit mir die Antwort des Kapitäns nicht entgehen möge, und mein Herz hüpfte vor Freuden, als ich vernahm, daß der Kapitän spätestens binnen vier oder fünf Tagen dahin abgehen werde.

„Sobald wir noch einen tüchtigen Steuermann haben, Barnes, wollen wir die Anker lichten, denn ich sehne mich auch darnach, die alten Kreidefelsen unserer vaterländischen Insel wieder zu sehen.“

Mein erster Gedanke war, aufzustehen und dem Kapitän Stradling meine Dienste anzubieten, die, wie ich kaum zweifelte, wenigstens für die eine Fahrt nach Europa angenommen werden würden. Dennoch schwieg ich wieder. Gerade, als ich aufstehen wollte, begegnete ich einem Scheinblicke des Kapitäns, der mir, ich wußte nicht wie, Mißtrauen gegen seine Person einflößte. Auch schien es mir, als habe er absichtlich so laut gesprochen, damit ich seine Worte auch gewiß verstehen möge, und es fiel mir jetzt erst auf, daß er vorhin eine ganze Weile heimlich mit dem Kellner des Kaffeehauses, den ich als einen falschen, heimtückischen Mulatten kannte, gesprochen, und dabei mehrmals flüchtige Blicke auf mich gewonnen habe. Also blieb ich vor der Hand noch ruhig sitzen, in der Absicht, mir Kapitän Stradling noch ein wenig genauer anzusehen, und einige Erkundigungen über ihn einzuziehen, bevor ich ihm meine Dienste anbiete.

Kapitän Stradling war ein kleiner, schmächtiger Mann mit pechschwarzem Haar, tiefliegenden, stechenden Augen und einem Gesichtsausdrucke, der wenigstens nicht sanft und gefallend war, obgleich seine Züge an und für sich nicht häßlich genannt werden konnten. Er tächelte fast immer, und dies hatte ich in der Regel für ein Zeichen falscher Gemüthsart. Im Uebrigen zeigte sich nichts Abstoßendes in seinem Wesen, und die Weise, in der er mit seinem Oberbootsmann Burnes umging, ließ mich den übeln Eindruck, welchen sein Aeußeres auf mich gemacht hatte, beinahe gänzlich vergessen. Er zeigte sich ausnehmend freundlich gegen seinen Untergebenen, ohne jedoch nur einen Augenblick seine Würde als Befehlshaber zu vergessen.

Der Schein trügt, dachte ich. Manchmal verspricht die Außenseite eines Menschen mehr, als sie halten kann, und bei Kapitän Stradling scheint der Fall umgekehrt zu sein.

Ich setzte unbemerkt meine Beobachtungen fort, und als Kapitän Stradling aufstand und seine Zeche bezahlte, war ich fest entschlossen, mein Heil mit ihm zu versuchen, und ihm meine Dienste anzubieten. Während er sich entfernte, um nach dem Hafen zurückzukehren, eilte ich ihm nach und bolte ihn ein, ehe er noch das Boot bestiegen hatte, welches ihn an Bord seines Schiffes zurückbringen sollte.

„Mit Verlaub, Herr,“ sagte ich, indem ich gezieme meine Begrüßung vorbrachte, — „ich höre, daß Sie einen Steuermann bedürfen, um sodann ohne Zögern nach Europa zurückzukehren.“

„So ist's,“ erwiederte Kapitän Stradling mit einem mißsichtl gewinnenden Lächeln. „Geid Ihr vielleicht der Mann dazu, den Posten auszufüllen?“

„Ich war zehn Jahr Steuermann und fünf Jahre dann Steuermann auf der Melgomene, Kapitän Stirling,“ erwiederte ich. „Wenn Ihr mich nach Europa mitnehmen wolltet, würde ich gern unentgeldlich den Steuermannsdienst auf Eurem Schiffe versehen, nur mit der Bedingung, daß Ihr mir, sobald wir einen englischen Hafen erreicht haben, meinen Abschied ertheilt.“

Kapitän Stradling lächelte abermals äußerst freundlich; dabei aber bemerkte ich ein leises Zwinkern seiner Augen, welches mir nicht viel Gutes zu versprechen schien. Seine Worte dienten aber dazu, mich zu beruhigen und jeden, auch den leisesten Verdacht wieder niederzuschlagen.

„Es sollte mich freuen, wenn Ihr den Posten bei mir annähmet, mein Mann,“ sagte er. „Ich kenne Euer Schiff und auch Euch selbst dem Namen nach, so daß ich Euch unbedenklich mein Vertrauen schenke. Seht Euch mein Fahrzeug an, und wenn es Euch behagt, so laßt uns zusammenbleiben. Nur müßt Ihr nicht verlangen, daß ich Euch unentgeldlich Dienste für mich thun lasse, sogegen ich mit meinem Ehrenworte versprechen, Euch sofort den Abschied zu ertheilen, wenn wir in einem englischen Hafen angekommen sein werden.“

Was konnte ich mehr erwarten, mehr verlangen? Im Geheimen hat ich dem Kapitän meinen Verdacht ab, und ging ohne Weiteres in seine Vorschläge ein. Ich versprach ihm, mich morgigen Tages mit dem Frühesten an Bord seines Schiffes einzufinden, und glaubte hierin ganz klug zu handeln, indem ich ja meinen Zweck, die schleunigste Rückkehr nach Europa, vollkommen erreicht zu haben schien.

Freilich regte sich, als ich mich vom Kapitän Stradling getrennt hatte, dennoch ein leises Mißbehagen in meiner Seele, und indem ich mir sein ganzes Benehmen überlegte, schien es mir bemahe, als ob ich ein wenig zu voreilig gehandelt habe. Ich erschickte jedoch die Stimme eines leisen Vorwurfes schnell, indem ich überlegte, daß ich ja nur für eine einzige Fahrt an ihn gekettet sei. Die paar Wochen werden vergehen, dachte ich, und Kapitän Stradling mag sein, wie er will, so wird er mir auf der kurzen Fahrt nicht gar viel anhaben können, wenn ich mir meine Pflicht thue, und mir keine Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lasse.

Hätte ich damals schon gewußt, was ich kurz nachher erfuhr, würde keine Macht der Welt mich dazu haben bestimmen können, das Schiff meines neuen Befehlshabers zu betreten. Aber von der eigentlichen Bestimmung seines Schiffes hatte ich nun einmal keine Ahnung, und würde sie auch kaum in Erfahrung gebracht haben, wenn ich mich näher danach erkundigt hätte. Freilich wäre es am besten gewesen, auf die leisen Warnungen zu hören, welche eine Stimme in meinem Innern mir zuflüsterte. Aber dergleichen Warnungen werden fast immer übertönt oder in den Wind geschlagen, und ich bin überzeugt, daß ein Anderer in meiner Lage genau eben so gehandelt haben würde, wie ich selbst. Zudem kann ich mich, selbst heute noch, kaum des Gedankens erwehren, daß die Vorsehung mich recht eigentlich mit Absicht auf das Schiff Kapitän Stradlings geleitet habe, um mich für die Sünde zu bestrafen, die ich begangen hatte, indem ich meine Mutter verließ und damit eines von Gottes Geboten überschritt.

Meine Angelegenheiten am Lande waren bald beseitigt, und mit einem Herzen voll Hoffnung begab ich mich in der Frühe des nächsten Morgens an Bord des Cinqueports, wo ich freundlich von Kapitän Stradling begrüßt und sofort als Steuermann der Mannschaft vorgestellt und in die Schiffsbücher eingetragen wurde. Ich erschrak, als ich die Bemannung des Cinqueports erblickte, denn eine solche Versammlung von wilden und frechen Gesichtern konnte ich mich nicht erinnern, jemals gesehen zu haben. Doch verbarg ich meine unangenehme Ueberraschung so sorgfältig wie möglich, indem ich mir wieder den Trost versprach, daß unser Beisammensein nicht gar zu lange dauern werde. Still und schweigsam, wie das so meine Art und Weise war, trat ich meinen Posten an, und faßte von Neuem den Entschluß, mir, wenn irgend möglich, keine Nachlässigkeit im Dienste zu Schulden kommen zu lassen.

Am Morgen des nämlichen Tages noch wurden die Anker gelichtet, und ich steuerte das Schiff in die offene See hinaus. Mein Herz schlug leicht und froh, als ich nun wieder auf den Planken eines guten Schiffes, und das war der Cinqueport wirklich, stand, und mich der Hoffnung hingeben konnte, nach einer kurzen Reise von wenigen Monaten mein Vaterland, meine Mutter und meinen treuen Freund Dampier wieder zu sehen. Diese Hoffnung erheiterte mein Gemüth und gab mir Kraft und Freudigkeit zu meinem Geschäft. Kapitän Stradling stand neben

Digitized by Google

mir, als wir aus dem Hafen in das offene Meer hinaussegelten, und er sagte mir mit freundlicher Miene einige lobende Worte über die von mir an den Tag gelegte Geschicklichkeit. Dies erfreute mich noch mehr, und verscheuchte auch den letzten Schatten der trüben Ahnungen, welche bisher meine Seele umlagert hatten.

Aber nur für eine kurze Zeit

Die Schiffsmannschaft war, wie ich bald bemerkte, die roheste, welche mir noch vor Augen gekommen war. Die wilden, bärtigen Männer fließen bei jeder Veranlassung die schrecklichsten Flüche aus, und es war Niemand auf dem Schiffe, der ihnen diese lästerliche Gewohnheit verboten hätte. Im Gegentheil bemerkte ich nur zu bald, daß Kapitän Stradling, der nach und nach seine Maske abwarf, ihnen im Fluchen und Schwören mit einem guten, aber vielmehr einem sehr schlechten Beispiele vorangieng. Der Name Gottes wurde nie genannt; aber wenn es geschah, so hörte ich den heiligen Namen mit Lästerungen vermischen, die meine Seele erbeben machte und mir ein unüberwindliches Grauen gegen die schändliche Rotte einflößten. Aber nicht genug! Ich mußte bald gewahr werden, daß Kapitän Stradling mich belogen und betrogen hatte, und anstatt nach England zu segeln, darauf ausging, fremde Schiffe zu kapern und ganz offenkundige Freibeuterei zu treiben.

Eines Tages erblickten wir ein Segel am Horizonte, und der Kapitän gab mir unverzüglich den Befehl, scharf darauf zu halten. Es blieb mir nichts übrig, als zu gehorchen, obwohl ich es nur mit Widerwillen zu thun vermochte. Der Linguerts war einer der besten Segler, die ich je kennen gelernt habe, und da uns überdies der Wind begünstigte, so kamen wir dem fremden Schiffe nach einigen Stunden so nahe, daß wir es für ein spanisches deutlich erkennen konnten. Sofort rief der Kapitän seine Mannschaft zusammen, befahl den Leuten, die Waffen zu ergreifen und sich zum Gefecht fertig zu machen, ließ die Pulverkammer und die Stückpforten öffnen, gab den Befehl, die Kanonen zu laden, und traf, mit einem Worte, alle Vorbereitungen zu einem nahe bevorstehenden Gefecht.

Um mich, der ich mit unverhehlter Verwunderung diese Anstalten treffen sah, bekümmerte sich Niemand. Nur der Kapitän warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf mich, in welchem Drohung und ein gewisses Aufsehen seltsam vermischt erschien, als ob er nicht ganz gewiß sei, daß ich auch meine Verpflichtungen erfüllen würde. Endlich trat er zu mir und befahl mir, während des Gefechts, welches unfehlbar bald beginnen werde, meine Schuldigkeit zu thun.

„Das werde ich, wenn Ihr mir beweisen könnt, daß Ihr von der Regierung zur Freibeuterei ermächtigt seid," erwiederte ich fest. „Zum Steuermann eines Seeräubers habe ich mich nicht verdungen."

Kapitän Stradling warf einen finsteren Blick aus seinen stechenden Augen auf mich, und schien einen Moment lang unentschlossen, wie er meine Keckheit aufnehmen solle. Dann aber hielt er es für das Beste, mich mit in seine Kajüte zu nehmen, und mir seine Papiere zu zeigen, die, wie ich sogleich bemerkte, völlig in Ordnung waren und ihm allerdings die Begnahme feindlicher Schiffe gestatteten.

„Gut, ich werde Euch gehorchen," sagte ich. „Hätte ich aber vorher gewußt, was ich jetzt weiß, so würde ich nimmermehr eine Anstellung auf Eurem Schiffe gesucht haben."

Dies war eine sehr unvorsichtige Aeußerung von mir, und ich bereute sie, als ich sah, wie grimmig Kapitän Stradling die Zähne zusammenbiß und wie feindlich seine Augen funkelten.

„Und ich," erwiederte er, „würde nie einen so feigherzigen Burschen auf meinem Schiffe geduldet haben, wenn mir seine Feigheit vorher bekannt gewesen wäre. Keine Antwort, Mann! Fort auf Euern Posten! Und seid versichert, daß Ihr eine Kugel zwischen den Rippen führen sollt, sobald Ihr die leiseste Widerspenstigkeit zeigt!"

Mit Berachtung im Herzen aber ohne Furcht vor des Kapitäns Drohungen verließ ich seine Kajüte und nahm meine Stelle am Steuerrade ein. Ich bemerkte wohl die höhnischen Blicke der Matrosen, welche die Drohungen des Kapitäns vielleicht gehört haben mochten, aber ich bekümmerte mich nicht um sie. Vielmehr überlegte ich ziemlich ruhig mein ferneres Benehmen gegen den Kapitän, und faßte den Entschluß, bei der ersten Gelegenheit, die sich mir darbieten würde, den Cinque-ports zu verlassen.

Mittlerweile kamen wir dem feindlichen Schiffe, welches vergebens alle Segel beigesetzt hatte, um uns zu entgehen, näher und näher, bis endlich ein Kanonenschuß, von unserm Bord abgefeuert, seiner Flucht ein Ende machte. Die Kugel, trefflich gezielt, fuhr durch das Takelwerk des feindlichen Schiffes, machte das große Segel unbrauchbar, und hemmte im Nu seine ferneren Fortschritte. Widerstand konnte es nicht leisten, da es nicht einmal mit Kanonen versehen war; seine Mannschaft viel schwächer als die unsrige war; also legte es bei, und ergab sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade. Sofort wurde geentert, Kapitän Stradling sprang, von einer Rotte seiner Leute gefolgt, hinüber, ließ sich die Papiere vorlegen, untersuchte die Ladung des eroberten Schiffes, und ließ ohne Säumen das Werthvollste davon an Bord des Cinqueports schaffen. Niemand wagte, sich seinen Anordnungen zu widersetzen, und nach wenigen Stunden war der Raub ausgeführt. Kapitän Stradling wünschte seinem Gegner höhnisch Glück auf den Weg, und von dessen heimlichen Verwünschungen verfolgt, schlugen wir unsere bisherige Richtung weder ein.

Die Beute war so reichlich ausgefallen, daß in einem Anfalle von guter Laune Kapitän Stradling seinen Leuten einige Fäßchen Rum preisgab, und ihnen gestattete, sich einen lustigen Tag zu machen. Mit wildem Jauchzen empfingen die Matrosen den Rum und die Erlaubniß des Kapitäns, brachten ihm aus brüllenden Kehlen ein jauchzendes Lebehoch, und säumten keinen Augenblick, den ihnen dargebotenen Becher des Vergnügens bis auf die Hefen zu leeren. Eine wilde und für mich unbeschreiblich widrige Scene folgte. Obgleich ich mich von der zuchtlosen Rotte fern hielt, mußte ich doch ihre Völlerei sehen, ihre Ausbrüche der rohesten Gemeinheit vernehmen. Unsittliche Lieder erschallten, gottesläfterliche Flüche und Verwünschungen der Feinde ertönten, und so abscheulich erschien mir der ganze Auftritt, daß ich unwillig meine Augen davon abwendete, und fester als je entschlossen war, mich bei der ersten Gelegenheit von meinen Gefährten zu trennen. Die Verhöhnungen und Schmähreden, womit mich das trunkene Schiffsvolk nicht verschonte, konnte zwar meinen Vorsatz nicht ändern, sie reizten mich, da er schon hoch genug gestiegen war, aber auch sie machten es mir wünschenswerth, so schleunig, wie es irgend anging, von ihnen loszukommen. Ich rechnete darauf, daß über kurz oder lang ein befreundetes Schiff uns begegnen werde, und hoffte, daß ich ohne Schwierigkeit, wenn auch nur als Matrose, in demselben ein Unterkommen finden würde.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Und Gott hatte anders über mich beschlossen, als ich ahnen konnte.

Wenige Tage, nachdem das feindliche Schiff von uns beraubt worden war, machte sich ein heftiger Sturm auf und ward uns tüchtig auf dem Meer umher. Wir wurden weit von unserem Laufe verschlagen, und als der Sturm sich legte, zeigte es sich, daß unser Schiff einen bedeutenden Leck bekommen hatte, welcher nothwendigerweise ausgebessert werden mußte. Nachdem der Kapitän seine Berechnungen gemacht hatte, fand er, daß wir uns nicht weit von der unbewohnten Insel St. Juan Fernandez befänden, und gab mir den Befehl, auf dieselbe loszusteuern. Dies geschah, und das Eiland wurde ohne weiteren Unfall erreicht, worauf sogleich zur Ausbesserung des lecken Fahrzeugs geschritten ward. Der Aufenthalt, welcher durch die nothwendige Arbeit verursacht wurde, war mir höchst verdrießlich, da ich befürchten mußte, am Ende viel zu spät für meine Wünsche nach England zu kommen. Ich sprach diese Befürchtung eines Tages gegen Kapitän Stradling aus, indem ich ihn zugleich fragte, ob er gesonnen sei, von hier aus nun den geraden Weg nach seinem und meinem Vaterlande einzuschlagen.

Nie werde ich das höhnische Lächeln vergessen, welches bei meiner Frage das Gesicht Kapitän Stradlings überflog. Haß, Schadenfreude, Triumph über den ihm untergebenen Mann, der gänzlich von seinem Willen abhing, sprachen sich zugleich darin aus und machten mein Blut in den Adern erstarren.

Digitized by Google

„Ich denke nicht daran, jetzt nach England zurückzukehren," versetzte er. „Ein großer Thor müßte ich sein, wollte ich mein Kreuzen in diesen Gewässern aufgeben, das mir noch so manche gute Prise verspricht."

„Aber, Kapitän Strading," sagte ich außer mir vor Schrecken, „Ihr habt mir doch versprochen, nach England zu segeln!"

„Allerdings habe ich das, und auch, Euch dort wieder frei zu lassen," sagte er mit kubiger Kälte, die mich mehr noch als sein Hohn reizte; „aber keineswegs versprach ich, ohne Aufenthalt den geraden Weg zu nehmen, und Ihr müßt schon bei mir ausbalten, so lange es mir behagt."

Bei diesen Worten drehte er mir mit einem wiehernden Lachen den Rücken zu, um seine heimathe besinnungslos stehen. Betäubt setzte ich mich nieder und gebrauchte lange Zeit, ehe ich einigermaßen meine Gedanken wieder sammeln und ordnen konnte.

Was sollte ich nun beginnen? Der Gedanke, vielleicht noch viele Monate lang bei dieser Rotte von gottlosen Menschen verweilen zu müssen, war mir völlig unerträglich, und dazu schienen des Kapitäns letzte Worte darauf hinzudeuten, daß er wenig geneigt sei, mir den Gefallen zu thun, mich auf ein anderes Schiff, welches uns etwa begegnen könnte, zu entlassen. Während ich rathlos sann und grübelte, stets meine Augen auf die Insel, die in allem Glanze der üppigsten Vegetation vor meinen Augen lag, und wie ein Blitzstrahl fuhr mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß ich ja hier bleiben und so lange auf der Insel verweilen könne, bis ein vorüberzegelndes Fahrzeug mich aufnehmen und wieder in bewohnte Gegenden führen würde. Einsam auf einer schönen und fruchtbaren Insel einige Monate zubringen zu müssen, schien mir lange nicht so schrecklich, als an einem boshaften Kapitän und seine rohe Mannschaft vielleicht noch ein Jahr oder länger gebannt zu sein, und ich zweifelte auch gar nicht daran, daß meine Erlösung aus der Einsamkeit sich nicht lange verzögern werde. Je mehr ich diesem Gedanken nachsinn, desto verlockender erschien er mir, desto lebhafter wünschte ich, ihn ausführen zu können. Rasch entschlossen sprang ich endlich auf, trat dicht zum Kapitän, warf ihm vor, daß er nicht redlich und offen gegen mich verfahren wäre, und sprach endlich meinen Vorsatz aus, mich von ihm zu trennen, und auf der Insel zurückzubleiben.

Ich glaubte, Kapitän Strading würde mir Schwierigkeiten in den Weg legen und sich meinem Wunsche widersetzen. Auch war ich diesen Fall bereits halb und halb entschlossen, mich heimlich zu entfernen, ein Versteck auf der Insel aufzusuchen, um so durch eine List meinen Zweck zu erreichen. Aber wie überrascht war ich, als der Kapitän mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt sogleich seine Zustimmung zu meinem Vorhaben gab! Mit der größesten Bereitwilligkeit stellte er ein Boot zu meinem Befehle, damit ich in jeden Augenblick das Schiff verlassen könne, erbot sich sogar, mir einen Vorrath an Pulver und Blei nebst einigen Waffen anliefern zu lassen, und, was mich am meisten überraschte, mir augenblicklich meinen rückständigen Gehalt auszubezahlen.

Ich holte alle meine Habseligkeiten herbei, legte sie in das schon ausgesetzte Boot, und nahm von dem Kapitän einen Abschied, der kalt und förmlich genug war. Dann sprang ich in das Boot, und wurde von zwei Matrosen an die Insel gerudert. Finster und mürrisch kehrten die Matrosen zum Schiffe zurück, welches nun sogleich Anker lichtete und mit vollen Segeln sich von meinem Eilande entfernte.

Drittes Kapitel.

Die Arme über der Brust verschränkt, mit dem Rücken gegen einen Baumstamm gelehnt, den Kopf gebeugt, starrte ich dem Schiffe nach, welches gleich einem Schwane über die Meeresfläche davoneilte. Jetzt, wo ich doch meinen Willen erreicht hatte, kam die Reue. In meinem Herzen war Alles dunkel und trübe, und in diesem Augenblicke, wo ich mich von allen vernünftigen Wesen, vielleicht für immer, abgeschieden sah, vermochte ich selbst nicht einmal in dem Gedanken an Gott einen Trost, eine Beruhigung zu finden. Entsetzlich war mir der Gedanke, daß meine Gebeine einst unbegraben auf diesem Eilande bleichen und verwittern könnten, daß keine milde, theilnehmende Hand den Todesschweiß von meiner Stirne trocknen würde, daß ich für immer und ewig, wie ein Geistorbener, aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden sei. Ich gedachte meiner Heimath, meiner Mutter, meiner Freunde, und das Herz schwoll mir im Busen und drohte vor Sehnsucht nach ihnen zu zerspringen. Mein Herz war so voll bitterer Empfindungen, daß es mir wirklich körperlich weh that, und ich endlich krank vor Jammer und Verzweiflung auf dem Ufersande niederstürzte, mein Gesicht in den Händen verbarg, in einen Strom von heißen Thränen ausbrach und endlich in eine wohlthätige Betäubung verfiel, welche mich meine Lage, meine Umgebungen, meine Zukunft, Alles, Alles vergessen ließ.

Als ich mich wieder erholte, und aus einem todtenähnlichen Schlafe aufwachte, fühlte ich mich bedeutend gestärkt. Obgleich ich mich noch immer nicht der Traurigkeit erwehren, und viel weniger ihr obsiegen konnte, war ich doch fähig, ruhiger über meine Lage nachzudenken; und ein Schimmer von Hoffnung, die dunkle Nacht meines Innern ein wenig lichtend, tauchte in meiner Seele auf.

Es war am frühen Morgen. Die Sonne schwebte noch dicht über dem Horizonte und warf ihr glänzendes Licht über die klare Meeresfluth und über die dichten Waldungen, welche sich hinter meinem Rücken ausdehnten. Die ganze Natur athmete Gesundheit, Frische und Ruhe, und ich konnte das vor mir ausgebreitete Bild nicht betrachten, ohne meine betrübte Seele davon erquickt zu fühlen. Ich sah zurück auf mein Eiland. Vor mir dehnte sich ein in köstlicher Frische schimmernder Wiesenteppich aus, an welchen sich der Saum eines Waldes anschloß, welcher sich hoch und immer höher erhob, und, so weit mein Auge reichte, einen Wällen ähnlich bildete, deren hohe Schatten nur einzelne Sonnenstrahlen zu lichten vermochten. Unwillkührlich drängte sich mir der Gedanke auf, daß es sich doch in der schwülen Mittagshitze gar köstlich und anmuthig in jenem Dickicht der prachtvollsten Bäume, in der erquickenden Kühle ihres labenden Schattens ruhen lassen müsse. Ich versenkte mich absichtlich in solche Gedanken, um dadurch den quälenden Bildern über meine Zukunft zu entgehen, und es gelang mir auch recht gut, bis ich durch einen brennenden Durst, Dessen erste Anwandlungen ich niederzukämpfen gewußt hatte, aus dem Reiche meiner Träume in die minder freundliche Gegenwart zurückgerufen wurde. Ich sah mich nach einer Quelle um, und bemerkte nun meine wenigen Habseligkeiten, welche von den Matrosen in den Schatten eines Baumes niedergelegt worden waren. Ich erblickte ein kleines Wasserfäßchen dabei, öffnete es und trank in vollen Zügen, als mir plötzlich während des Trinkens einfiel, daß ich ja mit dem Wasser äußerst sparsam umgehen müsse, bis ich auf der Insel eine Quelle süßen Wassers gefunden haben würde. Ich setzte also zum Trinken ab, verschloß mein Fäßchen auf das Sorgfältigste wieder, trug es in den kühlsten Schatten des Waldes und bedeckte es da mit Erde, damit es sich recht lange frisch erhalten möge.

Mittlerweile war ich auch hungrig geworden, und während ich an einem Stückchen harten Schiffszwiebacks knusperte, überlegte ich mit mehr Besonnenheit, welche Schritte ich thun müsse, um mein Leben so lange zu fristen, bis ein Schiff an der Insel landen und mich in meine Heimath zurückführen würde. Der tiefe und ruhige Schlaf der vergangenen Nacht hatte, wie gesagt, so ziemlich das Gleichgewicht in meiner Seele wieder hergestellt, und obgleich ich mir nicht verhehlen konnte, daß meine Lage eine sehr traurige und beklagenswerthe sei, so empfand ich doch jetzt Kraft genug, mich über mein Unglück zu erheben und Tröstung in einem herzlichen und vertrauensvollen Gebete zu Gott zu suchen.

(Fortsetzung Seite 324.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nelsons Denkmal

Edinburg

Digitized by Google

Digitized by Google

Edinburgh und Nelsons Monument.

(Taf. 41.)

Mit dem Grauen des jungen Morgens verließen wir mit dem Steamer Berwick und die Mündung des Tweed; eine sanfte Brise kräuselte die Fluth; die felsige, nicht besonders hohe Küste von Merse lag in dunkles Blau gehüllt zu unserer Linken; Möven umkreischten zu Hunderten unser schnell dahin stampfendes Fahrzeug und schienen sich mit ihren weit gekfafterten Schwingen zwischen den bleifarbenen Wellen vergraben zu wollen. Der erste Strahl der hervorbrechenden Sonne beleuchtete S. Abbs Head, den felsigen Küstenvorsprung, an welchem sich die Wogen donnernd brachen. Von hier aus hebt sich das Binnenland immer mehr; die rauhen Gebirge von Lammermoor, welche der Santra überragt, treten mehr nach der Küste von East-Lothian hervor; unzählige Fischerdörfer tauchten längs den Einbiegungen der Küste auf, und je näher uns der Dampf dem Ziele unserer Reise brachte, um so reizendere Prospekte stellten sich unsern Augen dar. Das Breakfeast fesselte uns nur kurze Zeit in der Kajüte; der Anblick des klassischen Bodens von Schottland, den Robertson historisch, Walter Scott romantisch-gemüthlich uns aufgeschlossen, zog uns schnell wieder auf's Verdeck; das interessanteste Küstenpanorama entfaltete sich vor unsern Blicken und mit ihm zog der wichtigste Theil der schottischen Geschichte in lebendigem Konterfei an uns vorüber. Von allen Berghöhen schauten Schlösser und Ruinen herab, dort erhoben altgothische Kirchen ihre riesenhaften Thürme; weiter blickten die friedlichen Dörfer bedeutender Pachthöfe aus dem dunklen Grün ausgedehnter Obstgärten, und kleine, comfortable Cottages hingen malerisch an den Felsenabhängen, und gaben der ganzen Landschaft einen ungemeinen Reiz. — Gegen Mittag erreichten wir die Mündung des Frith of Forth, die weit in's Land hinein schneidet und mit dem, vom West eindringenden Frith von Clyde Schottland zu durchbrechen droht. Der Eingang in den Frith ist gegen 20 englische Meilen breit, verjüngt sich nach Innen bis Leith, den Ort unserer Bestimmung, bis auf 5 oder 6 engl. Meilen, und bietet in Süden, Westen und Norden, da er in die Mitte des schottischen Niederlandes führt und von lieblichen Hügeln eingeschlossen wird, die anmuthigsten Scenerien. Prachtvolle Landsitze erheben sich nach allen Seiten; dort Rossyth-Castle, ein altes Schloß der Stuarts; im Süden, über Dunbar, die Ruinen einer alten Burg dicht am Meere. Dampf- und Fährboote und Segelschiffe aller Größen durchkreuzten die ausgedehnte Bucht und verloren sich zwischen den zerstreut liegenden Eilanden, die wie Inchkeith, Cramond, Stone-Mickerey und Inch-Colme, sich durch ihre merkwürdige Gestaltung auszeichnen. Um vier Uhr erreichten wir Newhaven, einen kleinen Fischerort, dicht bei Leith, dessen Bewohner, ursprünglich Normannen, ihren alten Sitten und Gebräuchen völlig treu geblieben sind, ein eigenes Völkchen bilden, sich anders kleiden, als ihre Nachbarn, ihre eigene Bauart beibehalten haben, sich selten mit andern Schotten verheirathen, das Hausregiment den Weibern überlassen und fast ihr ganzes Leben hindurch auf dem Wasser beschäftigt sind; eine halbe Stunde später landeten wir an der Dampfbootbrücke zu Leith, dem Hafen von Edinburgh, am Frith, der mit dieser Stadt durch eine ununterbrochene Häuserreihe zusammenhängt.

Leith ist an und für sich schon eine bedeutende, wenn gleich enge und schmutzige Stadt, die beinahe 3000 Häuser und über 30,000 Einwohner zählt, mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude hat, unter denen sich die große gothische Pfarrkirche, das mit einem Portikus versehene Zollhaus, die Börse und eine der Banken vorzüglich auszeichnen. Der Hafen, welcher durch die Mündung des Flusses Leith gebildet wird, kann nur bei der Fluth benutzt werden, desto sicherer und bequemer ist aber die Rhede. Auf der Westseite des Hafens befinden sich die Docks, von denen einige mit den größten und schönsten Londoner Docks zu wetteifern vermögen. — Auf einer schönen breiten, sehr lebhaften Straße gelangten wir, nachdem wir einige Stunden Leith durchwandert hatten, mit einem „Bus," einem kleinen einspännigen, zweirädrigen Wagen für vier Personen, nach Edinburgh, der Metropole Schottlands.

Edinburgh gewährt einen entzückenden und überraschenden Anblick und würde, wenn ein bedeutender Strom an ihr vorüberrauschte, oder das Meer oder eine geräumige Bucht sich vor ihr ausbreitete, sicher die schönste und pittoreskeste Stadt der Welt sein; so aber liegt sie, zwei Meilen vom Frith of Forth entfernt, in einem Kessel von Bergen eingeschlossen, und theilweise auf drei Höhenrücken erbaut, die sich in paralleler Richtung von Ost nach Westen schlingen, und deren mittelster der höchste und schmalste ist. Eine reine Berg- und Thalstadt, bietet Edinburgh alle Reize, welche die verschiedenen Nuancen des Bodens, der Hügel, Berge, schroffen Felsen, Thäler, Vertiefungen, Schluchten, einem Wohnorte geben können; nur lebendiges Wasser entbehrt die Stadt, denn der Leith, der im Nordwesten der Riesin vorüberschleicht, macht auf den Namen eines Flusses keinen Anspruch, und wird bescheiden als Water of Leith bezeichnet. Hinsichtlich seiner schönen Lage hat man Edinburgh mit Athen verglichen, und wirklich ist auch die Aehnlichkeit außerordentlich auffallend, die beide Städte mit einander haben, nur ist, was die Naturlage anbetrifft, Alles im nordischen Athen noch viel großartiger und schöner, als es je in jenem südlichen war. Die Metropole zerfällt in zwei Hauptheile, in die Alt- und Neustadt, welche in Hinsicht des äußern Ausehens der Gebäude und der Lebensart der Einwohner, gänzlich von einander verschieden sind. Die Altstadt breitet sich auf einem steilen, nach drei Seiten schroff abstehenden Felsen, dem Schloßberg, aus, der auf der einen Seite mit dem übrigen Lande zusammenhängt und sich allmählig in ein Thal verläuft, das sich zwischen den Calton-Hill und den Salisbury-Craggs hineindrängt. Auf dem Rücken dieses Abfalls verbindet die Highstreet, die Hauptstraße des alten Edinburgh,

Digitized by Google

die Schloßfestung mit dem alten Thalpalast der Könige von Schottland, „Holyrood-House," und führt in der Nähe des letztern den Namen „Canongate," im obern Theile den Namen „Lawmarket." Zu beiden Seiten der Highstreet, die eine wahre Bergstraße auf dem Kamm des Felsenabfalls ist, führen nach Süden und Norden zahlreiche ungemein enge Gäßchen, Closes genannt, die kaum so breit sind, daß ein paar Menschen sich in denselben bequem ausweichen können, den Berg hinab, und diese Gassen erscheinen, da sie von ungemein hohen Häusern von 6—10 Stockwerken eingeschlossen werden, wie schmale Felsenspalten in riesigen Steinmassen. Neustadt liegt der alten Stadt gegenüber auf einem Hügel, der bei weitem die Höhe des Schloßberges nicht erreicht, und durch zwei Thäler, nach welchen von Holyrood-House aus zwei Straßen, the North and South Back of Canongate führen, mit der Altstadt verbunden wird. Die neue Stadt ist überaus schön gebaut, der Wohnsitz des Adels und der reichen Kaufleute, und enthält in breiten, geräumigen Straßen fast lauter palastähnliche, zwei bis drei Stock hohe Gebäude. Die Hauptstraße dieses Stadttheils, Georgestreet, läuft mit der alten Highstreet parallel, ebenfalls auf dem Hügelkamm dahin; ist unstreitig eine der imposantesten Straßen Europa's, mit schönen Gebäuden und Monumenten geschmückt, und von ihr führen breite, schöne Straßen, die mit den Closes der Altstadt den merkwürdigsten Kontrast bilden, nach dem an Gärten reichen Abhang hinunter, auf dessen nördlicher Seite die Stadt noch einmal beginnt. Durch zwei Brücken und einen Erdwall werden beide Stadttheile mit einander verbunden; die Nordbrücke ist von Stein erbaut, 310 Fuß lang und 40 Fuß breit; der Erdwall, welcher aus dem Schutte beim Bau der Neustadt entstanden, ist 900 Fuß lang, 88 breit und über 100 Fuß hoch, mit einem gemauerten Geländer eingefaßt; die Südbrücke besteht aus einem einzigen Bogen, der über die zur Altstadt gehörigen Kuhstraße geführt ist.

Wir stiegen in einem Boardinghause der Neustadt ab, und vergnügten uns die beiden ersten Tage, die Stadt in einem kleinen Bus zu durchfahren, und die engen Closes der Altstadt zu Fuß zu durchwandern, um erst ein allgemeines Bild der Metropole in uns aufnehmen zu können; sahen hier, in Neustadt, in den breiten auf- und niedersteigenden Straßen die größte Pracht entwickelt; die lieblichsten Gärten, die schönsten öffentlichen Plätze überall zwischen Palästen eingeschoben, und dort, in den engen Straßen der Altstadt, die größte Armuth und Unreinlichkeit, wie sie nur irgend wo in Polen gefunden werden kann; wer die Closes der Altstadt nicht gesehen hat, wer Edinburgh nur nach der Neustadt oder dem pittoresken Ansehen der aufgethürmten Altstadt beurtheilt, der kennt den Jammer, das Elend und den Schmutz der Armuth in der Hauptstadt Schottlands nicht, und wird ein Bild von derselben mit sich nehmen, das nichts weniger, als eine Wahrheit enthält. Selbst im südlichen Theile der Canongatestreet herrschen diese Uebel noch im höchsten Grade vor und werden durch die gemeinschaftlichen Treppen der Quartiere, welche selten gelüftet werden, und durch den Mangel an heimlichen Gemächern, der die Bewohner nöthigt, allen Unrath auf die Straßen zu gießen, ungemein befördert. — An historisch merkwürdigen Baudenkmalen ist Altstadt ungemein reich; — wir besahen das Kastell, Holyrood-House, die Metropolitankirche, die Universitätsgebäude, das schottische Parlamentshaus, die alte und die neue Bank, die Börse und einige der hiesigen sechzig Kirchen und Bethäuser, von denen aber selbst die Metropolitankirche, die ganz verbaut ist, keinen besonderen Eindruck gewährt. — Das Kastell liegt auf dem Gipfel des Schloßberges und wird durch einen freien Platz von der Stadt getrennt. Es spielte zu verschiedenen Zeiten eine wichtige Rolle in der schottischen Geschichte, da viele Könige theils hier residirten, theils hier gefangen gehalten wurden; es gilt für uniberwindlich. — Holyrood-House, der alte Palast der schottischen Könige, am östlichen Ende der Canongatestreet, ist ein schönes Quadrat mit innern Bogengängen und einem weiten Hofraume. Die ungeheuren Eckthürme stammen aus der ältesten Zeit; alles Uebrige des Gebäudes wurde unter Karl II. renovirt. Neben dem Thorwege steht man eine große steinerne, von vier Säulen getragene Krone, unter welcher das schottische Wappen angebracht ist. Im zweiten Stock sind die Gemächer Maria Stuarts, in welchem noch ihr Bett von rothem Damast mit grünen Fransen, alles von der Zeit sehr gebleicht, und ein Toilettenkästchen mit Stickereien von der Hand der Königin, zu sehen ist. An dieses Schlafgemach stößt ein kleines Eckzimmer, in welchem der Sänger Rizzio vor den Augen Maria's von den aufrührerischen Baronen ermordet wurde, und neben an ist die geheime Wendeltreppe, auf welcher die Lords eindrangen. In einem der großen Säle befinden sich die Bildnisse der schottischen Könige. Während der französischen Revolution hielt sich der Graf von Artois mit seinen beiden Söhnen hier auf, und fand wiederum nach den Julitagen von 1830, als Karl X., mit seiner Familie hier ein Asyl. Die angränzende Abtei, die ganz verfallen ist, zeigt indeß selbst in ihren Ruinen noch die Spuren früherer Pracht. — Das Universitätsgebäude ist sicher das schönste in ganz Europa; es ist 358 Fuß lang, mit einem großen Hofraum in der Mitte, und massiv und prachtvoll aus lauter Quadern erbaut. Man tritt in dasselbe durch einen Portikus von sechs, dreiundzwanzig Fuß hohen Säulen, der mittlere Saal, die Aula, hat Raum für 700 Personen; im westlichen Flügel befindet sich das sehenswerthe naturwissenschaftliche Museum; im untern Saale die Säugethiere und Skelette, im obern, der reich mit Stuck verziert und mit köstlichen Teppichen belegt ist, eine der vollständigsten ornithologischen Sammlungen; die Nebengemächer desselben fassen in schönen Glasschränken die Mineralien und Konchylien. Aus dem obern Saale gelangt man zu einem Amphitheater, in welchem naturwissenschaftliche Vorlesungen gehalten werden. Der südliche Flügel enthält

Digitized by Google

die Universitätsbibliothek, die über 80,000 Bände zählen soll. Die Universität selbst zählt 27 Lehrstühle, von denen neun durch die Regierung, siebenzehn durch den Magistrat der Metropole vergeben werden, einer aber, der Lehrstuhl der Landwirthschaft, von einem Privatmann gestiftet wurde. — Unweit der Brücke Georgs IV. liegen die herrlichen Gebäude des alten schottischen Parlaments, die sämmtlich, bis auf die große Halle, der neueren Zeit angehören. Letztere, die ursprünglich für die Parlamentssitzungen erbaut wurde, dient jetzt zum Vereinigungspunkt der zahlreichen Advokaten, die hier in schwarzen Roben und weißgepuderten Perücken erscheinen müssen, und hier ein eigenes Robenzimmer haben, wo sie ihre Toilette machen, ehe sie sich im Versammlungssaale zeigen dürfen. Der höchste Civilgerichtshof des Königreichs Schottland hält hier seine Sitzungen; derselbe besteht aus einem Präsidenten und vierzehn Richtern, welche Purpurmäntel mit Sammtaufschlägen tragen, den Titel Lords führen, und in zwei Abtheilungen zerfallen, deren jede einen Richter in der Halle sitzen hat. Kriminalsachen werden vor einem eigenen Gerichtshofe verhandelt, welcher aus einem Lord-Präsidenten, einem Lord-Protokollführer, fünf Lords-Beisitzern und einem Geschwornengericht von zehn Bürgern besteht. Im nördlichen Theile des Gebäudes ist die neueingerichtete berühmte Advokatenbibliothek, die nicht weniger als 150,000 Bände, und außerdem auch eine Menge für die schottische Geschichte wichtige Manuscripte enthält. Zu dieser Bibliothek zahlt jeder Advokat bei seiner Aufnahme in den Verein 100 Pfd. Sterling. Die Bibliothek ist eine der schönsten und ausgezeichnetsten in Großbritanien, und sie ist eine der wenigen, welche das Vorrecht haben, von jedem neu erscheinenden Werke ein Exemplar beanspruchen zu können. Eine zweite Bibliothek in demselben Gebäude ist die des Vereins der königlichen Siegelschreiber, die in einem schönen, mit Säulen gezierten Saal aufgestellt ist. — Die alte und neue schottische Bank sind ebenfalls zwei sehenswerthe Gebäude; die erstere, welche Geschäfte für das ganze Land besorgt, ist in einfachem, aber edlen Style erbaut, die letztere dagegen, welche nur für Glasgow Geschäfte macht, ist ein prachtvolles, mit vielem Aufwand errichtetes Gebäude. — Die Börse ist ein großes, viereckiges Bauwerk, mit einem offenen Hofraum, dessen Vorderseite mit den elegantesten Kaufläden geschmückt ist.

Die Neustadt übertrifft die Altstadt an prachtvollen Bauwerken; palastähnliche Privatgebäude zeugen vom Reichthum und dem Geschmack der hiesigen Großen; von öffentlichen Anlagen sind die wichtigsten: das General-Archiv von Schottland, ein zwei Stockwerk hohes Gebäude, das von einer achtzig Fuß hohen Kuppel überragt wird und mit einem Aufwande von 400,000 Pf. Sterling erbaut wurde; das neue, in altsächsischem Style errichtete Gefängniß, mit dem daneben befindlichen Zuchthause. Der innere Hofraum des ersteren besteht aus mehreren gemauerten und vergitterten Abtheilungen, die strahlenförmig in den Punkt, wo sich die Wohnung des Direktors befindet, zusammentreffen; das letztere bildet eine große runde Halle, welche von oben erleuchtet wird, und in welcher die Sträflinge in vergitterte Zellen vertheilt sind, die sich in fünf Reihen amphitheatralisch über einander erheben. — Die Halle der physikalischen Gesellschaft, die des Medizinalkollegiums, beide mit ausgewählten Bibliotheken und Sammlungen; zwei Theater, deren eines dem Archio gegenüber errichtet ist, und das neue Gesellschaftsbaus, mit einem prachtvollen, 92 Fuß langen und 42 Fuß breiten Ballsaale, sind schöne Gebäude. — Der zoologische Garten, der erst seit einigen Jahren angelegt ist, enthält bereits eine Menge höchst interessanter Gegenstände, und in einem besondern Gebäude das 80 Fuß lange Skelett eines Wallfischs, das wegen seiner Größe und Vollständigkeit einzig in seiner Art ist.

An andern Sehenswürdigkeiten bietet Edinburgh auf Calton hill Nelsons Denkmal, eine an hundert Fuß hohe, runde, nach oben zu im Durchmesser abnehmende Säule, in deren Innern eine Wendeltreppe bis zur Spitze führt, im Piedestal aber einige Zimmer angebracht sind. Neben derselben erhebt sich die neue Sternwarte, die in Kreuzform gebaut, mit vier kleinen Säulenportalen nach den Richtungen der vier Weltgegenden versehen ist. Im Mittelpunkte erhebt sich eine Kuppel, die 13 Fuß im Durchmesser hält, das Licht von oben empfängt und von einer Gallerie umgeben wird. An wissenschaftlichen Vereinen und Instituten übertrifft Edinburgh die meisten europäischen Städte; an der Spitze derselben steht: die königliche Gesellschaft für alle Zweige der Geschichte und Literatur; ihr folgen: die physikalische Gesellschaft, welche sich hauptsächlich mit Chemie beschäftigt; die medizinische Gesellschaft, welche Vorlesungen und Preisfragen über alle Zweige der medizinischen Wissenschaften gibt; die antiquarische Gesellschaft, die sich mit der schottischen Geschichte und Alterthumskunde befaßt; die Gartengesellschaft für Obst- und Blumenbau, die ebenfalls Preise aussetzt; die Wernersche Gesellschaft, die das mineralogische Museum im Universitätsgebäude besitzt; die hochländische Gesellschaft zur Beförderung der landwirthschaftlichen Kultur des Hochlandes; die astronomische Gesellschaft, welcher die Sternwarte gehört; die Gesellschaft zur Verbreitung der englischen Sprache; die zur Ausbreitung des Christenthums, und die zur Errichtung guter Schulen. Für Unterricht, Erziehung und geistige Bildung ist hier außerordentlich gesorgt, und außer der Universität bestehen hier zwei Gymnasien, mehrere Volks-, Armen- und Sonntagsschulen und viele Privatanstalten. Noch größer fast ist die Zahl der Anlagen für wohlthätige Zwecke, die auch fast nirgends nothwendiger sind, als hier, wo sich namentlich in Altstadt eine große Menge Hülfsbedürftiger zusammendrängen: das Armen- und Waisenhaus, ein großes, freistehendes, in gothischem Geschmack, mit Eckthürmen errichtetes Gebäude, ist die Stiftung eines Privatmanns, G. Heriots; es ernährt 200 Knaben vom siebenten Jahre an, die im Lesen, Schreiben, Rechnen, der Buchhaltung und den Anfangs-

Digitized by Google

gründen der Wissenschaften Unterricht erhalten, und in spätern Jahren theils zu Handwerkern in die Lehre, theils auf die Universität geschickt und dort vollends gebildet werden. Watsons Hospital ist eine Waisenanstalt für Kinder, deren Väter der Handelsgilde angehörten; öffentliche Hospitäler sind in Menge, und außer denselben einige Armenapotheken, ein Taubstummeninstitut und ein Irrenhaus. — Fabrikanstalten bestehen hier in großer Anzahl, und sind namentlich die Zucker- und Seifensiedereien, die Stärke- und Kerzenfabriken, die Brennereien, Gerbereien, Strumpfwirkereien, Stecknadel- und Knopffabriken von großem Belange. Bedeutend sind die Manufakturen in Luxusartikeln, in Kutschen, Uhren, Mobilien, Blech- und Messingwaaren, und besonders beträchtlich erscheint der hiesige Buchhandel, der gegen 60 Druckereien beschäftigt.

Der Handel Edinburghs geht zum größten Theil über Leith und wird in der City selbst durch die Handelskammer, die Handelsgesellschaft, mehrere öffentliche und Privatbanken, und den Unionskanal, der Edinburgh mit Glasgow verbindet, unterstützt.

Die Umgebungen von Edinburgh sind ungemein reizend, und die Aussicht vom Kastell und von Nelsons Monument auf die Stadt und die benachbarten romantischen Hügel, auf deren Abhängen manch' prächtiges Stammhaus des schottischen Hochadels emporstrebt, ist außerordentlich lieblich. — Die Einwohner, deren die Metropole über einmalhunderttausend in 13,000 Häusern zählt, bestehen aus der Elite Schottlands und wiederum aus einem Konglomerat der ärmsten Proletarierklasse Schottlands und Irlands, wie man sie kaum in London jammervoller finden kann. Der gewerbfleißige Mittelstand zeichnet sich durch Thätigkeit und Ernst aus; jeder geht seinen Geschäften nach, alle Vergnügungen scheinen sich im Gelderwerb auflösen zu wollen. Im Sommer lebt der hohe Adel auf seinen Stammschlössern und die Stadt unterscheidet sich in nichts von jeder andern britischen Geschäftsstadt; so wie aber die Aristokratie im Spätjahr heimkehrt, belebt sich die Metropole; mit ihr ziehen alle Arten von Vergnügungen ein; Lustbarkeiten sind von nun an an der Tagesordnung, wie sie der Gebrauch der vornehmen Welt mit sich bringt, und dies um so mehr, als der schottische Adel bei Gastereien und Festen gern zu glänzen sucht. Tanz und Musik sind hier beliebter, als in England; keine Abendpartie vergeht, wo nicht französische oder veredelte Nationaltänze aufgeführt würden, und auch der deutsche Walzer hat sich hier bereits eingebürgert. Musik und Gesang finden großen Beifall; italienische Musik wird in den höhern Ständen verehrt, in den niedern dagegen das Nationalinstrument, der Dudelsack, der überall auf den Straßen zu hören ist; ja, die Liebe zu diesem Instrument ist so groß, daß oft im Edinburgher Theater Preisvertheilungen unter den besten Dudelsackpfeifern stattfinden, die bei dieser Gelegenheit vor der stets zahlreichen Versammlung in ihrer Nationaltracht mehrstündig mit einander wetteifern. — Die in Edinburgh verlebten Tage gehörten zu den genußreichsten unserer britischen Reise, und nur die Sehnsucht nach dem Hochlande konnte uns den Abschied von unsern Freunden erleichtern.

Alexander Selkirk.

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung von Seite 320.)

Ich betrachtete meine hülflose und einsame Lage als eine Strafe Gottes für das Vergehen, welches ich mir gegen meine gute Mutter hatte zu Schulden kommen lassen, und gelangte durch ein kurzes Nachdenken bald zu der Ueberzeugung, daß keine Strafe mehr verdient sein könne, als die meinige. Auch nahm ich mir vor, daß ich sie nicht nur mit Geduld und Ergebung tragen, sondern sie auch als ein Mittel betrachten wolle, mich zu bessern, über jeden meiner Gedanken zu wachen, und durch Reue und Gebet meinen himmlischen Vater zu versöhnen.

Nachdem ich diese Entschlüsse gefaßt hatte, fühlte ich mich noch weit ruhiger, als vorher, und betrachtete meinen Aufenthalt mit hoffnungsvolleren Augen. Mir eine Sicherheit, die mir jetzt völlig unerklärbar ist, rechnete ich auf das Erscheinen eines destreundeten Schiffes, obgleich ich recht gut wußte, daß nur sehr selten und im äußersten Nothfalle Fahrzeuge auf derjenigen unbewohnten Inseln anzulegen pflegten. Meiner Ueberzeugung nach mußte aber ein Schiff einstreffen, sobald Gott meine Buße für vollendet halten würde, und ich bildete mir ein, die Buße abkürzen zu können, wenn ich sie mit der größesten Willigkeit und Ergebung in Gottes Fügung zu ertragen vermöchte. Mochte diese meine Ansicht nun irrig sein, oder nicht, so gewährte sie mir wenigstens einen unbeschreiblichen Trost, und trug nicht wenig dazu bei, mir die schreckliche Einsamkeit auf der Insel erträglich zu machen.

Die Sachen, welche Kapitän Stradling mir mitgegeben hatte, bestanden außer dem erwähnten Wasserfäßchen und einem ziemlich ansehnlichen Vorrath von Schiffszwieback, aus einer Flinte, einem Pfunde Schießpulver nebst etwas Blei, einem kleinen Vorrath von Rauchtabak, einem Beil, einem Messer und einem kleinen kupfernen Kessel. Von meinen eigenen Habseligkeiten hatte ich nichts zurückgelassen, sondern meinen ganzen Vorrath von Kleidern, der freilich nicht eben beträchtlich war, meine Hängematte, meine Bibel, von der ich mich noch niemals getrennt hatte, einige andere Erbauungsbücher, mein mathematisches Besteck, und noch mehrere andere Kleinigkeiten von geringerem Werthe mitgenommen. Alle diese Sachen schaffte mir in meinen beschränkten, von aller menschlichen Hülfe enthöhlten Lage noch sehr zu Statten kommen, und ich säumte daher nicht, sie, wie das Wasserfäßchen, an einem geeigneten Orte unterzubringen. Während dieser Beschäftigung kam der Abend heran, und ich fühlte mich beim Untergange der Sonne so ermüdet und erschöpft, daß ich meine Arbeit ruhen lassen und mich von Neuem durch etwas Speise und Trank erfrischen mußte. Ich streckte mich also unter einem Baume aus, nahm mein Messer zur Hand, verzehrte ein Stück Zwieback, trank etwas Wasser, und überlegte nun, was ich am folgenden Tage beginnen solle?

Zunächst schien mir das Zweckmäßigste zu sein, meine Insel genau nach allen Richtungen zu durchforschen, um mich mit ihren Erzeugnissen bekannt zu machen. Dann mußte ich nach einer Quelle suchen, in deren Nähe allein ich meinen bleibenden Wohnort wählen konnte, und endlich mußte ich daran denken, mir ein Obdach gegen die Regenzeit zu verschaffen.

Ich beschloß ich denn, mich in der Frühe des nächsten Morgens aufzumachen und zu meinem Ziele den Gipfel eines hohen Berges zu erwählen, welchen ich vom Schiffe aus deutlich gesehen hatte. Von dort aus hoffte ich mein kleines Reich überschauen und dann für meine fernere Reise die geeignetsten Maßregeln treffen zu können.

Nachdem ich dies Alles überlegt hatte, kniete ich nieder, bat Gott um Verzeihung aller meiner Sünden, gelobte ernstlich Bes-

Digitized by Google

serung an, und empfahl mich während der bevorstehenden Nacht in seine Obhut. Hierauf entschlummerte ich bald, und fühlte mich, als ich mit Aufgang der Sonne wieder erwachte, nicht wenig gestärkt und erquickt.

Viertes Kapitel.

Als ich die Augen aufschlug, bemerkte ich mit Vergnügen an dem Aufsehen des ganzen Himmels, daß ich mir einen heiteren und ungetrübten Tag versprechen konnte. Also traf ich ohne Zögern, nachdem ich mein anständiges Morgengebet gesprochen hatte, die nöthigen Anstalten zu meiner Wanderung, lud meine Flinte und war sie über meine Schulter, steckte etwas Schießpulver und Blei in meine Tasche, versah mich mit einem Kompasse, um nicht blind in der Irre umherzulaufen, nahm mein Beil und mein Messer zu mir, und machte mich dann auf den Weg.

Es war gegen das Ende der Regenzeit, und die Vegetation hatte also den höchsten Grad der Frische und Vollkommenheit erreicht. Noch nie hatte mein Auge einen so köstlichen Glanz des Grünes gesehen, womit alle Wiesenflächen, alle Bäume, alle Gesträuche geschmückt erschienen. Nur mit Mühe konnte ich, je näher ich dem Waldsaume kam, durch die hoch aufgeschossenen Gräser dringen, welche mit tausend Blüthen durchwebt, einen Teppich von den lebhaftesten Farben bildete, und leichter athmete ich auf, als ich endlich den Wald erreichte, und seine kühlenden Schatten meine heiße Stirne umwehten. Unter den schlanken Stämmen hinwandelnd, deren Wipfel sich in ein endloses und dichtes Laubdach über meinem Haupte vereinigten, betrachtete ich mit neugierigem Entzücken die tausendfachen, wunderschönen Pflanzenformen, welche mein Auge bei jedem Schritte gewahr ward.

In stiller Bewunderung der endlosen Schöpferkraft Gottes schritt ich langsam unter den Bäumen dahin, bis ich am Fuße eines Berges ankam, welcher sich etwa dreitausend fünfhundert Fuß über die Meeresfläche erhob. Wie ein Königl war die ganze Insel beherrscht. Er stieg ziemlich steil in die Höhe, und da ich ohnehin von meinem Marsche schon ein wenig ermüdet war, so zog ich es vor, ein wenig auszuruhen und dann erst den Gipfel zu erklimmen. Um meinen Durst zu stillen, hatte ich mir nicht ohne Gefahr eine saftige Frucht, welche in einer Felsenspalte, etwa zwanzig Fuß hoch über meinem Haupte wuchs, und verzehrte sie mit großem Wohlbehagen. Ihr süßer, köstlich duftender Saft erquickte und kühlte mich, und bald war ich wieder stark genug, meine Wanderung auf den höchsten Punkt der Insel fortzusetzen. Anfänglich ging es fleiß dergan, und das Steigen ermüdete mich so sehr, daß ich öfters stehen bleiben und Athem schöpfen mußte. Bald aber wurde mein Weg ebener und wechselte endlich wellenförmig mit niedrigen Hügeln und einzelnen Thalschluchten. Der Wald wurde lichter, der Boden felsiger, und hie und da erblickte ich offene, von Bäumen entblößte Lichtungen, auf welchen sich der üppigste Graswuchs zeigte. Langsam schritt ich vorwärts, und ließ meine Augen ringsumher wandern, damit mir nichts Merkwürdiges entgehen möge. Plötzlich stutzte ich, und blieb stehen. Hinter einer Gruppe dicht verschlungener Piamentesträucher vortretend, gewahrte ich eine große Heerde Ziegen, welche ruhig und friedlich das üppig wuchernde Gras abweideten. Ich trat näher heran; sie blickten auf; aber ohne sich stören zu lassen, oder über meine Gestalt zu erschrecken, fraßen sie gemächlich weiter. Ich zählte die Heerde und ermittelte eine Zahl von etwa siebenzig Ziegen, jungen und alten. Meine Freude darüber kann man sich denken; denn nun hatte ich ganz und gar nicht mehr zu befürchten, daß ich in meiner Einsamkeit wirde Hungers sterben müssen.

Die Thiere waren mir so schußgerecht, daß ich große Lust empfand, dazwischen zu feuern, und Eine davon als Beute nach Hause, das heißt, an den Ort zu tragen, wo ich an's Land gesetzt worden war. Schon legte ich auf einen feisten Bock an, nahm ihn genau auf's Korn und wollte eben abdrücken, als mir einfiel, daß ich ja vor allen Dingen den Berg besteigen müsse, und auf dem Rückwege vielleicht gar nicht wieder hier vorüber käme. Mitnehmen konnte ich meine Beute nicht, da ich mir hierdurch eine gar zu große Last aufgebürdet haben würde, und aus bloßem Muthwillen tödten hielt ich und halte ich heute noch für eine große Sünde. Also setzte ich ruhig mein Gewehr wieder ab, und ging an der Heerde vorüber, ohne ihr Schaden zuzufügen, obgleich ich noch manchen sehnsüchtigen Blick nach ihr zurückwarf.

Je weiter ich vorwärts kam, desto rauher und felsiger wurde der Boden. Mächtige Steinmassen, die von dem Gipfel des Felsens abgebrückelt sein mochten, hemmten oft meine Schritte und nöthigten mich zu Umwegen, die mich viele Zeit und viele Mühe kosteten. Dennoch drang ich immer muthig vorwärts, und erreichte endlich nach manchem vergossenen Schweißtropfen, die höchste Kuppe des Berges. Einen Baum ersteigend, besah Gipfel alle seine Genossen überragte, überblickte ich nun das kleine Eiland, als dessen König und unbeschränkten Beherrscher ich mich füglich halten konnte, und gewahrte nun ein köstliches, wellenförmig zum Meer absteigendes Land, mit Thal und Hügel, mit Wiesen und Wald, und selbst auch mit einem Bächlein, welches sich nicht weit von meinem Landungsplatze in's Meer zu ergießen schien.

Nachdem ich meine Augen lange an meinem Reiche geweidet hatte, das etwas über zwei Meilen lang und ungefähr eine halbe Meile breit war, stieg ich von dem Wipfel des Baumes wieder auf die Erde nieder, und hielt im Schatten desselben mein einfaches Mittagsmahl. Dann begab ich mich, da ich einsah, daß ich heute nicht mehr die ganze Insel besuchen könne, auf den Rückweg, und schlug die Richtung nach dem kleinen Bache ein, dessen Lauf ich bis zu seiner Mündung in's Meer hatte verfolgen können. Bald hatte ich ihn aufgefunden, trank mit Vergnügen von seinem frischen, krystallklaren Wasser, und ging dann immer am Saume desselben dahin, indem ich mich seines Gemurmels, seines Plätschens über die glatten Kiesel erfreute.

Die Ufer meines Baches waren sehr verschieden; manchmal wurden sie durch einen blumigen Wiesenrand gebildet, manchmal mußte sich das Wasser durch ein enges Felsenthor hindurchzwängen, und meistens wurden die Ufer durch dichtes, überhangendes Gesträuch eingefaßt, welches ihm eine köstliche Frische und Abkühlung verlieh. Oft war ich gezwungen, nach der Seite hin auszuweichen und große Umwege zu machen, da ich nicht über schroffe und steile Felsenwände zu klettern vermochte, welche vielleicht sechs Mal so hoch als ich selber waren. Aber so oft ich auch von dem geraden Pfade abweichen mußte, fand ich mich doch jedesmal wieder zu meinem Bache zurück.

Wie ich bald bemerkte, wimmelte derselbe von Fischen, und an den Wurzeln eines alten und großen Baumes, welche von Erde entblößt im Wasser standen, erblickte ich wohl ein Dutzend Krebse, die mindestens so groß wie meine ausgestreckte Hand waren. Da ich sowohl Fische als Krebse sehr gern esse, war ich gar nicht böse darüber, deren hier in Hülle und Fülle entdeckt zu haben, und segnete mein gutes Geschick, welches abermals das Gespenst des Hungers von meiner Seite scheuchte.

Was mir weniger gefiel, als die Krebse und Fische, waren hässliche, langschwänzige und sehr große Ratten, von denen namentlich am Bache ein großer Ueberfluß zu herrschen schien. Ich hatte schon auf dem Hinwege zu meinem Berggipfel Einige entdeckt; aber im Vergleiche zu der Menge, welche hier ganz ohne Scheu vor mir ihr Wesen trieben, kamen Jene gar nicht in Betracht. An einzelnen Stellen liefen sie zu Hunderten unter einander herum, und obgleich dann und wann eine wilde Katze, welche sich auch schon in großer Anzahl bemerkt hatte, eine von ihnen wegholte, ließen sich die Anderen doch nicht in ihren Vergnügungen stören.

Indessen verfolgte ich, ohne mich einstweilen um das Treiben der lebendigen Geschöpfe viel zu bekümmern, handhaft meinen Weg am Bache entlang, an dessen Ufer ich fest entschlossen war, meine Wohnung aufzuschlagen. Aufmerksam ließ ich meine Augen umherschweifen, um irgendwo ein Fleckchen Land zu entdecken, welches sich vorzugsweise zu einer Ansiedelung eignen möchte; aber lange blieb mein Spähen umsonst. Ich sah wohl manche Wiese, die mir auf den ersten Anblick behagte; aber sobald ich sie genauer untersuchte, fand ich immer entweder den Boden zu feucht und sumpfig, oder auch zu felsig, oder es mangelte an gehörigem Baumaterial in der Nähe, so daß ich mich nicht versucht fühlte, mich irgendwo häuslich niederzulassen.

Digitized by Google

Der Bach machte unendlich viele Krümmungen, und, wie schon erwähnt, wußte ich überdies noch oft genug Umwege machen, die mich nicht wenig Zeit kosteten. So neigte sich denn schon die Sonne zum Untergange, als ich endlich wieder den Ausgang des Waldes erreichte, und einige hundert Schritte vor mir das Meer erblickte, mit welchem mein hüpfendes Bächlein seine klaren Wellen vermischte. Hier gefiel es mir so gut, daß ich augenblicklich beschloß, meine Hütten am Saume des Waldes aufzubauen. Hier hatte ich Wasser, vor mir herrlichen Wiesengrund, der sich sanft bis zum Meere hinabsenkte, rechts und links und hinter mir Holz genug zum Hüttenbau, und eine freie Aussicht in das Meer hinaus, welche mich jedes etwa vorübergehende Schiff, das ein Werkzeug zu meiner Befreiung werden konnte, mit leichter Mühe entdecken ließ. Nach kurzem Bedenken gab ich aber meinen zu rasch gefaßten Entschluß eben so rasch wieder auf, denn ich überlegte, daß, wenn ich so gut in die Ferne sehen könne, meine Hütten aus der Ferne eben so gut gesehen werden könnten. Dies bestimmte mich, sogleich meinen Plan wieder zu verwerfen.

Nein, dachte ich, lieber will ich zu bestimmten Stunden des Tages auf einer Felsenspitze am Meere Wache stehen, als meine Freiheit und mein Leben so muthwillig in Gefahr bringen. Wie, wenn auffalt meiner Landsleute die blutdürstigen Spanier kämen, und mich ermordeten oder gefangen nähmen, damit ich in ihren Kolonien zeitlebens Sclavendienste thun müßte? Nein, so groß auch meine Sehnsucht nach Menschen ist, will ich doch lieber in Einsamkeit bleiben, als mich in Knechtschaft grausam behandeln lassen.

Und mich ohne Grund fürchtete ich die Spanier, denn ich kannte ihre grausame Gewohnheit, alle in dieser Weltgegend gemachten Gefangenen entweder niederzumetzeln, oder zu ewiger Sclavenarbeit in ihren Gold- und Silberbergwerken zu verdammen. Auf Barmherzigkeit war bei diesem entarteten Volke durchaus nicht zu rechnen.

In der Hoffnung, daß sich morgen vielleicht ganz in der Nähe ein Ort zu meiner Ansiedelung finden werde, streckte ich meine ermatteten Glieder zum Schlafe aus, verrichtete mit Andacht mein Gebet zu Gott, und entschlummerte bald darauf.

Meine Ruhe wurde durch nichts gestört, als nur durch die Ratten, welche sich in Menge aus den Wäldern herauf machten, mir den Schiffszwieback aus meinen Kasten heraus zu stehlen. Das Getümmel der ekelhaften Geschöpfe weckte mich mitten in der Nacht auf, und ich erschrak nicht wenig, als ich sie so ganz ohne alle Furcht auf und an mir herumspringen fühlte. Mit Abscheu schleuderte ich Einige mit Gewalt von mir. Ihr Gequiek verscheuchte auch die Uebrigen, und ich legte mich wieder zum Schlafe nieder, fest entschlossen, das Aeußerste zu versuchen, mir diese widerwärtigen Gäste auf immer vom Halse zu schaffen.

Während ich über die Mittel zu diesem Zwecke nachdachte, schlief ich wieder ein, und erwachte erst nach Sonnenaufgang des folgenden Morgens wieder, um sogleich nach dem Gebete zu Gott an meine Arbeit zu gehen.

Nach kurzem Suchen fand ich eine Stelle, die mir zu Erbauung einer Hütte vortrefflich geeignet schien. Es war ein offener Platz im Walde, der keine hundert Schritte vom Bache entfernt lag und etwa fünfhundert Schritte im Umfange halten mochte. Ringsum war er von dem dichtesten Gebüsch umgeben, über welches sich einzelne prächtige, hochstämmige Bäume erhoben, und so versteckt lag der ganze Ort, daß es nur weniger Mühe bedurfte, ihn völlig vor den Augen etwa landender Feinde zu verbergen. Baulust hatte ich in Hülle und Fülle in der Nähe; der Bach sowohl, wie das Meer, waren nicht weit entfernt; der Ort selber gefiel mir sehr wohl, und also säumte ich nicht lange, ihn zu meinem zukünftigen Wohnsitze zu bestimmen.

Ich hatte große Lust, die Arbeit sogleich zu beginnen, und einen Theil der Bäume zu fällen, welche ich zum Bau meiner Hütte bedurfte; doch zog ich es nach kurzer Ueberlegung vor, erst meine sämmtliche Habe herüber zu schaffen, damit ich durch das Hin- und Herlaufen nicht unnöthigerweise Zeit verlieren möchte. Ich begab mich also zu meinem Landungsplatze, besichtigte meine Zufluchtsleiten, und hatte die unangenehme Ueberraschung, meine Vorräthe, die ich so wohl geborgen glaubte, zur Hälfte verschwunden zu sehen. Eine kurze Untersuchung ergab, daß die Ratten auch hierher ihren Weg zu finden gewußt und die Hälfte meines Schiffszwiebacks aufgefressen hatten. Diese war mir sehr unangenehm, weil der Vorrath obnedies eben nicht groß war, und ich nahm mir vor, in Zukunft besser auf Verwahrung desselben bedacht zu sein. Die Ueberbleibsel meiner Habe schaffte ich noch am folgenden Tage an Ort und Stelle, grub ein tiefes Loch in die Erde, wobei mein Beil mir die besten Dienste leisten mußte, legte es mit breiten Blättern aus, that meine Vorräthe hinein, deckte sie mit Gräsern und Zweigen, die ich von den nächsten Gebüschen abhieb, auf das Sorgfältigste zu, häufte über diese Bedeckung noch eine ziemlich große Menge Erde, und glaubte nun für die Zukunft vor allen Angriffen der lästigen Ratten völlig geschert zu sein.

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Tage ging ich nun ernstlich daran, die Vorbereitungen zu meinem Hausbaue zu treffen, denn ein Obdach während der Regenzeit war das Allernothwendigste, was ich haben mußte.

Also besah ich mir dann zunächst die Bäume in meiner Umgebung, und wählte diejenigen aus, welche mir zu meinem Zwecke am tauglichsten schienen. Dann schwang ich mein Beil viele Tage hindurch vom frühen Morgen bis zum späten Abende ohne Rast und Ruh, bis ich eine hinlängliche Zahl von Stämmen gefällt zu haben glaubte. Diese mußten nun von den überflüssigen Zweigen befreit und auf zwei Seiten behauen werden, was mir wiederum viele Mühe und Arbeit verursachte. Das schwerste Stück fand mir aber noch bevor; nämlich die behauenen Stämme nun auch an den Bauplatz zu schaffen. Dies war keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß ich gar keine Hülfe hatte, als nur allein meine Arme und meinen Verstand, der meine Kraft durch allerlei kleine Erfindungen unterstützen mußte.

Von vorne herein hatte ich schon darauf gesehen, daß ich meine Stämme an Orten fällte, die höher lagen, als der Fleck, wohin ich mein Häuschen bauen wollte. Dadurch erreichte ich den bedeutenden Vortheil einer schiefen Ebene, welche schon von selbst mit dazu beitrug, den Widerstand der schweren Massen zu überwinden. Ich machte die Ebene so glatt als möglich, indem ich einzelne Vertiefungen mit Steinen und Erde ausfüllte, kleine Erhöhungen abtrug und auf solche Weise eine erbenliche kleine Straße herstellte. Sobald dies geschehen war, zimmerte ich mir aus glatten und runden jungen Stämmen Rollen, machte mir einige Hebel zurecht, und begann im Vertrauen auf guten Erfolg mein schwieriges Werk. Mit Hülfe meiner einfachen Werkzeuge gelang es mir auch in der That, zum Ziele zu kommen. Freilich erst nach unendlicher Anstrengung. Unzählige Male mußte ich meine Fahrstraße ausbessern, mehr als einmal neue Rollen und Hebel machen, und viele Schweißtropfen vergießen, ehe ich eine hinreichende Menge von Stämmen an Ort und Stelle angeschafft hatte, und nun endlich an das Zusammenfügen derselben denken konnte.

Ich wollte meinem Hause zwanzig Fuß Länge und zehn Fuß Tiefe geben. Diesen Umfang schnitt ich auf das Genauste ab, machte an den vier Ecken tiefe Löcher in die Erde, senkte die vorher schon zugehauenen Eckpfosten hinein, rammte sie mit Erde und Steinen so fest, als es irgend in meinen Kräften stand, und ging nun daran, meine Stämme in Stücke von der nöthigen Länge zu zertheilen. Da ich hierzu kein anderes Werkzeug, als nur mein Beil hatte, so ging die Arbeit ziemlich langsam und war mit unendlicher Mühe verknüpft. Aber wie Beharrlichkeit jede, auch die größeste Schwierigkeit überwindet, so kam ich zuletzt auch mit dem Behauen meiner Balken zu Stande, und konnte nun daran denken, sie zwischen den Eckpfählen über einander zu legen, und dadurch die Wände meines Hauses zu bilden. Damit sie fest liegen sollten, hatte ich sämmtliche Baustücke an beiden Enden tief eingekerbt. Die Kerben umschlossen die Eckpfähle, wie eine Gabel, und wenn daher die Balken einmal in die gehörige Lage gebracht waren, so hatte ich nicht zu fürchten, daß selbst der heftigste Windstoß mein Gebäude, wie ein Kartenhaus, über einander werfen würde. Aber welche Mühe kostete es mir, die schweren Balken aufzuheben und in die gehörige Lage zu bringen! Niemand kann sich davon einen Be-

Digitized by Google

griff machen, der es nicht schon selber versuchte, und ich selbst, obgleich ich viel Geduld besaß, würde gewiß die Arbeit aufgegeben haben, wenn mir nicht ein Obdach so dringend nothwendig gewesen wäre.

Nach wochenlanger Anstrengung standen endlich die beiden Giebelwände und die Rückwand fertig da, und mit neuer Kraft und Hoffnung ging ich an das Ausbauen der vorderen Wand. Hier mußte ich eine Thüre und wo möglich auch eine Fensteröffnung anbringen, damit ich während der, Monate hindurch dauernden, Regenzeit wenigstens Licht und Luft hatte.

Die Thür war bald gemacht, indem ich etwa zwei Fuß von dem einen Eckpfahle entfernt einen zweiten Pfahl einrammte, und diese beiden Pfähle oben durch einen Querbalken verband. Dies letztere verursachte mir viele Mühe; denn da ich keine Nägel hatte, mußte ich mit Hülfe meines Messers Löcher in die Pfosten und in die beiden Enden des Querbalkens einschneiden, und vermittelst dieser Löcher und einiger tüchtiger Holzpflöcke von hartem Holze das Ganze mit einander verbinden. Nun hatte ich wenigstens eine Thüröffnung, und meinte, zur Thür selber würde schon auch noch Rath werden, wenn erst alles Uebrige ordentlich im Stande sei.

Um ein Fenster, oder vielmehr nur ein Luft- und Lichtloch herzustellen, mußte ich abermals zwei Pfähle in die Erde rammen, deren Zwischenraum ich zu einer Höhe von dreiviertel Fuß mit Holzblöcken ausfüllte. Dann lief ich einen festen Raum von zwei Fuß Höhe, und legte nun oben wieder Balken querüber. Auf diese Weise erreichte ich, wenn auch nur unvollkommen, meinen Zweck, ein helles Gemach zu bekommen, mußte aber darauf bedacht sein, die Oeffnung verschließen zu können, wenn heftige Regengüsse vom Himmel niederströmten. Denn unterließ ich diese Vorsicht, so konnte ich sicher sein, mein Zimmerchen von einer Ueberschwemmung bedroht zu sehen. Einstweilen verschob ich jedoch diese Arbeit bis nach der Vollendung der Mauern und des Daches, denn schon zogen einzelne trübe Wolken am Himmel auf und mehrere heftige Windstöße erinnerten mich daran, daß die Regenzeit nicht mehr fern sei und ich also besorgt sein müsse, vor allen Dingen nur erst unter Dach und Fach zu kommen. Zum Glück machte mir das Dach nicht gar zu viele Mühe, indem ich mich begnügte, es durch eine schräge Lage von schlanken Baumstämmen herzustellen, welche ich durch querüber gezogene stärkere Stämmchen befestigte, und mit einer dichten Lage von Zweigen und Blättern bedeckte, welche für ein Jahr wenigstens auch den stärksten Regengüssen undurchdringlich sein mußte. Die meiste Arbeit machten mir die Löcher, welche ich durch die Querlatten bohren mußte, um dieselben dann durch starke Holzpflöcke an den Wänden des Häuschens zu befestigen. Aber mit Gottes Hülfe kam ich noch vor dem Eintritte der wirklichen Regenzeit mit Allem zu Stande, was mir nicht gelungen sein würde, wenn ich mich nicht in früher Jugend schon so vielfach mit Handarbeiten beschäftigt gehabt hätte. Mehr als einmal segnete ich während dem Baue meines Hauses die ehrlichen Handwerker, welche mich in so manchen kleinen Kunstgriffen unterrichtet hatten, die mir nun in meiner jetzigen traurigen und abgeschiedenen Lage so trefflich zu Statten kamen.

Das Häuschen war also wenigstens so weit fertig, daß ich mit davon Schutz vor dem Ungestüm der Witterung versprechen konnte, aber noch hatte ich mich nicht genügend mit Lebensmitteln versehen können, die mir nicht minder nothwendig waren, als ein Obdach. Mein Vorrath von Schiffszwieback, welcher bisher meine hauptsächlichste Nahrung ausgemacht hatte, ging zu Ende, und nicht ohne Sorge dachte ich an den Feind, der mich so nahe und so schrecklich bedrohte, an den Hunger. Um ihn aus dem Felde zu schlagen, mußte ich mich entschließen, meinen geringen Vorrath an Pulver und Blei anzugreifen, meine Flinte zu laden und auf die Ziegenjagd zu gehen. Weit brauchte ich nicht danach zu laufen, denn die ganze Insel wimmelte von diesem Wilde, welches so wenig scheu war, daß ich mich ihm jederzeit genug nähern konnte, um meine Schüsse nicht unnöthig zu verschwenden. Binnen drei Tagen hatte ich vierzig fette Böcke erlegt, ihnen die Haut abgezogen und diese zum Trocknen in meiner Hütte aufgehängt, wo ich auch ihr Fleisch räucherte, damit es mir nicht verderben möge.

Das Räuchern war ein sehr einfaches und leichtes Geschäft. Am Morgen, ehe ich ausging, machte ich mit Hülfe meines Feuersteins an der Flinte und ein wenig Pulvers Feuer an, warf eine Menge grünes Holz und frische Blätter darauf, und bewirkte dadurch einen solchen Qualm, daß ich selber keine fünf Minuten in der Hütte aushalten konnte. Da ich die Oeffnungen der Thür und des Fensters sogleich mit Ziegenfellen und überflüssigen Kleidungsstücken verhing, so hielt sich auch der Rauch so lange, bis ich mit frischer Beute beladen zurückkehrte und das Feuer von Neuem anfachen konnte.

Um Mittag war ich gewöhnlich sehr hungrig. Also hatte ich meinen kleinen, kupfernen Kessel vor, füllte ihn zur Hälfte mit Wasser, that ein tüchtiges Stück Ziegenfleisch hinein und kochte es bei meinem Feuer in der Hütte so lange, bis das Fleisch gahr war, und mir nebst der kräftigen Suppe eine sehr gesunde und auch wohlschmeckende Nahrung gewährte. Der einzige Mangel, den ich dabei sehr schmerzlich empfand, war der Mangel des Salzes, und gern würde ich für eine einzige Hand voll dieses köstlichen Gewürzes zehn Böcke gegeben haben, wenn Jemand da gewesen wäre, der auf diesen Tausch hätte eingehen können.

Anfänglich suchte ich das Salz durch etwas Schießpulver zu ersetzen, aber hievon kam ich bald wieder ab, und zwar aus zweierlei Gründen; erstens, weil mir das Pulver das Salz doch nicht völlig ersetzte, und zweitens, weil ich es zum Erlegen des Wildes jedenfalls nöthiger, als zum Versalzen bedurfte. Und leider Gottes war mein Vorrath nur sehr klein.

Die Felle der Ziegen, welche ich erlegte, schichtete ich sammt und sonders, nachdem ich sie noch einige Tage von der Sonne getrocknet hatte, in einem Winkel meines Blockhauses auf, obgleich ich nicht wußte, wozu ich sie jemals würde gebrauchen können. Doch kamen sie mir später, wie man bald sehen wird, nicht wenig zu Statten, und ich zog die Lehre daraus, daß wir Nichts, auch nicht einmal das Kleinste, gering achten dürfen, wenn wir dessen Vortheil im Augenblick auch nicht voraussehen können.

Als ich mich nun genugsam mit Ziegenfleisch versehen hatte, und für die ganze nasse Jahreszeit hinlänglichen Vorrath gesammelt zu haben glaubte, machte ich mehrmals Ausflüge an das Meer, um mich mit Fischen, und längs dem Ufer des Baches hinauf, um mich mit Krebsen zu versehen. Eine Angel hatte ich leicht verfertigt. Den Stock dazu liefert mir der nahe Wald; ich schnur gerann ich, indem ich einen Taschenfaden in einzelne Fasern trennte und diese zu einem ziemlich starken Faden wand; und zum Angelhaken diente mir eine starke Stecknadel, deren ich mehrere unter meinen kleinen Vorräthen besaß. Die köstlichen Meerbarben, Klippfische und anderen Meerbewohner wurden leicht meine Beute, und gaben eine angenehme Bereicherung meiner Tischfreuden ab. Nicht minder behagten mir die Krebse, welche ich in großer Menge fing, und mein Tisch wäre völlig meiner Würde als König des Eilandes angemessen gewesen, wenn ich nur Salz gehabt hätte, die Speisen zu würzen. Selbst an Gemüse fehlte es mir nicht, und an Gewürz, außer dem Salze, noch weniger. Der Palmenkohl, mit Ziegenfleisch gekocht, gab ein köstliche Mahlzeit ab, und außer dem Pimentpfeffer, fand ich auch den schwarzen Pfefferstrauch, der mich reichlich mit seinen Körnern beglückte. Aber was half mir all mein Reichthum, da ich das Salz entbehren mußte! Ohne Salz schmeckte mir einmal keine von allen meinen Leckereien, und jede Mahlzeit wurde mir durch den Mangel desselben verbittert. Unzählige Male sann ich darüber nach, wie ich mir wohl Etwas verschaffen könnte, aber so viel ich mir auch den Kopf zerbrach, wollte mir doch niemals etwas Zweckmäßiges einfallen. Endlich half mir der Zufall, oder, besser gesagt, die Vorsehung selber aus der Noth, und ich war so glücklich, Salz zu finden, wo ich am wenigsten etwas vermuthet hatte.

Eines Tages, ich stand am Meer und angelte, glaubte ich in der Ferne, weit am Horizonte, ein Segel zu entdecken. Ein freudiger Schrecken durchzuckte mich. Ich zog die Angel aus dem Wasser, warf sie auf den Sand, und rannte einen Felsen zu, welchen ich schon oft erstiegen hatte, um mich der Aussicht auf die weite unendliche Meeresfläche zu erfreuen. In meiner Hast und Eile sah ich jetzt mehr in die Ferne, als vor mich nie-

Digitized by Google

der, folperte, als ich eben den Gipfel des Felsens erstiegen hatte, über eine scharfe Kante desselben, taumelte, konnte mich nicht halten, stürzte nieder, und rollte unaufhaltsam an der anderen Seite des Felsens hinab, bis ich betäubt auf einem Vorsprunge liegen blieb, den ich bis dahin noch niemals betreten hatte.

Zum Glück war ich nicht bedeutend verletzt; nur meine Kleider zeigten hie und da etliche Risse, und einige blaue Flecke an verschiedenen Stellen meines Körpers schärften mir für die Folge etwas mehr Vorsicht ein. Nachdem ich die Festigkeit meiner Glieder geprüft, und wenigstens meine Knochen noch ganz und heil gefunden hatte, dankte ich Gott für seinen gnädigen Schutz und wollte eben wieder den Felsen erklimmen, als ich seitwärts eine Vertiefung bemerkte, die mir auf den ersten Blick mit grauem Sande angefüllt schien. Ein zweiter Blick belehrte mich aber sogleich eines Besseren; überrascht trat ich näher, nahm ein wenig von dem vermeintlichen Sande zwischen meine Finger, kostete ihn, und — sprang auf einmal vor Freude wenigstens drei Fuß hoch. Das Prickeln auf meiner Zunge belehrte mich, daß ich hier ein Salzlager entdeckt habe, welches mir auf lange Zeit einen Vorrath dieses so schmackhaft entbehrten, so sehnlich herbeigewünschten Gewürzes verschaffte. Freilich war es mit Sand und Steinchen vermengt und sah auch nicht so weiß und appetitlich aus, wie das Salz bei uns in England; aber gleichwohl freute ich mich über meinen Fund, wie ein Kind, das seine Weihnachtsbescheerung empfängt, und wendete mich mit tief gerührtem Herzen zu Gott, dessen Gnade ich dieses köstliche Geschenk zu verdanken hatte.

Einen flüchtigen Blick warf ich noch auf das Meer hinüber, und gewahrte statt eines Segels nur eine leichte weiße Wolke, welche am Horizonte empor stieg. Zu einer anderen Zeit würde mich diese Täuschung geschmerzt haben; jetzt aber, wo ich mich über meinen Fund so hoch beglückt fühlte, konnte kein Schmerz in meiner Seele aufkommen. Freudewendend rannte ich nach Hause, holte ein sauber gewaschenes Hemd, welches ich als Sack zum Fortschaffen des Salzes zu benutzen gedachte, kehrte zu meinem Schatze zurück, und belud mich nun mit einer solchen Menge, daß ich meine Last kaum zu tragen vermochte. Aber die Freude gab mir Kräfte, und ich wiederholte meinen Gang fünfmal, ehe ich den ganzen Vorrath in meinem Blockhause sicher geborgen wußte.

Ihr werdet fragen, wie denn das Salz auf den öden Felsen hinkam? Obgleich Alexander Selkirk selbst uns darüber keinen Aufschluß in seinem Tagebuche gibt, so kann ich Euch doch das vermeintliche Wunder auf eine sehr natürliche Weise erklären. Der Felsen, auf welchem Selkirk das Salz fand, hatte, wie bereits erwähnt, eine ziemlich geräumige, muldenförmige Vertiefung. Bei hohen Springfluthen wurde er vom Meerwasser überschwemmt und ein Theil des Wassers mußte nothwendig in dem Becken zurückbleiben. Die Gluth der Sonne ließ das Wasser bald verdampfen, und als Niederschlag blieben die salzigen Theile zurück, welche, wie bekannt, im Meerwasser enthalten sind. Dieses natürliche Ereigniß wiederholte sich vielleicht mehrere Male im Jahre, und auf solche Weise entstand nach und nach der kleine Salzvorrath, welcher unserm armen Insulaner eine so große Freude gewährte. Doch lassen wir ihn jetzt wieder selber weiter erzählen.

Wonnetrunken betrachtete ich meinen Schatz, den ich am sichersten und trockensten Plätzchen meines Blockhauses auf einige untergebreitete Felle ausgeschüttet hatte, und da es gerade um die Mittagszeit war, säumte ich nicht, mir die köstlichste Mahlzeit zu bereiten, welche ich noch jemals auf der Insel verzehrt hatte. Was sage ich? Auf der Insel! Nein, welche ich noch jemals in meinem ganzen Leben verspeiste! Ich hatte meinen Kessel herbei, that Fleisch, Wasser, Palmenkohl, und einige recht große Krebse hinein, setzte ihn an das Feuer, das hell auflodterte, that die erforderliche Menge Salz daran, und erwartete nun mit Ungeduld den Augenblick, wo mein Gericht gahr geworden sein würde.

Endlich kam er; und als ich nun meine Suppe verzehrte, als ich mein Fleisch verspeiste und jedes Stückchen, welches sich in den Mund steckte, vorher mit ein wenig Salz würzte, als ich meinen köstlichen Palmenkohl aß und die Krebse dazu, da, in dieser Stunde hätte ich meine Mahlzeit nicht mit der Tafel eines Fürsten vertauschen mögen. Nun, wer so lange wie ich das köstliche Gewürz, das Salz, hat entbehren müssen, kann sich eine Vorstellung davon machen, wie die Mahlzeit mir armen, einsamen Insulaner munden mußte.

Sechstes Kapitel.

Mitten in der Nacht erwachte ich einst von dem Klatschen des Regens, welcher mit furchtbarer Gewalt auf die Erde niederstürzte, und von dem brüllenden Rollen des Donners, den ich in dieser schrecklichen Stärke noch niemals gehört zu haben glaubte. Ich richtete mich in meinem Bette, denn ein Bette besaß ich, wie man sich erinnern wird, in die Höhe, und das Erste, was ich that, war mein Gebet zum Höchsten um Schutz in diesem Aufruhre der Natur. Der Sturm vereinigte sich mit dem Donner und den Regenfluten, und brauste so gewaltig einher, daß der Bäume Rauschen beinahe sogar alles Andere übertönte. Ich bin überzeugt, daß mein Hütte wie ein Strohhalm davongeführt worden wäre, wenn ich sie, meinem ersten Plane gemäß, am äußeren Saume des Waldes aufgerichtet hätte. Davongeführt oder zertrümmert. Eines von Beiden würde aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Schicksal gewesen sein; denn selbst unter dem Schutze der hochstämmigen Waldriesen fühlte ich, wie alle die schweren Balken, die ich mit so großer Mühe über einander geschichtet hatte, in ihren Fugen zitterten und bebten, wie Espenlaub. Von Zeit zu Zeit vernahm ich ein schrecklicheres Krachen, welches durch allen Lärm der empörten Natur hindurchdrang, und mir deinahe wie der tiefe Donner von Kanonen erschien. Bald aber wurde ich einer Anderen belehrt; denn eben jetzt brachte es dicht neben meinem Blockhäuschen, ein Splittern folgte, wie von brechenden Zweigen und Aesten, und dann ertönte die Erde unter einem schweren, dröhnenden Falle. Jetzt wußte ich, was für eine Kanonade mich erschreckte; es war der Umsturz der gigantischen Waldriesen, welche durch die Gewalt des Sturmes zerbrochen und zur Erde geschmettert wurden.

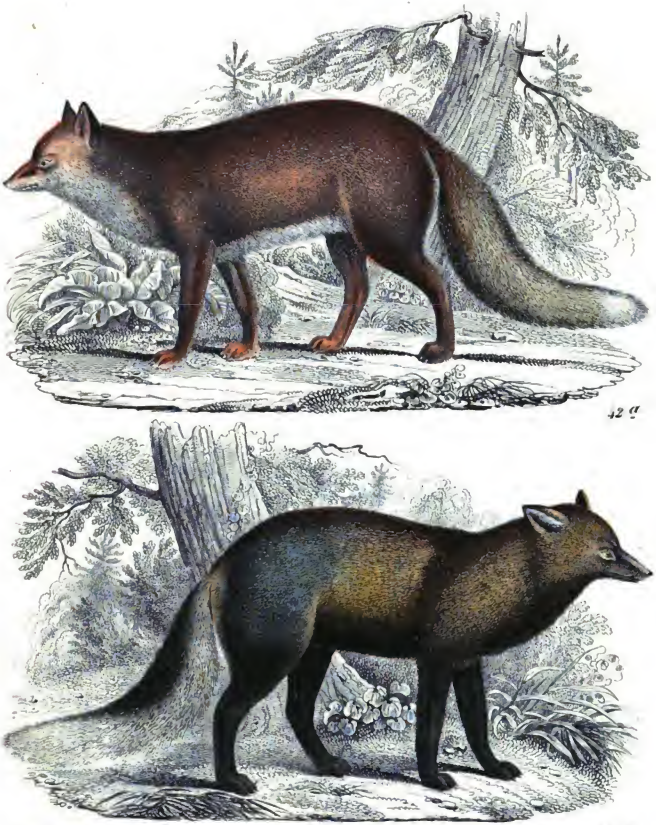
Länger wie eine Stunde dauerte das Unwetter. Dann verzog sich das Gewitter; die Blitze erleuchteten nicht mehr mit blendender Helle meine Hütte, und der Donner murrte nur noch aus weiter Ferne herüber, wie grollend, daß er meine Insel verlassen müsse. Den furchtbaren Windstößen folgte ein leises, anmuthiges Säuseln in den Blättern und den unsichtbaren, klänkisch fallender Tropfen, welche der Regen auf dem Laube der Bäume zurückgelassen hatte. Ich schlummerte wieder ein, und erwachte nicht eher, als bis der Tag völlig angebrochen war. Und dies geschah ziemlich spät, denn der Himmel war mit dichtem, grauem Gewölk bedeckt, welches noch immer mit Regen drohete und kein einziges Sonnenstrahl hindurchdringen ließ.

Als ich die Augen aufschlug und mich umsah, da bemerkte ich mit Schrecken, daß meine Hütte leider nicht so dicht und fest gebaut sei, um dem Regen das Eindringen zu verwehren. Der ganze Boden derselben war feucht, und wo irgend eine Vertiefung war, hatte sich eine kleine Lache gebildet. Der Regen war nicht nur durch die noch offene Thür und durch die Fensteröffnung, sondern auch durch das Dach eingedrungen, welches letztere mir den größesten Kummer verursachte. Ein Glück war es nur, daß ich mein Salz in dem sichersten Winkel meiner Hütte aufgeschüttet, und noch obendrein mit Fellen bedeckt hatte. Es zeigte sich ganz unversehrt, obgleich die Felle so wenig von der Nässe verschont worden waren, als mein Bett, das unten und oben feucht und durchnäßt erschien.

Ich sah ein, daß ich meine Hütte besser einrichten müsse, wenn ich vor dem Ungestüm der Witterung irgend Schutz genießen wolle. So wie sie jetzt war, konnte sie mir gar nichts nützen, und ich hätte eben so wohl unter den Palmen draußen, wie in ihr, hausen mögen. So viel schien mir gewiß, daß ich hier wie dort sicherlich vollkommen durchnäßt werden würde.

Während ich ziemlich rathlos über die Mittel nachsann, welche allenfalls zu Erreichung meines Zweckes dienen konnten, fielen mir meine Ziegenfelle in die Augen, deren ich eine hinreichende Anzahl besaß, um damit meine Hütte von innen wie von außen bekleiden zu können. Ich beschloß, sie zu diesem Zwecke zu benutzen, und ging ohne alles Zögern an das Werk. Ich band die Felle mit Lederstreifen so fest an einander, daß

Digitized by Google



42. a

1846.

42. b

Digitized by Google

Digitized by Google

kein Regentropfen mehr hindurchdringen konnte, und befestigte dann diese Decke inwendig rund um in meinem Hause. Die meiste Mühe verursachte mir die Bekleidung des Daches, welche ich nur dadurch zu Stande brachte, daß ich mit Hülfe meiner Leiter, die ich mir schon früher hatte verfertigen müssen, bis in den Giebel hinaufstieg, und dort mit großer Geduld meine Felle am obersten Dachsparren befestigte.

Dies Alles war natürlich nicht das Werk eines einzigen Tages; vielmehr dauerte es volle drei Wochen, bis ich mit Allem zu Stande kam, indem ich recht gut wußte, daß die Arbeit mit der größesten Sorgfalt gethan werden mußte, wenn sie nicht gänzlich ohne Nutzen bleiben sollte. Aber jetzt hatte ich nun auch nicht nur eine vollkommen trockene und warme Hütte, sondern konnte noch obendrein ganz nach Gefallen meine Thür und mein Fenster vermittelst eines Vorhanges von Fellen öffnen und schließen, je nachdem die Witterung draußen es mir erlaubte. Bei Sonnenschein zog ich meine Vorhänge in die Höhe; bei Sturm und Regen ließ ich sie, indem ich faß nun so behaglich in meinem Häuschen, wie der Russe hinter seinem großen Ofen, wenn draußen die Kälte alles Lebendige erstarren macht.

Doch war noch immer ein Uebelstand zu beseitigen; ich mußte nämlich, wenn alle Oeffnungen meines Hauses geschlossen waren, in völliger Dunkelheit sitzen. Wenn ich Glas gehabt hätte, so würde bald genug ein ordentliches Fenster von innen hergestellt worden sein. Da ich dasselbe aber hier auf keine Weise zu bekommen vermochte, mußte ich auf ein anderes Auskunftsmittel denken. Und dies bestand in einer künstlichen Erleuchtung meines Hauses, welche mir das Pimentoholz durch seine hellbrennende und aromatische Flamme gewährte. Ich hatte von diesem Holze einen tüchtigen Vorrath gesammelt und draußen neben meiner Hütte fest aufgestapelt. Wenn er zu Ende ging, konnte ich ihn leicht wieder ersetzen, denn der Pimentostrauch wuchs in großer Menge dicht neben meinem Blockhause im Walde, so daß ich binnen einer Viertelstunde eine tüchtige Packe voll davon sammeln konnte. Da ich nur ganz dürres und trockenes Holz nahm, so hatte ich von dem Rauche nur sehr wenig zu leiden, besonders wenn ich von Zeit zu Zeit einmal meine Thüre lüftete, um ihm den nöthigen Abzug zu verschaffen.

Uebrigens muß man nicht glauben, daß ich die ganze Regenzeit über bei meiner künstlichen Beleuchtung gesessen hätte. Die Regengüsse wechselten mit schönen Tagen ab, und oft schien vom frühen Morgen bis zum Abend kein Tropfen ohne daß mich eine Wolke das tiefe Blau des Himmels verdeckt hätte. An solchen Tagen lüftete ich meine Hütte, sperrte Thür und Fenster auf, und besorgte alle die kleinen Geschäfte, welche ich außer dem Hause zu besorgen hatte. Ich schoß dann mir wann eine Ziege, um nicht immer nur geräuchertes Fleisch essen zu müssen; ich grub mir Wurzeln aus der Erde, um damit meine Suppen zu würzen; ich ging mit meiner Angel an das Meer, um Fische zu fangen, und mit meinem Beile in den Wald zum Holzfällen, um mich nicht nur mit einem tüchtigen Vorrathe von Brennmaterial, sondern auch mit Stämmen und Zweigen zu anderen Zwecken zu versehen.

Ich hatte nämlich sehr bald die Bemerkung gemacht, daß ein Paus ohne einiges Hausgeräth nur ein sehr unvollkommenes Ding ist, und obgleich ich wußte, welche ungeheuren Schwierigkeiten ich zu überwinden hatte, um mit meinen unvollkommenen Werkzeugen nur einen Stuhl herzustellen, nahm ich mir dennoch vor, nicht nur einen solchen, sondern auch einen Tisch zu verfertigen, welche er auch ausfallen, wie er wolle. Viel hatte ich ja genug, und die Mühe achtete ich nicht, denn sie diente mehr zu meiner Unterhaltung, als daß sie mich angestrengt hätte.

Vor allen Dingen schaffte ich nun zwei Blöcke in meine Hütte, welche ich im Walde draußen, dicht neben meinem Häuschen, zugehauen hatte. Sie waren von dem Stamme, welcher von dem erwähnten heftigen Sturme umgeworfen worden war, und da ich nur mein Beil besaß, um die erforderlichen Stücke vom Stamme abzuterminen, so dauerte es ziemlich lange, ehe ich damit zu Stande kam und die Blöcke in mein Haus schaffen konnte. Oft überraschte mich der Regen bei meiner Arbeit, und mit großen Sprüngen hüpfte ich dann meiner Hütte zu, um mich von den fallenden Tropfen nicht durchnässen zu lassen, was, wie ich immer gehört hatte, sehr schädlich sein sollte.

Ohne alles Nachwerden ging es freilich nicht ab. Oft wurde mir recht gehörig der Kopf gewaschen, aber niemals bemerkte ich üble Folgen davon, da ich mich immer sogleich wieder sorgfältig abtrocknete.

Endlich war denn nun nach manchem Beilhiebe mein Werk so weit gediehen, daß ich meine Blöcke in die Hütte schaffen konnte. Der Eine war beinahe zwei Fuß dick und über vier Fuß lang; der Andere hatte eine Länge und Breite von etwa anderthalb Fuß. Aus dem Ersteren wollte ich eine Tischplatte, aus dem anderen den Sitz zu einem Stuhle oder Schemel zimmern. Beides sollte nicht dicker sein, als höchstens drei Zoll, um nicht gar zu unbehülflich auszusehen, und nun kann man sich denken, welche Mühe es machen mußte, bis ich von beiden Seiten der Blöcke so viel abgehauen hatte, daß ein paar Bretter von der erforderlichen Stärke herzustellen waren. Aber was kümmerte mich Mühe und Arbeit. Mir war sie nur Zeitvertreib; denn da ich keine andere Gesellschaft auf meiner Insel hatte, als nur unvernünftige Thiere, so mußte ich wohl zu einer Beschäftigung greifen, um nicht vor lauter Langeweile umzukommen.

Mein Lebenslauf während der nassen Jahreszeit, die beinahe fünf Monate dauerte, war nun folgender. Des Morgens, wenn ich erwacht war, richtete ich meine ersten Gedanken auf Gott, flehete ihn um Verzeihung meiner Sünden an, bat ihn um seinen Segen für meine gute Mutter, und dankte ihm für den Schutz, welchen er mir in der vergangenen Nacht gnädiglich hatte angedeihen lassen. Dann betete ich noch um Segen für die Geschäfte des bevorstehenden Tages, und leitete mich darauf nach an, um ohne Zögern an die Arbeit gehen zu können. Wenn es nicht regnete, so zog ich die Vorhänge des Fensters und die Thüre in die Höhe; regnete es aber, so machte ich mit Hülfe von ein wenig Pulver und dürrem Laube ein Pimentofeuer an, setzte meinen Kessel darauf, um zum Frühstück einen Schluck Fleischbrühe, zum Mittage eine Suppe zu haben, und griff endlich zu meinem Beile, um die Tischplatte zurecht zu zimmern. Wenn ich ein paar Stunden fleißig gearbeitet hatte, trank ich ein wenig Fleischbrühe, die ich mit meinem kostbaren Salze würzte, und dann schwang ich von Neuem mein Beil, bis die Suppe und das Fleisch gahr geworden waren. Nun nahm ich den Kessel vom Feuer, ließ die Speise gehörig verkühlen und verzehrte sie dann mit Hülfe meines Messers und eines hölzernen Löffels, den ich mir gleich nach meiner Landung auf der Insel geschnitzt hatte. Ich speiste jedesmal mit großem und innigem Danke gegen Gott, der mich mit allem Nöthigen so väterlich versorgt hatte, und nach einem Stündchen Ruhe ging es dann wieder an die Arbeit, bis die Nacht herein dunkelte. Jetzt wurde das Abendbrod verzehrt, welches gewöhnlich in den Ueberbleibseln des Mittagessens bestand, und hierauf sagerte ich mich neben meinem Feuer, nahm die Bibel oder ein anderes von meinen Erbauungsbüchern zur Hand, und las darin, bis die Müdigkeit mir die Augen zudrückte. Oft las ich laut, um nur in meiner Einsamkeit nicht ganz und gar das Sprechen zu verlernen. Auch betete ich gewöhnlich mit lauter Stimme, weil es mir schien, als ob mir meine eigenen Gedanken durch das Sprechen viel klarer würden, als wenn ich sie nur dachte. Mein tägliches Getränk bestand in Wasser, da ich die Kunst nicht verstand, aus dem Safte der Palmen Wein zu bereiten. Auch fehnte ich mich nach dem letzteren gar nicht, sondern war sehr zufrieden mit dem Trunke, welchen mein lieber klarer Waldbach mir so freigebig spendete.

(Der Schluß folgt S. 338.)

Der gemeine Fuchs.

(Taf. 42.)

Der gemeine Fuchs, Canis vulpes, hat sich auf der ganzen nördlichen Halbkugel verbreitet, ist in Europa, Asien und Nord-Amerika zu Hause, und wird vom

Digitized by Google

höchsten Norden an, bis zur Küste der Berberei herab, in allen Ländern gefunden, wo er in Feldern, Wäldern und Ruinen lebt, sich lange und tiefe Höhlen, mit mehreren Kammern, Kesseln und Ausgängen gräbt, und von dort aus seinem Raube nachgeht. An Gestalt und Größe gleicht er einem großen Spitzhunde, nur sind seine Zähne, besonders die Eckzähne, länger und schärfer; die Schnauze ist sehr fein gespitzt, die Augen sind lebhaft, nußbraun, manchmal bläulich; die Ohren spitzig und aufrecht stehend; der Leib gestreckt und zart, rostroth mit weißer Schwanzspitze, im Norden feuerroth, mit weißer Kehle und schwarzen Füßen, oft auch roth und aschfarbig gemischt, weißlich gelb mit schwarzem Kreuze; rein weiß, schwarz oder aschfarbig; der Schwanz ist lang, gerade und buschig; die Pfoten sind zart, zierlich und vorn mit 5, hinten mit 4 Zehen versehen, deren Klauen lang, scharf und, wie bei den Katzen, einziehbar sind. Die gewöhnliche Länge des Fuchses von der Nase bis zum Schwanze beträgt 2½ Fuß; letzterer, der im Gehen nachschleift, beim Laufen aber frei gerichtet steht, ist 16—18 Zoll lang, nach den verschiedenen Spielarten verschieden gefärbt, und, wie der Balg, im Winter dichter und grauer. Das Weibchen ist schlanker, der Kopf spitzer und die Kehle weißer gefärbt. Mit zunehmendem Alter wird die Brust bei beiden Geschlechtern von Jahr zu Jahr weißer. Am obern Theile des Schwanzes, ungefähr 2—3 Zoll von dessen Wurzel, befindet sich eine, mit riechender Feuchtigkeit gefüllte Drüse, die von den Jägern Viole genannt wird; nach dieser beißt das Thier, wenn es verwundet ist, sei es nun, um durch deren Geruch seinen Schmerz zu stillen, oder um mit ihrer klebrigen Feuchtigkeit die Wunde zu heilen.

Der Fuchs bewohnt gern die Waldungen in der Nähe von Dörfern oder einzelnen Wohnungen; hält sich bei gutem Wetter und Nachts fast immer über der Erde, bei schlechter Witterung und am Tage aber in einem hohlen Baume oder einer Felsenhöhle, oder in Höhlen mit mehreren Kammern und Ausgängen auf, die er sich entweder selbst gräbt, oder dem Dachse abnimmt, zuweilen aber auch mit diesem gemeinschaftlich bewohnt. Sein eigentlicher Fuchsbau, den der Jäger auch wohl einen Hauptbau nennt, hält oft 40—50 Fuß im Umkreis, ist 4—6 Fuß tief unter der Erde, und besteht aus verschiedenen Kammern, deren letzte, breiteste und tiefste der Kessel genannt wird, und die eigentliche Wohnung des Fuchses ist. Zuweilen findet man große Baue, die mehrere Kessel und Ausgänge oder Röhren haben, und von mehreren Familien gemeinschaftlich bewohnt werden. Außer einem solchen Hauptbau hat fast jeder Fuchs in der Gegend, die er zu seinem Jagdrevier erkoren hat, noch kleinere Baue, die nur aus einer einzigen Röhre bestehen und Nothbaue oder Fluchtröhren genannt werden, da er in diese seine Zuflucht nimmt, wenn er vom Tage überrascht wird, oder ein Feind ihm unvermuthet über den Hals kommt; obgleich er sich auch sonst in Gebüsche, unter Baumwurzeln, in's Dickicht der Wälder, in Steinhaufen oder Ruinen flüchtet. Er geht meist Nachts, und nur wenn er sich ganz sicher weiß, oder die Sorge für die Erhaltung seiner Jungen ihn treibt, auch am Tage auf Raub aus; stellt allen kleineren Thieren nach, besonders Feld- und Waldhühnern und ihren Eiern, jungen Rehen, Hasen, Ratten und Feldmäusen, begnügt sich aber auch im Nothfall mit Schlangen, Kröten, Fröschen, Heuschrecken, Schnecken und Regenwürmern; liebt Fische und Krebse, auch Honig, Trauben, süße Birnen, Zwetschen, Heidelbeeren, und die Maden der Hummeln und Wespen, so wie Engerlinge, die er geschickt aus der Erde zu scharren weiß. Im Getreide und hohen Grase, so wie im Winter bei hohem Schnee, schleicht er sich nicht selten bis zu den Wohnungen der Landleute, um deren Hühnerhöfe zu plündern, und hat er Sprenkel oder Schneußen ausgespürt, so nimmt er alle Tage die gefangenen Vögel regelmäßig hinweg. An Aas macht er sich nur im größten Nothfall.

Schärfe des Geruchs und Gehörs, gepaart mit anhaltender Wachsamkeit und unterstützt durch Geschmeidigkeit des Körpers, machen es dem Fuchse möglich, jede Gefahr zeitig zu erkennen und ihr zu entgehen, andererseits aber auch wehrlose Thiere zu überraschen und selbst die größeren unter denselben zu tödten, ehe sie zum Widerstande gelangen können. Seine List ist zum Sprichwort geworden, und zeigt sich besonders, wenn er seine Beute beschleicht, wenn er bei Treibjagen mit großer Vorsicht auf alles achtet, was um ihn vorgeht, wenn er zu entkommen trachtet, und fast jede noch so gut versteckte Falle bemerkt, in die man ihn zu locken sucht. Schon die äußere Physiognomie verräth ihn als ein listiges, verschlagenes Thier; außerordentlich vorsichtig blickt er mit stets gespitzten Ohren, mit seinen klugen, schiefliegenden Augen umher; sucht wo er kann übrigens jeden Kampf zu vermeiden, und vertraut mehr der Schnelligkeit seiner elastischen Glieder, seinem Scharfsinne und seiner List, als seinem Muthe, und nur wenn ihm jede Möglichkeit des Entrinnens abgeschnitten ist, und selbst das gut ausgeführte Kunststück, sich todt zu stellen, nichts mehr fruchtet, wehrt er sich mit verzweifelter Hartnäckigkeit gegen seine Feinde, und die Wunden, die er mit seinem scharfen Gebiß beizubringen weiß, sind tief und gefährlich. Zwischen ihm und dem Hunde, obgleich beide zu ein und derselben Thiergattung gehören, herrscht angestammte und unversöhnliche Feindschaft, doch hat man Fälle, daß sie mit zahmen Hunden Bastarde gezeugt haben. Die Geschmeidigkeit, Ausdauer und Stärke des Fuchses sind staunenswerth; wo, wie in England, Fuchsjagden zu den unterhaltendsten Sports gerechnet werden, wissen einzelne durch ihre Schnelligkeit und List oft Meuten von zwanzig und mehr der besten Hunde zu täuschen oder zu ermüden, und die Geschichte mancher englischen Jagden beweist es, daß sie, von Hunden verfolgt und Kreise beschreibend, oft Strecken von zehn deutschen Meilen zurücklegten, ohne einen Augenblick die Geistesgegenwart zu verlieren. Auch über der Gefahr der anhaltenden Verfolgung vergißt der gejagte Fuchs nicht, jedes Terrainhinderniß sich zu Nutzen zu machen

Digitized by Google

und durch List die Hunde von der Fährte abzubringen, und stirbt endlich, wenn keine Rettung, kein Ausweg bleibt, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, vertheidigt sich aber muthig bis zum letzten Augenblick. Er überläßt nichts dem Zufalle, untersucht auf das Genaueste die Umgebungen seines Wohnortes, macht sich mit allen Schlupfwinkeln desselben bekannt, und sucht die Gefahren sowohl, als alles, was ihm von Nutzen sein könnte, kennen zu lernen. Jeder neue Gegenstand erregt seine Aufmerksamkeit, und wenn er die Beschaffenheit desselben durch vorsichtiges Heranschleichen auf weiten Umwegen nicht zu ergründen vermag, entflieht er und verläßt eher den bisher bewohnten Bezirk, als daß er sich auf's Ungewisse einer Gefahr aussetzte. In der Dämmerung und des Nachts verläßt er die Tiefe seines Baues, schleicht leisen Schrittes in den Ackerfurchen fort, und überrascht, durch die untrügliche Schärfe seiner Nase und der Augen geleitet, das Rebhuhn auf dem Neste und den Hasen in seinem Lager. Den Kaninchen lauert er an den Zugängen ihrer Baue auf, dringt auch wohl in diese ein, um seine Beute heraus zu holen, und verfolgt bisweilen kleines Wild mit hundeartigem Gebell über offene Ebenen und Felder. Gelingt es ihm, in Hühnerhöfe einzudringen, so tödtet er was er irgend erreichen kann, und schleppt die getödteten Hühner einzeln fort, um sie in einem Versteck für spätern Gebrauch unterzubringen. Auch bei seinen Diebereien verläßt ihn seine Vorsicht nicht, und die besten Bissen läßt er unberührt, sobald er eine Falle in der Nähe wittert. Le Roy erzählt in seinen Briefen über die Thiere, daß einst ein Fuchs volle vierzehn Tage hungernd in seinem Baue blieb, um die rings umher aufgestellten Fallen zu vermeiden, und Winckell berichtet in seinem Handbuche für Jäger mehrere Beispiele, wie vorsichtig der Fuchs auf den für ihn eingerichteten Fangplätzen zu Werke geht. „Ich hatte einst die Freude, erzählt Letzterer, Augenzeuge zu sein, als im harten Winter nach einem fest angekirrten Fuchs das Eisen gelegt worden war. Nicht weit vom Fangplatze saß ich auf dem Anstande. Es fing eben an zu dämmern, als das Thier, durch Hunger getrieben, herangetrabt kam. Emsig und ohne Arg nahm er die entferntesten Brocken der Lockspeise, die Vorwurfsbrocken, an, setzte, so oft er einen verzehrte, sich gemächlich nieder und wedelte mit dem Schwanze. Je näher er dem Orte kam, wo das Eisen lag, desto behutsamer wurde er, desto länger besann er sich, ehe er etwas nahm, desto öfter kreiste er den Platz. Gewiß zehn Minuten blieb er unbeweglich vor dem Abzugsbissen, dem besten Stück vom Vorwurf, sitzen, sah ihn mit unbeschreiblicher Lüsternheit an, wagte es aber dennoch nicht, zuzugreifen, bis er wieder drei- oder viermal das Ganze umkreist hatte. Endlich als er ganz sicher zu sein glaubte, ging er wieder vor das Eisen, streckte den einen Vorderfuß nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Wieder eine Pause, während welcher er, wie vorher, unverwandt den Abzugsbissen anstarrte. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr er rasch darauf los, und in dem Augenblick war er mit der ihm höchst unbehaglichen Halskrause gefangen. Sehr lächerlich war es mit anzusehen, wie er ohne Erfolg alles, was in seinen Kräften stand, anwendete, sich zu befreien, wie er boshaft keklerte, und da er wegen des Eisens nicht vorwärts kommen konnte, rückwärts zu gehen anfing. Aber auch das dauerte nicht lange; dann blieb er ermattet an einem Strauche sitzen. Nun eilte ich hinzu und befreite ihn durch ein paar wohlthätige Schläge auf die Nase für immer von seinen Leiden und seiner Angst." —

Der Wildbahn ist der Fuchs außerordentlich schädlich, und wo es viel Füchse gibt, nimmt die Zahl der Hasen und Rebhühner zusehends ab, doch sollte das Schießen und Fangen der Füchse nie bis zum Ausrotten getrieben werden, da sie, besonders wenn sie Junge haben, außerordentlich zur Verminderung der Feldmäuse, Hamster, Engerlinge ꝛc. mitwirken. Dem ächten Jäger ist die Verfolgung eines Fuchses, wegen der dabei nöthigen Gewandtheit, so interessant, daß Fuchsjagden in vielen Ländern zu den bevorzugten Vergnügungen gerechnet werden. In Frankreich führte sie Ludwig XIII. ein; in England werden sie ganz systematisch betrieben, und verlangen einen gewaltigen Aufwand, der sich bei ächten „Hunters" und „Sportsmen" sogar auf Einführung lebender Füchse vom Kontinent erstreckt. Auch nach Nord-Amerika haben leidenschaftliche Fuchsjäger schon europäische Füchse gebracht und in den britischen Kolonien in Freiheit gesetzt, damit sie sich dort vermehren sollen, weil die amerikanischen Arten viel leichter zu fangen sind und daher dem wahren „Fox-Hunter" nicht genügen. — In Deutschland gräbt man den Fuchs, gleich dem Dachse aus, besonders wenn er Junge hat, läßt ihn durch Dachshunde aus dem Baue treiben, und schießt ihn dann, oder fängt ihn in aufgestellten Netzen. Erlaubt der Boden wegen Felsen und Klippen das Ausgraben nicht, so versucht man alle Röhren bis auf eine zu verstopfen, treibt durch diese Rauch und Dampf in den Kessel, verstopft zuletzt auch diese, und findet gewöhnlich am andern Morgen die Bewohner des Baues nahe am Eingange der Hauptröhre erstickt. Im Winter wird er bei hellem Mondschein von gut versteckten Schießhütten aus, vor welche man Aas geworfen hat, oder auf dem Anstande erlegt, und um ihn anzulocken, ahmt man den Laut eines jungen Hasen oder einer Maus nach. Wo viele Füchse sich zeigen, stellt man auch Treibjagden an, oder fängt sie in Tellereisen und Schwanenhälsen, wo man sie indeß vorher eine Zeitlang auf den für die Falle bestimmten Ort durch Vorwurfsbrocken kirren muß. Reinlichkeit und Behutsamkeit sind dabei die nöthigsten Dinge, und eine gute Witterung darf dabei auch nicht fehlen. Um letztere zu bekommen, läßt man, nach Winckells Angabe, ein halbes Pfund ungesalzene Butter oder reines Gänseschmalz in einen neuen Tiegel zergehen, thut dann drei Loth gestoßenes Foenum graecum hinein, einige Minuten später einen Fingerhut voll grüner Unterschale des Mäuseholzes (Solanum dulcamara), und dann ein halbes Loth gepulverte Violenwurzel, worauf man die Masse von den

Digitized by Google

Kohlen nimmt, ein halb Loth Anis und dann zwei Scrupel Kampher beimischt, alles tüchtig unter einander rührt, und zuletzt durch ein reines Tuch in eine neue Büchse seihet, die, mit Blase zugebunden, an einem kühlen Ort aufbewahrt wird. Als Lockspeise nimmt man zollgroße, in einem neuen Tiegel mit frischer Butter oder Gänsefett gebratene Stücken Katzenfleisch oder eben so zugerichtete Stücken Hering. — Ist dem Fuchs einmal eine Falle vor der Nase zugeschlagen, so hält es außerordentlich schwer, ihn wieder nach einer Falle zu locken, und hat er sich gefangen, so versucht er alles mögliche, sich wieder zu befreien, und ist im Stande, sich freiwillig eines von dem Fangeisen ergriffenen Gliedes zu berauben. Es sind viele Beispiele bekannt, daß Füchse, die nur an einem Fuße gefangen waren, diesen, um frei zu werden, selbst abbissen und auf drei Füßen entflohen. Von der List und Verschlagenheit des Fuchses erzählt man die wunderbarsten Geschichten, und Döbel, Winckell, Wildungen u. a. berichten aus eigener Erfahrung unterhaltende Notizen über die Klugheit dieses Thieres. Ein Forstmann bemerkte einst im Walde gegen Abend einen Fuchs, der sich alle Mühe gab, mit einem großen Stücke Holz auf einen etwas hoch abgeschnittenen, ziemlich starken Baumstamm zu springen. Den andern Abend fand er ihn am nämlichen Orte auf dieselbe Weise beschäftigt; er wurde ausmerksamer, beobachtete ihn genauer und sah zuletzt, wie der Fuchs, als er recht fertig mit seiner Last auf den Stamm springen konnte, vergnügt von dannen ging. Den folgenden Tag ging der Forstmann dem Fuchse wieder nach, und fand ihn ganz still und ruhig auf dem Baumstamme sitzend. Nicht lange nachher aber ging eine wilde Sau mit jungen Frischlingen nahe am Stamm vorüber. Der Fuchs sprang pfeilschnell herunter, faßte einen Frischling und sprang eben so schnell wieder mit demselben auf seinen Sitz zurück, wo er ihn alsbald abwürgte. Die Sau wollte anfangs ihrem Jungen Hülfe leisten, allein sie vermochte es nicht, weil der Fuchs zu hoch saß, und zog, als es nicht mehr schrie, ihre Straße weiter fort, worauf der Fuchs behende mit der Beute seinem Baue zueilte. — Honig liebt der Fuchs eben so sehr als Fleisch; — entdeckt er ein Hummelnest, so scharrt er dasselbe mit den Vorderfüßen etwas auf und wälzt sich, wenn der gereizte Schwarm ihm in den Pelz fährt, auf der Erde umher, wobei er beständig mit dem Schwanze gegen den Boden schlägt, und dieses so lange fortsetzt, bis alle Feinde getödtet und von ihm verzehrt sind; worauf er das Nest vollends ausgräbt und den Honig in größter Gemächlichkeit speist. — Von keinem Thiere sind übrigens so viele mährchenhafte Erzählungen im Munde des Volkes, als vom Fuchse; der größte Theil derselben aber gehört in's Reich der Fabel, wie die, daß er, ehe er über das Eis gehe, zuerst das Ohr daran halte, um dessen Stärke und Tragbarkeit zu prüfen; daß er mit dem Schwanze Fische und Krebse fange; daß er sich auf den Rücken lege und sich todt stelle, um Vögel zu fangen; daß er, um die Flöhe los zu werden, ein Büschel Moos in das Maul nehme, rückwärts in's Wasser ginge, und so die Flöhe, indem er immer tiefer tauchte, zwänge, in's Moos zu laufen, welches er sodann in's Wasser falle ließe, und daß er im Winter vor den Häusern wie ein Hund belle, worauf die Hausthiere dann ohne Scheu heraus kämen und sich ruhig von ihm würgen ließen.

Die Füchse leben nicht gesellig, wie die Wölfe, sondern paarweise. Die Ranz- oder Paarungszeit, in welcher sie stets eine Art von heiserem Bellen hören lassen, während sie sonst nur heulen, knurren oder kekkern, fällt auf den Monat Februar; die Tragzeit dauert 50—56 Tage. Im April wirft das Weibchen 3—7 Junge, die 10—14 Tage blind, anfangs ganz plump und graumollig sind, und mit der größten Zärtlichkeit von der Füchsin gepflegt werden, die in dieser Zeit alle Furchtsamkeit ablegt, unermüdlich für die Nachkommen sorgt, mit Kühnheit und großem Muthe den Verfolgern und Angreifern entgegen tritt, und nöthigenfalls ihr Leben für die Jungen opfert. Bei Gefahr trägt sie die Mutter mit dem Maule fort. Schon nach einem Monat kommen die Füchschen mit der Mutter aus dem Kessel hervor, um sich zu sonnen und zu spielen. Vater und Mutter tragen ihnen nun Mäuse, junge Hasen und Rebhühner zu, mit denen sie sich nun, wie junge Katzen, die Zeit vertreiben; endlich des Spielens müde die gequälten Thiere zerreißen, worauf dann jedes der Jungen mit seiner Beute in einen Winkel eilt, und dort dieselbe knurrend verzehrt. Im dritten Monat springen die Jungen bereits selbst den Heuschrecken und Mäusen nach, verlassen mit den Alten den Bau und schlagen ihre Wohnungen in Getraidefeldern auf, wo es ihnen weder an Nahrung noch an Sicherheit fehlt. Zur Zeit der Erndte ziehen sie sich in dichte Gebüsche, Haiden und Rohr. Im Herbst trennt sich die Familie, jedes treibt nun sein Handwerk für sich; die Jungen müssen nun eigene Höhlen aufsuchen oder sich Kessel graben und für ihren eigenen Unterhalt selbst sorgen. Nach 15 Monaten ist der Fuchs völlig ausgewachsen und zur Fortpflanzung reif; er erreicht ein Alter von 14—16 Jahren. — Jung eingefangen ist er leicht zu zähmen, darf aber nie viel frisches Fleisch zur Nahrung erhalten, weil er sonst leicht wieder verwildert. — Wie der Hund und der Wolf ist auch der Fuchs zur Wuth geneigt, und in manchen Jahren die Tollheit unter den Füchsen epidemisch; auch die Raude ist unter ihnen häufig, und viele rafft die Auszehrung dahin, die von zu häufig genossenen Spitzmäusen entstehen soll.

Der Winterbalg des Fuchses gibt ein treffliches, von den Kürschnern sehr gesuchtes Pelzwerk; das Sommerhaar wird nur von Hutmachern gebraucht; die dick behaarten Schwänze liefern warme Halsbinden für den Winter, und dienen zum Putzen des Elektrophors.

Der sogenannte Brandfuchs hat eine schwarze Schwanzspitze, ist an der Kehle grauer und von Farbe röther; der Kreuzfuchs ist weißlichgelb, mit einem schwarzen Kreuz über den Rücken und die Schultern; der weiße Birkfuchs ist rein weiß, der schwarze Birkfuchs schwarz; — Alle sind Spielarten des ge-

Digitized by Google

meinen Fuchſes, von denen die beiden abgebildeten Arten am ſchönſten im Norden unſres Erdtheils gefunden werden; der röthliche liefert die werthvollen Feuerpelze, der ſilbergraue, deſſen Haarſpitzen weiß ſind, iſt ſeltener und wird noch höher geſchätzt; am theuerſten werden die ſchwarzen bezahlt, deren Bälge den Zobelfellen gleich geachtet werden.

Zur Anlegung einer Petrefactenſammlung. *)

Den Reſten der Urwelt iſt ein beſonderer Zauber eigen, der auch den Roheſten gewöhnlich ſie mit einem ſtaunenden Intereſſe anſehen läßt. Das Geheimnißvolle, welches ihre Entſtehung und Erhaltung umdunkelt, die Idee eines gewaltigen Meeres, das ſeine Wogen hoch über unſern Wohnorten rollte, das unwillkürliche Streben, die damaligen Zuſtände uns geiſtig darzuſtellen, macht ſie, beſonders dem ahnenden, jugendlichen Alter, aber auch dem ernſten, denkenden Manne, zu werthem, unterrichtenden Beſitzthum. Mit dem Erworbenen ſteigt die Freude am Erwerb, das Streben, Lücken zu füllen, auf dem Tiſch und im Verſtande ſich alles bequem und practiſch zu ordnen, und das Geordnete in ſeiner Ordnung und ſtets weiteren Beziehungen zu erfaſſen und zu verſtehen! — So bildet ſich der Dilettant, der Sammler, und wird zum Geologen! —

Das Hauptwerkzeug des ausziehenden Sammlers iſt ein guter Steinhammer, mit hinten viereckiger, ſcharfkantiger, nicht zu breiter Bahn, die einen ſichern Schlag gewährt; vorn iſt er zu einem ſcharfen Keil zugeſchliffen. Er geräth in richtiger Härte, die weder ausſpringt, noch ſich umlegt, nur einem ſehr guten Schloſſer. Der Stiel, von Weißdorn, Mehlbaum oder dem Wurzelſtück der Hagbuche, muß mit glatt anliegenden, zähen, eiſernen Scheeren befeſtigt werden.

Eine nicht zu große Ledertaſche mit wenigſtens einer Querabtheilung hängt an breitem, gefütterten Riemen von der rechten Schulter zur linken Hüfte. Leicht iſt das Tragband ſo einzurichten, daß die gefüllte, ſchwere Taſche auf dem Heimweg wie ein Tornißer auf dem Rücken getragen werden kann. Durch zwei Riemen, die auf den Deckel befeſtigt ſind, wird der Stiel des Hammers geſteckt; zur Seite iſt ein Behältniß für einen kurzen, ſtarken Meißel, der zum Zerſpalten von Schieferblöcken u. dgl. oft ſehr nützlich iſt; eine gute Lupe darf nicht fehlen. In der leeren Taſche findet Papier zum Einwickeln jedes, und Werg zum Schutz zarterer Stücke — Platz.

Die beſte Sammelzeit iſt unſtreitig der Frühling, wenn der Feldbau noch jeden Weg zu nehmen, jeden wunden Fleck, der intereſſant ſein könnte, zu unterſuchen nicht verwehrt. Der Froſt hat die Wände der Schieferthone zermürbt, daß ſie abrutſchend ihre netten Formen freigeben, und Regen, Schnee und Thauwetter haben alle Rinnſale ausgeſpült, daß auch die kleineren Sachen ſich unverſteckt dem Auge darbieten. Die Hochgewitter des Sommers waſchen auf bekannten Fundorten manches ſchöne Stück frei, und weit deutlicher fallen kleine, naſſe Stücke auf, als wenn ſie bei trocknem Wetter, ſtaubig, im blendenden Sonnenſtrahl kaum bemerkt werden, weßhalb man einen kleinen Sprühregen nicht ſcheuen ſoll, und ein Paar ſchmutziger Stiefel. Die freundlichen Tage des Spätherbſtes gewähren, beſonders im Coralrag und den Spongitenkalken, manche Ausbeute, die der Pflug die Arbeitszeit hindurch herauszufördert hat.

Eine Haupthülfe iſt es allerdings, wenn man, die Lagerung der Schichten feſt im Gedächtniß, weiß, was man da und dort zu finden erwarten darf, und bald wird der aufmerkſame Sammler, ſchon aus der Ferne einer halben Stunde und weiter weg, am Berghang oder das Thal hinab, jeden guten Fundort an der Eigenthümlichkeit des entblößten Geſteins erkennen. Er wird, um eine Lücke ſeiner Sammlung zu füllen, nicht planlos umherlaufen und Zeit und Kraft vergeuden; er kennt den Strich und die Nachbaren der Schicht, in der das gewünſchte Petrefact auftreten muß, und ihr folgt er ſicher in der fremdeſten Gegend, bis ſie ſeinen Wunſch gewährt. Allerdings iſt es hiebei viel leichter, bekannte, reiche Fundorte — die aber oft auch abgeleſen ſind — zu beſuchen, als neue zu entdecken, die dann aber meiſt die gehabte Mühe reich lohnen.

Das Erbeutete wird zu Haus mit nicht zu harter Bürſte rein gewaſchen, Zerbrochenes mit dickem Gummiſchleim gekittet, und die Kieſelverſteinerungen des Coralrag mit ſchwächerer oder ſchärferer Salzſäure behutſam behandelt. Bei unvorſichtigem Gebrauch wird freilich manches ſchöne Stück verdeitzt, doch wird der Geübtere auch oft durch überraſchende Erfolge belohnt. Ich beſitze einen reichaſtigen, vielverſchlungenen Polypenſtock des zierlichen Lithodendron elegans, in deſſen blendend weißem Geäſt eine Unzahl halbdurch, ſichtiger Serpeln, ein glänzend braun marmorirter kleiner Pecten, mehrere Fungiten, ein Seeigel u. dgl. m. hauſen, aus einem Stücke, das ein anderer Sammler weggeworfen hatte!

Eine beſondre Behandlung erfordern die Saurierſkelette des Poſidonienſchiefers. Mehr oder minder — halbzoll- bis handdick — mit Geſtein bedeckt, oft ziemlich deutlich auf der Oberfläche der Bank an welligen Erhöhungen erkennbar, oft nur im Bruch der Platte die Knochenmaſſe zeigend, müſſen ſie mit ſehr ſcharfen Meißeln herausgraviert werden. Klopfen darf

*) Wir entnehmen dieſen Aufſatz einem im Laufe dieſes Jahres erſcheinenden Werke, welches wir dabei unſern Leſern aus Ueberzeugung auf das Wärmſte empfehlen; es heißt: Dr. Schmidt Petrefacten-Buch, oder allgemeine und beſondere Verſteinerungskunde, mit Berückſichtigung der Lagerungsverhältniſſe beſonders in Deutſchland, mit 57 color. und 7 ſchwarzen Tafeln, und wird in 5 Lief. zu 1 fl. 36 kr. — 1 Thlr. aufgegeben.

Digitized by Google

man gar nicht: denn von der Erschütterung fallen oft die spröden Knochen zu Splittern, auch muß das Gefühl den Knochen, den die Schneide berührt, anzeigen, daß er nicht verletzt werde. Hier lassen uns alle Chemikalien im Stich; der bitumenreiche Schiefer ist jeder Säure unzugänglich, die den Knochen begierig ergreift — auch Alkalien nützen nichts. Einige Stücke in gewissen Schichten blättern durch Ausdehnen und Zusammenziehen hinter dem Ofen, oder im heißen Sonnenstrahl, den fleißig benetzten Schiefer nach Monat dauernder Arbeit mehr oder minder vollständig ab: nie aber, ohne auch Knochen mit abzulösen. Das Graviren, so viel Armkraft, Geduld und Zeit es erfordern mag, ist jederzeit vorzuziehen. Eine weitere Fatalität ist schon der Ankauf. Die Fleinsgräber von Ohmden und Holzmaden in Württemberg — in Lime Regis und Banz wird nichts verkauft — gehören zu den Abgefeimtesten ihres Gelichters. Einzelne gefundene Bruchstücke, die nur gering bezahlt werden würden, heben sie auf, bis sie ein Ganzes, freilich völlig heterogenes, dem, die einzelnen Schieferstraten nicht kennenden Fremden zusammenlegen können. Stücke, deren Knochen mit einer unbearbeitbaren Decke von Schwefelkies oder schier eben so hartem Steinmergel umgeben sind, werden theuer an Unkundige verkauft, und sonst noch allerlei Vortheilchen practizirt, die der Raum verbietet, hier anzuführen — Cavete!

Wenn ich für mein Theil es vorziehe, nur die Versteinerungen von Württemberg in ausgezeichneten Exemplaren zu besitzen, und mit gleichdenkenden Freunden mich bemühe, unsre Schichten und ihre reichen Schätze so genau kennen zu lernen, wie es bei Entfernteren nie möglich ist: so wird Mancher doch nicht gerade meines Sinnes sein, und wünschen, durch Kauf und Tausch auch die Versteinerungen fremder Länder seiner Sammlung anzueignen. Ich muß in dieser Hinsicht alle Genauigkeit bezüglich der Fundorte anempfehlen. Der Werth, und selbst die Begriffe von Schönheit der Piecen sind sehr relativ.

Wir kommen endlich an's Aufstellen! Wer über große, unbewohnte, helle Zimmer disponiren kann, thut am Besten, seine Sammlung in kleinen, einzelnen Pappkästchen, an denen der Name — mit oder ohne Synonyme — Schicht und Fundort bemerkt ist, frei auf, nach vorn schräg sich neigenden Tafeln, aufzustellen. Eine leicht entfernte Decke von endlosem Papier zerdrückt nichts und schützt gegen Staub. — Reichere mögen Glaskasten fertigen lassen. Man hat hier den wichtigen Vortheil, auch größere schöne Exemplare aufstellen zu können, und sich die möglichst weiteste Uebersicht zu verschaffen. Mit den tiefsten Schichten beginnend, erreicht man die jedesmal durch einen schmalen, leeren Streifen gesonderte, höhere Strate, und kann jeden Uebergang, jede Variante mit einem Blick vergleichen. Neben den Anfang einer jeden Schicht pflege ich die Leitmuscheln und ein oder mehrere Handstücke des leeren Gesteins zu legen.

Kasten mit Schubladen versinnlichen ebenfalls bequem die Lage der Schichten, geniren aber sehr, wenn man gezwungen ist, den Hammer oft verkleinernd oder gar verstümmelnd an ein schönes Stück zu legen.

Manche Sammlung steht man auch zoologisch geordnet. Wem aber daran liegt, einen geologischen Ueberblick sich anzueignen, der wird schwerlich diese Anordnung vorziehen.

Endlich, beim Abschied von meinen Lesern, drücke ich hiemit den begründeten Haß gegen eitle Namengeberei aus. Wie sehr die Sucht, einen Namen zu kreiren und den Eigenen dahinter zu sehen, die Wissenschaft verwirrt, wird an den, noch lange nicht erschöpfenden Synonymenregistern über manche Muschel ersichtlich sein. Es ist gar nicht so leicht, wie Mancher es geglaubt haben mag, einen bezeichnenden, sprachrichtigen, und keine russische Zunge erfordernden Namen aufzufinden. Die ganze altdeutsche, slawische, nordische und indische Mythologie bezeichnet eine Muschel nicht so klar wie Quenstedts A. psilonotus ꝛc. Wer nicht dumpf an Norm und Buchstaben klebt, wird bald unzählige, kaum merklich schattirte Uebergänge zwischen anscheinend weit getrennten Ammoniten und Terebrateln bemerken, und nicht kleinlich für jeden einen Namen verlangen. Nicht in der Namenmenge: im klaren Begriff entwickelt sich die hehre Wissenschaft, der auch diese Arbeit würdige Verehrer erwerben möge.

Der Ararat.

16,254 par. Fuß hoch nach Parrot.

Erzählung.

Schon zu lange hatte ich, durch ungünstiges Wetter zurück gehalten, die Gastfreundlichkeit der frommen Väter in Etschmiadsin in Anspruch genommen, als endlich der Himmel sich heiterte und ich meine Reise auf den Ararat antreten zu können glaubte. Ob ich wirklich den Gipfel des Berges erreichen würde, sollte sich erst im Verlauf der Reise zeigen; es war aber sehr zu bezweifeln: denn Parrots Unternehmen ward noch jetzt von allen Umwohnern mit Mißbilligung, ja Entrüstung besprochen, und ohne die gewaltige Furcht vor dem langen Arm des Czaars würde er nie auf die Spitze gekommen sein, das stellte sich klar heraus. Allerdings hatte ich mich solcher Unterstützung nicht zu freuen, doch gab ich den Plan nicht auf, die Wirkungen des entsetzlichen Ausbruches vom Junius 1840, von dem so manches Widersprechende gesagt und geschrieben wurde, mit eigenen Augen zu sehen. Ich reiste schopper, d. h. Post, hatte also das Recht, für mich und meinen Tartaren Pferde zu requiriren, welches aber, ohne die Gutmüthigkeit des Paters von Etschmiadsin, sich schwerlich auf diese Seitentour hätte ausdehnen lassen. Indeß sah ich ganz landesgemäß aus, in der hohen persischen Mütze, das Gesicht zu zwei Dritteln im Bart begraben, mit rothjuchtenen Stiefeln und weiten Schalwars, das Ge-

Digitized by Google

päck in einer Moffrosche, einer sehr practischen Art von Reisesack, Pistolen im Gürtel und dem gewaltigen Dathaghan zur Seite. Der Tartar, Kara Firuz, schien zu dem Feringhi in diesem Kostüm ein Herz zu fassen, und erzählte mir, er habe vor einiger Zeit einen Herrn zu begleiten gehabt, der an einem schweren Gebrechen gelitten, was er noch an keinem Menschen bemerkt: er hätte nicht reiten können.

Am frühen Morgen verließen wir das Kloster, und lag auch im Thale noch braune Nacht, die beiden Gipfel des Berges, besonders der schneeige des großen Ararat, erglänzten wie Silber über dem grauen, wogenden Morgennebel, der, von einem frischen Ostwind gezaust, in gedehnten Flocken davon stob. Bald war der Berg frei, und Kara Firuz bezeichnete mir eine schwarze Schlucht, die aussah, als sei der Berg da bis in's Herz geborsten, als die Stelle, von der die grause Catastrophe ausgegangen.

Weißt du von dem Unglück? frug ich.

Unter dem Schutt, der Arguri deckt, antwortete er, liegt mein Vater mit zwei Schwestern erschlagen. Ich war in Erivan, als es sich begab, doch kann ich Euch, nach dem Bericht von Hirten, die auf dem Berg weideten, alles erzählen, als wäre ich selbst dabei gewesen. Aus Dorf und Kloster ist keine lebende Seele entkommen, die davon sagen könnte.

Es war am 20. Junius 1840, eine Stunde vor Sonnenuntergang, als bei heiterm, wolkenlosen Himmel plötzlich ein grauser, krachender Donner die Bewohner von ganz Armenien erschreckte. Der Boden wogte wie Meereswogen vom Ararat her, nach Ost und Südost und in den Bezirken von Nachitschewan und Scharur blieb kein Gebäude davon stehen. Nun sah man, daß am Ende jener finstern Schlucht der alte Noahberg geborsten war, und dicker Dampf mit Sturmgewalt aus der Schlucht hervor brach. Die Stelle war sechs Werst etwa von Arguri entfernt, und alles stand auf dem Hügel, in dessen Seite Noah die erste Rebe senkte, und sah, wie die Dampfwolken sich mit reißender Schnelle erhoben, und über dem Gipfel des Agri-Dagh sammelten. Die Dämpfe waren indigblau, violett und blutroth, und ein Zeichen, welche blutige Trauer über uns kommen sollte. — Doch dabei fällt mir ein zu fragen: ist es wahr, daß man in Franghistan nicht blau trauert, wie bei uns?

Allerdings, wir trauern schwarz!

Scheitan ist schwarz; welcher Vernünftige wird die Farbe des bösen Geistes tragen? — Doch weiter. — In der Nacht strömte unendlicher Regen herab, der sonst niemals zu dieser Jahreszeit fällt. Der Berg tobte unaufhörlich und brüllte so furchtbar, daß man ihn zwei Tagreisen weit hörte, und erstickender Schwefeldampf beengte jede Brust so, daß mehrere Alte erstickten. Feuer sah man nicht, nur schwarzen, ballenden Rauch, und das Sausen, Pfeifen und Schwirren der hoch in die Luft geschleuderten Felsstücke, die klatschend und schmetternd an einander prallten, war entsetzend, sinnraubend. Nur eine starke Stunde dauerte der Ausbruch; als aber der frühe Sommermorgen dämmerte, war Arguri von der Erde verschwunden, und von St. Jakobs heiligem Kloster, dessen Altar noch der Stein war, auf dem Noah beim Ausgang aus der Arche opferte, war keine Spur mehr zu sehen! — Ueber fünfzehnhundert Menschen, darunter die acht frommen Väter des Klosters, liegen tief unter Schutt und Felstrümmern begraben. — Gott ist groß, und gesegnet sei sein Rathschluß! —

Einsam steht der alte Agri-Dagh wieder, wie zur Zeit, als die große Wasserfluth dort alles Lebende vertilgt hatte. Noahs Schiff, das der Allmächtige selbst gebaut, und welches noch am Abhang seines Gipfels liegt, soll nicht von der Neugier der Menschen entheiligt werden, und weil der ruissische Khodscha hinaufdrang, trotz aller Schrecken, die den Gipfel umdräuen: so mußten alle Bewohner Arguris untergehen, daß kein Beistand mehr zu solcher Schändung geleistet werden kann. Gott ist groß!

Weit hinaus aber auch erstreckten sich die Warnungen des Höchsten. Im Bett des klaren Araxas thaten weite Spalten sich auf, aus denen sausende Luftströme hervorbrachen, die hoch das Wasser emporschleuderten. Aus andern strömte brauner, stinkender Schlamm oder weißer, klarer Sand; doch schlossen die meisten sich völlig wieder, andere gähnen noch unergründlich tief hinab. In Bajessid und Maku stürzten viele Häuser ein, und erschlugen die Bewohner. Ueber den Trümmern von Arguri sammelten sich die räuberischen Söhne der Wüste, und begannen nach den Schätzen des reichen Orts zu graben, doch auch sie sollten vertilgt werden: so stand es geschrieben. Der Schlund, aus dem das Verderben hervorbrach, war ein weiter, tiefer See geworden; seine Wasser sprengten plötzlich in der Mittagsstunde den lockern Damm, den der Ausbruch des Berges aufgeschüttet, und unaufhaltsam stürzte die schlammige trübe Fluth über den Bergabhang, und ersäufte die diebischen Kurden. Ueber Hundert von ihren Leichen wälzte der Karasu an's Ufer — Schlamm bedeckt die Uebrigen, die stehlen wollten, was Gott begraben. Er ist groß und heilig sein Name!

Kara Firuz schwieg und versank in trübes Sinnen, aus dem ich ihn nicht aufstören mogte. Der Ararat oder Agri-Dagh, wie ihn die Urwohner nennen, trat in stets bestimmteren Umrissen hervor, und machte einen stets schauerlicheren, wilderen Eindruck; die Eissterne mit segelnden Wolken umkränzt, die felsig kahle Mitte, der Fuß mit dem schwarzen so verhängnißvollen Schlunde, rings umher Oede, alles weithin überdeckt mit dem braunen, schwefelhauchenden Schlamm — nicht einmal einen Vogel sah ich auf dem baumlosen, todten Abhang, nicht einmal einen Raben!

Wir hatten den Schlund oder Krater seitlich umkreist, mußten aber jetzt, um ihm näher zu kommen, absteigen, und über wild hingeschleuderte Felsblöcke, und zwischen ihnen durch, mühlich den Pfad suchen. Endlich konnte ich hinab sehen in eine schwarze unheimliche Schlucht, von etwa einer Stunde Länge, und ein Drit-

Digitized by Google

tel davon breit. Die Tiefe des oberen, jähen Randes mogte wohl 600 Fuß betragen, nach unten, wo die Schlammströme nach Araxi hinab sich ergossen haben, war sie verflacht; den Boden bildeten jähbrodelnde Schlammteiche, deren Schwefelwasserstoff zu mir heraufqualmte. Der Gipfel des Berges, von dessen gänzlicher Umgestaltung gesprochen ward, ist von der ganzen Katastrophe völlig unberührt geblieben. Parrot hat aber die argen Mühsale, die er bei seiner Ersteigung zu erdulden hatte, gewiß nicht übertrieben, und scheint er den Namen Agri Dagh — rauher Berg — mit allem Recht zu verdienen. Die Aussicht erschien über die armenische Ebene hin reizlos eintönig: nur der Spiegel des Goktschaisee's, und dahinter die gewaltige Pyramide des Vulkans Allahgos gewährten dem Auge wohlthuende Ruhepunkte.

Ich sondirte meinen Begleiter, ob er nicht zu bewegen sein mögte, den Berg mit mir, so weit wie möglich zu ersteigen, welches er indeß mit kategorischer Kürze zurückwies. Allah il Allah, rief er mit Geberden des Schreckens, wer wird seinen Kopf dem Teufel in's Haus tragen! Oben steht die Arche Noahrot Noahs, und unter ihr sind alle böse Geister in Abgründen und Schluchten haufend, um Jeden zurück zu schrecken. Ganz oben trifft man dann noch die Eisghauls, dämmrig blaue, unnennbare Wesen, die augenlose Blicke auf den Thoren heften, der sich in ihren Bereich wagt, bis er erstarrt dahinsinkt, oder sinnverwirrt den Rest seines Lebens vertobt. — Nein, Aga, schwärze dein Angesicht nicht durch derlei Gedanken! —

Woher weißt denn du all dies Unzeug, wenn keiner mit gesunden Sinnen dorther zurückkam?

Wohl sind auch Einige erhalten, durch Gottes Wort, wie ein alter Mann, den ich bei Erzerum kannte, der oben war, einen Eiswurm zu holen, welches die Jungen der Ghauls sind, und äußerst von ihnen gehütet werden.

Erzähle mir sein Schicksal, Kara Firuz, denn schon der Ketchoda*) von Etschmiadsin rühmte dich als den beliebtesten Kissago**) weit umher.

Der Tartar strich behaglich den schwarzen Knebelbart, und begann mit lautem: Insch Allah! —

Unter der Regierung Feth Ali Schahs lebte in diesen Gegenden Dusd Mohamed Chan, ein mächtiger Fürst des Stammes Suchanlu, der jede Karawane, jeden Wanderer plünderte, den Roß und Lanze erreichte. Eines Tages überfiel er mit seinem Räubertroß ein armenisches Dorf, dessen Männer auf der Jagd waren, plünderte es, und führte Knaben und Mädchen gefangen davon. Unter diesen war die Verlobte eines jungen Armeniers, der, so wie er die Nachricht erfuhr, sich mit seinen Waffen aufmachte und in's Lager des Chan eilte, dem er sich als Diener anbot. Der Chan, dem der schöne, kräftige Jüngling gefiel, nahm ihn gern als Pfeifenträger an. Als er aber kaum sich die Gewißheit verschafft hatte, daß seine Braut im Harem des Chans verschlossen sei, ward er von einer der Dienerinnen, die er zu gewinnen suchte, verrathen, und in Ketten vor den Chan geschleppt, der unwohl und sehr übler Laune war. „Hund, fuhr er ihn an, von welchem Unflath hast du gegessen! Dich gelüstet es wohl nach dem Pfahl?“ Gregor aber warf die Wahrheit ihm kühn in den Bart, und verlangte seine Braut zurück, widrigenfalls er ihm mit allen göttlichen Strafen drohte. Der Chan tobte: „was habe ich mit der nazarener Sau, die du Braut nennst? Du wagst es, mein Antlitz zu schwärzen? wohlan, du sollst sehen, welche Zähne Dusd Mohamed hat. Morgen sollst du in meiner Gegenwart von Pferden zerrissen werden! — Heute will ich schwitzen.“

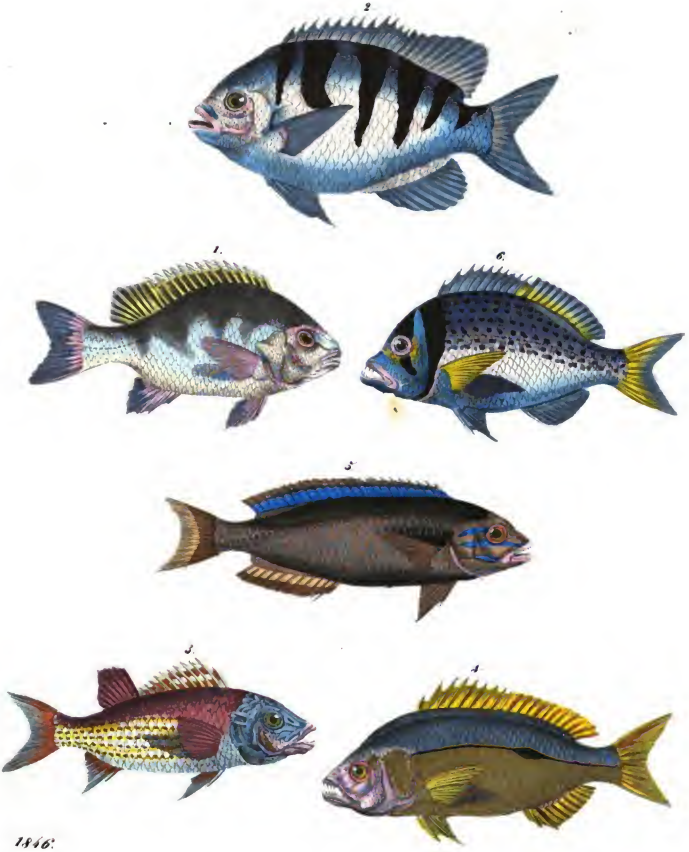
Aber schon zur Stunde des Abendgebetes raste der Chan in wilder Fieberglut, und schwatzte von Blut, Raub, feurigen Händen, die ihn zerrten, und wer weiß, was sonst noch! Man holte die vier geschicktesten Aerzte auf schnellen Rossen, die ihm Kräutersaft in Kumiß gaben, aber alles war umsonst, nur heftiger tobte der Kranke und rathlos standen die Aerzte. Da trat ein altes gebeugtes Weib herein, die Amme des Chans, und rief laut: „Alles ist Narrheit, nur Gott ist groß! Der Chan aber muß sterben, wenn wir nicht schnell einen Kirm i yehf, einen Eiswurm erlangen, wie sie im ewigen Schnee des Agri-Dagh wohnen. Die Khanum, die erste Frau des Chans, saß aber hinter einem Vorhang im Zelt, und hörte die Worte. „Insch-Allah, rief sie, ist solch ein Wurm mit Geld oder Gewalt zu erlangen, so soll mein Herr und Gemahl — Segen sei auf ihm — nicht umkommen, weil er fehlt! — Möge der Schatten der Khanum sich mehren, entgegnete das Weib, einen solchen Wurm kann nur der erlangen, der mit allen Schrecken der Hölle zu kämpfen bereit ist!“

Diese Nachricht flog durch das ganze Lager, und der Kerkermeister erzählte auch Gregor davon. Laß mich frei, rief der, und ich will den Eiswurm fangen und bringen vom Gipfel des Noahberges. Dieß ward sogleich der Khanum gemeldet, die beim Bart des Chan schwor, ihm sammt seiner Braut sogleich die Freiheit zu verschaffen, sobald er den Eiswurm bringe.

Gregor stieg muthig den Berg hinein, und gewahrte endlich bei Sternenlicht eine Höhle, in die er mit gezogenem Säbel trat, um die Nacht da zuzubringen. Im Innern sah er noch einige Kohlen in einer Grube glimmen, die er anfachte, etwas Brod aß, und ermüdet neben dem Feuer einschlief, auf welches er gedörrten Kameelmist gehäuft hatte, von dem ein ziemlicher Vorrath sich fand. Am frühen Morgen ward er sanft geweckt; das Feuer brannte hell, und vor ihm stand ein Greis in härner Tracht mit dem Zeichen Issa's ben Mirjam, Eures Propheten, in der Hand. Stehe auf und iß, sprach der Santon, und reichte ihm ein Stück Brod; dann gab er ihm eine Schnur dunkler Perlen. Wenn du wissen willst, wohin du gehen sollst, bedeutete er dem Erstaunten: so wirf eine solche Perle auf den Boden, und verschwand! Gregor trat vor die Höhle und warf eine Perle nieder, — wunderbar — sie rollte den Berg hinauf. Mit erneuetem Muth folgte ihr der Jüngling!

*) Ortsvorsteher.
**) Erzähler.

Digitized by Google



1846.

Digitized by Google

Digitized by Google

Und höher, stets höher führte ihn die voranhüpfende Perle, bis er oben war, wo tausendjähriges Eis sich gehäuft, aus dem einzelne schwarze Klippen ragen über schwindelnden Abgründen, deren Boden kein Sonnenstrahl erreicht. Unter dem Eis brausten in tiefen blauen Spalten unsichtbare Gewässer, bald mild rieselnd, bald mit hohlem Brüllen dahin; doch leis betend und Gott vertrauend stieg der Muthige weiter. Er hatte das Perlein aus dem Auge verloren, und warf ein zweites nieder, welches ihn auf eine wildstarrende Felsspitze führte, von ihr aber hinab hüpfte in eine schwindelnd tiefe Eisspalte. Sogleich zog Gregor die Schuhe ab, um sicherer fußen zu können; noch einmal betete er um Kraft, die ihm auch wunderbar wuchs, und stieg hinab, von Zacke zu Zacke. Dumpfes, schwirrendes Heulen tönte aus dämmernder Tiefe, graue Nebelgestalten nahekten bläulich schimmernd und hauchten eisigen Odem an sein Herz, aus dessen innerstem Grunde er um Hülfe und Rettung flehete. Und wie er die Augen erhob, so hing über ihm eine kleine durchsichtige Schlange mit rubinrothen Aeuglein herab, die funkelte, sich windend im Sonnengold. Gott sei Dank, rief er, den Wurm ergreifend, der ist mein! Da stürzten alle Gbauls mit gellem Schrei auf ihn her; die Sinne schwanden ihm, er glitt hinab! — —

Die Krankheit des Chans aber war fortwährend gestiegen. Er brüllte, sein Herz sei von glühendem Eisen, er schlug mit dem Schaft der Lanze die Diener, die Aerzte, ja die Khanum. Die Aerzte sprachen unter einander: laßt uns hinausgehen von diesem kranken Unthiere, daß wir die Seele retten vor seinem Toben, da er morgen doch nur ein leerer Balg ist, aus dem das Leben entfloh. Und sie gingen, Kumiß zu trinken und schliefen alsdann. — Gegen Mitternacht aber ward Dusb Mohamed ruhig; ich schwöre, rief er laut, beim heiligen Koran, bei der heiligen Kaaba, ich schwöre beim Bart des Propheten! — Insch-Allah — Athom-do-lillah — Gelobet sei Gott! Dann schlief er ruhig ein, und erwachte am Morgen wohl matt, doch völlig gesund. Seine erste Frage war nach Gregor, dem Armenier. Da bebten die Diener alle, und leise gestand die Khanum endlich: er sei nicht mehr im Lager. Bei der Seele deines Leibes, Khanum, was ist aus ihm geworden? schrie der Chan, sich aufrichtend. Da schwur die Khanum, er sei auf den Agri Dagh gegangen, einen Eiswurm zu fangen für das Fieber des Fürsten.“ Ist er zurück? Kein Nagel seines Fingers ist gekommen. — „Wer wird auch nach dem Sohn eines Hundes fragen, da der Chan gesund ist!“ Was, schrie der Fürst, beim Grabe meines Vaters, man soll nach ihm fragen: denn sein Leben und Meines sind Eins. — Oh, ihr habt ihn schon gespießt, ihr unreinen Thiere! „Nein, sicher nein, beim Salz des Chans!“ So stehe auf, was reiten kann, und kehrt nicht wieder ohne ihn. — Augenblicks war das Zelt leer! —

Als die Aerzte beim Erwachen hörten, der Chan sei gesundet, kamen sie an sein Lager, und priesen ihre Aufopferung, ihre Verdienste, und hofften, er werde die Belohnung darnach ermessen. Der Chan aber sah sie lange finster an, dann sprach er ruhig: „Mögen eure Väter tüchtig in der Hölle braten, ihr Geschwisterkinder von sieben Eseln, das ist keine Schüssel aus eurer Küche! Fort mit euren dicken Bäuchen und leeren Köpfen, wenn ihr Freunde eines unjerhauenen Felsseid. — Da eilten die Männer von dannen, und murmelten Flüche, doch ganz leise! —

Khanum, meine Rose, sprach Dusb Mohamed dann, ich will dir sagen, wie Alles ist und ging. Sieh, mir träumte, wie das Fieber am ärgsten glühete, und alles verloren schien, als trete ein alter Mann an mein Lager, der Gregor, den Armenier, an der Hand führte. Er trug das Kreuz der Nazarener und hieß Gregor das Werk vollbringen. Der nahm ein durchsichtiges Schlänglein von blauem Eis mit rothen Augen, und rieb mir Brust und Stirn damit, daß jede Ader in mir erquickt ward. Chan, sprach er dann, willst du gesund sein, oder in Glut sterben? Herr, rief ich, was soll ich thun, daß ich genese? Laß diesen Jüngling sammt seiner Brand und allen armenischen Christen frei, die du gefangen hältst, erscholl es: sonst soll zur Nacht dein Fieber wiederkehren, und die Schakal werden sich beißen um deine Glieder, wenn du es wagst, dein Wort zu brechen. Da schwur ich hoch und theuer, schlief sanft ein, und erwachte gesund.

Eben langten die Reiter an, die Gregor schlafend am Fuß des Ararat gefunden hatten. Der Chan gab alle Gefangenen frei und baute das zerstörte Dorf wieder auf, in welchem ich den muthigen Armenier als Kelchoda kannte. — Doch seht dort vor uns den Aul, in welchem wir die Nacht schlafen werden. Groß ist Gott, der uns geführt, geheiligt werde sein Name! —

Die Lippfische.

(Taf. 43.)

Die Lippfische, Lobroidei, umfassen die dreizehnte Familie der Stachelflosser, Acanthopterygii, werden aber von Oken der zweiten Sippe der achten Zunft, den Brassen, zugezählt. Sie sind äußerlich leicht erkenntlich an dem länglichen, mit großen Schuppen besetzten Körper, einer einzigen Rückenflosse mit Stachelstrahlen, deren jeder gewöhnlich mit einem Hautlappen besetzt ist, und an den fleischigen Lippen, womit die Kinnladen bekleidet sind. Die Familie, welche außerordentlich reich an Arten ist, zerfällt in vier Gattungen: eigentliche Lippfische, Labrus; Stumpfköpfe, Xyrichthys; Chromis, Chromis, und Papageifische, Scarus. — Auf unserer Tafel bringen wir die schönsten Repräsentanten der ersten Gattung, von der allein über hundert Arten bekannt sind, die sämmtlich das Meer bewohnen.

Der eigentliche Lippfisch hat aufgeworfene, große, fleischige, doppelte Mundlefzen, kegelförmige, in einer Reihe stehende Zähne, von denen die vorderen

Digitized by Google

größer sind, und pflasterförmige Schlundzähne. Der Kopf ist kegelförmig, der Körper regelmäßig elliptisch, mit großen Schuppen in Längsreihen. Die Seitenlinie läuft mehr am Rücken und biegt sich plötzlich auf den Schwanz; die Rückenflosse ist nur vorn mit Stacheln versehen; die Brustflossen sind bei den meisten Arten zugerundet; die Stirn ist nackt, die Deckel aber beschuppt und die Kiemen sind fünfstrahlig.

Die Lippfische bewohnen größtentheils die wärmeren Meere, besonders das mittelländische; sie werden nicht sehr groß, nie über 1½ Schuh lang; zeichnen sich durch schöne Farben aus, halten sich meistens in der Tiefe auf, und leben dort von Krebsen und Schalthieren, die sie unter den Tangen aufsuchen. Alle Arten werden gegessen, haben ein sehr schmackhaftes Fleisch, und werden an den südlichen Küsten Frankreichs, wo man sie in Menge fängt, eingesalzen, und als Carpe de mer weit und breit verschickt.

Auf mittelgroßer Tafel stellt Fig. 1 den faserigen Lippfisch, Labrus poreus, dar, der im Mittelmeer und in der Nordsee gefangen wird; — Fig. 2 ist der gestreifte Lippfisch, L. variegatus; — Fig. 3 der rothe Lippfisch, L. carneus, der an der Küste von Norwegen häufig ist; — Fig. 4 der einfleckige Lippfisch, L. unimaculatus, der nur im Mittelmeere, an der Küste Frankreichs und Italiens gefunden wird; — Fig. 5 der Silberlippfisch, L. argentinus, dessen braune Schuppen wie mit einem Silberschimmer überzogen sind, und Fig. 6 der reihenfleckige Lippfisch, L. maculatus, der in der Nordsee und im Mittelmeere gefunden wird.

Alexander Selkirk.

Eine wahre Geschichte.

(Schluß von S. 329.)

In dieser Eintheilung meiner Tage zwischen Arbeit und Gebet verstrichen mir dieselben ziemlich schnell, und in Wahrheit kann ich sagen, daß ich Zeit meines Lebens nie ein so guter und frommer Christ gewesen bin, als da ich in meiner Einöde war. Gewöhnung und unausgesetzte Thätigkeit, zu welcher ich gezwungen ward, wenn ich mein Leben erhalten und einigermaßen angenehm machen wollte, hatten mich nach und nach mit meiner Lage ausgesöhnt, und wenn ich auch nicht ohne lebhafte Sehnsucht an meine theure Mutter, an meine geliebte Heimath, an meine Freunde zurückdenken konnte, so wurde ich doch nicht mehr vom Kummer ganz überwältigt, wenn sich mir je einmal der Gedanke aufdrang, daß ich vielleicht meine ganze übrige Lebenszeit einsam auf meiner Insel werde zubringen müssen. Ich glaubte auch nicht so recht an ein solches Schicksal, denn noch immer war die Hoffnung in mir lebendig, daß über kurz oder lang ein Schiff kommen und mich aus meiner abgeschiedenen Lage erlösen werde. Diese Hoffnung mich und wankte nicht aus meiner Seele, und steigerte sich mit der Zeit beinahe zu der größesten Zuversicht und Gewißheit.

Mittlerweile rückten meine Arbeiten immer weiter vorwärts, und bald war nicht nur die Tischplatte, sondern auch der Sitz zu meinem Schemel fertig geworden. Obwohl Beides, da die Bretter ein wenig dick waren, ziemlich unbehofen aussah, so genügte es doch vollkommen zu meinem Zwecke, und durch beharrlich fortgesetzten Fleiß brachte ich es auch noch dahin, daß ich die Platten mit Füßen versehen konnte, die lange nicht so plump waren, als man vielleicht denkt. Den Schemel versah ich mit drei starken Latten, und den Tisch an beiden Enden mit kreuzweis gestellten Beinen, die hinreichend dick waren, sehr Last zu tragen, welche ich ihnen aufbürden mochte. Es gewährte mir ein großes Vergnügen, als ich zum ersten Male wieder, wie ein Europäer, mein Mittagsmahl, auf einem Schemel vor meinem Tische sitzend, verzehren konnte. Es schien mir sogar, als ob mir das Essen besser schmeckte, als sonst, obgleich ich selber über meine alberne Einbildung lachen mußte. Aber genug, ich fand mich durch das Gelingen des Werkes hinreichend für alle Mühe und Arbeit belohnt, die es mich gekostet hatte, und dachte ernstlich daran, meinen Vorrath an Hausgeräth noch weiter zu vermehren.

Was mir zunächst am nöthigsten schien, war eine Bettstelle, da meine Betten bisher auf der bloßen Erde hatten liegen müssen. Sie waren natürlich dadurch nicht besser geworden, und um sie mir zu erhalten, wollte ich mir, so gut es gehen wollte, eine Bettstelle zurecht zimmern. Dann bedurfte ich auch höchst dringend einer Kattensalle; denn die Ratten verfolgten mich bis in meine Hütte hinein, störten mich oft im Schlafe, fraßen meine Vorräthe an, indem sie an den Wänden meines Hauses in die Höhe kletterten und sich an das verräucherte Ziegenfleisch machten, was ich unter dem Dache aufgehangen hatte, und bissen mir einen unbeschreiblichen Widerwillen ein. Dunderte hatte ich schon mit einem starken Prügel getödtet, aber dennoch nicht die geringste Abnahme des widrigen, ekelhaften Ungeziefers verspürt. So dachte ich denn nun eine recht große Falle zu machen, um sie darin in großer Zahl fangen zu können.

Ferner empfand ich ein großes Gelüste nach einem oder einigen Tellern und Töpfen. Durchaus nothwendig waren sie mir freilich nicht, da ich den kupfernen Kessel besaß, aber sie konnten mir zu einer großen Annehmlichkeit gereichen, und ich entschloß mich, Einige zu verfertigen, wenn ich auf meiner Insel Thon finden würde; denn ohne Thon ging es natürlich nicht. Aber ich hatte schon Spuren davon entdeckt, und zwar in dem Wasser, welches von den Bergen her in das Meer hinunter stürzte. Die schlammige Beschaffenheit desselben fiel mir auf; ich untersuchte es genauer und fand, daß die strömenden Regengüsse irgendwo ein Thonlager aufgeweicht und das abfließende Wasser Theile davon mit fortgerissen haben mußte.

Zunächst verfertigte ich erst meine Bettstelle, zu welcher ich die Zweige des vom Winde umgestürzten Baumes benutze. Sie war bald vollendet, denn ich lernte nach und nach immer geschickter mit meinem Handwerkszeuge umzugehen, und die Fertigkeit, welche ich mir schon in früher Jugend erworben hatte, gereichte mir zu großem Nutzen. Oft hatten damals meine kleinen Kameraden mich ausgelacht, wenn ich, anstatt mit ihnen zu spielen, meine Freistunden in den Werkstätten der Handwerker zubrachte. Oft hatte mich ihr Spott gekränkt, ihr Hohn verletzt; aber jetzt sah ich erst recht ein, wie nützlich es ist, sich mit Dingen bekannt zu machen, die Einem früher oder später einmal zum Nutzen gereichen können. Und selbst, wenn man keinen unmittelbaren Nutzen davon hätte, was würde es schaden? Erworbene Kenntnisse drücken zu nicht und belästigen nicht, und mir jedenfalls leisteten sie in meiner Abgeschiedenheit die wesentlichsten Dienste. Ich war ganz allein auf mich beschränkt, ich mußte mein eigener Koch, Schreiner, Zimmermann, Schlosser und Baumeister sein; welches Ungemach würde ich zu leiden gehabt haben, wenn ich meine Jugendzeit in Nichtsthun verbracht, mich mit keiner nützlichen Arbeit beschäftigt hätte.

Sobald meine Bettstelle, die meinem Zwecke völlig entsprach, wenn sie auch nicht gerade zierlich aussah, fertig war, dachte ich darüber nach, wie ich auf die leichteste Weise die größte Menge von Ratten würde fangen und vertilgen können. Da fiel mir mein Wasserfäßchen ein, welches ich kurz nach meiner Landung in die Erde gegraben und dann vergessen hatte, weil ich das darin enthaltene Wasser nicht mehr bedurfte. Bei dem ersten schönen Tage lief ich hinüber an den Ort, wo ich es verborgen hatte, grub es aus der Erde, und fand es zu meiner Freude völlig unversehrt. Das darin enthaltene Wasser schüttete

Digitized by Google

ich aus, trug das Fäßchen in meine Hütte, und traf nun meine Anstalten, es in eine Falle zu verwandeln.

Dies geschah auf folgende Weise: Ich nahm den einen Boden des Fasses heraus, spannte ein Ziegenfell darüber, und machte mit meinem Messer in die Mitte desselben zwei Schnitte; die sich durchkreuzten. Die vier Lappen, welche dadurch entstanden, bogen sich leicht abwärts, und sobald eine Ratte darauf kam, mußte sie durchaus in das Faß hinein fallen und konnte nun nicht wieder heraus. An den Boden des Fasses, welches ich etwa handhoch mit Wasser anfüllte, legte ich einen Stein, welcher ein wenig über das Wasser hervorragte, aber nicht so groß war, um mehr als einer einzigen Ratte Raum darauf zu gewähren. Oben auf das Ziegenfell legte ich als Lockspeise ein paar Stückchen gebratenen Ziegenfleisches, und wartete nun, indem ich das Faß in die Mitte meiner Stube stellte, den Erfolg meiner List ab. Damit die Ratten ohne Mühe auf das Faß hinauf kommen könnten, lehnte ich ein paar Latten daran, welche ihnen zu einer sehr bequemen Brücke dienten.

Kaum hatte ich mich zum Schlafen niedergelegt und das Feuer ausgelöscht, so hörte ich, wie das Ungeziefer schaarenweise in meine Hütte drang, und wie einige der Neugierigsten ohne alles Bedenken auf das Faß hinauf liefen. Der süße Geruch des gebratenen Ziegenfleisches lockte sie recht mächtig an. Kaum aber waren sie oben, so hörte ich erst Eine, dann noch Eine und wieder Eine in das Wasser fallen. Die stärkste kraspelte aus dem Wasser heraus und gewann den Stein, wo sie sicher im Trocknen saß. Die Anderen wollten auch hinauf, und bestürmten ihren glücklichen Kameraden. Dieser wehrte sich, und bald merkte ich an dem Geräusche, daß sie Alle bei einander in einem lebhaften Kampfe begriffen waren. Dies hatte ich vermuthet, und darum allein Wasser und Stein in das Faß hinein gethan. Der Lärm lockte die übrigen Ratten herbei; Eine nach der Andern plumste in das Faß, und das Ende vom Liede war, daß ich am nächsten Morgen mehr als fünfzig der ekelhaften Geschöpfe gefangen sah. Ich tödtete sie, erfreut über den guten Erfolg meiner List, und hoffte in Zukunft das Beste davon. Aber leider sah ich mich getäuscht; denn die Anzahl der Ratten auf der Insel war viel zu groß, als daß ich sie durch eine einzige Falle hätte vertilgen können. Zu diesem Ende hätte ich Hunderte haben müssen, und wo sollte ich diese hernehmen?

In meiner Noth stelen mir die wilden Katzen ein, deren ich auf meiner Wanderung nach dem Gipfel des Berges eine große Menge gesehen hatte, und ich nahm mir vor, Einige davon einzufangen, zu zähmen und zu Vertilgung der Ratten, wenigstens im Umkreise um meine Hütte, zu benutzen. So lange die Regenzeit dauerte, konnte ich aber an Ausführung dieses Planes nicht denken. Also schob ich ihn bis auf Weiteres auf, und machte mich an einem heiteren Morgen, der einen hellen und freundlichen Tag versprach, auf den Weg, um nach Thon zu suchen und einen Theil davon nach Hause zu tragen.

Muthig drang ich, mit meinem Kompasse versehen, in die Wildniß ein, und lief wohl an drei Stunden kreuz und quer im Walde umher. Und meine Mühe wurde nicht nur mit dem besten Erfolge gekrönt, sondern ich fand auch Etwas, dessen Dasein ich mir nie hätte träumen lassen.

Mit einer tüchtigen Last Thon beladen, war ich auf dem Heimwege begriffen, und näherte mich meiner Hütte von einer Seite, die mein Fuß bisher noch nie betreten hatte. Ich suchte aus dem Walde herauszukommen, um alsdann am Ufer des Meeres entlang zu schreiten, wo ich nicht so viele Hindernisse zu überwinden hatte, wie in dem dichten Gestrüpp des Waldes, das mich alle Augenblicke aufhielt, zu Umwegen nöthigte, und strauchelu machte.

Ungefähr eine Viertelstunde Weges mochte ich noch von meiner Hütte entfernt sein, da erblickte ich zu meiner Rechten ein Stück Land, welches dicht mit einem Kraute bewachsen war, das mir nicht nur sehr bekannt, sondern auch als ein Erzeugniß meines vaterländischen Bodens vorkam. Ueberrascht schritt ich auf das Feld zu, zog eine der Stauden aus der Erde, und gewahrte — die köstliche weiße Rübe, wie sie selbst in Schottland nicht schöner wachsen könnte.

Ich jauchzte vor Freuden laut auf, warf sogleich meinen Thon auf die Erde, und rannte mit beschleunigten Schritten um das ganze, wohl ein paar Morgen große Feld herum, um mich zu überzeugen, daß auch Alles, was ich darauf erblickte, wirklich weiße Rüben wären. Die und da zog ich eine Staude heraus — immer fand ich die herrliche Frucht daran, und säumte nun keinen Augenblick, mir einen tüchtigen Vorrath davon aufzuladen.

Gemüth hatte mir noch immer gefehlt, und jederzeit war es schmerzlich von mir vermißt worden; denn der Palmkohl war nicht in so großer Menge vorhanden, als ich wünschte, und überdies nur schwer zu erlangen. Jetzt aber sah ich einen Vorrath von den wohlschmeckendsten Erdrüchten vor mir ausgebreitet, der auf ein ganzes Jahr für mehr als zwanzig Menschen ausgereicht haben würde, und meine Seele floß über in Dank gegen Gott, welcher meine Schritte an diesen gesegneten Ort geleitet hatte.

Freudetrunken kam ich zu Hause an, und traf sogleich meine Vorbereitungen zu der köstlichsten Mahlzeit. Ich schälte die Rüben, schnitt sie in Stücke, setzte sie mit einem trefflichen Stücke Ziegenfleisch an das Feuer, und erwartete nun mit Ungeduld das Gahrwerden meines einfachen aber doch so herrlichen Gerichtes. Ach, wie schmeckten die Rüben so köstlich! Mit welchem Appetite verzehrte ich sie! Ich weinte noch nie so vortrefflich gespeist zu haben, als am heutigen Tage, der nun als ein Festtag in meinem Kalender bezeichnet ward.

Dieser Kalender bestand in einem Stabe, in welchen ich an jedem Tage, den ich auf der Insel verlebte, einen Einschnitt machte. Jummer der siebente Schnitt, als den Sonntag bezeichnend, wurde größer gemacht, als die übrigen, und wenn ein Monat verflossen war, ging der Schnitt um den ganzen Stab herum. Diese Zeitrechnung, so einfach sie auch sein mochte, war dennoch sehr genau, weil ich die Zahl der Tage kannte, welche jeder Monat enthielt. April, Juni, September, November zählen dreißig, die anderen Monate, den Februar ausgenommen, einundreißig Tage. In früher Jugend schon hatte ich mir das Wort Ap—Jun—Se—No, Apjunsno, eingeprägt, welches die Anfangsbuchstaben der kürzeren Monate enthält. Kannte ich diese, so kannte ich auch die anderen, und irrte mich in meiner Rechnung, wie ich später sah, so wenig, daß mein Kalender auf den Tag mit dem europäischen Kalender zusammenstimmte.

Also der heutige Tag wurde als ein Festtag bezeichnet, weil Gott mir an Selbigem durch ein von mir nicht hoch genug zu schätzendes Geschenk seiner Gnade und väterlichen Sorge kund gethan hatte, und ich beschloß, ihn in der Folge eben so, wie meine Sonntage, durch Gebet, durch Lesen der heiligen Schrift, und durch Betrachtungen über den Zustand meiner Seele, so wie durch Enthaltung von aller Arbeit zu feiern. Diese Sonntage dienten besonders dazu, mich die Sündhaftigkeit meines Wesens und die Barmherzigkeit Gottes kennen zu lehren. Sie befähigten mich in meinen guten Vorsätzen, ließen meine Reue nicht schlummern, und tödten mir eine immer größere und heiligere Liebe zu dem allliebenden und allgütigen Vater Himmels und der Erden ein.

Den heutigen Tag beschloß ich mit Dank- und Freudengebeten, und dachte erst am folgenden Morgen wieder daran, den Thon zu holen, welchen ich neben meinem Rübenfelde hatte liegen lassen. Ich ging ohne Säumen hinüber, obgleich schwere Wolken am Himmel standen und mich mit Regen bedrohten, nahm die Thon von der Erde auf, und bemerkte dabei zu meinem Erstaunen, eine hölzerne Tafel, auf welcher ich, zwar schon zur Hälfte verlöschte, aber noch immer lesbare englische Schriftzüge erblickte.

Welch' eine Ueberraschung für mich! Anfänglich waren die Gefühle, welche mich bei dem Anblick der Tafel bestürmten, so heftig und überwältigend, daß ich in einen Thränenstrom ausbrach, der meine Augen verdunkelte und mich verhinderte, die Schrift zu lesen. Als ich mich aber wieder gefaßt hatte, buchstabirte ich folgende Worte heraus:

„Ich besäete dieses Feld mit Rübensamen, in der Hoffnung, daß er fröhlich gedeihen, und vielleicht einen Unglücklichen durch seine Früchte erfreuen möge. William Dampier!"

Digitized by Google

Ich kaute meinen Augen kaum. Also William Dampier, mein Freund, Er hatte diese Rüben gesäet, um mir, dem Verlassenen, Einsamen, unbewußter Weise eine Wohlthat zu erzeigen!

Ich nahm die Tafel mit mir, um sie, wann ich jemals Dampier wieder sehen würde, ihm zu zeigen, und ihm zu sagen, daß ich eine andere mit der nämlichen Inschrift auf oder neben das Rübenfeld gepflanzt habe. Denn Solches zu thun, hatte ich mir fest vorgenommen. Dann lud ich mir noch den Thon auf, kehrte nach Hause zurück, hing die gesundene Tafel an der Wand auf, nm jeden Tag an meinen Freund, der, ohne es zu wollen und zu wissen, mein Wohlthäter geworden war, erinnert zu werden, und machte mich darauf ohne Säumen an die Arbeit, aus dem mitgebrachten Thon Teller und Töpfe zu formen. Obgleich ich gerade in diesem Geschäfte vor Zeiten besonders viele Uebung gehabt hatte, wollte es mir doch nicht glücken, eine zweckmäßige und hübsche Form herauszubringen, und ich entschloß mich endlich dazu, die ganze Arbeit liegen zu lassen und mir vor allen anderen Dingen eine Töpferdrehscheibe zu machen. Dies erforderte aber viele Zeit und vieles Nachdenken, und ich sah wohl ein, daß ich vor Beginn der nächsten Regenzeit nicht würde daran denken können, diesen Plan auszuführen. Denn schon hellte sich der Himmel auf immer längere Zeit auf, die Regenzüge folgten immer seltener, und nach einem heftigen Gewitter, welches mit Donner und Sturm in den letzten Tagen über die Insel gezogen war, schien die schöne Jahreszeit wieder ihren Anfang nehmen zu wollen!

Siebentes Kapitel.

Noch wenige Tage wartete ich es ab, ob das eintretende köstliche Wetter Bestand haben würde oder nicht. Da aber keine Wolke mehr am Himmel aufstieg, da die Luft köstlich heiter und blau war und kein Lüftchen mehr wehete, als höchstens ein leichter West, der meine glühende Wange kühlte, wenn ich durch die Waldung strich, so säumte ich nicht länger, die Regenzeit-Arbeiten ruhen zu lassen, und mit ihnen alle anderen Arbeiten, die mir während der schönen Jahreszeit anheimgegeben sollte. Zunächst schien es mir nothwendig, meinen alten Plan, die Katzen einzufangen, um mit ihrer Hülfe die Ratten ans der Umgegend meiner Wohnung zu verscheuchen, auszuführen. Dann wollte ich es versuchen, einige von den wilden Ziegen lebendig zu fangen, sie in ein Gehege neben meinem Hause zu thun und so möglich sie zu zähmen, daß ich im Fall der Noth, wenn ich etwa einmal krank würde, die Mittel zu meinem Lebensunterhalte in der Nähe hätte. Dann mußte ich aber auch, und dies vor allen anderen Dingen, darauf bedacht sein, mir noch ein kleines Häuschen neben das meinige zu erbauen, welches ich zu Vorrathskammern, Küche, also zu Bereitung und Aufbewahrung meiner Speisen, so wie zum Räuchern derselben benutzen wollte. Denn der Rauch in meiner Hütte war mir doch zuweilen recht lästig geworden, und noch ich ihn während des Regens ans Thür und Fenster herauslassen wollte, so drang häufig statt seiner Wasser herein, was mir wo möglich noch unangenehmer war.

Ich ging also, da ich die Nothwendigkeit derselben einmal eingesehen hatte, ohne langes Zaudern an die Arbeit. Stämme wurden gefällt, Pfähle eingerammt, aus jungen Bäumchen und Gesträuch Latten gehauen, und die Wände in die Höhe geführt. Alles ging mir aber viel leichter von der Hand, als bei meinem ersten Bane; denn erstens hatte ich nun schon Uebung in dieser Art Arbeit, und zweitens brauchte das Blockhäuschen weder so groß noch so dauerhaft aufgeführt zu werden, wie meine Wohnung. Demgemäß suchte ich mir weit dünnere, und also auch leichtere Stämme aus, und gebrauchte nicht viel mehr Zeit, als einen Monat dazu, mit dem ganzen Gebäude in Stand zu kommen. Es enthielt einen Herd, den ich ziemlich nett aus Steinen und Felsstückchen zusammengemauert hatte; einen ordentlichen, und wie sich später zeigte, sehr zweckmäßigen weiten Rauchfang, und eine Seitenabtheilung, wo das bereits geräucherte Fleisch und mehr dergleichen aufbewahrt werden konnte. Zur Ueberwinterung der Früchte hatte ich mir überdies einen niedlichen kleinen Keller gegraben, in welchem ich mehr als zehn Scheffel Rüben und andere Früchte aufheben konnte.

Dieses Vorrathshaus, wie ich es fernerhin, zum Unterschiede vom Wohnhause, immer nennen werde, lag nur zehn Schritte vom letzteren entfernt, und ich hatte es durch einen bedeckten Gang sogar mit demselber verbunden, so daß ich bei den heftigsten Regengüssen hinüber und herüber gehen konnte, ohne mir nur den Fuß naß zu machen oder einen Tropfen Regen auf den Kopf zu bekommen. Dieser Gang, so wie die Hütte selbst, wurden mit den letzten Ziegenfellen gedeckt, die ich noch im Vorrathe hatte, und damit dieser wichtige Artikel mir nicht ausgehen möge, griff ich zu meiner Flinte, und ging wieder auf die Jagd, um meine Vorräthe für den Winter einzusammeln.

Ich knallte tüchtig in den Bergen herum, und gewann auch sehr bald eine reichliche Ausbeute; doch merkte ich schon, daß ich beim Heranscheichen das Wild vorsichtiger als früher sein mußte, weil die ganze Heerde, sobald sie mich erblickte, immer die schleunigste Flucht ergriff.

Ehe ich aber noch ganz den nothwendigen Vorrath für die Regenzeit beisammen hatte, bemerkte ich mit Schrecken, daß mein Vorrath von Schießpulver bis auf wenige Schüsse zu Ende gegangen war.

Tiefe Traurigkeit ergriff mich, als ich diese unwillkommene Abnahme dieses nothwendigen Materials bemerkte, denn augenblicklich standen alle Folgen davon deutlich vor meiner Seele. Wie sollte ich mich nun der Ziegen bemächtigen? Wie sollte ich Feuer anzünden? Wie sollte ich mich vertheidigen, wenn etwa ein spanisches Schiff an meinem Eilande anlegte und die Bemannung desselben mich verfolgte?

Diese Fragen vermochte ich auf keine Weise zu beantworten, und man kann sich daher wohl denken, daß ich über die Abnahme meines Pulvers höchst traurig und niedergeschlagen war.

Freilich dachte ich daran, mir Bogen und Pfeile zu verfertigen; aber ich gab diesen Gedanken sogleich wieder auf, da ich wußte, daß ein so schwaches Werkzeug mir bei der Ziegenjagd durchaus nichts nützen könne. So blieb mir denn nichts weiter übrig, als die Ziegen entweder durch Schlingen und Fallen, oder durch Laufen einzufangen. Und dies letztere beschloß ich zu versuchen.

Jung und stark, wie ich war, durch mein Seeleben in jeder Beziehung abgehärtet, gesund und kraftvoll, glaubte ich es durch einige Uebung bald dahin bringen zu können, die Ziegen im Laufe einzuholen, und mich derselben lebendig zu bemächtigen. Dadurch erreichte ich meinen doppelten Zweck. Ich versorgte mich mit Lebensmitteln und Fellen, deren Besitz mir immer wichtiger wurde, wenn ich meine schlechter werdende Kleidung betrachtete, und zweitens konnte ich mir nach und nach eine zahme Heerde von jungen Thieren bilden, die ich in ein Gehäg that, anstatt sie, wie die Uebrigen, abzuschlachten.

Je länger ich über diesen Plan nachdachte, desto besser behagte er mir, desto fester überzeugte ich mich selbst, daß ich ihn würde ausführen können. Mit Vergnügen betrachtete ich meine starken gesunden Glieder, die nun die einzigen Werkzeuge waren, welche ich zu Erhaltung meines Lebens benutzen konnte, und ein gewisses sehr lebhaftes Gefühl der Zufriedenheit über meine körperliche Rüstigkeit, ließ mich beinahe ohne weiteren Schmerz den Abgang meines Schießpulvers vergessen.

Der erste Versuch, den ich machte, Ziegen zu fangen, fiel sehr glücklich aus. Ich beschlich eine Heerde derselben, indem ich ihr den Wind abgewann, drückte mich von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch immer näher, hütete mich, das geringste Geräusch zu machen, und sprang dann plötzlich mitten zwischen die Heerde hinein, welche nach allen Seiten blitzgeschwind ans einander stob. Ich hatte eine Mutterziege ergriffen, und obgleich sie sich gewaltig gegen mich sträubte und sich mit aller Kraft loszuringen versuchte, mußte sie nach kurzem Kampfe dennoch meiner weit überlegenen Stärke weichen. Ich warf sie über meinen Rücken, hielt sie an allen vier Beinen fest, und ging rasch meinem Hause zu, um sie dort zu schlachten und ihr Fleisch meinen übrigen Vorräthen hinzuzufügen.

Aber dieser Entschluß wurde, kaum gefaßt, auch schon wieder über den Haufen geworfen, und zwar durch ein kleines Zicklein, das im ersten Schrecken der ans einander stiebenden Heerde gefolgt war, jetzt aber blökend zurückkehrte, um seine Mutter zu suchen, die ich auf meinen Schultern davontrug. Die Mutter

Digitized by Google

antwortete auf das Blöcken ihres Lammes; dieses vernahm die bekannte Stimme, kam hurtig herbeigehüpft, und, obgleich es im Anfange vor mir stutzte und scheu ein wenig zurückwich, folgte es mir endlich dennoch nach, und wich nicht von meiner Seite, bis ich mein Wohnhaus erreicht hatte. Hier sperrte ich die alte Ziege vor der Hand in mein Schlafhaus ein, und ging dann in meine Wohnung, um in aller Geschwindigkeit ein Fell in Streifen zu zerschneiden, um daraus einen Strick zu verfertigen, mittelst dessen ich die alte Ziege an einem Baume in der Nähe meiner Wohnung festbinden wollte. Dies geschah, und obgleich sich das Thier anfänglich sehr ungeberdig zeigte, bemerkte es doch bald, daß sich mein Strick nicht so leicht zerreißen lasse, und ergab sich endlich geduldig in ihr Schicksal.

Mein kleines Zicklein machte gar keinen Versuch, wieder zu entfliehen. Es kauerte sich neben seiner Mutter auf den Boden nieder, und wurde bald so zahm, daß es sich durch meine Erscheinung nicht im mindesten mehr stören ließ.

Ich sah indessen ein, daß ich durchaus ein Gehäge haben müsse, wenn ich anders auf meinem Vorsatze beharren wollte, mir eine Ziegenheerde anzulegen. Vor meinem Hause befand sich, wie erwähnt, ein freier Wiesenfleck, der etwa fünfhundert Schritt im Umfange halten mochte, und die üppigste natürliche Waide darbot, die man nur sehen konnte. Ringsum war sie vom Walde umgeben, und ich brauchte nur ein Geländer oder einen Zaun darum her zu machen, um das beste Waideplätzchen von der Welt für meine Ziegen zu bekommen.

Nachdem ich mir dies überlegt hatte, nahm ich mir vor, frisch und muthig an das Werk zu gehen, und eine hinreichende Anzahl von Pfählen zu hauen, welche ich hierauf neben den Einderen in der Entfernung von zwei bis drei Fuß in die Erde zu schlagen beabsichtigte. Noch am nämlichen Tage begann ich die Arbeit, und fand in der Nähe meiner Wohnung eine so große Menge passender, schlanker Stämmchen, daß ich binnen wenigen Stunden ein hundert Stück gefällt hatte und an Ort und Stelle tragen konnte. Diese zannte ich ein, holte dann einen weiteren Vorrath, und ließ nicht eher ab, als bis der ganze Platz und auch meine beiden Häuschen von dem Gatter eingefaßt waren. Dies bildete nun freilich erst das Gerippe des Zaunes, und die Hauptarbeit mußte noch gethan werden, nämlich die Zwischenräume zwischen den Pfählen mit einem dichten und festen Flechtwerk auszufüllen.

Die Frist war ich nun, daß ich mich in meiner Jugend auch mit Korbflechterei abgegeben hatte! Ohne die darin erlernte Geschicklichkeit wäre ich vielleicht mit meinem Flechtwerk gar nicht zurecht gekommen; so aber ging es mir flink von der Hand, und nach Verlauf von wenigen Wochen hatte ich die schönsten Pürden hergestellt, die man nur sehen konnte. Wie eine Mauer umgaben sie mein kleines Gehöft, dem nun zur völligen Bequemlichkeit nichts mehr fehlte, als der Bach, oder irgend ein anderes fließendes Wasser, das mich der Nothwendigkeit überhob, meine zu fangende Heerde allzeitig eigenhändig mit Getränk zu versorgen.

Schon bereute ich, meine Gebäude nicht ganz dicht am Bache angelegt zu haben; aber nach kurzer Ueberlegung fand ich, daß der Fehler ohne große Mühe zu verbessern sei, wenn ich mich dazu entschloß, einen Graben von dem Bache bis zu meinem Gehöfte anzulegen. Die Entfernung betrug kaum zweihundert Schritte, und wenn ich einen ordentlichen Spaten gehabt hätte, so konnte ich in einer Woche mit dem Kanale fertig werden. Da mir dieser aber fehlte, mußte ich mir einen von hartem Holze machen, und meinte, daß er mir ziemlich dieselben Dienste leisten würde, wie ein eiserner. Denn das Erdreich war locker und von der Regenzeit der noch so feucht, daß es keiner großen Kraft bedurfte, in dasselbe einzudringen.

Wenn ich die Vortheile berechnete, welche ein solcher Graben mir bringen mußte, so schien mir die Mühe, ihn herzustellen, kaum der Rede werth zu sein. Ich gewann durch ihn nicht nur stets frisches Wasser für mich und meine Thiere, sondern noch obendrein ein Mittel, meine Weide während der heißen Jahreszeit zu bewässern und sie dadurch immer im frischesten grünen Zustande zu erhalten.

Also ging ich ohne Säumen an's Werk, versteigte mir mit Hülfe meines Beiles und Messers einen ganz zweckmäßigen Spaten, und fing nun meinen Graben aus. Ich machte ihn zwei Fuß breit und drei Fuß tief, und schichtete die Erde, welche ich auswarf, auf beiden Seiten desselben auf, so daß er dadurch noch tiefer wurde und eine ansehnliche Menge Wassers zu fassen vermochte. Da ich von früh bis in die Nacht hinein rastlos arbeitete und mir kaum Zeit zum Essen vergönnte, so war ich binnen vierzehn Tagen mit dem Werke fertig, und gewahrte mit Vergnügen, wie mein Graben mit dem köstlichen Quellwasser versehen ward, sobald ich die letzte Erdscholle, die ihn von dem Bache noch trennte, durchstach. Munter floß der Strom durch mein Gehöft hindurch und vereinigte sich hundert Schritte weiter unten wieder mit dem Bache, der nun ohne weitere Störung seine Wellen in's Meer trug.

Meine Ziegen schienen sich mittlerweile ganz an ihre Gefangenschaft gewöhnt zu haben, und bäupften so munter auf ihrem Waidplatze umher, daß ich ihnen oft mit Vergnügen zuschaute und von Neuem den Vorsatz faßte, die kleine Heerde bis auf wenigstens fünfundzwanzig Stück zu vermehren.

Aber das hatte noch Zeit; denn die Regenzeit war noch ziemlich fern, und ich mußte vorerst darauf denken, nun auch die Ratten aus der Nähe meiner Wohnung zu vertreiben.

Achtes Kapitel.

Wie sollte ich Katzen bekommen? Wie sollte ich sie zähmen, oder doch wenigstens an meine Wohnung fesseln? — Dies waren die Fragen, deren Lösung mich jetzt unausgesetzt beschäftigte, da ich nur allein durch die Hülfe der Katzen mich von meinen lästigen Feinden befreien konnte.

Nach vielem Sinnen und Grübeln kam ich endlich auf den Gedanken, sie durch Ziegenfleisch zu kirren. Ich hatte in einiger Entfernung von meinem Hause eine Katzenfamilie entdeckt, welche aus zwei Alten und fünf Jungen bestand. Diese faßte ich zunächst in's Auge, und schlich mich täglich einige Male in ihre Nähe, mit kleinen Stückchen gebratenen Ziegenfleisches versehen, welche ich ihnen aus der Entfernung zuwarf. Anfänglich betrachteten mich die scheuen Geschöpfe mit Mißtrauen. Als aber erst Eins der Jungen von den vorgeworfenen Brocken gefressen hatte, ohne von mir dabei gestört worden zu sein, so kamen auch die Anderen näher heran, wurden immer dreister und ließen sich endlich von mir ganz nahe an meine Wohnung locken. Hier schlugen sie ihren Aufenthaltsort auf einem großen Baume auf, der etwa zwanzig Schritte von meinem Wohnhause entfernt stand, und ich hütete mich wohl, sie aus diesem Zufluchtsorte zu vertreiben, vielmehr fütterte ich sie täglich mehrere Male mit kleinen Stückchen Ziegenfleisch, und machte dadurch die Jungen endlich so kirre, daß sie mir aus der Hand fraßen, während die Alten mich noch immer mißtrauisch aus der Ferne betrachteten. Ich war noch mit dem Erfolge meiner Versuche sehr zufrieden, denn es dauerte gar nicht lange, so wurden auch die Alten kirre, mehr und immer mehr Katzen herbeigelockt, die sich rings um mein Gehöft auf den Bäumen lagerten, und sich, da ich sie völlig ungehört ihr Wesen treiben ließ, so sehr an diesen Aufenthaltsort gewöhnten, daß sie ihn, so lange ich auf der Insel wohnte, nie wieder verließen. Sie bildeten meine Leibwache, und versahen ihren Dienst so wohl, daß ich nie mehr von den Ratten belästigt wurde. Wo sich Eine zeigte, wurde sie den Katzen zur Beute, und dies hatte den guten Erfolg, daß die ekelhaften Geschöpfe sich immer weiter von meiner Häuslichkeit zurückzogen. Meine Wächter wurden für ihre Dienste gehörend mit Ziegenfleisch belohnt, und ich kann kein einziges Beispiel anführen, daß je Einer von ihnen mir ungetreu geworden wäre und seinen Posten wieder verlassen hätte.

Die Vertreibung der Ratten machte mich sehr glücklich, denn nun konnte ich doch die Nächte hindurch wenigstens ruhig schlafen und mich ohne Furcht vor den abscheulichen Thieren zu Bette legen.

Nachdem mein Hauswesen nun in so weit geordnet war, dachte ich wieder ernstlich daran, meine Heerde zu vergrößern, und dadurch meinen Lebensunterhalt für die Zukunft zu sichern. Also ging ich jeden Morgen auf die Jagd, nahm aber anstatt einer Flinte nur eine Schlinge mit, vermittelst welcher ich die Ziegen zu fangen und in meine Gewalt zu bringen gedachte.

Digitized by Google

Aber nur selten gelang es mir, die Schlinge anwenden zu können, denn die Ziegen waren schlau und flüchtig, und ich konnte sie nicht mehr so leicht berücken, wie früher. So warf ich denn also auch die Schlingen wieder auf die Seite, und verließ mich auf nichts weiter, als nur auf meine Kraft, Ausdauer und Behendigkeit. Allzuoft übte ich mich im Laufen, und brachte es durch unausgesetzte Uebung bald zu einer solchen Geschwindigkeit, daß ich, wie es mir schien, alle Thiere auf der Insel einholen konnte. Ich begab mich in den Wald, machte mich eine Heerde ausfindig, schlich mich so nahe an sie heran, als es irgend thunlich war, nahm einen feisten Bock aufs Korn, und sprang nun aus meinem Versteck hervor, in der Absicht, den Bock so lange zu verfolgen, bis ich ihn in meiner Gewalt sehen würde.

Blitzschnell stob bei meinem Erscheinen die Heerde aus einander, und mein Bock setzte mit einer solchen Schnelligkeit durch das Dickicht davon, daß meine Hoffnung, mich seiner zu bemächtigen, bedeutend sank. Dennoch wollte ich mein Aeußerstes versuchen, und sagte ihm nach. Vorwärts ging die Flucht über Thal und Hügel, durch das dichteste Gesträuch, über Klippen und Felsen hinweg, hinweg über Wiesen und Waldbäche, und ich mit unausgesetzter Hast, die durch immer sitzigere Jagdbegier nur gesteigert ward, hinter dem Flüchtling her. Anfangs lief dieser schneller als ich, so daß ich ihn beinahe aus den Augen verlor. Bald aber merkte ich, daß der Bock zu ermatten anfing, und es wenigstens in Ausdauer nicht mit mir aufnehmen könne. Dies verdoppelte nur meine Kraft, ich jauchzte laut, und nach einem viertelstündigen Jagen ergriff ich das abgematteste Thier mit den Händen, warf es zu Boden, und mich selber über daßelbe her. Der Bock zappelte und strampelte aus Todeskräften; ich aber ließ nicht locker, und obgleich auch meine Brust sich keuchend bob und senkte und der Schweiß in Strömen von meiner Stirne floß, hielt ich ihn dennoch fest, warf ihn, nachdem ich mich einigermaßen erholt hatte, auf meine Schulter, und trug ihn triumphirend in mein Gehöft.

Ziemlich ermüdet freilich kam ich daßelbe an, aber mein Muth stieg höher als je, nachdem ich einmal den ersten günstigen Erfolg durch meine Schnelligkeit und Ausdauer errungen hatte.

Mein Bock, obgleich er sich natürlich im Anfange sehr ungebärdig zeigte, gewöhnte sich gleichwohl sehr bald an seine Gefangenschaft, wan die Gesellschaft, welche er bereits vorfand, das Ihrige wohl beitragen mochte. In den nächsten Tagen schon wahrte er sehr gedultig neben meiner Ziege und ihren Jungen, und machte nicht den geringsten Versuch, sich aus der Gefangenschaft wieder zu befreien. Es würde ihn übrigens auch nicht viel genützt haben, da meine Hecke so stark und hoch war, daß er sie weder zu durchbrechen noch auch zu überspringen vermochte.

Den größten Theil des Tages überließ ich meine Hausgefährten völlig sich selbst, indem ich alle Morgen auf den Fang ausging und selten zurückkehrte, ohne eine Beute zurückzubringen. Manchmal gelang es mir sogar, an einem Tage zwei Stück Wild zu fangen, und so kam es denn, daß sich meine Heerde binnen einer einzigen Woche schon auf zwölf Stück vermehrt hatte. Da aber trug sich ein Ereigniß zu, welches auf ein paar Tage meine gewohnten Beschäftigungen unterbrach, und mich nicht wenig in Angst und Schrecken versetzte.

Es war so meine Gewohnheit geworden, daß ich nach vollbrachter Tagesarbeit die Abende auf einer Klippe am Meere zubrachte, welche mir eine weite Aussicht auf die endlose, nimmer ruhende Wasserfläche gewährte.

Einst Tages war ich früh mit meiner Arbeit fertig geworden, und da ich bereits zwei Ziegen eingefangen hatte, versprirte ich keine Lust, mich noch fernerhin zu beschäftigen. Also nahm ich meine Bibel zur Hand, und machte mich auf den Weg zu meinem Felsen, um den Rest des Tages dem Lesen in der heiligen Schrift und meinen Betrachtungen zu widmen. Ohne Ahnung einer nahenden Gefahr trat ich aus dem Walde, der meine Wohnung verbarg, in's Freie heraus, und schlenderte langsam am Meeresufer entlang. Plötzlich aber blieb ich wie angewurzelt stehen und lauschte. Mein Ohr hatte Töne vernommen, wie von Menschenstimmen, und die freudige, unbeschreiblich beglückende Ahnung durchflog und durchbebte meine Seele, daß vielleicht der Augenblick meiner Erlösung aus der Einsamkeit gekommen sei.

Mein Haupt geneigt und vornüber gebogen stand ich da, und alle meine Sinne schienen sich in dem Einen Sinne des Gehörs vereinigt zu haben. So lauschte ich auf eine Wiederholung der vernommenen Töne, und brauchte nicht lange zu warten. Deutlich hörte ich sprechen und rufen, und nun war kein Halten mehr. Mit glühendem Gesicht und funkelnden Augen rannte ich vorwärts, bog um eine Waldspitze, welche bisher meine Aussicht auf das jenseitige Ufer verhindert hatte, und erblickte nun drei Schiffe, und am Strande eine Anzahl von etwa fünfundzwanzig Matrosen, die ich aber zu meinem Schrecken sofort als spanische erkannte.

Die Freude, welche mich eben noch zu ersticken drohte, verwandelte sich jetzt im Nu in Entsetzen, und ich fühlte, wie all mein Blut zum Herzen zurückströmte und mein Gesicht todtenblaß wurde. Von den Spaniern, das wußte ich, hatte ich nichts zu erwarten, als Tod oder ewige Knechtschaft in den Tiefen ihrer Bergwerke, und gegen ein solches Loos gehalten schien mir mein einsamer Aufenthalt auf der Insel denn doch beneidenswerth.

Einen Augenblick stand ich wie angewurzelt und schaute mit starren Blicken die Spanier an, welche nicht weniger als ich verwundert sein mochten, ein menschliches Wesen auf diesem unbewohnten Eilande zu entdecken. In der nächsten Minute aber wendete ich um, und stürzte in das dichteste Gestrüpp des Waldes zurück, obgleich ich hörte, wie man mir mit lauter Stimme stehen zu bleiben befahl. Als ich nicht gehorchte, krachten Schüsse, und mehr als eine Kugel sauste an mir vorbei, ohne glücklicher Weise mich zu treffen. Instinktmäßig hatte ich einen Weg eingeschlagen, der mich in gerader Richtung von meinem Gehöfte entfernte. Dadurch gedachte ich die Spanier von meinem Wohnorte hinweg zu locken, und zweifelte nicht, daß die List mir gelingen werde, als ich kurz nachher die Stimmen von Verfolgern vernahm, welche hurtigen Laufes hinter mir drein setzten.

Wie das Rehhuhn, welches seine Jungen von dem scharfen Zahne des Hundes bedroht sieht, in die Höhe fliegt, schreiend den Hund hinter sich herlockt und immer dicht vor ihm hinflattert, um die Gefahr von dem Paupte der Lieben zu entfernen, so auch ich. Obgleich ich bei meiner weit überlegenen Gehendigkeit und Ausdauer leichtlich den Händen meiner Feinde entrinnen konnte, hütete ich mich doch, ihren Augen ganz und gar zu entschwinden. Ich hielt mich zwar so weit von ihnen entfernt, daß ihre Gewehre mich nicht erreichen konnten, aber nicht weit genug, daß sie jede Spur von mir verloren hätten. Sie sollten mich von Zeit zu Zeit sehen, und sahen mich auch, wie ich aus ihren Gesichtskreis und den mehr als einmal abgeschossenen Flinten schließen konnte. Aber sobald ich glaubte, daß ich sie weit genug von meiner Wohnung hinweggelockt hatte, rannte ich mit Windesteile davon und verbarg mich tief in den Schatten des Waldes, wo ich zuletzt einen hohen und dicht belaubten Baum erkletterte, in dessen Wipfel ich mich vor dem schärfsten Auge der Nachspehenden sicher verborgen wußte.

Es dauerte über eine Stunde, ehe ich wieder Einen von ihnen zu Gesicht bekam. Plötzlich aber vernahm ich aus der Ferne das laute Gebell eines Hundes, und nun ergriff mich wieder eine große Angst, indem ich mit Recht fürchtete, daß der scharfe Geruch des Thieres meine Fährte aufzufinden machen, und mein Versteck den blutdürstigen Spaniern verrathen würde.

In der ersten Bestürzung beschloß ich, vom Baume wieder hinab zu steigen und von Neuem meine Flucht mit noch größerer Schnelligkeit als bisher fortzusetzen. Aber nach kurzem Bedenken besann ich mich eines Anderen.

„Vielleicht," dachte ich, „verliert der Hund meine Fährte, wenn ich ganz still sitzen bleibe. Wenn ich stehe, holt er mich auf jeden Fall ein; hier aber bleibt wenigstens noch eine Möglichkeit, zu entrinnen."

Also rührte ich mich nicht auf meinem Baume, sondern hielt den Athem an, und horchte auf das Gebell des Hundes und auf das Geschrei der Spanier, welche immer näher und näher heran rückten.

Endlich sah ich sie. Einer von ihnen hielt eine mächtige

Digitized by Google

englische Dogge, mit großen feurigen Augen, am Leitseile. Die Bestie strebte wüthend vorwärts, und zerrte dem Manne beinahe die Leine aus der Hand. Der Weg führte gerade auf mein Versteck zu, und je näher der Hund kam, desto wüthender bellte er, desto grimmiger fletschte er die Zähne, desto heftiger drängte er vorwärts. Die Spanier folgten ihm mit den geladenen Büchsen, und warfen unaufhörlich spähende Blicke ringsum, in der Hoffnung, mich wohl noch irgendwo ausfindig zu machen.

Obgleich mein Herz vor Angst in raschen Schlägen pochte, und mein Blut hastig durch meine Adern rollte, betrachtete ich doch die anlangenden Männer nicht ohne Neugierde und Interesse, und nur an Einem von ihnen sanfte und milde Züge entdeckt hätte, so wäre ich von meinem Baume herabgestiegen und hätte mich freiwillig in Gefangenschaft begeben. Aber aus ihren Augen funkelte nichts als Blutdurst und Wildheit, und manchen Fluch hörte ich ausstoßen darüber, daß ich ihnen entgangen sei.

Auf einmal stürzte ich, wie mein Herz still stand; ich schnappte nach Athem, und warf einen verzweifelten Blick nach oben. Der Hund hatte bei meinem Baume stehen, beschnüffelte ihn, bäumte dann an ihm in die Höhe und bellte so wüthend, wie ich nur jemals einen Hund habe bellen hören. Dabei schaute er mit feurigen Blicken zu meinem Verstecke auf, und alle seine Geberden schienen den Spaniern zu sagen: „Hier ist der, den Ihr sucht!“

Die Sprache des Hundes war zu verständlich, sein ganzes Benehmen zu auffallend, als daß die Spanier es nicht hätten beachten sollen. Sie gingen rund um den Baum herum, durchspähten die zahlreichen Zweige, das dichte Laub desselben, konnten aber nicht die geringste Spur von mir entdecken. Ich hatte mich in meiner Angst so tief in das Laub hineingedrückt und mich auf einen solchen kleinen Raum zusammengeklaubt, daß ich jetzt noch glaube, daß man mich unmöglich von unten hat sehen können. Die Spanier fluchten auf den Hund, fluchten auf mich, und gaben endlich, als ihr Suchen und Sehen erfolglos blieb, ihre Nachforschungen auf, um den Wald noch weiter zu durchstreifen. Nur zwei oder drei widersetzten sich dieser Absicht, indem sie anführten, daß der Hund nicht ohne Ursache so sehr um den Baum herfliegen sei.

„Thorheit, Martino!“ hörte ich einen Anderen sagen, dessen Worte ich recht gut verstand, da ich ein wenig Spanisch sprechen kann. „Irgend ein kleines Thier wird am Stamme in die Höhe geklettert sein, und die Witterung desselben den Hund so hitzig machen. Komm, komm! Wenn der verdammte Flüchtling oben wäre, hätten wir ihn wohl gesehen!“

Widerstreben gab Martino nach, und wollte seinen schon voranschreitenden Gefährten folgen, als plötzlich ein Anderer rief: „Ich sehe ihn! Ja ihr ihn!“

Als ich diese wenigen Worte hörte, fühlte ich mein Blut zu Eis gerinnen, und warf jede Hoffnung hinter mich, der räuberischen, blutgierigen Bande zu entgehen. Ich war zu schwach, mich zu bewegen oder mir einen Laut von mir zu geben, und in der Abspannung der Verzweiflung blieb ich unbeweglich sitzen, mit dem halb unbewußten aber festen Entschlusse, mich lieber wie ein Raubthier todtschießen zu lassen, als freiwillig von dem Baume herabzusteigen und mich meinen Verfolgern zu ergeben.

Und das rettete mich! Denn hätte ich nur Einen Schreckensschrei ausgestoßen, Eine Bewegung gemacht, so wäre ich vermuthlich verloren gewesen.

Während ich fast ohnmächtig vor Angst dasaß, jauchzten die Spanier laut, stürzten eilig zu ihrem Kameraden zurück, und riefen ihm zu, er solle schießen. Der Spanier mußte wohl sehr bedächtig sein Ziel nehmen, denn es schien mir eine Ewigkeit zu vergehen, bis endlich seine Büchse losknallte. Ich hörte, wie die Kugel durch die Blätter fuhr, vernahm den scharfen Knall, fühlte mich aber zu meiner eigenen Verwunderung völlig unverletzt. Die Spanier aber riefen: „Er liegt! Er liegt! Dorthin ist er gefallen!“

Jetzt athmete ich wieder frei auf, denn ich fing an zu merken, daß der Spanier nicht mich, sondern irgend eine andere lebendige Kreatur gesehen und geschossen habe.

Meine Gefühle in diesem Augenblicke lassen sich nicht beschreiben. Beinahe hätte ich vor Freuden, der so nahe drohenden Gefahr entgangen zu sein, laut aufgejauchzt, und mich dadurch erst recht in Gefahr gestürzt. Aber zum Glück erinnerte ich mich meiner noch immer äußerst gefährlichen Lage, und bliebe mich, mein bisheriges Stillschweigen und Stillsitzen zu unterbrechen. Vielmehr lauschte ich angestrengt auf die Worte der Spanier, welche die nächsten Gebüsche durchsuchten, nach Etwas, das sie durchaus nicht finden konnten.

„Hast du denn gesehen, Manuel, daß der Vogel stürzte?“ rief Einer der Suchenden dem Manne zu, welcher geschossen hatte.

„Ei, zum Teufel,“ erwiederte der Angeredete mit rauher Stimme, „wenn ich's nicht gesehen hätte, würde ich keine Zeit mit dem Suchen verlieren. Der Stephano und Augustin haben ihn auch stürzen sehen!“

„Freilich! Gewiß, das haben wir!“ bestätigten die zu Zeugen aufgerufenen Männer.

„Nun, so laßt doch einmal den Hund los!“ schrie ein Anderer. „Wenn der Vogel hier herum liegt, wird ihn seine Nase bald auffinden!“

Die Dogge hatte schon lange ungeduldig am Leitriemen gezerrt, und sobald man ihn davon befreite, schoß er heulend und schnell wie ein Pfeil davon und kehrte vor Ablauf einer Minute mit einem großen Vogel, der in den Flügel verwundet war und sich in seiner Todesangst unter das höchste Gebüsch verborgen hatte, zurück. Lachend drückte der Schütze ihm den Schädel ein, und meinte, daß er ihn mitnehmen und vom Schiffskoche braten lassen wolle.

Ich fürchtete, nun würde die Reihe, gesucht zu werden, wieder an mich kommen. Aber wie es schien, hatte der Hund ganz und gar meine Fährte verloren, während die Spanier nicht mehr daran zu denken schienen, mich in ihre Gewalt zu bekommen.

„Der Schurke ist entwicht!“ hörte ich Einen sagen. „Warum sollen wir noch lange den Wald nach ihm durchhören? Kehren wir nach dem Schiffe zurück!“

„Ja, aber erst, nachdem wir uns ein wenig erholt haben,“ erwiederte ein Anderer, indem er sich zugleich der Länge nach unter dem Baume ausstreckte. „Der Bursche hat mich müde gejagt gemacht, und ich gehe nicht eher wieder auf das Schiff zurück, als bis sich die Müdigkeit aus meinen Knochen wieder verloren hat.“

„So machen wir's auch!“ riefen mehrere andere rauhe Stimmen jauchzend; und bald hatten sich alle Spanier in guter Ruhe unter den Zweigen auf dem weichen Moose gelagert. Sie schwatzten und plauderten einige Minuten, die plötzlich der Hund wieder anschlug, aufsprang, und einer Ziege nachsetzte, welche nicht weit entfernt von dem Lager meiner Feinde vorüberging. Die Ziege entfloh mit Windeseile; der Hund jagte hinterdrein, und verdrießlich setzten die Spanier ihre Gewehre wieder ab, welche sie schon zum Schusse angelegt hatten.

„Das ist doch ärgerlich!“ rief der Eine. „Hätte'S du den Hund wieder an die Leine genommen, Martino, so wäre uns der Braten nicht entwicht. Das kommt von deiner verdammten Nachlässigkeit.“

„Schweig still, oder ich schieße dir selbst eine Kugel durch den Kopf,“ entgegnete der Angeredete wüthend.

Ich hörte die Flintenhähne knacken, und glaubte schon, daß die rohen Menschen sich unter einander selbst anfallen würden, als glücklicherweise einige andere Ziegen vorüber huschten. Es wurde sogleich darauf aufmerksam gemacht und über dem Jagdeifer der Streit richtig vergessen. Die Büchsen knallten, zwei Ziegen stürzten, und unter lautem Jubel wurde die Beute herbeigeholt.

Während die Spanier sich auf diese Weise unter dem Baume belustigten, Scherz trieben, zankten, plauderten und schossen, stand ich oben im Wipfel Todesangst aus. Vielleicht konnte irgend ein Zufall mich verrathen! Ein Vogel, der sich neben mir auf die Zweige setzte, konnte mein Verderben werden, und ich, der ich mich so lange nach dem Anblicke von Menschen gesehnt hatte, wünschte jetzt nichts sehnlicher, als daß die Menschen nun erst die Insel wieder verlassen haben möchten.

Aber noch über eine Stunde verging, ehe ich aus meiner peinlichen Lage befreit ward. Dann knallten vom Meere her-

Digitized by Google

über dumpf drei Kanonenschüsse. Die Spanier horchten auf, und erkannten das Zeichen, welches sie unverzüglich nach dem Schiffe zurückberief. Ohne Zögern warfen sie ihre Gewehre auf den Rücken, und vergaßen sogar den Hund, welcher von seiner Jagd auf die Ziegen noch nicht zurückgekehrt war. Binnen wenigen Minuten waren sie meinen Blicken entschwunden, und ich erhob dankend meine Hände zu Gott, der ihre Augen mit Blindheit geschlagen und mich aus einer so großen Gefahr errettet hatte.

Die Anspannung meiner Nerven war so heftig gewesen, daß ich jetzt schlaff zusammensank und in einen Strom von Thränen ausbrach. Lange dauerte es, bis ich mich wieder erholte, und noch länger, bevor ich es wagte, von meinem schützenden Baume wieder hinab zu fliegen. Erst als die Nacht völlig eingebrochen war, und der Glanz der funkelnden Sterne vom Himmel hernieder leuchtete, klimmte ich wieder auf die Erde, und schlug den Weg nach meinem Gehöfte ein.

Unterwegs überfiel mich plötzlich wieder eine neue Angst, neue Besorgniß. Was machte aus meinem Gehöfte, aus meinen Häusern, die mich so viele Mühe erbaut, aus meinem Gatter, aus meiner Ziegenheerde geworden sein? Wenn die Spanier meinen Wohnsitz entdeckt hatten, so war gewiß nichts von ihnen verschont geblieben, und mit Schrecken dachte ich daran, daß ich alsdann alle meine Arbeiten noch einmal ganz von vorn würde beginnen müssen. Während ich im Dunkel des Waldes hinging, fürchtete ich jeden Augenblick aus hellem Glanz einer Flamme durch die Zweige brechen zu sehen; aber zu meiner nicht geringen Beruhigung blieb Alles finster und still, und nichts unterbrach die Ruhe der Nacht, als höchstens ein Mal das Flattern eines Vogels, den ich aus seinem Schlafe aufscheuchte, oder die Schritte entweichender Ziegen, die ich von ihrem Ruhelager emporgeschreckt hatte.

Endlich erreichte ich mein Gehöft, und sah zu meiner unbeschreiblichen Freude, daß keines Feindes Fuß es betreten, kein Feindesauge es gesehen haben müsse. Gatter, Häuser, Gräben, meine Ziegen, Alles war da unversehrt, unverletzt, und im ersten Ausbruche meines Entzückens warf ich mich auf die Erde nieder, erhob dankend meine Hände zum Himmel und betete zu Gott. Alle meine Gefühle waren ein Lobgesang, ein Weiheopfer des Dankes, welches ich dem Höchsten darbrachte. Dann stand ich auf, betrachtete mit Entzücken mein kleines Eigenthum, und betrat mein Häuschen mit so glücklichem und zufriedenem Herzen, als ob es wirklich meine eigentliche Heimath sei. Der Besuch der Spanier, anstatt, wie ich fürchtete, mich unglücklich zu machen, hatte vielmehr ein Gefühl in meiner Zufriedenheit beigetragen, denn nun erst sah ich ein, daß mein einsames Leben doch auch seine Annehmlichkeiten habe.

Als ich meine Pimentofackeln, die mir immer zur abendlichen Beleuchtung dienten, angezündet hatte, betrachtete ich mit andern Augen, als bisher, den innern Raum meiner kleinen einfachen Hütte. Alles, was ich sah, war mir lieb und werth, da ich es durch Fleiß und Beharrlichkeit mit eigenen Händen geschaffen, und ich sah jetzt erst, wo ich in Gefahr gestanden, Alles zu verlieren, recht lebhaft ein, mit wie großer Liebe ich an Allem hing, was irgend zu meinem Nutzen und meiner Bequemlichkeit, so wie zum Schutze meines Lebens beigetragen hatte.

Nochmals, als ich zu Bette ging, dankte ich Gott für seinen gnädigen Schutz, und schlief dann sanft und ungestört, um am nächsten Morgen mit heiterer Seele zu erwachen, als je vorher, so lange ich auf meinem kleinen Eilande verweilte.

Neuntes Kapitel.

Als ich am nächsten Morgen mich vom Lager erhob und aus meinem Gehöfte trat, erblickte ich zu meinem Erstaunen die große Dogge, welche die Spanier am gestrigen Tage zu meiner Verfolgung benutzt hatten. Sie lag vor meiner Thür auf der Erde niedergekauert, und sprang freundlich wedelnd auf, als sie mich sah. Dennoch erschrak ich im ersten Augenblicke über ihr Erscheinen, weil mir der Gedanke durch den Kopf flog, daß die Spanier die Insel noch nicht verlassen hätten, oder zu derselben zurückgekehrt sein könnten, um mich noch einmal zu suchen. Diese Möglichkeit zagte mir eine solche Furcht ein, daß ich, ohne den Hund eines weiteren Blickes zu würdigen, eilig an den Meeresstrand hinab lief, um mich nach meinen Feinden umzusehen. Es war aber, so weit mein Auge reichte, keine Spur von ihnen zu entdecken, und nun wendete ich mich mit größerer Aufmerksamkeit wieder zu der Dogge, welche mir zutraulich nachgefolgt war und mich halb furchtsam, halb schmeichelnd anblickte. Ich wunderte mich, daß gestern so wilde Geschöpf heute so zahm zu sehen; aber bald war mir das Räthsel gelöst, als ich daran dachte, daß sicherlich der Hund seit gestern habe fasten müssen. Ich lockte ihn an mich, streichelte ihm freundlich sein rauhes Fell und kehrte mit ihm nach der Hütte zurück, woselbst ich ihm ein Stück gedörrtes Ziegenfleisch vorwarf. Er verzehrte es mit sichtlichem Behagen, und mich nun von Stund an nicht mehr von meiner Seite. Ich glaube sogar, daß er mich gegen seine eigenen Herren vertheidigt haben würde, wenn diese sich hätten einfallen lassen, mich noch einmal anzugreifen.

Es war mir gar nicht unlieb, daß der Hund auf der Insel zurückgeblieben war; denn erstens hatte ich an ihm einen treuen Gesellschafter gewonnen, und dann berechnete ich, daß er mir bei meinen Ziegenjagden nützliche Dienste würde leisten können, sobald ich ihm dazu die nöthige Anweisung gegeben haben würde. Und schon nach wenigen Tagen brachte ich es so weit, daß er mir die Ziegen zutrieb, während ich meinen Hinterhalt hinter einem starken Baume oder einem Felsen genommen hatte. Wenn die flüchtigen Geschöpfe nun an mir vorbeihüpften, wurde es mir leicht genug, sie zu ergreifen, und jedenfalls brauchte ich sie, selbst wenn sie mir anfänglich entwichen, nicht so sehr weit zu verfolgen. Meine Dogge lief ihnen gleich mir, hinter Büsche her, und es traf sich nicht selten, daß wir binnen einer halben Stunde zwei Ziegen in unsere Gewalt bekamen. Einer bemächtigte ich mich und die Andere hieß Pluto, so hatte ich meinen Hund getauft, so sange an den Beinen oder Ohren fest, bis ich herzu kam und dem Thiere mit einem Tuche die Beine zusammenband, so daß es mir nicht mehr entweichen konnte.

Auf solche Weise hatte ich sowohl meine lebende Heerde wie meine Vorräthe an Rauchfleisch bald so weit ergänzt, daß ich ohne Sorgen an die nahe bevorstehende Regenzeit denken konnte. Ich sammelte mir noch einen hinreichenden Vorrath an Brennmaterial, und konnte mich eines anfehnlichen Haufens erfreuen, als nun endlich die Stürme wieder heranbrausten, die Blitze leuchteten, die Donner rollten und der Regen in Strömen aus den Wolken hernieder rauschte. Ich saß warm und trocken in meinem nun ganz wasserdichten Blockhause, mit mein Pluto, ein treuer Gefährte und Wächter, lag zu meinen Füßen und schmiegte sich zutraulich dicht an mich.

Vor etwaiger Langeweile während der Regenzeit war mir nicht im mindesten bange, denn ich sah eine Menge von nothwendigen und dringenden Beschäftigungen vor mir. Zunächst mußte ich an meine Kleidung denken, welche durch die Länge der Zeit und durch die Ziegenjagden, bei welchen ich durch Dick und Dünn rennen mußte, dermaßen gelitten hatte, daß sie in Fetzen von meinem Leibe herunter hing und mir ganz das Ansehen eines zerlumpten Bettlers gab. Ich mußte, wenn ich nicht nackend umherlaufen wollte, durchaus darauf denken, sie durch neue Kleidungsstücke zu ersetzen, und zu diesem Zwecke lieferten mir meine gesammelten Ziegenfelle die besten Stoffe. Ich verfertigte mir also einen Rock, eine Mütze und ein Paar Beinkleider, welche ich mit dünnen Riemen zusammenheftete. Diese Riemen und die einzelnen Stücke zu den Kleidern schnitt ich mir mit meinem Messer aus den Fellen, und die Sehne einer Rähnadel mußte mir ein alter Nagel ersetzen, den ich unter meinen Sachen fand.

Auf diese Weise brachte ich mit Zeit, Geduld und fleißiger Arbeit einen ganz zweckmäßigen Anzug zu Stande, der den einzigen Fehler hatte, daß er ein wenig abenteuerlich aussah.

Mit Hülfe meines Nagels mußte ich mir auch ein paar Pembem, die ich nur sehr ungern entbehrt haben würde, da die rauhen und harten Ziegenfelle sonst nicht wenig meine Haut gescheuert und mir viele wunde Stellen und heftige Schmerzen verursacht haben würden. Einen kleinen Vorrath von Leinwand hatte ich vom Schiffe unter meinen Habseligkeiten mitgebracht. Der ausgedrieselte Faden meiner abgetragenen leinenen Strümpfe dienten mir statt des Zwirns, und den Mangel an Geschicklichkeit mußte eben mein ausdanernder Fleiß zu ersetzen suchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schuhe hatte ich schon längst nicht mehr, denn das einzige Paar, welches in meinem Besitz gewesen, war in dem ersten Balhahre meines Aufenthalts auf der Insel in Stücke zerissen worden. Uebrigens wurde mir dieser Mangel nur im Anfange eine kurze Zeit hindurch fühlbar. Späterhin gewöhnte ich mich daran, barfuß zu gehen, und meine Fußsohlen gewannen dadurch bald so harte Schwielen, daß ich ohne Schmerz und Schwierigkeit auf dem rauhesten Boden fortkommen konnte.

Sobald ich mit der Herstellung meiner Kleidung fertig war, erinnerte ich mich der Drehscheibe, welche ich mir verfertigen wollte, um Töpfe und Teller aus Thon zu formen, und brachte auch dieses schwierige Werk nach manchem vergeblichen Versuche mit Hülfe meines Beiles und Messers zu Stande. Jetzt brauchte ich mir nur noch einen tüchtigen Vorrath von Thon zu holen, was auch an einem hellen und sonnigen Tage geschah, und nun kostete es mir nicht mehr viele Mühe, einige hübsche und zweckmäßige Töpfe und Teller zu verfertigen.

Außer dem erwähnten Geschirre machte ich mir auch eine Lampe zurecht, brannte Alles in meiner Küche bei einem tüchtigen Feuer steinhart, und gewann dadurch den Vortheil, ein angenehmeres und gleichmäßigeres Erleuchtungsmittel als bisher zu besitzen. Den Talg der Ziegen hrei ich aus und benutzte das Fett als Oel. Docht verschaffte ich mir auf den Ueberbleibseln meiner normalen Kleidung, und so fehlte es mir dann in Zukunft nie mehr an hellem und glänzendem Lichte.

Dies letztere gereichte mir noch zu einem besonderen Vortheile, indem es mir jederzeit zu dem Feuer verhalf, welches ich zur Bereitung meiner Speisen und zu anderen Zwecken gebrauchte. Mit Schrecken dachte ich früher an den Zeitpunkt, wo mein Pulver, welches mir bisher immer noch zum Feuermachen gedient hatte, zu Ende gehen würde. Ich hatte es zwar versucht, trockene Stückchen leicht entzündbaren Holzes durch Reiben in Brand zu versetzen, wie es die Wilden thun sollen, aber es war mir trotz aller Anstrengung nicht gelungen, und leicht kann man sich daher meine Freude denken, als ich nun auf der Drehscheibe so eine Art von ewiger Lampe zu Stande gebracht hatte. Ich verwahrte dieselbe nun mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

Als ich meine Teller fertig vor mir stehen sah, ergriff mich ein lebhaftes Gelüst nach einer Suppe von frischem Ziegenfleische. Bisher hatte ich mich mit dem geräucherten Fleische begnügt; aber dies mochte ich nicht kochen, weil die Suppe davon nicht besonders gut schmeckte, oder haben wollte. Ich trat mit Brennstoff, und es gelang mir auch, sie während meines ganzen Aufenthaltes in meiner Abgeschiedenheit brennend zu erhalten.

landen, bleiben konnte, und meine Seele wurde von den verschiedensten Gefühlen durchdebt. Bald hoffte ich, daß es Freunde wären, die mir nahten, bald fürchtete ich die Ankunft neuer Feinde. Bald jauchzte mein Herz, bald war es von Schrecken und Furcht erfüllt, und in diesem Sturme von Gefühlen konnte ich kaum Ruhe zur Ueberlegung finden. Doch beschloß ich endlich, mit sinkender Nacht in meine Hütte zurückzukehren, und mit anbrechendem Tage insgeheim zu erforschen, ob Feind oder Freund meinem kleinen Königreiche gebiethe.

So lange ich noch den Schimmer der weißen Segel entdecken konnte, vermochte ich mich nicht von meinem Felsen zu trennen. Erst als Alles in der immer mehr überhand nehmenden Dunkelheit verschwand, flieg ich hinab und schlug seufzend den Weg nach meinem versteckten Gebäude ein. Dort setzte ich mich auf meinen Stuhl, und überließ mich willenlos dem Sturme meiner Gedanken, welcher mich bald auf den Gipfel der Freude erhob, bald mich in den Abgrund der Trauer und des Schmerzes versenkte. Kein Auge konnte ich in dieser Nacht schließen; wachend saß ich da, und erwartete mit Ungeduld den ersten Schimmer des Tages. Die Minuten schienen sich zu Stunden auszudehnen, und die sonst so flüchtige Zeit bieterne Flügel zu haben. Mehr als einmal ging ich vor die Thür, um nach dem Himmel zu schauen; aber seufzend kehrte ich wieder in die Hütte zurück, wenn ich sah, daß noch immer der schwarze Mantel der Nacht über die Erde ausgebreitet lag.

Endlich, endlich röthete sich der Himmel im Osten, und ich wagte es nun, meinen Zufluchtsort zu verlassen und bis an den Saum des Waldes zu recognosciren. Hier blieb ich zitternd stehen, bog vorsichtig die Zweige auf die Seite, und gewahrte mit pochendem Herzen, daß wirklich die beiden Schiffe an meiner Insel vor Anker gegangen waren. Ihre Bauart schien mir Englisch, und dies flößte mir Hoffnung ein, daß Freunde mir nahe wären. Doch wagte ich es noch nicht, in's Freie zu treten, bis ich endlich einige Matrosen zufrieden erblickte, die am Bache, welcher sich hier in's Meer ergoß, frisches Wasser schöpften. Jetzt schlich ich vorsichtig ein wenig näher, und sah nun ein Boot von dem einen Schiffe abstoßen, welches rasch an das Ufer gerudert wurde. Die Besatzung, aus vier Mann bestehend, stieg an's Land. Ich sah sie deutlich; doch war die Entfernung zu groß, um mich ihre Gesichtszüge erkennen zu lassen. Sie kamen näher; gingen dem Bache zu; ich wich scheu in das Dunkel zurück. Plötzlich aber stieß ich einen lauten Schrei aus, stürzte vor und flog Einem der vier Männer unter Freudenthränen an die Brust.

„Dampier!" rief ich aus; „William Dampier, kennst du deinen alten Freund Alexander Selkirk nicht mehr?"

Erkannt mich Dampier zurück, da er mich im Anfange, meines seltsamen Anzuges und meines lang gewachsenen Bartes wegen, nicht sogleich zu erkennen vermochte. Kaum aber hatte er mich näher in's Auge gefaßt, so leuchtete auch sein Gesicht in heller Freude auf, und mit inniger Liebe drückte er mich an sein Herz.

Mein Entzücken läßt sich durchaus nicht beschreiben. Ich war außer mir, lachte, weinte, jauchzte, schrie in einem Athem, küßte und umarmte Jeden, der mir nahe kam, und bedurfte mehr als eine Viertelstunde, um meine ruhige Besonnenheit wieder zu erlangen und mit meinem Freunde ein vernünftiges Gespräch führen zu können.

William erzählte mir nun, daß die beiden Schiffe, auf denen er gekommen sei, Duke und Duchess genannt und vom Kapitän Woodes Rogers bestehligt würden. Sie wären zum Kampfe gegen die Spanier ausgerüstet worden, und gestern, am ersten Februar des Jahres eintausend siebenhundert und neun bei der Insel Juan Fernandez angekommen, um sich nach einer sünfmonatlichen Reise zu erfrischen und mit neuen Wasservorräthen zu versehen. Wenn ich mit ihnen gehen wolle, so stände er mir dafür, daß der Kapitän mich auf seine Empfehlung ohne Weiteres als Steuermannsgehülfen anstellen werde.

Ich zögerte natürlich keinen Augenblick, meines Freundes Anerbieten anzunehmen, und vernahm nun von ihm, daß man mich allgemein für todt gehalten habe, weil der Cinqueporis, dessen Kapitän mich auf der Insel zurückgelassen hatte, gescheitert und mit seiner ganzen Mannschaft zu Grunde gegangen sei.

„Und weiß meine Mutter hievon?" fragte ich ängstlich.

„Ich glaube nicht," erwiederte Dampier. „Ich habe sie erst kurz vor meiner Abreise aus England gesprochen und ihr die Versicherung gegeben, daß du gewiß noch am Leben seiest und bald von dir hören lassen werdest."

Diese Nachricht verursachte mir eine große Freude und vermehrte noch meine Begierde, nach Hause und in die Arme meiner Mutter zurückzukehren. Doch mäßigte ich meine Ungeduld, so gut ich konnte, und erzählte nun meinem Freunde die Schicksale, welche mich betroffen, seitdem wir uns nicht gesehen hatten. Er und alle Uebrigen hörten mich mit der größesten Theilnahme an, und bald kam auch Kapitän Rogers herbei, welcher sich sehr lebhaft für mein Schicksal interessirte. Ich mußte die ganze Mannschaft zu meinem Gebäude führen, mußte ihnen alle meine Arbeiten zeigen, mußte ihnen von jeder Kleinigkeit die geringste Kunde, und sogar von meiner Geschicklichkeit, die Ziegen zu fangen, ein Beispiel geben. Mit Erstaunen hörten und sahen sie Alles, und bereiterten sich nachher mit rührender Theilnahme, mich mit Kleidungsstücken und anderen nothwendigen Bedürfnissen zu versehen. Ich nahm Alles mit Dankbarkeit an, und war gar nicht unglücklich darüber, meine rauhen Ziegenfelle wieder mit bequemeren Kleidern vertauschen zu können. Nur die Schuhe behagten mir nicht. Meine Füße hatten sich davon entwöhnt, und lange dauerte es, bis ich mich wieder in ihnen behaglich fühlte.

Hier endet die Geschichte unseres Abenteurers, soweit er selbst sie geschrieben hat. Doch haben wir in Erfahrung gebracht, daß Kapitän Rogers ihn wirklich als Steuermannsgehülfe auf dem Duke anstellte, daß er sich mit seiner beweglichen Habe und seiner Dogge einschiffte, nachdem er seinen gefangenen Ziegen die Freiheit zurückgegeben hatte, und glücklich in die Arme seiner Mutter zurückkehrte.

Er verließ sein Vaterland nicht wieder, sondern erwärmte sich redlich und ehrlich durch ein Handwerk, und machte durch verdoppelte Liebe zu seiner Mutter wieder gut, was er in seiner Jugend an ihr verschuldet hatte. Der Herr segnete seinen Fleiß, und er lebte noch lange Jahre in Glück und Wohlhabenheit. Den Zehler, den er begangen, vergaß er aber niemals, denn in allen Stuben seines Häuschens hing eine hölzerne Tafel, auf welcher mit großen Buchstaben geschrieben stand:

Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden!

Die Linde.

(Taf. 44.)

Die Linde ist einer der lieblichsten Nutzbäume, der bei uns häufig in Alleen angepflanzt wird, nirgends aber geschlossene Waldungen bildet. — In Deutschland sind drei Arten heimisch: die Winterlinde, die gemeine Linde und die Sommerlinde, welch' letztere beiden Arten öfters mit einander verwechselt werden. Alle bilden hohe, starke Bäume mit schönen Kronen; haben lang gestielte, herzförmige, am Rande gezähnte, spitz zulaufende Blätter, fruchtbare Zwitterblumen, deren Decke in fünf Einschnitte getheilt ist, die fast so lang als die fünf zugestumpften, oben eingekerbten saftigen Blumenblätter sind, und Blüthenstiele, die zu mehreren verbunden, in einem Flügelbeckblatt verwachsen; der Fruchtknoten ist von 30 und mehr Staubfäden umgeben, die Narbe ist fünfseitig zugestumpft, und die Fruchtkapsel lederartig, rund und mit Fächern versehen.

Die gemeine Linde, Tilia vulgaris, Fig. 1., findet sich häufig in den Laubforsten, die guten Boden

Digitized by Google

haben; ihr Stamm ist bis zu den Aesten 20—25 Fuß hoch, gerade und rund, und über der Wurzel oft 3—4 Fuß dick; die Aeste und Seitenzweige stehen abwechselnd, und sind mehr spitz- als rechtwinkelig ausgebreitet; die Wurzeln streichen tief, die Herzwurzel oft 4—5 Fuß, und verbreiten sich oft 15—20 Fuß weit. Die sommergrünen Blätter sind wechselständig, 3—3½ Zoll lang und fast eben so breit, rundlich herzförmig und die Spitze vorgezogen; sie brechen anfangs Mai hervor, sind beiderseits glatt, oben dunkler, unten matt hellgrün; die Blüthe, deren starker, angenehm süßlicher Geruch die Luft erfüllt, erscheint im Juni und Juli in kleinen Büscheln, zu sechs und mehreren Stücken auf einem gemeinschaftlichen Stiele, der unten ein langes, schmales, gelbliches Nebenblatt oder Flügel hat; die Blumenblätter selbst sind schwefelgelb, so wie die Staubfäden, welche orangefarbene Staubbülsen tragen. Die Frucht, eine verkehrt eirundliche, lederartige Samenkapsel, Fig. 2., reift in der zweiten Hälfte des Oktober, ist fünffächerig und enthält in jedem Fache ein rostfarbenes Samenkorn; der natürliche Abfall des Samens erfolgt im Winter, und gelangt derselbe gleich in die ihm angemessene frische, schwarze, fette Erde, so geht er schon im nächsten Frühlinge auf, sonst aber bedarf er zu seiner Entwickelung ein volles Jahr. Die jungen Pflänzchen erscheinen mit zwei eingeschnittenen Peterstilienblättern, die Niemand, als dem Kenner, eine Linde verrathen. Die Sommerlinde, Tilia grandifolia, und die Winterlinde, Tilia parvifolia, sind von der gemeinen Linde nur wenig unterschieden, und zeichnen sich vor derselben nur durch ihre größeren oder kleineren Blätter und Blüthen aus. Ihres Wuchses, üppigen Laubwerks und süßduftender Blüthen, und ihrer Ausdauer wegen (sie erreicht ein Alter von mehreren hundert Jahren) eignet sich die Linde besonders als Zier- und Alleebaum, auch läßt sie sich, da sie den Schnitt verträgt, zu Lauben und lebendigen Hecken heranziehen. Das Holz hat zum Verbrennen wenig Werth, und nur die Kohle wird als Zeichenmaterial und zur Schießpulverbereitung verwendet. Als Nutzholz wird dasselbe dagegen, da es sich weder wirft noch schwindet, außerordentliche Zartheit und Glätte besitzt, eine treffliche Beize annimmt und dem Wurmfraß fast gar nicht unterworfen ist, von Tischlern, Drechslern, Bildhauern, Formschneidern und Schnitzlern sehr geschätzt und vielfach angewendet. Die dicke Rinde der alten Bäume wird in Rußland zu Wagen- und Schlittenkörben und zu Bedachungen benützt; in Frankreich hat man Papier aus derselben gewonnen; Ruge hat durch Kochen mit Alaun und Niederschlagen mit einer Kaliauflösung eine rosenrothe Lackfarbe aus derselben bereitet, und in der Tuchfärberei hat man dieselbe ebenfalls schon zu Nußbraun angewendet. Der Bast der Linde findet mannigfache Anwendung, und wird in Rußland, Schweden, Frankreich und manchen Gegenden Deutschlands zu Matten, Decken, Bienenkörben, Socken, Reusen und Waschleinen verarbeitet. Das Laub ist frisch sowohl als getrocknet ein treffliches Futter für Schafe und Ziegen; die Blüthe ist das ergiebigste Bienenfutter, da sie außerordentlich wachs- und honigreich ist, auch liefert sie einen heilsamen Thee, und ist wie die Samenkapseln, die gegen den Durchfall sehr wirksam sein sollen, offizinell.

Wie alle Baumarten, hat auch die Linde ihre Feinde: der junge Auf- oder Ausschlag wird von Rothwild, von Rindern, Schafen und Ziegen häufig verbissen und geschält, und die jungen Bäume in strengen Wintern von den Hasen oft bis auf die Wurzel zernagt; die Blätter aber von der Linden-Schildlaus, Coccus tiliae, der Linden-Blattlaus, Aphis tiliae, einem eigenen Dämmerungsfalter, dem Lindenschnurrer, und dem Lindenspinner häufig beschädigt. Die Buchen-Gallwespe, Cynips Fagi, durch deren Stiche die kleinen hochrothen Gallen auf den Blättern entstehen, sucht öfters auch die Linde heim, alle diese Blattfeinde aber sind, mit Ausnahme der erstgenannten Schildlaus, die oft die jungen Zweige so massenhaft bedeckt, daß sie wie glasirt aussehen, dem Baume selbst nur selten nachtheilig, diese aber richtet durch Aussaugen des Saftes oft die stärksten Alleebäume zu Grunde.

Der Lindenschnurrer, Sphinx tiliae, von welchem unsre Tafel in Fig. 3, 4, 5, 6 und 7 Eier, Raupen, Puppe und Schmetterling zeigt, ist ein ächter Schwärmer oder Dämmerungsfalter, der am späten Abend und in der Morgendämmerung im schnellsten Fluge summend die Linden umkreist, und mit seinem langen Saugrüssel den Blumensaft im Schweben einsaugt. Der Schmetterling zeichnet sich vor andern durch seine stark ausgeschnittenen, weißlichgrünen Oberflügel aus, die olivengrün und röthlich in Felder abgetheilt sind; die Unterflügel sind gerippt, zimmtbraun, und zimmtroth gesäumt. Der Leib ist dick, läuft nach hinten spitz aus, ist wie die Oberflügel weißgrün, olivenfarbig abgetheilt, und endet in einer zimmtbraunen Schwanzspitze. Im Juli legt der Lindenschnurrer seine grünen Eier, Fig. 3, an die obersten Blätter der Baumkrone; nach 14 Tagen bereits entwickelt sich aus denselben die kleine Raupe, Fig. 4, die ausgewachsen die Größe, Färbung und Gestalt von Fig. 5 erreicht, sich in einer Erdhöhle in eine braune Puppe, Fig. 6, verwandelt, als solche in der Erde überwintert, und im nächsten Mai als Schmetterling ausschlüpft.

Volksbücher.

Geschichte von König Eginhard in Böhmen.

Im alten Herzogthum Baiern liegt am Donaufluß die weit berühmte und große Stadt Regensburg. In dieser Stadt war ehedem unter den Bürgern viel Gottesfurcht und Frömmigkeit, und mag auch sein, daß es noch heutzutage der Fall ist. Dazumal aber ging die Gottseligkeit so weit, daß viele edle und schöne Jünglinge den Prunk und die Hoffahrt der Welt gänzlich von sich abthaten, in ein Kloster gingen, Mönche wurden, und eifrig dem Herrn dienten mit Buße und Ge-

Digitized by Google

bet. Auch manches Nonnenkloster befand sich dort, von frommen Frauen gestiftet, wo viele geistige Psalmen und andere feine Andachten gehalten wurden. Diese große Frömmigkeit wurde bald bekannt weit und breit in allen Landen, und der Ruf davon kam selbst dem mächtigen und gewaltigen deutschen Kaiser Otto zu Ohren. Der Kaiser empfand großes Wohlgefallen an dem löblichen Wandel der Mönche und Nonnen, und dieß ging so weit, daß er sogar in seinem Herzen beschloß, seine eigene junge und schöne Tochter Adelheid in ein Kloster nach Regensburg zu schicken, damit sie dort ihre Lebenszeit in Andacht und stiller Einsamkeit zubrächte. So schickte sie denn Kaiser Otto in das Obermünster, auf daß sie daselbst aufgenommen und eingekleidet würde.

Die schöne Adelheid verließ nur ungern des Kaisers prächtige Hofhaltung, denn bei ihrer großen Jugend hatte sie vieles Vergnügen an den Lustbarkeiten daselbst gefunden. Unter bitteren Thränen verließ sie den strengen Vater, und Alle weinten, selbst die Hofdienerschaft, da sie immer freundlich und mild gegen Jedermann gewesen war. In Regensburg angekommen, wurde sie von der Aebtissin empfangen, welche eine lange Rede an die Nonnen hielt und sie alle inständigst ermahnte, daß sie das Fräulein in allen geistlichen Sitten fleißig üben, und sie die Hora's sollten singen lehren. Darauf blieb Fräulein Adelheid im Obermünster, und vergoß noch viele Thränen, als auch der Letzte von ihren Begleitern und Gespielinnen auf immer von ihr Abschied genommen hatte.

Nun wohnte dazumal in der Stadt Prag im Böhmerland der König Eginhard, ein mächtiger Herr. Er hielt seine Hofhaltung auf der Burg Ratschin, und Alles war prächtig und herrlich bei ihm, weil er noch jung und ledig war und nach den Freuden des Lebens dürstete. Er hatte manchen Feind mit eigener Hand aus dem Sattel gehoben, und sich dadurch bei Jedermann großen Ruhm erworben. Man fürchtete ihn weit und breit, weil er ein gewaltiger König war.

Einstmals saß er fröhlich bei Tafel, trank den funkelnden Wein und aß von goldenem Geschirr. Da fiel ihm ein, wie so gar herrlich doch sein Leben sei, und er sagte: „Ich kenne keine größere Lust, als das Wild im Walde zu jagen und die Füchse zu fällen, und immer möchte ich in Ruhe und Frieden leben, damit mir meine Lust nicht gestört werde!“

„Und doch fehlt Euch das Allerbeste und Lieblichste zu des Lebens Herrlichkeit, Herr König,“ sagte hierauf sein Hofmeister Dietwald, ein durchtriebener und schlauer Gesell. „Was nützt Euch Euer schönes Land und Eure vielen Schlösser und Güter, wenn Ihr nicht einmal einen Erben habt, dem Ihr Alles nach Eurem Tode hinterlassen könnt? Ein frommes Weib an Eurer Seite würde Euch mehr Kurzweil schaffen, als Euer Wild in dem Forst und Eure Fische im Wasser. Ich wüßte wohl eine schöne Braut für Euch, und diese ist Adelheid, des Kaiser Otto einziges Töchterlein. Sie ist fein und lieblich vor allen Jungfrauen in der Welt, und wäre wohl würdig, an Eurer Seite zu sitzen, zumal sich ihrer kein Kaiser und König auf Erden schämen dürfte.“

„Dein Rath könnte mir wohl gefallen, mein lieber Dietwald,“ entgegnete darauf König Eginhard. „Aber du weißt ja wohl, daß Adelheid, des Kaisers Tochter, eine Klosterjungfrau ist, und daß es sich also wenig ziemen würde, wollte ich sie vom Kaiser zum Gemahl begehren. Würde ich eine Nonne heirathen, so dürfte mich alle Welt für einen Thoren halten.“

„Kloster hin, Kloster her,“ erwiderte Dietwald. „Ein mächtiger Herr, wie Ihr, braucht sich wenig um Klöster zu kümmern. Wenn Euch Fräulein Adelheid gefällt, so wäre meine Ansicht, daß Ihr sie durch List an Euch zu bringen suchtet. Ich selber wollte mich nicht weigern, der Vermittler zu sein, und wunderlich wäre es, wenn es mir nicht gelänge, sie aus dem Kloster in Regensburg zu entführen. Ist es nun Euer Wille, so gebt mir vierzig gut bewaffnete Ritter und Knechte mit, und dann werdet Ihr bald die schöne Adelheid hier an Eurem Hofe sehen.“

König Eginhard gab keine Antwort, sondern hob die Tafel auf. Aber der Gedanke an die Kaisertochter kam ihm nicht wieder aus dem Sinn, und er würde ohne Säumen den Rath seines Hofmeisters befolgt haben, hätte er sich nicht vor dem Grimm des gewaltigen Kaisers Otto gefürchtet. So schwankte er lange Zeit zwischen Furcht und Begehren, bis endlich doch der Wunsch, die schöne Adelheid zur Gemahlin zu besitzen, die Oberhand gewann. Er rüstete vierzig Ritter aus mit Wehr und Waffen, schrieb mit eigener Hand einen Brief an Prinzessin Adelheid, und schickte damit den Hofmeister Dietwald nach Regensburg. Dietwald brach mitten in der Nacht auf, und eilte unaufhaltsam durch den Böhmer Wald, bis er endlich die Stadt Regensburg erreichte. Vor dem Thore in einem Wäldchen hielt Dietwald an, und befahl den vierzig Rittern, hier seiner zu harren, bis er zu ihnen zurückkehren werde. Die Ritter stiegen von den Pferden, banden sie an die Stämme, und versprachen, gute Wacht zu halten und zu harren, wie Dietwald befohlen habe. Hierauf schied dieser von ihnen, und begab sich nach Regensburg hinein, wo er sich im Kloster für einen Dienstmann des Kaisers Otto ausgab. Die Aebtissin, da sie sich keiner List versah, hieß ihn freundlich willkommen, und die Nonnen führten ihn ohne Arg in Adelheids Zelle, indem er sagte, daß er im Auftrag des Kaisers ein geheimes Zwiegespräch mit der Prinzessin halten müsse.

Nun hatte Prinzessin Adelheid manches Uebel in dem Kloster auszustehen, und das Fasten, Geißeln und stete Wachen, wie es der Orden mit sich brachte, behagte ihrem jungen Gemüthe nur wenig. Sie konnte der weltlichen Freuden nicht vergessen, die sie an ihres Vaters Hofe genossen hatte, und je länger sie im Kloster war, desto mehr sehnte sie sich in den glänzenden Pallast des Kaisers zurück. Davon durfte sie sich aber nichts merken lassen, sonst wäre sie mit schwerer Pönitenz und Geißel bestraft worden, weil damals in dem

Digitized by Google

Kloster große Strenge gehandhabt ward. Deßwegen seufzte sie in ihrem Herzen und wünschte, daß sie doch nimmermehr eine Nonne geworden wäre. Ueber die Ankunft Dietwalds war sie sehr erfreut, denn sie hoffte, ihr Vater würde sie wieder aus dem Kloster holen und an den Hof bringen lassen. Als aber Dietwald allein mit ihr war, da erzählte er mit leiser Stimme, warum er gekommen sei, gab ihr auch das Handschreiben des Königs Eginhard, und forderte sie dringend auf, daß sie doch ihre süße Jugend nicht so einsam hinbringen und ihre große Schönheit nicht in einer düsteren Klosterzelle vergraben mögte.

Da die Jungfrau von König Eginhard hörte, von dessen hoher Schönheit und Tapferkeit der Ruf ihr schon Manches erzählt, erröthete sie in ihrem Antlitz und lauschte nur zu willig auf die verlockende Stimme des Hofmeisters. Dieser fuhr fort:

„Wenn es Euer Wille ist, edle Jungfrau, den König zu Eurem Gemahl anzunehmen, so entschließt Euch schnell. Das ganze Königreich Böhmen soll Euch unterthan werden, und im Schlosse zu Prag freut sich schon Alles Eurer Ankunft. Vor der Klosterpforte steht mein schnelles Roß und draußen im Wäldchen harren unser vierzig starke und getreue Ritter. Diese werden mich und Euch beschützen und uns wohlbehalten nach Prag geleiten."

Fräulein Adelheid wäre gern dem schlauen Hofmeister gefolgt, und nur die große Furcht vor ihrem Herrn Vater hielt sie noch zurück. Aber Dietwald wußte ihr auch diese auszureden, und brachte sie endlich dahin, daß sie in die Flucht willigte. Sie begleitete Dietwald in den Hof, wohin ihm auch die Aebtissin und zwei alte Nonnen folgte. Auf dem Hofe stellte sich Dietwald, als wolle er von der Aebtissin Abschied nehmen. Auf einmal aber nahm er Fräulein Adelheid auf den Arm, sprang mit ihr auf sein Roß, und jagte so schnell davon, daß Niemand mehr ihn einzuholen vermogte. Glücklich langte Dietwald in dem Wäldchen an, wo er mit großem Jubel von den Reisigen empfangen wurde, weil ihm die Entführung so gut gelungen war. Sie kehrten sogleich auf dem Wege nach Böhmen zurück, und während der Reise gaben sich die Ritter alle Mühe, das Fräulein mit mancherlei Kurzweil zu unterhalten und ihr die Zeit so angenehm zu vertreiben, daß sie von den Beschwerden nur wenig zu leiden hatte. Ohne Unfall erreichten sie die Burg Ratschin zu Prag, wo der König hoch erfreut mit Prinzessin Adelheid eine prächtige Hochzeit hielt. Da gab es Turniere und Ritterspiele und alle Tage offene Tafel, so daß die Herrlichkeit gar kein Ende zu nehmen schien.

Während man also in Prag fröhlich und guter Dinge war, herrschte zu Oestreich an des Kaisers Hof große Bestürzung über die Entführung der Prinzessin. Die Aebtissin klagte Dietwald der schlimmen That an, und der Kaiser gerieth in großen Zorn. „Ich will mich aufmachen und Eginhards Land mit Krieg überziehen," sprach er zu seinen Räthen. „Nicht ruhen will ich und rasten, bis ich Eginhard auf den Grund ausgerottet und Alle mit Feuer verbrannt habe, die bei der Entführung meiner Tochter die Hand im Spiele gehabt oder Rath dazu gegeben haben."

So sprach der Kaiser, warb an dreißigtausend Mann reisiges Kriegsvolks, zog selber mit zu Felde und brach mächtig in das Königreich Böhmen ein. Da erschraken die Bewohner des Landes, denn sie wußten nicht, wie sie sich einer so starken Kriegesmacht erwehren sollten.

Der Kaiser fand nur geringen Widerstand, und verwüstete die Städte auf seinem Zuge mit Brand und Feuer. Alles erlag vor seiner Macht, und zu Prag rottete sich das Volk zusammen und machte einen Aufstand wider den König, weil er so schweres Uebel über die Böhmen gebracht hatte. Darüber ward der König sehr traurig, und schalt den Hofmeister Dietwald, daß er ihm einen so bösen Rath gegeben. Auch Adelheid war in großem Schrecken, und in ihrer Herzensangst schrieb sie einen reumüthigen Brief an den Kaiser, ihren Vater, und bat ihn um Vergebung alles dessen, was geschehen sei. Der Kaiser empfing den Brief und antwortete auch darauf. Er versprach seiner Tochter Gnade und Huld, dem König Eginhard aber drohete er, er wolle ihn gefangen nehmen, ihm Hände und Füße mit Fesseln schließen, und ihm nachher den Kopf abhauen lassen, weil er Schmach und Schande über das Kaiserliche Haus gebracht.

Als die Prinzessin dieses Schreiben las, erzitterte sie in ihrem Herzen. Aber sie liebte ihren Gemahl und beschloß, ihr Loos nicht von dem seinigen zu trennen, und sollte es auch ihr Leben kosten.

Nun lag im Böhmer Walde ein überaus festes Schloß, Schildheiß genannt, welches in alten Zeiten zu einer Räuberburg gedient hatte und mit Sturm oder Belagerung kaum zu erobern war. Auf dieses Schloß entwichen König Eginhard und seine Gemahlin vor dem Zorne des Kaisers. Etliche treue Ritter und Knechte begleiteten sie, und Alle hielten sich dort ganz ruhig und still, versahen sich mit Speise und Trank auf mehrere Jahre hinaus, und hielten sich nun für geborgen. Denn das Schloß lag so versteckt in der Wildniß, daß es nicht leicht gefunden werden konnte. Also saßen sie dort zwischen hohen Bergen und Steinklippen in guter Ruhe, und hörten nichts, was in Böhmen vorging; denn es ging kein Mensch aus dem Schlosse und kam auch Keiner hinein. Auch ließ der König auf dem Thurme gute Wacht halten, damit nichts zur Sicherheit versäumt würde, und hielt sich im Uebrigen vorsichtig in der Wildniß. Einstmals hörte er den Schall eines Glöckleins im Walde, und erschrak so sehr darüber, daß er Boten aussandte, damit sie die Ursache des Läutens erforschen sollten. Als die Boten zurückkehrten, brachten sie einen alten Einsiedler mit. Er hieß Paul, wohnte auf einem benachbarten Berge in einer Klause, und erbot sich freiwillig, dem Könige treulich zu dienen. Der König schickte ihn nun öfters auf Kundschaft in das Land hinaus, damit er sehen solle,

Digitized by Google

wie es mit dem Lande und dem kaiserlichen Heere stehe. Aber er brachte nur wenig tröstliche Nachrichten. Der Kaiser hauste noch grimmig im Reich, und sollte gedrohet haben, er wollte den König Eginhard gewiß tief demüthigen, wenn derselbe in seine Gewalt käme. Dieser Zorn des Kaisers erweckte in Eginhard große Furcht. Er gebot seinen Leuten, daß sie ihn für einen bloßen Edelmann ausgeben sollten, wenn ja einmal fremde Leute in's Schloß kämen, und, um sich unkenntlich zu machen, ließ er sich einen langen Bart wachsen und legte einfache Kleider an, so daß man ihn nicht mehr für einen König halten konnte. Der Kaiser eroberte indeß das ganze Land, bis er nach Prag kam, wo er König Eginhard zu fangen gedachte. Der war aber nirgends zu finden, worüber sich der Kaiser nicht wenig verwunderte.

Nach einiger Zeit machte sich Kaiser Otto wieder auf den Weg in sein Reich, und dachte Eginhard auf irgend eine Weise durch List zu fangen. Unterwegs verirrte er sich aber mit seinem Schildknechte im Walde, so daß sie alle Richtung verloren. Sie hörten weder Trommel noch Soldatengeschrei, sondern nur das Brummen und Brüllen der Bären und anderer wilden Thiere. Die Nacht brach herein, und noch immer irrte der Kaiser mit seinem Knechte umher und wußte nicht aus noch ein. Sie stiegen von den Rossen, führten sie am Zügel hinter sich her, und suchten nach einem betretenen Pfade, aber umsonst. Der Schildknecht stieß in sein Horn, daß es laut schallte, aber Niemand gab Antwort. Da ward der Kaiser sehr besorgt um sein Leben, und die wilden Thiere brummten und brüllten immer lauter, so daß ihm ganz unheimlich in seinem Gemüthe wurde. In der Angst fielen ihm alle seine Sünden ein, und nun bereute er auch, daß er so hart gegen seine Tochter Adelheid und deren Gemahl gewesen war, und hätte ihnen gern Alles vergeben, wenn er nur aus seiner schlimmen Lage erlöst worden wäre. Indeß der Kaiser solchen Gedanken nachhing, verzagte der Knecht ganz und gar, und sagte, er habe noch nie in seinem Leben solche Angst empfunden. Während er noch sprach, kamen sie an drei Wölfe, welche ihre Rachen aufsperrten und wüthend zu heulen anhuben; doch erschlugen sie rasch einen davon mit dem Schwerte und die anderen zwei flohen. Indeß sie aber den Wolf zerstückten, wurden ihre Pferde von zwei Bären angegriffen und zerrissen. Darüber empfanden Beide neuen Schrecken und eilten weiter, so schnell sie vermogten. Sie kamen so an einen hohen Berg, welchen der Kaiser rasch hinan lief, weil er sich vor den wilden Thieren fürchtete und oben auf dem Gipfel sicher zu sein glaubte. Hier wollte er warten, bis der Tag von Neuem anbrechen würde; der Schildknecht aber sagte: „Gnädiger Herr und Kaiser, helft mir, daß ich auf einen Baum steige und sehe, ob ich nicht von dem Gipfel irgend ein menschliches Wesen entdecken kann!“

Der Kaiser half ihm gern, und der Schildknecht stieg, nachdem er seine Waffen abgelegt hatte, den Baum bis zum höchsten Gipfel hinauf. Oben angelangt, erhob er ein großes Freudengeschrei und rief: „Gnädigster Kaiser und Herr, ich habe ein Licht gesehen, demselben wollen wir nachfolgen!“

Ueber diese Botschaft war der Kaiser hoch erfreut, und versprach dem Knechte, daß er sich dafür eine Gnade ausbitten dürfe. Der Knecht aber führte den Kaiser durch dick und dünn der Gegend zu, wo er das Licht hatte schimmern sehen. Da wollte es die Fügung des Himmels, daß sie an die Burg Schildheiß gelangten, wo König Eginhard mit seiner Gemahlin im Verborgenen lebte. Daselbst klopften sie an's Thor, und der Kaiser befahl seinem Schildknechte, daß er sagen solle, sie seien reisende Edelleute, die sich wegen des Kriegsvolkes auf Abwegen verirrt hätten. Denn er fürchtete, daß am Ende die Burg mit feindlichen Truppen besetzt sei, wo es ihnen dann übel ergehen könne, wenn er als Kaiser Otto bekannt würde. Auf das Klopfen und Rufen des Knechts wurde endlich das Thor aufgethan, und König Eginhard empfing die Verirrten mit herzlicher Freundlichkeit. Er wußte aber nicht, daß der Kaiser es sei, der seine Burg betreten hatte, und der Kaiser erkannte auch den König Eginhard nicht, weil derselbe durch Bart und Kleidung nur einem gewöhnlichen Edelmanne gleich sah. So pries denn Otto sein gutes Glück, daß es ihn einen so freundlichen Wirth hatte auffinden lassen.

Nach alter gastfreundlicher Sitte nahm man dem Kaiser seine Waffen ab und führte ihn sodann mit seinem Begleiter in das Schlafgemach. Die Schwerter der Fremden aber wurden dem König Eginhard gebracht, der sie mit sich in seine Kammer nahm. Da geschah es nun, daß die Königin erwachte, und das kostbare Schwert nebst einem anderen auf dem Tische liegen sah. Ihr Herr, der König erzählte ihr, daß zwei Edelleute gekommen wären, welchen die Schwerter gehörten. Die Königin aber warf ihr Nachtkleid über und stand auf; denn sie war begierig, das Schwert, welches ihr so schön in die Augen funkelte, näher zu betrachten. Als Adelheid das Schwert in die Hand bekam, fuhr sie vor großem Schrecken zusammen, worüber sich der König wunderte. „Ach Himmel!“ sprach sie darauf, „liebster Ehegemahl, soll ich nicht erschrecken! Dieses Schwert ist das Schwert meines Vaters, des Kaisers, und diesen Gurt habe ich mit eigenen Händen gewürkt! Darum, lieber Herr, seid auf Eurer Hut, daß Ihr nicht in das Netz fallt, denn mein Vater ist ungemein scharfsinnig und klug!“

Als der König diese Worte hörte, erschrak er eben so sehr, wie zuvor seine Gemahlin. Er schickte sogleich noch in der Nacht einige Kundschafter aus, weil er fürchtete, der Kaiser hätte ihn in der Stille überfallen und seine Burg umringt. Die Kundschafter aber kehrten zurück, ohne daß sie Jemand gesehen hätten, als den Einsiedler Paul, welcher bestätigte, daß der Kaiser und sein Schildknecht sich vom Heere verirrt hätten.

Während nun der König mit seinen Getreuen Rath hielt, was in dieser Sache zu thun sei, führte der Kai-

Digitized by Google

er in seinem Schlafgemach ein Gespräch mit seinem Schildknechte.

„Nicht wahr, gnädiger Herr," sagte dieser, „hier ist's besser, als in dem finstern Walde?"

„Das kannst du dir leicht einbilden, du Narr," erwiederte der Kaiser. „Hätte ich nur erst den König Eginhard gefunden, wie diese Herberge, so wäre ich vollends froh."

„O Herr," sagte der Schildknecht, „was wollt Ihr ihn ferner verfolgen? Ist es nicht genug, daß Ihr seine Lande verwüstet habt? Er hat sich freilich schwer vergangen, aber der Kaiser sollte auch geschwinder zur Verzeihung als zur Strafe sein."

„Du hast Recht," sprach der Kaiser. „Er hat an mir gesündigt, aber ich kann ihm auch wieder vergeben, und das um so mehr, da ich aus dem Briefe meiner Tochter weiß, wie sehr er seine Missethat bereut. Laß uns jetzt schlafen, getreuer Schildknecht. Morgen will ich mit meinem Volke nach Oestreich zurückkehren und mich wegen der Sache weiter besinnen."

Dieses Gespräch hatte ein getreuer Ritter des Königs vernommen, welcher abgesandt worden war, um den Kaiser und seinen Knecht zu belauschen. Jetzt eilte er zum Könige und erzählte Wort für Wort, was er mit seinen feinen Ohren aufgefangen hatte, und des Kaisers Worte gaben dem Könige Hoffnung, daß er begnadigt werden könne. Er ließ eine große Kette nebst zwei eisernen Fesseln herbeischaffen, nahm sie in seine Hände, und ging mit der Königin und seinen Rittern in die Kammer, wo der Kaiser mit seinem Knappen bereits eingeschlafen war. Die Thüre wurde ohne großes Geräusch geöffnet; aber der Kaiser vernahm das Geräusch doch, sprang aus dem Bette und machte sich fertig zur Wehr. Auch der Schildknecht erwachte und sprang mit dem Ausrufe in die Höhe: „Gnädigster Herr, wir sind verrathen!" Zugleich eilte er an's Fenster, um sich aus demselben hinab zu stürzen; aber die Ritter des Königs hielten ihn zurück, und der Kaiser fragte nun, was sie wollten? Da fiel der König vor des Kaisers Füßen auf die Knie nieder und sagte demüthig: O mein gnädigster Herr und mächtiger Kaiser, diese Fesseln bringe ich nicht, um Euch zu fesseln, sondern damit ich mit ihnen gefesselt werde. Wisset, daß ich der unglücklichte Eginhard bin, den Ihr mit Heeresmacht vom Throne gestoßen habt, und diese ist Eure Tochter, welche mit mir um Gnade fleht. Wir und unsere treuen Ritter liegen hier zu Euren Füßen und bitten, daß Ihr gnädigst vergeben möget! Wo nicht, so nehmt diese Fesseln und bindet uns, damit wir unsere Strafe erleiden nach Eurem Willen!"

Während der König also demüthig redete, weinte seine Gemahlin Adelheid, und selbst auch der Kaiser konnte seine Thränen nicht verbergen, so tief war er gerührt und erschüttert.

„Lieber Freund und König," erwiederte er, „durch deine Worte hast du mir das Herz gebrochen, noch mehr aber durch deine rühmliche That. Ich dachte, du kämest, mich zu fangen, du aber sagst, ich solle dich fangen; und an dem Orte, da du mich verderben kannst, da soll ich dir dein Recht thun? Nein, das könnte selbst dein ärgster Feind nicht über das Herz bringen! Nein, ich will dich nicht fangen, und so will ich dich auch nicht strafen, denn nicht ich dir, sondern du schenkst mir heute das Leben! Du hast zwar Großes an mir verbrochen, aber noch Größeres hast du in dieser Kammer an mir gethan! Hiermit sage ich dich frei und ledig, und gebe dir deine Krone zurück mit allen vorigen Würden und Freiheiten. Auch will ich die Ehe nicht trennen, so du mit meiner Tochter geschlossen. Seid glücklich und fürchtet nichts; denn ich bin nicht mehr der zürnende Kaiser, sondern der liebende Vater meiner Kinder!"

Bei diesen Worten umarmte der Kaiser den König und die Königin, und Aller Freude war so groß, daß es sich mit Worten gar nicht beschreiben läßt. Noch in derselben Nacht wurde ein großes Festmahl auf der Burg Schildheiß zubereitet, und Boten wurden ausgeschickt, um dem Heere des Kaisers das frohe Ereigniß zu verkünden und es zur Friedfertigkeit gegen des Königs Unterthanen zu ermahnen.

Noch einige Tage verweilten der Kaiser und seine Kinder auf der Burg in Liebe, Freundschaft und großer Heiterkeit. Dann reiste der Kaiser in sein Reich, und der König und die Königin kehrten nach Prag zurück, ungefährdet und bekleidet mit aller vorigen Macht und Gewalt. Den treuen Schildknecht aber, welcher seinen gnädigen Herrn aus der Wildniß auf die Burg geleitet hatte, schlug der Kaiser aus Dankbarkeit zum Ritter, belieh ihn mit der Burg Schildheiß und Allem, was dazu gehörte, gab ihm zum Wappen eine grüne Tanne, und nannte ihn Ritter vom Tannenbaum, weil er vom Gipfel einer hohen Tanne aus zuerst das Lichtlein in der Burg entdeckt hatte.

Hiermit ist denn die Geschichte vom König Eginhard und der schönen Adelheid zu Ende. Aber später wollen wir noch erzählen, was sie für Abentheuer mit Riesen erlebten, und welches wundersame Schicksal dem jungen Ritter vom Tannenbaum auf der Burg Schildheiß begegnete. Es wird ganz kurzweilig zu hören sein. —

Eine Bärengeschichte *).

Ich möchte Niemanden zu nahe treten, aber manche Leute halten die Waldkenntniß für etwas sehr Geringes, bis sie sich einmal recht tüchtig zwischen den Bäumen verlaufen haben, und so groß sie auch zu Hause prahlen mögen, würden sie doch ganz sonderbar drein schauen, wenn ihnen im Walde plötzlich eines der wilden Thiere begegnete.

*) Ist aus des Amerikaners Hoffmann „wilden Scenen" (übers. v. F. Gerstäcker) entnommen; für die Wahrheit der Geschichte mögen wir nicht bürgen. Die Red.

Digitized by Google

Hier in der nächſten Stadt wohnt Jemand, der vor mehreren Jahren ausging, ein Muſelthier *) zu erlegen, und ſich, als er etwas auf ſeiner Fährte heranttaben hörte, hinter einen umgefallenen Stamm legte, um ſicher ſchießen zu können. Der Mann aber, der noch in ſeinem Leben kein ſolches Thier geſehen hatte, bückte ſich nicht ſchlecht hinter ſeinen alten Baum, als ein großer ſechsjähriger Bull, höher als ein Pferd, mit Geweihen; die um alle Welt zu ausſahen, als ob ſie im Leben nicht durch die dichten Bäume fortkönnten, polterud und die Büſche niedertretend herankam. „Wenn du mir nichts thuſt, thu' ich dir auch nichts," ſprach er zum Elenthier.

Dieſer andere Burſche in Ti wußte weiter nichts vom Bären, als was er uns Jäger davon hatte erzählen hören, und daß ſie manchmal ein Halbdutzend Kugeln in ihrem Leibe mit forttragen oder Gott weiß wie viele Hunde todtſchlagen, wenn wir ſie aus den Fallen nehmen wollen, in denen ſie, bei den Tatzen feſtgehalten, oft ſchon drei oder vier Tage gehungert und geſchmachtet haben.

Gut; der Mann ſaß in ſeinem Boot auf dem See und wartete auf Hirſche, als er plötzlich einen Sturz und ein Plätſchern im Waſſer hörte. Er ruderte um ein Eiland und fand einen großen weiblichen Bären, der nach dem andern Ufer hinüberſchwimmen wollte. Da er mit ſeinem Kahn gut umzugehen wußte, ſchoß er gerade vor, dem Thiere den Weg abzuſchneiden, was ihm auch gelang, und dieß veranlaßte, ſeinen Cours etwas zu verändern und zu verſuchen, um das Boot herumzuſchwimmen. Der Mann kam ihm auch hier wieder entgegen, und noch einmal veränderte der Bär ſeine Richtung, immer jedoch dem beabſichtigten Ufer zuſchwimmend.

Muthiger werdend, ruderte Jener jetzt zum dritten Mal näher an die Beſtie hinan, um ſie auf dieſe Art etwas zurückzutreiben und ſo lange im See zu halten, bis er Hülfe vom andern Ufer erwarten konnte. Wie aber das Hintertheil des Bootes im Herumſchwingen dem Bär zu nahe kam, faßte er es mit ſeinen Tatzen und ſtieg ganz behaglich hinein. Da ſaß er jetzt und ſchaute dem Mann ſo ruhig und gemüthlich in's Geſicht, wie nur immer ein Bär ausſchauen konnte.

Hätte der Jäger nun die Stelle gewußt, wo er die Beſtie hintreffen ſollte, ſo wäre ein richtiger Hieb über den Hinterſchädel mit dem Ruder von ausgezeichneter Wirkung geweſen, denn zähes Eſchholz iſt in manchem Falle beſſer, als eine Kugel; der ruhige Blick, mit dem ihn ſein Paſſagier betrachtete, gefiel ihm aber nicht, und ſo blieben ſie, der Bär den Mann und der Mann den Bär anſtierend, ruhig ſitzen. Endlich wie Jener über den erſten Schrecken hinaus war, begann er wieder leiſe ſeine Ruder zu bewegen, um nach dem Ufer, von welchem der Bär hergekommen war, hin zu gleiten; damit war dieſem aber nicht gedient, und er rückte ein bischen näher zu dem Manne hin und zeigte ihm auf eine ganz beſondere Art die Zähne. Sobald dieſer jedoch das Boot wieder drehte, nahm auch der Bär ſeinen alten Platz ein und blieb, ſo zufrieden wie möglich, auf ſeinem Ende ſitzen. Der Mann war richtig gezwungen ſein Boot den Wünſchen des Reiſenden gemäß zu ſteuern, und wolltet Ihr's wohl glauben, er mußte es auch noch mit dem Hintertheil gegen das Land treiben, wo dann die Beſtie ruhig an's Ufer trat, ſich noch einmal nach dem Ruderer umſah, leiſe vor ſich hin brummte und dann in den Wald trabte.

*) Elenthier.

Räthſel.

Erſte Abtheilung: Beſchreibende Räthſel.

Homonyme.

Durchlauchtigſter König, deinem Ruhme
Sei heut' ein dankbar Lied geweiht,
Du herrſchteſt einſt im Heidenthume,
Du herrſcheſt noch zu unſrer Zeit.

Wohl hat man dich vom Tag vertrieben,
Um tauſend Diener dich gebracht,
Dir aber iſt die Nacht geblieben,
Du ſchmückeſt ſie mit deiner Pracht.

Die Herrſchaft, die du oft mißbrauchteſt,
Wird jetzt von dir nicht mehr mißbraucht,
Der Zorn, den du vordem verhauchteſt
Iſt jetzt auf immer wohl verrauchi.

Man hat die Opfer dir vertrieben.
Daß du mit deiner Macht nicht prahlſt,
Dir aber iſt die Pracht geblieben,
Mit der du Alles überſtrahlſt.

Dein Nebenbuhler hat ſich heuer
Wie ſonſt, breit über dich geſtellt,
Doch fehlet ihm dein Demantfeuer,
Doch fehlt ihm deine Dienerwelt;

Die Göttin aber, deren Schöne
Mit deinem Glanz allein ſich miſt,
Iſt eine gar zu flücht'ge Schöne,
Daß man ſie nur zu leicht vergißt.

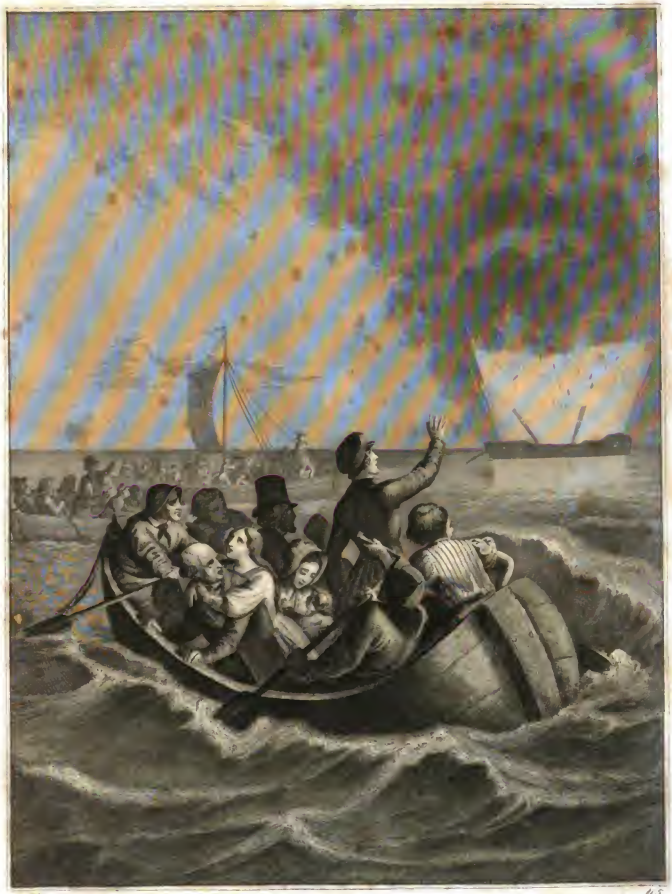
Wenn ſich dein Bild im Meere malet,
Umgiebt's ein brüderlicher Kranz,
Und wem dein holdes Auge ſtrahlet,
Der iſt beglückt von ſeinem Glanz.

Auflöſung: 9. 20. 15. 9. 19. 5. 17.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



1746

4.5

Digitized by Google

Seebilder.

Ein Schiffsbrand.

(Taf. 45.)

Am 24. August 1834 schiffte ich mich auf dem Earl von Elbon, einem Londoner Kauffahrer von 600 Tonnen, geführt von Kapitän Theaker, zu Bombay ein, um auf Urlaub in mein Vaterland zurückzukehren. Das Schiff war eines der schönsten und stärksten seiner Art, und ließ mit Fug und Recht erwarten, daß es Wind und Wellen mit Glück widerstehen würde. Allein wer kann auch nur für einen Tag voraussehen, was uns vom Schicksale beschieden ist?

Die Ladung des Schiffes bestand aus Baumwolle, und da die Zahl der Passagiere nur gering war, so war der Raum zwischen den Verdecken mit Baumwollenballen angefüllt, die möglichst dicht und eng zusammengepreßt waren, so daß es schwerer halten mochte, sie wieder heraus zu bringen, als vorher — sie hinein zu schaffen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß man die Baumwolle feucht, während einem starken Regen, an Bord gebracht und in den Magazinen nicht hatte austrocknen lassen, ehe man sie einpreßte; da nun dieß letztere nur mittelst eines gewaltigen Zusammendrucks geschieht, so mögen sich leicht Branddämpfe derselben Art entwickeln, wie dies im Heu, wenn es naß in die Scheuer gebracht wird, vorkommt.

An Bord unseres Schiffes befanden sich im Ganzen, drei Frauenzimmer, ein kleines Kind, so wie den Kapitän und seine Mannschaft mit inbegriffen, fünfundvierzig Personen.

Am 26. September kamen wir, nach einer Reihe widriger Winde und Windstillen, und schweren Regengüssen und Stoßwinden in die Region des Passatwindes, der jetzt stet und bleibend in unsere Segel blasen zu wollen schien. Schon sahen wir allmählig unserer Ankunft am Kap der guten Hoffnung entgegen. Am Morgen des 27. stand ich, früh um halb sechs Uhr, auf und ging auf Deck, wo ich einen meiner Reisegefährten traf. Da bemerkten wir Beide einen qualmähnlichen Dunst, der zwischen dem Lukengange aufstieg; ich äußerte gegen meinen Begleiter, er möge wohl von Hitzdämpfen kommen, die sich, wenn man sie nicht ersticke, zu einem Brande selbst entzünden könnten. Der Kapitän kam ebenfalls auf Deck und antwortete auf meine Frage, „was das sei?“ es sei ein Dampf, wie er ziemlich häufig in Schiffen, die Baumwolle geladen hätten, sich zeige, wenn die Luken geöffnet würden. Ich sagte nichts; allein als der Rauch immer dichter wurde und allmählig eine andere Farbe annahm, kam mir denn doch der Gedanke, es sei nicht Alles, wie es sein sollte, und daß auch der Kapitän nicht ganz unbesorgt sein müsse, denn der Schiffszimmermann hieb gerade über der Stelle, wo der Rauch hervorzudringen schien, Löcher in's Verdeck. Ich ging hinunter, mich anzukleiden, und um halb sieben Uhr klopfte der Kapitän an meine Thüre, und sagte mir, ein Theil der Baumwolle brenne und er wünsche sämmtliche Herren Passagiere auf dem Verdeck zu sehen. Wir versammelten uns denn, und er theilte uns nun mit, wie die Sache stand: daß nämlich ein Theil der Ladung sich, allem Anscheine nach, selbst entzündet, und daß er die Absicht habe, die Ballen, bis man auf die entzündeten komme, wegzuräumen, und diese letzteren sammt denen, die in demselben beschädigten Zustande zu sein scheinen, über Bord werfen zu lassen; und daß er es, da er den Schritt einmal für nothwendig halte, für seine Pflicht erachte, uns die Sache vorzulegen. Wir, natürlich, stellten Alles seinem eigenen besten Ermessen anheim, und er befahl nun den Matrosen, so hurtig als möglich zu frühstücken, und dann sich an's Werk zu machen, um dem Feuer auf die Spur zu kommen. Dies geschah, und er erklärte uns nun, es scheine ihm keine unmittelbare Gefahr vorhanden und er hoffe, wir würden im Stande sein, sie ganz und gar zu beseitigen. Um acht Uhr jedoch wurde der Rauch viel dicker und fing an, sich durch den hinteren Lukengang zu wälzen — da man den Luftzug vornehin hatte gehen lassen, um den Leuten die Arbeit möglich zu machen. Mehrere Ballen wurden weggeräumt; alleiu die Hitze begann unten unerträglich zu werden, der Rauch wälzte sich in erstickenden Wolken heraus, und vor neun Uhr entdeckten wir, daß ein Theil des Verdecks Feuer gefangen habe; kurz, die Leute mußten die Arbeit einstellen. Der Kapitän befahl nun, die Luken zu verschlagen, in der Absicht, dem Ausbrechen des Feuers entgegen zu wirken, so wie, für den Nothfall, die Boote auszusetzen und sie mit Mundvorrath und anderen nothwendigen Dingen zu versehen. Dies geschah, und um halb zwei Uhr wurden die drei Frauenzimmer, zwei kranke Passagiere, das kleine Kind und ein Dienstmädchen mit 276 Gallonen (die Gallone 4 Maß) Wasser, 20 Gallonen Branntwein, und Schiffszwieback für einen Monat, nebst so vielen Töpfen mit Marmeladen und Eingemachtem, was wir noch holen konnten, und außerdem dem täglichen Mundbedarf von frischem und eingesalzenem Fleische, in das große Boot gebracht.

Es war jetzt nahe an zwei Uhr; die Luken wurden nun geöffnet und alle Mannschaft mußte an die Arbeit, um Versuche zur Löschung des Feuers zu machen. Als die Hauptluke aufgehoben und die getheerte Leinwand, mit welcher die Luken, um das Eindringen des Wassers zu verhüten, bedeckt wird, weggenommen war, fand man ein Segel darunter so heiß, daß es die Leute kaum anzurühren und wegzubringen vermochten; als sie es thaten, drangen die Hitze und der Rauch noch ärger als zuvor herauf; und da jetzt der Augenschein lehrte, daß das Feuer eben unter dieser Stelle war, so wurde Befehl gegeben, die Ballen nach einander aufzuwinden, bis man an die entzündeten kommen würde. Als aber die Leute die Ziehseile anfaßten, um einen Krahnenhaken einzuschieben, fand sich, daß die Ballen unten durchgebrannt waren und ihnen unter den Händen entglitten.

Das sah nun allerdings schlimm aus. Wir schnitten indessen einen Ballen auf, und versuchten ihn hand-

Digitized by Google

vollweise fortzuschaffen, allein der Rauch und die Hitze wurden so übermäßig, daß kein Mensch über ihm stehen konnte, und das Wasser schien die Brunst noch zu steigern, da wir natürlich nur geringe Quantitäten anzuwenden wagten. Würde der Kapitän gewagt haben, Wasser in Menge in das Schiff pumpen zu lassen, um das Feuer zu löschen, so würden die Ballen dermaßen angeschwellt worden sein, daß sie nicht nur das Verdeck aufgesprengt, sondern auch so sehr an Gewicht zugenommen haben, daß sie das Schiff hinunter gezogen hätten. Unter diesen Umständen, da zweifacher Untergang drohte, rief uns der Kapitän, in der Ueberzeugung von dem hoffnungslosen Stand der Sache, hinten auf's Schiff zusammen, und sagte, ob Jemand irgend ein Auskunftsmittel vorzuschlagen wisse, das zur Löschung des Feuers und zur Rettung des Schiffs mit Wahrscheinlichkeit dienlich sein könne, „in welchem Falle wir," setzte er hinzu, „nicht von ihm weichen wollen, so lange noch ein Funke von Hoffnung bleibt." Einstimmig sprach man sich dahin aus, daß Alles gethan worden sei, was sich irgend habe thun lassen; die Leute waren sämmtlich vollkommen nüchtern und in ihren Anstrengungen unermüdlich gewesen; Einer wie Alle aber schienen mit kalten Sinnen und entschieden der Meinung zu sein, daß hier nichts mehr zu hoffen stand. Die Hitze nahm dermaßen zu, daß es gefährlich war, das Schiffshintertheil zu verlassen; der Kapitän ersuchte deßhalb die Herren, sich in die Boote zu begeben, zählte seine Leute ab und wies sie ebenfalls in die Boote, und um drei Uhr verließ er selbst das Schiff — der Letzte, grade als die Flammen durch das Hinterdeck schlugen. Wir stießen dann ab, wobei die zwei Boote das große Boot in's Schlepptau nahmen; das Schiff war in seinem Laufe schon vorher dadurch gestellt worden, daß man die Segelstangen zurückgelegt hatte.

Als wir ungefähr eine halbe Stunde weit vom Schiff entfernt waren, stand es in vollen Flammen, und seine Masten fingen an, zusammenzustürzen. Der Anblick war furchtbar erhaben. Zwischen acht und neun Uhr waren alle seine Masten zusammengebrochen, und das Schiff selbst bis zum Wasserrande niedergebrannt; plötzlich blitzte es hell auf, dem Blitze folgte ein dumpfer, schwerer Aufknall — die Pulverkammer hatte Feuer gefangen. Ein Paar Sekunden lang flimmerten Holzsplitter und lohende Sparrenstücke hoch in der Luft; dann trat tiefes Dunkel ein, und über unserem prächtigen Kauffahrer schlugen die Wogen des Meeres für immer zusammen.

Trübselig war die Aussicht auf das Schicksal, welches uns jetzt bevorstand. Im großen Boot befanden sich der Kapitän und fünfundzwanzig Personen mit Inbegriff eines vier Monate alten Kindes; das Boot war 23 Fuß lang und 7½ Fuß breit; in jedem der beiden andern Boote befanden sich zehn Personen mit Inbegriff des kommandirenden Offiziers. Jedes dieser Boote hatte einige Säcke Schiffszwieback; allein der Hauptmundvorrath befand sich im großen Boote. Wir waren nach einer ungefähren Berechnung über zweihundert deutsche Meilen von Rodriguez und hundert Meilen von Diego Garcias, der größten der Chagos-Inseln entfernt; um aber zu diesen letzteren zu kommen, mußten wir erst die von plötzlichen Windstößen heimgesuchten Breiten, die wir eben hinter uns gelassen hatten, in einer Verfassung durchsegelt haben, die uns schutz- und hilflos jedem Zufalle preisgab. So beschlossen wir denn, da wir uns mit Vorräthen wohl versorgt sahen, es mit der Fahrt nach Rodriguez zu versuchen, empfahlen uns der Führung der Vorsehung, die unser einziger Hoffnungsanker war, und waren gegen elf Uhr mit dem Takeln unserer Boote fertig und unter Segel. Wir hatten eine Laterne an den Mast unseres großen Bootes gebunden, um zu verhüten, daß die anderen Fahrzeuge von uns abkamen; und mit dem anbrechenden Tage schickten wir sie überallhin herum, um nach Schiffen auszuschauen. So lange der Wind leicht wehte, konnten sie uns voransegeln, als er aber stärker blies und die See hoch ging, segelten wir schneller als jene, da das Gewicht und der Umfang des großen Bootes uns einen Vortheil verlieh.

Am dritten Tage unserer Bootfahrt begann die Witterung mit dem sich nähernden Mondwechsel ein drohendes Aussehen anzunehmen; da wir aber im Passatwinde fuhren, so besorgten wir nichts von widrigen Winden. Im Laufe der Nacht blies es frisch, mit Regenschauern; wir waren ohne alles Obdach, und die ihr Flugwasser über uns sprühende See netzte uns tüchtig durch und durch, und verdarb einen großen Theil unseres Zwiebacks, was wir indessen erst entdeckten, als wir ihn fast nicht mehr nöthig hatten.

Im Laufe des folgenden Tages wurde das Wetter so schlimm und ungestüm, daß eins der kleinen Boote dadurch unbrauchbar gemacht wurde. Es kam an uns her, und der Schiffszimmermann mußte es ausbessern, so gut es gehen wollte, freilich mit wenig Hoffnung auf einen nachhaltigen guten Erfolg. Wir machten uns nun daran, ein Stück Segeltuch zum Abhalten des Flugwassers an der dem Winde ausgesetzten Seite unseres Decks hin zu befestigen, indem wir eine Stange von Bambusrohr vier Fuß am Mast hinauf angeschnürt, und sie an dem Durchschnitt zweier Stühen in gleicher Höhe über dem Hintertheil des Boots festgemacht hatten. Das Segeltuch wurde dann tüchtig daranhin festgebunden, so daß es eine Art halbschräges Dach bildete; und ohne dieses, wenn auch unvollkommene, Schutzmittel hätte unser Boot unter den hereinschlagenden Sturzwellen versinken müssen, die sich selbst jetzt noch in solchem Schwalle über unser Fahrzeug brachen, daß vier Männer unaufhörlich mit Ausschöpfen zu thun hatten, um es vom Wasser frei zu halten. Gegen Abend blies ein heftiger Wind bei furchtbar wogender See; und da wir das andere beschädigte Boot nicht mehr für haltbar genug hielten, so nahmen wir seine Bemannung ein und gaben es preis. Wir waren unser jetzt 36 Personen — zusammengepfropft, so eng als wir nur zusammengehen konnten, und genöthigt, alles nur halbwegs Ueberflüssige über Bord zu werfen. Wir hatten

Digitized by Google

nicht mehr als acht Zoll vom Schanddeck frei über dem Waſſer.

Dieſe Nacht wird mir ſtets unvergeßlich bleiben; meine damaligen Gefühle aber vermag ich nicht mit Worten wiederzugeben. Unſere Lage war in der That ſchrecklich. Eine Welle hätte uns niederſchwemmen können, und nicht eine Spur würde dann geblieben ſein, um von dem Schickſale unſeres verſunkenen Kauffahrers Kunde zu geben.

Durchnäßt, zuſammengequetſcht, ſchlich uns Jammergeſtalten die Nacht hin, tagte uns endlich der Morgen, und wie ſchlecht auch noch das Wetter war, ſo fühlte ich doch wieder einige Hoffnung, die mich beinahe ſchon gänzlich verlaſſen hatte. Eine furchtbare Sturzwoge rollte brüllend nieder, und vor Entſetzen hielt ich den Athem an: ſie brach grade hinter unſerem Spiegel zuſammen, durchnäßte die armen Frauen bis auf die Haut, und riß dem Manne am Steuer den Hut mit fort. Da rief der Kapitän mit einem Tone, der uns Allen Muth und Zuverſicht einflößen ſollte, die, wie er mir ſpäterhin ſagte, ſein Herz nicht theilte: „hat nichts zu bedeuten, es iſt Alles recht; ausgeſchöpft, meine Jungen!“ Er machte ſich keine Hoffnung, daß wir jene Nacht überleben würden, hielt ſich jedoch, ſo abgemüdet an Leib und Seele er auch war, mit wackerem Muthe aufrecht, und verrieth weder in Wort noch That ein Gefühl, das uns hätte zur Verzweiflung treiben müſſen. Die ganze lange Sturmnacht hindurch ſtand er auf der Bank, und ſchloß faſt volle 48 Stunden kein Auge zum Schlummer.

Der Morgen kam und ging; und da nach dem Mondwechſel das Wetter erträglicher zu werden anfing, ſo wurde auch unſere Lage verhältnißmäßig minder unbehaglich. Wir hatten täglich drei kleine Mahlzeiten von Schiffszwieback und etwas Marmelade, und drei halbe Pinten Waſſer, mit Branntwein — wenn wir wollten. So hatten wir denn genug für die Noth, und ich bin ſehr geneigt, gerade dem Umſtande, daß wir nicht mehr hatten, unſeren guten Geſundheitszuſtand zuzuſchreiben. Cigarren hatten wir die Fülle, und dampften denn auch wacker, ſo oft wir nur Licht ſchlagen konnten, und nie in meinem Leben iſt mir der Taback ſo köſtlich und erquickend vorgekommen, wie in jener Zeit. Die Frauen waren ſchlimmer daran, denn ſie konnten ſich nicht von der Stelle rühren, und hatten mit noch mancherlei anderen Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Doch entſchlüpfte ihnen bei alledem nie ein Wort der Klage.

Am dreizehnten Tage fingen wir an, uns nach dem erſehnten Rodriguez umzuſchauen. Der Kapitän hieß uns jedoch nicht zu viel hoffen, da ſeine Inſtrumente in den letzten Zeiten zu unſauberlich behandelt worden ſeien, als daß man ſich mit Sicherheit auf ſie verlaſſen könnte. Die Nacht brach ein, und ich ging vornhin, um mich ſchlafen zu legen; gegen zwölf Uhr weckte mich das Geſchrei, daß das Land gerade vor uns liege. Ich blickte hin, und ſah wirklich Land halbdeutlich durch das Dunkel hervortreten. Der Kapitän hatte das Boot ſeit einer Stunde beigedreht. Jetzt ließ er noch Segel beiſetzen und ſteuerte auf die Küſte zu. Um halb drei Uhr zeigte ſie ſich ſchon viel deutlicher. Wir legten nun die zu Tagesanbruch bei. Ich verſuchte wieder einzuſchlafen; allein meine innere Aufregung war zu heftig, und ſo ſetzte ich mich denn, nach einigen fruchtloſen Verſuchen, hin und rauchte; mit einem Sturm von Empfindungen im Herzen, die mir lange ſchon fremd geworden waren. Mit dem erſten Sonnenſtrahl erſchien Rodriguez gerade vor uns in einer Entfernung von etwa ſechs engliſchen Meilen, und um acht Uhr waren wir Alle wohlbehalten am Lande. Ein Fiſcher, der herausgekommen war, um uns den Weg durch die Riffe zu zeigen, nahm uns in ſeinem Hauſe auf, und ſchickte ſich an, ſo gut er es vermochte, uns zu ſpeiſen und zu tränken, während er zugleich Jemand fortſchickte, um die Herren auf der Inſel von unſerer Ankunft zu benachrichtigen. Zwei von ihnen kamen ohne Verzug zu uns herunter, beglückwünſchten uns über unſere wahrhaft wunderbare Rettung, und trafen dann alle Anſtalten, uns möglichſt gut unterzubringen und für alle unſere Bedürfniſſe zu ſorgen. Seit vierzehn Tagen ſchliefen wir zum erſten Male wieder in einem guten und bequemen Bette — aber auch was für einen Schlaf! So köſtlich iſt mir noch keine Nacht vergangen, als die erſte nach unſerer Ankunft zu Rodriguez.

Tief, hoffe ich, wird Jeder von uns die Erinnerung an unſere wunderbare Rettung in dankbarem Herzen bewahren. Meine Gefühle, als ich an's Land ſtieg, überwältigten mich ſo ſehr, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte. Keine menſchliche Weisheit hätte uns in ſolchen Fährlichkeiten helfen können; des Allmächtigen Hand allein war es, die uns dem Untergange entriß. Dies im Auge und mit einem Rückblick auf die treu berichteten Thatſachen, und wohl im Gedächtniß, — daß wir dreizehn volle Tage und Nächte dem Ungeſtüm von Wind und Wellen und Wetter in einem offenen, lecken Boote ausgeſetzt waren, — oft Tage und Nächte lang durch und durch genäßt, und nie ganz trocken, — und daß wir trotzdem Alle (mit Ausnahme der ſchon vorher Erkrankten) wohlbehalten und eher noch geſünder, landeten, — wer wollte da das nur zu oft überſehene Walten einer Vorſehung verkennen? — Einen Mann, der da kaltklügelnd ſagen könnte, unſere Rettung ſei zum Verwundern, ohne ſie ganz und allein der wahren Urſache beizumeſſen, nämlich dem Beiſtande Gottes, — einen ſolchen Mann könnte ich in der That für nichts Beſſeres, als für einen wahren Heiden halten.

Der Wildſchütz.

Da mögt Ihr Recht haben, Nachbar Kromer, ſprach der alte Büchſenmacher Münz, die hölzerne Pfeife ausklopfend, Euer Gewerbe als Weingärtner iſt friedlicher, wie das unſrige, die wir ſchon durch einen Er

Digitized by Google

laß des Kaisers Max des Ersten „alleweil gerüstet sein sollen mit Wehr und Waffen, löblicher Obrigkeit gewärtig zu sein.“ Doch sag ichs nochmal mit Sirach: „der Wein hat mehr Leut gefället, denn der Krieg,“ absonderlich der Metzinger, der einem die Löcher im Wamms zusammenzieht, wenn man eine Halbe davon trinkt.

Sachte, Vetter, entgegnete der Nachbar, Ihr verschüttet 's Kindlein sammt dem Bade!

Dann ist's noch keine drei Tage alt, lachte der Meister, denn länger darf die Hebamme kein Kind bei uns baden, wie Ihr wohl wißt.

Ach, G'schwätzwerk! rief der Weingärtner geärgert, so mein ich nicht. Ich wollt sagen, daß der Boden nicht schuld daran ist, sondern die enge Bestockung. Geht einmal in den Musterweinberg, und seht, wie die feinen blauen Sorten da gedeihen: der blaue Klävner, die Schwarzwelschen, der schwarze Salvener, aus denen schon bei Herzog Christoph der Metzinger „Rappach“ gekeltert wurde, den des Kaisers Beichtvater so gern trank; und so ein Herr versteht den Wein, das könnt Ihr glauben.

Schon recht, warf Münz ein, aber warum bleibt denn die ganze Weingärtnerzunft so störrig beim Alten, und macht's nicht nach, was ihr vor Augen steht?

Einmal muß auch geringerer Wein im Lande sein, und der Metzinger gilt als solcher; zweitens aber trägt ein Weinberg bei uns durch die Menge mehr Geld ein, als wäre er mit den edelsten Reben weit bestockt.

Alte, was stöberst du da? frug Münz plötzlich seine Frau, die in einer Truhe emsig wühlte; die Erschrockene sah auf und die Thränen rannen ihr unaufhaltsam über die runzligen Backen. Ach, der Georg! stieß sie weinend hervor. Was gibt's mit ihm, rief Münz aufspringend — Er ist geschossen, war die Antwort, und ich suche Linnen zum Verbande.

Eine finstre Wolke umzog die hohe Stirn des alten Münz; nicht väterlich war der Schmerz, der in den scharfen Zügen zuckte, nein, grollender Zorn war vorherrschend. Er drückte die geballte Faust auf's Herz, indeß die Mutter ihn zu besänftigen suchte; komm, bat sie, zürne jetzt nicht, sondern bitte den Nachbar, daß er schweigt, und sieh, was du helfen kannst, da wir ja keinen Doctor rufen dürfen. Münz schwieg zu ihrem Jammer, und trat an des Sohnes Bett, der schmerzächzend auf dem Bauch lag. Der entblößte Rücken zeigte ein Dutzend kleiner, blutender Wunden, mit breitem, blauen Hof, und es kostete viel Schmerz und Mühe, bis es gelungen war, die Schroten heraus zu drücken, die durch die Kleider aufgehalten, zum Glück nicht tief eingedrungen waren. Endlich war die Marter vorbei; Münz befahl der Mutter, kalte Umschläge mit Salzwasser zu machen, und ging schweigend, wie er gekommen war. Der Nachbar hatte sich fortgeschlichen, und allein saß er nun, dem ungerathenen Sohn bitter zürnend, und stützte das sorgenschwere Haupt.

Mutter, flüsterte Georg in der Kammer, als die kühlenden Umschläge den brennenden Schmerz mindersten, geh auf den Kelterwasen, da wartet des Fuchsbauern Martin, und frag ihn, ob er mein Gewehr beigebracht; ich warf es in den Graben, wie der Hund mich schoß. Morgen ist Laubtag, da fänds sonst Einer und trügs dem Förster oder den Jagdpächtern hin; dann wär's noch schlimmer! — Den Rehbock soll er dem Händler von Neuhausen geben, und den Kronhirsch im Braunlaub abspüren, daß er die Wechsel kennt, bis ich wieder aufkomme.

So willst du auch jetzt nicht das heillose Wildern aufgeben? weinte die Mutter; o steh, wie es deinen Eltern am Leben frißt, wie es dich noch in Schande, oder gar in den Tod stürzt, und doch kein Segen auf dem Geld ruht, was du mit Angst und Unrecht gewinnst!

Mutter, knirschte Georg, wär auch die Jagd nicht all mein Leben: ich muß mich rächen! — Jetzt aber geh, und schau nach meinem Zwilling, sonst kriech ich selber fort.

O bleib, mein Kind, bat die Schwache, und schlich leise zur Hintertür hinaus, daß der Vater sie nicht merke. — Den Martin fand sie zwischen den Keltern, und richtete zähnklappernd ihren Auftrag aus. Georg soll sich zufrieden geben, antwortete der Wildschütz, der Zwilling steckt in der hohlen Eiche, und da ist ein Baiertaler für den Bock. Morgen Abend, wenn's acht schlägt, leg ich ein Päckle Wohlverlei auf Eure Thürschwelle, das nehmt, und kocht's ab zu Umschlägen. Er soll machen, daß man ihn bald wieder sieht, weil der Jäger glaubt, er sei todtwund, und doch denken muß, er sei's gar nicht gewesen. Der Kronhirsch entgeht uns nicht, so wenig, wie der Jäger! — Damit wandte sich der Bursch, ein Lied pfeifend, und ging die Gasse hinab.

Zehn Tage waren vergangen; Georg war matt und blaß in die Werkstatt gekommen und hatte zu arbeiten versucht, als der Jäger eintrat, und nach einem Gewehr frug, das er neu schäften ließ. Er stutzte, als er den jungen Mann an der Arbeit fand, und Georg erwiederte seinen forschenden Blick mit einer kalten Ruhe, die ihn noch mehr verwirrte. Als er aber nun gegangen war, erschöpfte der Vater gute und böse Worte, um dem Sohn das Versprechen, nicht mehr zu wildern, abzuringen, welchem dieser nur ein störrisches Schweigen entgegensetzte. Georg, frug der Alte nach langer Pause, erinnerst du dich noch meines Bruders Christoph, des Wagners, auf der Alb?

Ei wohl, antwortete Georg, was soll's mit dem?

Du weißt, daß er stets finster und scheu war, und so schwer starb?

Ich hab ihn immer gefürchtet, wie ich noch ein Bub war, und zu seinem Tod hat man ja drei Pfarrer und den Stundenhalter geholt, als wenn der Doctor nicht allein wär fertig geworden! —

Weißt du auch, warum er so schwer starb? Er hatte einen Menschen erschlagen! —

Das hätt ich ihm nit zutraut! Wie ist das zugangen?

Digitized by Google

Zur Franzosenzeit sind einmal drei Marodeurs nach Gächingen gekommen, und han übel gehaust im Flecken. Der Pfarrer ist durchgangen mit seine Leut, den Schultheiß haben sie über den Kopf gehauen, und mit Pistolen in die Strohdächer geschossen, daß es zünden sollt. Geld wollten sie haben, oder den Ort niederbrennen. Meines Bruders junges Weib lag gerad im Kindbett, und ihr eine Reiter wollt haben, sie sollt aufstehen, und ihm zeigen, wo die Reichen ihr Geld hin thäten. Als sie nun nicht konnt, und der Soldat sie schlug, schrie sie; da kam mein Bruder gesprungen, der im Haus versteckt war, und hatte die Holzaxt in der Hand. Wie der Unmensch das sah, warf er ihm das Kind aus der Wiege in's Gesicht, schwang sich auf den Gaul, und stürmte den andern nach, die vor den Männern, die mit Heugabeln und Dreschflegeln herbei gekommen waren, ausrissen. Das Kind aber war auf den Ofenstein gefallen, und zuckte nur noch ein paarmal; die Frau lag in Krämpfen. Nun war damals kein Bader in Gächingen, der Chirurg von Würtingen aber hatte viel Zulauf, und zu ihm wollte mein Bruder eilends springen, doch behielt er die Axt in Handen, da die Reiter dort hinaus gejagt waren. Als er über den großen Steinbruch kam, da lag das Roß dessen, der sein Kind erschlagen, und hatte im tollen Sprengen den Fuß gebrochen; der Mann aber sprang mit gezogenem Pallasch auf ihn her: er solle ihm Sattel und Zeug tragen nach Würtingen, oder sterben. Ehe er doch ausholen konnte, traf ihn mein Bruder mit der Axt auf den Helm, daß er taumelte und umfiel, dann aber bat er flehentlich um sein Leben: er hab ein Weib und fünf Kinder daheim im Elsaß. Christoph gab ihm in der Wuth noch zwei Streiche, stürzte ihn in den Steinbruch hinab, und rannte heim. Sein Weib hatte sich erholt und ihr und ihrem Bruder, der bei ihr saß, sagte er, was er gethan hatte. Beide lobten ihn drum, da sie in Schmerz und Zorn nach Rache begehrten. Der Schwager sagte nach einer Weile indeß: so dürfen wir ihn nicht Regen lassen, wir müssen ihn vergraben; kommen sonst seine Kameraden wieder, so brennen sie den Flecken an, und schlagen todt, was läuft. Die Männer nahmen Schaufeln, und gingen im hellen Mondschein hinaus. Der Franzose aber lebte noch, er röchelte und winselte Pardon, pardon, als sie ihn fortschleppten an die Schutthalde, wo nicht mehr gebrochen ward. Da warfen sie ihn in ein Loch, und hatten ihn schon mit Schutt zugedeckt, als er noch einmal die Hand hervorstreckte. Nun wälzten sie, rathlos und entsetzt, Steinblöcke auf das Grab, und rannten in wilder Angst heim. Zigeuner kamen des Wegs und nahmen, was sie fortschleppen konnten, vom Gepäck — mein Bruder Christoph aber hat keine frohe Stunde mehr erlebt! — — *). Georg, was sagst du dazu?

Mein Vetter Christoph, entgegnete kalt der junge Wilderer, hatte eben einen schwachen Magen; Meiner, denk ich, ist schon besser! — Er räumte das Handwerkzeug auf, und ging hinaus in die Dämmerung, indeß der Vater in stummem Jammer die Hände faltete. Der Martin hatte auf ihn gewartet. Dein Vater hat ja gar schön gepredigt, spottete er, wenn's nur nicht so lang gewährt hätte; kurze Gebete und lange Bratwürste hab ich am liebsten. Ich wollt dir nur sagen, daß heut Abend Tiroler Sänger im Adler sind, und der Jäger die reiche Jungfer da an der Ecke hinführt; was meinst, könntst nicht ein Bisle mit? heut hätten wirs bequem!

Frag den Teufel nach dem Jäger, murrte Georg, er wäre mir auf sechszig Gäng lieber, wie ein Achtzehnender.

An den kommts schon noch, lachte der Andere, derweil ist der Zwölfer im Braunlaub auch kein Hundsvott. Du gehst über den Wittberg, am Tannenwäldle hinter, und stellst dich unter die Eiche an der zweiten Richtstatt; ich will von unten auf leise gegen dich hinbürschen; dann kömmt er dir oder mir; seitlich hinaus geht er nicht.

Mit Ave-Marienläuten bin ich an der Eiche, rief Georg aufflammend, und ging zurück in's Haus, nach Pulver und Blei.

Wie ergreifend ist die heilige Stille eines milden Sommerabends im Dome des Buchenwaldes! Die Gluth des Tages ist hinabgesunken, tiefer athmet jede Brust, und leise flüstern die Gipfel der Bäume, als erwache jetzt in ihnen ein süßes, träumendes Leben, da des Mondes Strahl sie berührt. Die Wiese dampft, und ist bald in weißen, im Windhauch leicht wogenden Nebel gehüllt, aus dem der Schnitt der Sense, die das angefeuchtete Gras leichter auf die Schwaden mäht, geisterhaft rauscht. Heute Gras, morgen Grummt, wie Alles um uns, wie wir selbst. Mit leisem, unhörbarem Schwung streift die Eule auf weichem Flaumgefieder hinaus, und spukhaft schnell erscheint und verschwindet der Nachtschwalbe flatternder Flug. Behutsam lauernd schleicht der Fuchs am Waldsaum entlang und der Igel mauſ't am Rain; der Hase huſcht mit den Jungen durch den saftigen Klee, richtet hoch sich spähend auf, und putzt murrend den Knebelbart, die langen Löffel, mit den Vorderläufen. Um diese Zeit hebt sich der Feisthirsch, der Fürst des Waldes, vom tiefversteckten Bette und streckt die schlanken Glieder. Er richtet den Kopf mit dem prächtigen, vielendigen Geweih dem Hauch des Abendwindes entgegen, und dehnt die feuchten Nüstern. Der Klang der Glocke im Thal ist ihm bekannt und irrt ihn nicht; ein leises Schleichen aber vernimmt er, und zuweilen das Knicken eines dürren Reises auf dem Boden, schon aus weiter Entfernung. Vertraut zieht er der entgegengesetzten Richtung zu, durch die Büsche, er zupft mächtig einen jungen Schoß, und tritt äsend heraus auf die Waldwiese, wo auf niedrigem Bäumchen saftige Aepfel sich röthen. Er langt einen um den andern mit hochgereckem Hals von den schütternden Aesten — Ein scharfer Knall — hochauf bäumt das edle Thier, und stürzt mit weitem Satz krachend zusammen! — Wie das Raubthier auf die Beute, wirft

*) Buchstäblich wahre Geschichte.

Digitized by Google

sich Georg über den Hals des Stöhnenden und stößt ihm den Fänger in's Herz, daß des Schweißes dunkle Lache durch Gras und Blumen rinnt. Dann tritt er zurück in das Dunkel des Waldes und lädt bedachtsam die Büchse für jeden unwillkommnen Störer, den der Schuß hergerufen haben könnte. Da quarrt ein Laubfrosch, und der Schrei der Waldeule antwortet; Martin springt aus der Richtstatt hervor, und Georg zeigt schweigend auf den verendeten Hirsch.

Da warf sich der Bursch lang in's Gras und lachte, bis ihm der Athem ausging. Ehe ich fortging, stieß er endlich hervor, ist auf morgen zum Treiben geboten worden, und ein ganzer Jagdwagen voll hochgeborner Schützen mit Brillen und armslangen Schnauzbärten angekommen, alles dem guten Hirsch da zu Liebe. Jetzt trinken die Hirschgerechten ganz behutsam und gegen alle Gewohnheit, daß sie morgen nicht zittern, machen die Stände aus, und freuen sich ungeheuer auf die Leberknöpfe, die wir essen. Das ist ja ein Kapitalwitz, an dem ich schier ficke, weil ich nit schreien darf! — Du kannst den Kerl derweil ausweiden, und das Geschleide auf die Wiese werfen; ich springe fort und hole Gaul und Wagen. Doch nein, laß ihn, wie er ist, der hat Bauernflüche und einen halben Zentner Unschlitt im Leib; der Apotheker hat schon schier ein Jahr Rindstalg dafür verkauft.

Georg saß allein, etwa fünfzig Schritt vom erlegten Wild, hinter dickem Haselstrauch auf einem Gränzstein, die Büchse schußfertig auf den Knieen. Martins Schritte verhallten, und Alles war still, wie vorher, doch das Leben war weggeschreckt durch das vergoßne Blut, nur der Leuchtwurm schwirrte durch die Büsche, und des Uhu schauriger Ruf tönte herüber aus der Felsschlucht. Ein Marder schnoberte mit langgedehntem Halse vom Ast der Eiche nach dem Dunst des geronnenen Schweißes, und auch der Gabelweih schüttelte, im hohen Buchengipfel, Fraß witternd, die langen Schwingen. Scharf wehete der Nachtwind von den Bergen, der Sturm des Jagdeifers war verrauscht, und der Ermattete, noch Halbwunde, schauerte bis ins Herz. Des Wächters Rufstöne in einzelnen Lauten aus der Stadt herüber:

Zwölf Stund hat ein jeder Tag;
Denk, wie bald man sterben mag!

O wär's vorbei, dies elende Leben, flüsterte er, Mensch und Thier fürchtet mich, die Mutter jammert, der Vater flucht und schilt — — Wie wars doch früher so anders, ehe ich mit dem Martin ging, wie ich betend einschlief, wenn des Nachbars Rikele und ich uns müde geplaudert hatten auf der Bank unterm Apfelbaum, und Jedes dem Andern „Guten Morgen“ zurufen wollte. Wie arbeitete ich so gern, so leicht, und wie wird mir jetzt Alles so schwer! — Haben denn die Leut Recht, die einen Tag um den andern arbeiten, und sich auf den Feierabend und auf den Sonntag freuen, von den Ihrigen geliebt, und von den Andern geachtet werden? Ich hab keinen Feierabend und keinen Sonntag, denn ich arbeite vor Langeweile, was ich gern mag, und kann nicht mehr mit dem Rikele aufstehen, weil ich manchmal eben erst vom Anstand komme. O, es geht mir durch's Herz, wenn sie mich so still und wehmüthig oft ansieht, und doch davon springt, wie ein erschrecktes Reh, wenn ich sie ansprechen will! — Ich sollt nur den Martin und's Wildschießen gehen lassen, und wieder arbeiten, wie früher; wer weiß, 's Rikele schaut wieder freundlich, und Vater und Mutter, und d'Leut ruckten nimmer weg vom Tisch im Bierhaus, an den ich mich setz! — Und der Jäger hätt mir umsonst den Buckel voll Schrot geschossen, und glaubt ich gäb's Wildern auf aus Furcht vor ihm? — Beim Teufel, nein, so han wir nicht gewettet! —

Er sprang auf, und ging hastig hin und her bis Martin mit dem Gespann kam. Der Hirsch ward mühlig aufgeladen, mit frischgemähetem Klee von des Fuchsbauern Acker bedeckt, und in aller Ruh heimgefahren. Aus dem Adler tönte noch lustige Musik, denn nach dem Gesang der Tiroler hatte man noch ein Tänzchen beliebt. — Der Jäger lehnte mit der reichen Wirthstochter im geöffneten Fenster, und versuchte, sie mit süßlichem Bildsinn zu kirren, als der Wagen im scharfen Trab vorüberrollte.

So sauer ringt die kargen Loose
Der Mensch dem harten Himmel ab!

deklamirte er mit Pathos.

Jo, 's Viechle will ebe g'frisse haun! antwortete mit Silberlauten die Seinige. —

Um zehn des andern Morgens fuhr ein eleganter Jagdwagen die Herren hinaus bis zur Schelmenwiese, wo sie abstiegen, und Einer nach dem Andern vom Jäger angestellt wurde. Die Treiber lagen, des Zeichens gewärtig, unter dem Wind, von einem Waldschützen überwacht. Genteel grüßte der Angekellte der obern Ecke jetzt den Nachbar zur Rechten, der das Kompliment weiter sandte, um sich und seinem Nebenmann den beiderseitigen Stand zu bemerken und so ein Unglück, welches der Jagdeifer wohl herbeiführt, zu verhüten. Da erschollen alle möglichen Flüche die Richtstatt herab, da hatte man die Schweißlache, den scharfen Eingriff der Schalen auf dem Anschuß, — kurz, die leidigen Beweise gefunden, daß die Herren sich umsonst bemüht! —

Mit glühenden Wangen, die aufquellenden Thränen des herbsten Verdrusses zurückkämpfend, hatte Julius, der Jäger, den manchfachen Ausdruck des Aergers, des Spottes der nobeln Jagdgesellschaft, die rollenden Donner der Herren Jagdpächter über sich ergehen lassen, und kann jetzt, ingrimmig knirschend, auf Revange. Wohl hatte er den Führer des Kleewagens zu so früher Morgenstunde erkannt, und erschien nun in Begleitung zweier Stadträthe sammt dem Polizeidiener in des Fuchsbauern Hause, um auszusuchen. Er spähete umsonst im ganzen Gehöft; sein Feldmann schnoberte wild im Stall an dort gefundenen Blutspuren, aber dem einen Pferd war die gestern geschlagene Ader wieder aufgesprungen, und die frische Wunde ward ihm

Digitized by Google

gezeigt. — Im Keller zog der Hund wieder an — doch hinter und unter den Fässern war nichts zu finden, der Boden war nirgend aufgegraben, und lächelnd meinte der Fuchsbauer, der Hund rieche das frische Brod auf der Hange und sei vielleicht hungrig. — Jede Mühe war umsonst, und abermal Spott, ja Schimpfreden der Lohn. Der zerwirkte Hirsch indeß stak im leeren Faß, die Decke war schon beim Gerber, und das Geweih lag im Ziehbrunnen. —

Nach diesem Hauptstreich hielten die Freunde es für gerathen, etwas zu ruhen. Zwar gingen sie allabendlich hinaus in Wald und Feld, und beobachteten die Wechsel jedes Rehbocks, doch so oft Julius oder seine Kreiser ihnen nachschlichen, man konnte nichts als harmlose Spaziergänger sehen. Georg arbeitete auch wieder mit Fleiß und Geschick; des Vaters Stirn heiterte sich, die Mutter suchte ihm jeden Wunsch aus den Augen zu lesen, und Nachbars Rikele dankte freundlich, als er um fünf Uhr vor ihr am Brunnen sich wusch und ihr schüchtern „guten Morgen" zurief. Am Abend sang sie von da an mit einer Kammerädin unter dem weitästigen Apfelbaum, die milden alten Schwabenlieder mit der weichen Endterz, und sprang nicht davon, wenn Georg sich zu ihnen setzte und mit rundem Baß einfiel. Vergebens pfiff der Martin am Zaune die lockende Jagdweise — Georg blieb wo er war. Und als er im Bett lag, faltete er fromm die Hände, er konnte wieder beten, und dankte Gott innig dafür, daß er es konnte. In der Werkstatt hatte er Julius Gewehr geschäftet, und die Kolbe mit dem Hirschkopf, dessen rauhe Stangen den Schaft am Hals umfingen, lockte dem Wiederfacher, als er wieder vorsprach, ein freudiges Loben ab, welches der junge Meister indeß kaum zu beachten schien.

Es war Herbst geworden. Martin hielt sich zürnend fern vom vormaligen Genossen, desto näher stand ihm dagegen das Rikele. Er hatte ihr sein innerstes Herz erschlossen, und das Wort gegeben, nicht mehr zu wildern, wenn sie sein Weib zu werden verspräche, und sie hatte es versprochen. Aber auch die Nachgedanken und den Haß gegen den Jäger sollte er aufgeben, und das fiel dem Grollenden schwer. — Da hatte er eine große Standbüchse nach Eningen zu tragen, und bat das Rikele, ihm bis zum Mayenwald entgegen zu kommen, und die Marie mitzunehmen. Das mächtige Gewehr machte ihm den Berg hinauf warm, und langsam nur förderte er den Schritt, bis er oben seine Last absetzte und gegen eine Buche lehnte. Rothe Blätter raschelten im Wind, und abziehende Lerchenschaaren riefen einzelne, schrille Scheidegrüße herab. Georg vertiefte sich in träumendes Sinnen, in das ihn das leise Geräusch einer Säge noch mehr einwiegte. Halt da! rief plötzlich eine sonore Stimme, und dem Ruf folgte wildes, dumpfes Geschrei, aus dem ein halbersticktes „Hülfe" zu Georgs Ohr drang. Mit weiten Sätzen eilte er durchs Dickicht, wo drei Holzdiebe einen stattlichen Ahorn schon über die Hälfte durchschnitten hatten, und Julius, den Jäger, der sie überraschte, am Boden würgten. Nur einen Augenblick wankte er, dann stürzte er mit gewaltigen Faustschlägen auf die Frevler, die erschrocken abließen, und in toller Flucht bergab polterten. Julius sprang auf, ergriff das neben ihm liegende Gewehr, und spannte die Hahnen, als Georg es ihm mit einem Ruck entriß. Schießt nicht, Herr! herrschte er dem Betäubten zu, lehnte das Gewehr an einen Stumpf, und war schon weit fort, bis dem Jäger die Besinnung rückkehrte. Er trank dann in Eningen ein paar Schoppen Bier, und schlenderte langsam den Berg hinab, der Heimath zu. Unten am Waldsaum saß das Rikele mit der Marie und — dem Jäger. Sie gingen ihm entgegen, und Julius ergriff seine Hand, die Jener ihm mit einigem Widerstreben ließ. Georg, sprach er innig, ich danke Euch Ehre und Leben; glaubt mir, aus vollem Herzen.

Sagt mir erst, frug Georg, warum meint Ihr, daß ich das Wildschießen aufgesteckt hab?

Um Dieser willen! entgegnete Julius, auf Friederiken deutend.

Und glaubt Ihr nicht auch, aus Furcht vor Euch?

Nein, Georg, ich weiß, daß Ihr mich nicht fürchtet, sonst hättet Ihr mich ja nicht gerettet! —

Nun, so mag's sein; ich schieß keinen Spatz mehr, darauf könnt Ihr Euch verlassen.

'S wär mir leid, sprach der Jäger warm, ich hab den Auftrag, wenn die Jagd aufgeht, Euch zu bitten, mit hinaus zu gehen!

Kann nicht sein, war die barsche Antwort, ein Handwerksmann darf nicht jägdeln, sonst wird er ein Lump. Ich krieg bald ein Weib zu ernähren. Gelt Rikele?

Damit nahm er seines Mädchens Arm, das ihn mit feuchten Augen ansah, und ließ den Jäger mit der Marie folgen, wie sie mochten.

Georg arbeitete mit erneuertem Fleiß, ohne seinen Eltern etwas von seinem Abenteuer zu sagen, die es indeß bald genug aus dem Stadtgespräch vernahmen. Münz warnte jedoch seine Frau, nichts darüber gegen den Sohn zu äußern, der bei jeder entfernten Anspielung schon die Stirn zog. — Eines Abends — der Vater war bei einer Kindtaufe — trat Martin in die Werkstatt.

Du solltest mir die Büchse frischen, sprach er lauernd. Das kann sein, antwortete Georg kurz. Verkauf mir deinen Zwilling, du brauchst ihn ja doch nicht, hob Jener wieder an. Ich verkaufe mein Gewehr nicht, entgegnete Georg frei, wenn's mir zu Sinn käm, hinaus zu gehen, so müßte 's da sein, daß ich nicht gezwungen wär! Oho, lachte der Robe, da müßtest du erst Vater und Mutter hübsch fragen und dein liebs Rikele. — Martin, sprach Georg ernst, es war kein Frieden, keine Ruh in unserm Treiben, und das ist doch's Beste im Menschenleben. Wir sind nicht besser geworden beim Wildschießen; ich mein, du sollst auch wieder schaffen, da würd's dir auch so leicht, wie's mir ist. — Halts Maul, du Theekessel, schnaute der Ermahnte, und fang die Flöh in deiner Mutter Bett, daß

Digitized by Google

du auch 'ne Jagd hast, ich weiß schon selbst, was ich zu thun hab. Damit raffte er sein Gewehr auf, und stürmte hinaus. Georg ballte einen Augenblick die Faust, dann schüttelte er den Kopf und sprach für sich: der Martin dauert mich; es geht eben zu keinem guten End! —

Es war harter, strenger Winter geworden, und Abends versammelten sich einige Nachbarn gern bei dem alten Büchsenmacher, der mit Erzählungen seiner Wanderabenteuer in fremden Ländern, und allerlei Mährchen die langen Stunden zu beflügeln wußte. Auch heute saß ein horchender Kreis vor dem Lehnstuhl am Ofen, rauchende Männer, spinnende Frauen und Mädchen, neben dem Rikele Georg, der einen gräulichen Nußknacker aus Lindenholz nicht ohne Kunst schnitzte. Münz hatte eben von der großen Uhr zu Lübeck erzählt, wo Mittags um zwölf die Apostel vor dem Christusbild vorüber defiliren, und sich zierlich neigen, bis sie zur Himmelsthür, an der rechten Seite eingehen, die sich vor dem Letzten, dem rothbärtigen Judas, der sich schüttelt, statt sich zu verneigen, und im Doppelschritt auszieht — zuklappt. Rück doch nicht so dicht an's Rikele mit deinen Spänen, Georg, lächelte die Mutter, du glaubst am Ende, sie entläuft dir, wie die Pfullinger Wasserjungfer! Wenn auch das grad nicht, entgegnete Georg, so möcht ich doch wissen, was das für 'ne Person war, von der du sprichst. Die Mutter erzählte:

Vor vielen hundert Jahren kam des Abends immer eine gar schöne Jungfer in die Spinnstube nach Pfullingen, die aus dem tiefen Kessel des Wasserfalls stieg, in dem die Echaz dort braust. Sie trug stets ein wasserblaues Kleid, und einen Kranz von feuchtem Moos in den langen, blonden Locken. Die schönsten Mährchen wußte sie zu erzählen, die lieblichsten Lieder zu singen, den zartesten Faden zu spinnen. Wenn aber die Uhr auf zehn aushob, so sprang die Wasserjungfer fort, und nichts vermochte sie aufzuhalten, auch keiner der dienstfertigen Bursche durfte sie begleiten. Der Sohn des Meßners war ihr gar gut geworden, und freundlich duldete sie seine schüchterne Näherung. Oft stand er einsam am tobenden Wasserfall und leise Liebestöne hallten mild durch sein Brausen, wie verschwiegener Liebesgruß; oft auch spülte der schäumende Kessel eine weiße Wasserlilie vor seinen Fuß.

Da schwirrten im Fastnachtsonnenstrahl einzelne Lerchentöne über das dunkle Feld, und bald sollten die Spinnstuben enden. Die Andern freuten sich auf das Nahen des Frühlings, dem armen Heinrich aber schnitt ihre Freude in's Herz, denn sie zeigte ihm das Nähern der Zeit, wo er sie, die all sein Leben war, lange nicht mehr sehen sollte.

So kam die letzte Woche heran, und Heinrich hatte die Thurmuhr um eine Stunde zurück gestellt, daß er länger bei ihr wäre.

Mächtig brauste die Echaz zerstörend durch's Thal, wild schüttelte der Sturm die lockern Fenster und trillte die kreischenden Windfahnen, als der Jüngling aus ängstlichem Traume erwachte. Es trieb ihn hinaus, in unnennbarer Angst zum Wasserfall, der zu Gischt zerstäubt die dunkeln Wogen in die Tiefe riß. Nicht weichen Liebeslaut, nein, herben Todesschmerz glaubte er durch den Donner des Sturzes zu hören, und mitten im weißen Wellenschaum schwamm ein schauriger Blutfleck — — —

Das Krachen eines Bretts, ein gellender Schrei, ein schwerer Fall im Scheuertenn des nahen Nachbarhauses unterbrach die Erzählung. Martin hatte das dort gelegte Mardereisen heimlich im Mondlicht untersuchen wollen, war herabgestürzt und hatte das Genick gebrochen! —

Schmidt.

Eisvögel. — Alcyones.

(Taf. 46.)

Die Ordnung der Eisvögel, die siebente nach Temminks Eintheilung, umfaßt von allen Vögelarten die wenigsten Gattungen. Bei allen ist der Schnabel mittelmäßig oder lang, spitzig, fast viereckig und gerade, oder nur schwach gebogen. Die Füße sind nur wenig ausgebildet, die Läufe kurz. Die Vorderzehen, gewöhnlich drei, bei einigen nur zwei, sind verbunden, und der Vogel kann mit ihnen weder klettern noch gehen, weßhalb er sich auch nur selten, und dann nie lange, auf den Boden setzt. Der Flug der Eisvögel ist schnell und von stürmischen Bewegungen begleitet; er geht meistens über Wasserflächen hin, ist außerordentlich wechselnd und gestattet dem Vogel, seine Nahrung im Fluge aufzufangen, wodurch er sich der Ordnung der schwalbenartigen Vögel nähert. Sie nähren sich von Insekten und Fischen, nisten in Erdlöchern an den Ufern der Gewässer; mausern sich nur einmal, und sind nach Geschlecht und Alter wenig verschieden. Die Ordnung der Eisvögel zählt fünf Gattungen, die indeß nicht scharf von einander getrennt sind, und von denen nur die zwei ersten in Europa gefunden werden.

Die erste Gattung umfaßt die Bienenfresser, Merops, deren ausführliche Beschreibung und Abbildung wir bereits im Jahrgang 1844 unseres „Buchs der Welt," auf S. 22 gegeben haben. Der Schnabel desselben ist lang, scharf zugespitzt, ein wenig gebogen, an der Wurzel dreieckig, mit vorstehendem Kiele. Die Nasenlöcher sind klein und an der Wurzel des Schnabels. Die Füße sind kurz, drei Zehen nach vorn und eine nach hinten. Ihre Zunge ist an der Spitze gekerbt oder gefranzt. Sie leben von Insekten, welche sie im Fluge erhaschen, und besonders lieben sie Bienen und Wespen; nisten in Höhlen an den Ufern der Flüsse, und kommen in ihrer Bildung der zweiten Gattung überaus nahe, nur daß sie einen längeren Schwanz haben. Man zählt bis jetzt 21 Arten, die vorzugsweise den wärmeren Erdstrichen von Afrika, Asien und Australien angehören, weniger zahlreich in Amerika vorkommen, und nur in einer Art, Merops apiaster, im südlichen, und sparsam im mittlern Europa gefunden werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die zweite Gattung, der eigentliche Eisvogel, Alcedo, dessen Abbildung die gegenüber stehende Tafel zeigt, wurde in ihrer, bei uns im Sommer als Stand-, im Winter als Strichvogel vorkommenden gemeinsten Art, Alcedo ispida, im Jahrgang 1843 S. 102 u. ff. bereits ausführlich von uns geschildert. Die Gattungszeichen sind: ein langer, gerader, starker, dreikantig zugespitzter Schnabel, seitwärts an dessen Wurzel kleine Nasenlöcher sich befinden. Der Schwanz und die Füße sind kurz; zwei Zehen sind nach vorn, eine nach hinten gerichtet, doch kann die äußere Vorderzehe ebenfalls nach hinten gewendet werden. Die Zunge ist kurz, fleischig, spitzig und flach. Das äußere Aussehen ist plump, die Farben sind aber meist sehr lebhaft, gewöhnlich prächtig blau, unten meist rostroth. Sie leben von Fischen und Wasserinsekten und geben die Gräten und was sonst für sie unverdaulich ist, wie die Raubvögel, durch den Schnabel wieder von sich. Ihr Geschrei ist einfach und pfeifend; sie nisten in Erdhöhlen, die sie sich selbst auszutiefen wissen, und halten sich nahe an der Erde und gern in der Nähe von Flüssen und sonstigem Wasser auf, und fliegen, wie die Spechte, stoßweise aber pfeilschnell. Es sind bis jetzt fast 50 Arten bekannt, von denen in Europa nur der hier abgebildete gemeine Eisvogel, Alcedo ispida, der in ganz Europa, den höchsten Norden ausgenommen, vorkommt, und der geschäckte Eisvogel, Alcedo rudis, gefunden wird. Letzterer ist weiß und schwarz geschäckt, etwas größer als der gemeine, und, außer in Süd-Europa, auch in Asien und Afrika heimisch. Die meisten Arten bewohnen die wärmeren Länder von Asien, Afrika, Amerika und Australien. Ihre Größe wechselt von der Größe einer Krähe, einer Elster, zu der Größe eines Staars, und weiter bis zu vier Zoll Länge abwärts. Die Färbung ist bei Allen ziemlich übereinstimmend und bei den meisten kommt die blaue Farbe in mancherlei Schattirungen vor.

Die drei letzten Gattungen: der Sägeeisschnabel, Syma, der Plattschnabeleisvogel, Todirhamphus, und der Jägereisvogel, Dacelo, finden sich auf den Südseeinseln und kommen mit den europäischen Gattungen sehr überein. Die erstere nährt sich wie Alcedo von Fischen, die beiden übrigen von Insekten, und von der letzteren ist der große Jägereisvogel, Dacelo gigantea, besonders merkwürdig. Derselbe ist 16 Zoll lang, größer wie eine Dohle; oben braun, unten weiß und schwärzlich gewellt, und dessen langer Schwanz rothbraun und schwarz bebändert. In den Waldungen auf Neu-Guinea und Neu-Holland ist diese Eisvogelart in Menge zu finden, sonst aber noch auf keiner andern Insel der Südsee angetroffen worden.

Napoleon.

Wenn unsere fernsten Nachkommen die Bücher der Weltgeschichte aufschlagen, um von den großen Männern der Vergangenheit zu lesen, so werden ihre Blicke immer mit Staunen auf einem goldenen Blatte verweilen, welches in flammenden Zügen die gewaltigen Thaten eines Mannes erzählt, der mit kühnem Geiste und starker Hand nach dem Höchsten rang, was die Erde an Macht und Größe verleihen kann. Neben Alexander und Cäsar steht Napoleon, und eine kurze Skizze seines Lebens wird uns beweisen, daß man ihm nicht ohne Fug und Recht seine Stelle neben den ersten Heldengeistern aller Zeiten und Jahrhunderte angewiesen hat.

Der Kaiser Napoleon, dessen Scepter vom Ebro bis zum Niemen herrschend ausgestreckt war, stammte aus einer korsischen Familie. Sein Vater, Carlo Buonaparte, war Advokat und Beisitzer des königlichen Gerichtshofes in Ajaccio; seine Mutter Maria Lätitia, stammte aus dem Geschlechte der Ramolino. Sie wird als eine Frau von kühnem und kräftigem Geiste geschildert, und schenkte ihrem Gatten 13 Kinder, von denen fünf Söhne und drei Töchter am Leben blieben. Nämlich Joseph, Napoleon, Lucian, Hieronymus, Maria Anna, Maria Annunciata, und Carlota oder Caroline. Napoleon wurde am 15. August 1769 zu Ajaccio im Hause seines Vaters geboren, und nicht ohne Interesse lesen wir, daß seine Mutter, obgleich ihrer Entbindung so nahe, am Himmelfahrtstage zur Messe gegangen war, aber, von den Anzeichen der Geburt überrascht, eilig nach Hause zurückkehren mußte, und den Knaben, weil für diesen Fall keine Vorbereitungen getroffen worden, auf einem in der Eile zugerichteten Lager gebar, das man mit einem die Helden der Iliade darstellenden Teppiche überdeckt hatte. Das Kind erhielt in der Taufe den Namen Napoleon, und wurde so einfach erzogen, wie es auf seiner vaterländischen Insel die Sitte mit sich brachte. In seiner Kindheit zeichnete er sich nur durch Lebhaftigkeit und eine stete Abneigung gegen das Nichtsthun aus. Bedeutungsvoll ist, daß sein liebstes Spielwerk eine kleine metallene Kanone war, die noch jetzt als besondere Merkwürdigkeit zu Ajaccio gezeigt und den fernsten Enkeln aufbewahrt wird. Im Jahre 1778 erhielt der junge Napoleon durch Vermittlung eines Freundes der Familie, des Grafen Marboeuf, eine Stelle in der Militärschule von Brienne, wo er bis zum Jahre 1784 verweilte, und sich so auszeichnete, daß fast alle seine Lehrer mit Bewunderung von seinen Talenten und seinen Fortschritten in den militärischen Studien sprachen. Von seinem Aufenthalte zu Brienne erzählt man sich viele kleine Charakterzüge und Anekdoten, von denen wenigstens die folgende in Wahrheit begründet ist.

Während des Winters bewog der junge Buonaparte einmal seine Kameraden, eine Festung aus Schnee zu erbauen, die nach den Regeln der Kunst durch Wälle und Bollwerke vertheidigt werden sollte. Die Festung,

Digitized by Google

bei deren Anlage sich das große Talent des jungen Ingenieurs auf glänzende Weise zeigte, wurde von den Schülern, die sich zu diesem Zwecke in zwei Parthien theilten, angegriffen und vertheidigt, bis die Kampfesgluth der Jünglinge einen so bedenklich hohen Grad erreichte, daß die Vorgesetzten sich genöthigt sahen, einen Waffenstillstand zu gebieten. Napoleon zeichnete sich bei dieser Gelegenheit vor allen übrigen Schülern durch Geistesgegenwart, Kühnheit und militärisches Genie aus.

Im Jahre 1784 kam Bonaparte in die Militärschule nach Paris, und wurde 1785, nachdem er ein glänzendes Examen bestanden, zum Unterlieutenant im Artillerieregiment la Fere ernannt. Im Jahre 1792 zum Hauptmann vorgerückt, begab er sich nach Korsika, und kämpfte dort gegen Paoli, welcher damals die Waffen gegen die bestehende Regierung erhoben hatte. Trotzdem ward er der Regierung verdächtig, und verließ die heimathliche Insel, um sich zu Paris gegen die ungegründete Anklage zu vertheidigen, und seine Unschuld darzuthun. Dieß gelang ihm mit dem besten Erfolge. Er trat wieder in sein früheres Regiment ein, und begab sich nach Toulon, welches belagert und von den Engländern mit Geschick und Tapferkeit vertheidigt wurde. Hier zeigte sich Bonaparte's Genie so auffallend, daß von der Belagerung Toulon's an die Blicke aller Zeitgenossen vorzugsweise auf ihn gerichtet waren. Ihm allein verdankte man die Einnahme der lange vergeblich belagerten Festung, und zur Belohnung seiner Verdienste ward er am Tage der Uebergabe zum Brigadegeneral der Artillerie der Armee in Italien ernannt, wo er sich bald durch geniale und kühne Plane bemerkbar machte. Er blieb jedoch nicht lange in dieser Stellung. Ein Wechsel der Regierung zu Paris berandte ihn derselben, und der junge General trieb sich eine Zeitlang ohne bestimmte Beschäftigung in der Hauptstadt Frankreichs umher. In dieser Zeit war er so arm, daß er oft die Hilfe seiner Freunde, besonders des berühmten Schauspielers Talma, in Anspruch nehmen mußte, um nur nicht Hunger zu leiden. Um seiner bedrängten Lage ein Ende zu machen, bewarb er sich um eine neue Anstellung, und entwarf sogar den abenteuerlichen Plan, nach Konstantinopel zu gehen, und dem türkischen Sultan seine Dienste anzutragen. Man bot ihm ein Kommando in der Vendée an, die zu jener Zeit von den Bürgerkriegen zerrüttet war; eben deßhalb schlug er es aus. Endlich ward er zum Kommandanten einer Artillerie-Brigade in Holland ernannt, und wollte eben dahin abgehen, als der Aufstand der Pariser Sectionen zu Paris gegen den Convent einen tapferen Mann zur Führung der Truppen gegen die Empörer nothwendig machte. Barras, ein Freund Bonaparte's, schlug diesen vor; Napoleon dämpfte den Aufruhr durch seine Kanonen binnen einer Stunde, und wurde aus Erkenntlichkeit zum zweiten General der Armee des Innern ernannt, über welche Barras den Oberbefehl führte.

Um diese Zeit vermählte sich der junge General mit der reichen Wittwe des Generals Beauharnais, Josephine, einer äußerst liebenswürdigen Dame, und bald darauf erhielt er den Oberbefehl über die italienische Armee, welche bisher General Scherer ohne Glück kommandirt hatte. Bonaparte reiste, 26 Jahre alt, nach Italien ab, und fand ein schwaches, muthloses, erschöpftes, zerlumptes Heer von etwa 50—60,000 Mann. So elend war der Zustand der Truppen, daß es sich, nach Napoleons eigener Aussage, kaum beschreiben läßt. Dennoch wußte sie der Held zum Siege zu führen. Durch seinen Geist, sein Benehmen, seine flammenden Worte flößte er ihnen neuen Muth ein, schlug die wohlgerüsteten, mit allem Nöthigen reichlich versehenen östreichischen Truppen unter Beaulieu anfangs April 1796 bei Montenotte, Millesime und Dego, zwang den mit Oestreich verbündeten Hof von Turin zum Waffenstillstande, schmetterte die Oestreicher bei Bodi zu Boden, trieb sie bis zum Mincio vor sich her, eroberte Mailand, zwang den Papst, mit großen Opfern einen Waffenstillstand zu erkaufen, überfiel den Großherzog von Toscana, und nöthigte auch Neapel, Modena und Parma zu Einstellung der Feindseligkeiten. Binnen fünf Monaten war er Herr von Italien, und obgleich es dem General Wurmser mit östreichischen Truppen gelang, das belagerte Mantua zu entsetzen, ward er dennoch bei Castiglione geschlagen, und mußte sich mit seinem zertrümmerten Heere hinter die Mauern von Mantua zurückziehen. Ein drittes östreichisches Heer unter Alvinzy, und endlich auch ein viertes unter demselben Heerführer, erlagen dem kors'schen Helden. Die dreitägige Schlacht bei Arcole am 15., 16., 17. November 1796 brachte jenem, und der Sieg bei Rivoli am 14., 15., 16. Jannar 1797 diesem den Untergang. Der greise General Wurmser sah sich daher in der Nothwendigkeit, am 2. Februar Mantua mit 500 Kanonen und anderem Kriegsgeräth an Napoleon zu übergeben. Die Besatzung, noch immer, nachdem bei der Belagerung 18,000 Mann theils im Kampf, theils durch Krankheiten umgekommen waren, über 12,000 Mann stark, durfte als gefangen zwar in die östreichischen Staaten ziehen, jedoch vor der Auswechselung nicht wieder streiten. Wurmser selbst aber mit den übrigen Generalen und einer auserlesenen Schaar von 200 Reitern und 500 Fußgängern nebst 6 Feldstücken erhielt den freien Abzug.

Um die gewonnenen Provinzen fest an Frankreich zu binden, verkündete der junge Sieger Freiheit und Gleichheit, ging dann rasch auf Oestreich los, drang in Kärnthen, Krain und Tyrol ein, besetzte Görz, Grabiska und Trient, und rückte endlich unter fortwährenden siegreichen Gefechten in Leoben ein. Wien, von dem furchtbaren Sieger, der nur noch 36 Stunden entfernt stand, in Bestürzung und Schrecken versetzt, sandte Abgeordnete in das französische Hauptquartier, und bot einen Waffenstillstand an. Am 13. April wurde der Präliminarfriede zu Leoben unterzeichnet, und zu Campo Formio am 17. Oct. 1797 der Friede förmlich abgeschlossen.

Digitized by Google

Die Ruhe, welche diesen stürmischen Tagen folgte, behagte dem jungen Helden nicht. Er entwarf einen Plan zur Eroberung von Aegypten, legte ihn dem Directorium zu Paris vor, erhielt die Genehmigung zur Ausführung desselben, und ging am 20. Mai 1798 an der Spitze von 40,000 Mann auserlesener Truppen von Toulon aus in die See. Admiral Bruenys mit 13 Linienschiffen, 8 Fregatten und mehreren kleineren Kriegsschiffen begleitete als Schützer das auf 350 Transportschiffen dahin schwimmende Heer.

Dieses erschien plötzlich am 10. Juni vor Malta, landete feindlich auf der Felseninsel, bemächtigte sich nach kurzem Gefechte ihres größten Theiles, und gewann durch Kapitulation die unüberwindliche Feste La Valette. Sechs Tage nach dieser wunderschnellen Eroberung steuerte Napoleon nach Aegypten. Am 1. Juli langte er vor Alexandrien an, und eroberte die Stadt sammt den dazu gehörigen Festen durch Sturm. Von hier aus betrat er kühn den Weg nach Kairo; die Kriegsflotte aber ging auf der Rhede von Abukir vor Anker.

Die Häupter der Mamelucken, die sich Napoleon entgegenstellten, wurden geschlagen, zuerst am 12. Juli bei Chebreiße unfern Ramanieh, und noch vollständiger am 21. Juli in den Nähe der Pyramiden bei Embabe. In Folge dieses Sieges setzte Napoleon über den Nil, und zog triumphirend in die Hauptstadt des Landes, in das von 300,000 Menschen bewohnte Kairo ein.

Diese Siege des Helden wurden getrübt durch die Schreckensbotschaft von der Zerstörung seiner Kriegsflotte, welche der britische Admiral Nelson am 1. August zertrümmerte. Dennoch unternahm Napoleon, nachdem er Aegypten erobert, im Februar 1799 den Angriff auf Syrien. Hier griff er am 16. März St. Jean d'Acre an, die Residenz des Pascha's von Syrien, fand aber hier eine Gränze seines Glücks. Napoleon setzte 2 Monate lang die Belagerung dieses wichtigen Platzes fort, bestürmte ihn acht Mal vergebens, und sah sich endlich gezwungen, nach erlittenen großen Verlusten den Schritt nach Aegypten zurück zu wenden.

Mehrere Siege, besonders gegen Murad Bay, wurden hier abermals von den Franzosen erfochten. Aber man vernahm, daß Frankreich in Italien und Deutschland große Verluste erlitten hatte und die Verwirrung in der Republik groß sei. Diese Umstände veranlaßten Napoleon, nach Frankreich zurückzukehren, um durch seine Gegenwart die drohenden Gewitter zu beschwören. Er schiffte sich zu Alexandrien wieder ein, übergab den Oberbefehl der ägyptischen Armee dem tapferen General Kleber, und langte, unerforscht von den kreuzenden englischen Fahrzeugen, am 9. October in der Bucht zu Frejus an der französischen Küste an.

Napoleon eilte nach Paris, stürzte das schwache Directorium am 9. Nov. 1799, und stellte sich auf 8 Jahre als Consul von Frankreich an die Spitze der Regierung. Er besetzte die wichtigsten Stellen mit seinen Brüdern und Anhängern, und traf viele energische und durchgreifende Maßregeln, welche das Beste von der neuen Regierung hoffen ließen. Um die Republik von ihren äußeren Feinden zu befreien, nachdem er mit Kraft die inneren Unruhen gedämpft hatte, suchte der Consul den Frieden. Er schrieb eigenhändig an den König von England, dessen Kabinet die Seele des Krieges schien. Aber man lehnte seine wohlgemeinten Anträge ab, und Napoleon, zum Kriege gezwungen, eilte nach Italien, wo indeß die Oestreicher wieder die Oberhand gewonnen hatten. In der Ebene von Marengo kam es zu einer Schlacht, welche die Frucht aller östreichischen Siege vernichtete, und Italien von Neuem in Napoleons Hände gab. Lange und wüthend, der Wichtigkeit des Tages eingedenk, kämpften die Heere. Aber Napoleon errang den Sieg, durch heldenmüthige Aufopferung seines Freundes Desair, der an der Spitze seiner Schaaren den rühmlichsten Tod fand.

Napoleon kehrte nach Paris zurück, wo er von den ausschweifendsten Huldigungen des Volkes empfangen ward. Der Friede von Luneville und Amiens wurde geschlossen, und Napoleon, der jetzt vor äußeren Feinden Ruhe hatte, begann nun seine verhängnißreichen Arbeiten zu Erhebung Frankreichs und zur Befestigung seiner Macht. Klug, kraftvoll und beharrlich waren die Maßregeln, die er zu diesem Ende begann. Frankreich, an vielen Wunden der Revolution noch blutend, mußte zuerst geheilt, Vertrauen und Dankbarkeit dem ersten Konsul gewonnen werden. Also beruhigte und unterwarf er zunächst alle Partheien, indem er Allen gleiche Gunst erwies, aber Keiner sich hingab. Sodann kam in alle Zweige der Verwaltung ein reges, den Fortschritten der Staatswissenschaft entsprechendes Leben. Es wurden Straßen angelegt, Kanäle gegraben, Schiffe, Häfen, Dämme, Brücken gebaut, allenthalben die Wege des Verkehrs gebahnt oder erleichtert, die Religion wieder hergestellt, der Erfindungsgeist durch Ehre und Belohnungen ermuntert, und selbst die großen Geister des Auslandes für das französische Interesse gewonnen. Solche Gründungen und Anstalten bezeichnen die ganze Zeit von Napoleons Herrschaft; er füllte die Hälfte von Europa mit Denkmalen seines Genie's und seiner Regentengröße, und bewies dadurch, daß er nicht allein das Schwert des Krieges, sondern auch das Scepter des Friedens mit unübertroffener Weisheit zu führen verstand. In dieser Zeit entwarf Napoleon auch das berühmte Gesetzbuch, Code Napoléon genannt, und legte der gesetzgebenden Versammlung den Entwurf zur Errichtung einer Ehrenlegion, das heißt, eines neuen Adels vor, welcher nur ein durch Verdienst erworbener, nicht erblicher sein sollte. Um dieselbe Zeit ward Napoleon, am 29. Juli 1802, durch allgemeine Abstimmung des Volkes, welches ihm mit aufopfernder Liebe ergeben war und seine unermeßlichen Verdienste zu schätzen verstand, zum lebenslänglichen Konsul erwählt. Eine neue Konstitution gab ihm fast monarchische Gewalt, gab die Rechtspflege in seine Macht, und verwilligte ihm eine sechsfach höhere Civilliste als früher.

Von da ein bis zur Errichtung des erblichen Kai-

serthums war nur noch ein leichter Schritt, welchen Napoleon zu thun entschlossen war, und glücklich vollführte. Die Veranlassung zu seiner Erhebung war eine von England angesponnene Verschwörung wider ihn, in welche auch der Prinz von Enghien, welcher das Verbrechen mit seinem Leben büßen mußte, mit verwickelt gewesen sein sollte. Die Ausgezeichnetesten der Verschworenen waren Georges Cadoudal und Pichegru, welche von englischen Schiffen nach Frankreich gebracht, und dort von der ihre Schritte genau kennenden Polizei verhaftet wurden. Auch Moreau ward verhaftet, weil man ihn des Einverständnisses beschuldigte. Die Verbrecher wurden strenge bestraft, um den unaufhörlichen Anschlägen gegen das Leben des Konsuls, der vor einiger Zeit kaum der bekannten Höllenmaschine entgangen war, ein Ende zu machen. Pichegru starb im Gefängnisse; Cadoudal, der seine mörderische Absicht freimüthig bekannte, wurde mit neunzehn Anderen hingerichtet; Moreau aber zu zweijähriger Haft, an deren Stelle nachher die Verweisung nach Amerika trat, verurtheilt.

Von diesem Komplott, als es dem Senate mitgetheilt worden, nahm derselbe den Anlaß zu einer Adresse, worin er den Wunsch aussprach, daß Bonaparte mit der erblichen Kaiserwürde bekleidet werde. Kurz darauf ward das Kaiserthum feierlich proklamirt, und der erste Konsul bestieg am 18. Mai 1804 den Thron unter dem Namen Napoleon I.

Bevor dieß geschah, war bereits ein neuer Krieg mit England ausgebrochen. Als der englische Gesandte Paris verließ, legte Napoleon Beschlag auf die englischen Schiffe in französischen Häfen, und England gab seine Kriegserklärung am 15. Mai 1803. In Folge derselben besetzte Mortier auf Napoleons Befehl das Königreich Hannover, und behandelte es als erobertes Land. Napoleon aber begab sich zu dem an der Küste bei Boulogne versammelten Heere, um eine beabsichtigte Landung in England auszuführen. Aber dieselbe wurde durch die Kriegserklärungen Oestreichs und Rußlands verhindert, welche ein Bündniß mit England geschlossen hatten. Sofort führte Napoleon sein Heer in Eilmärschen gegen den Rhein zum Marsch nach Deutschland. Dieselbe Richtung nahm das Heer von Holland und Hannover, und an 300,000 Bewaffnete ergossen sich in das südliche Deutschland. Der Kaiser verband sich mit Baiern, Württemberg und Baden, umging die ihm entgegen geworfenen Truppen durch das neutrale preußische Gebiet in Franken, und umzingelte den General Mack, der nach einigen verlustreichen Gefechten sich in Ulm eingeschlossen fand. Mack kapitulirte. Die Stadt und das Heer, noch 25,000 Mann stark, ergaben sich dem Sieger, den nun nichts mehr aufhielt, um in Oestreich einzudringen. Die Franzosen gelangten nach Wien, und Napoleon rückte vor die Brünn, wo ihm gegenüber die Macht der verbündeten Kaiser von Oestreich und Rußland sich gelagert hatte. Am 2. Dec. 1806 geschah die Schlacht bei Austerlitz, welche nach fünfstündigem, mörderlichem Kampfe zu Gunsten des französischen Kaisers entschieden war. Der Sieg war vollständig. Franz und Alexander sahen die wilde Flucht ihrer Heere. Mehr als 30,000 Mann waren auf beiden Seiten gefallen; 15,000 Gefangene, 100 Kanonen und vieles andere Kriegsgeräth fiel in die Hand des Siegers.

Preußen hatte bisher, obwohl zum Kriege gegen Napoleon entschlossen, dem Kampfe nur zugesehen. Die Schlacht von Austerlitz hinderte es völlig, den Krieg zu erklären, und es entschied sich zum Frieden mit Napoleon, dem auch bald der Friede mit Oestreich folgte, welcher für den französischen Kaiser äußerst vortheilhaft war. Dem Friedensschlusse folgte die Kriegserklärung Napoleons gegen Neapel, welches wenige Tage vor der Schlacht bei Austerlitz ein daselbst landendes russisch-englisches Heer, der kurz zuvor ausgesprochenen Neutralität zuwider, mit Freundschaft aufgenommen hatte. „Das königliche Haus von Neapel hat aufgehört zu regieren," lautete der Spruch des französischen Kaisers, dem er alsbald durch ein Heer Nachdruck gab, das unter Anführung Massena's und Joseph's Bonaparte in Neapel einzog. Das königliche Haus ergriff die Flucht, und Napoleon ernannte seinen Bruder Joseph zum König von Neapel und Sicilien.

Kurze Zeit nachher erbat die batavische Republik einen andern Bruder Napoleons, Ludwig, als König, und dieser bestieg den Thron mit Erlaubniß seines mächtigen Verwandten. Prinz Eugen von Beauharnais wurde zum Thronfolger des italienischen Königreichs ernannt, zu welchem Venedig gehörte. In dem ehemals venetianischen Gebiet wurden außerdem die Herzogthümer Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua und Rovigo errichtet, und als Belohnung an die Marschälle oder Günstlinge Soult, Bessieres, Duroc, Champagny, Victor, Moncey, Mortier, Clarke, Maret, Caulincourt, Arrighi und Savary verliehen. Auf solche Weise und durch Verleihung anderer Adelswürden, die jetzt wieder erblich wurden, suchte Napoleon seinen Thron zu befestigen, seine Macht immer weiter auszudehnen, und zugleich den Ehrgeiz seiner Truppen zu reizen. Denn der Weg zu den höchsten Würden stand einem Jeden offen, der sich irgend durch Tapferkeit und Talente auszeichnete.

Bei der Rückkehr Napoleons nach Paris wurde ihm vom Senate feierlich der Name des Großen beigelegt, welchen er bald darauf von Neuem durch den Feldzug gegen Preußen und die Errichtung der kaiserlichen Universität in Paris rechtfertigte.

Am 12. Juli 1806 entstand eine Verbindung von 16 deutschen Fürsten unter dem Protectorat Napoleons, welche auf einmal der Majestät des deutschen Kaiserreichs ein Ende machte, — nämlich der Rheinbund. Dieß gab dem Kaiser Franz Veranlassung, die deutsche Kaiserwürde niederzulegen, und das tausendjährige Kaiserthum Karls des Großen erlosch.

Obgleich diese Stiftung des Rheinbundes dem deutschen Reiche nicht zur Ehre gereichen konnte, so hat sie doch

Digitized by Google

in der Folge manches Gute bewirkt, besonders die Vervollkommnung der Staatsverwaltung und die Wiedererweckung der soldatischen Kraft.

Preußen, eifersüchtig auf den steigenden Einfluß Napoleons in Deutschland und durch mancherlei Willkühr des französischen Kaisers gereizt, erklärte demselben endlich am 8. Oct. 1806 den Krieg. England, Schweden, Rußland und Sachsen sagten ihm Hilfe zu. Kurhessen blieb neutral.

Napoleon sammelte schnell seine Schaaren und überfiel die 100,000 Mann starke preußische Macht. Ein Gefecht bei Saalfeld, in welchem der heldenmüthige Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen sein Leben verlor, bildete das Vorspiel der verhängnißvollen Schlacht bei Jena, welche am 14. Oct. geschlagen wurde. Die Preußen erlitten eine furchtbare Niederlage, deren Folgen noch schrecklicher waren, als der Verlust der Schlacht selbst. Schon zwei Tage darauf ergab sich die starke Festung Erfurt dem Feinde, und am 25. Oct. befanden die Franzosen sich schon in Berlin. Die meisten übrigen Festungen Preußens gingen in kurzer Frist verloren. Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg fielen in die Hände des Siegers, Hameln und Nienburg kapitulirten, und das ganze Land vom Rhein bis jenseits der Oder war also binnen sechs Wochen in Folge der einen Schlacht bei Jena in Napoleons Gewalt gekommen. Der französische Kaiser besetzte Braunschweig, Hessen-Kassel, die Hansestädte, Mecklenburg und Oldenburg, und, nimmer rastend, zog er jetzt gegen Rußland. Schreckliche Schlachten wurden im Kampfe mit diesem Reiche geschlagen, ohne jedoch eine Entscheidung herbeizuführen. Endlich machte die zweitägige Schlacht bei Eylau, am 7. und 8. Febr. 1807, und die Schlacht bei Friedland, am 14. Juni, dem Kriege ein Ende. Kaiser Alexander begehrte Waffenstillstand und Frieden, und Napoleon bewilligte Beides nach einigen mündlichen Besprechungen mit Rußlands Kaiser und Preußens gebeugtem König, zuerst auf dem Niemen und dann in Tilsit. Dieser Friede raubte Preußen 4 Millionen Unterthanen, legte ihm ungeheure Contributionen auf, und ließ bis zu deren Bezahlung die besten Festungen in den Händen der Franzosen. Aus den eroberten Staaten und denen des Kurfürsten von Hessen bildete Napoleon das Königreich Westphalen, das er seinem Bruder Hieronymus gab; einen Theil von Polen erhielt Sachsen, das sich von Preußen getrennt und schon bei Friedland für Napoleon gefochten hatte, und die Continentalsperre gegen England wurde strenger als jemals aufrecht erhalten.

Das ungeheure Glück, welches den Sieger begünstigte, machte denselben aber übermüthig und despotisch. Die eroberten Länder wurden auf vielfache Weise bedrückt und mißhandelt, und in Frankreich selbst gab es bald keine Freiheit mehr. Die der Presse war schon längst beschränkt, jetzt hörte sie ganz auf, und die Einrichtung einer geheimen Polizei, welche jedes Wort belauschte, jede mißgünstige Aeußerung der Behörde hinterbrachte, diente nicht dazu, Napoleon beliebt zu machen. Dieser machte sich indeß mehr und mehr mit dem Plane der Welteroberung vertraut. Er fiel unter dem Vorwande, Portugal zu bezwingen, in Spanien ein, besetzte dieses, vertrieb die angestammte Herrscherfamilie, und setzte seinen Bruder Joseph zum Könige ein, nachdem der König Ferdinand VII., so wie dessen Vater, Carl IV., welche zu Bayonne gefangen gehalten wurden, zu Gunsten desselben abgedankt hatten. Den Thron von Neapel, welchen bisher Joseph inne gehabt, erhielt Napoleons Schwager, Murat, und das durch diesen erledigte Großherzogthum Berg bekam der Sohn seines Bruders Ludwig. Um allen diesen Einrichtungen mehr Sicherheit zu geben, lud er den Kaiser Alexander nach Erfurt ein, besprach sich mit ihm (Sept. 1808) und erhielt dessen Zustimmung zu den getroffenen Maßregeln.

Mittlerweile waren in Spanien Unruhen ausgebrochen, und die französischen Heere wurden von dem spanischen Volke sowohl wie von den Engländern, welche in Portugal eingedrungen waren, hart bedrängt. Napoleon begab sich selbst auf den Kriegsschauplatz, und mit seiner gewöhnlichen Ueberlegenheit zerstörte er mit wenigen zerschmetternden Schlägen die feindliche Macht. Er verließ Spanien, um den neu ausgebrochenen Krieg mit Oestreich zu führen, der im Jahre 1809 begann. Oestreich hatte die Abwesenheit Napoleons benutzt und war in Baiern eingedrungen. Napoleon aber eilte mit Blitzesschnelle herbei, und zertrümmerte in einer fünftägigen Schlacht, mit größter Wahrheit ein fünftägiger Feldzug genannt, die östreichische Macht. Pfaffenhofen, Tann und Rohr, Abensberg, Landshut, am entschiedensten Eckmühl und Regensburg, vom 13.—23. April, waren die Schauplätze ihrer Niederlage. Genie und Glück machten alle Anstrengungen zu nichte, und zwangen den edlen und tapfern Erzherzog Karl zu einem traurigen Rückzuge nach Böhmen, wodurch das südliche Donauland bis Wien den Franzosen preisgegeben ward.

Napoleon zögerte keinen Augenblick, seine Siege zu benutzen, und zog einen Monat nach dem Beginn des Krieges, am 13. Mai, in der Hauptstadt von Oestreich ein.

Am 22. Mai kam es zu einer neuen Schlacht. Napoleon ging über die Donau, um das Heer des Erzherzogs Karl, das seit dem Schlag von Eckmühl auf dem linken Stromesufer stand, die letzte Schutzwehr der Monarchie, zu vernichten. Der Erzherzog stellte sich kühn und schlagfertig unfern der Hauptstadt auf, dem stolzen Sieger gegenüber. Dieser, zum Uebergang die Stelle wählend, wo zwei Inseln, die den Strom in drei Arme spalten, das Brückenschlagen erleichtern, führte seine Heermassen aufs linke Ufer, besetzte Aspern, Engersdorf und Eßlingen, und bot die Schlacht an. Der Erzherzog stürzte über ihn mit seinem von Zorn glühenden, durch den Anblick der Kaiserstadt begeisterten Heer, und erfocht den herrlichsten Triumph. Schon am ersten Tage ward Aspern erstürmt. In der Nacht aber ließ der Erzherzog Holzmassen und bren-

Digitized by Google

nende Fahrzeuge den Strom hinab gegen die Brücken schwimmen, wodurch diese zerstört wurden. Am andern Tage erneuerte sich die gräßliche Schlacht. Abgeschnitten vom rechten Ufer, stritten die Franzosen mit Verzweiflung, die Oestreicher mit höchstem Muthe. Nach der hartnäckigsten Gegenwehr zog das französische Heer blutend auf die Insel Lobau zurück.

Es erfolgte eine sechswöchentliche Waffenruhe. Endlich, am 4. Juli, zog Napoleon, wie früher, über den Strom, und es erfolgte eine zweitägige, schreckliche Schlacht, die von Wagram, welche für Oestreich verloren ging. Doch hatte das siegende Heer an Todten und Verwundeten mehr eingebüßt, als das besiegte, und der Erzherzog Karl zog sich in guter Ordnung nach Mähren zurück.

Es kam ein Waffenstillstand, dann ein Friede zu Stande, der von Wien, welcher Oestreich ein Gebiet von mehr als 2000 Quadratmeilen und fast vierthalb Millionen Menschen kostete. Ehe er abgeschlossen war, wäre Napoleon beinahe ermordet worden. Ein Jüngling, Namens Staps, hatte beschlossen, den Eroberer zu tödten, ward aber vor der Ausführung seiner That ergriffen und hingerichtet.

Während Napoleon in Oestreich siegte, hatten ihn an andern Orten Unfälle betroffen. Walcheren und die Jonischen Inseln waren von den Engländern erobert worden, und der Papst hatte den Kaiser in den Bann gethan. Dieser eroberte jedoch Walcheren wieder und ließ den Papst gefangen nach Fontainebleau führen.

Es mangelte dem Kaiser ein Erbe seines Reiches und seiner Macht, denn seine Ehe mit Josephine Beauharnais war unfruchtbar geblieben. Er beschloß daher die Scheidung, und vermählte sich am 11. März 1810 mit Marie Louise, einer Tochter des Kaisers von Oestreich, welche ihn am 20. März 1811 mit der Geburt eines Thronerben erfreute.

Am 1. Juli 1810 vereinigte Napoleon Holland mit Frankreich, weil sein Bruder, unwillig über die Zumuthungen, welche ihm gemacht wurden, freiwillig die Krone niederlegte. Dieser neue Erwerb weckte in Napoleon den Wunsch, auch die Mündungen der Ems, Weser und Elbe bis Lübeck zu besitzen, und er schnitt nun schief durch das nördliche Deutschland, mit einer Linie, die bei Wesel begann und bei Lübeck endete, die neue Gränze des französischen Reiches ab. Diese Besitznahme, so wie mehrere andere Eingriffe in bestehende Verträge, erregten Mißhelligkeiten mit Rußland und Schweden. Der Krieg mit Rußland begann im Sommer 1812, und zwar mit Rüstungen von Seiten Frankreichs, welche Erstaunen erregten. Ueber eine halbe Million Krieger wälzte sich über Polen in das russische Reich, erkämpfte den Sieg in der Schlacht von Smolensk und drang vor bis Mosaisk, wo die Russen erst wieder Stand hielten. Hier entspann sich von Neuem eine fürchterliche Schlacht, in deren Folge der Sieger Napoleon die Hauptstadt des russischen Reiches besetzte. Von Moskau aus, welches der Patriotismus der Russen den Flammen übergab, so die Winterquartiere Napoleons zerstörend, bot der französische Kaiser dem russischen den Frieden an. Man zögerte mit der Antwort, bis, von der Zeit gedrängt, Napoleon sich zum Rückzuge entschließen mußte. Er begann am 17. Oct., und endete furchtbar. Die Kälte übereilte das von allem Nöthigen entblößte Heer, das nur in kläglichen Trümmern die neue Heimath wieder erreichte, nachdem der größte Theil vom Hunger, der Kälte und den Russen vernichtet worden war. Napoleon, überzeugt, daß seine sonst allmächtige Gegenwart hier nicht mehr helfen und retten konnte, verließ seine Schaaren, und eilte mit großer Schnelle nach Paris voraus. Am 18. Dec. kam er daselbst'an, und begann mit solcher Energie neue Rüstungen, daß schon im April 1813 eine neu geschaffene, wohl gerüstete Armee in's Feld rücken konnte.

Mittlerweile hatte Preußen sich für Rußland erklärt, und der König bot seine letzte Kräfte auf, das drückende Joch der französischen Herrschaft von sich abzuschütteln. Die Begeisterung seines Volkes kam ihm zu Hilfe, denn Jeder fühlte die Schmach, von der Deutschland niedergebeugt war, und Napoleon hatte jetzt nicht mehr mit Soldaten, sondern mit einem für große Ideen begeisterten Volke zu kämpfen. Da erlosch sein Stern. Er siegte zwar noch bei Lützen und Bautzen, und drängte die Verbündeten nach Schlesien zurück, aber ein abgeschlossener Waffenstillstand mehrte die Kraft der Besiegten, welchen jetzt auch Oestreich und Schweden zu Hilfe eilten. Nach Ablauf des Waffenstillstandes erfocht Napoleon noch einen Sieg bei Dresden; aber was er durch die Ueberlegenheit seines Genie's gewann, ging an andern Orten durch die Fehler seiner Marschälle und Feldherrn wieder verloren. Seine Lage in Deutschland wurde immer bedenklicher, und er suchte auf jede Weise eine Entscheidung herbeizuführen. Auf den Ebenen von Leipzig versammelten sich die Völker Europa's zu einer Entscheidungsschlacht. Ein dreitägiger, furchtbarer Kampf (16. — 19. Oct.) begann. Lange widerstand Napoleon der Uebermacht der Verbündeten; endlich erlag er durch den Abfall der verbündeten Sachsen, welche während des Gefechts zum Feinde übergingen, die Waffen gegen ihn richtend, und der heldenmüthigen Begeisterung der deutschen Kriegsvölker. Er zog sich nach Frankreich zurück, zerschmetterte auf dem Rückwege bei Hanau einen bairischen Heerhaufen, der unter Wrede's Anführung sich ihm entgegenstellte, und kam nach Paris, um abermals ein neues Heer zu schaffen. Im Januar 1814 konnte er den verbündeten Feinden schon wieder entgegen rücken, welche mittlerweile über den Rhein gesetzt und in Frankreich eingedrungen waren. Napoleon wehrte sich mit verzweifelter Kraft gegen die Uebermacht. Aber das Glück war von ihm gewichen, und seine geschicktesten Operationen, welche die höchste Bewunderung selbst der Gegner erregten, konnten seinen Sturz nicht verhindern. Nach mehreren siegreichen Gefechten, die aber keine Entscheidung herbeiführten, glaubte er die Verbündeten durch Operationen im Rücken zum Rückzuge zwingen

Digitized by Google

zu können. Aber sein Plan ward verrathen, und die Alliirten marschirten geraden Weges nach Paris, in welches sie am 31. März einzogen.

Napoleon erhielt diese niederschmetternde Nachricht zu Fontainebleau. Verlassen und verrathen von seinen Freunden dankte er ab, legte die Regierung nieder, und wurde auf die Insel Elba verbannt. Seine Gemahlin und sein Sohn wurden von ihm getrennt, und er reiste in Begleitung von Commissarien der Verbündeten nach seinem Verbannungsorte ab. Hier lebte er scheinbar ruhig und unthätig, bis ihm aus Frankreich Nachrichten zukamen, welche von der Anhänglichkeit des Volkes und der Soldaten große Dinge berichteten. Dieß und die unregelmäßige Auszahlung seiner Subsidien, bewog ihn, nach Frankreich zurückzukehren. Glücklich entging er den englischen Kreuzern, landete mit 1100 Mann der alten Garde am 1. März 1815 zu Cannes an der französischen Küste, und ging geraden Weges auf Paris los. Im immerwährenden Triumphzug durchzog er unter dem Jubel des Volks die Departements, und rückte in Lyon, Grenoble, Paris (20. März) als Herrscher ein. Kein Zeitpunkt seiner Geschichte ist glorreicher, als dieser. Nicht mit seiner Handvoll Garden erobterte er mit Blitzesschnelle das starke Frankreich, sondern durch die freiwillige Ergebenheit der Nation, deren alte Liebe zu ihm bei seinem Unglück wieder erwacht war. Dieser Triumphzug durch die französischen Gaue war aber auch der letzte Schimmer des Glückes, der Napoleon zulächelte. Kaum erfuhren die verbündeten Fürsten seine Rückkehr, so erhoben sich über eine Million Streiter gegen ihn. Seine Friedens-Anerbietungen wurden zurück gewiesen, und der Krieg begann. Er war von kurzer Dauer. Zwar drang der französische Kaiser mit seinen kampflustigen Heerschaaren anfangs glücklich vor, schlug die Preußen am 16. Juni in einer mörderischen Schlacht bei Ligny, erlag aber am 18. Juni in der Schlacht bei Waterloo den verbündeten Armee'n der Engländer und Preußen. Die Niederlage war schrecklich, und der Kaiser, die Unheilbarkeit des Schlages erkennend, eilte ohne Aufenthalt nach Paris zurück.

Noch einmal entsagte Napoleon zu Gunsten seines Sohnes dem Throne, aber die verbündeten Gegner ließen sich in keine Unterhandlungen mehr ein. Der Kaiser begab sich nach Rochefort, um auf zwei bereit gehaltenen Fregatten sich nach Amerika zu begeben. Aber die englischen Kreuzer machten das Auslaufen der Schiffe unmöglich. In so hoffnungsloser Lage nahm Napoleon das Anerbieten des Kapitän Maitland, ihm eine Zuflucht auf seinem Linienschiffe, dem Bellerophon, zu gewähren, an, und erklärte, er übergebe sich dem Schutze der englischen Gesetze, und wolle hinfort in England als Privatmann leben.

Aber für den Geächteten galt kein Gesetz mehr und kein Recht. Napoleon wurde bei der Landung zu Plymouth zum Gefangenen erklärt, und ihm angekündigt, daß er nach der Insel St. Helena gebracht werden würde. Dieß geschah, und am 18. Oct. betrat der Mann, der 19 Jahre lang die Bewunderung und das Schrecken der Welt gewesen, die in schauervoller Abgeschiedenheit liegende, wüste Insel, das ihm bestimmte Felsengrab. Er starb daselbst, gepeinigt von den Kleinlichkeiten seines Gefangenwärters, Hudson Lowe, am 5. Mai 1821.

Der erschütternde Eindruck seines ungeheuren Sturzes, die ungebeugte Seele, mit welcher der große Mann sein Unglück trug, söhnen uns mit manchen Fehlern aus, welche man ihm mit Recht Schuld gibt. Sie entsprangen aus der unerhörten Macht, die in seinen Händen lag — welcher Sterbliche hätte sich in seinen Verhältnissen ganz frei davon erhalten können. Darum Friede seiner Asche, und dem größesten Feldherrn aller Zeiten, dem weisesten Staatsmann ein ehrenvolles Blatt der Erinnerung. —

Die Pfauenaugen.

(Taf. 47.)

Die unter dem Namen der Pfauenaugen bekannten Schmetterlinge bilden keine eigene Familie, sondern werden in allen Zünften, ausgenommen der ersten Zunft Okens, gesunden, und gehören in der zweiten Zunft, den Phalänen, der Sippe der Spinner, in der dritten, den Schwärmern, der Sippe der Schnurrer, und in der vierten, den Faltern, der Sippe der Flatterer an. — Sie sind die gemeinsten, zugleich aber auch die schönsten unserer vaterländischen Schmetterlinge, und die der letzten Sippe selbst in den kleinsten und unbedeutendsten Sammlungen zu finden.

Das Tagpfauenauge, auch Pfauenspiegel und Rothnesselflatterer genannt, Tachyptera Jo, Fig. 1, 2 und 3 unserer Tafel, ist ein 2½ Zoll breiter Tagschmetterling, dessen eckige und gezähnte Flügel oben braunroth, mit einigen schwarzen eckigen Flecken versehen sind, in deren jedem ein blau und weißes Auge sich befindet. Die schwarze, dornige, weiß getüpfelte Raupe lebt gesellig auf Nesseln und wird vom Frühjahre bis zum Herbst gefunden. Dieselbe verwandelt sich in eine, mit goldgelben Höckern besetzte, grüngelbe Puppe, aus welcher nach 14 — 20 Tagen der Schmetterling schlüpft, der sich gewöhnlich auf Distelblüthen aufhält, im Herbst aber geschützte Stellen aufsucht und dort oft überwintert. — Von ihm ist das Doppelpfauenauge, T. bryseis, ebenfalls ein Tagschmetterling, welches an den obern Flügeln oben zwei kleine Augen und unten zwei gelbe Flecke hat, wohl zu unterscheiden.

Das Abends oder Nachtpfauenauge, auch Weidenschwärmer oder geaugter Schnurrer genannt, Sphinx ocellata, Fig. 4, 5 und 6, ist ein Dämmerungsfalter, dessen blau- oder gelbgrüne, weiß gestreifte dicke Raupe, die mit einem blauen Horne und gelben Luftlöchern versehen ist, auf Weiden, Pappeln, Apfelbäumen, Linden, Espen und Schlehen den ganzen

Digitized by Google

Sommer über lebt, sich im Spätjahr in der Erde in eine rothbraune, oben schwarze Puppe verwandelt, und im nächsten Frühjahr als schöner, seidenartiger, drei Zoll breiter Schmetterling hervorschlüpft. Die Vorderflügel desselben und der Vorderleib sind röthlichgrau, die Hinterflügel rosenroth, mit einem blauen, schwarz eingefaßten Augenfleck, der Hinterleib und ein viereckiger Fleck auf dem Brustschild sind rothbraun.

Der kleine Pfau oder das Nachtpfauenauge, auch Hainbuchenspinner, Bombyx pavonia minor, Fig. 7, 8, 9, ist ein Nachtschmetterling von 2½ Zoll Breite. Die Flügel desselben sind grau, wellenförmig bandirt, mit hellerem Saum und jeder in der Mitte mit einem Auge geziert. Die Raupe, welche aus weißlichgrünen Eiern hervorkriecht, ist anfangs bräunlich, später hellgrün mit goldgelben, wenn vollkommen ausgebildet mit rothen, langbehaarten Sternspitzen; sie lebt auf Eichen, Birken, Erlen, Buchen, allen Obstbäumen, Erdbeeren, Heidelbeeren, Him- und Brombeeren und Rosen; spinnt sich im Juli oder August sehr künstlich in Form einer Flasche ein, und verwandelt sich in eine schwarze Puppe mit gelben Fugen, aus welcher im nächsten Mai der Schmetterling schlüpft. Ihm in der Färbung und Zeichnung fast ganz gleich, nur etwas größer, ist das mittlere Nachtpfauenauge oder der Schwarzdornspinner, Bombyx pavonia media, dessen schwarze, mit gelben, haarigen Knöpfen versehene Raupe im südlichen Deutschland auf Schleben und Holzäpfeln lebt; bei der Verpuppung macht sie sich ein grobes, fliziges, flachrundes Gewebe; die in demselben befindliche Puppe ist dunkel röthlichbraun. — Das große oder Wiener-Nachtpfauenauge, auch Birnspinner genannt, Bombyx pavonia major, ist der größte europäische Schmetterling, wird bis 6 Zoll breit und nur im südlichen Deutschland und Süd-Europa gefunden. Die Raupe, welche im Juni aus tonnenförmigen Eiern hervorkommt, die reihenweise an die Aeste der Bäume gelegt werden, verändert Farbe und Gestalt bei jeder Häutung, ist zuletzt gelbgrün und 4 — 5 Zoll lang, und lebt auf Birnen-, Apfel- und Nußbäumen; Ende August spinnt sie sich eine eiförmige Hülle, die stark mit Gummi überzogen ist und am stumpfen Ende eine doppelte Oeffnung hat, welche das Auskriechen des Schmetterlings erleichtert, das Einkriechen jedes andern Insekts aber verhindert. Das Gespinnst ist grob und wird als grobe Seide benutzt. Der Schmetterling kriecht im Mai des folgenden Jahres aus, und ist vom kleinen, bei uns so gemeinen Nachtpfauenauge nur durch seine Größe unterschieden.

Asien und Amerika haben nur eine Art Nachtpfauenauge, den Atlasspinner oder Pfauenspiegel, Bombyx Atlas, der eine Breite von 8 Zoll erreicht, und die Zierde unserer Kabinette ist. Seine sichelförmigen Flügel sind braun gefleckt und in der Mitte mit einem großen eckigen Spiegel versehen. Die vier Zoll lange, grüne, gelbgestreifte Raupe lebt auf Orangebäumen, und ihr Gespinnst wird als Seide benutzt.

Volksbücher.

Die Riesengeschichte.

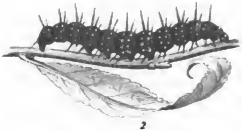
Wir haben vormals erzählt, wie es dem König Eginhard von Böhmen und seiner Gemahlin Adelheid ergangen, und wie der Schildknecht des Kaisers Otto zum Ritter von Tannenbaum erhoben und mit der Burg Schildheiß belehnt wurde. Jetzt wollen wir nun weiter berichten, was dem jungen Ritter auf der Burg für ein Abenteuer begegnet ist.

Der Ritter von Tannenbaum wollte das Schloß, weil es gar zu alt aussah, neu bauen lassen und auch mehrere gangbare Wege dazu machen. Bevor aber der Bau anfing, durchsuchten die Werkmeister die ganze Burg, und entdeckten eine Menge Gewölbe und Keller unter der Erde, so daß sie ordentlich darüber erstaunten. Je weiter sie gingen, desto mehr fanden sie. Indem eröffneten sie ein neues Gewölbe, darinnen standen zur Rechten und Linken zwei Särge von purem Golde, und mitten darin saß ein gewaltiger König, der glänzte und schimmerte so stark, daß es schien, als wäre sein ganzer Leib von lauter Edelsteinen zusammengesetzt. Zu seiner Rechten stand regungslos eine holdselige Jungfrau und stützte mit ihren Armen des Königs Haupt. Neugierig traten die Werkmeister näher, sobald sie aber in das Gewölbe kamen, verwandelte sich die schöne Jungfrau in einen furchtbaren Drachen, der Feuer und Flammen ausspie, also daß die Werkmeister eiligst entweichen mußten. Sie gingen zum Ritter von Tannenbaum, und erzählten ihm, was sie gesehen. Der Ritter begab sich sogleich mit ihnen an Ort und Stelle, und hier fand er zu seinem Erstaunen Alles so, wie es ihm berichtet worden war. Die Jungfrau aber, als sie ihn erblickte, seufzte laut, und stillschweigend ging der Ritter mit seinen Leuten wieder davon.

Es ließ dem Ritter keine Ruhe, bis er die Bedeutung des Abenteuers ausgeforscht hatte, und er war Willens, den Zauber zu lösen, selbst wenn es ihn sein Leben kosten sollte. Darum suchte er in dem alten Gewölbe umher, ob er nicht etwas fände, was ihn auf die rechte Spur leiten könne, und fand auch endlich eine alte Tafel mit einer räthselhaften Inschrift, auf der geschrieben stand: „Wehe dir, Ritter, der du kommst, mich zu versuchen! In dem Schlosse Schildheiß sollst du nicht bleiben, und dein Geschlecht soll umkommen, kein Glück sollst du haben auf Turnieren und mußt in großem Elend verderben! Aber wohl dem, der meine Flammen nicht scheut, denn in dem Feuer soll er hören, was zu thun sei. Es wird nichts Lebendiges darin verletzt, aber die dritte Frucht bringt Verbannung bis zu seiner Zeit!“

Ueber diese Schrift erschrak der Ritter. Dennoch beschloß er, sein Glück zu versuchen. Tapfer drang er in das Gewölbe hinein, nachdem er vorher seinen Hund hinein geschickt. Aber kaum eingetreten, überwältigten ihn die Flammen, und ein großer Drache verschlang ihn mit Panzer und Harnisch, wovon hernachmal noch ein Mehreres gemeldet werden wird. Mit Schrecken ver-

Digitized by Google



Digitized by Google

ließen die Werkleute das Schloß und eilten zum König Eginhard, welchem sie das wunderſame Abenteuer erzählten. Der König entſetzte ſich darüber und verſprach Jedem eine goldene Kette, der ſich unterſtände, den Ritter zu erlöſen. Aber Niemand fand ſich, der die Kette verdienen wollte, denn es graute Allen vor den Schreckniſſen, die ſie beſtehen mußten, um den Lohn zu gewinnen.

Nun geſchah es kurze Zeit nachher, daß die Königin Adelheid ihren Gemahl mit Zwillingen beſchenkte: einem Knaben und einem Mägdlein. Der Knabe wurde Friedrich genannt, und das Mädchen Amalia. Sie wuchſen in großer Schönheit auf, alſo daß Jedermann ſeine Freude daran hatte.

Als Friedrich ein ſtattlicher Jüngling geworden war, fiel es den Rieſen, die dazumal in dem Lande Kalmukei wohnten, ein, daß ſie noch eine alte Forderung an das Königreich Böhmen hätten. Sie ſchickten alſo einen Kämpfer nach Prag, der von dem Könige das Reich fordern ſollte, oder alle Jahre einen Prinzen oder eine Prinzeſſin von königlichem Stamme. Dieſe ſollte er dem Rieſenkönige Butsko überſchicken.

Mit ſolcher Botſchaft kam der große Valand nach Prag. Er war ſo groß, daß er über alle Stadtmauern ſehen konnte; dazu war er mit lauter Stahl bekleidet, und ein einziger von ſeinen Handſchuhen wog einen ganzen Zentner. Dennoch wies König Eginhard ſeine Forderung zurück, worüber der Rieſe ſich ſehr ungeberdig bezeigte, aber doch endlich unverrichteter Sache abziehen mußte. Dauerte aber nicht lange, ſo kam er mit fünfzig anderen ſchwer bewaffneten Rieſen wieder, und drohete, das ganze Reich zu verwüſten, wenn man auch jetzt die Forderung ſeines Königs nicht erfüllen werde.

Da gerieth das ganze Land und der König mit in großen Schrecken. Der Prinz Friedrich aber ſprach: „Ich will mit dem Rieſen kämpfen, und wenn ich unterliege, ſo mag das Schlimmſte geſchehen. Siege ich aber ob, ſo ſind wir mit einem Male die ungeſchlachten Gäſte los.“ Und hinaus ritt er mit Wehr und Waffen vor die Stadt, und ein gewaltiger Rieſe, Rullweg mit Namen, ſtellte ſich ihm entgegen, ihn zu bekämpfen. Vorher aber ſpottete er des Jünglings und höhnte ihn, ſagte auch, er wolle ihm Pumpernickel ſchmecken laſſen, die ihm übel gefallen würden. — „Dein Geſpött,“ ſagte Friedrich, „macht keinen Sieg. Greife zur Wehr und mache dich fertig!“

Da begann der Kampf. „Halte dich wohl, Zwerglein!“ rief der Rieſe und ſchwenkte ſeine ſchwere ſtählerne Lanze. „Jetzt gibt es Pumpernüſſe aus der Kalmukei!“

So trotzig und vermeſſen aber auch der Rieſe war, der junge Friedrich obſiegte ihm doch. Er ſchleuderte ihm ſeinen Dolch in's Geſicht, und ſetzte ihm dann dermaßen mit dem Schwerte zu, daß Rullweg ſeine Stahlſtange von ſich warf und eilends dem Lager der Rieſen zufloh. Doch drohete er, daß er am nächſten Tage wieder kommen werde, um den Kampf von Neuem zu beginnen.

So geſchah es auch. Der junge Friedrich zog muthig zum Gefecht, aber das Glück begünſtigte ihn ſchlechter als geſtern. Rullweg zerſchmetterte ihm das Schwert mit ſeiner ſtählernen Lanze, und da nun der Prinz wehrlos ſtand, ergriff er ihn mit Lachen und ſchleppte ihn gefangen mit ſich fort. Die Rieſen aber zogen davon, und im Lande Kalmukei gerieth Friedrich in arge Knechtſchaft. Er wurde in den Pflug geſpannt und mußte harte Arbeit verrichten, daß er's faſt nicht ertragen konnte.

König Eginhard war über den Verluſt ſeines Sohnes höchlich betrübt und ſchrieb Briefe aus, des Inhalts, daß Derjenige die Hand ſeiner Tochter empfangen ſolle, der ſich unterſtünde, ſeinen Sohn aus der Gefangenſchaft der Rieſen zu befreien. Aber es ſtand lange an, bis ſich ein Ritter fand, der das Wageſtück zu unternehmen ſich getraute. Endlich hörte der junge Ritter vom Lorbeerblatt von dem Briefe des Königs, und da er kühn und tapfer war, ſo ritt er mit ſeinem Schildknechte nach Prag und von dorten, nachdem er dem König ſein Vorhaben mitgetheilt, grades Weges in das Land Kalmukei. Hier begab er ſich zum Rieſenkönig Butsko, vermeldete ihm, was er geſonnen ſei zu thun, und bat, daß ein redlicher Kampf ſtattfinden dürfe. Das gewährte ihm der König; doch ſprach er: „Wenn du im Kampfe den Sieg gewinnſt, ſo ſollſt du frei und ungehindert mit dem Prinzen aus Böhmenland davon ziehen dürfen. Verlierſt du aber, ſo muß mir König Eginhard ſeine Tochter Amalia ausliefern, und dies müſſen wir von beiden Seiten mit einem ſtarken Eide unterſchreiben.“

Der Ritter vom Lorbeerblatt war alsbald hiezu bereit, und verlangte nun nach dem Kämpfer. Doch der König warnte ihn. „Laß ab,“ ſagte er, „du haſt hier mit keinen Kindern zu ſchaffen. Sieh' meine Fäuſte an; ich kann mit einer Hand eine ſteinerne Tiſchplatte aufheben und drei Meilen Wegs tragen wie ein Blatt Papier. Gib Acht, daß du nicht todtgeſchlagen wirſt, und zieh wieder heim. Deine Jugend dauert mich, und es ſollte mir leid thun, müßteſt du deine Keckheit mit dem Leben bezahlen.“

So ſprach der König; aber der Ritter vom Lorbeerblatt ſchämte ſich, unverrichteter Sache davon zu ziehen und verlangte abermals nach dem Kämpfer. So trat ihm denn der Rieſe Balmott entgegen, und dem Ritter graute vor ihm, denn er war über zehn Ellen hoch. Auch war der Streit bald ausgefochten. Der junge Ritter mußte ſeinem Gegner unterliegen, und König Butsko ſandte Boten nach Prag, um die Tochter Eginhards von ihnen in die Kalmukei an ſeinen Hof geleiten zu laſſen.

König Eginhard und Frau Adelheid waren tief betrübt, als die Boten in Prag anlangten und die Prinzeſſin forderten. Doch durften ſie ſich nicht weigern, die Jungfrau auszuliefern, obgleich es nur mit heißen Thränen und bitterem Herzeleid geſchehen konnte. Die Rieſen zogen mit ihrer ſchönen Beute davon, und das

Digitized by Google

ganze Land Böhmen trauerte darüber in Sack und Asche.

Nun war da ein Ritter aus der Picardie, Namens Julius von der Lanze, der war ausnehmend schön und edel und tapfer. Er hatte die Prinzessin lieb gewonnen in seinem Herzen, und machte sich darum auf, sie zu befreien. Zwei Schildknappen, beherzte Männer und wohl geübt in den Waffen, begleiteten ihn und schwuren, Leib und Leben für ihn zu lassen. Da spornten sie dann ihre Pferde an und ruheten nicht, bis sie die sechs Riesen eingeholt hatten, welche die Prinzessin in das Land Kalmukei geleiteten. Julius fiel gewaltig über sie her, schlug ihrer drei zum Tode, und sagte den Anderen solchen Schrecken ein, daß sie schnurstracks davon liefen und nicht eher aufhörten, zu rennen, bis sie im Lande Kalmukei angekommen waren. Der Ritter Julius aber übergab die Prinzessin dem Schutze seiner Knappen und ließ sie heim geleiten nach Prag, während er selber ganz allein in das Riesenland zog, um mit Gottes Hülfe den Prinzen Friedrich aus der Gefangenschaft zu befreien. Denn Solches hatte er der Prinzessin aus freien Stücken versprochen.

Sobald König Butsko erfuhr, daß Ritter Julius in seiner Hauptstadt Tirese angekommen sei, forderte er ihn vor sich und sprach: „Ich habe gehört, daß du mir meine drei Boten unterwegs umgebracht und ihnen die Prinzessin Amalia geraubt hast; nun sage frei, ob du mit vier Riesen kämpfen oder nach unserm Gesetz und Recht sterben willst?“

„Lieber will ich doch kämpfen,“ sagte Ritter Julius; „denn gerade deßhalb bin ich ja hergekommen. Ihr werdet mich nicht fressen, und ich will Euch erst lehren, wie man Schwert und Lanze führen muß. Schaffe darum deine besten Kämpfer an, denn ich streite auch für die Freiheit des Prinzen Friedrich und des Ritters vom Lorbeerblatt.“

Den König verdroß die stolze Rede und er zitterte vor Zorn, suchte auch seine tapfersten Helden aus, welche den Ritter bestehen sollten. Der Riese Balmott mußte zuerst mit ihm kämpfen, und meinte schleunig mit ihm fertig zu werden. Er schwang seine stählerne Lanze, aber der Ritter sah sich vor, unterlief die Stange mit seinem schnellen Pferde und schlug dem Riesen auf einen Hieb mit seinem stegharten Schwerte seinen Harnisch sammt der Brust bis auf's Herz entzwei, so daß der Riese starr und todt zu Boden fiel. Als dieses geschehen war, eilte der Ritter schnell zu dem anderen Kämpfer, welcher sich nicht schnell genug bereit machen konnte, und hieb ihm auf drei Streiche Wehr und Schild los, haute ihm auch die rechte Hand von dem Arme hinweg, daß er gleich dem Vorigen sterbend zur Erde sank.

„Ha,“ sprach der Ritter zu Butsko, „wie gefalle ich dir, du Menschenfresser? Ich kann Euch lehren, wie man ein Schwert führt, ihr groben Gesellen!“

Butsko wandte sich zu den beiden übrigen Riesen und sagte, wer den Ritter erschlagen würde, der solle der Nächste nach ihm das Land regieren. Hierauf wurden die beiden todten Riesen aus dem Wege geräumt und auf dem Kampfplatze erschien der dritte, mit Namen Buchott. Dieser war ein arglistiger Streiter; aber der Ritter gab ihm vier Streiche, daß er zur Erde taumelte, und sprang alsdann vom Pferde, um ihm vollends den Garaus zu machen. Der Riese bat um Gnade, und der Ritter hätte sie auch gewährt, wenn nicht König Butsko in seinem Grimme dagegen gewesen wäre. So schlug er ihm denn den Kopf vom Leibe, daß das Blut wie ein Wasserstrom herausfloß.

Jetzt kam der vierte Riese an's Spiel. „Du kleiner Sperling,“ sagte er zu dem Ritter, „du hast mir drei Kameraden todt geschlagen, und dazu die Boten des Königs, ich muß dir dein Trinkgeld dafür zustellen, daher wehre dich redlich, oder ich verschlinge dich mit Haut und Haar.“

„Wie heißt du?“ fragte der Ritter.

„Biraur heiße ich und will dich umbringen!“

„Warte nur ein wenig,“ rief lachend der Ritter; „ich will mir den Namen aufschreiben, damit ich ihn, wenn du todt bist, auf dem Ratschin in Prag nennen kann!“

Als er nun den Namen aufgeschrieben hatte, fingen sie an zu streiten, und im zweiten Gange schon stach der Ritter dem Riesen das Schwert durch den Harnisch in den Leib, bis an's Heft. „Ha,“ schrie der Riese, „ich bin des Todes! Gebt mir Wasser, es brennt mir das Herz ab!“ — Mit diesem Geschrei starb er. Der Riesenkönig war höchlich ergrimmt; doch getröstete er sich der Zukunft und handelte rechtschaffen, indem er dem Ritter Julius seine beiden Gefangenen auslieferen und alle drei ohne Hinderniß davon gehen ließ.

Glücklich langten die Drei nach Prag und wurden mit großem Jubel vom Könige und dem ganzen Lande bewillkommt. Aus Dankbarkeit gab Eginhard dem Ritter Julius seine Tochter zur Gemahlin und schenkte ihm noch überdies zur Mitgift viele gute und herrliche Schlösser.

Der Ritter hätte nun wohl in Freuden und Herrlichkeit leben können, aber seine Tapferkeit ließ ihm keine Ruhe, bevor er nicht den Ritter vom Tannenbaum aus seiner Verzauberung erlöst haben würde. Da er fürchtete, man möchte ihn nicht auf das Abenteuer auszihen lassen, schlich er sich heimlich einige Tage vor der Hochzeit aus dem Schlosse, nur von seinem Waffenträger begleitet, und ließ sich von dem Einsiedler Paul genau berichten, was er zu wissen benöthigt war. Dann begab er sich auf das Schloß und achtete nicht der rauhen und steinigen Klippen, die ihm den Weg dahin erschwerten. Er befreite auch wirklich den bezauberten Ritter, aber es steht nicht genau geschrieben zu lesen, auf welche Weise dies geschehen sei. Jedenfalls muß der Drache, welcher den Ritter verschlungen, ihn wohl wieder lebendig in die Welt gesetzt haben. Ritter Julius spaltete dem Unthier, trotz Rauch und Flammen, den Kopf, und hat so den jungen Ritter erlöst. Der Zauber wurde gebrochen, und man hörte seitdem nichts wieder davon auf Burg Schildheiß.

Digitized by Google

Während dies daselbst geschah, gerieth König Eginhard von Neuem in große Noth. Ein Riesenfürst aus der Tartarei kam in das Land Böhmen und versetzte alle Welt in Schrecken und Entsetzen. Er war so stark, daß er auf einmal zwei Mühlsteine tragen und jeden zehn Schritte weit vor sich hin werfen konnte. So groß war er, daß er zu einem einzigen Schuh fast eine halbe Rindshaut bedurfte, und mit einem Streiche schlug er Roß und Mann über den Haufen. Einstmals im Kriege mit dem Sultan schlug er allein so viel Leute todt, daß man von ihren Kleidern tausend Metzen Knöpfe sammeln konnte. Jedem Todten raufte er nur eine Handvoll Haare aus, und brachte solchen Haufen zusammen, daß man eine ganze Stunde brauchte, ihn zu umreiten. Als er den Haufen in Brand setzte, hat er ganze acht Stunden in lichterlohen Flammen gestanden, und ist gewesen wie ein großer Waldbrand. Dieser gewaltige Riese hieß Scharmar, und drohete dem König, er wolle ihn umbringen und sein ganzes Land verwüsten, wenn er es nicht freiwillig herausgeben würde. König Eginhard suchte den Riesen zu besänftigen, und sagte, wenn nicht binnen vierzehn Tagen ein Ritter käme, mit ihm zu kämpfen, so wolle er selber den Streit bestehen. Damit war der Riese zufrieden. Doch mußte man ihm Essen und Trinken vollauf vor die Stadt schicken, weil er seiner großen Länge wegen nicht zum Thore hereingehen konnte. Zu jeder Mahlzeit mußte er ein Kalb, zwölf Kapaunen, acht gesottene Hühner und zwei geräucherte Schinken haben; dazu aß er noch acht große Hausbrode und trank alltäglich zwei Eimer Wein.

Nun hatte der Riese sein Nachtlager hart an einem Thurme auf dem Berge. Als die Bürger, die sein gerne ledig gewesen wären, dies bemerkten, gab Einer den Rath, man solle heimlich den Thurm untergraben und den Riesen, während er schliefe, damit zu Tode schmettern. Also geschah es. Mit großem Krachen stürzte der Thurm zusammen und traf den Riesen gut. Dieser aber sagte nur: „Hier ist nicht gut ruhen, denn die Vögel kratzen den Kalk ab, daß er mir auf die Nase fällt.“ Und da er sah, daß der Thurm eingefallen war, meinte er, er habe sich zu stark daran gelehnt und davon sei er umgestürzt. Er schüttelte den Kalk von den Schultern und suchte sich ein Nachtlager im Walde. Die Bürger merkten es und brachten die größeste Glocke aus Prag mit Noth und Mühe heimlich auf den Eichbaum, unter welchem der Riese schlief, und dachten ihm damit den Kopf zu zerschmettern. Aber als nun die Glocke mit großem Gepraſſel dem Riesen auf die Nase fiel, erwachte er nicht einmal davon, und die Bürger eilten ganz entsetzt nach Hause.

So liefen die vierzehn Tage um, welche der König zur Frist gesetzt, und kein Ritter hatte sich gefunden, welcher für ihn mit dem gewaltigen Riesen Scharmak kämpfen wollte. Da waffnete sich der Riese, trat vor den Ratschin, und drohete mit lauter Stimme, daß er die ganze Stadt Prag zusammenschmeißen und den König und alle Menschen umbringen wolle; auch blies er dreimal in sein Horn, daß man den Schall auf viele Meilen Wegs im Lande hören konnte.

Ueber die Drohungen des Riesen entstand großes Trauern im Schlosse. Doch der König suchte sich zu fassen und ließ dem Riesen entbieten, daß er Nachmittags mit ihm streiten wolle. Darüber lachte der Riese und aß sein Mittagsmahl vor dem Schlosse, wobei sich die Trabanten alle verwunderten; denn er schob eine gesottene Henne auf einmal in den Mund. Sein Ring, den er am Finger trug, war vierzig Pfund schwer, und ein einziger Schuhnagel, den er zufällig verlor, wog zehn Pfund. Er war so schwer von Leibe, daß man allenthalben sehen konnte, wo er gegangen war, und wenn er sich stark käuſperte, so fiel der Kalk von der Wand. Deßwegen hatte Prinzessin Amalia große Furcht vor ihm, und wollte durchaus nicht zugeben, daß ihr Vater mit ihm kämpfte. Da ſie noch mit Thränen in den Augen ihn anſtehte, von dem Wagſtücke abzustehen, erscholl des Wächters Horn vom Thurme, und wohlgemuth kam Ritter Julius mit dem Ritter vom Tannenbaum angeritten. Da gab es eine große Freude, denn Ritter Julius erbot sich sogleich, mit dem Riesen zu kämpfen, und der vom Tannenbaum schwur, er wolle ihn rächen, wenn er der Stärke des Riesen erliegen müsse.

Alsbald trat Ritter Julius dem gewaltigen Feinde entgegen und der Kampf hub an. Alles Volk, auch der König und die Prinzessin, versammelte sich auf den Mauern von Prag, um dem Ringen zuzusehen. Mit verhängten Zügeln sprengte der Ritter auf den Riesen los; aber dieser spreitzte seine Beine aus einander, und im vollen Laufe rannte das Pferd unter ihm weg. Da drehte sich der Riese um und schlug mit seinem Schwerte hinter dem Ritter drein. Aber er traf ihn nicht, denn das Pferd lief ihm zu geschwind. Der Ritter lenkte bald wieder um, und der Riese lachte über seinen Fehlstreich, den er in einen Holzhaufen gethan, mit solcher Gewalt, daß die Scheiter wie Regentropfen auf den Ratschin und in die Stadt hinein flogen. Mannhaft fiel der Ritter den Riesen von neuem an, aber er konnte ihm nur wenig anhaben, obgleich er ihm mit seinem guten Schwerte viele Wunden schlug. Denn der Riese hatte ein Balsambüchslein an seinem Gürtel hängen, wenn er damit die Wunden bestrich, so waren sie augenblicklich wieder heil und er war so frisch und ganz, wie zuvor. Endlich, da keiner der Kämpfer den Anderen bezwingen konnte, machten sie Waffenstillstand bis zum anderen Tage, schüttelten sich die Hände und gingen mitsammen in des Königs Schloß, wobei sich der Riese nicht wenig bücken mußte, um durch's Thor zu kommen. In dem Schloßhofe wurde geschmauset und gezecht, weil kein Zimmer groß genug war, den Riesen aufzunehmen. Es war demselben aber behaglich zu Muth, und, vom Weine berauscht, gestand er die geheime Kraft seines Balsambüchsleins. Dennoch fürchtete Ritter Julius ihn nicht, sondern meinte, er wolle ihm trotzdem schon obsiegen. Es kam aber nicht mehr zum Kampfe, weil sich etwas zutrug, was den Riesen

Digitized by Google

auf andere Gedanken brachte. In der Nacht ruhete er auf einem Lager von zweihundert Fuder Laub und Heu. Sein Kopfkissen trug er selber bei sich; es bestand aus drei zusammengenähten Pferdehäuten, mit Wollshaaren ausgefüllt, und zu seiner Ueberdecke ließ der König alle Pferdedecken im Marstall zusammenheften und in den Garten bringen, wo er schlief.

Die Sorge, die man um ihn trug, verwandelte des Riesen grimmiges Herz und machte ihn ganz freundlich und zum Frieden geneigt. Auch mochte er wohl das scharfe Schwert des Ritters Julius fürchten, der ihm so mannhaft zugesetzt.

Am Morgen nun, nachdem der Riese geschnarcht, daß alle Fenster des Schlosses gebebt hatten, kam der Einsiedler Paul in das Schloß und brachte einen Brief, auf Baumrinde geschrieben, welchen er in die eigenen Hände des Riesen liefern wollte. Man führte ihn zu ihm, und er verkündigte demselben, daß der Brief ein Absageschreiben wäre von einem Riesen, der noch größer sei, als Scharmak, und mit ihm kämpfen wolle. Sein Name wäre Millmoth und draußen harre er vor der Stadt.

Alsbald sprang Scharmak wüthend auf, legte seine Waffen an, eilte hinaus in's Freie, und traf mit seinem Gegner zusammen. Millmoth war um acht Köpfe länger und dicker und stärker, als der Riese Scharmak; aber doch griff dieser ihn muthig an, und rief ihm zu, daß er den Frevel, ihn herauszufordern, mit dem Tode bezahlen müsse. Mit diesen Worten fuhren sie wie zwei Berge zusammen und ihre Streiche brausten in der Luft, wie Glockenklang. Es fehlte auch keiner des andern, und wenn ihre Streiche gewöhnliche Menschen getroffen hätten, so wäre auf jeden Streich Einer dahin gefallen. Sie brüllten vor Zorn und Eifer wie Stiere, und es war erschrecklich, wie starke Schläge einer dem andern versetzte. In diesem Kampfe brach Millmoth seine Stange mitten entzwei; er zog demnach sein Schwert heraus, und dies funkelte so hell, als blitzte es in der Luft. Scharmak aber hielt sich trefflich, und schmiß mit seiner Stange Millmoths Schwert in zwei Theile. Da mußte sich Millmoth auf die Flucht machen und er sprang in drei Sprüngen zu Schildheiß über die Mauer und in ein tiefes Gewölbe. Aber Scharmak eilte bald nach, und stieß mit seiner Stange so lange in das Loch, bis Millmoth mit gräulichem Geheule sein Leben endete.

Nachdem dies geschehen war, machte Scharmak mit Ritter Julius und dem König Eginhard Friede, ließ sich taufen, wurde im Lande Oberhauptmann und lebte fortan gar ehrlich. Ritter Julius aber machte mit Prinzessin Adelheid Hochzeit, wie auch der Ritter vom Tannenbaum mit einem schönen Hoffräulein, und Alle wurden sehr glücklich und lebten in gutem Frieden. So lange Scharmak Landeshauptmann war, getraute sich kein Feind, nach Böhmen zu kommen, und so genossen denn Alle ihr gutes Glück ungestört und mit großer Behaglichkeit.

Hiermit endigt die Riesengeschichte, und es wird nur noch berichtet, daß die Bürger von Prag den todten Millmoth aus dem Gewölbe schafften und zur Schau im Lande herumführten. Seine Augenbraunen hatten so viele Haare, daß man damit zwölf Sessel ausstopfen konnte; ein Backenzahn von ihm wog achtzig Pfund; aus seinen Fingernägeln konnte man Schaufeln und Pflugscharen machen. Seine Schienbeine waren so groß, daß man eins über die Moldau legte, und da konnte man mit Roß und Wagen durch die Röhre fahren. Aus seinem Fingerringe hat man einen Glockenköppel gegossen und aus seiner Sturmhaube eine große Glocke gemacht. Sein Schild diente in Prag zu einer Tafel, daran dreißig Menschen geräumlich sitzen und speisen konnten. Sonst meldet die Historie nichts von ihm, außer noch, daß er ein Weib gehabt, eben so groß als er, und schier noch größer. — Da können wir kleinen Leute froh sein, daß die großen Riesen ausgestorben sind, denn sonst würden sie uns nicht lange am Leben lassen! — —

Batavia.

In luftigem Gemache saßen drei kräftige Männer, von denen zweie unter dem Einfluß der draußen glühenden Julihitze sichtlich litten. Der Dritte, in weißen Shirting weit und fremdartig gekleidet, rauchte seine feine Zigarre mit allem Behagen, und trank zuweilen einen Schluck Grog dazu, wenn seine Gesellschafter Limonade in Menge genossen. Wahrlich, eine tropische Gluth, seufzte der Dicke, den der schwarze Anzug und die gemessenen Bewegungen als Theologen bezeichneten. — Wenn's nicht bald kühler wird, lallte der Zweite apathisch, so hänge ich mich um, oder bringe mich sonst auf! Ich finde es ganz angenehm, lächelte der Raucher, und Euer Elend macht Ihr Euch zur Hälfte selbst! Wie so? frug Wilhelm, der Theologe.

Ihr steckt sehr anständig in wollenen, und sogar dunklen Kleidern, die als sehr gering Wärme leitend, nicht blos die Eigene zurückhalten, sondern sogar die Aeußere aufsaugen, und keineswegs, wie Pelze, den Körper isoliren. Ihr tragt Halsbinden, die an Halseisen erinnern, und trinkt zum Ueberfluß Wasser, als hätte es Prießnitz selbst Euch diktirt. — Das Wasser kühlt und erfrischt, opponirte der Theologe. Für Durst getrunken: allerdings; aber wenn man zur Kühlung und Erfrischung fort trinkt, so muß der Organismus das Uebermaß ausgleichen durch heftigen Schweiß, und die angegriffene Lebenskraft sich so gegen die äußere Oberfläche, die Haut, wenden, daß die innere, der Darmkanal besonders, verlassen ist, und Diarrhöen, Ruhren, Choleraanfälle bei dem Rückfall gelegentlicher Erkältungen oder Gemüthsbewegungen nicht ausbleiben können.

Wir riefkiren doch nicht die Selbstentzündung, wie du, Theuerster, der bei 25° im Schatten seinen Rum fast lauter trinkt, Pfeffer und Senf für sehr mild hält, und hin und wieder ein Stückchen Kampher genießt.

Der sich Tabak einmachen läßt, und spanischen Pfeffer laut, überhudelte der Revisor.

Digitized by Google

Ihr habt leider nicht Unrecht, lächelte der Gescholtene, Vieles ist im hiesigen Klima völlig überflüssig, was ich mir auf Java mit herber Mühe angewöhnen mußte. Ein heißes Land erzwingt heftige innere Reizmittel, die auch, wohl nicht ohne Absicht, in den Tropen ihre Heimath fanden, und welche die gemäßigte Zone mehr oder minder entbehren kann. Ihren Gebrauch zu missen bin ich bis jetzt noch nicht willenstark genug gewesen, und glaube, daß es unklug wäre, es auf einmal zu thun.

Außer deinen Studien scheinst du überhaupt nicht zu Vielem zu kommen, neckte Wilhelm. So hast du uns schon längst von deiner Reise und deinen Erlebnissen auf Java erzählen wollen, ohne mehr zu thun, als unsre Begier durch einzelne Züge aufzureizen.

Auch der Revisor ermunterte sich. Es ist so, wie Wilhelm sagt, stotterte er, jetzt zünd dir ein frisch Sopha an, und setz dich her auf — o, beim Teufel, ich meine eben du sollst uns deine Erzählung abenteuern.

Ich verstehe deinen Kohl schon, lachte der Doctor, und da wir doch einmal Siesta halten, so besorgt Ihr einen ehrlichen Kaffee; dann will ich beginnen.

Ihr wißt, wie die geringen Aussichten, die der praktische Arzt bei uns hat, wie die Wanderlust des Schwaben mich fort trieben nach Holland, wo ich ohne große Beschwerde, für Batavia engagirt wurde. Seereisen werdet Ihr schon genugsam kennen; ich unterlasse es daher billig, die meinige zu beschreiben. Stets weiter hinab sanken die Sterne der Heimath, und fremde Gruppen, deren Stellung und hoher reiner Glanz das tiefste Herz ansprachen, stiegen am dunkeln Blau des Himmels auf. Bald blähete der Südostpassat unsere Segel voll. Die Hitze, die uns unter dem Aequator fast ausgebörrt hatte, sank schnell, und die eintretende Kühle erschien uns kalt, so kalt, daß jeder seine wärmsten Kleider hervorsuchte, um die erschlaffte Haut zu schützen. Die Kaptaube — procellaria capensis — ein zierlicher Taucher mit glänzendweißem, schwarz gestreiftem Gefieder, welche die Matrosen den „Landweiser“ nennen, erschien auf den Raaen und Stengen, und ward freundlich und gastlich bewillkommt. Der „verwünschte Kapitän,“ ein großer, an acht Fuß breiter, einfach schwarzer Seevogel, mit herrlichem steten Flug, und die Schaaren des Albatroß, des größten der Möven von 14, ja 17 Fuß Flugweite, umschwärmten das Schiff, und wurden von den Matrosen, die nach frischer Nahrung lüstern waren, mit Speckbrocken geangelt; das Fleisch war hart, thranig, schwarz, aber doch frisches Fleisch.

Das Kap und seine Stürme vermeidend, gingen wir bis 40° S.B., wo wir einen frischen Südwest fanden, der uns rasch unserm Ziele zuführte. Die Insel St. Paul starrte, eine unnahbare, graue Felswand, aus dem Meer, freundlicher schon war das Eiland Amsterdam, ihr gegenüber; endlich, wie eine blaue Wolke, erschienen uns die Berge von Sumatra, und wenige Stunden nachher Java's lange Küste. Die Prinzeninseln, die Insel Dwarsindeweg (holländisch für Quer im Weg) reizten unsere Ungeduld durch ihren üppigen Pflanzenwuchs und das tausendfältige Leben in ihm, dem wir nahe genug kamen, um jedes Einzelne bemerken zu können, bis die weite Rhede vor Batavia uns endlich aufnahm. Unsere Kanonen brachten dem Wachtschiffe, einem gewaltigen Dreidecker, den üblichen Gruß, und während seiner donnernden Erwiederung rasselte der Anker auf den Grund. In etwa anderthalb Stunden Entfernung dehnte sich Batavia's Sumpfküste hin; näher ihr zu ankern verbieten breite Schlammbänke, und der ihnen entqualmende Pesthauch. Aus ihnen erheben sich flach und kahl die Inselchen Pulu-Dammar, Fackelinsel, wo früher ein Leuchtthurm stand, Pulu-Sakiet, die Krankeninsel, vormals der Ort des Spitals, Pulu-Burong, die Vogelinsel und andere, die trotz des fruchtbarsten Bodens fast unbewohnt sind, weil die Sumpfluft auf ihnen nur Pflanzen und Reptilien leben läßt. Englische, amerikanische, französische Schiffe lagen in malerischen Gruppen um uns her, abenteuerliche, chinesische Djonken, arabische Küstenfahrer, malaiische Proahs reizten mächtig die Neugier, und erfreuten das Auge durch Form und Farben.

Man kann in der dortigen Hitze den europäischen Matrosen die Arbeit des Ruderns nicht zumuthen, es waren also Malaien, die mich an den Boom oder den Hafen brachten. Batavia ward einst die „Perle des Orients“ genannt, aber ihr süßer Schimmer ist erloschen; eingestürzte Gebäude, versumpfte Gräben voller zähem grünen Schlamm, öde todte Gassen sind es, die ein widriges, unheimliches Gefühl, halb Trauer, halb Furcht erwecken. Nur bei Tage, in den Arbeitsstunden, ist Batavia lebendig, dann öffnet der Christ, der Chinese, der Armenier, der Araber seinen Toko oder Laden, der Engrosstist sein Comptoir. Sinkt die Sonne, und erhebt sich der graue Nebel mit seinem Gefolge von Fieber und Tod, so wird hastig Alles geschlossen, und nur Neger und Chinesen bleiben in den zerfallenen Häusern; Alles entsteht der vergiftenden Atmosphäre, und eilt nach Weltevrede, Molenvliet, Koningsplein und Rysswyk, wohin ihr giftiger Hauch nicht reicht. Erst um neun kehren die Equipagen zurück, die hier so nothwendig sind, wie in Europa Schuhe und Stiefel, denn gehen kann bei dieser Gluth nur der Eingeborne.

Die verschiedenen Stämme haben sich in eigene Stadttheile, oder Kamps gesondert. Der Araber ist am abgeschlossensten, stillsten, und Niemand erinnert sich, Einen dieses Stammes, eines Verbrechens halber, vor Gericht gesehen zu haben. Sie sind sehr eifrige Mohamedaner, welches ihnen ein solches Ansehen im Volk gibt, daß sogar die malaiischen Seeräuber, diese Bluthunde, ihre Schiffe unbehelligt lassen. Sie handeln vorzüglich mit edeln Metallen, Steinen und Perlen, welche man oft von wunderbarer Schöne bei ihnen sieht.

Ganz anders nimmt sich der China-Kampong aus, der in der ungesundesten Gegend Batavia's liegt. Handwerker aller Art vollenden mit höchst einfachem Werk-

Digitized by Google

zeug äußerst zierlich und schnell wirkliche Kunstwerke. In den Läden findet man Galanteriesachen, Confituren, Kleider, zwischen Gabrküchen, Fleischbuden, Apotheken, Obststuden u. s. w. Einer dort allgemeinen, sonderbaren Sitte gedenke ich: Auf dem Dache eines jeden Chinesen, der eine unerwachsene Tochter hat, liegt vorn ein großer Topf, mit dem Boden der Straße zugekehrt. Ist das Mädchen erwachsen, so kehrt der Topf die Oeffnung nach vorn, und wird weggenommen, wenn es verheirathet ist. Es sind garstige Herren und Damen, diese Chinesen, mit den großen, tonlosen, gelbgrauen Gesichtern, in denen die Freßwerkzeuge so durchaus dominiren, und eine thierische Sinnlichkeit beurkunden, welche die schiefgeschlitzten, nur halb offenen Augen durch ihr unheimliches Funkeln bestätigen. Der kahlgeschorne Kopf mit dem, aus schmaler Basis entspringenden unendlichen Zopf, und die mächtigen Hängebäuche erhöhen dazu noch das Widrige der Figur. Die Frauen tragen indeß ihr glänzend schwarzes Haar nicht ohne Geschick. Die Chinesen wandern jährlich in Menge aus, und suchen auf den Inseln des ganzen Archipels ihr Fortkommen, was ihnen durch konsequente raffinirte List, der jedes, nur nicht körperlich gefährliche Mittel willkommen ist, auch meistens nicht übel gelingt. Mit kurzen, weiten Beinkleidern, darüber eine Art weiten Kittels, die Kabaye, einen großen, spitzigen Strohhut auf dem Kopf, in der Hand den Pajong, einen sehr praktischen Schirm von gemaltem und geölten Seidenpapier, sieht man sie überall, und nirgend kann der Europäer mit ihnen konkurriren. Alle würden reich, wenn nicht ihr Rouge et noir, das Tpho und Topho, welches sie mit rasender Leidenschaft spielen, sie zuweilen hart schröpfte.

Ich fuhr in vorn und hinten offenen Wagen hinaus nach Welteorede. Man fährt sehr rasch, und dadurch wird bei der Bauart dieser Kazetta ein Luftzug erzeugt, der in jener Gluth unendlich labend ist; tausend würzige Blüthen mit abenteuerlich fremden Kelchen mischen ihm berauschenden Duft. Die Kokospalme wiegt den Fiederstrauß ihrer Krone in hoher Luft; der riesige Bambus, der breite Blattschirm des Pisangs mit seinen erfrischenden Früchten, der Pompelmus- Zitronen- und Süßorangenbaum mit schneeigen Blumen und goldnen Früchten zugleich säumen den Weg und drängen sich zu lieblichen Wäldchen zusammen, in denen Papagaien kreischen und Affen gaukeln. Die Häuser in diesen Erholungsorten sind ziemlich alle in einem Styl erbaut, den seine Zweckmäßigkeit und Eleganz gleich empfiehlt. Groß und geräumig, doch stets nur einstockig, mit plattem Dach, und umgeben von breitem kühlen Säulengang, zwischen dessen schlanken Trägern hellfarbige Rouleaux befestigt sind, steht die Wohnung in zierlichem Boskett. Die Zimmer sind mit dem Luxus und Comfort Asiens und Europa's meublirt, meistens auch mit durchlaufendem lebendig klarem Wasser versehen.

Da liegt der reiche Pflanzer, der Millionen umtreibende Kaufmann auf kühlen schwellenden Polstern, und blickt gleichgültig, apathisch auf die Pracht, die ihn umgibt, und die schwarze Dienerschaft, die seines Winkes lauscht. Das Jasminum sambae hängt von den Säulen, um die es sich rankte, die weißen Dolden, die herrliche Gardenia florida sendet, als Hecke gezogen, die Fülle ihres Duftes, die Volkamerie, die Luberose verhauchen ihren Balsam — nichts erfreut ihn; doch belebt sich der theilnahmlose Blick, wenn er vom fernen Vaterlande und dem ärmeren, doch markigen Leben dort sprechen kann.

Der Oberarzt, dem ich hier meinen Besuch machte, lud mich ein, noch denselben Abend mit ihm eine Festlichkeit der Eingebornen zu betrachten, welches ich natürlich gern annahm. Es ward in einem Palmenwäldchen, dessen Gruppen weitläufig genug waren, dem Treiben Raum zu lassen, gehalten. Durch Fackeln grell beleuchtet, lagerten überall Gruppen halbnackter dunkler Gestalten, den Flammdolch Kris im Gürtel, der den freien Mann bezeichnet. In der Mitte der Scene tanzten die Rongengs, eine Art Bajaderen, die bei keinem Feste fehlen, ihren trägen nggrazjösen Tandak, nach einer schauerlichen Musik, die eine Art Violine mit zwei Saiten, eine mit den Händen geschlagene Trommel, in Begleitung mehrerer metallner Töpfe, an die man mit Stöcken schlug, exekutirten. Anschwellend wurden die Töne greller und wilder, die ganze braune Gesellschaft akkompagnirte in schrillen Mißtönen, die Tänzerinnen bewegten sich lebhafter, aber nicht schöner, wie vorher, bis Alles, Musik, Geschrei, Tanz — in's erste Tempo zurückkehrte. Auch die Schönheit der Rongengs vermag ich, so wie der Javanesen überhaupt, nicht zu preisen. Die Figuren sind unter dem Mittel des europäischen Maßes, dabei aber durchaus nicht zierlich, doch haben sie kleine Hände und Füße. Die Zähne werden den erwachsenen Mädchen abgefeilt, und sind, vom Betelkauen, schwarz, auch hebt die gewöhnliche fleischige Stumpfnase das Gesicht nur wenig.

Nach und nach nur lernte ich, mich in die großentheils vom Bedürfniß diktirten Gewohnheiten des Landes fügen, lernte meine Suppe mit rothem Pfeffer würzen, und ermattet ein Stückchen Kampher nehmen, der, namentlich auf Jagden, wo man doch nicht fahrend schießen kann, eine äußerst angenehme Kühlung gewährt.

Was für Thiere hast du auf Java erlegt, frug Wilhelm.

Nur die Eingebornen im bergigten Innern der Insel, war die Antwort, jagen des Nutzens halber; die Europäer geben sich nur gelegentlich zur Jagd des Matjan, des großen javanischen Tigers, her, da die Eingebornen wenig persönlichen Muth haben und mit Feuerwaffen ziemlich ungeschickt sind. Ich schoß eine Menge seltner Vögel, war aber nur einmal bei einer Tigerjagd in der Nähe von Surabaya. Mit dem Tage hatten wir das Wäldchen umstellt, in welchem das Ungethüm sein Lager hatte, und wurden, nur zwölf Schritt von einander, mit Büchsen aufgestellt. Die Treiber, mit Becken, Trommeln und allen erdenklichen Lärmin-

Digitized by Google

strumenten der javanischen Musik, rückten langsam gegen unsern Halbkreis vor. Der Tiger hatte aber wohl einen ähnlichen Abscheu vor der landüblichen Harmonie, wie ich, und zeigte sich wie eine Schlange durch's Gebüsch gleitend, bald hier, bald da. Endlich erwachte sein Grimm, als eine Kugel ihm das Schultergelenk zerschmettert hatte; mit heulendem Gebrüll, in welchem ich, nach Proportion vergrößert, das Geschrei eines zornigen Katers zu hören glaubte, kam er in weiten Sätzen daher, wobei der zersplitterte Fuß ihn stark hinderte, gerade auf meinen Stand los. —

Ich, ich, rief geängstet der Revisor, wäre davon geklettert, oder auf einen Baum gelaufen!

Mein Nebenmann, fuhr der Arzt fort, war sein Ziel, denn der Tiger soll einen Mann mit Feuerwaffen nur ungern angreifen, wäre doch bei mir wahrscheinlich besser gefahren, denn der Behende wandte sich blitzschnell, und hatte ihm, durch die Gewalt des Gegensprungs unterstützt, eine furchtbar klaffende Wunde mit dem Golock, einer Art Faschinenmesser, gehauen, und gab ihm dann mit dem Dumbac, der Lanze, den Rest. Dann war er aber so erschrocken, daß er sich schier bewußtlos eine derbe Schramme über den Kopf verbinden ließ, und sich erst erholte, als man ihm den Regierungspreis für die Erlegung eines Tigers, zehn spanische Thaler, hinreichte. — Häufiger wird der Matjan in starken Fallen gefangen und zum Kampf mit dem gewaltigen javanischen Büffel, dem Karbau, gehetzt. Die Arena ist ein, mit zähen Bambuspallisaden umzäunter Platz, in den zuerst der schwarze, starke Büffel mit den spitzigen, horizontal hinausstehenden Hörnern, gebracht wird. Der Käfig des Tigers wird herangefahren, und tanzend öffnet ihn ein Häuptling. Der Tiger, in die hinterste Ecke geduckt, bezeugt gewöhnlich nur sehr wenig Lust, vor der hochansehnlichen Versammlung zu erscheinen; doch man stachelt ihn mit spitzigen Stäben, bis er wüthend auf den Kampfplatz setzt. So wie er seinen gefürchteten Gegner erblickt, drückt er sich knurrend die Pallisaden entlang, um ihm, dessen Stärke er wohl kennt, die schwache Seite abzugewinnen und plötzlich in's Genick zu springen. Doch fast stets ist der Karbau der Angreifer; mit tückischer Ruhe ist er dem Feinde langsam, seitlich genaht, und stürzt brüllend, den Schweif erhoben, auf ihn her. Der entwischt ihm geschmeidig, und glaubt nun seinerseits die Blöße des Plumpen benutzen zu müssen; mit weitem Bogensatz wirft er sich dem Büffel auf den Hals, der ihn an die Umzäunung preßt, bis er mit gellem Schrei losläßt. Dem Büffel läuft das Blut blendend über den Kopf, aber nur wilder entflammt seine Kampflust durch den Schmerz der Wunden. Er sucht in unbehelfnem Trott dem Gegner zu nahen, der katzengewandt ihm entschlüpft, bis er abermal den günstigen Augenblick ergreift, dem Tobenden neue tiefe Wunden zu reißen. Fast immer bleibt der Büffel Sieger, und erdrückt den Tiger an den Pallisaden, oder wälzt sich zermalmend über den Angekralten; dann legt er sich erschöpft nieder und stirbt an Blutverlust oder Verletzung der Wirbelsäule, ehe die Zuschauer den Schauplatz ihres grausamen Vergnügens noch verlassen haben.

Es passirt auch, daß der Tiger, nachdem er im ersten Anfall die Gewalt des Büffels erprobt, jedem weiteren Kampf, je toller ihn sein Feind aufsucht, vermeidet, und feig ihm entfliehet. Dann wird brennendes Stroh auf ihn geworfen, heißes Wasser auf ihn geschüttet, Schwärmer nach ihm geschleudert, bis er in verzweifelnder Raserei den Kampf aufnimmt, öfter aber auch über die Pallisaden setzt, sich unter die Zuschauer wirft, und entsetzliches Unheil anrichtet, bis er von den Kris durchbohrt, verendet.

Jetzt trink erst eine Tasse Kaffee, unterbrach gutmüthig der Revisor, da ist Rum, und Zucker hast du in der Flasche.

Dank dir, nickte der Doctor, guten Maschinenkaffee muß man unvermischt trinken — Aber, Pest und Mord! was hast du für einen Hexenthee gebraut?

Da, aus der Büchse — — stotterte der Erschrockene.

O, mein schwarzer Schnupftabak! jammerte Wilhelm — — —

Der Maikäfer.

Es erfüllt mich stets mit großer Betrübniß, wenn ich bei meinen Ausflügen in Feld und Wald, durch Wiesen und Berge, so manches nützliche Thier vertilgen sehe, von welchem der Unverstand meint, es sei den Pflanzen schädlich. So ging mir's vor Kurzem, als ich in den Weinbergen herum stieg, und fast alle Weinbergsgassen mit todten Maulwürfen überdeckt sah. Ueberall sah ich Fallen und Sprenkel aufgestellt, und in einem der höheren Berge, dessen Gipfel von einem Eichen- und Buchenwäldchen bekränzt war, bemerkte ich einen der Winzer sorgfältig Töpfe eingraben. Auf meine Anrede, was er da mache? rief er ganz selbstzufrieden: „Ei, da habe ich Hauptgänge entdeckt, und will nun mit ein Dutzend Töpfen bald meinen Berg ganz von Maulwürfen befreien; beißen diese Berg- und Gartenverwüster doch alle Wurzeln ab! kein Wunder, wenn jetzt nichts mehr gedeihen will, und was der vorjährige harte Winter gelassen hat, jetzt eine Beute der Wühler wird.“ Bei diesen Worten warf er einige getödtete Feinde herab, ich aber stieg zu ihm hinauf, um ihn auf das Unrecht, das er beging, aufmerksam zu machen. Daß der Maulwurf gar kein Wurzelwerk fräße, sondern der eifrigste Vertilger der Regenwürmer und Insektenlarven sei, wollte er gar nicht glauben, da seine Bergantage erst so in Verfall gekommen wäre, seitdem er die Maulwürfe spüre; als ich ihm aber durch ein paar Spatenstiche bewies, daß eine Unzahl von Engerlingen oder Glimmern im Grunde seines Erdreichs versteckt säßen, und diese erst die Maulwürfe herbei gezogen hätten, sah er sein Unrecht ein, und bedauerte es sehr, unverständiger Weise gegen seine besten

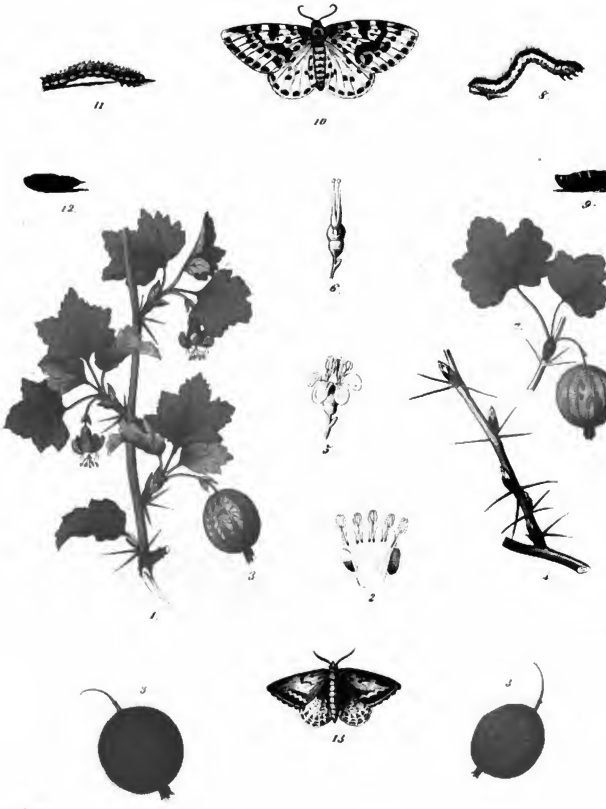
Digitized by Google

Freunde gesündigt zu haben; — daß die Glimmer oder Engerlinge die Larven der sogenannten Maikäfer wären, wollte er aber fast gar nicht glauben, da man im vorigen Jahre fast gar keine solchen Käfer bemerkt hätte. Mit der Naturgeschichte desselben, trotz dem, daß er bei uns der gemeinste Käfer ist, war er ganz unbekannt und verwechselte den Brach- oder Juniuskäfer und den ihm ähnlichen Gartenkäfer durchaus mit ihm, nahm aber meine Belehrung freundlich auf und versprach, die unschuldigen Maulwürfe von jetzt an mehr zu schonen, und nur dann hindernd einzugreifen, wenn sie sich übermäßig vermehren sollten.

Der Maikäfer, Melolontha vulgaris, gehört zur Gattung der Laubkäfer; er ist einen Zoll lang und halb so breit; sein Leib, welcher in eine Spitze ausläuft, ist schwärzlich und kurz behaart; die Einschnitte an den Ringen sind weiß; Brust und Halsschild schwarz und länger behaart; die Flügeldecken, der Vorderrand des Kopfes, die Fühlhörner und Beine sind ziegel- oder braunroth, und erstere haben vier oder fünf erhabenen Längenlinien; die Blätter der Kolbe ist beim Männchen fast doppelt so lang als beim Weibchen. Die Käfer kommen im Mai in Menge aus der Erde hervor, und es sieht sonderbar genug aus, wenn man sie auf den Gartenbeeten oft bis zur Hälfte aus der Erde hervorragen sieht, als wenn sie dort gepflanzt worden wären. So wie sie hervorgekrochen sind, machen sie sich bald auf Laub- und Obstbäume, deren Laub sie abfressen und in manchen Jahren oft stricheweise alle Baumanlagen vernichten. Sie fliegen nur des Abends, tummeln sich summend in der Luft herum, ziehen oft in wolkenähnlichen Zügen von Baum zu Baum, an deren Zweige sie sich klumpenartig anhängen und so lebhaft und gierig nagen, daß man sie oft in ziemlicher Entfernung fressen hört. Wofern die Witterung günstig ist, verweilt der Maikäfer bis Ende Juli, alsdann aber stirbt und verschwindet er gänzlich, oft aber auch schon im Mai, wenn dieser besonders kalt ist und Nachtfröste bringt. Am Tage, wo sie ruhig an den Bäumen sitzen und ganz schlaftrunken erscheinen, sind sie am leichtesten zu fangen und zu vertilgen, wenn man die Bäume schüttelt, die in Masse herunterfallenden Käfer sammelt und sie den Hühnern, Enten oder Schweinen als nahrhaftes Futter vorwirft, oder sie, da sie sehr öhreich sind, auf Oel benützt, zu welchem Zwecke man sie in große Töpfe füllt, diese verkehrt auf andere leere stellt, die oberen mit Feuer umgibt, und so das Oel nach unten von ihnen abzieht. — Zum Sammeln der Maikäfer muß man übrigens schnell bei der Hand sein, ehe sie zum Paaren kommen, weil dann die Weibchen schnell darauf 20—30 länglichrunde, blaßgelbe Eier einzeln in kleine Erdlöcher legen, und dazu am häufigsten Brachäcker, Weinberge und ruhig liegendes Land, oft aber auch Rinder- oder Pferdedung wählen. Das Männchen stirbt wenige Tage nach der Paarung, das Weibchen bald nach dem Eierlegen. — Aus den Eiern kommen die jungen Larven, welche gewöhnlich vier Jahre unter der Erde bleiben, sich bloß von Wurzeln nähren, und sich gern nach solchen Stellen ziehen, wo die Erde socker und recht fett gedüngt ist. Ihre Farbe ist weißgelblich, am Ende des Leibes grau; sie zeigen sich stets in einem krummen Zirkel, so daß der Kopf, welcher vorn einen braunen haarartigen Schild hat, damit er beim Wühlen in der Erde nicht verletzt werde, zwischen den Beinen liegt. Mit den Freßzangen können diese Larven, welche außerordentlich langsam sind, und sich auf freier Fläche beinahe gar nicht fortbewegen können, starke Wurzeln abbeißen. Sie werden, wenn ausgewachsen, anderthalb Zoll lang, erreichen die Dicke eines kleinen Fingers, und haben 6 braune Füße. Die Larve zehrt vom Frühlinge bis Herbst in der Erde, wo sie selten über einen Zoll tief liegt; beim Anfang des Winters geht sie tiefer, und bei strenger und anhaltender Kälte gräbt sie sich oft 10—12 Zoll, auch wohl noch tiefer ein; so tief nämlich die Kälte in den Erdboden dringt. So wie ihr diese auf den Leib geht, fliehet sie tiefer; sobald sie nachläßt, rückt sie wieder vor, und wenn der Erdboden im Frühjahr ganz frei von Frost ist, kommt sie der Oberfläche wieder näher, um ihre Verwüstungen auf's neue wieder anzufangen. — Viele Landleute und Winzer wissen es nicht einmal, daß der weiße dicke Wurm mit den starken Freßzangen, den der Pflug und die Haue so oft zu Tage bringt, die Larve des Maikäfers ist, und daß sie, wenn sie ein Paar derselben tödten, in demselben eine zahlreiche Brut von Maikäfern vernichten. Es ist nichts mehr zu beklagen, als daß in unsern Landschulen die Naturgeschichte der dem Landbau schädlichen Insekten nicht größere Aufmerksamkeit gewidmet wird, da doch aus ihr allein nur auch die Mittel erkannt werden, wie ihnen beizukommen ist. Was nützt es dem Landmann oder Obstzüchter, wenn er im Monat Mai ganze Fässer voll Maikäfer vertilgt und seinem Geflügel und Schweinen vorwirft, wenn er nicht auch an die Larven denkt, die ihm vier Jahre lang in der Erde den größten Schaden thun, das Aufgehen seines Getreides und seiner Gartenfrüchte hindern und seine Weinstöcke und jungen Obstbäume beschädigen; denn die Engerlinge oder Glimmer, gefräßiger als irgend ein andres Insekt, begnügen sich nicht allein mit den Wurzeln der Herbstsaat, sondern fressen auch alle Arten des im Frühjahr gesäeten Getreides hinweg, und sind deklarirte Gartenfeinde, da der reichliche Saft, der im Frühjahr in die Wurzeln der Obstbäume und Reben tritt, sie dorthin lockt und zum Abfressen aller zarten Wurzeln verleitet. Wie groß der Schaden ist, welchen im Mai und Juni die Käfer an allen Bäumen, Hecken und Sträuchern verursachen, weiß jeder Landmann und Gärtner aus Erfahrung, die wenigsten aber glauben, daß der Schaden, den die Larven unterirdisch veranlassen, jenen bei weitem überwiegt.

Die größten unterirdischen Feinde der Maikäferlarven oder Engerlinge sind die Maulwürfe und Spitzmäuse, die man deßhalb auch eher hegen als vertilgen sollte, da sich die Engerlinge nie auf die Oberfläche der

Digitized by Google



Digitized by Google

Erde wagen. Um sie gänzlich zu vernichten, gibt es nur ein Mittel, auf welches uns die Naturgeschichte des Thieres selbst hinweist: sie auszupflügen; denn da sie, wie schon oben bemerkt, im April und Mai, im September und October, kaum einen Zoll tief in der Erde stecken, so sind sie auch nur durch tiefes Pflügen am leichtesten heraus zu bringen, und wie die Erfahrung lehrt, wenn wir nur auf Alles achten wollten, bringt der Pflug um diese Zeit viele hunderte von Engerlingen herauf. Auf allen Feldern bemerken wir um diese Zeit Acker- oder Saatkrähen gesellschaftsweise die Furchen auf und ab ziehen, dem Pfluge folgen, und jene Larven auflesen; aber der Knecht geht ganz gelassen hinter dem Pfluge her, und sieht nach dem, was hinter ihm vorgeht, nicht weiter um; sein Herr, der auf's Feld hinaus kommt, um nach der Arbeit zu sehen, bekümmert sich auch nicht darum, ja verscheucht wohl gar unsinnigerweise die nützlichen Vögel, statt ihrem Beispiele zu folgen und einige Kreuzer daran zu wenden, die ausgepflügten Larven auflesen und vernichten zu lassen; denn taub und gleichgültig ist er, wenn er irgend etwas opfern soll, wofür er den Nutzen erst in der Zukunft erwarten muß. Würde nach jedem Pflügen eine zweite Umackerung mit einer schweren Egge vorgenommen, welche die zurückgebliebenen Larven vollends herausbringen würde; ließe man in dieser Jahreszeit die Dorfjugend und unbeschäftigte Straßenläufer dem Pfluge folgen und die zu Tage gebrachten Engerlinge sammeln, und geschähe dieses überall und mit besonderem Fleiß in jedem Frühjahre und Herbst, so würde man gar bald die Vortheile dieser kleinen Mühe wahrnehmen. Machte es sich ferner jede Gemeinde zum Gesetze, so wie die ersten vollendeten Käfer im Mai aus der Erde hervorkommen, einen Hauptsturm auf dieselben zu machen, so würden auch diese bald völlig getilgt, und die Landschaft viele Jahre lang vor ihrer Brut geschert sein. Wegen ihrer Gefräßigkeit werfen sie sich schaarenweise auf die jungen Pflanzen, Hecken, Bäume und Büsche, und hier hat wiederum die Natur Winke über Winke gegeben, wie und wenn man sich ihrer bemächtigen kann. Die beste Zeit ist früh, beim Sonnenaufgang; dann sind die Käfer von der nächtlichen Kühle noch ganz betäubt, und wegen des starken Thaues getrauen sie sich nicht die Flügel zu entfalten. Man kann sie da zu Tausenden abschütteln und auf Haufen bringen. Eine andere, eben so schickliche Zeit ist die wärmste Mittagsstunde, in welcher sie sich zu paaren pflegen. Dieß Geschäft dauert sehr lange, oft mehrere Tage, und sie sind während desselben so ermattet, daß sie bei der geringsten Erschütterung der Bäume herunter fallen und gesammelt werden können.

Die Ausbildung des Engerlings zum Käfer beginnt im Sommer des vierten Jahres. Die Larve bildet sich in dieser Zeit eine eirunde Höhle, 2—3½ Fuß tief, in der Erde, und verwandelt sich in dieser in eine weiße, nach und nach braun werdende Puppe, an welcher die Gestalt des Käfers schon deutlich zu erkennen ist, und wird endlich im Herbst, oft aber auch erst im nächsten Frühling, zu einem Käfer, der anfangs weich und weiß gelblich ist, und erst nach 10 oder 12 Tagen seine rechte Färbung und Härte erlangt, und nun nur warmes Frühlingswetter erwartet, um herauskriechen zu können. Die Landwirthe sollten sich alle fruchtbaren Maikäferjahre in ihren Büchern anmerken, um bei Zeiten gegen diese Feinde Vorbereitungen treffen zu können, da, wenn ihnen kein Abbruch gethan wird, sie stets nach vier vollen Jahren in vergrößerter Menge ihre Erscheinung machen. Ist z. B. das Jahr 1845 ein Maikäferjahr gewesen, so wird das Jahr 1849, dann wieder 1853 ꝛc. diese Käfer in ungeheurer Menge haben. — Dieses periodische Erscheinen der Maikäfer hat in früheren Zeiten den Aberglauben nicht wenig unterstützt, und die unglaublichen Massen, die oft in manchem Frühjahre erscheinen, und die Bäume so belagern, daß man gar kein Blatt mehr sieht, werden noch jetzt in manchen Gegenden, trotz des verbesserten Schulunterrichts und der fortschreitenden Aufklärung, als ein Vorzeichen vieler und schwerer Krankheiten angesehen, die darauf folgen sollen. Die finsteren Zeiten des Aberglaubens sind, dem Himmel sei Dank, gegenwärtig vorüber, so daß, wenn durch weiße dicke Maden oder Larven (die Engerlinge), welche die Getreidewurzeln abbeißen, ein Mißwachs entsteht, die Unwissenheit sich nicht mehr darauf stützen kann: daß dieses nicht mit rechten Dingen zugehe. Wie nach Olausen's Bericht einst die Lemings oder norwegischen Wandermäuse durch einen förmlichen Exorzismus in den Bann gethan und aus dem Lande verwiesen wurden, hatten, nach „Rettlers Schweizer-Chronik", auch die Maikäferlarven einst einen Prozeß zu bestehen: im Jahre 1479 hatten nämlich die Engerlinge zu Lausanne in dem Getreide so großen Schaden gethan, daß man den Vorfall nicht anders als übernatürlich und als eine Wirkung der Zauberei ansah. Man verklagte die Uebelthäter; die armen Engerlinge kamen in Inquisition als deklarirte Zauberer, und mußten sich's gefallen lassen, in einem weitläuftigen Monitorio vor das geistliche Gericht zu Lausanne zitirt zu werden. Doch war man so billig, ihnen einen Advokaten von Freyburg zuzugestehen. Das Finale war, nach genauer Abhörung beider Parteien, der klagenden Landleute und der angeklagten Engerlinge, diese letztern förmlich in den Bann zu thun. Der Prozeß dauerte Jahre, die Entscheidung und der Ausspruch des Banns fiel in die Zeit der Verwandlung, alle Engerlinge waren verschwunden, rächten sich aber dafür als Maikäfer am Laube der Bäume.

Die Stachelbeere.

(Taf. 48.)

Der allgemein bekannte Stachelbeerstrauch gehört zur Gattung der Krausbeere, Ribes, und zeichnet sich, wie alle Sträucher dieser Gattung, durch die mit einem Buzen versehenen Beeren aus. Der

Digitized by Google

Butzen selbst entsteht, wie bei Aepfel und Birnen, aus dem auf dem Fruchtknoten sitzen bleibenden Kelch. — Der Stachelbeerstrauch, welcher durch die Veredlung in unsern Gärten sich zu sehr vielen und mannigfaltigen Sorten ausgebildet hat, die sich durch rothe, grüne oder gelbe, behaarte oder glatte Früchte und durch Größe und Gestalt der Beeren unterscheiden, zeichnet sich durch seine mit Stacheln besetzten Zweige vor dem Johannisbeerstrauche, einer andern Krausbeerart, aus, und während bei jenem die saftigen Beeren auf traubenartigen Stielen sitzen, sind die Früchte dieser mit kurzen Stielen unmittelbar an den Zweigen befestigt.

Die Stachelbeeren, von denen unsre Tafel vier verschiedene Fruchtarten zeigt, werden, wie die Johannisbeeren, theils roh, theils auf mancherlei Weise zubereitet genossen; gekocht und in gläsernen Flaschen aufbewahrt halten sie sich über den Winter, und dienen als Kompott zur Würzung mancher Speisen; durch Zusatz von Zucker kann man aus dem ausgepreßten Saft einen dem Mosler ähnlichen Wein bereiten, und die unreifen Beeren geben mit etwas Zucker einen lieblichen, herzstärkenden Agrest.

Unter den mannigfachen Arten, die in unsern Weinbergen gefunden werden, scheinen die beiden auf unserer Tafel abgebildeten Arten die Stammsträucher zu sein, und kommen am häufigsten vor.

Die glatte Stachelbeere, Ribes Uva crispa, Fig. 1, 2 und 3, wächst durch ganz Deutschland in Wäldern, wo sie eine Höhe von 2—3 Fuß erreicht, in Gärten aber, mit Sorgfalt gezogen, 5 Fuß und noch höher wird. Der Stengel derselben ist mit gedreiten Stacheln besetzt; der Blumenstiel ist einblumig, und trägt zwei Nebenblättchen, die an der Basis zusammenhängen. Die Blüthe erscheint im April, die Frucht, welche glatt und von verschiedener Größe ist, reift im Sommer. Wild wachsend erreicht der Strauch ein Alter von 6 bis höchstens 10 Jahren; in Gärten gepflegt soll er aber öfters bis zum vierzehnten Jahre reichliche Früchte bringen.

Die rauhe Stachelbeere oder stachliche Johannisbeere, Ribes grossularia, Fig. 4—7, ist völlig wie die vorige gestaltet, derselben in Blatt, Blüthe und Höhe des Stammes gleich, nur sind die Blattstiele derselben behaart, was auf der Zeichnung anzudeuten übersehen wurde, und die Früchte sind, je nach den Spielarten, mehr oder weniger mit dichten Haaren besetzt. Durch die Kultur gewinnen sie außerordentlich, und man hat bereits Früchte von der Größe einer Pflaume gezogen. In England, wo deren Kultur am eifrigsten betrieben wird, hat man, rücksichtlich der Farbe und Größe der Früchte, eine zahlreiche Menge von Spielarten erzeugt, und deren Anbau ist dort ungemein lohnend. Die Aussaat geschieht gleich nach der Reife der Frucht, oft auch erst im nächsten Frühjahr; gewöhnlich aber theilt man den Strauch oder vermehrt ihn durch Wurzelbrut, da die Aussaat zu langwierig ist. In der Wildniß wird der Strauch durch Vögel ausgesäet, die den Samen oft in die entlegensten Gegenden verschleppen. Außer einem schädlichen Mehlthau hat der Stachelbeerstrauch nur zwei Feinde, die ihm öfters Vernichtung drohen und seines Laubes berauben, den Harlekin oder Stachelbeerspanner, und den Weling oder Johannisbeerspanner, die ausschließlich nur von Stachel- und Johannisbeerblättern leben.

Die Raupe des ersteren, der auch geflechter Tiger, Geometra grossularia, genannt wird, Fig. 8, ist 1½ Zoll lang, leicht behaart, weißlich, unten gelb, über den Rücken schwarz geflecht und mit einem schwarzen Kopfe versehen; die Puppe, Fig. 9, ist glänzend schwarzbraun, gelb gestreift; der Schmetterling, Fig. 10, welcher 1½ Zoll groß wird, ist wie die Raupe, weißlich, gelb bandirt und schwarz gefleckt. Er legt seine Eier im Spätsommer an die Unterseite der Blätter; die Raupen entwickeln sich noch im Spätjahr aus denselben, überwintern unter den abgefallenen Blättern auf der Erde, und verpuppen sich erst im nächsten Jahre, kaum 16—18 Tage vor ihrem Auschlüpfen, in einem leichten, an den Stengeln des Strauchs befestigten Gespinnste.

Der Weling oder Johannisbeerspanner, Geometria wavaria, Fig. 13, ist nur wenig über einen Zoll groß, bräulich weißgran, mit vielen dunklen Punkten und Querstreifen, die auf den Oberflügel ein lateinisches V zu bilden scheinen, weßhalb der Schmetterling auch den Namen des Weling, V-Nachtfalters und W-Spanners erhalten hat. Die Raupe, Fig. 11, erscheint vom April bis Juni auf Stachel- und Johannisbeersträuchern; sie ist zolllang, oben blaugrün, unten dunkler, und längs den Seiten zieht sich ein gelbes Band; der Kopf derselben ist grün und der ganze Körper mit fein behaarten schwarzen Wärzchen bedeckt. Vor der Verwandlung ändert sie ihre Farbe in Rothbraun, überwintert, wie die Raupe des vorigen Schmetterlings, unter abgefallenem Laube, verpuppt sich im nächsten Frühjahre unter der Erde in einem leichten Gespinnste, und schlüpft nach zwei bis drei Wochen aus. Die Puppe, Fig. 12, ist hellbraun und glänzend. —

Irrthümer der alten Geologie.

Wohl selten hat eine Wissenschaft in ihrem Entstehen so vielfache Irrthümer zu bekämpfen gehabt, wie die Geologie. Doch waren sie nur selten schädlicher Art, sondern erregen, so ernsthaft und gravitätisch sogar sie meistens auftraten, eher unser Lächeln, welches aber nie spottend werden darf, da wir die Zeit, den Standpunkt nicht vergessen dürfen, dem sie entsprangen. Gar zu gern lacht man über die Irrungen, aus denen doch im Grunde unser Wissen sich aufschwang.

Wie thätig die Phantasie des gemeinen Mannes ist, wenn es gilt, ihm unbekannte Gegenstände verglei-

Digitized by Google

chend zu benennen, wird jeder Sammler bemerken müssen, besonders wenn das Interesse nachhilft, um den Fund interessant zu machen. So ward mir eine große Schieferplatte mit Stamm und reichem Astschmuck eines Pentacriniten, wo rechts und links eine unförmliche Schwefelkiesknolle daneben lag, als — Adam und Eva unter dem Baum der Erkenntniß zum Kauf geboten.

Terebrateln heißen Löwenköpfe; Belemniten Donnerkeule, oder Rappenkegel, eine Korallengattung gilt als Kohlrabe, ein Elephantenzahn für versteinerten Blumenkohl.

Wichtiger wurde die Sache schon, als man alle geheimen und mächtigen Kräfte in herbis, verbis und lapidibus zu suchen begann, wie man Edelsteine nicht blos ihres Glanzes und der Pracht ihres Farbenspiels halber trug, sondern einem Jeden besondere Eigenschaften des Körpers und Geistes dadurch zu dürfen glaubte. Der Diamant gab Weisheit und Großmuth, der Rubin machte beherzt, der Amethyst schützte vor Trunkenheit, der Agat vor Vergiftung. Und auch hiemit begnügte die mystische Medizin des Mittelalters sich nicht, sondern sie wurden in Wasser, Wein, oder gar ekelhaften Flüssigkeiten gesotten, und innerlich gereicht. Kalktuff, der über Reisern, die herausfaulten, abgesetzt war, hat einige Aehnlichkeit mit einem Röhrenknochen, und mußte gegen Knochenbrüche dienen; Nephrit hat seinen Namen von seinem Gebrauch bei Harnübeln; Serpentin, von seiner Heilkraft gegen Schlangenbiß, und noch heute arbeitet man in Sachsens Serpentinbrüchen flach gehöhlte Wärmsteine davon gegen Kolik. Auf den Antillen trägt man Terebrateln in der Tasche gegen das gelbe Fieber, welches die Spanier auch gegen die Cholera erprobten. Schon Plinius erzählt von goldglänzenden Ammonshörnern, die der Gott in Lybien verloren, als die seltensten und kostbarsten Amulette, gegen Unglück und Krankheit! Käme der Weise jetzt zu uns, wie würde er staunen ob der Menge der Hörner, die sich der „Herrscher im Donnergewölk“ — abgerannt in jungen Jahren. — Die Brandenburger nennen Nummuliten — Teufelsgeld; die Ungarn sehen in spitzigen Muscheln, die der Plattenfee aus seinem Grunde aufwühlt und auswirft, versteinte Klauen der Heerde, die einst sammt dem Hirten die Fluth verschlang; der Däne heißt die schönen versteinerten Seeigel, die das Meer an's Ufer spült, Riesenknöpfe.

Häufig trifft man in kleineren Städten Deutschlands, Frankreichs und Englands die Knochen gewaltiger Thiere der Vorwelt, welche der Zufall finden ließ, als Riesengebeine in Rathhäusern oder Kirchen aufgehangen, zuweilen hängt sogar das Portrait des „Grausamlichen“ daneben. Solche Knochen erregten zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich einen gewaltigen Lärm. Dort, wo die Isère der Rhone zufließt, fand man beim Kiesgraben ungeheure Röhrenknochen. Ein Chirurgien - docteur untersuchte sie mit aller Wichtigkeit und Würde, die der Gegenstand erheischte, und erklärte: dies seien die heiligen Gebeine Teutobachs, des riesigen Allemannenfürsten, der, als Gefangener, hier von Jules Cäsar treulos ermordet worden! Er berechnete sogar die Höhe des erlauchten Todten auf 30 Fuß ꝛc. ꝛc. Die Knochen wurden in mehreren Städten für Geld gezeigt, endlich aber, als Mr. le Chirurgien einiger Verwechslungen des Eigenthums angeklagt wurde, in gerichtlichen Gewahrsam genommen.

Nach zwei Jahrhunderten wurde im Justizpalast zu Bordeaux ein alter Saal umgebaut, wobei die erhabenen Gebeine wieder zum Vorschein kamen. Es waren Mastodonknochen!

Anno 1577 wurden bei Luzern Mammuth-Knochen aufgefunden, und ein Professor erklärte sie für — Gebeine aufrührerischer, gefallener Engel! Ihre Größe ward auf 19 Fuß berechnet, die Knochen aber zu „erbawlicher Schaw und Erweckung von frumm Mitleyd“ öffentlich ausgestellt und endlich mit vielem Pomp — begraben.

Im Oeninger Stinkkalk ward das Gerip einer anscheinend rundköpfigen Eidechse von drei Fuß Länge gefunden. Ein Züricher Arzt erklärte es für die Reste eines vorsündfluthlichen Menschen. In seinem 1726 erschienenen Buch Physica sacra nennt er ihn homo, diluvii testis, bestimmt die Länge dieses Herren auf etwas mehr als fünf Fuß, erkennt deutlich „nicht bloß der Knochen Substanz, sondern auch Fleisch und noch weichere Theyl, als welche im Stain verkörperet. So z. B. etwas Uebriges von der Nasen, ein zimlich Stuck vom kläuenden Mäuslein. Anzeichen von der Leber“ ꝛc. Schließlich ruft er pathetisch:

Betrübtes Bein, Gerüst von einem alten Sünder,
Erweiche Sinn und Herz der neuen Boshelt-Kinder.

Zu den neuesten und positivsten geologischen Curiosis gehört jedenfalls der „versteinerte Reiter“ im Walde von Fontainebleau. Einige Knaben waren 1832 einer Jagd nachgelaufen, und glaubten in einer Felsgrotte die Gestalt eines Menschen sammt dem Vordertheil eines Pferdes zu erkennen. Sie hatten ein Stückchen des Cavalier pétrifié abgeschlagen, in welchem ein Apotheker thierischen Stoff erkannte. Nun ward die Sache zur nouveauté lionne. Spekulanten kauften den Felsblock, und erlaubten begreiflich dem Meißel in etwas nachzuhelfen, da einige Menschen leider an wesentlichem Mangel von Phantaste leiden, und doch die Natur nicht alles besorgen kann! Man erkannte nun deutlich einen Menschen, auf der Seite liegend, und mit dem Rücken gegen den Zuschauer gewendet, über einen Pferdehals gebeugt, dessen Kopf unter seinem Arm lag. — Vergebens boten nahmhafte Gelehrte alles auf, den Pöbel zu enttäuschen; es blieb, wie der Anschlag besagte, le Cavalier pétrifié malgré de l'Academie! — Ein Machtspruch des Präfecten wegen Betrugs, mußte der Sache ein Ende machen.

Aeußerst schwierig und gewagt bleibt es immer, Leuten von engem Ideenkreise hierüber sprechen zu wollen. Höchstens versteigen sie sich bis zur Sündfluth, und alles Weitere erscheint ihnen Albernheit,

Digitized by Google

wo nicht — Läſterung, und trotz aller Pfennigblätter und Kreuzerſchriften rathe ich Jedem — aus Erfahrung — zu ſchweigen. Kehre ich, mit Petrefacten beladen, durch ein Dorf heim, ſo nennen die Leute im Bierhaus einen großen Ammoniten: einen Müllerkuchen; kleine: zuſammengewickelte Raupen; Belemniten: Hexenfinger; und glauben, man bereite Arzneien daraus. Ich aber ſchweige, und denke:

Ein Wahn, der ſie beglückt,
Wiegt eine Wahrheit auf, die ſie zu Boden drückt.
Schmidt.

Jagdabenteuer *).

Es war im Winter, der Schnee lag vier oder fünf Fuß tief auf der Ebene und der Jäger, auf welchen ein Wechſel der Witterung wenig Eindruck machte, konnte ſein Wild nur auf Schneeſchuhen verfolgen, als John Cheney, der ſich eine lange Strecke von den Anſiedelungen entfernt hatte, eines Morgens aufbrach, um ſeine Fallen zu unterſuchen, in deren Nähe er ſich oft wochenlang in vollkommener Einſamkeit herumtrieb, und dieſelben leiſe umſchleichend, einen halbverhungerten Wolf erblickte, der, nicht durch die Gegenwart des Jägers eingeſchüchtert, blos ein paar Schritte zurücktrat und dann ſich wendend jede ſeiner Bewegungen beobachtete.

„Ich hätte nun eigentlich," erzählte John, „auf meine Hunde, die nicht weit entfernt ſein konnten, warten ſollen, die Beſtie ſah aber, wie ſie da ſtand, ſo unverſchämt aus, daß ich, obgleich gerade mit keiner überflüſſigen Kugel verſehen, mir doch nicht helfen konnte und feuerte."

Er fehlte, da das Thier in dem Augenblicke, als er abdrückte, zur Seite ſprang und ſich dann, ehe er wieder laden konnte, wüthend und zwar ſo ſchnell auf ihn ſtürzte, daß ſeine Vorderpfoten auf den Schneeſchuhen ſtanden, ehe ſich jener zum Kampfe ſammeln konnte. Der Jäger, durch den tiefen Schnee gehalten, fiel auf den Rücken und hielt nur den Wolf durch die Stöße ſeines Büchſenkolbens von ſich; bald jedoch war die Büchſe gebrochen, und es würde jetzt dem kühnen Streifſchützen übel ergangen ſein, hätte das Thier nicht in wilder Wuth den eiſernen Lauf ſtatt der Kehle des Geſtürzten erfaßt. Dieſen hielt es mit knirſchenden Zähnen; dennoch ſchien das Gefecht zu des Jägers Nachtheil enden zu wollen, da er, halb im Schnee begraben, nur eine ſeiner Hände gebrauchen konnte. Wohl ſchrie er nach ſeinen Hunden; der einzige aber, der ihn hörte, war ein junges noch ungeübtes Thier. Aus einem Dickicht ſtürzend, erblickte er ſeinen Herrn, der, ſcheinbar von der wilden Beſtie beſiegt, hülflos lag, und heulend vor Furcht und Schrecken floh er in den Wald zurück.

*) Aus Chr. Hoffmanns „wilden Scenen," überſetzt von Fr. Gerſtäcker.

„Hätte ich noch eine Kugel übrig gehabt," ſagte Cheney, „ſo würde ich ſie dem Hund nachgeſchickt haben, anſtatt den Wolf damit abzufertigen; in dem Augenblicke erſchien aber ein beſſerer und treuerer Freund auf dem Kampfplatz."

„Alles dieß war in wenigen Sekunden geſchehen; der Wolf hielt noch ſchäumend vor Wuth den eiſernen Lauf zwiſchen den Zähnen, und hatte ihn ſchon einmal meiner Hand entriſſen, als plötzlich wie ein Blitzſtrahl ein anderer Hund zwiſchen uns hineinſprang und über meinen Körper hinweg den Wolf bei der Kehle erfaßte."

„Wie der einmal ſeinen Halt hatte, war kein Gedanke an Freigeben, und die Beſtie ließ den Büchſenlauf fallen, als ob er glühend heiß geweſen wäre, Euren Herzen würde es aber gut gethan haben, den alten Hund zu ſehen, wie er den Kopf des Wolfes in den Schnee drückte, während ich ihm nach Bequemlichkeit den Schädel einſchlug. Ein guter Hieb auf die Hirnſchale genügte, der Schuft zuckte ein Bischen zuſammen, ſtreckte die Hinterläufe und hatte ausgedungert."

„Ich ließ mir die Büchſe ſpäter wieder ſchäften, ſie wollte aber nach dieſem Kampf nicht mehr gerade ſchießen, und ich ſchaffte mir eine Piſtole an, die es, da ſie bequem zu tragen iſt, mir eher möglich macht, eine Art auf meinen langen Wanderungen mitzunehmen und mich dadurch in den Wäldern behaglicher einzurichten."

Manchen Hirſch hat John ſeitdem mit dieſer Piſtole erlegt, und ſonderbar ſieht es aus, wenn er ſie aus der linken Taſche ſeines alten grauen Jagdkittels zieht und das kleinſte Wild damit niederſchießt. Ich ſelbſt bin Zeuge mehrerer ausgezeichneten Schüſſe mit dieſem unanſehnlichen Gewehr geweſen, und ſah einmal, wie er eine Ente auf achtzig Schritt federte.

Räthſel.

Zweite Abtheilung. Beſchreibende Räthſel.

Homonyme.

Was bald vier Füße, bald keinen hat,
Bald drei; ein Thier, ein bewegtlich Gut,
Das oft auf Federn und Schrauben ruht,
Und eine verfehlte menſchliche That;
Ein Gärtner, berüchtigt weit und breit,
Ein Strafwerkzeug aus veralteter Zeit,
Und wer falſch räth, hat es richtig getroffen!
Wie könnteſt du's recht zu errathen hoffen?
J. J. Moſer.

Auflöſung: 4. 5. 17. 2. 14. 3. 10.

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

	Seite
Algen, mit colorirter Tafel	229
Der Ameisenlöwe	248
Azalie, m. col. Taf.	272
Bergsturz von Goldau	126
Der Biber	219
Blaurake, m. col. Taf.	240
Bristol, m. Stahlstich	65
Die Buche, m. col. Taf.	176
Caudebec, m. Stahlst.	129
Chamäleon, m. col. Taf.	119
Dungkäfer, m. col. Taf.	185
Edinburgh, m. Stahlst.	321
Eisvögel, m. col. Taf.	360
Elephant, m. col. Taf.	137
Elloras Höhlen	298
Erzählungen. Ez. Panna	66
— Die Deutschen im Urwald	78
— Dolmen	89
— Bär und Panther, m. Stahlst.	94
— Matrose im Dampfkessel	97
— Dr. Middleton	155
— Bergbau	186
— Die Azoren	189
— Leiden eines Trappers	211
— Ausflug in's Kafferland	216
— Siebenbürgisch Sachsen	225
— Die Prüfglocke	250
— Vergiftete Burgen	285
— Ottera	295
— Die Pußta	301
— Alex. Selkirk	314
— Der Ararat	334
— Der Wildschütz	355
— Batavia	372
Fische, Entwicklung, m. col. Taf.	86
Frankreich	120
Der Fuchs, m. col. Taf.	329
Garbasee, m. Stahlst.	1
Gentianen, m. col. Taf.	81
Geologie, Irrthümer	178
Giraffe, m. col. Taf.	9
Das Glas	209
Gravesend, m. Stahlst.	65
St. Helena	146
Himbeere, m. col. Taf.	48
Hirschkäfer, m. col. Taf.	56
Jagdbilder:	
Der schwimmende Hirsch	6
Jagd am Rio Maroni	129
Löwenjagd, m. Stahlst.	204
Muselthiere	223
Tapirjagd, m. col. Taf.	263
Abenteuer am Orinoco	272
Bärengeschichte	351
Wolfsgeschichte	380
Kamele	179
Kreuzschnabel, mit col. Taf.	172
Die Halbinsel Krim	82
Kulturpflanzen	61
Leben Shakespeares, m. Stahlst.	33
— Carl XIV. Johann	69
— M. Angelo's, m. Stahlst.	97
— Toussaint Louverture	112
— C. P. Oberlampfs	133
— Klopstocks, m. Stahlst.	167
— Bayards	197
— L. da Vinci, m. Stahlst.	225
— G. Stulz	268
— Th. Körners, m. Stahlst.	289
— J. Watts	307
— Napoleons	361
Leuchtthurm in Maine, m. Stahlst.	196
Die Linde, m. col. Taf.	346
Lippfische, m. col. Taf.	337

Digitized by Google

Seite

Maikäfer ... 175
Mandelkrähe, m. col. Taf. ... 240
Mantes, m. Stahlst. ... 128
Der Mißen ... 214

Nashorn, m. col. Taf. ... 74
Nelsons Monument, m. Stahlst. ... 322
New-York, m. Stahlst. ... 193

Oleander, m. col. Taf. ... 215

Paestum, m. Stahlst. ... 4
Der Pappelbaum, m. col. Taf. ... 312
Petrefaktiensammlung ... 333
Bedeutung der Pflanzen ... 244

Räthsel ... 32. 96. 102. 256. 352. 380
Raken, m. col. Taf. ... 240
Die Rautenschlange, m. col. Taf. ... 208
Reyher, m. col. Taf. ... 17

Sahara ... 106
Schlösser in Europa und Asien, m. Stahlst. ... 257
Schmetterlinge:
Ordensbänder, m. col. Taf. ... 24
Admiral, m. col. Taf. ... 154
Trauermantel, m. col. Taf. ... 154
Oleander, m. col. Taf. ... 215
Segelfalter, m. col. Taf. ... 279
Schwalbenschwanz, m. col. Taf. ... 279
Pfauenaugen, m. col. Taf. ... 367
Schnecken, m. col. Taf. ... 249
Schröter, m. col. Taf. ... 56
Steadler, m. col. Taf. ... 50
Der Seebär ... 255

Seite

Seebilder:
Die Meuterei ... 19
Die Rettung ... 68
Subordination ... 149
Der Royal Georg ... 183
Schlacht bei Abukir ... 232
— — Trafalgar ... 236
— — Navarin ... 277
Der Diamant ... 287
Ein Schiffsbrand ... 353
Seeunkraut ... 230
Der Seidenschwanz, m. col. Taf. ... 304
Spanien ... 25
Staatsgefängniß von New-York ... 35
Stachelbeeren, m. col. Taf. ... 377

Die Teufelsmauer ... 91
Der Tunnel ... 32

Virgularie, m. col. Taf. ... 145
Deutsche Volksbücher:
Fortunat ... 11
Fortunats Söhne ... 51
Herzog Ernst ... 140
Griselbis ... 172
Robert der Teufel ... 258
Der Schwanenritter ... 291
Eginhard von Böhmen ... 347
Die Riesengeschichte ... 368

Wallnußbaum, m. col. Taf. ... 297
Der Weinstock, m. col. Taf. ... 100
Wiedehopf, m. col. Taf. ... 111

Zuckerpflanzungen in Martinique ... 280

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YE 06259

M326158

AC30
B8
1846

Digitized by Google

In demselben Verl[illegible] sind ferner neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Salzmann, C. G., Volks- und Jugendschriften, neue, wohlfeile, einzig rechtmäßige Original-Ausgabe; vollständig in 12 Bänden. Subscr.-Pr. 2 thlr. — 3 fl. 36 kr.

Pfyffer zu Neueck, der Spieler; Erzählung für das Volk. br. 10 ngr. — 36 kr.

Rubens, Ferd., der Obstbaumfreund. Leichtfaßlicher Unterricht in der Obstbaumzucht, für Landleute. Mit vielen Abbildungen. br. 20 ngr. — 1 fl. 12 kr.

Schmidlin, Ed., Anleitung zum Botanisiren und zur Anlegung der Pflanzensammlungen, nebst einer leichtfaßlichen Unterweisung im Untersuchen der Pflanzen und einem praktischen Schlüssel zum Auffinden der Gattungen und Arten. br. 22½ ngr. — 1 fl. 30 kr.

Guts-Muths, J. C. F., Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes, für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unschuldiger Jugendfreuden. 4. Auflage, durchgesehen und neu eingeführt von Fr. W. Klumpp. 1 thlr. 15 ngr. — 2 fl. 42 kr.

— — Gymnastik für die Jugend, neu eingeführt von Fr. W. Klumpp. 3. Aufl. 1 thlr. — 1 fl. 48 kr.

Berge, Fr., Käferbuch oder allgemeine und specielle Naturgeschichte der Käfer, mit vorzüglicher Rücksicht auf die europäischen Gattungen. Nebst der Anweisung, [illegible] zu sammeln, zuzubereiten und aufzubewahren. Mit 1315 col. Abbildungen. 4 [illegible] — 9 fl.

— — Schmetterlingsbuch, oder allgemeine und besondere Naturgeschichte der Schmetterlinge. Nebst der Anweisung, sie zu fangen, zu erziehen, zuzubereiten und aufzubewahren. Mit 1100 colorirten Abbildungen. 4. In engl. Leinwand solid gebunden. [illegible] 10 fl. 48 kr.

Schmidlin, Ed., die bürgerliche Gartenkunst, oder praktische Anleitung zur [illegible] Anlage, Eintheilung und Bestellung der Haus- und Wirthschaftsgärten [illegible] mit 24 Tafeln. Steif br. 2 thlr. — 3 fl. 36 kr.

Fr. Berge und Dr. **V. A. Riecke**, Giftpflanzenbuch, oder allgemeine und besondere Naturgeschichte der inländischen und wichtigsten ausländischen phanerogamischen und kryptogamischen Giftgewächse. Mit treuen (color.) Abbildungen sämmtlicher inländischen und vieler ausländischen Gattungen. Vollständig in 12 Lieferungen. 6 thlr. — 10 fl. 48 kr.

Dr. **Schmidt**, Petrefactenbuch, oder allgemeine und besondere Versteinerungskunde, mit Berücksichtigung der Lagerungsverhältnisse besonders in Deutschland. 22 Bogen mit 57 colorirten und 7 schwarzen Tafeln. 5 thlr. — 8 fl.

Buch der Welt, ein Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus dem Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre ꝛc. Jährlich 12 Lief. in 4., mit 36 Taf. prachtvoll color., 12 Taf. schwarze Abbildungen und vielen Original-Holzschnitten. Jahrgang 1842, 1843, 1844 und 1845. Preis für jeden Jahrgang 4½ thlr. — 7 fl. 12 kr.